PRESENTED TO
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
By Mr. C. M. Burton,
Ap. 1889

AE
27
.C77
1816

Digitized by Google

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

34112

für

gebildete Stände.

Erster Band.

A bis Boyle.

Neue vollständigere Auflage.

Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1816.

Digitized by Google

Vorrede.

Ueber den Werth des Conversations-Lexicons ist in ganz Deutschland nur eine Stimme. Indem es alle Gegenstände der wissenschaftlichen Erkenntniß, in so ferne dieselben ein Interesse im Leben darbieten, umfaßt, und sie zugleich mit Gründlichkeit und in einer klaren und lebendigen Darstellung erörtert, erscheint es als ein encyklopädisches Handbuch von unermeßlichem Umfange und Reichthum, und es bewähret sich in ihm auf gleiche Weise, was deutscher Geist und deutscher Fleiß bei großen literarischen Unternehmungen zu leisten vermögen. Der eigentliche Zweck desselben, eine Niederlage aller derjenigen Kenntnisse zu seyn, die in den Kreisen gebildeter Menschen die Objecte der Aufmerksamkeit und der Mittheilung ausmachen, und in allen Fällen, in denen man Belehrung in jenen Kenntnissen bedarf, Aufschluß und Unterricht zu gewähren, wird dadurch auf das vollkommenste erreicht, und es kann kaum in irgend einem wissenschaftlichen Fache einen Gegenstand von allgemeinem Interesse geben, über den nicht hier der Welt- und Geschäftsmann, der heranreifende Jüngling, das gebildete Frauenzimmer, und überhaupt jeder, der nach Licht und Klarheit der Begriffe, so wie nach Erweiterung seines Gesichtskreises strebt, die befriedigendste Aufklärung erlangen sollte. Aber auch der eigentliche Gelehrte findet hier ein treffliches Hülfs- und Erleichterungsmittel seiner Studien, indem jeder Gegenstand nicht blos in gewöhnlicher populairer Manier oberflächlich berührt, sondern mit wissenschaftlichem Blicke aus seinen Gründen entwickelt, und überall der Punkt bezeichnet ist, der durch die neuesten Forschungen und Entdeckungen erreicht worden. So erscheint denn diß Buch, das der vereinte Fleiß vieler ausgezeichneter deutscher Gelehrten hervorgebracht hat, durch die darin realisirte Vereinigung der Gründlichkeit und der Klarheit, der wissen-

schaftlichen Tendenz und der Gemeinnützigkeit, als ein Werk von eigenthümlicher Vortrefflichkeit, und man kann bei dem Reichthum seines Inhalts in strengem Sinne von demselben sagen, daß es eine ganze Bibliothek entbehrlich mache.

Die gegenwärtige neue Ausgabe unterscheidet sich durch wesentliche Verbesserungen von der dritten, deren Erscheinung im J. 1814 begann, und in der also die großen Ereignisse, die seit dem russischen Feldzuge die Gestalt von Europa verändert haben, entweder gar nicht oder nur ohne Bezeichnung ihrer Folgen, bemerkt werden konnten. In der hier erscheinenden Auflage dagegen ist die neueste Geschichte von der besagten Epoche an vollständig nachgetragen, alles Merkwürdige, was sich in dem politischen, militärischen und literarischen Leben begeben, erzählt, der veränderte Besitz und Zustand der Länder und Städte angezeigt, alles auf den Stand des jetzigen Augenblicks zurück geführt, und mancher neue Artikel beigefügt, eine Menge der alten aber fortgesetzt, erweitert oder ganz umgearbeitet worden; so daß nun der Leser hier alles beisammen findet, was ihn in Hinsicht auf die Geschichte der letzten verhängnißvollen Jahre und auf die in der politischen Geographie durch die neuesten Verträge statt gehabten Veränderungen nur irgend interessiren kann. Wie viel in dieser Hinsicht geleistet worden, mögen schon im ersten Bande die Artikel Alexander I., Arcis sur Aube, August Friedrich (König von Sachsen), Bar sur Aube, Bayern, la belle Alliance, Berthier, Blücher, Bonaparte (Lucian) und viele andere beweisen. — Ueberdieß sind auch mehrere die frühere Geschichte betreffende Artikel durch Berichtigung der eingeschlichenen Fehler oder durch zweckmässige Zusätze verbessert worden.

Conversations = Lexicon.

Erster Theil.

A bis Boyle.

Nachricht.

Von den zehn Bänden, woraus dieses Werk besteht, erscheint in gegenwärtiger Ausgabe:

der	2te	am	15.	Sept.	1816.
=	3te	=	1.	Dec.	—
=	4te	=	14.	Febr.	1817.
=	5te	=	1.	Mai	—
=	6te	=	15.	Jul.	—
=	7te	=	1.	Okt.	—

Nach Beendigung des siebenten Bandes werden die in der Original-Ausgabe noch nicht herausgekommenen drei letzten Bände (vom 8ten bis 10ten) mit gleicher Schnelligkeit, wie die erstern sieben, geliefert.

Der Ladenpreiß ist 2 fl. rheinisch für jeden Band, wofür diese einzeln, ohne Vorausbezahlung, ohne Frachtvergütung oder eine sonstige Erhöhung, durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind.

Die Herren Buchbinder wollen, um das Abziehen des frischen Drucks zu verhüten, beim Schlagen zwischen jeden Bogen Makulatur legen.

A.

A ist auf den französischen Geldsorten das Zeichen, daß sie zu Paris, auf den österreichischen, daß sie zu Wien, auf den preußischen, daß sie zu Berlin, auf den bayerischen, daß sie in Amberg gemünzt worden sind. A. A. ist auf französischen Münzen das Zeichen der Münze zu Metz. A bezeichnet in musikalischer Bedeutung, die sechste diatonische Klangstufe der ersten oder tiefsten Octave unsers Tonsystems. a bezeichnet dieselbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A, hier das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, diese die kleine. $\overline{a}$, mit einem Querstrich oben, bezeichnet die genannte Klangstufe in der dritten, $\overline{\overline{a}}$, mit zwei Querstrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchstabe in ihr so bezeichnet wird, den Namen der eingestrichenen, diese der zweigestrichenen Octave. A dur ist diejenige Tonart der neuern Musik, in welcher die sechste diatonische Stufe a zum Grunde der harten Tonart angenommen wird. Die Töne f, c, g müssen dabei in cis, fis, gis verwandelt werden, um die natürliche Beschaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubarts Charakteristik enthält sie Erklärungen unschuldiger Liebe, Zufriedenheit über seinen Zustand, Hoffnung des Wiedersehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen.

Aachen (französ. Aix la Chapelle), Stadt im preussischen Großherzogthum Niederrhein, im Regierungsdistrict des Herzogthums Jülich zu Cölln, eine ehemalige deutsche Reichsstadt, und dann, während der französischen Occupation, Hauptstadt im Departement der Roer. Sie ist von einem sehr hohen Alter und nennt sich den königlichen Stuhl (die Residenz), von Carl dem Großen her, dessen Grabmal in dem Dom gezeigt wird. Hier wurden die Reichsinsignien, die zur jedesmaligen Kaiserkrönung nach Frankfurt a. M. gebracht werden mußten, aufbewahrt. Nicht weniger berühmt ist sie wegen ihrer warmen Bäder, welche aus fünf Quellen entspringen. Diese ziehen jährlich eine Menge Fremder dahin, und tragen nicht wenig zu dem Wohlstande der Stadt bei. Den 16. Dec. 1792 zog Dumouriez, im Verfolg seines Sieges bei Gemappe, in Aachen ein. Den 2. März 1793 nahm der linke Flügel der österreichischen Armee (welche den Tag vorher unter Coburg die Franzosen in ihren Verschanzungen bei Altenhoven überfallen und zurückgeschlagen hatte) unter dem Feldmarschall, Prinzen Ferdinand von Wirtemberg, die Stadt wieder ein; aber den 23. Sept. 1794 zogen die Franzosen nach der Schlacht bei Sprimont an der Ourte aufs neue ein. Im lüneviller Frieden wurde Aachen an Frankreich abgetreten. Die Zahl der Einwohner wird auf 25,700 angegeben. Man zählt noch jetzt 34 bis 36 Tuchmanufacturen und 18 Nähnadelfabriken; doch sind sie im Sinken, da der Absatz nach dem Auslande sich mit jedem Jahre vermindert. Außerdem verfertigt man hier allerlei Metallwaren, Tapeten, Wollenzeuge u. s. w.

Aachner Friede. Obgleich Carl VI. schon 1713 auf seinen Todesfall die unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekannte Erbfolge-Ordnung errichtet hatte, welche von den vornehmsten europäischen Mächten garantirt wurde, so vereinigten sich doch nach seinem 1740 erfolgten Tode vorzüglich Preußen, Frankreich und

Spanien wider dieselbe, (England allein nahm sie in Schutz) und unterstützten die Ansprüche, die das Haus Bayern wider Maria Theresia, Carls VI. Tochter und Gemahlin des Großherzogs von Toscana, auf die österreichische Erbfolge machte. Die vereinigten Mächte stritten mit Glück, und es war ihnen, vorzüglich durch die Klugheit des nach Deutschland abgesandten Marschalls Belle-Isle, sogar gelungen, den Churfürsten Carl Albrecht von Bayern, unter dem Namen Carl VII., auf den Kaiserthron zu setzen. Carls Glück änderte sich jedoch zu seinem Nachtheil, und er mußte bis kurz vor seinem Tode (welcher im Anfange des Jahrs 1745 erfolgte) sein Land in österreichischen Händen sehen. Als sich nun nach Carls VII. Tode sein Sohn bewogen fand, mit der Zurückgabe seiner väterlichen Länder sich zu begnügen, wurde 1745 Mar. Theresiens Gemahl Franz, Großherzog von Toscana, zum Kaiser gewählt, und zu Dresden 1745 mit Preußen, 1748 aber mit den übrigen Mächten zu Aachen Friede geschlossen, vermöge dessen die pragmatische Sanction anerkannt wurde; den einzigen Punkt ausgenommen, daß Don Philipp, Prinz von Spanien, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla bekam. Vergl. Friedensschlüsse.

Aeacus, ein Sohn Jūpiters und der Nymphe Aegīna, der Tochter des Flußgottes Asōpus. Um sie der Rache ihres zürnenden Vaters zu entziehen, erzählt die Fabel, verwandelte Jūpiter sie in eine Insel, deren Herrschaft er dem Aeacus übertrug. Dieser ward um seiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Juno, die eifersüchtig zürnende, hatte einst das Wasser auf der Insel durch eine Schlange vergiften lassen, und die Einwohner starben dahin. Da rief Aeacus Jūpiters Hülfe an, und sah im Traume eine Schaar Ameisen aus einem alten Eichbaume hervorkriechen und sich in Menschen verwandeln. Was ihm ein Traum geschienen, war Wirklichkeit; und so ward durch ein Wunder die Insel bevölkerter als zuvor. Die neuen Einwohner aber nannte man nach ihrer Abstammung Myrmidonen. (Vergl. d. Art.) Mit seiner Gemahlin Endëis zeugte Aeacus den Peleus und Tēlamon. Beide aber wurden von ihrem Vater verbannt, weil sie ihren Bruder Phokus, den jener mit der Nereïde Psāmathe gezeugt, ermordet hatten. Dem Aeacus wurde, nebst dem Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, das Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbesondere die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterstuhle sitzend, mit Krone und Scepter geschmückt; als eigenthümliches Kennzeichen führt er den ihm vom Pluto anvertrauten Höllenschlüssel.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein eigener Canton der Schweiz, der Viehzucht und Akkerbau treibt, auch gute baumwollene Tücher, Strümpfe, Seidenbänder und Kattune fabricirt. Er enthält auf ungefähr 38 Q. M. 133,000 Einwohner, die in 12 Städtchen und 250 Ortschaften wohnen. Das Volk ist souverain und gibt sich selbst seine Gesetze durch seine Stellvertreter im großen Rath, der sich jährlich im Mai versammelt. Der kleine Rath, der immer versammelt ist, besorgt die Verwaltung. Die kleine, aber wohlhabende Hauptstadt Aarau zählt 2000 Einwohner, und war der Sitz der Tagsatzung der reformirten Cantone, nach dem Ausbruch der Revolution aber auf einige Zeit der Sitz der helvetischen Regierung.

Abbé, s. Abt.

Abbilden heißt in der Malerei Gegenstände nach ihren, in die Augen fallenden Beschaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks, in einer bis zur völligen Aehnlichkeit treuen Nachahmung als Bild darstellen. Hierzu gehört eigentlich nur ein mechanisches Talent, daher eine Abbildung, als solche, kein Werk der schönen Kunst genannt werden darf. Hier findet kein Schaffen, sondern nur treues Wiedergeben des Vorhandenen Statt; da aber Nachahmung überhaupt die Basis aller bildenden Kunst ist, so darf man die Abbildung insbesondere als die Basis der Malerei betrachten, deren Heiligthum der geniale Künstler erst dann mit Erfolg betreten wird, wenn er durch sie vorgebildet worden.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller, war 1738 zu Ulm geboren, und entwickelte schon früh seinen Geschmack für die Wissenschaften. Im J. 1756 bezog er die Universität Halle, wo der berühmte Baumgarten ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm eine Wohnung in seinem Hause einräumte. Abbt legte sich besonders auf die Philosophie und Mathematik, der Theologie entsagend, der er sich anfänglich gewidmet hatte. Im J. 1760 ward er als außerordentlicher Professor der Philosophie auf die Universität nach Frankfurt an der Oder berufen, und hier schrieb er mitten im Getümmel des Kriegs seine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland. Das Jahr darauf verlebte er sechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Eulern, mit Mendelsohn und Nicolai in Verbindung trat, und nahm den Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln an. Hier aber ward er dem akademischen Leben abgeneigt, und fing an, die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Im J. 1763 bereis'te er das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher sein Werk **vom Verdienst** heraus, wodurch er seinen Ruhm am meisten begründete. Man findet in demselben erhabene Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche practische Philosophie. Dieser Schrift verdankte Abbt im J. 1765 den Posten eines Hof-, Regierungs- und Consistorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihn mit seiner besondern Freundschaft beehrte. Allein er genoß dieser Auszeichnung nur kurze Zeit, denn schon 1766 starb er in der Blüthe seiner Jahre. Der würdige Graf ließ seinen Freund in seiner eigenen Capelle prachtvoll beerdigen, und setzte eine selbst verfaßte rührende Inschrift auf sein Grab. Abbts Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist, und gewiß würde er einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden seyn, wenn er die reifern Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber so jung er auch den Wissenschaften wieder entrissen ward, so verdient er doch zu denen gerechnet zu werden, die am meisten zur Veredelung der damals so tief herabgewürdigten Deutschen Sprache beitrugen. Sein Ausdruck zeichnet sich durch Anmuth und kraftvolle Kürze auf das vortheilhafteste aus. — Seine sämmtlichen Werke sind nach seinem Tode in sechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden.

Abdera, eine Stadt auf der Thrazischen Küste, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obwohl sie sich rühmte, das Vaterland des Demokritus und Protagoras zu seyn, so war sie doch im Alterthum übel berüchtigt, und galt für den Sitz der Albernheit und Abgeschmacktheit; wie solches Wieland in seinen Abderiten sehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdruck. Hierdurch wird ein in eine harte Masse gearbeitetes Werk der zeichnenden Kunst auf eine weiche Masse übergetragen und so vervielfältigt. Solche Werke liefern die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferstecher, die Holz-, Stein- und Stämpelschneider. Die Werke der beiden erstern werden als Flächen, die Werke der beiden letztern als Erhöhungen und Vertiefungen gearbeitet; daher stellen sich in der Uebertragung die Werke dieser im Relief dar, und es wird eine, selbst der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Masse dazu erfordert; um die Werke jener zu übertragen, muß in die Einschnitte der harten Fläche eine Farbe gebracht werden, die sich der aufgelegten weichen Masse durch den Druck mittheilt. Es gibt eine doppelte Art von Abdrücken: 1. auf Flächen, oder von Kupferstichen und Holzschnitten (Estampe). — Das Werkzeug des Kupferdruckers ist die Kupferpresse. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu stark geleimt seyn, und wird angefeuchtet, doch nicht zu sehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe besser aufnehme, mischt man einige, in warmem Wasser aufgelöste, Loth Alaun in das zum Anfeuchten bestimmte Wasser. Die Schwärze der Kupferdrucker ist feiner als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. erhalten, wo man sie aus Weinhefen bereiten soll. Sie wird auf einem Reibestein mit Firniß, oder dem noch bessern Nußöl gerieben, und zuweilen mit etwas Mastix erhöht. Ist nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, so wird die Platte, wenn es kalt ist, auf einem Rost gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wischt man die Farbe mit einem Linnen behutsam ab, so daß die Oberfläche völlig gereinigt wird, und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem diesen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und Maculatur auf die Tafel der Presse, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten soll, auf, bedeckt auch dieses mit einigen Bogen Maculatur, und macht nun den Druck. Ist die Tafel hinter die Presse gerückt, so nimmt man das Blatt mit dem Abdruck ab, und trocknet diesen, wenn der Kupferstich von Werth ist, auf einer Tafel, sonst auf der Leine. Die Platte wird dann am besten durch Potaschenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den schwarzen Abdrücken giebt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lack, blaue, die mit berliner Blau gemacht werden. Auch kennt man die Kunst, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und diese ist besonders von den Engländern sehr verbessert worden. — Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der sorgfältigen Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung der Platte ab. Die besten Abdrücke finden sich immer unter den ersten Hunderten. Als die vorzüglichsten stehen daher die avant la lettre, d. i. vor der Schrift, in höherem Werthe. Bevor nämlich der Kupferstich seine Unterschrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine gestochene Platte gibt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und diese mehr, als eine in Tuschmanier. Auf eine ähnliche Art wird der Abdruck von einem Holzschnitte gemacht; doch bedarf dieser eine weit geringere Vorbereitung und Sorgfalt. Außer dieser Art Abdrücke giebt es aber 2. auch Abdrücke im Relief, von Münzen und hoch oder tief geschnittenen Steinen (Empreinte). — Münzen und geschnittene Steine haben einen historischen und artistischen Werth, und es ist gar nicht gleichgültig, wie sie vervielfältigt werden. Es kann uns die Nachahmung in Kupferstich

nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunstgenusses verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme oder Münze sichtbar wird, und bedient sich dazu des feinen Siegellacks, des Schwefels, Wachses, Glases und anderer Materien. Abdrücke in glasartige Materien nennt man Pasten.

Abel, der zweite Sohn Adams, war nach der gemeinen Meinung und nach Josephus ein Zwillingsbruder von Caïn. Dieser war Ackersmann, Abel aber Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Caïn die Erstlinge seiner Früchte, Abel die Erstgeburt seiner Heerde. Gott gab zu erkennen, daß Abels Opfer ihm angenehm sey; Caïns Opfer aber verwarf er. Dieser, von Neid ergriffen, ermordete seinen Bruder mitten auf dem Felde. So ward der erste Mord auf Erden vollbracht. Das unschuldige Blut des Gerechten rief zum Himmel, und Gott fragte Caïn, was aus Abel geworden sey. Dieser antwortete, daß er nicht seines Bruders Hüter sey und verheimlichte die That; aber Gott wußte, was geschehen war, und verfluchte den Mörder. — Mehrere Kirchenväter haben geglaubt, daß Abel unverheirathet gestorben sey, und diese Meinung hat zu einer Secte Anlaß gegeben, die unter Arcadius und Honorius in Afrika entstand, sich Abeliten oder Abeloniten nannte, und die Ehe verwarf. Nach dem Berichte einiger Reisenden zeigt man in der Gegend von Damascus sein Grab. Die Kirche führt oft Abels Opfer als Muster eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers an, und Christus selbst nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), ursprünglich Abaillard, ein Geistlicher des Benedictinerordens, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, der seinem Vater Berenger gehörte, geboren. Seine Neigung führte ihn von seinem zartesten Alter zu den Wissenschaften; und um sich ihnen ganz hingeben zu können, überließ er seinen Brüdern das Recht der Erstgeburt und seine Güter. Mit Leichtigkeit studirte er Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie, Jurisprudenz, Theologie, die griechische, hebräische und lateinische Sprache, und ward bald vertraut damit; aber vorzüglich befleißigte er sich der scholastischen Philosophie. Obgleich Bretagne damals ausgezeichnete Gelehrte unter seinen Lehrern zählte, so hatte Abelard doch bald ihre Wissenschaft erschöpft. Er ging daher nach Paris, dessen Universität Schüler aus allen Theilen Europa's herbeizog. Wilhelm von Champeaux war der rüstigste Dialectiker seiner Zeit. Abelard genoß seinen Unterricht und benutzte ihn so trefflich, daß er oft seinen Meister in den damals üblichen Wettstreiten des Witzes und Scharfsinns in Verlegenheit setzte. Der anfänglichen Freundschaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeaux theilten, und Abelard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog sich dem gegen ihn heranziehenden Ungewitter dadurch, daß er schnell Paris verließ und nach Melun ging, wohin sein Ruf bald eine Menge von Jünglingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören und zu bewundern. Da ihn aber auch hier der Neid verfolgte, ging er nach Corbeil, wo er auf gleiche Weise bewundert und verfolgt wurde. Abelard aber achtete der Gefahren nicht, und setzte mit einem Eifer seine Studien fort, der seine Kräfte erschöpfte. Den dringenden Vorstellungen der Aerzte ungern nachgebend, unterbrach er seine Arbeiten, um in seiner Heimath seine Gesundheit wieder herzustellen. Neu gestärkt kehrte er nach zwei Jahren nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinem vormaligen Lehrer und eröffnete eine Schule der Rhetorik, deren Glanz alle übrigen bald ob-

ne Zuhörer ließ. Er lehrte nach und nach Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetsten Schüler; in der Zahl derselben befanden sich der nachmalige Papst Cölestin II., Pierre Lombard, Bischof von Paris, Berenger, Bischof von Poitiers und der heilige Bernhard selbst. — Um dieselbe Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louise oder Heloïse, die Nichte Fulberts, Canonicus von Paris, damals 17 Jahre alt. Wenige Frauen übertrafen sie an Schönheit, keine glich ihr an Geist und Kenntnissen aller Art; man sprach von ihr mit Enthusiasmus. Abelard wünschte diese Zierde ihres Geschlechts kennen zu lernen. Er war damals 39 Jahre alt, und wiewohl diesem Alter glühende Leidenschaften nicht mehr anzugehören pflegen, so entbrannte er doch für Heloïse von so heftiger Liebe, daß er Pflichten, Unterricht und selbst den so heiß ersehnten Ruhm für sie vergaß. Heloïse war für sein Verdienst nicht minder empfänglich. Unter dem Vorwand, ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, sie oft zu besuchen; um sie noch öfter zu sehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tisch. So lebten beide Liebende mehrere Monate höchst glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beschäftigt (denn wie Abelard selbst sagt: plura erant oscula quam sententiae, saepius ad sinum quam ad libros deducebantur manus). Aber dieser heimliche und gefährliche Umgang ward ruchbar; die Verse, in denen Abelard seine Liebe sang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die beiden Liebenden, aber es war zu spät. Heloïse trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte sie, und brachte sie nach Bretagne, wo sie von einem Sohne entbunden ward, der aber bald starb. Jetzt dachte er darauf, sich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt einzuwilligen und Heloïse, die lieber seine Geliebte als seine Gattin seyn wollte, fügte sich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, aber um sie vor dem Publicum zu verheimlichen, blieb Heloïse bei ihrem Oheim, und Abelard in seiner vorigen Wohnung, wo er seine Vorlesungen fortsetzte; sie sahen sich selten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre seiner Nichte nachtheilig sey, und machte es bekannt; Heloïse dagegen, welche Abelards Ruhm höher schätzte als ihre Ehre, läugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte seinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard sie dadurch entzog, daß er sie zum zweiten Mal entführte und nach Argenteuil in ein Kloster brachte. Fulbert glaubte, er wolle sie zwingen, den Schleier zu nehmen, und beschloß eine schreckliche Rache. Gedungene Schurken drangen Nachts in Abelards Zimmer, und während vier derselben ihn an Armen und Beinen hielten, vollzog der fünfte eine schmähliche Verstümmelung, deren unheilbare Wirkung den Rest seiner Tage vergiften mußte. So hart auch diese Schandthat an Fulbert und seinen Miethlingen geahndet wurde, so konnte doch der unglückliche Abelard darin keinen Trost für sich finden. Er trat als Mönch in die Abtei von St. Denys, hier seine Thränen und seine Schmach zu verbergen; Heloïse aber nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit seinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, setzte er seine Vorlesungen wieder fort, zog sich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor dem Concilium von Soisons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß sie für ketzerisch erklärt und Abelard verurtheilt wurde, sie selbst zu verbrennen. Fortgesetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei von St. Denys zu verlas-

sen, und sich in die Gegend von Nogent-sur-Seine zurückzuziehen, wo er auf seine Kosten ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geist weihte und Paraclet nannte. Zum Abt von St. Gildas-de-Ruys ernannt, lud er Heloïsen und ihre Religiosen ein, seine Capelle Paraclet zu bewohnen, und empfing sie dort. Nach einer elfjährigen Trennung sahen sich beide Liebende hier zum ersten Male wieder. Abelard lebte hierauf zu St. Gildas, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbesserungen bemüht, und stets im Kampfe mit seiner Liebe für Heloïsen und mit dem Hasse der Mönche, die selbst sein Leben bedrohten. Ihn noch mehr zu beunruhigen, erneuerte man gegen ihn die Anklagen der Ketzerei. Der heilige Bernhard, der sich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, dessen Geist er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorstellungen seiner Freunde nach, zog Abelards Lehre vor die Kirchenversammlung von Sens 1140, ließ sie vom Papst verdammen und bewirkte sogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papst, vertheidigte sich öffentlich und machte sich nach Rom auf. Auf seiner Durchreise durch Cluny besuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daselbst Abt war. Dieser eben so leutselige als aufgeklärte Gottesgelehrte versöhnte ihn mit seinen Feinden; Abelard aber beschloß, seine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die strengen Entsagungen, die er sich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus seinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte seines Körpers; und er starb als ein Muster klösterlicher Disciplin im J. 1142 in der Abtei St. Marcel unweit Chalons-sur-Saone, 63 Jahre alt. Heloïse erbat sich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraclet begraben, um dereinst an seiner Seite zu ruhen; im J. 1808 aber wurde die Asche Beider in das Museum der französischen Denkmäler nach Paris gebracht. — Gewiß gehört Abelard zu den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts; er war Grammatiker, Redner, Dialectiker, Dichter, Musiker, Philosoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlassen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter seinen Zeitgenossen zu Theil ward. Er glänzte in der Disputirkunst. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und sein Betragen oft anstößig und ärgerlich. Aber so nachsichtig ist das menschliche Herz gegen die Schwachheiten der Liebe, daß Abelard einen großen Theil seines Ruhms eben diesen Schwachheiten verdankt, die ihn vor der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe und das für ihn daraus entsprungene Unglück werden seinen Namen stets der Vergessenheit entreißen, und haben für uns in den Helden eines Romans den Mann verwandelt, den sein Jahrhundert als einen tiefen Gottesgelehrten bewunderte. Seine und Heloïsens Briefe sind im Original und in vielen Uebersetzungen erschienen.

Abend (Westen), die Himmelsgegend, in welcher die Gestirne untergehen. Die bildende Kunst stellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie sie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günstigste Zeit ist, bald als geflügelten Genius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und seine Fackel gegen die Erde senkt. Er bedeutet den Abendstern oder Hesperus, und wird von den Alten zuweilen auf einem dunkelfarbigen Pferde vorgestellt; so wie man ihm ein weißes Pferd gibt, wenn er den Morgenstern, Phosphorus, bedeutet.

Abendmahl ist der heilige Gebrauch der Christen, durch welchen sie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern, und

zugleich ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Gemeinde ablegen. Jesus Christus setzte diesen heiligen Gebrauch bei dem letzten Mahle, das er mit seinen Jüngern hielt, selbst ein; das Brot, welches er nach orientalischer Sitte brach, war ein passendes Sinnbild seines Leibes, der bald zerbrochen werden sollte, und der rothe Wein (denn wahrscheinlich brauchte Christus diese Art Wein, welche in Palästina die gewöhnlichste ist) war ein bezeichnendes Symbol seines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apostel stifteten, ward dieser Gebrauch eingeführt. Im ersten und zweiten Jahrhunderte beging man diesen Ritus allemal bei den sogenannten Liebesmahlen, d. h. bei den Mahlen, welche die sämmtlichen Mitglieder einer Gemeinde so oft, als die Umstände es erlaubten, zu halten pflegten. Als seit dem dritten Jahrhunderte die Gemeinden zahlreicher wurden, hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienstlichen Feier so gehalten, daß alle Anwesende daran Theil nahmen; die Catechumenen indeß, d. h. die Christen, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchristen, welche bei dem Gebete, dem Gesange oder der Predigt zugegen seyn durften, mußten sich, wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welche den Blicken der Ungeweihten zu entziehen sey, betrachtet ward. Bald fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuschreiben, das consecrirte Brot und den consecrirten Wein für mehr als Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brote und dem Weine der Leib und das Blut des Erlösers sich vereinige. Aus dieser Vorstellungsart entsprang endlich die Brotverwandlungs- oder Transsubstantiations-Lehre, welche Paschasius Radbertus im neunten Jahrhunderte auf die Bahn brachte. Nach diesem Dogma nimmt man an, das Brot und der Wein werde durch die Consecration in den Leib und in das Blut Jesu Christi verwandelt, es bleibe nach der Weihung blos die Gestalt und die Figur des Brotes und des Weines übrig, seine Substanz aber, sein Wesen sey ein anderes, sey die Substanz und das Wesen des Leibes Jesu Christi geworden. Obgleich dieses Dogma anfänglich einigen Widerspruch fand, so ward es doch bald allgemein angenommen, und im J. 1215 von dem Papste Innocentius III. auf der vierten lateranischen Synode feierlich bestätigt. Aus diesem Dogma entsprang theils die Anbetung der Hostie, indem man nun den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu versagen, indem man schloß, daß da, wo der Leib Jesu Christi sey, auch sein Blut sey (man nannte das Concomitanz) und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, wo das Blut Jesu Christi unvorsichtig vergossen und dadurch entweiht werden könnte, vermieden wissen, und da es überdies eine Auszeichnung des geistlichen Standes zu seyn schien, wenn er allein das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genösse, so ward die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu entziehen, um so schneller verbreitet. Früher noch, als die Brodtverwandlungslehre aufgenommen war, hatte man angefangen, das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entsprang die Privatmesse, d. h. die heilige Handlung, in welcher der Priester Gott den Leib Jesu Christi als ein unblutiges Opfer darbringt. Nachdem die Meinung von dem Fegefeuer entstanden war, brachte man diese Meinung mit der erwähnten Vorstellungsart von dem Abendmahle als einem Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptsächlich in der Absicht Messen gehalten, um die Seelen der Verstorbe-

nen aus der Qual des Fegefeuers zu erlösen. Schon im siebenten Jahrhundert wurden Privatmessen hie und da gehalten; seit dem neunten Jahrhundert waren sie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Laufe der Zeiten etwas ganz Anderes geworden, als es nach der Absicht des Stifters seyn sollte. Das hatten schon vor der Reformation einige mit der herrschenden Kirche unzufriedene Parteien bemerkt, namentlich die Hussiten im funfzehnten Jahrhunderte, denen auch die basler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art und Weise, wie sie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jesu Christi und von dem Vorbilde der apostolischen Zeiten sich entfernt habe, und beide, die sächsischen und die schweizerischen, Kirchenverbesserer stimmten darin überein, daß sie die Brodtverwandlungslehre und die Messe verwarfen und behaupteten, daß das Abendmahl vor der versammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Gestalt genossen werden müsse. In der Erklärung der Einsetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verschiedenheit ihrer Meinungen über diesen Gegenstand ist der hauptsächlichste Grund der unglücklichen Trennung der lutherischen und der reformirten Kirche geworden. Luther verstand die Worte: das ist mein Leib, eigentlich und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weise verbinde sich der Leib und das Blut Jesu Christi mit dem Brote und dem Weine, so daß der Communicant, in, mit und unter dem Brote und Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlösers empfange. Zwingli dagegen verstand die Einsetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jesus Christus habe sagen wollen, das Blut und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Christi. Ueber diesen Gegenstand ward sowohl zwischen Luther und Zwingli selbst, als auch später zwischen den lutherischen und reformirten Theologen viel und heftig gestritten. Die Vorstellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geistliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Abendmahle angenommen wird, kam zwar dem lutherischen Dogma näher, als Zwingli's Theorie, blieb aber doch wesentlich von ihm verschieden, und fand daher ebenfalls bei den strengen Anhängern Luthers lebhaften Widerspruch. Melanchthon war der calvinischen Vorstellungsart geneigt und eben so dachten viele andere lutherische Theologen, welche von der Gegenpartei Philippisten und Crypto-Calvinisten (geheime Anhänger der calvinischen Lehre) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Crypto-Calvinisten in dem größten Theile der lutherischen Kirche, und verschaffte der echt lutherischen Vorstellungsart den Sieg. In den neuern Zeiten sind die meisten lutherischen Theologen von dieser Vorstellungsart abgekommen, und haben sich zu der reformirten Abendmahlslehre hingeneigt. Die catholische Kirche behauptete fortwährend im Gegensatze gegen die lutherische und reformirte die Brotverwandlungslehre und gab weder die Messe, noch die communionem sub una (die Abendmahlsfeier unter einerlei Gestalt) auf. Die griechische Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateinischen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert sich ihre Vorstellungsart mehr diesem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländischen Christen unterscheiden sich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abenländischen, daß sie gesäuertes, nicht, wie diese, ungesäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. N.

Abensberg. Der neue Kampf Oesterreichs gegen Frankreich im J. 1809 hatte seit zehn Tagen begonnen. Die österreichische Hauptarmee war am 9. April über den Inn gegangen, gegen die Wils und Isar vorgedrungen, hatte Bayerns Hauptstadt besetzt, Landshut genommen und war den bis an die Abens zurückgegangenen Bayern mit Nachdruck gefolgt, während andere Corps zugleich in Tyrol, Italien und ins Herzogthum Warschau eingerückt waren. In allen Ländern, wohin österreichische Waffen kamen, wurden die Bewohner aufgefordert, mit Oesterreich „zum Sprengen der längst geschmiedeten Ketten" — „zur Wiedereroberung der Unabhängigkeit und Nationalehre Deutschlands" sich zu vereinigen. Aber nur in dem getreuen Tyrol fanden Oesterreichs Proclamationen Eingang — in Italien, Warschau und Bayern blieben sie ohne Antwort, König Maximilian Joseph verließ gegen des Erzherzogs Carl einladendes Schreiben das schöne München, und erwartete in Dillingen den Protector des rheinischen Fürstenbundes, der ihm mündlich versprach: „ihn binnen 14 Tagen in seine Residenz zurückzuführen, und ihn zur Rache für die erlittene Beleidigung größer zu machen, als je einer seiner Vorfahren gewesen sey." — Zur Erfüllung dieser Worte bedurfte es eines entscheidenden Sieges über die feindliche Hauptmacht, und um, bei den gegenseitigen Positionen, diesem Siege mit Sicherheit entgegensehen zu können, erst einer vorbereitenden Schlacht. Diese ward geschlagen am 20. April 1809 bei Abensberg, einem Städtchen am Flusse Abens, in dem niederbayerschen Rentamte Straubing. — Schon Tags vorher, am 19., hatten die offensiven Operationen der französisch-bayerisch-würtembergischen Armee angefangen. — An diesem Tage war auf drei Punkten gefochten worden, bei Pfaffenhofen, Tann und Ror, und bei Abach. Die beiden erstern hatten die Vereinigung des Marschalls Oudinot (jetzt Herzog von Reggio) und des Herzogs von Danzig mit dem Herzog von Auerstädt zum Resultat; in dem Gefechte bei Abach behaupteten die Franzosen die Defileen von Postsaal und Abach, dagegen die Oesterreicher bis Dillingen vordrangen; das wichtigere Treffen unter diesen dreien war allerdings das bei Tann und Ror, wo beide Theile das Schlachtfeld behaupteten. An diesem Tage kam Napoleons Hauptquartier nach Vohburg, und das des Erzherzogs Carl nach Egloffsheim. Am folgenden Tage, den 20. April, konnte der französische Kaiser sein Hauptquartier nach Abensberg verlegen, während Carl auf Regensburg marschirte. Zwischen Abensberg und Eckmühl standen der Erzherzog Ludwig und der General Hiller mit 60,000 Mann, welche den linken Flügel der großen österreichischen Armee bildeten. Dieser mußte nach Napoleons Einsicht erst geschlagen werden, ehe er den feindlichen Generalissimus selbst mit Erfolg angreifen zu können hoffen durfte. Er selbst übernahm daher das Commando zu der beschlossenen Schlacht. Am Morgen des 20. recognoscirte er die Stellung der Oesterreicher jenseit Abensberg, und stellte nun die Divisionen Morand und Gudin unter Montebello, die Bayern unter dem Herzoge von Danzig, dem Kronprinzen von Bayern und den Generalen Wrede und Deroi, und die Wirtemberger unter Vandamme und Neubronn gegen die Fronte der Oesterreicher, während er ihnen im Rücken den Herzog von Rivoli mit Oudinot, zur Bedrohung ihrer Communication mit Landshut, detachirt hatte, durch den Herzog von Auerstädt aber die zwischen Abensberg und Regensburg stehenden Corps der Generale Hohenzollern, Rosenberg und Lichtenstein beobachten und abhalten ließ. — In der ganzen französischen Operationslinie standen: 40,000 Mann französische Infanterie in vier Divisionen, 16,000 Mann

Cavallerie, 30,000 Mann Bayern, und 10,000 Mann Würtemberger; das Corps Rivoli's im Rücken betrug wieder 40,000 Mann; diese Schlachtlinie (von Regensburg bis Pfaffenhofen) war acht Meilen lang, dagegen die ihr gegenüber stehenden österreichischen fünf Corps auf sechs Meilen (von Abach bis Au und Wolfersdorf) zusammengedrängt war, folglich leicht umwickelt werden konnte. Die Stärke beider Theile konnte man fast gleich stark, nämlich jeden zwischen 130 bis 140,000 Mann annehmen. Doch nur mit einem Theile seiner Armee wollte Napoleon am 20. April, auf dem einen Punkte der angegebenen Operationslinie, die Schlacht liefern, durch die er den großen Schlag, der ihm den Weg nach Wien bahnen sollte, vorbereiten wollte, und seine Wahl fiel auf die deutschen Bundestruppen, die Bayern und Würtemberger. Er stellte sich an ihre Spitze, versammelte alle Offiziere beider deutschen Corps um sich her und befeuerte sie durch eine kräftige Anrede. — Die Trompeten ertönten — die Schlacht begann. Von der siegburger Brücke aus griff General Wrede eine feindliche Division an, und warf sie aus allen Positionen hinter Siegburg zurück, während Vandamme sie in die rechte Flanke nahm — der Herzog von Danzig marschirte mit den Divisionen Kronprinz und Deroi gegen Neuhausen (nicht Rheinhausen) um die Hauptstraße von Abensberg nach Landshut zu gewinnen, und der Herzog von Montebello durchbrach mit den zwei französischen Divisionen Morand und Gudin den linken Flügel der Oesterreicher, und drückte sie bis Ror und Rotenburg zurück, nachdem er das fünfte und sechste österreichische Corps von einander getrennt hatte. Die Schlacht war gewonnen. Das französische Bulletin nennt acht Fahnen, zwölf Kanonen und 18,000 Gefangene als die Trophäen dieses Tages; der österreichische Bericht gab den Verlust unbedeutend an, und behandelte den Vorfall etwas leichter: „Der Herzog Ludwig und Hiller haben sich zur Deckung von Landshut gegen die Isar gezogen" — Der Rückzug der Oesterreicher ging über Pfaffenhausen, Rottenburg und Hohentann nach Landshut zu, wobei sie vom Herzoge von Montebello von Nor und Rottenburg aus, und von den Herzogen von Danzig und Rivoli von Neuhausen und Pfaffenhofen aus bedroht wurden. — Ueber die Folgen dieser Schlacht verweisen wir auf den Artikel Eckmühl. — I.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig erklärt; als unnatürliche Größe, als einen höheren Grad des Ungewöhnlichen, der an das Ungereimte gränzt, als das falsche Wunderbare, dem es selbst an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt, als das seltsam Thörichte, als das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. — Verlassen von der Etymologie können wir die wahre Bedeutung des Worts entweder durch philosophische Begriffsbegründung oder historische Erläuterung zu erforschen suchen. Letzteres ist hier das Natürlichere. Fragen wir aber, wie sich der Begriff des Abenteuerlichen unter uns gebildet habe, so werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerst erscheint. In diesen sehen wir jene brennende, leidenschaftliche Tapferkeit, welche nach Schlachten wie nach Vergnügen dürstet, und welcher das barbarische Recht des Schwertes das erste Recht der Natur ist. Glut in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen stets den Barbaren in der Jugend seines Nationallebens, wo sein Leiden und Genießen Affect, sein Begehren und Verabscheuen Leidenschaft ist; Gefühl und Einbildungskraft führen in der Seelenstimmung, Stärke und Gewandtheit im Gebrauche körperlicher Kraft bei ihm die Herrschaft.

Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiste vollführt, wechselweises Erstaunen, Bewundern, Schrecken, Grausen, stets aber das Gefühl von Kraft erregend, sind es, die uns als Abenteuer hier begegnen. Es fragt sich jetzt nur, was die Erzählungen von Abenteuern dieser Art abenteuerlich machte. Nach der zwiefachen Gattung solcher Erzählungen müssen wir hier auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterscheiden: die eine Gattung erzählt wahre Begebenheiten, romantisch ausgeschmückt, die andere, fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrscheinlichen und selbst des Möglichen übersliegen. Diese Uebertreibungen gingen bald auch in die romantischen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern keine andern Abenteuer, als von übertriebener Größe zu suchen, und, von dem ursprünglichen Begriff abgegehend, bei dem Abenteuerlichen nur an diese zufällige Uebertreibung zu denken. Aber bald auch hier sich beengt fühlend, gingen die Dichter dieser Art in die Welt des Wunderbaren über, wo ihre Phantasie nach Willkür schallten konnte, und so ward das Abenteuerliche ein unwahrscheinliches Wunderbares. Man ließ, um durch Wunder Bewunderung und Erstaunen zu erregen, seine Helden Abenteuer bestehen, welche zu glauben Verzichtleistung auf den gesunden Verstand erfordert wird. Aber eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbücher, wie der Ritterzeit, war die Galanterie, und diese brachte, verbunden mit dem Fehdegeiste, besonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallend eigene Erscheinungen hervor. Pflicht foderte zum Schutz des weiblichen Geschlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Recht die Thaten nennen, zu denen der Ritter für die Dame seiner Gedanken auszieht, und seinem schwärmerischen Heldenmuth, der alles zu wagen bereit ist, kann es an sonderbaren Ereignissen, seltsamen Verwickelungen, kühnen Wagstücken nicht fehlen. Durch alles dies zeigt sich uns das Abenteuerliche wieder in neuer Gestalt als glücksritterliches Wagen, besonders in Beziehung auf Liebe. So ließe sich aus den Ritterbüchern ein vierfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein einziges zurückzuführen, als das fehlerhafte Romantische, wie es sich in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, worin dies bestehe, finden wir folgende Momente: 1. Schwärmerei für Heroismus, der sich aus Lust in Gefahr stürzt; 2. überspannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3. Mangel an Ueberlegung, und mithin Unangemessenheit der Mittel zum Zwecke; 4. Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Ueberschreiten der Gränzen der Natur, Abweichen von deren ewigen Gesetzen, von der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, und muß also in den Kreis des ungereimt Seltsamen fallen. Alles ungereimt Seltsame ist Erzeugniß einer ausschweifenden Phantasie, welche sich an die Gesetze des Verstandes und der Vernunft nicht bindet; das Abenteuerliche hat das Besondere hiebei, daß es auf das Heroische gerichtet ist, und um Bewunderung buhlt, so daß man, um den Begriff kunstmäßig zu bestimmen, sagen kann, das Abenteuerliche sey das ungereimt Seltsame im Großen und Erhabenen, wodurch es sich eben von allem sonst ungereimt Seltsamen, dem Bizarren, Barokken, Ungereimten überhaupt u. dergl. unterscheidet. Das Glücksritterliche würde dann der niedrigste Grad davon seyn, weil Wagen auf gut Glük immer gefährlich ist, und der Gefahr entgegengehen wenigstens

den Schein von Größe giebt. — Soll sich das Abenteuerliche zum Stoff der schönen Künste, namentlich der Poesie, eignen, so muß es frei und mit Bewußtseyn als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Ariost, Wieland, Sterne geschehen. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komischen oder jenes eigene Vergnügen, welches das Romantische gewährt. Fehlerhaft aber ist das Abenteuerliche, wenn es für groß und erhaben gelten soll, sey es im Stoff, in der Composition, oder im Ausdruck.

Aberglaube ist, der Etymologie nach, jeder falsche Glaube: denn das Wort scheint aus Glaube und dem altdeutschen After, welches so viel als Falsch bedeutet, zusammengesetzt zu seyn. Den Sprachgebrauch aber hat diesem Worte eine engere Bedeutung gegeben und man versteht, wenn man vom Aberglauben redet, namentlich der Fehler derer, welche bei dem Urtheile über die Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängen soll, ihre Vernunft ungeprüften Erscheinungen und Thatsachen blindlings unterwerfen. Die äußern Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängt, sind Gott und die Natur, und daher giebt es theils einen religiösen, theils einen physischen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube sich dadurch, daß er natürliche Wirkungen, deren Ursachen nicht augenblicklich sich entdecken lassen, von unbekannten übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine seltene, mit auffallenden Aeußerungen verbundene Krankheit dem Einflusse eines bösen Geistes zuschreibt, bald dadurch, daß er Erscheinungen, welche zufälliger Weise auf einander gefolgt sind, als verknüpft durch unsichtbaren Zusammenhang betrachtet und z. B. annimmt, ein Comet sey ein Unglücksbote, weil es sich bisweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erscheinung von Cometen unglückliche Zeiten eingetreten sind. Es ist unmöglich, alle verschiedene Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verschiedenen Völkern gefunden werden, zu übersehen und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menschliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Lud.), ein durch seine Schweizerprospecte sehr berühmter Zeichner, geboren 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers Meyer (eines sehr mittelmäßigen Malers) Manier verlassend, (ungeachtet er drei Jahre bei ihm blieb), kam er nach Bern, erhielt hier von Joh. Grimm sehr guten Unterricht, und malte zuerst Bildnisse. Allein seine Neigung für Landschaftsmalerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit seinem Schüler, Zingg, nach Paris, und kehrte, geschätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 starb. Seine colorirten Zeichnungen haben ihm einen bedeutenden Namen erworben, und es ist bekannt, welche Menge Nachahmer er hierin gefunden, von denen aber keiner ihn erreicht, oder gar übertroffen hat, etwa Rieter und Biedermann ausgenommen, von welchen der erstere bis 1777 sein getreuer Gehülfe blieb.

Aberwitz bedeutet, seiner Etymologie nach, je nachdem man es von Afterwitz, Ueberwitz oder Ohnewitz ableiten mag, entweder ein falsches, oder übertriebenes, oder mangelhaftes Wissen. Auch wird das Wort in allen diesen Bedeutungen gebraucht; die Hauptbedeutung aber ist aus allen dreien zusammengesetzt; ein falsches, aber eingebildet höheres Wissen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, so bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unsinn übertriebene Abart desselben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Frapanten haschen, fallen nur zu oft in diesen Fehler. Sie machen Combinationen, die ein gesunder Ver-

stand durchaus mißbilligen muß. Dasselbe ist auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß dieser von eingebildeter Aehnlichkeit verglichener Gegenstände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weise Aehnlichkeiten mit Bewußtseyn macht; daß also dort das Falsche in der irrigen Vorstellung von dem Gegenstande, hier in dem Witze selbst liegt.

Abgaben heißen die sämmtlichen Leistungen, welche die Regierung zur gewissen Deckung des zur Erreichung des Staatszweckes erforderlichen und fortdauernden Staatsaufwandes aus dem Eigenthume der Staatsbürger für die Staatscasse einhebt. Man hat seit undenklichen Zeiten die Abgaben in directe, d. h. solche, die einen gewissen fortdauernden Ertrag geben, z. B. Grundsteuer ꝛc., und in indirecte, d. h. solche, welche einen nur ungewissen Ertrag liefern, z. B. Accise, Zölle ꝛc., abgetheilt. Hingegen die Kenntnisse von der möglichst gleichförmigen Anlegung der Abgaben, ihrem Umfange, ihrer Vollständigkeit, ihrer leichten Uebersicht, ihrer zweckmäßigen Erhebung, und ihrer verhältnißmäßigen Zusammenwirkung auf die Beitragsfähigkeit der Bürger, auf den Grad ihrer wirklichen Beitragsleistung und Beitragsleidung und auf den Nationalwohlstand machen zusammen das Abgabensystem aus. Die allgemeine Grundforderung an ein gutes Abgabensystem besteht also darin, daß es der Erhaltung des Nationalwohlstandes möglichst entspreche. Man wird diese Foderung erfüllen: A) wenn die Abgabensumme nicht zu groß ist; denn der Bürger verliert Erwerbslust und Erwerbsfähigkeit um so mehr, je weniger Ausbeute von seinem reinen Jahreseinkommen ihm die Regierung übrig läßt. Nie aber und in keinem Falle soll die Regierung so weit mit den Abgaben gehen, daß diese das ganze reine Nationaleinkommen hinwegnehmen, und die Bürger genöthigt sind, ihre Capitale, also eine der productiven Kräfte, anzugreifen, worauf nothwendig eine Verminderung des Nationaleinkommens für das nächste Jahr, wo nicht für immer, erfolgen müßte, weil die Größe des Products immer durch die Größe der productiven Kräfte bestimmt wird. Immer müssen die Abgaben im Verhältnisse zu den Kräften der Bürger stehen. Daher gebietet oft die Vorsicht dem Regenten, nicht alle Maßregeln für die Erreichung der Staatszwecke auf einmal einzurichten. Denn es ist immer zu bedenken, daß auch der Wohlstand der Bürger einer der Staatszwecke sey, daß er also bei Erreichung der übrigen Staatszwecke um so mehr mit in Betrachtung gezogen werden müsse, weil sonst auch die andern Staatszwecke nicht vollkommen erreicht werden können, was nur bei einer gemeinschaftlichen Beförderung aller Staatszwecke möglich ist, indem alle in der engsten Verbindung und Wechselwirkung stehen. Endlich ist noch zu bemerken, daß die Größe der Abgabensumme für jedes Jahr so bestimmt werden müsse, daß Nachzahlungen nur bei anhaltenden außerordentlichen Verhältnissen nöthig sind. B) Wenn die Abgabensumme auf die zweckmäßigste Weise angelegt wird. In dieser Rücksicht muß a) jeder beitragsfähige Bürger zur Abgabensumme beitragen; b) die Abgabensumme muß nach der Beitragsfähigkeit der Bürger unter sie vertheilt werden; c) die Besteurung muß den Fleiß und die Industrie nach dem Grade ihrer Zunahme eine Reihe von Jahren hindurch nicht verfolgen; d) keine Abgabe darf der Art nach dem Bürger lästig fallen; e) die Abgabensumme muß durch wohlfeile Erhebung so vollständig als möglich in die Staatscasse fließen; f) jede Abgabe muß von der Beschaffenheit seyn, daß Willkür, Irrthum, Betrug und Parteilichkeit bei ihrer Umlegung und Erhebung vermieden

werden; endlich g) ist eine kleinere Abgabe, die aber eine Reihe von Jahren hindurch fortdauert, besser, als eine größere, die aber nur ein Mal gegeben wird. C) Wenn die Erhebung der angelegten Abgabensumme auf die zweckmäßigste Weise geschieht. Diesen Zweck erreicht der Steuerbeamte, wenn er a) die angelegte Abgabensumme so wohlfeil als möglich erhebt; b) wenn die Abgabensumme in zweckmäßigen Terminen erhoben wird, z. B. auf dem Lande von Michaelis bis Ende April 3/4 aller Abgaben und 1/4 in den übrigen Monaten; in Städten aber vom Januar bis Ende Junius, weil die Städter in diesem Zeitraume den meisten Verdienst und für ihr Hauswesen den wenigsten Aufwand haben, 3/4 und den Rest in den übrigen Monaten; endlich c) muß die angelegte Abgabensumme von öffentlichen Beamten erhoben, keinesweges aber verpachtet werden. Für das ganze Abgabensystem hingegen wirken alle einzelnen Abgaben eines Staates vereinigt so zusammen: 1. daß jeder Bürger eine Abgabe trägt; 2. daß sie theils auf mehrere Gegenstände nach Maßgabe des reinen Privateinkommens fällt, wodurch für jeden einseitigen Abgabendruck gesichert wird; 3. daß manche ein Mal angelegte Abgaben für einen bedeutenden Zeitraum unveränderlich bleiben, z. B. Grundsteuer; 4. daß kein Eindringen in die innern Verhältnisse und kein Aufdecken in tiefer liegenden Einkommensquellen der Bürger veranlaßt wird; 5. muß die Erhebungsart und die Beschaffenheit der Abgabe die unter B bei e und f gemachten Foderungen erfüllen; 6. daß jede Abgabe wegen der Dauer ihrer Objecte auch fortdauernd erhoben werden könne, wodurch Festigkeit des Abgabensystems vorzüglich mit begründet wird. Uebrigens ist über den Werth der Abgaben noch zu bemerken, daß es sich vielleicht nicht entscheiden läßt, ob die öffentlichen Abgaben der politischen Freiheit nicht in eben dem Grade vortheilhaft gewesen sind, in welchem sie die bürgerliche Freiheit beschränkt haben. Wenigstens ist so viel gewiß, daß dadurch die Regierung jederzeit von dem Volke mehr oder weniger politisch abhängig gemacht wird; daß die Entwickelung der Staatsverfassungen eben aus diesem Grunde jederzeit in einer unmittelbaren Verbindung mit der Geschichte der Steuerverfassung steht. Allein diese Abhängigkeit, in welche die Regierung durch das Geldbedürfniß gesetzt wurde, hörte in Europa zu einem großen Theile auf, als das System des Staatscredits der Regierung ein Mittel in die Hände gab, sich, ohne das Volk mit neuen Abgaben unendlich zu belasten, eine Geldmacht zu verschaffen, die, schon ihres nicht zu berechnenden Umfangs wegen, die Ruhe von Europa unaufhörlich bedrohen muß. X.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höchsten, unendlichen, moralischen Wesens, das wir Gott nennen. Die Abgötterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, Idol; ein Wesen, das nicht Gott ist. Die Geschichte lehrt uns, daß der Mensch zu der reinen und ausgebreitetern Idee von dem Unaussprechlichen, ohne höhere Leitung, deren sich die Hebräer und Christen rühmen, nicht anders als mit Zeitverlust und spät gelangt; sie lehrt uns aber auch, daß theils der Eigennutz der Menschen und die daraus entstehende Furcht vor irgend einer unangenehmen Lage in seinem Zustande, theils das Verlangen nach glücklichen Ereignissen die Quelle aller Abgötterei ursprünglich gewesen ist. Die natürlichen Ursachen unglücklicher Ereignisse waren ihnen noch unbekannt, so wie jene des Wachsthums der Früchte, der Wärme, des Lichts, der Winde, des Meeres u. s. w. Ohne sich in eine tiefere Untersuchung einzulassen, schuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorsteher und Vorsteherinnen, und über-

trug ihnen die Obsorge derselben. So verehrte man die Gestirne, Bäume, Steine, Quellen u. dgl. Andere gaben ihren Göttern Menschengestalt, zugleich aber auch menschliche Bedürfnisse, Begierden und Leidenschaften. Daher der Anthropomorphismus. Die Gunst des Gottes suchten sie zu gewinnen, wie man die Gunst des Menschen gewinnt, durch Geschenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen besondern Gott, der nicht der Allvater aller Menschen, sondern nur sein Gott, der Gott eines Mannes, Stammes oder Geschlechts war. Das war noch mehr Grund, sich seinen Gott zuzueignen. Man konnte ihn besitzen. Er nahm einen Platz im Hause ein, und wurde nun buchstäblich ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Gegenwart und Wirksamkeit wurde auf den Ort seines Aufenthalts beschränkt. Er wurde Beschützer und Rathgeber dessen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Krieges; der Gott der Hirten sorgte für die Heerden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbau's und der fruchtbaren Zeiten. Diese Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, welche theils ihren Cultus anordneten, theils ihnen die Wünsche der Menschen vortrugen und diesen Bescheid gaben. Diese Gelegenheit benutzte der Eigennutz. Einzelne gaben sich das Ansehen eines genauen und vertrauten Umgangs mit den Göttern; so entstanden Wahrsagungen und Orakel. — Manche Verständige sahen indeß schon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf die Idee eines einzigen Gottes geführt.

Abguß ist die Nachformung von Werken bildender Kunst, durch Aufgießung einer flüssigen, nachher sich verhärtenden Materie. Man überzieht das Original mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel, am besten aber mit Gyps, und nimmt die Masse, wenn sie darauf erhartet ist, mit Sorgfalt ab. Dies gibt die Form (moule), welche, was im Original vertieft ist, erhaben, und was dort erhaben ist, vertieft enthält. Wird in diese Form wieder eine weiche Masse gegossen, so erhält man durch Abformen ein das Original getreu darstellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird, (plâtre, oder Gyps, bei den Franzosen, nach der Masse, nicht nach der Art des Entstehens). — Da ganze Körper nicht auf einmal abgeformt, weil sonst die Originale nicht herausgenommen werden können, so muß dies stückweise geschehen. Diese Stücke werden beim Abformen sorgfältig zusammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunstwerken jene erhöhten Streifen entstehen, die man Nähte nennt, welche verschnitten und polirt werden. Weil aber dadurch manches verloren gehen kann, zieht man, wenn sie nicht zu bloßer Verzierung dienen sollen, die Abgüsse mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er ist der beste Ersatz für das, was dem Studium und dem Genusse sonst abgehen würde; und es giebt doch auch Abgüsse, die den Originalen in dem, was den Künstler und Kunstfreund zu ihnen führt, so nahe als möglich kommen. Aber um diesen Zweck zu erreichen, wähle man nur Abgüsse, die mit Vorsicht und Kunstkenntniß verfertigt worden sind. Die rostischen in Leipzig sind bekannt. Seitdem in Paris die vorzüglichsten Werke alter bildender Kunst versammelt sind, werden auch dort mit vieler Sorgfalt Abgüsse verfertigt, und man kann dergleichen von allen im Louvre vereinigten Antiken zu sehr billigen Preisen erhalten. — Die Abgüsse aus bloßer Töpfererde werden in stärkern und schwächern Theilen ungleich und verschwinden aus ihren Verhältnissen. 24 Zoll

verkürzen sich um mehr als den sechsten Theil, so daß jugendliche Statuen oder Büsten sich mehr der Kindheit nähern.

Abintestato ist ein Ausdruck, der in juristischer Hinsicht gebraucht wird, um zu bezeichnen, daß einer ohne Testament verstorben ist, und folglich die Erbschaft auf die nächsten natürlichen Erben übergeht.

Abirrung des Lichts. Jacob Bradley, ein berühmter englischer Astronom, entdeckte zuerst um das Jahr 1725, daß alle Fixsterne vermöge einer eigenthümlichen Bewegung jährlich eine Ellipse zu durchlaufen scheinen, deren große mit der Ekliptik parallele Achse 40 Secunden beträgt, die kleinere auf der Ekliptik senkrecht stehende bei den Sternen in der Ekliptik selbst Null, im Pole der Ekliptik aber ebenfalls 40 Secunden ist. Bei weiteren Nachforschungen fand er, daß jene 40 Secunden genau den Bogen der Bahn ausmachen, den die Erde in 16 Minuten Zeit durchläuft; diese Wahrnehmung brachte er mit dem Satze in Verbindung, daß das Licht gerade 16 Minuten brauche, um den Durchmesser der Erdbahn zu durchlaufen. Hieraus folgt denn, daß wir die in der Ekliptik stehenden Sterne, wenn sie in Conjunction mit der Sonne sind, und also hinter ihr und weiter von uns stehen, um 16 Minuten später erblicken müssen, als wenn sie in Opposition, d. i. auf der Seite der Sonne mit unserer Erde und mithin uns um den Durchmesser der Erdbahn näher stehen, und daß wir sie aus eben dem Grunde im erstern Falle um 40 Secunden weniger fortgerückt erblicken, als im letztern, woraus sich die Erscheinung der Abirrung für die in der Ekliptik stehenden Sterne, die statt der Ellipse eine gerade Linie zu beschreiben scheinen, vollkommen erklären läßt. Was die außer der Ekliptik stehenden Sterne betrifft, so fiel Bradley auf den glücklichen Gedanken, die Bewegung des Lichts mit der Bewegung der Erde nach den Gesetzen der Zusammensetzung der Bewegungen zu verbinden und leitete daraus seine Erklärung her. Diese merkwürdige Erscheinung, welche man die Abirrung des Lichts nennt, gibt einen neuen unumstößlichen Beweis für das copernicanische System.

Ablaß ist, nach der catholischen Dogmatik, die Vergebung der Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das sichtbare Haupt der Kirche, der Papst, verwaltet dieses Amt der Schlüssel und von ihm fließen in mannigfacher Modalität die Indulgenzen aus, welche hauptsächlich in temporäre und volle oder totale Indulgenzen getheilt werden. Die Lehre vom Ablaß lehnt sich auf das Dogma von den guten Werken zurück; denn die catholischen Dogmatiker deduciren die Macht der Kirche, Ablaß zu ertheilen, so: Viele Heilige und Fromme hätten mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zur Vergebung ihrer Sünden nöthig gewesen, folglich sich dadurch einen Ueberfluß von Verdienst erworben. Die Summe dieses überflüssigen Verdienstes mache nun einen Schatz der Kirche aus, den der Pabst und die Geistlichkeit den Büssenden zu gute kommen lassen können. Historisch leitet sich der Ablaß von den öffentlichen Pönitenzen und canonischen Strafen her, womit die alte christliche Kirche die Sünder in der Gemeinde und namentlich auch diejenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht bestanden hatten. Diese canonischen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und der Clerus speculativer wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwandeln und mit dem Verderbniß der christlichen Religion wurde dieser Mißbrauch so himmelschreiend, daß er den Anfang der Reformation veranlaßte. Anfangs war der Ressort des Ablasses bloß in Rom selbst und man mußte den Ablaß dort holen. Hier war dieser

Kirchenschatz unter 1505 dortigen Kirchen vertheilt, wovon sieben Hauptkirchen am reichsten von den Päpsten dotirt waren. Man nannte diese Kirchen Stationes indulgentiarum. Am reichsten war die Kirche in Lateran, welcher bei der erneuerten Einweihung so viel Indulgenz-Tage verliehen wurden, als Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen herunterfallen. Der gesammte Indulgenzenschatz der in Rom befindlichen Kirchen betrug über eine Million Tage temporären Ablasses und über 42 volle Indulgenzen, und war sonach unerschöpflich. Als die Päpste mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm, so wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbischöfen und Bischöfen portionsweise verliehen und endlich gar besondere Ablaßkrämer hausiren geschickt. Zu den Kirchen-Jubiläen, welche von 25 zu 25 Jahren gefeiert wurden, galt der Ablaß doppelt, und solche Jubeljahre gaben die beste Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo V. kam 1513 zur Regierung und konnte, da der Bau der Peterskirche seine Finanzen erschöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, weshalb er denn mit dem Churfürsten Albert von Mainz den Ablaßkram für Deutschland a conto meta etablirte, welcher an dem berüchtigten Tezel einen vortrefflichen Hausirer fand. Der harrende Uebelstand zündete Luthers Feuereifer an und die protestantischen Theologen fanden immer im Ablasse eine der schwächsten Seiten der Catholicismus, und selbst die catholischen Stände Deutschlands trugen 1530 beim Kaiser an, daß er den Papst vermögen solle, keine Ablaßbriefe nach Deutschland zu schicken, indem durch solche die ganze catholische Religion zum Spott würde. Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident und zwar in dem letzten Decrete der Versammlung unter die Glaubensartikel aufgenommen, so daß Martius Chemnitius schreibt: „Obgleich alle Vernünftige zu der Weisheit des Concilii das Vertrauen gehabt, es werde diesen schändlichen Mißbrauch verbannen, so habe man doch noch zuletzt (nach Art des Teufels, der mit Hinterlassung eines Gestanks zu verschwinden pflege) diesen Unrath im Lehrgebäude behalten. A.

Ablauf, in der Baukunst, die Ausbeugung einer Linie oder Fläche an ihrem obersten Ende. In der Säulenordnung macht die Ausbeugung oder Aushöhlung der Fläche des Saumes gegen den Obersaum den Ablauf aus. Im bürgerlichen Recht ist der Ablauf die Verfließung des Termins oder einer gesetzten Zeit.

Ablegen oder Absenken ist eine Art der Vermehrung der Pflanzen und gewisser Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geschlechter Statt findet. Unter den Thieren gehören dahin die Regenwürmer, die Naide und insbesondere die Polypen. Bei den Gewächsen ist es eine sehr gewöhnliche Verfahrungsart. Man schneidet Zweige ab, steckt sie in die Erde, wo sie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zweigen und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde, bei hinlänglicher Feuchtigkeit, entwickeln sich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. Diese Zweige, womit man Gewächse vervielfältigen kann, nennt man Schnittlinge. Sehr gut ists, wenn man durch Einschnitte und durch Unterbinden der Rinde Wülste hervorbringt, denn aus diesen treiben desto eher Wurzeln hervor. Uebrigens muß man sie oft anfeuchten und vor der Sonne schützen, weil sonst die zarten, noch wurzellosen Zweige verderben würden. Die sicherste Methode, Ableger zu machen, ist aber die, daß man schickliche Zweige von einem Gewächse niedersenkt und den untersten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies

nicht angeht, steckt man den Zweig durch einen Blumentopf und füllt denselben mit Erde, die ebenfalls feucht erhalten werden muß.

Abprotzen sagt man vom Geschütz, wenn die Protze — das Vordergestell der Laffetirung — von der Laffete, auf welcher die Kanone ruht, durch das Ausknebeln der Protzkette, ausgehoben und seitwärts geführt wird. Das Aufprotzen geschieht, wenn die Kanone gegen die Protze geschoben und der Protzstock oder der Schwanz der Laffete in den Protznagel eingeschoben wird. Ersteres geschieht, wenn man mit dem Geschütz zu feuern anfängt, Letzteres, wenn man zu feuern aufhört und das Geschütz wegführen will.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmtester Patriarch. An ihn knüpfen sich die Geschichte des israelitischen Volks, die denselben von Gott gemachten Verheißungen und die zu seinen Gunsten gewirkten Wunder. Geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zweitausend Jahre vor Christi Geburt, stammte er von Sem, Noahs ältestem Sohn, in der achten Generation. Er verlebte seine ersten Jahre in dem Hause seines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in seiner Familie herrschte. Gehorsam der Stimme Gottes, welche auf seine hohe Bestimmung hindeutend, ihm befahl, sich in dem Lande Canaan niederzulassen, ging er dahin mit seinem Vater, seinem Neffen, und nahm seinen Wohnplatz zu Haran in Mesopotamien. Nach seines Vaters Tode führte er ein unstetes Leben, theils um sich dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für seine zahlreichen Heerden zu finden. Er besuchte Sichem, Bethel und das Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwischen seinen und Loths Knechten führten endlich zwischen beiden eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ließ sich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß vier arabische Anführer Gomorra überfallen und Loth mit seiner ganzen Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte sie Abraham mit seinen 318 Knechten, besiegte sie und befreite seinen Neffen mit allem, was ihm angehörte. Auf seiner Rückkehr von dieser Unternehmung kam Melchisedech, König von Salem und Priester des Allmächtigen, ihm entgegen, bot ihm Brot und Wein dar, und segnete ihn im Namen des Herrn; dafür empfing er den zehnten Theil der gewonnenen Beute. Sara, Abrahams Gattin, war 75 Jahr alt, ohne ihm Kinder geboren zu haben; jede Hoffnung dazu war vermöge ihres Alters verschwunden. Da es aber ein Vorwurf war, ohne Nachkommenschaft zu sterben, bewog sie ihren Gemahl, sich mit ihrer Magd Agar zu verbinden, und diese gebar den Ismael. Doch an dem Sohne einer Sclavin konnten Gottes Verheißungen, nach denen Abraham der Vater eines großen Volks werden und in seinem Namen alle Nationen der Erde gesegnet seyn sollten, nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart und sein Bündniß mit ihm und seinen Nachkommen durch die Beschneidung besiegelt. Schon schien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllung dieser Versprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Gestalt von Reisenden bei ihm einkehrten. Sie waren abgesandt, Sodom und Gomorra für ihre Ruchlosigkeiten zu strafen, und verkündigten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter seyn würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters ward sie schwanger und gebar zu der von dem Engel angegebenen Zeit Isaak. Als derselbe sein 25stes Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abrahams Treue auf eine neue Probe setzen und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und

Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzstoß und sollte den Todesstreich empfangen, als Gott, durch den Gehorsam seines Knechtes befriedigt, seinen aufgehobenen Arm hemmte. Sara starb; Abraham aber heirathete Cethura, welche ihm noch sechs Kinder gebar, und starb selbst 175 Jahre alt. Er ward an Sara's Seite in einer Höhle des Feldes, das er zu seinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beerdigt. — Nicht allein die Juden, sondern auch die Araber leiten ihren Ursprung von diesem Patriarchen ab; die griechische und römische Kirche haben seinen Namen in ihre Legenden gesetzt. Auch im Coran ist von ihm die Rede, und einige mahomedanische Schriftsteller behaupten, daß Abraham auch nach Mekka gereis't sey, und den Tempel daselbst zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben stets sein Grab und sein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in seiner Geschichte die Wahrheit mit der Lüge vermischt.

Abraham a Santa Clara. Dieser wegen der Originalität seines Vortrags zu seiner Zeit berühmte Kanzelredner war 1642 zu Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben geboren und heißt eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unter-Oesterreich 1662 in den Orden der Barfüßer-Augustiner, studirte zu Wien in dem dortigen Kloster seines Ordens Philosophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloster Tapa in Ober-Bayern und wurde 1669 nach Wien als kaiserlicher Hofprediger berufen, in welchem Posten er 1709, 68 alt, starb. Seine Predigten zeichnen sich durch bizarren und burlesken Witz aus und sind mit den seltsamsten Einfällen reichlich ausstaffirt. Diese Eigenschaften, welche zu dem Geist der damaligen Zeit recht wohl paßten, verschafften ihnen fleißige und zahlreiche Zuhörer, und da sie mit einer großen Popularität verbunden sind, blieben sie gewiß nicht ohne Wirkung. Wir führen einige seiner Schriften dem Titel nach an, weil dieser den darin herrschenden Ton hinlänglich charakterisirt. *Huy und Pfuy der Welt*, oder von den Tugenden und Lastern; *Heilsames Gemisch Gemäsch*; *Abraham a Santa Clara ganz neu ausgeheckte Narrennest oder curieuse Werkstatt mancherlei Narren und Närrinnen*; *Reim dich oder ich lies dich nicht*; *gack, gack, gack ein Ey, sagt was die Kirchfahrt und Klostertara sey* u. s. w. Der Verfasser schont mit großer Freimüthigkeit keines Standes und verräth eine Menge von Kenntnissen.

Absicht. Sowohl in der physischen als in der moralischen Welt hat jede Wirkung ihre Ursach, nur geschieht dort mechanisch und bewußtlos, was hier mit freier sich selbst bewußter Thätigkeit geschieht. Dieser allein gebührt der Name *Handlung*, und nur ein vernünftiges Wesen *handelt*. Jede Handlung eines vernünftigen Wesens aber liegt innerhalb der Gränzen von *Absicht* und *Zweck*. Wer handelt, will daß durch seine Handlung etwas wirklich gemacht werden soll, und dieses Etwas ist der Zweck der Handlung; der freiwillige Bestimmungsgrund aber, dieses Etwas wirklich zu machen, die *Absicht*. Man könnte diese auch als den vorgesetzten Zweck erklären. Absicht und Zweck stehen also zu einander in dem Verhältniß, wie Ursach und Wirkung: die Wirkung ist mit Vorbewußtseyn hervorgebracht, die Ursach eine im Willen eines denkenden Wesens und auf Ueberlegung gegründete.

Absolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rücksicht und Beschränkung, das und so ist, was und wie es ist. Es steht dem Relativen entgegen, das nur beziehungsweise und unter Bedingungen gewisse

Beschaffenheiten hat. Das Absolute ist demnach der allgemeinste Vernunftbegriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das schlechterdings Vollendete aus.

Absonderungsvermögen, s. Abstract.

Abstammung des Menschengeschlechts. Ueber die Frage, ob das gesammte Menschengeschlecht von einem einzigen Paare abstamme, wie in der mosaischen Schöpfungsgeschichte erzählt wird, oder ob man eben so viele Stammpaare annehmen müsse, als sich uns Hauptgattungen darbieten, ist vielfältig gestritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tatar und der Samojede, sämmtlich zu einem und demselben Geschlechte gehören, ist dadurch unläugbar bewiesen, daß sie bei der Vermischung eine der weiteren Zeugung fähige Nachkommenschaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermischung von zwei verschiedenen Thiergeschlechtern entsprungenes Geschöpf unfähig ist, sich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. s. w. Aber nicht eben so leicht ist die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der schwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau so wesentlich verschieden sind, von gemeinschaftlichen Aeltern abstammen. Unter diejenigen, welche das ganze Menschengeschlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich Buffon. Wie Pflanzen und Thiere unter verschiedenen Himmelstrichen der Erde ausarten, und ihre ursprüngliche Eigenschaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, so auch der Mensch; und alle Unterschiede der Farbe, des Haars, des Körperbau's sind die Wirkung des verschiedenen Clima's auf der Erde. Kant, der in der Hauptsache gleicher Meinung ist, leitet die Unterschiede der Menschenstämme von gewissen vorgebildeten Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden bestimmten Menschen gelegt habe, um gelegentlich ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen und dieser ihm im Fortgange der Zeugungen gleichsam angeboren scheine. Luft, Sonne, Wasser u. s. w. bringen nur in so fern gewisse Veränderungen des Körpers hervor, als sie Anlaß geben, daß sich gewisse Keime entwickeln, die Gegenwart dieser Keime aber sey nothwendig, da die genannten äußern Ursachen selbst keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat diese Hypothese viel für sich, und gefällt noch mehr als Blumenbachs Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt sich auch folgender Zweifel dagegen erheben. Entweder hat die Natur die präfigurirten Keime in das ganze Geschlecht gelegt, und sie warten nur auf ihre Auswickelungsursachen, oder nur in diese oder jene Nation, je nachdem sie für dies oder ein anderes Clima bestimmt war. Ist das Letztere, so haben wir eben so viel ursprünglich verschiedene Stämme als Climate; ist das Erstere: wie kommt es, daß sich jene Keime unter einerley Einfluß äußerlich auswickelnder Ursachen bei Menschen, die lange unter diesem Einfluß gelebt haben, doch nicht auswickeln? Der Weiße bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa schwarz, und jeder zeugt, wenn er sich in seiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandenen Keime erst in einer langen Folge von Abstammungen allmälich entwickelt würden. Die Meinung derer also, welche die Menschen von Einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußere Ursachen die vorhandenen Veränderungen bewirken, wir mögen gewisse Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterstützen dieselbe noch durch die Verwandtschaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieser Behauptung ist Home

anzusehen. Ihm sind die Unterschiede der Farbe, der Haare, der Größe, Gesichtsbildung, Sprache nicht Wirkungen des Clima's, sondern Beweise, daß es verschiedene Gattungen oder Arten von Menschen gibt, und daß sich diese auch von Natur für verschiedene Gegenden schicken, welche ihnen ursprünglich angewiesen worden. Zunächst führt er Thatsachen gegen Buffons Farbensystem an. Die Amerikaner sind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, so verschieden auch das Clima dieses großen Erdtheils ist. Die Bewohner Nieder-Aethiopiens, ungeachtet sie die Sonne im Scheitelpunkt haben, sind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomotapa Schwarze. Völker, in fremde Himmelsstriche verpflanzt, behalten ihre ursprüngliche Farbe; kein Beispiel ist vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geschlechtsfolgen von Negern blieben in Pensylvanien schwarz, und eine seit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die Europäische Farbe behalten. Denjenigen, die alles der Sonne zuschreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die sie den Aeltern eindrückt, sich auch den neugebornen, ja ungebornen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht gesehen haben. (Pauw, der allerdings das Gegentheil behauptet, ist nicht zuverlässig). Schwächer sind die Beweise, welche Home aus der Verschiedenheit der Nationalcharaktere und der Sprachen für seine Meinung hernimmt, und wir übergehen sie um so eher, da schon aus dem Angeführten hinlänglich hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Gründen beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und diesem entgegen Feder über denselben Gegenstand sagen.

Abstand, der Zustand einer Person oder Sache, die von einer andern entfernt steht; eigentlich und uneigentlich. In der Sternkunde ist der Abstand vom Mittage ein Bogen des Gleichers von dem Mittagskreise bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher schneidet; der Abstand der Nachtgleiche vom Mittage, der Bogen des Gleichers vom Frühlingspunkte an gerechnet bis zu dem Punkte des Gleichers, welcher in dem Augenblicke in den Mittagskreis kommt. Der Abstand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunkt an gerechnet, bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne.

Absteigende Linie nennt man eine Reihe von Personen, die von einander abstammen, in der Folge von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w.; in umgekehrter Folge nennt man sie aufsteigende Linie.

Absteigung (descensio). In der Sternkunde die Absteigung eines Gestirns, welche in die gerade und schiefe eingetheilt wird. Unter der ersten versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte des Gleichers und dem Abweichungskreise eines Gestirns enthalten ist, unter der letzten aber denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte des Gleichers, und dem mit dem Gestirne zugleich untergehenden Punkte desselben enthalten ist.

Abstract, Abstraction. Das Vermögen des Verstandes, die Begriffe, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in sich selbst zu betrachten, ihr Gemeinsames und Verschiedenes, ihre Theile und Eigenschaften zu bemerken, jedes in Gedanken von einander abzusondern, und sich eine Menge der Dinge unter der Aehnlichkeit ihrer Merkmale zu denken, nennen wir Abstractions- oder Absonderungsvermögen, das Verfahren Abstraction und den Begriff, welcher auf solche Art entsteht, einen abstrahirten Begriff oder ein Abstrac-

tum. Das Ding aber, von welchem der Mensch abstrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abstractum hingegen erst durch die Seele hervorgebracht.

Abstrebekraft, in der Sternkunde, die abstrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Bestrebung, sich von einem andern wegzubewegen.

Abstufung nennen wir in den schönen Künsten den naturgemäßen Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geschieht in der Natur durch einen Sprung. In der Malerei ist Abstufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Massen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poesie hört man vornehmlich von einer Abstufung der Gefühle, Leidenschaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden erstern soll damit ein nach den Gesetzen der geistigen Menschennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derselben bezeichnet werden; unter Abstufung der Charaktere aber versteht man theils jene naturgemäße Mischung der Charakterelemente, welche das Grelle hinwegnimmt, theils jene Mittelstraße zwischen der Einförmigkeit und dem schneidenden Contrast der geschilderten Charaktere; denn jenes ist ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (franz. Abbé und ital. Abbate) ist in der römisch-catholischen Kirche ein vornehmer Geistlicher, der dem Range nach auf den Bischof folgt; das Oberhaupt einer Abtei, deren Glieder ihn wählen. — Außer dem aber gab es ehemals in Italien und Frankreich eine Menge von Titular-Abbé's und Abbaten; Personen aus guten Familien, welche sich um höhere geistliche Würden bewarben, und inzwischen unter diesem Titel in der Gesellschaft figurirten. Ja es bedurfte am Ende nur der schwarzen Kleidung und feiner Sitten, um allenthalben als Abbé begrüßt zu werden.

Abtakeln, ein Schiff von Geschütz, Anker und Tauwerk entblößen und das Segelwerk ins Magazin legen, wie solches mit den Kriegsschiffen in Friedenszeiten geschieht.

Abukir, im Mittelalter eine Stadt, gegenwärtig aber ein Dorf mit einem festen Schlosse an der Westseite eines geräumigen, durch eine Landspitze und mehrere Inselchen gedeckten Meerbusens, an der ägyptischen Küste, vier Stunden östlich von Alexandrien. Mehr als ein Mal ist dieser Ort in der neuern Kriegsgeschichte berühmt geworden, vorzüglich aber durch die große Seeschlacht, in welcher Nelson vom 1. bis 3. August 1798 die französische Flotte vernichtete. — Sobald die Nachricht von dem Auslaufen der Toulonor Flotte, welche Bonaparte mit einer Armee nach Aegypten führte, zu dem vor Cadix kreuzenden englischen Admiral St. Vincent gekommen war, detaschirte derselbe Nelson mit elf Linienschiffen und sechs Fregatten nach dem mittelländischen Meere und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzusuchen, und wo er sie finden würde, anzugreifen. Nelson suchte die französische Flotte an den Südküsten von Klein-Asien, und da er sie hier nicht fand, richtete er seinen Lauf nach Sicilien, wo er am 19. Juli in den Hafen von Syrakus einlief. Da er hier vernahm, daß die französische Flotte weder im Archipelagus, noch im adriatischen Meere gesehen worden, auch nicht das Mittelmeer hinabgegangen sey, schloß er, daß sie doch ihre Richtung nach Aegypten müsse genommen haben. Am 25. Juni verließ er Syrakus und erfuhr an der Küste von Morea, jene Flotte sey vor etwa vier Wochen von Candia südostwärts gesegelt. Sogleich ließ er alle Segel aufspannen;

schon den 1. August war er im Angesicht von Alexandrien, und erblickte zu seiner Freude die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir; denn der Held brannte vor Begier, ihnen die Spitze zu bieten. Augenblicklich gab er das Signal zur Schlacht, und kaum hatten die französischen Capitains, die eben auf dem Admiralschiff versammelt waren, sich auf ihren Posten begeben können, als schon die ersten englischen Schiffe den Angriff begannen. Wiewohl sich die französische Flotte, in eine krumme Linie gestellt, so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war, ließ dennoch Nelson plötzlich mit einer unerhörten Verwegenheit die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite im Rücken derselben hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf ihre Fronte zog und sich einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte, so daß die französischen Schiffe sowohl von beiden Bords, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb sieben Uhr mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht. Um sieben Uhr lag schon volle Nacht auf dem Meere, aber das Feuer der beiden Flotten erleuchtete mit unaufhörlichen Blitzen den Himmel. Nach einer Stunde waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Sein Schiff l'Orient aber setzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brande ergriffen ward, der rasch mit verzehrender Wuth um sich griff und durch keine Anstrengung gelöscht werden konnte. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude mit 120 Kanonen unter fürchterlichem Krachen in die Luft auf. Eine gräßliche Pause von drei Minuten folgte, indeß die emporgeschleuderten Trümmer auf die umherstehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menschen von 1000 konnten durch Nelson gerettet werden. Darauf setzten die übrigen Schiffe die Kanonade noch bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der französischen Flotte beschien. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienschiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein anderes nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebort worden. So war zum zweiten Male Frankreichs Seemacht im mittelländischen Meere vernichtet; die brittischen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Bonaparte's Verbindung mit Frankreich war abgeschnitten, dessen Feinde, von kühnen Hoffnungen beseelt, durch eine neue Coalition sich verbanden.

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürst von Hamah, mit dem Beinamen der siegreiche König und die Säule der Religion. Dieser als Geschichtschreiber und Geograph berühmte Araber, war zu Damascus im J. der Flucht 672 (1273 nach der christl. Zeitrechnung) geboren. Als ein Sprößling der durch Saladin und Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten, widersprach er in seinen Handlungen dem Adel seiner Abkunft nicht. Im J. 684 (1285 bis 86) befand er sich bei der berühmten Belagerung von Marcab, welches dem Orden des heiligen Johannes von Jerusalem gehörte, und seitdem verging kein Jahr, wo er nicht Theil an dem Kriege nahm. Im J. 688 (1289) war er bei der Belagerung von Tripoli und 690 (1291) vor St. Jean d'Acre. Im J. 691 (1292) begleitete er seinen Vater auf seinem Zuge gegen die an dem Euphrat gelegene Festung Rum, und im Jahre darauf ernannte ihn sein Vetter Almelik-al-Modhaffer, regierender Fürst von Hamah, zum Emir

von Thabelcharech. Aber schon im J. 698 (1298 bis 9) starb dieser von den Seinen geliebte Fürst. Sein Tod, der Abulfeda die Herrschaft von Hamah sichern zu müssen schien, erweckte in dem Herzen seiner Brüder unrechtmäßige Ansprüche. Kaum hatte der damals regierende Sultan Nachricht von ihrem Streite, als er einen Statthalter nach Hamah sandte, welcher das Land in seinem Namen verwalten mußte. Erst nach elf Jahren erhielt Abulfeda das Erbe seiner Väter zurück, aber nicht unter dem Titel eines Fürstenthums, sondern einer Statthalterschaft. Nachdem er die ausgebrochenen Unruhen gedämpft hatte, begab er sich im J. 712 (1312) nach Aegypten, wo der Sultan ihn zum souveränen Fürsten von Hamah, Baryn und Moarreh erhob; später aber legte ihm auf der Rückkehr von Mekka, wohin er den Sultan begleitet hatte, dieser den Ehrentitel eines Sultans bei. Abulfeda blieb in dem ungestörten Besitz von Hamah bis an seinen Tod 732 (1331). Alle spätern Schriftsteller schildern ihn einstimmig als einen Fürsten von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, der eben so sehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den mit seiner Würde verbundenen Zerstreuungen lag er mit Eifer den Studien ob, versammelte die Gelehrte um sich, und wandte seine Macht und seinen Reichthum für die Wissenschaften an. Er selbst besaß gründliche Kenntnisse in der Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Astronomie, und hat uns die Früchte seiner langen Forschungen in mehreren sehr schätzbaren Werken hinterlassen, von denen seine Geschichte des Menschengeschlechts und seine Geographie unter dem Titel: die wahre Lage der Länder, die berühmtesten sind. Wir besitzen mehrere theilweise Bearbeitungen, Uebersetzungen und Ausgaben derselben.

Abweichung. Die Handlung, da man von Etwas abweicht, sich von Etwas entfernt. In der Sternkunde nennt man Abweichung der Gestirne den Bogen eines größten Kreises, welcher durch beide Weltpole geführt worden ist, von den Sternen an gerechnet, bis zum Gleicher. In der Naturlehre, die Abweichung der Lichtstrahlen, wenn einige Lichtstrahlen der Achse oder Linse in den Sehröhren näher, andere aber davon entfernter gebrochen werden.

Abyssinien, Habesch, auch Aethiopien oder das Mohrenland genannt, aus einem über 20,000 Q. M. großen Strich Landes im innern Afrika bestehend; ein Königreich, das noch vor 300 Jahren das größte und mächtigste in Afrika war, und von einem Kaiser, der große Negus genannt, beherrscht wird, der die Krone zwar auf seine Söhne vererbt, jedoch so, daß die Wahl alsdann unter diesen entscheidet. Das Kriegswesen ist hier sehr unbedeutend, und die Armee, die der König und Kaiser aufzubringen vermag, besteht höchstens aus 40,000 Mann. Die Einwohner, eine Colonie der Araber, sind von schwarzbrauner Farbe, und ihre Landessprache ist ursprünglich arabisch, obwohl durch Vermischung mit der Sprache der Neger sehr verändert. Es giebt Juden, Mahomedaner und Heiden unter ihnen; doch ist die herrschende Religion eine christliche, meist mit der catholischen übereinstimmend. Der größte Theil des Landes ist gebirgig, aber sehr fruchtbar, sowohl an Gold, Eisen, Bergsalz, als auch an edeln Früchten, an vielen Getraidearten und Küchengewächsen, an schönen und ergiebigen Bäumen. Besonders gut ist auch die Viehzucht und der Ackerbau, welche in Verbindung mit dem Handel mit Gold, Elfenbein, Gewürzen, Affen, Papageien rc. die Hauptbeschäftigung der

Einwohner ausmachen. Künste sind hier ziemlich unbekannt. — Die Residenz und Hauptstadt ist Gondar. Vergl. Habesch.

Abzugsrecht (Jus detractus), auch Abzug, Abschoß, Abschied, Abzugsgeld genannt, ist das Recht der Obrigkeit, von denjenigen Fremden eine Abgabe zu fodern, welche als Erben oder unter einem sonstigen Titel Güter und Sachen aus ihrem Gebiete ziehen, und dafür diese Abgabe entrichten müssen. In Deutschland findet man von diesem Rechte die erste Spur in den alten braunschweigischen Gesetzen vom Jahre 1232. In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ward dieses bis dahin nur auf fremde Erben eingeschränkte Recht durch kaiserliche Privilegien überhaupt auf alles Vermögen ausgedehnt, das von einem Orte zum andern geschafft wurde. Der wahre und alleinige Grund des Abzugsrechts ist: Entschädigung für das entweder außer Landes oder aus einem Orte in den andern gehende Vermögen, welches bisher als ein integrirender Theil des öffentlichen Staatsvermögens oder Ortsvermögens, als eine bereite Quelle der Staats- und Ortskräfte angesehen und behandelt worden ist. X.

Acatholici heißen überhaupt diejenigen, welche nicht zur catholischen Kirche gehören. In gewissen catholischen Ländern belegt man besonders die Protestanten mit diesem Namen, welcher weniger verhaßt ist.

Accent ist das Gesetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Musik und Sprachen, welche diesem Gesetz unterworfen sind, gingen beide von der Empfindung aus, und wiewohl sie sich nachher trennten, und die Musik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geist wurde; so gab es darum letztere nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewisse, theils innere, theils äußere Eigenschaften blieben der Musik und Sprache gemeinschaftlich. Beide sind geschickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald schnelle, bald langsame Bewegung an, welche wir an diesen wahrnehmen. Dadurch werden sie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterscheiden an den Tönen, um sie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz bestimmt und deutlich auszudrücken, ist ein Organismus der Töne erfoderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältnissen abgemessenen und nach einem Grundton gestimmten Reihe von Tönen auch eine solche Verbindung und Combination sich finde, welche die Empfindung in ihren verschiedenen Beziehungen und Modificationen darstellt, Haupt- und Nebensachen richtig unterscheidet, das Minderderwichtige dem Wichtigen unterordnet, und das Bedeutende stets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum musikalischen Satze, der einen bestimmten Sinn in sich schließt, und eben um diesen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zusammenhange besondere Rücksicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung ist es, was man Accent, Betonung, nennt. Man unterscheidet den geschärften oder steigenden Accent (acutus), den schweren oder sinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für sich schon langen Ton oder Sylbe; der schwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und so bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geschärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweise mit dem Namen Accent. Die Ursachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen, und länger bei ihm zu verweilen, als seine

bestimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt ist, sind entweder mechanische oder rhythmische oder bezeichnende. Dem gemäß unterscheidet man den grammatischen und oratorischen, oder den Wort- und Redeaccent; jener beruht auf mechanischen und physischen Ursachen, dieser hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Gesetze sind kürzlich folgende. Den grammatischen oder Wortaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Ursachen aber sind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können, ihre mechanische Bildung und ihre Bedeutung. In prächtig muß die Stimme aus mechanischen Ursachen auf der ersten Sylbe länger verweilen als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungssylben fällt in unserer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammsylbe; es entscheidet mithin nicht das Maaß, sondern die Bedeutung. Wiewohl eigentlich diese nun nicht in Betracht kommt, sondern bloß die Composition des Worts aus verschiedenen Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmessung verbundener Töne; so ist es doch wichtig, sie zu bemerken, indem sich die Frage, ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeitmessung gebunden sey, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccent gebe, zum Theil schon daraus beantworten läßt. Der oratorische oder Redeaccent soll dem Vortrag seine Bestimmung, Klarheit und Deutlichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendste Wort, und in dem Worte selbst die bedeutendste Sylbe heraus. Ohne sich in der Sprache an die Quantität des Worts, und in der Musik an einen bestimmten Theil ihres Tacts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um diesen Nachdruck desto mehr zu verstärken, an dem, wenn auch sonst Bedeutenden, doch eben jetzt Unbedeutenden schnell vorüber. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Wort- und Rede-Accent nach Willkür zusammenfalle oder getrennt werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmessung verloren gehe, und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide: so kommen bei Beantwortung dieser Frage, in welcher das Geheimniß der Prosodie überhaupt und der Unterschied zwischen der unsern und der Prosodie der Alten insbesondere liegt, folgende Punkte in Betracht: 1. Wenn der Accent mit einer aus mechanischen Ursachen langen Sylbe zusammentrifft, so hebt er diese Sylbe noch, und gibt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2. der Accent macht eine unveränderlich lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn sie unmittelbar auf die Accentsylbe folgt, etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn sie nicht mit dem Accent zusammenfallt, durch diesen Etwas verdunkelt werden; 3. der Accent, wenn er schon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4. auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. — Dies sind die Regeln, welche nicht allein für den Verskünstler, sondern auch für den Declamator und Schauspieler, in so fern auch er Declamator ist, von größter Wichtigkeit sind, deren weitere Ausführung aber hier zu weitläuftig seyn würde.

Acceptant heißt der, welcher einen auf ihn gezogenen Wechsel für gültig erkennt, und sich zur Zahlung desselben, durch seine Unterschrift, wodurch gegen ihn das Wechselrecht begründet wird, verbindlich macht. Daher Acceptation. Acceptation per honor di lettera ist die Annehmung eines Wechsels von Seiten eines Dritten zu Gunsten

und zur Ehre des Ausstellers oder eines der Indossenten, welche zu diesem Endzwecke solche dritte Personen als Nothadressen unten auf den Wechseln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: nöthigen Falls bei N. N. (au besoin chez . . . .). Ueber Acceptation und Acceptationszeit s. Wechsel und Wechselrecht.

Accessit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Abhandlung erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beste erklärt wird.

Accidens, 1. die zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft einer Person oder Sache, z. B. reich, schön seyn. Accidentell, zufällig. 2. Wird dieses Wort bei den Philosophen der Substanz (dem bloßen Wesen) entgegengesetzt, und bezeichnet die Art und Weise des Seyns der Substanz. Es verstehet sich von selbst, daß diese Entgegensetzung auf abgezogenen Begriffen beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt sich keine Substanz von einer gewissen Art und Weise ihres Seyns abgesondert denken.

Accise und Zölle sind indirecte Abgaben oder vielmehr Auflagen (impots) und wesentlich von einander dadurch verschieden, daß die Accise von einzelnen Dingen, wovon man sogleich etwas wegnehmen kann, der Zoll aber von Dingen, die ein Ganzes ausmachen, entrichtet wird. Die Accise führt auch in einigen Landen die Namen Impost, Consumtionssteuer, Licent, Aufschlag ꝛc. und wird besonders aufgelegt auf Lebensmittel und solche Waaren, welche sich durch den Gebrauch abnutzen lassen, wenn sie in ein Land, oder in eine Stadt eingeführt werden. Die ursprüngliche Absicht bei der Erfindung und Einführung dieser Art von Auflage war wohl dieselbe, welche man bei der Vermögens- und Personensteuer hatte, nämlich von denjenigen Beiträge zu den Staatsbedürfnissen zu erheben, welche keine Grundsteuer von Güternj und Häusern entrichteten, und dadurch die Erhöhung der letztern zu umgehen. Es gibt entweder eine allgemeine oder Universalaccise, wenn sie sich auf alle Gegenstände des Handels, die Gegenstände der Consumtion sind, erstreckt; oder eine particulare Accise, welche nur von einigen Gegenständen der Consumtion entrichtet wird. Diese letztere ward schon im Königreich Sachsen auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen Zise eingeführt, und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, auf Kaufmannsgut, Bier, und von den Schustern, Sattlern, Riemern, Wollenwebern und allen Handwerkern, die etwas zu verkaufen hatten; sie mußten jedoch die Zise nur von jedem verkauften Stücke entrichten. Allein die vollkommene Ausbildung der Universalaccise erfolgte in Frankreich, und ward hierauf in Holland bald nach Entstehung der Republik, in den brandenburgischen Staaten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen 1685 im 17ten, in Sachsen aber zu Anfange des 18ten Jahrhunderts eingeführt. In Beziehung auf die Waaren und Consumtibilien hat man sie in Landaccise und in Generalaccise oder Generalconsumtionsaccise abgetheilt. Die Einführung der Landaccise erfolgte in Sachsen auf dem Landtage zu Dresden 1640 und ward 1641 zuerst ausgeschrieben. Sie wird von allen aus dem Auslande nach Sachsen eingeführten Waaren entrichtet. Die Generalconsumtionsaccise führte man nach brandenburgischen Grundsätzen 1701 ein, und sie muß von allen rohen und veredelten Producten, von Kaufmannswaaren, Nahrungsmitteln ꝛc. bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden. Sie gehört überall unter den indirecten Abgaben zu

den besten, weil sie in kleinen Theilen entrichtet wird, immer baares Geld in die Staatscasse liefert und niemals Reste hat; nur kann man ihren jährlichen Betrag nicht mit ganzer Gewißheit bestimmen. — Der Zoll oder die Mauth ist eine landesherrliche Auflage für den Gebrauch der öffentlichen Wege, Straßen und Flüsse, auf welchen man Waaren und Sachen in ein Land, aus einem Lande und durch ein Land fährt. Diese Abgabe ist sehr alt und findet sich im alten Deutschland schon unter Carl dem Großen. Der Grund des Zollrechts oder des Rechts, eine Abgabe auf den Gebrauch der öffentlichen Wege, Straßen und Flüsse zu legen, ist im Straßenrechte gegründet, nach welchem der Staat die öffentlichen Wege, Straßen und Flüsse im baulichem Wesen und fahrbarem Stande erhalten muß. Uebrigens gibt es viele Arten von Zoll, z. B. Nachbar-, Ausgangs-, Durchgangszoll, Landzoll, Wasser- und Archenzoll, Marktzoll, Wagen-, Deichsel-, Damm-, Brückenzoll, Judenzoll, Todtenzoll, Bundzoll oder Pfundzoll ꝛc. X.

Accommodation ist eigentlich die Anpassung einer Sache an eine andere, oder die Einrichtung derselben zu einem gewissen Zwecke (von accommodare, anpassen, einrichten, bequemen). Man braucht aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1. in Ansehung des geselligen Umgangs, wenn jemand sein Verhalten nach den Wünschen oder Launen eines Andern einrichtet; 2. in Ansehung des Unterrichts, wenn jemand in seiner Lehre sich zu den Vorurtheilen oder der Fassungskraft eines Andern herabläßt; 3. in Ansehung der Auslegung, wenn jemand den Sinn einer Schrift so erklärt, wie es den eignen An- oder Absichten des Auslegers gemäß ist. In der Theologie nimmt man das Wort hauptsächlich in den beiden letzten Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jesus und die Apostel nicht immer ihre Meinung über gewisse Dinge gerade herausgesagt, sondern, um Anstoß zu vermeiden, einiges verschwiegen, andres so vorgetragen hätten, wie sie glaubten, daß es ihren theils noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenossen am verständlichsten und beifälligsten seyn würde. Dies nennen sie dann Accommodation von Seiten Jesu und der Apostel; wogegen andere Theologen behaupten, daß eine solche Accommodation nicht als eine bloße Herablassung, sondern als eine Art von Täuschung zu betrachten sein würde, die sich mit dem Charakter jener Männer nicht vereinigen lasse. Wer aber eine solche Accommodation annimmt, der nimmt und erklärt auch viele Aussprüche Jesu und der Apostel in einem andern Sinne, als es der bloße Wortverstand mit sich bringen würde. Und dies heißt dann Accommodation von Seiten des Auslegers, wiewohl diese Accommodation viel weiter gehen kann, so daß sie sich in eine bloße Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers verwandelt. Es ist also offenbar etwas ganz anders, wenn man sagt, Jesus und die Apostel haben sich der Denkart ihrer Zeitgenossen accommodirt, als wenn man sagt, ein Ausleger habe die Aussprüche jener Männer oder überhaupt die heilige Schrift seiner eignen Denkart accommodirt. Das Letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdrucke Accommodation nach den Bedürfnissen des Zeitalters genannt, weil jeder Mensch ein natürliches Bestreben hat, das Gepräge seiner Denkart dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, s. Begleitung.

Accord bedeutet Zusammenstimmung, Zusammenklang, Vertrag. In zwei schönen Künsten kommt dieser Kunstausdruck vor: in der Malerei und Musik, wovon der Grund in einer gewissen Analo-

gie der Farben und Töne liegt. In der Malerei wird Accord von einer solchen Farbengebung gebraucht, worin kein Theil mit dem andern und mit dem Ganzen, weder einen schreienden Contrast macht, noch in gänzlichem Widerspruch steht. Im engern Sinn bezeichnet er eine solche Beschaffenheit des Colorits, worin die neben einander liegenden Farben sich unterstützen, und die Hauptfarben in solche Zwischenweiten gesetzt sind, daß das Ganze nicht fleckig und grell erscheint. Die Erfahrung lehrt, daß das Auge die Zusammenstellung gewisser Farben nicht erträgt, während es bei andern einen leichten und gefälligen Uebergang findet; jene erscheinen abgeschnitten, diese zusammenhängend; man könnte sie Dissonanzen und Consonanzen nennen. Aus solchen Farbendissonanzen nun kann durch Mittelfarben, welche der Zusammenstellung das Harte und Grelle nehmen, eine Art von Consonanzen entstehen, und diese Consonanzen, worin das sonst Widerstreitende sich verträgt, nennt man Accorde. Die Anwendung des Gesagten auf die Musik ist leicht. Was in der Malerei von Farben, das gilt hier von Tönen, deren Widerstreit in vielstimmigen Stücken ebenfalls durch die Accorde aufgelöst wird. Man unterscheidet consonirende und dissonirende Accorde. Unter jenen versteht man Tonverbindungen, die das Ohr für angenehm, unter diesen solche, die es für minder angenehm erkennt, und die ein Verlangen nach mehrerem Wohlklang erregen. Die consonirende Accorde bestehen aus Intervallen, die gegen den Grundton und gegen sich selbst consoniren. Der vollkommenste consonirende Accord, den man darum auch den consonirenden Grundaccord nennt, ist der harmonische Dreiklang, der aus dem Grundton, dessen Terzie und reiner Quinte besteht, und die sich mithin zu einander verhalten wie c, e, g. Ist die Terzie groß, so nennt man ihn den harten, ist sie klein, den weichen Dreiklang. Aus den Versetzungen oder Umkehrungen dieser Dreiklänge entstehen alle übrigen consonirenden Accorde. Der dissonirenden Accorde gibt es drei Arten: 1. zufällig dissonirende, oder solche, die durch Aufhaltung einer Consonanz entstehen; 2. wesentlich dissonirende, d. i. solche, wo die Dissonanz nicht die Stelle einer Consonanz vertritt, oder wobei keine Aufhaltung einer vorhergehenden Consonanz auf dem Grundton des folgenden Accordes Statt findet; 3. durch eine zufällige Dissonanz aufgehaltene, wesentlich dissonirende Accorde.

Accord in Concurssachen, s. Falliment.

Achäer waren eigentlich die Bewohner der Landschaft Achaja im Peloponnes, allein sehr häufig wird dieser Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Creüsa, ging mit einer Anzahl Leute nach Thessalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurück zugehen genöthigt, worauf sie sich in Lacedämon und Argos niederließen, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Nach Troja's Eroberung (wo sie unter den belagernden griechischen Völkerschaften die zahlreichsten und vornehmsten waren) begaben sie sich, von den Doriern vertrieben, nach Jonien, nannten nun dieses Land Achaja, und errichteten eine Republik, die besonders nachher durch den achäischen Bund berühmt wurde, welchen erst nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, gleichsam als eine förmliche Off- und Defensivallianz schlossen, dem aber nachher alle übrigen Städte Achaja's, ja auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten und welcher sich außerordentlich mächtig machte, auch in viele Kriege, besonders mit den Aetoliern verwickelt wurde. Die Römer waren es

endlich, welche diesen Bund erst schwächten, später aber, bei den mit Sparta entstandenen Streitigkeiten und dem dadurch ausgebrochenen achäischen Krieg, durch Corinths Zerstörung (i. J. 608.), ganz auflösten, und mit ihm der griechischen Freiheit ein Ende machten. Die Staaten dieses achäischen Bundes wurden zu einer römischen Provinz unter dem Namen Achaia gemacht.

Achat, bei den neuern Naturkennern ein Geschlechtsname aller feinen Halbedelsteine, welche verschiedene, sowohl einfache als vermischte, Farben haben, eine feine Politur annehmen, und daher unter die Halbedelsteine gerechnet werden. Gemeiniglich ist Jaspis, Chalcedon, auch Quarz, mit dem Achat verwachsen; daher kommen die verschiedenen Farben desselben, wie auch die verschiedenen Namen, die er führt, als: wenn er milchweiß und wenig durchsichtig ist, Chalcedon; wenn er roth ist, Carneol, wenn er bleichroth ist, mit Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Grund und rothe Punkte hat, St. Stephansstein; wenn er aus verschiedenen gefärbten Lagen und Schichten besteht, die unter einander verwebt sind, Onyx; wenn er vielfarbig ist und die Farben sich dem Auge abwechselnd zeigen, so heißt derselbe Opal, und wenn er mit Jaspis vermischt gefunden wird, Jaspachat. Der schönste kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen Farben in Böhmen, Sachsen, Hessen und Franken; ebenfalls gibt es allerlei achatartige Versteinerungen, dergleichen in dem Erzgebirge vornemlich angetroffen werden.

Achenwall (Gottfried), geboren zu Elbing in Preußen den 20sten October 1719, hat sich als Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der Statistik, merkwürdig gemacht. Er studirte in Jena, Halle und Leipzig. Im J. 1746 ließ er sich in Marburg nieder und las Geschichte, Natur- und Völkerrecht und endlich Statistik, von der er damals erst anfing, sich eine klare und bestimmte Idee zu bilden. Im J. 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er einige Jahre darauf Professor wurde. Bei dieser Universität blieb er bis an seinen Tod, der den 1sten Mai 1772 erfolgte. Achenwall hat verschiedene Reisen gemacht in der Schweiz, Frankreich, Holland und England, und mehrere Werke herausgegeben: über die Geschichte der europäischen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthschaft und einige Schriften, die für seine Zuhörer bestimmt waren. Die meisten haben mehrere Auflagen erlebt, die er jederzeit mit angestrengtem Fleiß verbesserte. In seinen Vorlesungen und historischen Arbeiten bemühte er sich hauptsächlich, mitten in den auf einander folgenden Begebenheiten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten, alles fest zu halten, was zur Bildung und Entwickelung ihres Zustandes und ihrer politischen Existenz hatte beitragen können. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er die Wissenschaft, deren Zweck es ist, systematisch die Natur und Masse der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lernen, und daraus Quellen und Mittel des physischen und moralischen Wohlstandes zu ziehen, in eine bestimmte und feste Form brachte, und aus einem neuen und lichtvollen Gesichtspunkte betrachtete. Er gab ihr den Namen Statistik, und unrichtig haben sie manche zu einem Zweig der Geographie machen wollen. Eine Geographie kann es selbst für eine Gegend ohne Einwohner geben, aber ohne Handeln und Thätigkeit der Menschen und der Gesellschaft gibt es keine Statistik; jene ist mehr eine geometrische, diese aber eine dynamische Wissenschaft. Achenwalls

letztes Werk führt den Titel: Bemerkungen über die Finanzen Frankreichs. Sein vornehmster Schüler, und zugleich sein Nachfolger auf der Universität Göttingen, war Schlözer.

Acheron war bei den Alten einer der Höllenflüsse, über welchen Charon die Seelen der Verstorbenen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fährgeld bekam, welches man zu diesem Behuf dem Todten unter die Zunge zu stecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieser Welt ein Begräbniß, oder wenigstens etwas Erde auf den Körper erhalten hätten, wurden über den Fluß gefahren; ausserdem mußten sie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. Nahe am Flusse war die Höhle des Cerberus.

Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen und der Thetis, einer Tochter des Nereus, und Enkel des Aeacus. Seine Mutter tauchte ihn in das Wasser des Styx, wodurch sein ganzer Körper bis auf die Ferse, an welcher sie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Es ward von ihm prophezeit worden, daß er zwar vor Troja sich unsterblichen Ruhm erwerben, aber auch seinen Tod daselbst finden werde. Dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er heim bliebe. Um ihn den Aufforderungen, an dem Kriege gegen Troja Theil zu nehmen, zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit dessen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrsager Calchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forschte allenthalben nach seinem Aufenthalt, bis der an Listen unerschöpfliche Ulysses ihn entdeckte. Dieser erschien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürstinnen griffen nach weiblichen Gegenständen, Achilles aber nach den Waffen. Nach dieser Entdeckung ward es nicht schwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürsten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centauer Chiron waren seine Lehrer gewesen. Dieser hatte ihn in der Heilkunde, in der Musik und im Reiten unterrichtet; jener aber war sein eigentlicher Erzieher und folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erscheint in der Ilias, deren Hauptheld er ist, nicht nur als der tapferste, sondern auch als der schönste der Griechen. Er führte funfzig Schiffe der Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja und zerstörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Juno und Minerva schützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den sämmtliche Fürsten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er sich dem Kampf, und ließ es ruhig geschehen, daß Hektor an der Spitze seiner Trojaner die griechischen Schaaren in männermordender Feldschlacht dahin raffte. Denn unversöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs willen, welche dieser ihm, dem sie bei der Verlosung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Ersatz für die Chryseïs, die auf seinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müssen, um die Verheerungen der von Apollo auf des Greises, seines Priesters, Flehen über die Griechen gesandten Pest abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnons Anerbietungen beugten seinen Zorn; doch erlaubte er seinem Freunde Patroklus, in seiner eigenen Rüstung und mit seinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel von Hektors Arm; und jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in

den Kampf. Thetis selbst brachte ihm neue köstliche Waffen, welche Vulkan ihm bereitet hatte, und unter welchen der Schild besonders kunstreich war. Er versöhnte sich mit Agamemnon, indem er die dargebotenen Geschenke annahm, und eilte, von Minerva mit Nektar und Ambrosia gestärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen und stürzen sich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin Achilles sie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillstand gebietet. Da jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend seine Fluthen und stürzt sich auf Achilles los. Von Neptun und Minerva angefeuert, stellt sich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieser aber ruft den Simoïs mit seinen Gewässern zu Hülfe. Da sendet Juno den Vulkan und den Hauch des Zephyrus und Nothus, welche den Flußgott in sein Ufer zurückdrängen. Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte diese jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein stand noch vor dem skäischen Thore, floh dreimal, von Achilles verfolgt, um die Stadt, und bot sich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achilles schleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Lösegeld aus. — Hiemit schließt die Erzählung Homers. — Achills fernere Geschichte wird also erzählt. Von Liebe zur Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieselbe zur Gattin; er versprach dagegen, Troja zu vertheidigen. Als er sich aber in den Tempel Apollo's begeben hatte, um dort seine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferse verwundete. Um seinen Leichnam aber entstand ein blutiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechischer Romandichter oder sogenannter Erotiker, war zu Alexandria geboren und lebte muthmaßlich zu Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts. Er ging von der griechischen zur christlichen Religion über und erlangte die Würde eines Bischofs. Außer einer Schrift über die Sphäre, besitzen wir von ihm einen Roman in acht Büchern: die Liebe Klitophons und Leucippe's, der in Hinsicht auf Inhalt und Darstellung nicht ohne Interesse ist und einzelne meisterhafte Züge enthält. Die Sprache ist rein und fließend, der Vortrag blühend und reich. Gegen den Vorwurf der Obscönität, der dem Werke wohl gemacht worden, wendet ein griechisches Epigramm mit Recht ein, daß der Zweck desselben zu erwägen sey; dieser aber sey kein anderer, als Maaß in Begierden zu lehren, der unbesonnenen Leidenschaft ihre Strafe, der Keuschheit ihren Lohn zu zeigen.

Achmet III., Sohn Mahomeds IV., bestieg 1703 den türkischen Thron, nach der Absetzung seines Bruders Mustapha II. und verdankte seine Erhebung den aufrührerischen Janitscharen. Als er sich die Frucht ihrer Verbrechen angeeignet hatte, ließ er zwar die Schuldigen enthaupten, allein dessen ungeachtet regierte er nicht ohne Unruhen und wechselte unaufhörlich die Veziere. Seine Hauptbegierde ging dahin, sich Schätze zu sammeln, die er als erste Stütze der Macht betrachtete. Carl XII., König von Schweden, der nach seiner Niederlage bei Pultawa auf das türkische Gebiet floh, wurde von ihm großmüthig aufgenommen, und es gelang dem Könige, die Fackel des Krieges zwischen den Türken und Russen wieder anzuzünden, wodurch Peter der Große in eine solche Verlegenheit kam, daß er durch große Geschenke sich den Frieden von dem Großvezier erkaufen, und die Stadt Azow, in deren Besitz er war, zurückgeben mußte. Den Venetianern entriß er Morea. Desto unglücklicher waren seine Feld-

züge gegen die Oestreicher, die Prinz Eugen von Savoyen, der erste Feldherr seiner Zeit, anführte. Achmet wurde durch den Verlust der Schlacht bei Peterwardein und die Wegnahme von Belgrad, der Vormauer des Reichs, und Temeswar gezwungen, den passarowitzer Friedensvertrag 1717 anzunehmen. Er regierte bis zum Jahr 1730, wo ihn ein Aufruhr vom Throne stürzte, wie er ihn dazu erhoben hatte. Er mußte in dasselbe Gefängniß, aus dem sein Neffe Mahmud I. den Thron bestieg, und endigte sein Leben in einer gänzlichen Verborgenheit, ohne daß jemand den Versuch machte, ihn daraus zu befreien. Er war ein Fürst von Verstand, feinem Gefühl und Geschicklichkeit für Staatsgeschäfte; liebte aber auch Pracht und Vergnügen so ausschweifend, daß er oft darüber die Pflichten gegen den Staat vergaß, und das Ungewitter, das sich über ihm zusammenzog, aus Sorglosigkeit nicht beachtete. Er versäumte daher oft, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Klugheit ihm vorschrieb. Er war ein Freund der Wissenschaften, und unter ihm wurde im J. 1707 die erste Buchdruckerei in Constantinopel eingerichtet, die man aber späterhin wieder aufhob, weil viele tausend Abschreiber dadurch brotlos wurden. Sanfte Sitten, und ein menschenfreundlicher Charakter machten ihn eines bessern Looses werth. Er starb an einem Schlagflusse in einem Alter von 74 Jahren, den 3ten Juni 1736, 5 Jahre 8 Monate nach seiner Entthronung.

Achromatisch heißt farblos. Das achromatische Fernrohr ist demnach ein Fernrohr, in welchem die Abweichung wegen der verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen vermieden wird, und der betrachtete Gegenstand sich ohne bunte Ränder und falsche Farben darstellt. Dieses hat Herr Dollond der ältere, durch eine Idee Eulers geleitet, mittelst der Zusammensetzung der Objectivgläser aus verschiedenen Glasarten zuerst zu bewirken gewußt. Läßt nun gleich die Unvollkommenheit der Glasarten den beabsichtigten Zweck nicht immer erreichen, so haben die achromatischen Fernröhre doch ungemeine Vorzüge. Vorzüglich berühmt sind die von Dollond, sowohl von dem Vater als dem Sohn, Ramsden und Pyesinch.

Acht oder Bann heißt der Ausspruch eines weltlichen oder geistlichen Richters, durch welchen ein Mitglied eines Staats oder einer Kirche von den ihm im Staate zustehenden Rechten, oder von der Gemeinschaft mit der Kirche ausgeschlossen wird. Genau genommen heißt diese Ausschließung, vom weltlichen Richter bewirkt, Acht, vom geistlichen Richter Bann oder Kirchenbann. Beide sind oder waren an sich sehr verschieden.

Acidum, s. Säure.

Ackerbau auch Feldbau und Landbau genannt, ist die Beschäftigung der Menschen, die Oberfläche der Erde zur Hervorbringung nützlicher Pflanzen durch Fruchtbarmachung, d. h. Düngen, Pflügen oder Ackern, Eggen zuzubereiten, darauf zu rechter Zeit zu säen oder zu pflanzen, im Nothfalle die Gewächse zu begießen, die völlig ausgewachsenen Früchte davon einzusammeln, und überhaupt das Feld oder den Acker dergestalt vollkommen zuzurichten, daß mit dem geringsten Aufwande der höchst mögliche Vortheil erreicht werde. Der Ackerbau ist nicht nur der sicherste Weg und die einzige Grundfeste eines wohleingerichteten Staats die Bevölkerung zu befördern, weil er den Einwohnern die unmittelbarsten und unentbehrlichsten Mittel des Unterhalts liefert, sondern auch dem Kunst- und Gewerbsfleiße in Rücksicht der mancherlei rohen Stoffe die nöthige Unterstützung ge-

währt und jedem Staate die gewisseste und ausdauerndste Quelle von Einkünften aller Art darbietet. Der Ackerbau ist so alt als das Menschengeschlecht, und nach unserer einzigen gewissen Sagengeschichte widmete sich Kain zuerst demselben. Zu Abrahams Zeiten blühte der Ackerbau schon bei den Aegyptern ganz vorzüglich, und Osiris soll sie darin unterrichtet haben. In Sicilien soll die Ceres oder Isis den Gebrauch des Getraides, des Säens und Pflügens erfunden haben. Diese unterrichtete den Triptolemus, der dann zur Zeit des Königs Erichtheus die Athenienser darin unterwiesen haben soll, nach dem Zeugnisse des Diodorus Sicul. 1. und 6. In Italien ward der Ackerbau, nach des Macrobius und Eutropius Erzählung, zuerst vom Saturnus gelehrt, zu dessen Ehre die Römer 257 Jahr nach Erbauung der Stadt Rom einen Tempel erbauten und gewisse Feste, die unter dem Namen der Saturnalien bekannt sind, anordneten. Das Düngen der Aecker soll Pitumnus, nach dem Zeugniß des Servius, über 9 Aeneid Virgil. und nach Plinius Histor. Nat. lib. 17. aber der griechische König Augias zuerst erfunden und Herkules in Italien zuerst eingeführt haben. Der Ackerbau hat zweierlei Zwecke zu erreichen: erstlich die Vermehrung der Gewächse und zweitens die Verbesserung derselben. Der Betrieb des Ackerbaue's kann auf vielerlei Art geschehen, als: man theilt alle Aecker in drei Arten, oder in die Dreifelderwirthschaft, nämlich 1. Winterart oder Winterfeld, worin die Gewächse im Herbste gesäet werden; 2. Sommerfeld oder Sommerart, in welche man im Frühlinge säet; und 3. in Brachart oder Brachfeld, welches den ganzen Sommer über unbesäet liegen bleibt und zur Winterart vorbereitet wird. Ferner theilt man den Acker auch in vier Arten oder Felder ein, wobei weniger Brachfeld bleibt, und die vierte Art zum Anbau von Handels- und Gewürzpflanzen und zu Futterkräutern bestimmt ist. Endlich theilt man den Acker auch in solchen Gegenden, die noch nicht stark bevölkert sind, wo z. B. nur 1000 bis 1500 Menschen auf einer Quadratmeile leben, und wo die Viehzucht den Hauptgegenstand des Ackerbaues ausmacht, in 5, 6, 7, 8 bis 13 Schläge oder Koppeln ein, und nennt diese Wirthschaftsart die Koppelwirthschaft, aber ganz mit Unrecht auch ausschließlich die Wechselwirthschaft, den Ackerumsatz und den Fruchtwechsel. Nach dieser Eintheilung würde z. B. eine achtschlägige Koppelwirthschaft aus folgenden Schlägen: 1. aus Brache, 2. Rocken, 3. Gerste, 4. Hafer, 5. Klee zum abmähen, und 6. 7. 8. Weide bestehen. X.

Ackermann (Konrad), ein berühmter Schauspieler, den die Deutschen als den Schöpfer der vaterländischen Schaubühne ansehen können. Er war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren; sein Talent verschaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauspieler zu bilden. Im J. 1767 übernahm er die Direction des Theaters in Hamburg, das in der Geschichte der dramatischen Kunst in Deutschland Epoche machte, und dem Lessing seine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann spielte besonders komische Rollen meisterhaft. Er starb in Hamburg 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, war eine sehr ausgezeichnete Schauspielerin, die mit seltenem Geiste und Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; sie überlebte ihren Gatten bis ins Jahr 1792.

Acre, Accon, St. Jean d'Acre, eine Stadt an der syrischen Küste, mit einem vormals trefflichen Hafen (der aber durch einen gewissen Fakardin mit den Trümmern der Gebäude ausgefüllt

und unbrauchbar gemacht wurde), welche in der ältern Zeit unter dem Namen Ptolemaïs, und auch nachher zu den Zeiten der Kreuzzüge unter dem jetzigen Namen in einem blühenden, volkreichen Zustande war, hat seit der Einnahme der Sarazenen im dreizehnten Jahrhundert zwar sehr verloren, wozu die elende türkische Verfassung freilich sehr viel beitrug; allein bei der für den Handel so äußerst vortheilhaften Lage hat dieser Ort seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo er sich etwas von der türkischen Botmäßigkeit losmachte, trotz der mancherlei politischen Unruhen, dennoch wieder angefangen, sich so zu erholen, daß schon gegen Ende des gedachten Jahrhunderts sich an 30,000 Einwohner hier befanden. Die Straßen sind zwar enge, aber die öffentlichen Gebäude sehr schön; Getraide und Baumwolle, Seide und Reiß, welche in der Gegend gewonnen werden, machen den stärksten Handelsgegenstand von Acre aus. Kurz, man bestrebt sich, den Ort immer mehr und mehr wieder herzustellen. Vor dem Ausbruch der französischen Revolution waren noch sechs französische Comptoirs unter einem Consul hier, nicht minder ein wiener und ein petersburger Agent, auch ein holländischer und ein englischer Consul. In der neuesten Zeitgeschichte hat Acre einen Ruf dadurch erhalten, daß hier der englische Commodore Sir Sidney Smith 61 Tage lang sich wider Bonaparte behauptete, nachdem dieser bei seinem berühmten syrischen Feldzuge alle übrigen Plätze erobert hatte, und ihn zum Abzug zwang.

Acröstichon heißt ein solches Gedicht, wo entweder die Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse oder der einzelnen Zeilen einen besondern Namen oder Sinn bilden.

Act, 1. eine Handlung, ein Aufzug in einem Schauspiele; 2. das zum Nachzeichnen aufgestellte Modell und die nach demselben verfertigte Zeichnung, also in dem letzten Sinne eben das, was eine Akademie ist. Acte, Parlamentsacte werden in England die Parlamentsschlüsse genannt, welche aus den Bills entstehen, wenn diese durch die königliche Einwilligung bestätigt worden. Acten, Manualacten, gerichtlich verhandelte Schriften. Man unterscheidet Privatacten, wenn Privatpersonen die Parteien des Prozesses sind, und öffentliche oder Criminalacten, wenn der Fiscus Partei ist.

Actie, 1. der Beweisbrief eines zu einer Nutzen versprechenden Unternehmung in eine Handlungs-Compagnie eingelegten Capitals und des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu nehmen; 2. die eingelegte Summe selbst. — Der gewöhnliche Gegenstand solcher Compagnien sind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Personen zu schwer ist. In diesem Falle sind sie allerdings nützlich; sobald sie aber Geschäfte an sich reißen, die besser und vortheilhafter durch Privatindustrie fortgehen würden, oder schon wirklich fortgehen, so sind sie schädlich. Da übrigens die Handlungs-Societäten den Eigenthümern nicht die Freiheit lassen, ihre Capitale aufzukündigen, so sind die Actien ein Gegenstand des Handels; und da sie, wegen des bald mehr, bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder menschlichen Industrie, von veränderlicherm Werth sind, als andre öffentliche Papiere, so sollten sie billig nicht Zeichen des Werthes genannt werden. Die Actien sind eine Erfindung neuerer Zeiten. Im Jahr 1720 wurde in Frankreich, und fast zu gleicher Zeit in England, ein rasender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menschen übermäßig bereicherte, Tausende hingegen an den Bettelstab brachte. In Frankreich lag ein Betrug der großen indischen Compagnie und

des Hofes selbst zum Grunde, in England theils ein Betrug der Süd-see-Compagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die sich der ganzen Nation bemächtigt hatte. — Actionair ist der Inhaber einer oder mehrerer Actien.

Action, körperliche Beredsamkeit, ist die Veränderung, welche, der jedesmaligen Bewegung der Seele gemäß, in dem Körper des Menschen vorgeht. Ein solcher körperlicher, Seelen malender Ausdruck findet Statt in der Pantomime, der Beredsamkeit und der Schauspielkunst, und erstreckt sich entweder auf den ganzen Körper, oder auf einzelne Theile desselben. Demnach zerfällt die Lehre von der Action selbst in gewisse Theile. 1. Von Tragung, Haltung und Stellung des Körpers, analog den Beschaffenheiten und den Stimmungen der Seele, Attitüde, Geberdung; 2. von Bewegung der Gesichtszüge, Augen, Mienen, in Gemäßheit innerer Seelenbewegungen, Mimik; 3. von Bewegung der Arme und Hände, in Gemäßheit der Seelenbewegung, Gestikulation.

Actium ein Gebirge in Akarnanien in Griechenland, berühmt durch die bei demselben vorgefallene Seeschlacht, in welcher Octavius Augustus den Antonius, welchen Cleopatra unterstützte, überwand, und dadurch Herr des römischen Reiches ward.

Activhandel wird dem Passivhandel entgegengesetzt. Die meisten Schriftsteller verbinden in der Erklärung dieses Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden sind: erstlich, daß eine Nation ihre Waaren der andern selbst zuführe und die Waaren derselben von ihr hole; zweitens, daß sie durch diesen Handel in der Bilanz gewinne. Da aber das selbsteigne Zuführen der Waaren den Gewinn in der Bilanz nicht nothwendig zur Folge hat, so enthält diese Erklärung mehr, als in jener umfaßt ist. Büsch schränkt den Begriff, ohne auf Gewinn und Verlust Rücksicht zu nehmen, auf den ersten Punkt ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das denselben durch sich selbst betreibt, und in dem es bei den Fremden beides, als Käufer und Verkäufer, erscheint, oder seine Waaren andern Nationen selbst zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Passivhandel hingegen ist ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei sich erwartet. Dieser große Schriftsteller schreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorschläge derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbessern wollen, fast alle darauf hinausgehen, die Passivhandlung eines Landes (welches oft recht wohl bei derselben steht) in eine Activhandlung zu verwandeln, und zeigt, daß die Passivhandlung in manchen Fällen viel sicherer und einträglicher als die Activhandlung sey. (Kleine Schriften über die Handlung von Johann Georg Büsch.) — Activschuld, eine Schuld, die man zu fordern hat, im Gegensatz der Passivschuld, welche man zu zahlen hat.

Acton, (Joseph), Premierminister des Königreichs Neapel, in Besançon den 1sten Oct. 1737 geboren, und der zweite Sohn von Eduard Acton, oder vielmehr Hacton, welchen Namen Joseph in Acton veränderte. Sein Vater, ein geborner Irländer und Baronet (ein Adliger in England zwischen Baron und Ritter) ließ sich 1735 in Besançon nieder und übte daselbst mit vielem Glück die Arzneikunst aus. Er gab seinem Sohne eine gute Erziehung, die dieser aber wenig benutzte. Da Acton erwachsen war, begab er sich zur königlichen Marine, erfuhr aber dabei so viele Unannehmlichkeiten und Zurücksetzungen, daß er nach einiger Zeit Frankreich verließ, nie dahin wieder

zurückkehrte, und ein unversöhnlicher Haß gegen dasselbe die Triebfeder seiner meisten Handlungen wurde. Er durchstreifte einen Theil von Italien und blieb endlich in Toscana, wo er von dem Großherzog Leopold das Commando einer Fregatte erhielt. Als Carl III., König von Spanien, gegen die Barbarei (Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marokko auf der Nordküste von Afrika) eine Expedition unternahm, commandirte Acton die mit den Spaniern vereinigten toscanischen Schiffe, und es gelang ihm, drei bis vier tausend Spanier zu retten, die ohne seine Hülfe verloren gewesen wären. Dies machte sein Glück; denn der König von Neapel trug ihm auf den Rath seines Ministers, des Marquis von Sambucca, seine Dienste an. Acton nahm sie an, und der Großherzog entließ ungern einen Mann, den er hochschäzte. In einem Briefe an den König rühmte der Großherzog Acton, aber er erklärte zugleich, daß man ihn genau bewachen müsse, weil er äußerst ränkevoll und gefährlich wäre. Schnell gewann er die Gunst des Königs und besonders der Königin. Er wurde Minister des Seewesens, und wußte durch seine Verwaltung manche Ersparnisse für den Aufwand des Hofes zu machen. Bald wurde er Kriegsminister, und um sich die Gunst der Königin noch mehr zu sichern, räumte er ihr vielen Antheil an den Staatsangelegenheiten ein, und verband sich genau mit dem englischen Minister Hamilton. Frankreich erhielt sonst Bauholz aus dem Königreich Neapel, allein er brachte es dahin, daß die Ausfuhr unter dem Vorwande, daß man es selbst für die Marine brauche, verboten wurde. Als Calabrien durch ein Erdbeben sehr gelitten hatte, ließ er eine mit Getraide beladene Fregatte nicht annehmen, welche die französische Regierung sandte, um die unglücklichen Einwohner zu unterstützen. Damals gab sich der König von Spanien Mühe, seinen Sohn dahin zu vermögen, Acton zu entfernen; allein, von der Königin unterstützt, blieb er. Acton soll selbst einen französischen Courier haben ermorden lassen, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Er wurde nun Premierminister, und jezt kannten sein Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht keine Gränzen mehr. Da im J. 1792 Neapel durch eine französische Escadre bedroht wurde, sah er sich genöthigt, die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen; aber er rächte sich, wo er nur konnte, und brachte es 1793 dahin, daß der französische Gesandte am türkischen Hofe nicht angenommen wurde. Unter dem Vorwande eines Einverständnisses mit Frankreich, ließ er seine Feinde verweisen, einkerkern und tödten. Diese Grausamkeiten empörten Alles gegen ihn, und waren die vornehmste Ursach, daß die Franzosen so viele Freunde in Neapel fanden. Er nahm 1795 im Mai seine Entlassung, doch war sie nur scheinbar und er blieb in völliger Gnade, besonders bei der Königin, und durch diese brachte er es dahin, daß der König die Feindseligkeiten mit den Franzosen wieder anfing. Er selbst begleitete den König in diesem Feldzug, der durch Macks Niederlage so berühmt worden ist. Dieser Mann, der den Staat regierte, ließ sich von seinen Untergebenen beherrschen, und von Vorurtheilen leiten. Von jedermann gehaßt, glaubte er sich nirgends sicher und hatte daher zwölf Schlafzimmer, die er, ohne daß es jemand wußte, wechselte, und durch nur ihm bekannte Mittel verwahrte. Er häufte auf alle Weise Geld zusammen, legte es an verschiedenen Orten nieder und kaufte in England Güter an. Als er im Jahr 1803, auf den Antrag einer französischen Gesandtschaft, zum leztenmale seine Entlassung erhielt, ging er nach Sicilien und 1808 kündigten die Zeitungen seinen Tod an.

Acustik ist die Lehre vom Hörbaren, vom Schalle. Vormals wurde dieser Theil der Physik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen; dies ist aber nicht der Natur gemäß, weil die Luft nur der gewöhnlichste Leiter des Schalles ist, und jede feste oder flüssige Materie eben sowohl als die Luft theils selbst schallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Sie ist also vielmehr als ein Theil der Lehre von der Bewegung anzusehen. Jede mögliche Bewegung ist nämlich entweder fortschreitend, oder drehend, oder schwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn sie stark und schnell genug ist, um auf unsere Gehörwerkzeuge zu wirken (wozu wenigstens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfordert werden), ist ein Schall. Ein bestimmbarer Schall wird Klang, ein unbestimmbarer wird Geräusch und die Geschwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. (Die französische Sprache hat für die drei verschiedenen Begriffe von Schall, Klang und Ton nur das einzige Wort son). Chladni hat in seinem zu Leipzig 1802 im Deutschen und zu Paris 1809 französisch erschienenen Werke über die Acustik das Wesentliche von dem allen, was in diesem Theile der Physik von ihm und von Andern entdeckt worden ist, vorgetragen. Die Hauptgegenstände sind 1. die Tonlehre oder der arithmetische Theil, wo bloß von den absoluten und relativen Geschwindigkeiten der Schwingungen die Rede ist, und zwar erst von deren ursprünglichen Verhältnissen, sodann von den zur practischen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieser Verhältnisse oder von der Temperatur. 2. Die Gesetze, nach welchen sich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche sich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verschiedene Erscheinungen äußern. Dieses ist die erste Abtheilung des mechanischen Theils der Acustik. Bei allen klingenden Körpern ist die Elasticität als die bewegende Kraft anzusehen; ein klingender Körper kann also seyn a) durch Spannung elastisch; diese Körper, wenn bei ihnen nur eine lineare Richtung in Betrachtung kommt, sind Saiten, wenn sie aber membranenförmig ausgedehnt sind, sind es Pauken- und Trommelfelle. b) Durch Druck elastisch; hieher gehört die in Blasinstrumenten eingeschlossene Luft, welche sich auf mannigfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zusammenzieht, und in manchen Instrumenten durch Oeffnung und Schließung der Seitenlöcher verkürzt oder verlängert wird. c) Durch innere Steifigkeit elastisch. Diese Körper können entweder linear, d. i. vorzüglich nach einer Richtung, ausgedehnt seyn, wie alle Arten gerader und gekrümmter Stäbe, oder membranenförmig, d. i. nach mehreren Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäße gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite, und die Schwingungen der Luft in Blas-Instrumenten; Chladni hat aber, so viel es sich thun ließ, auch die Schwingungen aller andern Arten von klingenden Körpern untersucht. 3. Die Lehre von der Fortleitung des Schalles sowohl durch die Luft und andere luftförmige Flüssigkeiten, als auch durch andere feste oder tropfbar flüssige Materien, welches die zweite Abtheilung des mechanischen Theils ist. 4. Die Lehre von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menschen und bei Thieren, welches der anatomisch-physiologische Theil der Acustik ist. Y.

Adagio. Es giebt fünf Hauptgrade der musikalischen Bewegung oder Geschwindigkeit, welche vom Langsamen zum Geschwinden in fol-

gender Ordnung auf einander folgen: Largo, Adagio, Andante, Allegro, Presto; von diesen ist Adagio der zweite. Das Adagio, die Hauptbenennung ganzer Sätze oder Stücke, die in diesem Grade der Bewegung, und zwar mit einem schmachtenden, zärtlichen Affect, gespielt oder gesungen werden.

Adam (hebräisch: aus Erde geboren), der Vater des Menschen-Geschlechtes, wurde nach dem mosaischen Mythus am sechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menschen, den er nach seinem Ebenbilde formte, und zum Beherrscher der vernunftlosen Geschöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva hebr. Mutter der Lebendigen), aus seinem eigenen Fleische gebildet, auf daß beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenschaft bevölkern sollten. Der Garten von Eden, voll früchtetragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewiesen, und sie fanden daselbst alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens stand der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen, und von diesem zu essen, hatte ihnen ihr Schöpfer verboten. Eva aber ließ sich von der Schlange verleiten, eine Frucht desselben abzubrechen, und mit ihrem Manne zu genießen. Dies Verbrechen zerstörte ihr Glück. Die Gestalt der Dinge verwandelte sich plötzlich vor ihren Augen; sie erkannten ihre Nacktheit, und bemühten sich, sie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens suchte Adam sich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf sie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unschuld, in dem er geschaffen worden, sah Adam sich verurtheilt, fortan im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühseligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und starb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradiese verlebt hatte. Die Geschichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen fast in allen Traditionen alter Völker, und sie scheint bei allen eine gemeinschaftliche Quelle zu haben. Adam hat einer Secte, die sich Adamiten nannte, den Namen gegeben. Sie gingen in ihren Versammlungen nackt, und behaupteten, Christus habe den Stand der Unschuld, in welchem Adam und Eva geschaffen worden, wiederhergestellt.

Adam. Drei Brüder dieses Namens haben sich nicht unrühmlich als Bildhauer bekannt gemacht. Der älteste derselben, Lambert Sigisbert, war 1700 zu Nancy geboren, wo sein Vater die Bildhauerei übte. Achtzehn Jahre alt ging er nach Metz und bald darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den ersten Preis und ging als königlicher Pensionär nach Rom, wo er zehn Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Licomedes bekannten zwölf Marmorstatuen, die man in dem Palaste des Marius entdeckt hatte, restauriren, und Adam vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Auf gleiche Weise restaurirte er mehrere Antiken, welche nachher der König von Preußen kaufte. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den sechzehn Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen dazu einzugeben, und seine reiche und geistvolle Composition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italiänischen Künstler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen sollte, kehrte Adam auf die vortheilhaften Anerbietungen seiner vaterländi-

schen Regierung nach Frankreich zurück. Seine erste Arbeit hier war eine Gruppe der Seine und Marne für den Springbrunnen von St. Cloud. Im J. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Professor bei derselben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beruhigt und zu seinen Füßen einen Triton hat. Unter mehrern andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Bassin des Neptun zu Versailles. Er wandte fünf Jahre darauf und erhielt dafür außer dem Preis noch eine Pension von 500 Livres. Die Statue des heiligen Hieronymus, die er für die Invaliden verfertigte, und die man jetzt zu St. Roch sieht, wird als eins seiner besten Werke betrachtet. Sie gibt eine genaue Idee seiner Manier und seiner Talente. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er sowohl das Nackte mit einer gewissen Correctheit, als auch die Gewänder mit einiger Eleganz zu behandeln verstand. Aber der schlechte Geschmack seiner Zeit führte ihn auf Abwege, und verleitete ihn, nach Bernins und Anderer Beispiel, statt auf die majestätische Einfachheit der Antike hinzuarbeiten, in der Bildhauerei mit der Malerei zu wetteifern. Daher gebührt seinen Werken nur ein untergeordneter Rang und sie bezeichnen eine Epoche des Verfalls in der Kunstgeschichte. Von seinen übrigen Arbeiten befinden sich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fischerei, in Berlin. Er starb 1759. — Sein Bruder, Nicolas Sebastian, war zu Nancy 1705 geboren, lernte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Bildhauerkunst unter seinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schlosse bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Akademie von St. Lucas, arbeitete mit seinen Brüdern in Gemeinschaft, und kehrte nach neun Jahren nach Paris zurück, wo er nach einigen Widerwärtigkeiten in die Akademie trat. Er arbeitete als Probestück den Prometheus, welchen der Geier zerfleischt, vollendete ihn jedoch erst später. Sein Hauptwerk ist das Grabmal der Königin von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künstler gilt, was von seinem Bruder gesagt worden ist. Er starb im J. 1778. — Der dritte Bruder, François Gaspard, war zu Nancy 1710 geboren und ebenfalls ein Schüler seines Vaters. Im J. 1728 ging er zu seinen Brüdern nach Rom, und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den ersten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er seine Studien vollendete. Dann ging er statt seines Bruders Nicolas Sebastian, den Friedrich I. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daselbst mehrere Jahre und starb zu Paris 1759.

Adams (John), Präsident der vereinigten Staaten Amerika's, und einer der ersten Staatsmänner seines Vaterlandes, stammte aus einer angesehnen Familie, die im Jahr 1608 die Colonie von Massachusset-Bay gründen half, und war zu Baintree in eben dieser Colonie am 19ten October 1735 geboren. Vor der Revolution, die sein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte seines Landes durch gut geschriebene Abhandlungen über die canonischen und Feudalrechte. Seine Geschichte des Streites zwischen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boston erschien, machte großen Eindruck auf seine Mitbürger. Gewaltsamen Maßregeln war er abgeneigt; dennoch fand, als der Capitain Preston seine Soldaten bei einem Aufruhr in Boston auf das Volk feuern ließ, so daß mehrere Personen getödtet wurden, derselbe an ihm einen beredten Ver-

theidiger. Dies setzte ihn zwar bei Einigen in Mißcredit; aber er ward dessen ungeachtet im Jahr 1774 und wiederholt 1775 zum Mitgliede des Congresses gewählt. Adams, von der Unmöglichkeit einer aufrichtigen und dauerhaften Aussöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, sprach für Unabhängigkeit, und beförderte den denkwürdigen Beschluß vom 4ten Juli 1776, welcher die amerikanischen Colonien für freie, souveraine und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er an den Hof zu Versailles gesandt, um als bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten einen Allianz- und Handelstractat zwischen beiden Nationen zu schließen. Nach seiner Zurückkunft nahm der Staat von Massachusset seine Einsichten für den Entwurf einer Regierungsverfassung in Anspruch, die hauptsächlich sein Werk ist. Die vereinigten Staaten ernannten ihn zu ihrem bevollmächtigten Minister bei den Generalstaaten in Holland, und es gelang seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit, dieses Land zur Theilnahme an dem Krieg mit England zu bewegen. Darauf ging er nach Paris und nahm an den Unterhandlungen des Friedens mit England Antheil, durch welchen die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Da die Centralregierung noch zu ohnmächtig war, und daher dieser Staat andern kein Zutrauen einflößen konnte: so war er der erste, der eine Veränderung vorschlug, und mit ihm vereinigten sich Washington, Hamilton und Andere; es ging daraus die Verfassung vom J. 1787 hervor. Washington ward Präsident und John Adams Vice-Präsident. Er machte vielen Aufwand und fand viele Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Washington seine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präsident, und blieb eine große Stütze der Verwaltung unter allen Umständen. Am Schlusse seiner Präsidentschaft ward Jefferson zu seinem Nachfolger erwählt. Er zog sich jetzt bei seinem hohen Alter von den Geschäften zurück und starb zu Newyork im J. 1803. John Adams war nicht nur ein großer Staatsmann, sondern zeichnete sich auch als Schriftsteller aus. Während seines Aufenthalts in Europa gab er sein berühmtes Werk: Vertheidigung der Constitutionen u. s. w. (London 1794, 3 Bände in 8.) heraus. Man hat auch eine Geschichte der Republiken von ihm.

Adams (Samuel), Mitglied des Amerikanischen Congresses, war ein Haupturheber der Revolution der vereinigten Staaten. Er war in der Provinz Massachusset geboren, und widersetzte sich besonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals schon alt war, so wich er doch keinem an schnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derselben. Er gab zuerst die Ideen an, Volksgesellschaften zu errichten, die mit einander correspondirten und ihren Vereinigungspunkt in Boston hatten. Diese Einrichtung, die einen Staat im Staate bildete war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adams konnte den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte schon Unabhängigkeit, als die wärmsten Parteigänger nur Abstellung der Beschwerden beabsichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulärer Truppen widersprach er und verlangte, daß nach dem Beispiel der Römer jeder Amerikaner Soldat seyn sollte. Washington liebte er nicht, denn sein hitziger und unruhiger Kopf war zu verschieden von der Klugheit und ruhigen Besonnenheit dieses Generals. Er stimmte selbst zu dem Plane im Jahr 1778, ihm den Oberbefehl der Truppen zu nehmen, und dem General Gates zu übergeben. Seine Vermögensumstände gränzten fast an Ar-

muth, und sein kümmerliches Aeußere schien mit der Kühnheit seines Geistes im Widerspruch. Er war so glücklich, lange genug zu leben, um die Anstrengungen für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes noch mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikanischen Cato.

Adanson (Michel), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix in der Provence im J. 1727. Als ein Kind von drei Jahren kam er nach Paris; eine sorgfältige Erziehung entwickelte frühzeitig seine Talente und machte ihn zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Mit vorzüglicher Neigung studirte er die Naturgeschichte, und bald wollte er sie ganz umfassen wie Plinius, und alle ihre Theile verbinden wie Aristoteles. Dabei aber vernachlässigte er die andern Studien nicht. Réaumur und Bernard de Jussieu wurden seine Hauptführer, und Adanson theilte seine Zeit zwischen dem königlichen Garten und den Sammlungen dieser durch ihre Gefälligkeit so bekannten Gelehrten. Das linnéische System, welches sich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung; er erfand andere, die ihm mehr Sicherheit darboten, und in einem Alter von vierzehn Jahren hatte er deren vier entworfen. Die heiße Begierde, aus allen Kräften die Wissenschaften zu fördern, bewog ihn, dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, zu entsagen, und auf Reisen zu gehen, um in noch unbesuchten Ländern Forschungen anzustellen. Er entschied sich für den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungesundheit dieser Gegend noch lange die Naturforscher abhalten würde, sie zu untersuchen. Im J. 1748 trat er in einem Alter von 21 Jahren diese Reise an, auf welche er den größten Theil seines Vermögens wandte. Kaum war er an dem Ziele seiner Bestimmung angekommen, als er mit dem glühendsten Eifer seine Untersuchungen anfing, und unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen sammelte. Da er bei diesem Geschäft sehr bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethode fühlte, die ihn oft irre leiteten, bemühte er sich, dieselben durch eine neue allgemeine und allumfassende zu ersetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und sammelte Wörterbücher von den Sprachen der verschiedenen Völkerschaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem so heißen und ungesunden Clima kehrte er mit den kostbarsten Sammlungen in sein Vaterland zurück, wo er 1757 seine Histoire naturelle du Sénégal (1. Vol. 4.) herausgab. Dieses Werk enthält, außer einer neuen, nach seiner allgemeinen Methode entworfenen, Eintheilung der Schalthiere einen Versuch zu einer neuen Nomenclatur, vermöge welcher jede Gattung mit einem rein fingirten Namen bezeichnet werden sollte. Einige meisterhafte Abhandlungen, welche die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm im J. 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren aber nur ein Vorspiel zu seinem großen botanischen Werke, welches er 1763 unter dem Titel: Familles des plantes in zwei Bänden herausgab. Dieses bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch seinen Zweck, der Botanik eine neue Gestalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Auch kann man es nicht für ein Elementarbuch gelten lassen; aber denjenigen, der die ersten Schwierigkeiten überwunden hat, wird es mit unzähligen Kenntnissen bereichern. Einige Flecken, die man darin fand, und die der Verfasser selbst erkannte, bestimmten ihn nach fünf Jahren zu dem Entschluß, sein Werk neu herauszugeben. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zusätze gemacht, als er von gigantischen Ideen hingerissen, den Plan zu einer vollständigen Encyclopädie faßte. In der Hoffnung, daß Lud-

wig XV. dieses Unternehmen unterstützen werde, sammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuren Masse anwuchsen, und legte im J. 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch seinen Umfang allgemeines Erstaunen erregte. Man unterwarf ihn einer näheren Prüfung, deren Resultat jedoch des Verfassers Wünschen und Erwartungen nicht entsprach. Adansons Plan war unstreitig trefflich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweise, sondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieser unbeugsame Eigensinn war Ursach, daß er überhaupt unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeschwächtem Eifer fort, seine Materialien zu vermehren, und nährte von Jahr zu Jahr die Hoffnung, sein Ziel zu erreichen. Außer einigen schätzbaren Memoiren, die er der Academie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäftigte ihn allein; alle seine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunkt dafür zu beschleunigen. Aber der Ausbruch der Revolution versetzte ihn plötzlich in die traurigste Lage; er litt in wissenschaftlicher und bürgerlicher Hinsicht die empfindlichsten Verluste, und als das Nationalinstitut bei seiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter seinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Minister des Innern bewilligte ihm eine Pension. Seitdem setzte er seine Arbeiten fort, die nach und nach seine Kräfte erschöpften. Bis an seinen Tod war er unablässig für die Ausführung seines großen Entwurfs beschäftigt. Er starb im August 1806. Die Zahl seiner gedruckten Schriften ist gering gegen die Masse seiner nachgelassenen Manuscripte, deren Herausgabe von Du-Petit-Thouars zu erwarten ist.

Adäquat. Adäquater Begriff bezeichnet in der Logik den höchsten Grad analytischer Vollkommenheit allgemeiner Begriffe. Der Verstand denkt sich nämlich seine Begriffe durch die Merkmale, die in denselben enthalten sind. Sind diese wieder aus Merkmalen zusammengesetzt, so zergliedert er jedes derselben von neuem, bis nur noch einfache Merkmale übrig bleiben, die sich weiter nicht auflösen lassen, und dieses Verfahren des Verstandes heißt die Entwickelung, Ausführlichmachung oder Adäquation der Begriffe, und der Begriff selbst, welcher auf solche Art zergliedert worden ist, heißt ein adäquater Begriff. Hernach braucht man das Wort adäquat auch bei erfundenen Erklärungen oder sogenannten Definitionen, welches Begriffe sind, die das logicalische Wesen einer Sache ausdrücken, um zu erproben, ob die Sache, die durch die Definition hat erklärt werden sollen, sich wieder in die Erklärung eingeschlichen hat, wodurch ein Cirkel entsteht. Denn dadurch, daß man jedes Merkmal von neuem zergliedert, muß es sich offenbaren, ob man wieder auf den Punkt tritt, wovon man ausgegangen war. Eine adäquate Definition ist eine solche, die weder zu eng noch zu weit ist, und daher weder auf mehr, noch auf weniger Dinge paßt, als das Definitum.

Addington (Heinrich), Vicomte von Sydmouth, Kanzler der königlichen Schatzkammer, Sohn eines Arztes, der ein ansehnliches Glück machte und mit dem Studium seiner Kunst Liebe zur Staatswissenschaft verband, so daß Lord Chatam ihn des größten Zutrauens würdigte, und ihm selbst eine Unterhandlung mit dem Lord Bute übertrug. Heinrich Addington, geboren 1756, ward mit Pitt, dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Nachdem er die Schulen von Winchester und Oxford besucht hatte, studirte er zu Lincoln Rechtsgelehrsamkeit. Die schnelle und glänzende Laufbahn seines Freundes er-

öffnete auch ihm bald den Weg zu Ehrenstellen. Er trat ins Parlament und unterstützte mit ganzer Macht Pitt gegen Fox. 1789 ward Addington zum Sprecher im Hause der Gemeinen gewählt; und dieser ehrenvolle Posten blieb ihm auch bei der Zusammenberufung eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitts, votirte er nur gegen die Meinung seines Freundes, als Wilberforce 1792 die Aufhebung des Negerhandels in Vorschlag brachte. Pitt, der sich mit ganzer Wärme für die Verwirklichung dieses Vorschlags interessirte, blieb in der Minderheit: Addington war auf die Seite derer getreten, welche für die stufenweise Abschaffung stimmten. Er verlangte, und setzte es durch, daß der Zeitpunkt dafür bis 1800 verschoben wurde. Aber diese augenblickliche Abweichung in ihren Meinungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnliche Uebereinstimmung in dem politischen Systeme. Den 28sten Sept. 1799 unterstützte er im Hause der Gemeinen die Aushebung einer neuen Miliz, um die ersten Vortheile der Expedition in Holland nicht nachdrucklos sinken zu lassen und den Bataviern Wort zu halten, denen die Flotte genommen und die Wiederherstellung der Ordnung in ihrem Lande versprochen worden war. Anstatt Addington für seine Rechtlichkeit zu beloben, sah Tierney nichts als eine kleine Unbedachtsamkeit des Ministeriums darin, und fragte, ob die Minister einen Vertrag mit der Siegesgöttin geschlossen hätten, um die Uebergabe der batavischen Flotte gegen das Versprechen der Wiederherstellung der Statthalterschaft anzunehmen? Pitt wies die Frage zurück durch die Versicherung, daß der holländische Admiral der Ueberlegenheit der englischen Macht gewichen und sich ergeben, ohne irgend einen geheimen Vertrag, und daß die Wegnahme und der Besitz der holländischen Flotte ganz unabhängig von dem endlichen Resultate der Ereignisse seyen. Den 5ten Febr. 1801 legte Pitt die Würde eines Kanzlers der königlichen Schatzkammer nieder, um sie Addington zu überlassen. In diesem Charakter stattete er mehrere Berichte über den Finanzzustand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen ꝛc. ab, und wußte den an und für sich trocknen Gegenstand seiner Vorträge durch eine edle und einfache Beredsamkeit auszuschmücken. Während der kurzen Dauer des Friedens von Amiens legte er stets eine den Frieden begünstigende Gesinnung dar, vertheidigte den Friedensschluß, der sein Werk schien, und hatte gegen die Angriffe der Kriegspartei zu kämpfen, die ihm Schwäche und selbst Mangel an Fassungskraft vorwarf. So wie aber der Bruch sich ankündigte, trug er selbst auf feindselige Maßregeln an, und zeigte sich als einen der wärmsten Parteigänger des Kriegs. Die Krankheit des Königs in den ersten Monaten des Jahres 1804 verursachte ihm große Unruhen. Seine Feinde wollten diesen Umstand benutzen, um ihn zu stürzen; aber die plötzliche Wiederherstellung des Monarchen vereitelte ihren Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Ministerium zu verlassen; am 10ten Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der König, der ihn vorzüglich liebt, erhob ihn damals zum Lord Vicomte von Sydmouth, und schenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weise sein besonderes Vertrauen. Er trat selbst im Januar 1805 wieder ins Ministerium, wurde aber nach einigen Monaten abermals daraus entfernt. Er bekleidet jetzt (1813) eine untergeordnete Stelle in der Administration.

Addison (Joseph), geboren den 1sten Mai 1672 zu Miston in Wiltshire, wo sein Vater Geistlicher war, empfing den ersten Unterricht an seinem Geburtsort und später in Lichtfield, wo inzwischen sein Vater Dechant geworden war. Früh zeigte er Neigung zu den Studien,

die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Funfzehn Jahre alt ging er nach Oxford, wo seine lateinischen Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer erregten. Sie erschienen in einer Sammlung: Musarum anglicarum analecta. Er war 22 Jahre alt, als er englisch in Prosa und Versen zu schreiben anfing. Sein erster Versuch war ein Bruchstück von Virgils Landbau. Er hatte sich bis jetzt dem geistlichen Stande bestimmt; da aber sein beginnender Ruf ihm die Bekanntschaft des Lord Somers und des Lord Montague, damaligen Kanzlers der Schatzkammer und nachmaligen Lords Halifax, verschafft hatte, fand er in ihnen Gönner, welche sein Glück zu befördern geneigt waren, und dieser Umstand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenstellen führen sollte, für die er nicht geboren schien. Im J. 1695 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der zwar keinen Geschmack an den Wissenschaften fand, aber darum nicht unterließ, einem Jünglinge von so großen Hoffnungen sein ermunterndes Wohlwollen zu bezeigen. Addison wünschte zu reisen und erhielt dazu eine jährliche Pension von 300 Pfund. Er besuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, ging von da nach Italien, und sah sich genöthigt, da indessen wichtige Veränderungen im Ministerium vorgefallen waren und ihm die Pension nicht mehr ausgezahlt wurde, bei einem jungen Engländer, der zufällig seinen Führer verloren hatte, diesen Posten anzunehmen, und mit demselben nach England zurückzukehren. Von Allem entblößt kam er in London an; aber diese peinliche Lage währte nicht lange. Die Schlacht von Höchstädt oder Blenheim im J. 1704 verbreitete durch ganz England die lauteste Freude, und Lord Godolphin, der dieses große Nationalereigniß von einem würdigen Dichter gefeiert wünschte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addison damit. Noch ehe derselbe sein Gedicht vollendet hatte, erhielt er zur Belohnung seines Eifers den Posten eines Appellationscommissärs, den der berühmte Locke verließ. Im J. 1705 begleitete er Lord Halifax nach Hannover und ward das Jahr darauf Unter-Staatssecretär. — Eine englische Oper, Rosamunde betitelt, welche er damals schrieb, um sie der eben errichteten und eben nicht mit Beifall aufgenommenen italiänischen Oper entgegenzustellen, hatte keinen besondern Erfolg. Dadurch aber, daß er diese Oper der intriganten, allgemein gehaßten Herzogin von Marlborough, die überdies die Literatur weder liebte noch zu lieben scheinen wollte, zueignete, machte er sogar seinen Charakter verdächtig. Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addison als Secretär und ward zugleich Archivar des Schlosses von Birmingham; ein Posten, der mit sehr wenig Arbeit und 300 Pfund jährlichen Gehalts verknüpft war. Während seines Aufenthalts in Irland entwarf Steele, mit dem er von Jugend auf durch Freundschaft verbunden war, den Plan zu einer periodischen Schrift, unter dem Titel The Tattler (der Plauderer). Addison nahm an dieser Unternehmung Antheil, an deren Stelle jedoch nach einigen Monaten der Spectator trat, bei dem ein höherer und umfassenderer Gesichtspunkt genommen worden war. Diese Schrift, die erste in ihrer Art, wurde mit einem ungemeinen Beifall aufgenommen und machte den Verfasser allgemein berühmt. Addison stellte darin ein Gemälde von den Sitten seiner Zeit auf, indem er Charaktere schilderte, Laster züchtigte, die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechselnd den Ernst des Verstandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In diesen verschiedenen Gattungen der Gegenstände und der Behandlung zeigte er ein ausge-

zeichnetes Talent, einen geläuterten Geschmack und einen gesunden, wiewohl nicht in die Tiefe dringenden Blick. Er ward Muster für viele späteren Schriftsteller und unläugbar haben der Zuschauer und das Gefolge seiner Nachahmer einen eben so ausgebreiteten als heilsamen Einfluß auf die Sitten der englischen Nation gehabt. Im J. 1713 zeigte sich Addison der literarischen Welt mit einem neuen Charakter. Er brachte sein Trauerspiel Cato auf die Bühne, an dem nach 35 ununterbrochen auf einander folgenden Vorstellungen das Publicum kaum die erste Gluth seiner Begierde gestillt hatte, und das lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinsten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieses an sich schwachen und frostigen Stücks, in welchem Addison recht deutlich darthat, daß er zwar ein schöner Geist, aber kein Dichter sey, sondern das politische Interesse desselben, wirkte diesen Erfolg, zu welchem die Wighs und Tory's sich vereinigten, den aber die Zeit nach und nach schwächte und endlich ganz auslöschte. Nach dem Tode der Königin Anna wurde Addison in verschiedenen öffentlichen Aemtern angestellt. Er ging in der Eigenschaft eines Secretärs des Vicekönigs, Grafen von Sunderland zum zweiten Male nach Irland; ward darauf Lord des Handelsbureau's und 1717 Staatssecretär. Das Jahr vorher hatte er sich mit der verwitweten Gräfin von Warwick verheirathet. Aber diese Ehe mit einer eitlen, eingebildeten und herrschsüchtigen Frau trug eben so wenig zu seinem Glücke bei, als seine Erhebung ins Ministerium die Meinung, die er von seinem Geiste und seinen Talenten begründet hatte, verstärken konnte. Man bemerkte nur zu bald seine Unfähigkeit, das ihm anvertraute Amt zu verwalten. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden, und die Maßregeln der Regierung zu unterstützen und zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen sowohl, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme seiner Gesundheit bewogen ihn sehr bald, diese Stelle wieder niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouse bei Kensington in seinem 48sten Lebensjahre an der Wassersucht starb. Er wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. — Als Gelehrter zeigte sich uns Addison unter verschiedenen Gesichtspunkten. Zwar hat er sich in keiner seiner mancherlei Schriften zu der Stufe der Ueberlegenheit, welche das Genie auszeichnet, in allen jedoch weit über die Mittelmäßigkeit erhoben, und in einigen hat er eine Vereinigung von Scharfsinn und Urtheil, von Geschmack und Scherz gezeigt, die eben so selten ist, als die wahre Genialität. Außer seinen lateinischen schrieb er eine große Anzahl englischer Gedichte, meistens Uebersetzungen und Nachahmungen des Virgil, Horaz und Ovid. Sein Gedicht auf die Schlacht von Blenheim ist schon oben angeführt worden. In England gilt Addison für einen geistreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter, und die meisten setzen ihn Popen und Dryden an die Seite. Wir können diesem Urtheil nicht beistimmen. Als tragischer Dichter nimmt er einen sehr tiefen Platz ein. Von seinen prosaischen Werken ist nächst dem Zuschauer seine Reise nach Italien das wichtigste. Seine Prosa ist in jeder Rücksicht musterhaft und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen studirt zu werden. Als Mensch war Addison von den untadelhaftesten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion; ernst und zurückhaltend in seinem Betragen; in der Gesellschaft furchtsam und verlegen, sprach er wenig vor Personen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, sagte Lord Chesterfield, einen bescheidenern und linkischern Menschen gesehen. Unter seinen Freunden war seine Rede fließend und anmuthig. Pope wirft ihm Neid auf fremdes Talent vor.

Adel. Der heutige europäische Adel, welcher sowohl von dem Adel der andern Erdtheile, als auch von dem, was in den ältern Staaten Adel genannt werden kann, sehr verschieden ist, schreibt sich von der Errichtung der Lehnsverfassung her, welche nach und nach auf die Eroberung von Europa durch Schwärme freier und ihren Königen bloß als Heerführer gehorchenden Menschen folgte. Die Eroberer hatten Land und Volk unter sich getheilt, und die übrigen Landesbewohner so zu sagen aller menschlichen Vorrechte beraubt. Während nun der unterdrückte Theil der Landesbewohner, selbst mit Begünstigung der Regenten, welche sie als ein Gleichgewicht gegen die Anmaßungen jener betrachteten, arbeitete, um zur bürgerlichen Freiheit zu gelangen, wußten die Regenten die Landesbesitzer durch die Einführung der Lehnsverfassung fester an den Staat zu binden. Indem sie den Landesbesitzern gewisse Dienstwürden ertheilten, wurden die Grundstücke, die denselben vorher mit vollem Eigenthumsrechte angehörten, unter den Namen eines Lehens für ihren Mannsstamm gewissermaßen zum Eigenthum des Staats gemacht; die Regenten selbst traten ihnen gehörige Ländereien unter diesen Bedingungen als Lehen an Unterthanen ab. So entstand die Lehnsverfassung und der europäische Adel. In Deutschland gibt es einen hohen und niedern Adel, und zwar nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sache nach; ursprünglich gab es jedoch nur Eine Gattung des Adels. Die Herzoge, Grafen u. s. f., welche jetzt den hohen Adel ausmachen, bekleideten damals bloß persönliche, aber keine erblichen Würden; erst mit völliger Ausbildung des Lehnssystems wurden einige große Kriegspfründen und Pflegschaften erblich: und so entstand der Unterschied zwischen einem herrschenden und beherrschten, oder einem hohen und niedern Adel. Die ehemalige Kriegsverfassung und die darin entstandene Ritterwürde — in ihrer glänzendsten Periode der höchste Ehrengipfel, den die in Kriegsdiensten stehenden Personen erreichen konnten, — enthält den Ursprung der Vorrechte des niedern Adels. Bis auf die Zeit Kaiser Friedrich II. konnte jeder Freigeborne, wenn er begütert genug war, sich in diese Laufbahn wagen und Lehrling werden; aber nach einer Anordnung dieses Kaisers mußte er vorher zeigen, daß er von Ritterart sey. (S. Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten europäischen Völkern, von C. Meiners. Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militärischen Verfassung, a. d. Fr. des Hrn. de la Curne de St. Palaye, von Joh. Ludw. Klüber. Eine gute Geschichte des deutschen Adels ist in folgendem Werke enthalten: Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen oder von Schlieben, Cassel 1784.) — Was den politischen Nutzen des Adels betrifft, so ist wohl nicht leicht jemals so viel für und wider denselben gesagt worden, als in dem gegenwärtigen Zeitalter. Montesquieu's lange Zeit als Axiom angenommener Meinung, daß der Adel zwischen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht halte, und dem Volke zur Schutzwehr gegen die Willkühr der Herrscher diene, setzt Hennings entgegen: die Geschichte der Völker lehre das Gegentheil, und stelle den Adel als die Scheidewand zwischen dem Regenten und dem Volke dar (Hennings über die wahren Quellen des Nationalwohlstandes). Beide Schriftsteller scheinen zu rasch aus einzelnen Thatsachen allgemeine Grundsätze gezogen zu haben. Es ist dem Adel eben so wenig wesentlich, die Vormauer als die Scheidewand zwischen dem Regenten und dem Volke zu seyn; die Geschichte liefert für beide Fälle Thatsachen. Jeder Stand kann zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen dem andern dienen;

alles kommt darauf an, zwischen welchen Ständen das Gleichgewicht gestört worden. In den mittlern Zeiten haben sich die Fürsten vielfältig des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient. Ueberhaupt kann die Frage nicht sowohl von der Zweckmäßigkeit des Adels, sondern nur davon seyn, ob er in seiner bisherigen Gestalt noch dem Geiste der gegenwärtigen Zeit angemessen sey. Daß er es früher gewesen, wird durch seine lange Existenz bewiesen, denn die Erfahrung lehrt, daß, wie kurz oder lang auch der Kampf sey, jedes dem Zeitgeiste widerstrebende und widersprechende Institut demselben unterliegt. Die Ursachen aber, durch deren Zusammenwirkung der Adel seine zufällige Bedeutung verlor, und den Reformen entgegengeführt wurde, die er theils schon erfuhr, theils noch erwartet, bieten sich uns leicht dar, wenn wir einer Seits seine Entstehung und Bestimmung, und anderer Seits die Fortschritte betrachten, welche der menschliche Geist seitdem machte, und die Veränderungen, welche dadurch in der bürgerlichen Verfassung hervorgebracht wurden. Der Adel entstand aus dem Kriege; seine Bestimmung war für den Krieg; Tapferkeit seine erste Tugend; Güter und Vorrechte seine Belohnung. Sowohl jene als diese erbten vom Vater auf Sohn. Als aber durch die Erfindung des Schießpulvers und dessen verbreitetern Gebrauch die Gestalt der Kriege verändert wurde, als nicht mehr persönlicher Muth das einzige Erforderniß zum Kriegführen war, sondern der Erfolg der Schlachten durch die Massen der Kämpfenden und deren geschickte Leitung entschieden ward; da bereitete sich der Verfall des Adels zuerst vor. Sein Ansehen blieb jedoch ungeschwächt, so lange er nicht nur der tapferste, sondern vermöge seines Reichthums auch der gebildetste, vornehmste und dem Fürsten nächste Stand war. Er nahm jetzt die Befehlshaberstellen bei den Heeren ein, ermunterte durch sein Beispiel die rohen Söldner, die er allein anzuführen verstand. Hier fand er eine würdige und glänzende Laufbahn, die er lange mit dem schönsten Erfolg betrat. Indeß entwickelte sich der Bürgerstand; die Erfindung der Buchdruckerkunst gab diesem die Mittel, seinen Geist zu bilden, die Entdeckung Amerika's und der dadurch unendlich erweiterte Handel gaben ihm die Mittel, sich zu bereichern. Je mehr aber der dritte Stand an Geisteskultur und Reichthum zunahm, desto mehr verschwand der Unterschied, der ihn von dem Adel trennte, und zwischen beiden Ständen erhob sich ein rühmlicher Wettstreit, es einander in Entwickelung ihrer Talente zuvorzuthun. Einzelne Männer von glänzenden Eigenschaften und Verdiensten hoben den Bürgerstand, während der Adel durch einzelne Beispiele der Entartung und Unwürdigkeit herabgezogen wurde. Seit dem Bürger nichts mehr im Wege stand, sich gleich dem Edelmanne auszubilden, blieben diesem keine Vorzüge mehr, als seine Ahnen und seine ererbten Privilegien. Jene, die allerdings dem wahren Verdienst einen noch höhern Glanz zu geben vermögen, sind jedoch nur von idealem Werth. Diese hingegen begründen noch einen reellen Vorzug, indem sie dem Adel außer vielen Freiheiten die vornehmsten Staats- und Militärwürden sichern. Da aber diese Einrichtungen, ohne innere Nothwendigkeit, nur auf der Achtung des von Alters her Gültigen beruhen, so können sie auch nur so lange bestehen, als der Staat ihre Aufrechthaltung seinem Interesse nicht entgegen findet. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, deren außerordentliche Ereignisse die Entwickelung aller Staatskräfte, geistiger und physischer, im weitesten Umfange erfoderten und erfodern, mußte eine so schwach gezogene Scheidewand niedersinken. Die schon früher ausgesprochene Wahrheit, daß jeder Staatseinwohner nach Maß-

gabe seines Vermögens zu den Staatslasten beizutragen habe, und daß der Vortheil des Ganzen erfodere, Aemter und Würden dem Fähigsten und Würdigsten zu ertheilen, wurde jetzt allenthalben in Ausübung gebracht, wo man das Bedürfniß fühlte, und wo der geistige Zustand der Nation es zuließ. Von Frankreich, wo die Revolution den Adel völlig vernichtet hatte, ging diese Reform aus; doch begnügten sich diejenigen Staaten, welche sie annahmen, mit der Einziehung seiner Privilegien, ohne ihn darum selbst abzuschaffen. Sie unterwarfen ihn gleichen Abgaben und Lasten mit den übrigen Unterthanen, und ließen den Bürgerlichen um jedes Amt im Civil und Militär mit ihm concurriren. Unläugbar sind diese Verfügungen den herrschenden Begriffen unsers Zeitalters angemessen, und Napoleon, der in Frankreich einen neuen Adel gründete, ging von ihnen aus. Ueber die Masse der Menschen erhebt man sich nur durch seltenes Geistesvermögen, oder durch Verdienst um den Staat in höhern Aemtern, oder durch Reichthum des Besitzes. Das Talent kann sich Gewalt und Reichthum erwerben; Gewalt kann sich Besitz gewinnen; Reichthum hat offenen Weg zur Macht. — Nur diese drei Tugenden erheben bei allen Völkern über den großen Haufen. Demnach verband Napoleon den Adelsrang mit den höchsten Staatswürden. Die Großwürdenträger des Reichs führten als solche, den Titel Prinz und Hoheit. Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präsidenten des gesetzgebenden Körpers und Erzbischöfe hatten den Grafentitel auf Lebenszeit. Die Präsidenten der Wahlcollegien in den Departements, der erste Präsident und der Generalprocurator des Cassationsgerichts, der Rechnungskammer und des Appellationsgerichts, die Bischöfe, die Maires der 37 Städte, welche bey der Kaiserkrönung erschienen, hatten auf Lebenszeit den Titel Baron; die Mitglieder der Ehrenlegion hießen Chevaliers. Diese Titel konnten auch auf die gesetzmäßige natürliche oder adoptirte Nachkommenschaft, im männlichen Geschlechte, nach der Ordnung der Erstgeburt vererbt werden; doch mußte dem Erben in diesem Falle durch Errichtung eines Majorats, eine durch das Gesetz bestimmte Summe jährlichen Einkünfte gesichert werden. So haftete also der Adelstitel nicht an der Person, sondern an der Würde im Staate, oder an den Gütern, die der Erbe des Adelichen besaß; und er wurde einzig durch nützliche Talente, Gewalt oder Reichthum erworben, ohne daß er in verkehrter Ordnung zu Reichthum, Ehrenstellen oder Glauben an Talent berechtigte. Indem diese Einrichtungen die Ansprüche der Vernunft und des Zeitgeistes befriedigten, schuf Napoleon zugleich durch den von ihm gebildeten Adel eine Stütze seines Throns und ein kräftiges Organ zur Förderung seiner Zwecke. Mit seinem Sturze verlohren aber seine den Erwerb und die Fortpflanzung des Adels betreffenden Institutionen ihre Kraft; in der Constitution, welche Ludwig XVIII. seinem Reiche gab, behielt er sich sogar bevor, den Adelstand nach Willkühr zu vertheilen; jedoch wurde bewilligt, daß der neue Adel seine Titel behalten dürfe.

Adelstan, der achte König von England während der sächsischen Dynastie, ein natürlicher Sohn Eduards des ältern, wurde durch Liebe und freie Wahl des Volks im J. 925 auf den Thron erhoben. Er wurde seinen Brüdern vorgezogen, welche seine Verdienste erkannten, und ihn friedlich regieren ließen, und erfüllte die Hoffnungen, die man von ihm hatte. Man versichert, daß er nie Blut vergossen habe, als das seiner Feinde, an der Spitze der Armeen und in gerechten Kriegen. Ein vornehmer Engländer, der eine Verschwörung gegen ihn unternom-

nen hatte, aber entdeckt und gesetzlich überführt wurde, erhielt von ihm keine andere Strafe, als die der Verweisung. Die Dänen in Northumberland, die sich von der englischen Herrschaft befreien und dies eine der sieben Königreiche wieder herstellen wollten, wurden von ihm geschlagen. Die Ueberwundenen flohen unter der Anführung des Amlaff, Sohn des Sitrik, nach Schottland, und zogen Constantin, den König dieses Landes, zu ihrer Partei. Dieser vergaß die Verträge, in denen er mit Adelstand stand, und verheerte England. Adelstan rückte ihm entgegen, zwang ihn in den Ebenen von Bromfeld zu einer Schlacht, die 30 Stunden dauerte und in der die gerechte Sache siegte. Fünf Anführer der Schotten, Irrländer und Galen fand man unter den Erschlagenen. Er verfolgte seinen Sieg und eroberte Schottland. Aber zufrieden, die Treulosigkeit bestraft zu haben, gab er diesem Fürsten alle Länder zurück, indem er sagte: „Es ist rühmlicher, Könige zu machen, als zu entthronen." Eben so bestrafte er auch die übrigen Theilnehmer dieses Krieges. Er regierte seitdem in Frieden, und wendete ihn an, das Glück seiner Unterthanen immer mehr zu begründen. Er erneuerte und verbesserte die Gesetze seines Vaters, war unermüdet, den Frevel an den Gesetzen zu verhüten, und gnädig auch bei den Strafen, welche die Schuldigen trafen. Nach einer kurzen Regierung von sechzehn Jahren starb er im J. 941, von seinem Volke angebetet und von auswärtigen Völkern geachtet und verehrt.

Adelung (Johann Christoph), dieser um die vaterländische Literatur und Sprache hochverdiente Gelehrte, war 1734 zu Spantekow in Pommern geboren, genoß den ersten Unterricht theils zu Anklam, theils zu Klosterbergen bei Magdeburg, und vollendete seine Studien auf der Universität zu Halle. Im J. 1759 ward er zum Professor an dem Gymnasium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf nach Leipzig, wo er sich bis 1787 den weitläuftigen Arbeiten widmete, wodurch er der deutschen Sprache und Literatur so nützlich geworden. In diesem Jahre ernannte ihn der Churfürst von Sachsen zum Bibliothecar und als solcher mit dem Titel eines Hofraths starb er zu Dresden im Sept. 1806. Adelung allein hat für die deutsche Sprache geleistet, was für andere nur ganze Akademien leisteten. Sein grammatisch-kritisches Wörterbuch, welches zu Leipzig 1774 bis 1786 erschien, übertrifft das englische von Johnson in allem, was die Definitionen, die Abstammung, die Ordnung der Bedeutungen und überhaupt die Etymologie der Wörter betrifft; aber es steht ihm nach in der Wahl der classischen Schriftsteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden; entweder weil zu der Zeit, wo Adelung die Materialien zu seinem Werke sammelte, eine große Anzahl der besten deutschen Schriftsteller noch nicht bekannt oder nicht genugsam anerkannt waren, oder weil Adelungs Vorliebe für die obersächsischen Schriftsteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, alle diejenigen zu vernachlässigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte. Er hatte als Norm den Dialect des Markgrafthums Meißen festgestellt, und verwarf alles, was in den höheren Ständen und bei den berühmtesten Schriftstellern dieser Provinz nicht gebräuchlich war. In der Ueberzeugung, daß die Sprache das Werk der Nation und nicht der Individuen, selbst der ausgezeichnetsten, sey, und der meißnischen Mundart, als der reichsten und frühest kultivirten, vor allen andern mit Recht den Vorzug gebend, vergaß er doch zu sehr, daß die Büchersprache, in Deutschland mehr als in jedem andern Lande, das Werk der Gelehrten sey, und daß der Mangel eines politischen Mittelpunkts, verbunden mit der Gleichgültigkeit der Regierungen ge-

gen die Muttersprache, den Schriftstellern das Gesetz und das Recht gegeben, aus der Tiefe der Sprache alle Schätze hervorzuziehen, welche sie darbietet, und dazu die einzelnen Mundarten zu benutzen. Adelungs gemessener und methodischer Geist erschrack über die Anarchie und die Fluth neuer Wörter, womit er die deutsche Sprache bis ins unbegränzte bedroht sah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugsamkeit und Bildsamkeit, die sie allein mit der griechischen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, diese Mängel gerügt. Die von 1793 bis 1801 erschienene zweite Auflage des Adelungischen Wörterbuchs liefert eine Menge von Zusätzen, die an sich schätzbar sind, aber mit den inzwischen erfolgten Fortschritten der Sprache in keinem Verhältniß stehen, und nur zu deutlich beweisen, daß der unermüdlichste Fleiß die schon in den Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuschaffen nicht vermag. Von Adelungs übrigen Werken, deren vollständige Aufzählung wir hier unterlassen, nennen wir seine schätzbaren deutschen Sprachlehren, sein Magazin für die deutsche Sprache, sein Werk über den deutschen Styl, und seinen Mithridates, in welchem er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen gedachte. Er selbst vollendete jedoch nur den 1. Band; die beiden folgenden verdanken wir dem gelehrten Linguisten Vater in Königsberg, der dazu theils des Verstorbenen Papiere, theils von A. v. Humbold gelieferte Materialien, theils die Resultate eigner Untersuchungen verarbeitete. — Als Mensch war Adelung von den unbescholtensten Sitten und sehr liebenswürdigen Eigenschaften. Verheirathet war er nie. Täglich widmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er sich im Kreise seiner Freunde und an einer gut besetzten Tafel erholte. — Des Vorigen Neffe, Friedrich Adelung, russ. kaiserl. Collegienassessor in St. Petersburg und seit 1803 Lehrer der jungen Großfürsten und in den Adelstand erhoben, hat während seines Aufenthalts in Rom interessante Untersuchungen über die in der vaticanischen Bibliothek befindlichen altdeutschen Gedichte angestellt und mitgetheilt.

Adept, s. Alchymie.

Aderlaß, das Weglassen einer Quantität Bluts mittelst Oeffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader. Wo diese Oeffnung geschehe, darauf wurde von den Alten sorgfältig geachtet. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1. am Arm, aus der äußern oder innern Hautvene, oder aus der Mittelblutader; 2. an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3. am Fuß, aus jeder hinlänglich starken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4. am Halse, aus dem hinterm Aste der Juguralvene; 5. an der Zunge aus der Froschblutader. — In Deutschland gebraucht man dazu gewöhnlich den Schnepper, in Frankreich, England u. s. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven sicherer zu vermeiden ist. Unter den Pulsadern ist die Schlafarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von diesem eben beschriebenen allgemeinen Aderlaß unterscheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutigel geschieht, um bei Entzündungen das Blut aus der leidenden Stelle zu ziehen, ohne das ganze System zu schwächen. Der Aderlaß gehört unstreitig zu den wirksamsten Mitteln in der Heilkunst, aber über seine Anwendbarkeit haben die vorzüglichsten Aerzte sehr verschieden gedacht. Podelirius, des Aeskulap Sohn, (etwa 1184 vor Chr.), wird uns als der erste genannt, der den Aderlaß anzuwenden wagte, indem er des karischen Königes Damäth Tochter, Syrna, durch Oeffnung der Adern an beiden Armen

glücklich herstellte. Später ist von Euryphon unter den knidischen Aerzten, und von Demokrit (464 vor Chr.) bekannt, daß sie den Aderlaß verordneten. Hippokrates selbst, zu dessen Zeiten dies Mittel schon sehr gebräuchlich war, wandte es sparsam an, denn er sah die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirksamkeit derselben störendes Schwächungsmittel an. Häufiger und endlich bis zum Mißbrauch verordneten ihn seine Schüler, und erregten dadurch ihrem Lehrer Feinde. Unter diesen waren die vorzüglichsten Chrysipp und dessen Schüler Erasistrates in Alexandrien. Nach seiner Theorie war in den Arterien ein Geist als die Lebenskraft, in den Blutadern aber nur entgeistetes Blut vorhanden, dessen Uebergang in die Arterien die Krankheit erzeuge. Für die Ursach dieser Unordnung hielt er die Vollblütigkeit, die nicht durch Aderlaß, sondern durch Enthaltsamkeit u. s. w. gehoben werden müßte. Die um diese Zeit entstehenden Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem sie der Beobachtung der Natur auf hippokratische Weise nachstrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlasses zu bestimmen suchten. Aber mit den Wissenschaften zerfiel auch die Heilkunst in Griechenland. Zwar erhoben sich griechische Aerzte unter den Römern, aber die empirische Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlassen eine neue Gestalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Ursach der meisten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt, so wie sein Schüler Themison, schon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm bestimmte Celsus, der lateinische Hippokrates, bündig und schön die Fälle des Aderlasses (im J. 5. nach Chr. Geb.). Aretäus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (im J. 160), der eine Hauptclasse der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderlässe, und durch das Ansehen seiner Lehre, die durch mehrere Jahrhunderte die herrschende war, wurde der Gebrauch derselben sehr verbreitet. Nach dem Umsturz des römischen Reichs waren die Aerzte in Europa so selten, daß Carl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß, und überhaupt ohne ärztliche Behandlung starb. Die arabischen Aerzte folgten dem Galen, verbreiteten seine Lehre in Spanien, Italien und Frankreich, und wenn schon durch sie die Anwendung des Aderlasses vervielfältigt wurde, so geschah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Besitz der Heilkunde, wie überhaupt aller damaligen Wissenschaft waren, und den Uebeln der Vollblütigkeit lieber durch Blutablassen als durch Mäßigkeit abhelfen mochten. Später verflocht man die Astrologie in die Lehren der Medicin, und bestimmte den Aderlaß nach gewissen Tagen. Die Päpste hatten zwar (1300) den Mönchen die Ausübung der Heilkunde untersagt; allein theils achteten diese nicht darauf, theils erklärten sie das Verbot nur von chirugischen Operationen. So trennte sich damals die Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entstand, und eignete sich das Aderlassen, Schröpfen und Bartscheren zu. Jetzt nahm der Mißbrauch des Aderlassens immer mehr überhand; es galt damals die Regel: den ersten Tag verlebe lässig, den andern mäßig, den dritten toll und voll, der vierte thut dem Aderlaß wohl. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriften der griechischen Aerzte und vornehmlich des Hippo-

krates verbreitet wurden, und ihre Lehre wieder auflebte, da wurde wenigstens unter den Aerzten der Aderlaß wieder auf bestimmte Fälle beschränkt. In Deutschland verdrängte Paracelsus (1525) das galenische System und mit ihm den Aderlaß, der bloß in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Italien u. s. w. blieb jedoch noch theils das hippokratische, theils das verunstaltete galenische System, und daher auch der Aderlaß herrschend, der aufs höchste gemißbraucht wurde. Helmont (1600), der Stifter einer ganz verschiedenen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeist, den er Archäus nannte, zu sehr dadurch geschwächt werde. Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte in so fern Einfluß auf den Aderlaß, als sie zu Versuchen veranlaßte, (1642), die Heilmittel in die Adern selbst einzuspritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzulassen, und durch Blut von gesunden Menschen oder Thieren zu ersetzen. In England erschien Sydenham (1673), der durch starke Aderlässe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. Fast in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, fast immer zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf 40 Unzen. Ihm entgingen die üblen Folgen davon nicht, aber er glaubte die Krankheit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) suchte Hippokrates Lehre mit Helmonts Theorie zu vereinigen, und stellte über den Aderlaß sehr richtige und gemäßigte Grundsätze auf. Vollblütigkeit, lehrte er, sey selbst keine Krankheit, nur durch Störung des Gleichgewichts zwischen den festen und flüssigen Theilen könne sie dazu werden, und in diesen Fällen sey das Gleichgewicht wieder herzustellen. Unentbehrlich aber fand er das Aderlassen, wenn die Vollblütigkeit in Bewegung geräth, und Congestion oder Blutfluß erregt. Diesem Fall aber rieth er vorbauungsweise durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte sich entstellt und mißverstanden ins Publicum fort. Allenthalben hielt man Präservativaderlässe für nöthig, und in Frankreich ging der Mißbrauch so weit, daß Molière die Aerzte mit ihrem ewigen Clisterium donare, postea segnare, ensuita purgare, mit Recht auf der Bühne lächerlich machte. Bordeu arbeitete dem Unwesen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer sehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zustände des Nervensystems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs ansah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und besonders des Systems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berücksichtigung aller Umstände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meistens der Lehre Stahls. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenhams, häufige Veranlassung zu Aderlässen. Mehrere neuere Aerzte hingegen suchten ihre zu häufige Anwendung einzuschränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Hufeland, Reil, Hildebrand u. A. Wolstein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine so bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall suchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verstattete den Aderlaß bei sthenischen Krankheiten, deren Zahl er aber sehr gering angab, und die Ausbreitung seiner Lehre (s. Erregungstheorie) beschränkte den Gebrauch dieses Mittels immer mehr. Nur unter den ächten Heilkünstlern erhielt sich die richtige Anwendung desselben. Dahin gehören außer den genannten Männern, Hades, Heim, J. Frank, und Andere; vorzüglich auch Marcus, der durch glückliche Anwendung naturphilosophischer Grundsätze auf die Medicin wichtige neue Ansichten eröffnete. Fassen wir das Resultat dieser Uebersicht kurz zusammen, so finden wir,

daß die größten Aerzte aller Zeiten über die Wichtigkeit dieses Mittels, das in der Heilkunst nicht entbehrt werden kann, übereinstimmend dachten, und nur nach Maßgabe ihrer Theorien in der Anwendung desselben von einander abwichen. H.

Adern sind die häutigen und muskulösen Canäle im thierischen Körper, welche das Blut aus dem Herzen durch alle Theile des Körpers und wieder nach dem Herzen zurückführen. Aus dem Herzen, welches den Mittelpunkt der für das Leben unumgänglich nothwendigen Blutcirculation bildet, erheben sich vier Hauptadern, welche sich nach und nach in mehrere Aeste theilen, die, immer wieder getheilt, sich durch den ganzen Körper in unzähligen Zweigen bis in seine äußersten Theile verbreiten. Von diesen vier Hauptadern, auf welche sich das ganze Adernsystem des Körpers zurückführt, sind zwei Puls- und zwei Blut-Adern. Aus jeder der zwei Herzkammern steigt eine von jeder Gattung empor. Beide Gattungen von Adern sind sehr wesentlich von einander verschieden. Die Pulsadern führen das Blut aus dem Herzen; bei jedem Schlage desselben treibt das darin vorhandene Blut in die Puls-Adern, so wie bei jeder darauf folgenden Oeffnung desselben die Blut-Adern es wieder füllen. Diese zusammenziehende und ausdehnende Bewegung des Herzens theilt sich den Pulsadern mit, weshalb sie auch Schlag- oder Pulsadern (Arterien) heißen. Durch diese unaufhörlich fortgesetzte Bewegung wird das Blut durch alle Zweige der Pulsadern fortgetrieben, bis es endlich aus den feinsten Canälen derselben in die Blutgefäße des Fleisches übertritt, aus welchen es die eben so subtilen äußersten Canäle der Blutadern (Venen) aufnehmen und dem Herzen in zwei Hauptstämmen wieder zuführen. Die Venen haben keinen Schlag, und das Blut, das durch die Pulsadern ruckweise getrieben wird, fließt durch sie gleichmäßig und ruhig zum Herzen zurück. Daher kommt es denn, daß die Verletzung einer Vene leicht zu heilen, einer Arterie hingegen (gewisse Fälle ausgenommen) unheilbar ist. Ein anderer wesentlicher Unterschied im Baue der Venen von den Arterien besteht darin, daß die ersteren in ihren Höhlungen Ventile oder halbmondförmige Klappen haben, welche sich dem rückgängigen Laufe des Bluts entgegenstellen; zwei solche Ventile verhindern auch, daß nicht bei jedem Schlage des Herzens Blut in die beiden Venenstämme tritt. Die aus der rechten Herzkammer entspringende Pulsader, welche sich in unzähligen kleinen Aesten durch die Lunge verbreitet, heißt die Lungenpulsader (arteria pulmonalis), so wie die in der linken Herzkammer entspringende, welche das Blut durch den ganzen übrigen Körper führt, die **große Puls-Ader** (arteria aorta). Eben so heißt die Blutader, welche das Blut in die rechte Herzkammer zurückführt, die Lungenblutader (vena pulmonalis), die andere hingegen, welche das Blut in die linke Herzkammer zurückführt, Hohlader (vena cava). Daraus erhellt denn, daß eigentlich ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt findet: der eine durch die Lunge, der andere durch den ganzen übrigen Körper. (Vergl. den Art. Blut.) Bekannt ist es, daß man wegen der Aehnlichkeit auch gewisse Canäle in den Blättern und andern Theilen der Gewächse, so wie gewisse Fasern und Striemen in Gesteinen u. s. w. Adern nennt.

Ades, s. **Hades**.

Adhäsion (Anhängen) nennt man die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie bei der Berührung sich so verbinden, daß eine äußere Kraft dazu erfordert wird, um sie wieder zu trennen, wie flüssige und feste Körper thun. Man sieht hieraus, daß die flüssigen Körper durch die festen stärker angezogen werden, als sie unter einander zusam-

menhängen. Doch findet hier ein Unterschied Statt; denn Quecksilbertheilchen hängen sich z. B. nicht an Glas, aber wohl an Gold, Silber und Blei. Wasser hängt sich an den meisten Körpern an, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, Staub, Mehl u. dgl. bedeckt ist. Flüssige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Masse, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, sondern steigen vielmehr um den Rand der Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweise hiervon gibt das Wasser, Bier u. s. w. in Gläsern, Eimern, Töpfen u. s. w. In Gefäßen hingegen, deren Masse von den darin enthaltenen Flüssigkeiten nicht benetzt wird, stehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Quecksilber in einem Glase eine gleichsam convexe Oberfläche. Wasser u. dergl., gießt man es aus einem Gefäße, dessen Masse davon benetzt wird, läuft leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht eine geschickte Richtung gibt. Quecksilber thut dies aus einem Glase nie; wohl aber aus einem Gefäße von Blei 2c.

Aedilen, obrigkeitliche Personen bei den Römern, welchen die Aufsicht über die öffentlichen Schauspiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Baustreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt; zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriciern hinzu, welchen letztern der elfenbeinerne Magistrats-Stuhl vergönnt war, und sie selbst wurden Aediles curules, jene hingegen Aediles plebis genannt. **Julius Cäsar** setzte noch eine dritte Gattung hinzu, denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adjustiren heißt im Handel und Wandel, etwas in völlige Richtigkeit setzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzuge messingner und eiserner Gewichte gebraucht, wenn sie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewicht gleichen; und endlich heißt es im Münzwesen die Bereitung und Beschneidung derjenigen Metallstücke, die nachher zur Ausprägung der Species dienen.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsoffizier. Man unterscheidet Generaladjutanten, Flügeladjutanten, Regiments- und Bataillonsadjutanten, dann Adjutanten der Gouverneurs und Festungscommandanten, der Divisionärs und Brigadiers. **Generaladjutanten** sind bei Monarchen, bei Feldmarschällen, Feldherren, Prinzen und hohen Generalen. Oft sind sie dem Range nach selbst Generale. Ihr Amt ist, die Befehle des Monarchen, des Oberfeldherrn, bei welchem sie sind, im Heere bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen, und solche ihrem Chef vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen zu kriegerischen Unternehmungen, haben in Verbindung mit einigen Offizieren vom Generalstabe die Plane, Zeichnungen u. s. w. unter ihrer Obhut; besorgen und leiten die Befolgung der bekannt gemachten Dispositionen; führen den militärischen Briefwechsel, arbeiten die Relationen vorgefallener Kriegsereignisse, Schlachten und Gefechte aus, und führen die Tagebücher des Feldzugs. Nicht selten werden sie auch zu Unterhandlungen gebraucht. **Flügeladjutanten** sind ebenfalls Generaladjutanten bei dem Monarchen oder Feldherrn. Ihre Benennung rührt daher, weil sie in der Schlacht die Befehle desselben auf die Flügel der Armee bringen müssen, zuweilen auch dem General, der einen Flügel oder ein abgesondertes Corps auf einem Flügel commandirt, zugegeben sind. Die **Adjutanten der Divisionäre und Brigadiers** haben bei ihren Chefs dieselben Geschäfte, wie die Generaladjutanten bei den Oberfeldherrn. **Regimentsadjutanten**

empfangen die Rapports, besorgen die Militärcorrespondenz, die Ausgebung der Befehle, ordnen den Dienst im Innern des Regiments, theilen die Wachen im Regiment ab, und besorgen die übrigen, ihnen von dem Regimentschef ertheilten Aufträge. Der Bataillonsadjutant hat dieselben Verrichtungen im Bataillon. In den französischen Armeen hat jedes Bataillon zwei Adjutanten, einen Adjutant-Major, der wirklicher Offizier, wohl mit Capitainsrang ist, und einen Adjutant-Sousoffizier, der den Rang zwischen dem Sergeant-Major und Offizier hat, aber Offiziersuniform trägt. Ersterer kann mit unsern Regimentsadjutanten, und letzterer, in Rücksicht der Dienstleistung, mit unsern Bataillonsadjutanten verglichen werden.

Adler. In der Allegorie der bildenden Künste ist der Adler von vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrschaft aus. In diesem Sinne finden wir ihn als ein häufiges Emblem und Symbol der Völker, Fürsten und Heere. Er war das hieroglyphische Sinnbild der Städte Heliopolis, Emesus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einst zum Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieser Zeit an blieb der Adler eines der ersten Attribute der Republik, welches später auch die Kaiser beibehielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerst bei den Persern vor; sie hatten ihn von Gold. Bei den Römern waren sie anfangs nur von Holz, dann von Silber mit goldenem Blitzstrahl, unter Cäsar und seinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzstrahl. Der doppelköpfige Adler war zuerst bei den Kaisern des Orients üblich, die damit ihren Anspruch auf das morgen- und abendländische Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentalischen Kaiser. Oesterreich behielt dies Sinnbild aus der Erbschaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Ungarn, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom russischen Kaiser, und fast von allen Fürsten, Grafen und Baronen des deutschen Reichs ins Wappen gezogen. Unter den Ritterorden machte ihn der deutsche, der älteste von allen, zu seiner Decoration. Seitdem folgten viele andere, wie der schwarze und rothe Adlerorden in Preußen; der weiße und St. Stanislaus-Orden in Polen; der St. Andreas und St. Alexander-Orden in Rußland; der Cincinnatus-Orden in Nordamerika u. s. w. Der seit Napoleon vor Frankreichs Regimentern und in der Ehrenlegion erschienene Adler mit dem Donnerkeil ist genugsam bekannt.

Admet, s. Alceste.

Admiral, ein aus dem Arabischen herstammendes Wort, welches einen Herrn oder Befehlshaber bedeutet. Bei den Saracenen war dieser Titel gewöhnlich; dann gaben ihn zuerst die Sicilianer und Genueser ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europa's (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Capudan-Pascha brauchen) Admiral das Haupt oder den obersten Befehlshaber über eine ganze Schiffsflotte, bei welcher kein Großadmiral ist, dem er sonst im Range untergeordnet wäre. Unter dem Admiral steht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern und nordischen Mächten Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufsicht oder das Commando führt), bei den Engländern Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weise die Arriergarde (Rear) commandirt. Admiralsflagge ist diejenige, welche von dem großen Top oben auf dem mittelsten Maste des Schiffs

weht, auf welchem der Admiral sich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Kriegsschiffen begleitet wird. Admiralschiff, ein Schiff, welches die Admiralsflagge führt. Wenn zwei Kriegs-Schiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zusammen kommen; so hat das zuerst Eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralsschiffs, das andere, und wenn es auch größer und stärker seyn sollte, gilt nur als Viceadmiralschiff. — Admiralität oder Admiralitätscollegium heißt das aus einem Admiral, verschiedenen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitains, Räthen und Beisitzern bestehende Collegium, welches die Aufsicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsschiffe, so wie das ganze dabei angestellte Personal stehen unter seiner Aufsicht und Gerichtsbarkeit. Es entscheidet über die Contrebande zur See, über die Gültigkeit der gemachten Prisen u. s. w. Admiralschaft heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteischiffe zum Widerstande gegen einen zu fürchtenden Feind schließt. Vor dem Auslaufen der Schiffe wird untersucht, ob sie mit den zu diesem Behufe nöthigen Kanonen versehen sind. Der Gewinn und Verlust wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adōnis, ein Sohn der Myrrha, den sie mit ihrem Vater Cinyras gezeugt (S. Myrrha). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in so entzückender Schönheit empor, daß Venus selbst ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder und Forste, ihm die Gefahren zeigend, denen er sich Preis gab. Er aber achtete ihrer liebenden Warnungen nicht, sondern verfolgte mit glühendem Herzen die reißenden Thiere der Wildniß und erlegte sie mit seinem Spieß und Geschoß. Doch als er einst einen grimmigen Eber gefehlt hatte, fiel dieser ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und so wenig sie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Rosenbüschen, deren weiße Blumen sich damals von ihrem Blut roth färbten, schonte, so fand sie ihn doch schon erblaßt auf dem Grase liegen, und zur Linderung ihres Schmerzes konnte sie nichts weiter thun, als sein Andenken durch die Verwandlung in eine kurz blühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwischen ihr und Proservina theilend, ihm erlaube, sechs Monat im Hades und sechs im Olymp zuzubringen.

Adonisch. Der adonische Vers besteht aus einem Dactylus und einem Spondäus oder Trochäus.

◡
— ◡ ◡ — —

und eignet sich wegen seines lebhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse gewinnen. Daher die Neueren sich ihrer nicht häufig unvermischt bedient haben; die Alten verbanden sie immer mit andern Versen; so ist der letzte Vers der sapphischen Strophe ein adonischer.

Adoption, Annahme an Kindesstatt, (welche Adrogation genannt, wenn homo sui juris an Kindesstatt angenommen wird), war bei den Römern eine feierlich-gerichtliche Handlung, wodurch ein leiblicher Vater sich des Rechts an seinem Kinde begab und erlaubte, daß ein Anderer es in seine Familie aufnahm und väterliche Gewalt über dasselbe ausübte. Der Adoptat erlangte dadurch die vollen Rechte ei-

nes leiblichen Kindes. Auch bei uns ist die Adoption, unter obrigkeitlicher Bestätigung, denen gestattet, welche keine Rechnung auf leibliche Kinder sich machen können. Sie ahmt die Natur nach und darf weder dem zu adoptirenden Kinde, noch einem Dritten zum Nachtheil gereichen. Daher muß der Adoptirende achtzehn Jahr älter seyn als der Adoptirte und bei der Adrogation muß der Adoptirende wenigstens sechzig Jahre alt seyn. Will einer jemand an Enkelsstatt annehmen, so muß er 36 Jahre älter seyn, als der Adoptirte. Wer eheliche Kinder oder Descendenten hat, kann nicht adoptiren, desgleichen kein Castrat ohne Dispensation. Kein Armer kann einen Reichen, kein Vormund seine Mündel adoptiren. Der Code Napoleon macht keinen Unterschied zwischen Adoption und Adrogation, verordnet, daß der Adoptirende wenigstens 50 Jahr alt und 15 Jahr älter als der Adoptirte seyn soll und erlaubt nur einen solchen Menschen zu adoptiren, den man in seiner Minderjährigkeit und wenigstens sechs Jahre lang unterstützt und ununterbrochen versorgt hat, oder der dem Adoptirenden im Gefecht oder bei einer andern Gefahr das Leben erhalten hat. Der Adoptirte muß durchaus volljährig seyn. Der Code Napoleon verbietet ferner die Ehe zwischen dem Adoptanten, dem Adoptirten und dessen Descendenten, dem Adoptirten und den Kindern des Adoptanten, den adoptirten Kindern Einer Person, dem Adoptirten und dem Ehegatten des Adoptanten und umgekehrt. Stirbt der Adoptirte ohne Descendenz, so fällt nur das, was er vom Adoptanten geschenkt erhalten oder geerbt, an diesen oder dessen Descendenz zurück; das übrige fällt an die Verwandten des Adoptirten zurück. Jede Adoption muß von dem Gerichte erster Instanz und hernach vom Appellationsgerichte untersucht und bestätigt werden und erhält ihre Wirksamkeit erst durch Eintragung in die Civilstandsregister des Adoptanten, welches Eintragen binnen drei Monaten nach Eröffnung der Apellationssentenz erfolgen muß. A.

Adrastea, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meisten ist Adrastea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemesis. Man findet sie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adriatische Meer, ein Theil und Busen des mittelländischen Meers, von Südosten gegen Südwesten von dem 40sten bis beinahe zum 46sten Grad der Breite. Die daran liegenden Länder sind von Osten an, Albanien, Dalmatien, Croatien, Istrien, Crain, Venedig und der Kirchenstaat, Neapel. Venedig übte sonst die Herrschaft über dieses Meer aus und wollte keinen fremden Kriegsschiffen das Einlaufen verstatten.

Advocat, zu Hülfe gerufener Rechtsbeistand, wird erst durch Ertheilung der Vollmacht Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Gränzen seiner Vollmacht richtet sich die verbindende Kraft seiner Handlungen für den Clienten, und die Bekundung dieser Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Prozeß genannt. Da die rechtliche Assistenz, so wie Sachführung auf einem speciellen Vertrauen beruht, so hat auch der Advocat besondere Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn der Advocat entweder aus bösem Willen oder durch Fahrlässigkeit seinen Clienten lädirt, so hat letzterer den Regreß, oder auch in den mehresten Fällen kann er Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Advocaten sind eine Classe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle

in allen Staaten gespielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geschäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalsachen; die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von Procuratoren geführt, welche mit Uebernahme der Prozesse auch deren Eigenthümer wurden. So ist es noch in England und Frankreich, und in beiden Reichen ist rhetorisches Talent für einen, der sich als Advocat auszeichnen will, unentbehrlich, weil in großen und kleinen Affairen die Sachverdienste mehr mündlich als schriftlich erörtert werden. Umgekehrt ist es in Deutschland, und hier kommt es daher mehr auf die Feder als den Mund des Advocaten an. Dies spricht sich auch schon in der geschäftlichen Bildung der Deutschen aus, wo die Uebung freien mündlichen Vortrags meist vergessen, und daher das natürliche Rednertalent der Sachwalter zu tactloser Schwätzerei verwahrlos't wird. Ueberhaupt ist es Fehler der mehresten Deutschen Verfassungen, daß die Advocatur von andern Geschäftsverhältnissen nicht genug geschieden und daher der Advocat zu abhängig von den Behörden ist; ein Fehler, welchen die neue französische Geschäftsverfassung durch den Unterschied des Notariats und der Procuratur ziemlich hebt, wenigstens besser erledigt, als das in den preußischen Landen eingeführte Justizcommissariat, wo der Richter den Advocaten für den Clienten ernennt; eine Beschränkung der Willkür, die einen Schein von Despotismus hat. Man möchte die Advocaten in der Militia togata als eine Freigarde ansehen, welche ihren Sold und ihre Rationen aufs Gerathewohl suchen muß, und auf welche das reguläre und besondere Staatsmilitär mit Verachtung herabsieht, wenn jene gleich oft mehr Beute erwerben. Doch der Dienst unter diesem Freicorps ist die beste Schule für die reguläre Miliz und eine Pepiniere für das Geniecorps der Armee. Ja es scheint als wenn wirklich das Advocatenleben militärischen Talenten zusage, videatur Clive, Moreau. Ruhmlos und dornenvoll wie keiner, ist der advocatorische Beruf, und führt auf schmalen Wegen zwischen Himmel und Hölle hin, und auf jeden Fall ins Fegefeuer; weshalb denn auch in den Augen des vornehmen und niedern Pöbels der Advocat mit einer levis notae macula gezeichnet, in der That aber auch ein von aller Rabulistik freier und doch geschickter Advocat ein weißer Rabe ist. Auch hat er oft, trotz aller Geschicklichkeit, das Loos der alten Schneider, und darf die Welt nicht vergessen, damit sie ihn nicht vergesse; wie er denn auch gleich dem Arzte die dreifache Rolle, des Engels, Menschen und Teufels, in seinen Prozessen, bei der Annahme, Durchführung und Liquidation spielt. Darum ist die Regel der salernitanischen Schule:

Dum aegrotus visitatur,
Dum prosessus ventilatur,
Cura te accipere!
Nam aegroto restituto
Et processu absoluto
Nemo curat solvere.

für beide geschrieben. In jetzigen Zeiten dürfte es manchem Deutschen Advocaten vor der Einführung des Code Napoleon bangen, dem es an Willen oder Kraft fehlt, aus dem alten Schlendrian sich in den neuen zu fügen, der freilich eine raschere und kühnere Behandlung erfordert, aber auch den Advocatenstand im Ganzen, freilich auf Kosten der unnützen richterlichen Grandezza, erheben wird. A.

Adyton, ein geheimer Ort des Tempels oder eines andern Heiligthums, wohin niemand als die Priester gehen durften.

Aërodynamik, die Lehre vom Druck der Luft. Aëromantie, die vorgebliche Kunst, aus den Lufterscheinungen zukünftige Dinge zu prophezeien. Aërometrie, die mathematische Lehre von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit rc.; überhaupt die Wissenschaft von der Bestimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. Aëronautik, die Kunst, in der Luft zu schiffen. Dieser Name wäre daher eigentlich angemessener für diese Kunst, als der im uneigentlichen Sinne angenommene von Aërostatik.

Aërolithen, s. Meteorsteine.

Aërostat. Mit diesem griechischen Namen bezeichnet man in der Physik die merkwürdige Erfindung des Luftballons, den man daher auch selbst Aërostat oder aërostatische Maschine nennt. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erfinden, mittelst dessen man sich in die Luft erheben könne, scheint den menschlichen Geist schon im Alterthume beschäftigt zu haben; aber die Ausführung hatte bis auf die neuern Zeiten nie gelingen wollen. Als aber um das Jahr 1766 der Engländer Cavendish die große specifische Leichtigkeit des brennbaren Gases entdeckte, wurde Dr. Black in Edinburgh auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blase, mit diesem Gas angefüllt, in der Luft emporsteigen müsse. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Versuche, fand aber, daß eine Blase zu schwer und ein Papier nicht luftdicht sey. Seifenblasen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben sich bis zur Decke des Zimmers, wo sie zerplatzten. Aber noch in demselben Jahre brachten die beiden Brüder, Stephan und Joseph Montgolfier, Papierfabrikanten und eifrige Liebhaber der Naturwissenschaften, auf anderm Wege eine Maschine zu Stande, welche sich durch eigne Kraft in die Luft erhob. In der Mitte des Novembers 1782 gelang es dem ältern Montgolfier zu Avignon ein hohles Parallelepipedum, das aus einem Stück lyoner Taffet gemacht war und 40 Cubikschuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, schnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch steigen zu lassen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Versuch zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch stieg. Eine größere Maschine von 650 Cubikschuh Inhalt stieg mit gleichem Erfolg. Nun beschlossen sie, den Versuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maschine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmesser hatte, 450 Pfund wog, und noch über 400 Pfund Last mit sich aufhob, und ließen dieselbe am 5ten Juni 1783 zu Annonay, in Gegenwart der Stände von Vivarais, in die Luft steigen. Sie erhob sich in weniger als 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toisen und fiel 7200 Fuß weit von dem Ort des Aufsteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch sie das Emporsteigen bewirkten, war ein unter der Oeffnung der Maschine angezündetes Strohfeuer, in welches sie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle warfen. Wie aber eigentlich dadurch diese Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten sie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballon eingeschlossenen Luft hielten sie für die Ursach des Steigens, sondern sie glaubten, daß sich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eigenes Gas entwickele, durch welches der Ballon gehoben würde. Erst später wurde das Irrige dieser Meinung dargethan. In Paris erregten diese glücklichen Versuche das größte Aufsehen und setzten alle Physiker in Bewegung. Einige derselben fielen auf die richtige Vermuthung, das Experiment

müsse sich mit dem brennbaren Gas nachmachen lassen. Charles, Professor der Physik) ließ eine 12 Fuß im Durchmesser haltende und mit einem Firniß von elastischem Harze überzogene Kugel von Taffet verfertigen, und füllte sie mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob sich binnen zwei Minuten 488 Toisen, verschwand in den Wolken und kam endlich nach drei Viertelstunden bei dem Dorfe Gonesse, fünf Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aërostaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorsteher des königlichen Museums, einen unermüdeten Gehülfen gefunden. Gemeinschaftlich brachten sie im October 1783 eine neue Maschine von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Breite zu Stande, mit welcher beide Physiker nebst einem Arbeiter es zum ersten Male wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzusteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorsicht an Stricken gehalten, mittelst welcher man ihn bald wieder herunterzog. Diese Versuche wiederholte man, und ließ in der Folge die Maschine sich frei bewegen, welche ihren Flug seitwärts nahm und sich ungefähr hundert Schritte von dem Orte des Aufsteigens sanft niedersenkte. Dadurch überzeugte man sich, daß sie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menschen durch die Luft zu tragen im Stande sey, und beschloß die erste wirkliche Luftreise. Am 21sten Nov. 1783 stiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schlosse la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maschine von 6000 Cubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toisen von la Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatten in bedeutender Gefahr geschwebt. Der Ballon war zu verschiedenen Malen auf das heftigste erschüttert worden; das Feuer hatte Löcher hineingebrannt; die Gallerie war beschädigt worden und einige Schnüre gerissen. Sie erkannten, daß es die höchste Zeit sey, sich herabzulassen; und als sie glücklich wieder auf dem Erdboden waren, entstanden neue Schwierigkeiten beim Aussteigen. Das schwache Kohlfeuer hielt den leinwandenen Ballon nicht mehr empor, und dieser fiel mit seiner ganzen Masse auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte aussteigen können, wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr, zu verbrennen. Gleich darauf machte Charles, der sich mit Robert verbunden hatte, bekannt, daß er gemeinschaftlich mit diesem in einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon aufsteigen werde. Die dazu erforderlichen Kosten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er eine Subscription. Der Ballon war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmesser, und bestand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elastischem Gummi überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehreren Seilen, die an einem über den obern Theil des Ballons gezogenen Netze befestigt waren. Oberhalb war eine Klappe angebracht, die durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte, und sich mittelst einer Feder wieder schloß. Sie diente dazu, das brennbare Gas ausströmen zu lassen, wenn man sich herabsenken wollte, oder es sonst nöthig fand, das Volumen des in dem Ballon eingeschlossenen Gases zu vermindern. Die Füllung dauerte mehrere Tage, und am 1. December erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ballon stieg schnell zu einer Höhe von 300 Toisen, und verlor sich in kurzem aus den Augen der Zuschauer. Die Luftschiffer beobachteten fleißig

das Barometer, das ihnen nie unter 26 Grad zeigte, warfen nach und nach den mitgenommenen Ballast aus, um den Ballon emporzuhalten, und kamen bei Nesle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgestiegen, und der Ballon dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, als dieser nochmals mit großer Schnelligkeit um 15000 Toisen sich erhob. Dabei dehnte er sich so gewaltig aus, daß er zerplatzt seyn würde, wenn nicht Charles mit besonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, um das eingeschlossene Gas mit der verdünnten atmosphärischen Luft mehr in Gleichgewicht zu setzen. Nach einer halben Stunde senkte sich der Ball sanft auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt, von welcher er zum zweiten Male aufgestiegen war. Diesen glücklichen Luftfahrten folgten bald unzählige andere. Blanchard (vergl. d. Art.), der sich früher ebenfalls mit Verfertigung einer Flugmaschine beschäftigt hatte, war schon mehrere Male aufgestiegen, als er auf den Gedanken kam, den etwa fünf deutsche Meilen breiten Canal zwischen England und Frankreich im Luftschiffe zu passiren, und dieses kühne Wagestück in einem mit brennbarer Luft gefüllten Ballon am 7ten Januar 1785 in Gesellschaft des Amerikaners Jeffries glücklich ausführte. Um 1 Uhr verließen sie die englische Küste, und um halb drei Uhr waren sie bereits auf der französischen. Nicht so glücklich endete die Luftfahrt, welche der erste Luftschiffer, Pilatre de Rozier, am 15ten Juni 1785 in Gesellschaft Romains von der französischen nach der englischen Küste unternahm. Pilatre de Rozier hatte diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon, der aber allein nicht hinreichende Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunter befindliches Kohlfeuer gefüllt wurde; beide trugen die Gondel. Rozier hatte diese Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eigenen Vortheile gewährt. Seine Absicht war besonders, durch den untern Ball das willkührliche und abwechselnde Sinken und Steigen zu bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich ist. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ballon, der einmal zur Erde gesunken ist, steigt mit derselben Last ohne neue Füllung nicht, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Ballon nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechselnd steigen oder fallen zu lassen. Aber dieser Versuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrscheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich in einer lichten Flamme emporgebrannt, und hatten den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maschine, und beide Luftschiffer stürzten aus der Höhe herab. Die Beschaffenheit ihrer zerschmetterten Körper ließ vermuthen, daß schon die Explosion des brennbaren Gases sie getödtet habe. Dieser unglückliche Vorfall schreckte jedoch die übrigen Luftfahrer nicht ab; vielmehr wurden die Versuche vielfältig und nach und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig und außerordentlich aber auch die Erfindung ist, so hat sie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Resultaten für die Wissenschaften und das practische Leben geführt. Der ganze Nutzen hat sich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den oberen Luftregionen beschränkt. Wird man aber in der Folge dahin gelangen, den Luftballon nach Willkür lenken zu lernen; dann würde er sich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen lassen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre alsdann vielleicht möglich, den von dem Prof. Robertson projectirten Luftballon zu realisiren, um mittelst desselben

über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuschweben. — Während der französischen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein eigenes aërostatisches Institut zur Bildung eines Aëronauten-Corps angelegt, dessen Bestimmung die Direction der Luftballons bei den Armeen war, mittelst welcher man den Feind zu recognosciren versuchte. Aber auch von diesem Gebrauch der Aërostaten kam man bald wieder zurück, der wie jeder andere höchst mißlich bleibt, so lange die Maschine allein von der Willkür des Windes abhängt. — Unter den Franzosen sind Blanchard und Garnerin diejenigen gewesen, welche die meisten Luftreisen unternommen haben; unter den Deutschen war der Prof. Jungius in Berlin in den Jahren 1805 und 1806 der erste. Auch in Constantinopel unternahmen im Jahre 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunsch und die Kosten des Großherrn, eine Luftreise. Ein wesentliches Verdienst um die Aëronautik hat sich Blanchard durch die Erfindung des Fallschirms erworben, dessen sich der Luftschiffer im Nothfall bedienen kann, um sich ohne Gefahr aus der Luft herabzulassen.

Aërostatik. Dieser Name gebührt eigentlich der Lehre vom Gleichgewichte der Luft, sowohl für sich, als mit andern Körpern; allein seit der Erfindung der Luftbälle haben Einige angefangen, denselben in einem eingeschränktern Sinne bloß der Lehre von den Aërostaten beizulegen.

Affect (Leidenschaft), nennen wir jede lebhaftere Wirksamkeit der Seele, die eben ihrer Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden ist. Ungeachtet beim ersten Anblick die Menge der einzelnen leidenschaftlichen Seelenbewegungen unübersehbar scheint, so lassen sie sich doch sämmtlich auf eine kleine Anzahl einfacher Affecten zurückführen, von denen die übrigen nur Mischungen sind, und auf welche die Theorie der gesammten Leidenschaften gebaut werden kann. Von diesen einfachen Affecten gibt Engel folgende sehr faßliche Uebersicht. Die Wirksamkeit der Seele bei dem Affecte besteht entweder im Anschauen dessen, was ist, oder im Streben nach dem, was man möchte. Die letztere Art der Wirksamkeit wird Begierde genannt. Die Affecten, welche im Anschauen bestehen, sind: die Bewunderung und das Lachen, für den Verstand; die Freude, das ruhige Selbstgefallen, die moralische Sympathie, die Verehrung, die Liebe, alles angenehme, die Verachtung, die Schaam (deren Ursache bloß Herabwürdigung im Urtheil ist, statt daß die folgenden ein wirkliches Uebel zum Gegenstande haben), die Furcht, das Aergerniß oder der Unwille über eine empfangene Beleidigung, der Verdruß, welcher, sobald man ein moralisches Wesen als Ursache seines unglücklichen Zustandes erkennt, Haß wird, ohne jedoch das Geberdenspiel wesentlich zu verändern, (welche drei Affecten im Grunde stimme, vielleicht auch nur dunkel empfundene Begierden, entweder anzugreifen oder sich loszureißen, sind), die Schwermuth, das Leiden, insgesammt unangenehme Leidenschaften des Herzens. Die zweite Gattung der Affecten, oder die eigentlichen Begierden, sind doppelter Art: die eine sucht Vereinigung mit einem Gute, die andere dagegen Trennung von einem Uebel. Die letztere ist wieder zwiefach: wir suchen entweder uns oder das Uebel zu entfernen. Dem zu Folge lassen sich folgende drei Arten von Begierden festsetzen: die Genußbegierde, welcher man nach ihren verschiedenen Gegenständen verschiedene Namen geben kann; die Rettungsbegierde, welche sich bei der Furcht und dem Schrecken äußert, ohne jedoch als der

einzige Bestandtheil dieser Leidenschaft angesehen werden zu können; und die Begierde nach Wegräumung, welche sich stets unter der Gestalt des Zorns zeigt. Dem Sprachgebrauche zufolge scheinen zwar noch viele andere Affecten unter die einfachen zu gehören; sie sind dies aber bloß dem Namen nach, da sie bloß aus Mischungen von jenen bestehen. Hierher gehörten die Hoffnung, das Mitleid, der Argwohn, der Neid, die Schadenfreude, die Gnade.

Affectation ist entgegengesetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt in den Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derselben übereinstimmt, heißt bei ihr natürlich, das Gegentheil unnatürlich. Affectation schließt die Natur oder das Natürliche aus. Sie will etwas nicht Vorhandenes ersetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhanden sey. Das Mittel, wodurch sie dies zu bewerkstelligen sucht, ist Nachahmung eines Musters. Aber diese Nachahmung verräth etwas Gezwungenes oder Unübereinstimmendes, weil derjenige, der etwas affectirt, die entgegengesetzte Natur und Beschaffenheit hat von jener, die er affectirt. Seiner Natur gemäß sollte er ein ganz anderes Betragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei ihm zufällig, bei seinem Muster aber natürlich ist, sucht er durch künstlich herbeigeführte Umstände zu erreichen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menschen herrscht, wenn derselbe in allen Umständen nach einem wahren und richtigen Gefühle ohne Umschweife auf dem geradesten Wege so handelt, wie sowohl seine als der Sache Natur es mit sich bringt; so wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menschen seyn, wo er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle mit Umschweif durch eine unnatürliche, künstlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewisser Eigenschaften ersetzen will. Daher ist in demselben keine Uebereinstimmung, kein Zusammenhang, vielmehr ein innerer Widerspruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringschätzung, oder Verachtung und Abscheu.

Affiliiren, an Kindes (Sohnes oder Tochter) Statt annehmen. Daher Affiliation, die Annahme an Kindes Statt. — Affiliirte nennt man diejenigen Personen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordens-Geistlichkeit nehmen, in der Meinung, sich das Ordens-Verdienst durch gute Werke zu verschaffen.

Affinität, Verwandtschaft. Ueber den Sinn dieses Worts in der Chemie, s. Wahlverwandtschaft.

Affry (Ludwig Augustinus Philipp Graf von), erster Landammann der Schweiz, eine Stelle, die auch sein Vater bekleidet hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig wurde er zum Militärstand bestimmt, begleitete seinen Vater auf einer Gesandtschaft nach dem Haag, wurde hierauf Adjutant bei den Schweizergarden und stieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der französischen Revolution commandirte er die Armee am Ober-Rhein bis zum 10ten August 1792, wo er nach Entlassung der Schweizertruppen sich in sein Vaterland zurückbegab, und Mitglied der geheimen Rathsversammlung in Freiburg wurde. Als im Jahre 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht würde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerstandes, betrug sich stets mit Klugheit, und wendete so viel als möglich die Uebel des Krieges und der Empörung von seinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzosen genommen worden war, wurde er Mitglied der provisorischen Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber sehr gern nahm er die Ernennung als De-

putirter nach Paris an, als der erste Consul die Schweizer dahin berief und ihnen seine Vermittelung anbot. Napoleon zeichnete ihn vor den andern Deputirten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Alliirten Frankreichs sichern sollte. Am 19ten Febr. 1803 empfing Graf Affry aus den Händen des ersten Consuls die Vermittelungsacte, und sahe sich für dieses Jahr zum ersten Landammann ernannt, und zwar mit einer ungewöhnlichen Gewalt bis zu einer allgemeinen Zusammenkunft auf einem Landtage. Er suchte die Absichten des Vermittlers zu befördern, und verfuhr in allem mit der Geschicklichkeit, den Einsichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Er blieb erster Landammann bis ans Ende seines Lebens, und wurde während der Zeit mit sehr ehrenvollen Sendungen beauftragt. Bei der Krönung des französischen Kaisers brachte er ihm an der Spitze einer Deputation die Glückwünsche der Schweizer; bei dem Feldzuge 1809 wurde er gesendet, das Interesse der neutralen Schweiz zu empfehlen. Im März 1810, bei Gelegenheit der Vermählung des französischen Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, stattete er die Glückwünsche seiner Nation ab, und wurde ehrenvoll empfangen, erhielt ansehnliche Geschenke und das Großkreuz der Ehrenlegion. Eben da ein Landtag in Bern versammelt werden sollte, endigte ein Schlagfluß sein thätiges und nützliches Leben am 16ten Jun. 1810.

Afrika. Dieser Theil unsers Erdkörpers würde eine Insel seyn, wenn er nicht durch die Landenge von Suez mit Asien zusammenhinge. Sein Continent erstreckt sich von 0 Grad bis gegen 70 Grad östlicher Länge, und 34 Grad südlicher bis 37 Grad nördlicher Breite, mit einem Flächenraume, der in einer runden Zahl 530,000 Q. M. beträgt. — Der tiefforschende, geistvolle Geograph Zeune sagt, daß unter allen Erdtheilen der alten Welt dieser am am meisten durch Urschwemmen zertrümmert worden sey; das ganze Binnenland, so weit man es kenne, bestehe aus Trümmern eines zerklüfteten Kalkgebirges, und Zeune's Combinationen über die frühere Gestaltung des Erdballs (wenn sie auch nicht ganz unbestritten geblieben sind) scheinen allerdings der Wahrheit sehr nahe zu kommen. Von Afrika sind uns übrigens bis jetzt nur die Küsten bekannt und alles, was man über das innere Land weißt, beruht mehr oder weniger auf Vermuthungen, ungeachtet der vielfachen Bemühungen und Nachforschungen, um welche vorzüglich die brittische African Society und ihr berühmtes Mitglied Mungo Park so große Verdienste haben. Die Alten kannten vom innern Afrika nur die nördliche Hälfte, welche drei Haupttheile, nämlich das Küstenland längs des Mittelmeeres (jetzt die Barbarei), dann das herodotische thierreiche Afrika (Datteln-land, Biladulgerid) und die Sandwüste (Zahara, Sahra), mit den Strömen Nil und Niger enthielt; die Länder Alt-Afrika's, das damals bei den Griechen Libyen hieß, da die Benennung „Afrika" ihnen unbekannt war, hießen: Aegypten, Aethiopien, Troglodytice (die Küste am arabischen Meerbusen), Cyrenaica (Theil des heutigen Königreichs Barcan), Marmarica mit dem Hafen Petras, Libyen, das Gebiet von Carthago (Africa minor, jetzt Tunis und Tripolis), Numidien, (Theil von Algier) und Mauritanien (Fetz und Marocco 2c.) — Selbst in der Gränzbestimmung des Erdtheils war man sehr schwankend, indem man Aegypten bald zu Asien, bald zu Afrika rechnete. — Bei den Römern bedeutete Afrika oft auch nur die römische Provinz dieses Namens, welcher sodann noch das Beiwort

propria oder minor zugegeben war, und die alle Eroberungen der Römer von den Carthaginensern in sich begriff. Die Fruchtbarkeit dieser Provinz, bei einer sorgfältigen Cultur des Bodens, und große Handelsverbindungen, machten sie zu einer der wichtigsten Besitzungen Roms. — Das heutige Afrika ist nun aber noch immer das alte Wunderland, das nach so langen Zeiträumen noch viele unaufgelös'te Fragen und Räthsel darbietet. — Vielleicht wird die Untersuchung über den Lauf und die Mündung des Nigers bald geendet, vielleicht dann mit ihr zugleich so manche Aufgabe gelös't. — Außer diesem Niger oder Joliba, kennt man als Hauptströme den Nil, dessen eine Quelle auf dem Mondgebirge unter dem Namen Bahr al Abiad, dessen andere, Takaze genannt, auf den abessinischen Alpen sich findet, und welcher in zwei Mündungen in das Mittelmeer sich ergießt; dann den Senegal und Gambia, die auf dem Gebirge Konog entspringen, und beide in westlicher Richtung nach dem atlantischen Meere fließen, mit dem sie sich vermischen; den Zaire, der, vermuthlich vom Lupatagebirge herabkommend, sich ebenfalls mit dem atlantischen Meere vereint; den Oranienfluß, aus dem Schneegebirge, westlich in das atlantische Meer laufend, und den Zambeze oder Kuama, auf dem Lupata, bei dem noch unbekannten Morawisee vielleicht entspringend, der östlich in das indische Meer strömt. Als Seen wissen wir in Nordafrika den Demsea, in Südafrika den Aquilunda und den eben erwähnten Morawi zu nennen. — Gleichlaufend mit den Küsten streichen die Gebirgszüge, deren Höhe man noch nicht gemessen hat. Nördlich längs der Küste des Mittelmeeres der Atlas, der östlich und südlich mehrere Arme ausstreckt, und mit dem durch die Mitte von fast ganz Afrika sich hinziehende Mondgebirge zusammenhängt, die abessinischen Alpen, der Lupata (Weltrückengrad), die Nil- und Schneegebirge, welche alle fast in Polrichtung streichen. Von den Vorgebirgen nennen wir südlich das der guten Hoffnung (vor Vasco de Gama das der Stürme, das Cap), westlich das grüne, östlich Guardafui, nördlich Serral. — Die Lage Afrika's, fast ganz zwischen den Wendekreisen, in der heißen Zone, läßt schon von sich selbst auf das Clima schließen; nur ein kleiner Theil erstreckt sich in die gemäßigte Zone, dagegen über dem größern die Sonne zwei Mal im Jahre senkrecht steht. Daher die fast sich immer gleiche Tageslänge von zwölf Stunden, daher die ungeheuern Wüsten von brennendem Sande, daher die schrecklichen Stürme, der furchtbare Harmattan, besonders in Senegambien, dessen Glut bis nach Europa im Solano und Sirocco sich fortpflanzt, daher die Bevölkerung mit grimmigen Bestien, daher die abscheulichen Krankheiten, Pest, Pocken, Aussatz, gelbes Fieber und die hier einheimische Blindheit. — Die Länder der heißen Zonen haben nur zwei Jahreszeiten: eine trockene und eine nasse; vom Winter, den Frost und Schnee charakterisirt, weiß man dort gar nichts; nur in der Nachbarschaft des Atlas und an den Küsten des mittelländischen Meeres zeigen sich zuweilen Wintererscheinungen. — Die tropischen Regen, eine Eigenthümlichkeit der Wendeländer, dauern sechs Monate, während welcher die Ebenen verlassen, und die Gebirge bezogen werden müssen; die heißesten Monate sind November bis April. — Der Boden, der zum größten Theile aus Steppenland besteht, wo man ganze Strecken von Sand, Asche und ausgebrannten Waldungen findet, ist besonders auf der Küste fruchtbar. Die Vegetation wird in der heißen Zone nur selten unter-

brochen; Datteln, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Reiß, Kürbißbäume, Brotfrucht, Durra, Kaffee, Zucker, Wein, Cassava und Maniok, Weizen, Gerste, türkischer Weizen, Pfeffer, Ingwer, Baumöl, Orsaille, Balsam, Hülsen-, Garten- und Baumfrüchte, Färberröthe, Baumwolle, Papierstaude, Bambus und Ebenholz, Sandelholz, Gummi-Copal dienen theils zur Nahrung, theils zu Kleidung und sonstigen Bedürfnissen. — Löwen, Tiger, Leoparden, Panther, Hyänen, Schakals, Zebra, Elephanten, Affen, Paviane, Zibethkatzen, Schafe, Schweine, Rindvieh und Büffel, Ichneumon, Pferde, Flußpferde, Crocodille, Strauße, Adler, Geier und Colibri, Hühner, Papageyen, Canarienvögel, Seidenwürmer, Schlangen u. s. w. bevölkern die Oberfläche der beiden herrschenden Zonen angemessen. — Gold, Silber, Kupfer, Edelsteine, Salpeter, Steinsalz sind die vorzüglichsten unterirdischen Schätze dieses Bodens. — Die Zahl der Menschen auf diesem Erdtheile wird sehr verschieden von 50 Millionen bis 100, 150 oder wohl gar 200 Millionen angegeben. Noch sieht man auch über ihre Abstammung nicht ganz klar. Sie theilen sich in Eingeborne und Fremde; jene sind entweder Neger, als der Hauptstamm, oder sie sind es nicht. Schwarze Haut, wolliges Haar, eingedrückte Nase, stark aufgeworfene hochrothe Lippen, kleine Augen, breites Gesicht, starke Glieder sind ihnen eigen; ihre Bekleidung beschränkt sich nur auf die Mitte des Leibes; Hütten von Schilf oder Stroh sind ihre Wohnung; Palmenöl, faule Fische ꝛc. ihre Nahrung; einige, deren Zähne sie dem Thiere näher rückten, lieben auch Menschenfleisch. Die wildesten, rohesten in jeder Rücksicht und stumpfsinnigsten wohnen in Osten; schlauer und gewandter, auch in der Körperbildung verschieden, sind die Neger in Nieder-Guinea. Die Mandingos-Neger in Nigritien sind die gebildetsten; sie haben schreiben, lesen, rechnen von den Arabern gelernt. Die Tula's am Senegal und Jalofs leben in einer ziemlich wohlgeordneten Verfassung. Zu den Nichtnegern, gehören die Kaffern im südlichen Theile der Ostküste, ohne Wollenhaar und olivenbraun, die Gallas, an der Ostküste, schwarz und braun in zwei Zweigen (Nomaden), die Hottentotten, gelbbraun, langwolligtes Haar, (Hirten und Buschmänner), Abessinier (Aethiopier), mit langen Haaren, schlank, braun oder röthlich, Nubier, schwärzlich, Copten, gelblich (etwa 30,000 Familien) und Kobylen oder Barbaren. — Die Fremden sind Araber (Mauren), die zahlreichste Völkerschaft, welche die ganze nördliche und östliche Küste vom Senegal, längs des mittelländischen, rothen und indischen Meeres bis zum Hoffnungshorne eingenommen hat; Türken, auf der nördlichen und östlichen Küste; Mammelucken (tatarischer Abkunft) in Aegypten, Malambu's aus Indien, in Madagascar und Aethiopien, Juden in Nordafrika, Habesch, Sahara, fast alle schwarzgelb und mohrisch gekleidet (welche, neben dem Umstande, daß im Innern von Afrika ein eigenes Judenland, Lamlam seyn soll, den Schwärmer Swedenborg auf den Glauben leitete, daß dort das neue Jerusalem auferstehen werde) und Europäer, als Portugiesen, Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen. Ob auch noch in dem ehemaligen römischen Afrika Ueberbleibsel der alten Deutschen vom vandalischen Stamme sich befinden, wohin deutsche Gesichtsbildung, Götzen, Lehnwesen, Gottesgerichte, in Ober-Guinea aber sogar Vehmgerichte (Purra), die dort existiren sollen, verweisen: das zu untersuchen sey Andern überlassen. — Die meisten Bewohner nähren sich von der Viehzucht und Früchten; auf der Nordküste gibt es hier und da

Manufacturen und Fabriken. Der Handel wird durch Caravanen geführt, die von den Städten an der Nordküste in das Innere gehen. Die eine Straße geht von Tripolis bis Fezzan; von da eine zweite nach Cairo und Mekka; Tunis ist der Hauptsitz des Handels, die große Niederlage für europäische Waaren. Der Sclavenhandel gehört zu den Eigenthümlichkeiten Afrika's. — In geographisch statistischer Ansicht zeigt uns das bekannte Afrika funfzehn Staaten: Nigritien, Sahara, Senegambien, Nubien, Habesch, Madagascar, Algier, Marocco, Hottentottenland, Tripoli, Barca, Aegypten, Tunis, Azoren, Madeira, welche den schon angegebenen Flächengehalt von 530,000, Q. M. ausmachen. Die vorzüglichsten Städte sind Cairo, Tunis, Sennaar, Algier, Fes, Capstadt, Marocco, Alexandrīa. Der größte Theil Afrika's ist noch unabhängig; nur das kleinere Küstenland erkennt die Herrschaft fremder Mächte. Der Kaiser von Marocco, der große Negu in Habesch, und mehrere Könige sind Souveräns. Auch gibt es Republiken, unter denen Tunis, Tripolis und Algier uns die bekanntesten sind. In den monarchischen Staaten gibt es fünf verschiedene Stände: Könige, Cabaceros (Oberhäupter der Städte und Gemeinden), Reiche, gemeine Leute, Sclaven. — Türken, die außer Aegypten auch die Küsten von Nubien und Habesch besitzen, Portugiesen (welche zuerst unter den Europäern sich dort ausbreiteten) auf den Azoren, Madeira ꝛc., Franzosen auf Senegal und Goree und mehrern Inseln, Spanier auf Melilla und vorzüglich den canadischen Inseln, die meist ihnen gehören, Holländer, nur noch in einigen Factoreien an der Küste von Guinea, nachdem sie das Cap den Britten überlassen mußten, sind die herrschenden europäischen Mächte in Afrika. I.

Agamemnon, König von Mycēne, der Sohn des Plisthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Menelāus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach Einigen Erīphyle, nach Andern Aërope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Von Tāntalus, dem ersten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und dessen Kinder hinab verfolgte ein feindliches Schicksal die Sprößlinge dieses Heldengeschlechts und stürzte sie ins Verderben. (S. Tantalus, Pelops, Atreus und Thyest). Agamemnon herrschte über Mycēne und hatte mit seiner Gemahlin Klytemnestra die Iphigenīa, Elektra, Chrysothemis und den Orest gezeugt, als der trojanische Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbündeten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht von Aulis in Böotien versammelte sich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windstille gehindert hatte (vergl. Iphigenīa), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, so wie in den mit abwechselndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsversammlung erscheint Agamemnon stets seines Ranges über die andern Fürsten würdig. Er kämpft mit den Tapfersten und gibt sich jeder Gefahr Preis; in den Berathschlagungen aber spricht er mit Einsicht und Würde, und behauptet unter allen Umständen sein königliches Ansehen. Sein Streit mit Achilles ist bereits (unter Achilles) erzählt worden. — Als er nach endlich erfolgter Einnahme von Troja und zehnjähriger Kriegsarbeit glücklich in seine Heimath zurückgekehrt war, fand er daselbst durch Verrath den Tod. Aegisth, des Thyestes Sohn, dem er bei seiner Abreise die Ermordung des Atreus verziehen, und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel den kaum Heimgekehrten gemeinschaftlich mit Klytemnestra über der Mahlzeit, und erschlug sowohl ihn als die ihm zu Theil gewordene

Tochter des Priamus, Cassandra, nebst ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytemnestra im Bade, nachdem sie ihn in ein trügerisches Hemde verwickelt hatte. Als Ursach des Mordes wird von Einigen ihr ehebrecherisches Einverständniß mit Aegisth, von Andern ihre durch die Cassandra gereizte Eifersucht angegeben.

Aganippe, eine begeisternde Quelle, welche auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des Pegasus entsprang.

Agathodämon, ein guter Geist, dem der Cacodämon, böse Geist, entgegengesetzt ist.

Agathon, ein Athenienser, welcher sich eben so sehr durch seine Trauerspiele und musikalischen Talente als durch seine feinen Sitten bekannt machte. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerst erdichtete Gegenstände. Wieland hat ihn zum Helden seines bekannten Meisterwerks dieses Namens gewählt.

Agende, eigentlich das, was zu thun ist. Kirchenagende heißt die Vorschrift in Ansehung der Ordnung und Ceremonien, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste beobachtet, ingleichen der Gebetsformeln, der Gesänge, welche dabei, oder auch bei gewissen religiösen Handlungen (dem Abendmahl, der Taufe, den Trauungen rc.) gebraucht werden sollen.

Agent, s. Gesandten.

Aegeria, eine Nymphe, welche von den Römern hoch verehrt wurde. Sie sollte die Kraft haben, die Geburt zu erleichtern. Numa Pompilius, der zweite römische König, gab vor, sich oft mit ihr zu besprechen, und alle Gesetze und Anordnungen, die er den Römern gab, aus ihrem Munde empfangen zu haben.

Agesilāus, ein berühmter spartanischer König, der nach seines Bruders Agis Tode durch Lysander zum Thron erhoben, von diesem zwar selbst gestürzt werden sollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Er eröffnete nach Lysanders Tode seine ruhmvolle Laufbahn, von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, in Asien, schlug die Perser, mußte sich aber von da gegen Theben, Corinth rc., die gegen Sparta selbst sich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete aber durch kluge Maßregeln, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, sowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche schon in den Händen des Epaminondas war. Er starb endlich auf seinem letzten Feldzuge, den er nach Aegypten gemacht, als er mit Ehren und Geschenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die lybischen Küsten durch einen Sturm verschlagen worden war, in seinem 84sten Jahre. Von Person klein und unansehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in seinen Sitten tadelloser, von seinen Soldaten beinahe angebeteter Fürst, ob er gleich bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder seinen Freunden nützlich zu seyn. — Die herrschende Leidenschaft bei ihm war Ruhmbegierde, der er wohl bisweilen auch andere Tugenden aufopferte. Er starb übrigens arm.

Aegeus, König von Athen und Vater des Theseus, welchen er mit der Aethra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Diesen seinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach seinem Throne strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie ihn, kinderlos, einst beerben würden. Um aber seinen Sohn dereinst wieder zu erkennen, verbarg er bei seiner Abreise

aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felsenstück, welche Theseus zu seiner Zeit nach Athen zurückbringen sollte. Theseus, der sich schon bei Zeiten als Held auszeichnete, eilte, sobald er seine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch sein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger. Darauf befreite er Athen von dem schimpflichen Tribut des Minos, vergaß aber bei der Rückkehr die weiße Flagge, der Abrede gemäß, aufzustecken, und als sein Vater die schwarze Flagge entdeckte, glaubte er, Theseus sey todt, und stürzte sich aus Schmerz ins Meer; daher auch ein Theil des mittelländischen Meeres den Namen des Aegeischen erhielt.

Aggregat, ein Ganzes, welches aus mehrern neben einander bestehenden Theilen zusammengesetzt ist. — Aggregatzustand, die Beschaffenheit, wie die Theile eines Körpers zusammenhängen. Es gibt drei Aggregatzustände: die Festigkeit, Tropfbarkeit und Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Aegide der Schild des Jupiters; auch — in diesem Sinne kommt es noch öfters vor — der Schild der Pallas, von der Haut eines Ungeheuers, das sie erlegte.

Agio — Aufgeld, was man zugeben muß, wenn man eine gesuchtere Geldsorte gegen eine minder gesuchte umtauschen will. Die Verschiedenheit der Geldsorten, nach deren Maßgabe dem Inhaber der gesuchteren Sorten eine Vergütung zugestanden wird, gründet sich bisweilen auf den innern Gehalt der Geldsorten, bisweilen auf zufällige, in den Zeitumständen liegende Ursachen, bisweilen auch auf Kunstgriffe und Speculationen der Negotianten und Wucherer, denen durch keine Gesetze ganz Einhalt gethan werden kann. Daher schreibt sich auch das Wort Agiotage, welches den unerlaubten Handel mit Commerzpapieren, Wechseln ꝛc. oder das Actienspiel bezeichnet. Agioteur, ein Negotiant, der Actien= und Geldhandel treibt, ein Wucherer.

Agisthus, s. Agamemnon.

Aglaja, eine von den drei Grazien, des Zeus und der Eurynome Tochter, nach Andern aber der Chariten Mutter, und Vulkans Vermählte.

Agnaten heißen die nächsten Anverwandten von väterlicher Seite.

Agnes Sorel, die Geliebte König Carls VII. von Frankreich, war gegen das Jahr 1409 aus einem adligen Geschlechte geboren, und hatte die von der Natur empfangenen Gaben durch eine sorgfältige Erziehung so vollkommen ausgebildet, daß sie nicht nur wegen ihrer körperlichen Reitze, sondern auch wegen ihrer geistigen Bildung zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, kam sie mit dieser Fürstin 1431 an den französischen Hof, wohin dieselbe, um die Freilassung ihres in der Schlacht vor Bullegneville gefangen genommenen Gemahls nachzusuchen, gekommen war. Ihre Schönheit riß den jungen König hin; um sie an den Hof zu fesseln, ernannte er sie zur Ehrendame der Königin. Agnes ergab sich nach einigem Widerstande der leidenschaftlichen Liebe des Königs, und das tiefste Geheimniß verhüllte ihr vertrautes Verhältniß, bis der ungewöhnliche Aufwand, den sie am Hofe machte, und die ihrer Familie reichlich verliehenen Gunstbezeigungen dasselbe verriethen. Die Engländer hatten damals die Hälfte von Frankreich inne, und der von Natur tapfere Carl VII. versank, unter der Last seiner

Widerwärtigkeiten, in Unthätigkeit. Agnes Sorel allein hatte Gewalt genug über ihn, um ihn aus seiner Schlafsucht zu erwecken und ihm fühlbar zu machen, was er sich und seinem Volke schuldig sey; und vielleicht war sie es, die den Engländern die Früchte ihrer Siege von Poitiers und Azincourt entriß. Die glücklichen Erfolge des Königs vermehrten die Neigung für seine Geliebte, welche jedoch nie davon Mißbrauch machte, und 1445 sich nach Loches zurückzog, wo Carl VII. ihr ein Schloß hatte bauen lassen. Außerdem schenkte er ihr die Grafschaft Panthièvre in Bretagne, die Herrschaften Roche-Servière und Issoudün in Berri, und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher sie den Namen Dame de Beauté annahm. Fünf Jahre hatte sie hier gelebt, stets in genauer Verbindung mit dem König, der sie mehrmals besuchte, als die Königin 1449 sie wieder an den Hof einlud. Agnes erschien, begab sich in der Folge, um dem Könige näher zu seyn, nach dem Schlosse Masnal-la-Belle, und starb daselbst 1450 so plötzlich, daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet schien. Sie ward in der Collegiatkirche von Loches begraben, wo noch 1792 ihr Grabmahl gesehen wurde. Wie verschieden auch die Meinungen der Geschichtschreiber über Agnes Sorel sind, so ist es doch gewiß, daß sie ihre Macht nie mißbrauchte, daß sie dem König mit reiner Liebe zugethan war, und daß sie auch die Freundschaft der Königin bis an ihren Tod besaß. Sie hinterließ von dem Könige drei Töchter, welche dieser anerkannt hatte, und die auf Kosten der Krone ausgestattet wurden.

Agnus Dei (wörtlich: das Lamm Gottes), 1) ein Gebet der römischen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt; 2) ein rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit der Siegesfahne oder auch St. Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papstes gedruckt ist. Der Papst weiht und verschenkt deren eine große Menge. Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer musikalischen Messe, welches in der römisch-catholischen Kirche bei der Administration der Hostie aufgeführt wird.

Agon bedeutet jeden Kampf, worin einer dem andern es zuvorzuthun sucht; dann auch der Todeskampf. Besonders aber wurden Agones die Kampfspiele der Griechen genannt, welche man zu gewissen Zeiten und bei gewissen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Musik, in der Dichtkunst, Tanzkunst ꝛc. veranstaltete, und wobei gewisse Kampfrichter, Agonarchä genannt, auf Gesetze und Herkommen halten, nicht minder vorfallende Zwistigkeiten schlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmtesten dieser Kampfspiele waren die olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen.

Agrarische Gesetze hießen bei den Römern solche, welche theils eine gleiche Vertheilung aller Ländereien, theils einzelne Austheilungen gewisser Ländereien und andere Anordnungen dieser Art betrafen. Sie waren von großer Wichtigkeit, und wurden gewöhnlich von denjenigen in Vorschlag gebracht, die sich die Gunst des Volks erwerben oder sich an den Großen rächen wollten, wie z. B. die Gracchen (s. d. Art.). Aehnliche Gesetze wurden während der französischen Revolution vorgeschlagen.

Agrippina. Unter diesem Namen sind drei römische Frauen bekannt. 1. Des Kaisers Tiberius Gemahlin, von welcher er sich, ob er sie gleich sehr liebte, scheiden ließ, als er Augusts Tochter, Julia, heirathen mußte. Sie vermählte sich mit dem Asinius Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen stets liebte,

zu einem ewigen Gefängniß verdammte. Sie starb 772 nach Erbauung der Stadt Rom. 2. Die Tochter des M. Vipsanius Agrippa, von Augusts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germanicus, ein heroisches und mit großen Tugenden geschmücktes Weib. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte den von Tiberius angestifteten Mörder desselben vor Gericht. Dieser Tyrann aber, welcher sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges beim Volke haßte, verwies sie auf die Insel Pandataria, wo sie eines freiwilligen Hungertodes starb 3. Der Vorigen Tochter. Von Domitius Ahenobarbus hatte sie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vaters Bruder, der sie nach der Messalina heirathete. Sie wird als eine geistvolle und vorzüglich in Staatssachen erfahrne Frau gerühmt, jedoch war sie unbegränzt herrschsüchtig, ränkevoll und ausschweifend. Um ihren Sohn Nero auf den Thron zu setzen, ließ sie den Britannicus vergiften. Nero konnte es nicht dulden, daß sie sich in die Geschäfte mischte, und ließ sie, 812 nach Erbauung Roms, in ihrer Kammer niederstechen.

Aegypten und Aegyptier. — Aegypten (Mizraim, Cham, Rahab, von den Arabern Mesr, von den Copten Chemi und den Türken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohen Cultur, ein Land voll Wunderschöpfungen menschlicher Kraft und Intelligenz, und fortwährend der Gegenstand der interessantesten Forschungen; — jetzt eine türkische Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, aber in der neuesten Geschichte berühmt geworden durch den denkwürdigen Versuch, welchen Napoleon auf seinem Grund und Boden unternahm, und seit jener Periode der Kampfplatz zwischen den herrschenden Muselmännern und den stets sich empörenden MameluckenBey's; — regiert durch einen vom Großsultan bevollmächtigten Pascha und dessen Unterstatthalter, oder (wie in Ober-Aegypten) von unabhängigen Schachs; — liegt in Nord-Afrika, zwischen dem 22. bis 32. Grad nördlicher Breite und dem 45. bis 52. Grad östlicher Länge, gränzt gegen Norden an das mittelländische Meer, gegen Osten an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zusammenhängt, und an den arabischen Meerbusen; gegen Süden an Nubien, gegen Westen an Barka und die große Wüste; hat ungefähr 5000 Q. M. (nach Andern 6250 und 8793) Flächengehalt, und nur drei bis vier Millionen Einwohner. Die Geographen unterscheiden Ober-Aegypten oder Sagd, Mittel-Aegypten oder Wostani, und Nieder-Aegypten oder Bahri, welche wieder in 80 Provinzen eingetheilt sind, deren jede von einem Bey regiert wird, und die zusammen etwa 2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land, aber nur ein Fluß, der Nil (der blaue Strom, der Aegyptos des Homer), durchströmt es von Süden nach Norden, der in Abessynien seine Quellen hat, an der Gränze von Nieder-Aegypten sich in zwei Arme theilt und in sieben Mündungen, durch welche das bekannte Delta (Δ) gebildet wird, mit dem mittelländischen Meere sich vermischt. Die merkwürdige Erscheinung, daß dieser Strom regelmäßig in der letzten Hälfte des Juni steigt, so daß er bis in die Mitte des August eine Höhe von 15 Ellen erreicht und endlich, im December, bis zu 22 Ellen anwächst, ist für das Land von den wohlthätigsten Folgen, da er es in einem Umfange von drei Q. M. bewässert und düngt. Diese Erscheinung sucht ihren Grund in den sechs Monate dauernden tropischen Regen (m. vergl. Afrika) und hat, außer jener ökonomischen, noch die wohlthuendere Wirkung, daß das Wasser alle ungesunden Dünste

einschluckt und mit sich fortnimmt, so daß mit dem Anfange der Ueberströmung die Pest, welche von Constantinopel aus bis hierher sich fortpflanzt, gewöhnlich aufhört. — Außer diesem Flusse hat Aegypten in seinem obern Theile noch den, 25 Meilen im Umkreise haltenden, aus dem Alterthume berühmten See Möris, jetzt Birket-Karum, dann den Marint-, den Modie-, den Mensale-, den Salz- oder Natron-See. — Das Clima, sehr heiß und nur in Nieder-Aegypten gemäßigter, erzeugt das gute und prächtige, das üble und schreckliche in gleichem Maße. Bei der üppigsten Vegetation und einer wuchernden Fruchtbarkeit sind der Samum (Chamsin), dieser furchtbare Südwind, der in der Regel nach den ersten 50 Tagen des Frühlingsäquinoctiums weht, die Pest und die Blindheit die Qualen, welche durch die verzehrende Hitze entstehen und genährt werden. Nur zwei Jahreszeiten, einen Frühling und Sommer, diesen vom April bis November, hat Aegypten; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage sind die Attribute des Sommers; kühle, erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Nur da, wo des Nils segnenden Fluthen, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Gränzen der Ueberschwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen die Früchte, aber auch in desto herrlicherer Pracht; das andere Land ist dürr, mit brennendem Sande bedeckt. Reiß, Hirse, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Melonen, Arbusen (eine Art Kürbisse), Zuckerrohr, Calamus, die Papierstaude (diese Eigenthümlichkeit des Landes) Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloë, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardomomen, Baumwolle, Obst- und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Cassien- und Acacienbäume rc. schmücken das Land; nur an Brennholz fehlt es. — In seinen Eingeweiden hält dieser Boden, der in seinem Innern aus Kalk, der mit zahllosen Muscheln und Versteinerungen angefüllt ist, besteht, Marmor, Alabaster, Salpeter, Porphyr, Granit, Natrum und noch mehrere Steinarten. — Rindvieh, Büffel, Esel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tieger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchse, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die im Nilschlamme sich windenden Schlangen verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Crocodille, Flußpferde, Ichneumon, rc. bevölkern die Wälder, Sümpfe, Gewässer und die Fluren. — Die Menschen, welche dieses Land jetzt bewohnen, bestehen aus: Copten, den Abkömmlingen der ältesten Bewohner, welche zwar Christen sind, aber überall zerstreut leben, unwissend und „faule Bäuche" sind, und höchstens auf 30,000 Familien geschätzt werden: Arabern, die am zahlreichsten sind und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedawi), Nomaden in den Wüsten, sich theilen; Türken, die herrschende Nation, und Mammelucken, ein kriegerisches Völkchen. Außer diesen gibt es auch Juden, Griechen, Armenier rc. — Der Aegypter ist gewöhnlich von starkem, gewandtem Körper, braungelber Farbe, heitern Sinnes, guten Herzens, mäßig, religiös (die mahomedanische ist die Landesreligion), abergläubig und besitzt Fähigkeiten, bei deren näherer Würdigung man höchst bedauern muß, daß sie so unausgebildet verloren gehen. Die Landessprache ist die arabische. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachses, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung von Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein allerdings wichtiger Handel beschäftigen die Einwohner. Ihre Ausfuhr ist bedeutend; besonders wird Constantinopel von dort aus mit

seinem Bedarf an Getraide versehen, so wie vormals, als Aegypten eine römische Provinz war, es Roms Kornkammer hieß. Ein ansehnlicher Zwischenhandel wird mit vielen kostbaren Producten getrieben. Für den Seehandel sind zu Alexandrien, Damiatte und Suez die vorzüglichsten Häfen; den Landhandel unterstützen die Caravanen, besonders nach Syrien und Arabien. — Zu Cairo, der Hauptstadt, residirt ein Patriarch der morgenländischen Christen; auch ist dort eine hohe Schule, so schlecht übrigens der Zustand der Künste und Wissenschaften ist. — So wenig Befriedigung für Verstand und Gemüth nun auch der Blick auf Aegypten, wie es jetzt ist, gewährt, so belohnt wird man durch den Rückblick in seine Vorzeit. Im großen Buche der Vorgeschichte füllt dieser Staat einen bedeutenden Raum, und nur ungern zieht man das Auge von dem Schauplatze einer Regsamkeit und Thätigkeit wieder ab, deren Resultat eine Bildung war, welche von unserer europäischen nicht durchgängig übertroffen wird. Gleich wie Griechenlands Flor verblühte, so ging auch die Cultur Aegyptens unter. Von den Ufern des Nil empfing Hellas den Keim seiner nachmaligen Größe, und von Asien aus fiel das erste Samenkorn zu seiner künftigen hohen Cultur auf Afrika's glühenden Boden. Eine alte astronomische Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Christus der babylonische Hermes (Thot), dieser Held der Urzeit, dessen historische Existenz zu untersuchen hier nicht der Ort ist, von Babylon nach Aethiopien kam (so wie in der Folge Cecrops aus Sais am Nil nach Attica), und diesen Staat, nach dem Muster dessen, dem er angehörte, cultivirte. Das Studium der Bildungsgeschichte des menschlichen Geschlechtes überhaupt belehrt uns, daß die Aethiopier und Babylonier die ersten Nationen des Erdballs waren, welche schon eine hohe Stufe erklimmt hatten. Die hohe Wahrscheinlichkeit, daß bald nach der Organisation Aethiopiens durch Hermes die erste Einwanderung einer äthiopischen Colonie in Ober-Aegypten — das damals nur von nomadischen Hirtenvölkern bewohnt war — geschehen ist, macht uns die Aegyptier als die dritte der Nationen des Alterthums bekannt, welche allen übrigen in Aneignung einer höhern Ausbildung voranging. Die Aehnlichkeit der Menschenrace und der Sprache erhöhen die Wahrscheinlichkeit, daß von Aethiopien aus Aegypten die Bewohner erhielt, welche in der allgemeinen Culturgeschichte einen so ehrenvollen Platz behaupten, fast zur Gewißheit. Dies widerspricht aus sich selbst der mosaischen Angabe, daß nach der Sündfluth zuerst ein Stamm Chamiten in Ober-Aegypten sich niedergelassen habe; selbst die Israeliten, unter dem Großvezier Joseph, gehörten noch zu den an der Gränze wohnenden Nomaden, bis sie unter Moses wieder auswanderten. Ob nun gleich Aegypten an Babylon und Aethiopien große Vorbilder hatte, so schritt anfangs seine Ausbildung doch nur sehr langsam vor. Die über Alles sich erstreckende zunftmäßige Einrichtung, die sonderbare Eintheilung des Volks in erbliche Casten, indem keiner aus seiner angebornen Caste in eine andere übergehen durfte, und die Priesterherrschaft hielten den ohnehin nicht zu lebhaften Geist in engen Fesseln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, besonders die Schifffahrt, dies für Küstenbewohner so große Vehikel zum Commerzialwesen, befanden sich bis zu des unternehmenden Sesostris Zeit in großer Unbedeutenheit — siehe da, ein neuer Grund, daß die Fortschritte der Aegyptier nicht reißend waren. Doch erlebten sie eine glänzende Periode, aus der sie aber in das alte Nichts zurückfielen, als sie von fremden Völkern unterjocht worden wa-

ren. Im Ueberblick jener Blüthenzeit Aegyptens sehen wir unter seinen Bewohnern Astronomen, die an der Spitze der wissenschaftlich Gebildeten standen; ihr Sommerjahr war ganz dem republikanischen Calender der Franzosen gleich, es hatte, wie dieser nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Gestalt der Erde war ihnen bekannt, Sonnen- und Mondfinsternisse wurden berechnet; den Mond hielten sie aber für eine ätherische Erde, die Fixsterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Wasseruhren waren ihnen nicht fremd, des Osimandias ungeheurer Ring scheint hierzu gebraucht worden, und der Quadrant ihnen nicht unbekannt gewesen zu seyn. Schon hieraus ergibt sich, daß sie bedeutende Fortschritte in der Rechenkunst gemacht haben mußten; ihre Zahlzeichen (dieselben, die wir arabische Ziffern nennen), schrieben sie von der Rechten zur Linken. Die Meßkunst ward ihnen durch die Ueberschwemmung des Nils unentbehrlich; die Nilmesser (Νειλοσκοπεια) zu Siene, Memphis und noch an einigen andern Stellen des Stromes, die Wasserschrauben, die Canäle, die Schleusenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik voraussetzen, sind schöne Zeugen ihrer Fortschritte in der angewandten Mathematik überhaupt. Große Verdienste haben sie um die Musik; auf die ägyptische Tonkunst ist die hebräische, griechische und römische gegründet; das erste musikalische Instrument, die dreiseitige Lyra, ward unter ihnen von Hermes erfunden; die höchste Saite ward mit dem Sommer, die tiefste mit dem Winter, die mittlere mit dem Frühlinge verglichen; während seinen Betrachtungen öffnete sich ihm das Propyläon der Harmonie der Töne, und bald wurden diese Resultate unter die Geheimnisse der Priester gezogen, und unter dem mystischen Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernsten düstern Nationalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängnissen und beim öffentlichen Cultus Gebrauch von der Musik machte; ihren übrigen zauberischen Reiz kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten sie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Sistrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Die scharfsinnigen Bemerkungen von Rousrer, Burney, Bruce u. A. m. dürfen hier nur berührt werden; in dem Artikel Musik der Alten werden wir darauf zurückkommen. — Notenschrift scheinen die Aegyptier nicht gehabt zu haben; ihre kleinen einfachen Gesänge waren dem Gedächtnisse anvertraut. Ihre naturhistorischen Kenntnisse schränkten sich bloß auf die Heimat und deren Erzeugnisse ein. Weiter vorgerückt waren sie in der Chemie und Metallurgie; ihre metallische Enkaustik, künstliche Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweisen viel für ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit. Tiefer mögen sie in Ansehung der Heilkunde gestanden haben; jede Krankheit ward von eigenen Aerzten behandelt; Osiris, Isis und Hermes waren die Götter der Gesundheit; die Pastophoren (eine Priesterclasse) waren die Aerzte; der von ihnen vorgeschriebenen täglichen Diät war der König, so gut wie der Geringste, unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andere Länder; Cultur der Haut, eine durch alles gehende Reinlichkeit, daher Bäder und Beschneidung, waren die hauptsächlichsten medicinischen Tendenzen. Aus der Gewohnheit und Geschicklichkeit, die Leichen einzubalsamiren (Mumien), will man auf anatomische Kenntnisse der Aegyptier schließen. — Ihre Naturlehre war mystisch; Alles erklärten sie für unmittelbare Einwirkungen der Götter; hiervon war auch ihre Magie abhängig. In den Künsten waren sie mehr und minder geschickt. Ihre Bildhauerwerke hatten eine unerträgliche Trok-

kenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Malerei beschränkte sich bloß darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge ꝛc. mit Farbe, und zwar nur mit einer einzigen überzogen und höchstens Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehrere Farben neben einander ohne eine Regel aufgetragen wurden. Der gestirnte Himmel an der Decke im Grabmale des Osimandias und die sogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchsten Grad der ägyptischen Malerkunst. Um so merkwürdiger aber ist ihre Baukunst, deren Charakter inzwischen mehr Festigkeit (en masse) ausdrückt, als Formenschönheit; wir erinnern an ihre Labirinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mausoleen u. s. w. — Robert von Vaugoudy (in s. Essai sur l'hist. de la Géogr.) sagt von der Geographie der Aegyptier, daß von ihnen (unter Sesostris) die ersten Landkarten herrührten; Gatterer will die Existenz von ägyptischen Ländertafeln schon zu Josua's Zeiten erweisen. Die Nautik verdankten sie ihrem großen Sesostris; vorher wagten sie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewässer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt; es war ja der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Osiris) verschlang! Die erste Küstenschifffahrt scheint durch einen Schleichhandel der Phönizier, und des Inachus Führung einer ägyptischen Colonie nach Griechenland auf phönizischen Schiffen (1856 v. Chr.) veranlaßt worden. Doch beschränkte sie sich bloß auf die Bewohner der Nordküste Aegyptens, während die im Innern des Landes durch die Mauer des Aberglaubens noch immerfort vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilschifffahrt bedeutender, nachdem sie sogar dem öffentlichen Cultus einverleibt worden war. Allein Sesostris der Große zerbrach den Damm des religiösen Wahns, dem Osiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Priesterschaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete mit eingeschlossen, und nun vertrauten die Aegyptier sich dem Rücken des tückischen Typhon. So erhielt ihr Seehandel seine weite Ausdehnung. Die politische Geschichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zustand der Schifffahrt zu den verschiedenen Perioden; unter den Ptolemäern war sie am wichtigsten. Alexandrien ward zum ersten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutsche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländischen verband. Erst als nach dem Tode der Cleopatra Aegypten eine römische Provinz wurde, ging auch dieser Ruhm verloren. — Ihre Landesökonomie, ihr Bergbau trugen einen großen Charakter; im Ackerbau besaßen sie einen Wunderfleiß; ihre Anstalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundsätzen man den Bergbau betrieb, ersieht man aus den ungeheuren Unternehmungen, bergmännisch ganze Berge einzustürzen, und durch hineingeleitete Flüsse das Erz zu Tage zu schlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptischen Handel überhaupt anlangt (von dem speciellen zur See sprachen wir oben), so war dieser lange Zeit nur Passivhandel. Erst seit Psammetich ward er activ. Der Caravanenhandel war stets die merkwürdigste Art des Landhandels; Maß, Gewicht, Geld — diese Haupterfordernisse — kannten sie, und eine gute Polizei wachte über die Rechtlichkeit dabei. Die Industrie mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten inländische Handelsproducte, die eine große Vollkommenheit hätten erreichen können, wären sie nicht auch hierin nur auf einer und derselben Stufe stehen geblieben. — Betrachtet man den alten Aegypter als Menschen im Privatleben und im

ligion und Philosophie vor Moses, anders von Moses bis Herodot, und wich so immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. — Die gesammte Religion und Mythologie war auf Astronomie gegründet, da es natürlich war, daß die wirksamen Einflüsse der Himmelskörper die Verehrung derselben zur Folge hatten. Osiris und Isis (die Sonne und der Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse sich gedacht. Oft findet man den Osiris und den Nil als Ein himmlisches Wesen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemessen nach des Stromes regelmäßigen Ueberschwemmungen zur Sommersonnenwende, ward daher das Religions- — der von 365 1/4 Tag das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebst den Zeichen des Thierkreises als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesstunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der ersten Tagesstunde war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demselben seinen Namen; die physikalischen Eigenschaften, und die verschiedenen ökonomischen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreises verehrt. So war das Religionsjahr beschaffen. Der später entdeckte Mangel von fünf Tagen und sechs Stunden gab noch sieben Göttern als Symbolen dieser astronomischen Zeitrechnung das Daseyn, und das Sonnenjahr begann. Zugleich aber dachten sie sich diese symbolische Wesen als wirklich existirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Osiris und die Isis als lebende, willkürlich handelnde, Wesen voll unmittelbaren Einflusses auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war ein besonderes Priestercollegium geordnet, an dem nie Weiber Antheil nehmen durften. Wahlfahrten und Opfer waren in der Regel, die letztern benutzte man zu Abwaschung von begangenen Sünden; der Opfernde legte seine Hand auf des Opferthieres Kopf, überhäufte es mit Verwünschungen, und mit dem letzten Athemzuge desselben hielt er sich für entsündigt. Bis Amasis gab es sogar Menschenopfer; dieser König führte Wachsbilder ein, doch dauerten sie noch bis in das vierte Jahrhundert nach Christus heimlich fort. Der neben diesem Sternendienste bestehende Thierdienst, indem gewisse Thiere nicht nur etwa als Symbole betrachtet, sondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, ist aus den Hieroglyphen der Aegyptier zu erklären. Ueberhaupt bietet diese Hieroglyphenschrift die wichtigsten Aufschlüsse über ihre Religion und Philosophie dar, und kann gewissermaßen als Maßstab für den Höhengrad ihrer philosophischen Begriffe gelten. Ein höchst interessantes Studium ist überhaupt das der ägyptischen Symbolik, dessen Andeutungen aber schon zu weit führen würden. — Die merkwürdigste Erscheinung in der Philosophie der Aegyptier ist unstreitig die Lehre von der Seelenwanderung, welche unmittelbare Ausgeburt des Sternendienstes war. Sie ließen die unsterbliche Seele des Menschen in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reise durch den ganzen Umfang des Thierkreises bis wieder in den menschlichen Körper machen. Doch hat Plato der Metempsychose der Aegytier zu große Ehre angethan, indem er sie, als Symbol der moralischen Reinigung des Menschen, in sein System aufnahm. So scharf unterschieden Jene das Geistige vom Materiellen nicht; die Vorstellung von der Seele, als reiner Intelligenz, war ihnen fremd, ganz fremd, und es ist daher immer eine wunderbare Erscheinung, daß auch die pythagoräische Metempsychose, so wie Aristoteles sie uns darstellt, wenn auch von der ägyptischen verschieden, doch eben so weit,

wie diese, von aller moralischen Beziehung entfernt ist. — Wir schließen diesen Artikel mit einer leichten Skizze von der politischen Geschichte dieses interessanten Landes. Wenn man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhaften Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Osimandias, Möris, Sesostris, Rhampsinit 2c. gehören, findet man als die äußerste historische Gränze den Pharao des Joseph, sodann die in Revolutionsstürmen geschehene Auswanderung des Cecrops, Moses und Danaus. In der Geschichte auswärtiger Staaten wird 978 v. Chr. Susack als Pharao von Aegypten, als Alliirter von Jerobeam genannt; Diodors Gnephactus, Herodots Asychis und Diodors Bochiris werden als Gesetzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Aegyptens durch die Aethiopier, die innere 33jährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, ging der Monarchie voran, die Psammitich (einer der Dodekarchen) stiftete; sie dauerte von 636 bis 525 v. Chr. und zählt, außer Psammitich, die berühmten Namen Necho, Psammis, Apries oder Hophra, Amasis oder Amosis und Psammenit. Dieser Zeitraum war ein heller Punkt in der politischen und Culturgeschichte Aegyptens. Jetzt aber unterlag das Reich den Persern Cyrus und Cambyses, bis 332 v. Chr., nach der Theilung des großen macedonischen Reichs die glänzende Periode der Ptolemäer eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrschaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Euergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Euergetes II., Cleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Cleopatra Tryphana und Berenice, und Cleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäsars und Antonius Protectorate sind die Regentennamen aus jener Aera, von denen mehrere in der Geschichte der Wissenschaften und Künste mit bleibendem Nachruhme genannt werden. Die denkwürdigen punischen Kriege fielen in jene thatenreiche Zeit. — Cleopatra's Selbstmord, nach des Octavius Sieg bei Actium, lieferte das Reich gänzlich in die Hände der Römer; es ward nun eine römische Provinz. Dies geschah dreißig Jahre vor Christus. Aegypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdessen kam die christliche Religion auf Aegyptens Boden, aus dem, wie in den früheren Zeiten der Mysterien, jetzt wieder aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geistesverfinsterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entstehung. Als nach der Theilung des großen Reichs unter Theodosius in das occidentalische und orientalische Kaiserthum Aegypten eine Provinz des letztern geworden war, versank es immer tiefer in Barbarei, Unwissenheit und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amrou, unter dem Califen Omar, die alte Hauptstadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete sich 640 nach Christus, in welchem Jahre Heraclius Kaiser des Orients war. Als Provinz des Califats genoß es die Regierung der gefeierten Abassiden Haroun al Raschid, Al Maimum und die Heldenzeit des Sultan Saladin. — Doch des letztern Dynastie ward von den Mammelucken verdrängt (1250), und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Kultur. Sultan Selim in Constantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckischen Sultan Tumanbai, und Aegypten nun gänzlich eine türkische Provinz, regiert, wie wir oben schon

angeführt haben, durch einen Pascha. Seitdem war es der Schauplatz beständiger innerlicher Kriege der Mammelucken-Bey's gegen die türkische Herrschaft, welche mehrmal, besonders unter Aly-Bey (1766) ihrem Ende nahe war, als es endlich (1798) sogar das Theater der merkwürdigen Expedition der Franzosen unter ihrem Obergeneral Bonaparte wurde; mit welcher der nächstfolgende Artikel sich beschäftigt. 1.

Die Landung und der Feldzug der Franzosen in Aegypten. In zwei siegreichen Feldzügen hatte Bonaparte, Frankreich den Frieden auf dem Continente erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war schon im October 1797 eine Armee von England decretirt, und Bonaparte zum Oberbefehlshaber derselben ernannt worden. In allen Häfen, von Antwerpen bis Brest und Rochefort, wurden die Rüstungen mit größtem Eifer betrieben; Soldaten und Matrosen übten sich im Landen, die Nation wurde zu freiwilligen Beiträgen, und sogar das brittische Volk durch eine Proclamation für Frankreichs gerechte Sache gegen die Regierung zu St. James aufgefordert. Bonaparte selbst bereis'te im Februar 1798 die Küsten des Canals, und täglich wurde die Erwartung höher gespannt, als plötzlich der Obergeneral in Toulon (am 8ten Mai 1798) erschien, wo ganz im Stillen und versteckt durch die lärmenden Anstalten im Canal ein Unternehmen vorbereitet worden war, das, wie man endlich sah, nichts geringeres bezweckte, als die Eroberung Aegyptens, um auf diesem Wege den englischen Handel in Ostindien zu vernichten. Bonaparte musterte die Truppen und erließ eine Adresse an dieselben, worin er, ohne ausdrücklich Aegypten zu nennen, ihnen versprach, „daß nach der Rückkehr von der bevorstehenden Expedition ein Jeder von ihnen so viel Eigenthum besitzen solle, daß er sechs Morgen Landes sich kaufen könne." „Vor zwei Jahren (so sprach er) übernahm ich das Commando über euch. Damals waret ihr an der Küste von Genua im schrecklichsten Elende, littet Mangel an Allem, selbst eure Uhren hattet ihr aufgeopfert zum wechselseitigen Beistande. Da versprach ich das Ende eurer Noth. Ich führte euch nach Italien — und hier ward euch Alles gewährt. Soldaten, habe ich euch nicht Wort gehalten? Wohlan denn! sagt euch, daß ihr noch nicht genug gethan habt — daß aber auch das Vaterland für euch noch mehr thun muß!" In einer zweiten Proclamation sagte er zu ihnen: „Soldaten! ihr seyd ein Flügel der Armee von England; ihr habt in Bergen, auf Ebenen, bei Belagerungen gefochten; nur der Seekrieg ist euch noch übrig. Roms Legionen, die ihr zuweilen nachgeahmt, aber noch nicht erreicht habt, schlugen Carthago bald auf diesem Meere, bald auf den Ebenen von Zama. Der Sieg verließ sie nie, weil sie immer tapfer waren, ausharrend in den Beschwerden, disciplinirt und einig unter einander. — Der Genius der Freiheit, der die Republik vom Augenblicke ihrer Erschaffung an zur Schiedsrichterin von Europa bestimmte, will, daß sie es auch von den Meeren sey, und von den entferntesten Gegenden der Erde!" So im Allgemeinen von ihrer Bestimmung unterrichtet, schiffte sich die Mannschaft am 21sten Mai (1798) vor Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter wohl ein Paar tausend Gelehrte, Künstler, Aerzte und Chirurgen, Handwerker und Arbeiter aller Art sich befanden. Der Kern der Truppen war jene italiänische Armee, welche den Frieden von Campo Formio eroberte, und unter den Anführern derselben alle jene Generale, die sie so oft zum Siege geführt hatten, als Berthier, Desaix, Reynier, Bon, Menou, Kleber, Du-

ga, Dumas, Daumartin, Dufalgua Cafarelli, Vial, Murat, Junot, Marmont, Rampon, Belliard, Lanasse, Davoust, Damas, Andreossy, Leclerc, Muireur, Lannes, Friand, Fugières, Verdier, Zayoncheck, Vaux, Duroc, Louis Bonaparte, Croisier, Sulkowsky, Julien, Eugen Beauharnais und Merlin. Elf Linienschiffe, zwei alte Funfziger und sechs Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Das Kriegsschiff Orient trug den Obergeneral *). In Sicilien versah sich die Flotte mit Wasser, über deren wahre Bestimmung immer nur noch dunkle Gerüchte liefen. Am 9ten Juni erschien sie vor Malta; Bonaparte ließ den Großmeister Hompesch um die Erlaubniß ersuchen, in verschiedenen Ankerplätzen der Insel frisches Wasser einnehmen zu dürfen. Die erfolgte Verweigerung entschied Malta's Schicksal. Am andern Morgen waren die Franzosen auf allen Punkten der Insel gelandet, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meister derselben. Die Stadt und Festung Malta ward von allen Seiten eingeschlossen, schon war das Belagerungsgeschütz ausgeschifft, als der Großmeister einen Waffenstillstand verlangte. Er wurde au, 24 Stunden gewährt, unter der Bedingung, daß die Präliminarien zur Capitulation des Platzes eröffnet würden; dies war am 12ten Juni früh, und in der Nacht desselben Tages wurde die Insel mit ihren unüberwindlichen Festungen den Franzosen übergeben, welche eine Besatzung von 4000 Mann darin zurückließen. Nun begann die Fahrt nach Aegypten selbst; am 17ten Juni lichtete man vor Malta die Segel und steuerte auf Alexandrien zu. Bonaparte aber erließ aus seinem Hauptquartier am Bord des Orient eine Proclamation an seine Armee, worin er sagte: „Soldaten! ihr geht einem Unternehmen entgegen, dessen Folgen auf die Civilisation und den Handel der Welt nicht zu berechnen sind. Ihr werdet England dadurch am sichersten und empfindlichsten verwunden, bis ihr ihm den Todesstreich versetzen könnt. Wir werden einige beschwerliche Märsche machen, mehrere Schlachten liefern, aber alles wird uns gelingen, denn das Schicksal ist für uns! Die Mammelucken-Beys, welche ausschließlich den englischen Handel begünstigen, unsere Kaufleute und Unterhändler beschimpfen, die unglücklichen Bewohner am Nil tyrannisiren, werden wenige Tage nach unserer Ankunft nicht mehr seyn! Die Völker, mit denen wir umgehen wollen, sind Mahomedaner; ihr erster Glaubensartikel lautet: „es gibt nur Einen Gott und Mahomed ist sein Prophet!" laßt ihnen ihren Glauben! vertragt euch mit ihnen, wie mit den Juden und Italiänern ihr euch vertragt; achtet ihre Mufti's und Imans, wie ihr die Rabbiner und Bischöfe achtet, und betrachtet die Gebräuche, die der Coran für die Moscheen befiehlt, mit

*) Daß er, der erfahrenste, größte General der Republik, damals Frankreich verließ, um eine so gefahrvolle, fast unmöglich scheinende Eroberung zu unternehmen, beschäftigte das Publikum über alles. Man wollte eine Intrigue des Directoriums darin entdecken, welches diese Unternehmung projectirt und Bonaparte an die Spitze gestellt hätte, um mit guter Art sich eines Mannes zu entledigen, dessen Superiorität lästig wurde, und dessen Verdienste und Tugenden die damalige Regierung selbst verdunkelten und ihr zum empfindlichen Vorwurfe gereichten. Aber das Publikum irrte, wie gewöhnlich, auch hierin. Bonaparte selbst war es, der den Gedanken zu jener Eroberung ausgebildet, vorgetragen und die gegen die Unternehmung sich erhebenden Schwierigkeiten zurück gewiesen hatte.

derselben Toleranz, wie ihr die der Klöster und Synagogen, wie ihr die mosaische Religion und die von Jesus Christus betrachtet. Die römischen Legionen beschützten alle Religionen. Ihr werdet dort ganz andere Sitten und Gewohnheiten finden, als in Europa! ihr müßt euch darein finden lernen. Die Völker, die wir besuchen wollen, behandeln die Weiber anders als wir; aber wer sie schändet, ist bei ihnen, wie überall, ein Unmensch! Plünderung bereichert nur wenige; dagegen entehrt sie uns, vernichtet unsere Hülfsquellen, und macht uns die Völker zu Feinden, deren Freundschaft in unser Interesse gehört. Die erste Stadt, wohin wir kommen werden, ward von Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Denkmäler der Größe finden, welche die Nacheiferung der Franzosen anfeuern müssen!" Am 1sten Juli kamen die Franzosen vor Alexandrien an, wo Tags vorher schon der englische Admiral Nelson gewesen war, welcher die französische Flotte vergebens vor Toulon, Neapel und Sicilien gesucht hatte, und nun, da er sie auch hier nicht fand, nach Cypern gesegelt war. Eine Windstille hatte ihn 24 Stunden lang aufgehalten, sonst konnte das Resultat der Schlacht von Abukir vielleicht schon damals Statt haben. Die Besorgniß, daß Nelson schnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausschiffung der Truppen beschleunigen. Sie geschah am 2ten Juli vier Stunden von Alexandrien beim sogenannten Araber-Thurme, in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht sehr günstig dazu waren. Bloß einige Türken zu Pferde beobachteten von der Seite die fremde Erscheinung. Am folgenden Tage um zwölf Uhr standen Bonaparte, Kleber, Menou, Bon, Cafarelli und Daumartin mit 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen versehenen Mauer von Alexandrien; einige Kanonenkugeln bahnten ihnen den Eingang, der Sturm begann nach fruchtlosen Unterhandlungen, und Alexandrien ward genommen. Der größte Theil der Besatzung ward niedergemacht. Menou und Kleber erhielten Wunden, Bonaparte sendete Briefe und beruhigende Proclamationen in französischer und arabischer Sprache an die Bey's und das Volk. Unterdessen nahm General Marmont Rosette, und am 6ten Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Rosette und Abukir blieben Besatzungen, und nun marschirte die Armee, 30,000 Mann stark in fünf Colonnen gerade auf Aegyptens Hauptstadt, Cairo (Cahira) los. Dieser Marsch geschah unter beständigem Manoeuvriren in Quarré's, und in beständigem Scharmuziren mit den Arabern und Mammelucken. Nicht weit von Cairo, nahe bei den Pyramiden von Gizeh, kam es jedoch zu einem sehr ernsthaften Gefechte. Dort stand Murat Bey mit etwa 6000 Mann Cavallerie und einigen tausend Mann Infanterie mit 38 Kanonen, welche in einem verschanzten Lager sich befanden. „Wie Kürbisse will ich diese Hunde zerschneiden!" rief der Bey, und machte einen wüthenden Angriff; doch das wohlangebrachte Feuer der Franzosen und die Entschlossenheit, mit der sie ihre Bayonette zu gebrauchen wußten, vereitelte alle wiederholten Versuche der Mammelucken, welche, nachdem sogar ihr Lager und das Dorf Embabay mit Sturm erobert worden war, in die angränzende Wüste entflohen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Cairo am 22sten Juli den Franzosen übergeben, nachdem Ibrahim Bey, der die Hauptstadt decken sollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden, über die Wüste nach Ober-Aegypten sich zurückgezogen hatte, wohin ihn General Desaix verfolgte. So glücklich Bonaparte bisher zu Lande gewesen, so schnell ihm die Eroberung Aegyptens, die mit Cairo's

Einnahme als vollendet betrachtet werden konnte, gelungen war; so vernichtete doch ein einziger Tag in seinen großen Folgen für die Zukunft alle Früchte dieser Unternehmung. Nelson war mit seiner vierzehn Linienschiffen starken Flotte zum zweiten Mal an Aegyptens Küste erschienen, und hatte am 1sten August (1798) den bei Abukir stationirten Feind vernichtet (vergl. Abukir.). Erst am 18ten August segelte er wieder ab, und ließ nur einige Schiffe zur Blokade des Hafens vor Alexandrien zurück. Bonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Cairo erhielt, sah mit einem Male seine Communication mit Frankreich und ganz Europa bedroht, er stand fast isolirt in dem fremden Lande, im Auge den größten aller Feinde, den Mangel. Hatte er bisher für einen Freund der Pforte gegolten, so stieg seine mißliche Lage um so höher, als diese jetzt den alten Bund zerriß, und erbittert über die Verwandlung des schönen Aegyptens in eine französische Provinz, am 12ten September (1798) förmlich den Krieg an Frankreich erklärte, und von Asien aus mit einem Angriff drohte. Doch er fuhr fort, seinen Plan zu verfolgen, indem er ihn zugleich der neuen Gestalt der Umgebungen anpaßte. In Cairo, wo die Einwohner sich empört und viele Franzosen, besonders Gelehrte, Künstler und Handwerker ermordet hatten, so daß am 23sten und 25sten September förmliche Gefechte in der Stadt geliefert worden waren, bis nach einem großen Blutbade die in die große Moschee geflüchteten Empörer sich auf Discretion ergeben mußten, stellte er die Ruhe wieder her. Die Stadt war mit Forts umgeben, die ehemalige Citadelle ausgebessert, und die alte Janitscharenstadt befestigt, um das Volk desto eher im Zaume halten zu können *). Nachdem Bonaparte Aegypten eine Organisation nach französischen Grundsätzen gegeben hatte, drang er bis Suez vor, und um einem Anfalle der Türken, die in Syrien sich zu sammeln begannen, zuvorzukommen, marschirte er (am 27sten Februar 1799) mit etwa 15 bis 18,000 Mann aus Cairo in drei Colonnen mit den Generalen Reynier, Bon, Lannes, Lambert, Kleber und Murat dahin ab. El-Arisch, ein Fort mitten in der Wüste, an der äußersten Gränze zwischen Afrika und Asien, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Mammelucken und Arnauten genommen, vergrößert und mit Artillerie und Soldaten besetzt. Jaffa ward mit Sturm genommen, und ungeachtet der zahllosen Schwierigkeiten, der mancherlei Krankheiten, die einrissen, und der ungünstigen Jahreszeit, trotz aller Hindernisse, welche die englischen Schiffe längs der Küste veranlaßten, machte die Armee doch die glänzendsten Fortschritte. Die Naplosiner, ein Volk in den Gebirgen von Napolos, stellten sich ihr unweit Zeta in den Defileen entgegen, mußten jedoch weichen, und Caifa am Fuße des Carmels dem Sieger überlassen. Diese Eroberung war wichtig wegen der gro-

*) Bei Gelegenheit dieser Unruhen war es, wo Bonaparte in einer Proclamation an die Einwohner von Cairo die unverschämten Worte aussprach: „Kann irgend ein Mensch wohl so blind seyn, daß er nicht sehen sollte, wie das Schicksal selbst alle meine Unternehmungen lenkt? einem jeden von euch könnte ich Rechenschaft abfordern über die geheimsten Empfindungen seines Herzens, denn ich weiß Alles, selbst was Euer Mund noch nicht ausgesprochen hat; aber es wird ein Tag kommen, wo alle Welt überzeugt werden wird, daß ich durch höhere Befehle geleitet werde, und daß alle menschlichen Anstrengungen nichts gegen mich vermögen. Glücklich sind diejenigen, welche zuerst mit Offenheit mir vertrauen!“

ßen Magazine, die sich dort befanden. So drang die französische Armee über Palästina bis St. Jean-d'Acre vor, dessen Belagerung sie unternahm, nachdem die nächsten Umgebungen der Stadt von den Feinden gereinigt und die feindlichen Magazine zu Saffet, Nazareth und Scheffang in Beschlag genommen worden waren. Außer mehrern unbedeutenden Gefechten mit den Einwohnern, und selbst mit englischen Schaluppen, welche die Franzosen von der Seeseite beunruhigten, fiel auch am Berge Tabor ein Gefecht vor, worin die Generale Kleber und Murat bei Jafet und Jaffa die Oberhand behielten. Unterdessen aber war es den Engländern, die auf den Fregatten Theseus und Tiger unter Sir Sidney Smith vor St. Jean-d'Acre angekommen waren, gelungen, die türkische Besatzung dieses Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleristen zu verstärken und Munition herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken zehn Stürme abschlagen, und trotz des heftigsten Feuers aus den französischen Batterien sich so lange halten konnten, bis Bonaparte sich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben und nach Aegypten zurückzukehren, wohin eine türkische Flotte unter Weges war. Er sah seinen Zweck wenigstens so weit erreicht, daß er auf eine lange Zeit vor jedem Anfalle von Asien her sich sicher gestellt hatte. Ein längerer Aufenthalt in Syrien konnte außerdem bei den pestartigen Krankheiten, welche in seiner eigenen Armee wütheten und gegen 1000 Mann schon aufgerieben hatten, nur von dem größten Nachtheile seyn. Bonaparte entschloß sich daher schnell zum Abzuge. Unter beständigem Feuer von beiden Theilen wurden in der Nacht vom 20sten auf den 21sten May (1799) die Verwundeten, die Kranken und die Artillerie nach Cantoura gebracht, unter Bedeckung mehrerer Bataillone; die Avantgarde der Armee verbrannte die Magazine von Tabaria, und nahm eine Stellung, um die eigentlichen Bewegungen zu verbergen. Als die Artillerie fortgebracht, alles überflüssige Gepäck aber ins Meer geworfen, und Alles zum Abmarsche bereit war, ließ der Obergeneral den Generalmarsch schlagen, und am 21sten Mai Abends neun Uhr brach die Armee auf. Eine Proclamation machte sie mit den Gründen bekannt. Ein Drittel von ihr blieb als Opfer des Kriegs und der Pest zurück, mehrere hunderte, die an dem letzten Uebel darnieder lagen, ließ der Obergeneral, um sich ihrer zu entledigen, mit unerhörter Grausamkeit vergiften. Nach einem mühseligen Marsche von 26 Tagen kam das Herr wieder in Cairo an. Doch seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Eine türkische Flotte landete in der Bucht von Abukir 18,000 Mann; diese nahmen das Fort daselbst. Schnell marschirte Bonaparte mit seinen besten Truppen dahin, stellte sich bei dem Brunnen zwischen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26sten Juli den Türken eine große Schlacht. Mustapha Pascha ward nebst seinem ganzen Gefolge und sämmtlicher Artillerie gefangen gemacht; 2000 Türken ertranken im Meere, und der Rest der türkischen Armee, der in das Fort Abukir sich geworfen hatte, mußte nach einem zehntägigen Bombardement auf Discretion sich ergeben. Bonaparte's Herrschaft in Aegypten war aufs neue befestigt. Da erschien plötzlich eine Proclamation von ihm an seine Armee, worin er sagte: „Erhaltene Nachrichten aus Europa bestimmen mich, nach Frankreich zurückzugehen. Das Commando überlasse ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige.“ Aber als dieser Abschied der Armee bekannt wurde, hatte Bonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26sten August verließ er Abukir, schiffte glücklich durch seine Feinde hin, traf

am 15ten October in Frejus ein, und begab sich nach Paris, wo er den berühmten 18ten Brumaire (den 9ten November 1799) herbeiführte *). Für ihn war die Expedition geendigt, doch nicht für die dort zurückgelassene Armee, welche jetzt unter Klebers Oberbefehl stand, und deren Lage täglich bedenklicher wurde. Eine neue Landung der Türken im November 1799 wurde vom General Verdier zwar glücklich abgeschlagen, aber auch der kleinste Verlust war für eine Armee, die nicht recrutirt werden konnte, sehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale sahen nicht viel Ruhm vor sich, die Soldaten wenig Genuß, und so mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, daß der Großvezier mit vielem Volke aus Syrien nach Aegypten im Anzuge sey, am 24sten Januar 1800 die bekannte Convention von El-Arisch mit dem Großvezier und Sidney Smith abschloß, durch welche den Franzosen ein Waffenstillstand von drei Monaten bis zu der Ratification des Vertrags zugestanden wurde, worauf sie nach einem Monate Cairo und Alexandrien räumen, und nach Frankreich zurückkehren sollten. Aber des Generals Kleber Brief an das französische Directorium, worin er, unter der ergreifendsten Schilderung von der peinlichen Lage der Armee, auf die Ratification des Tractats antrug, fiel dem englischen Admiral Keith in die Hände, und kam nach London. Dort verweigerte man die Ratification, und verlangte: die ganze französische Armee solle sich kriegsgefangen ergeben. Da ergriff Kleber noch ein Mal den Degen und schlug am 20sten März den Großvezier bei Heliopolis, eroberte Cairo und Aegypten aufs neue, trieb Steuern bei zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Copten und Griechen, sicherte die Küsten und legte Magazine an. Aber mitten in dieser Thätigkeit ward er am 14ten Juni in Cairo von einem Türken ermordet, und das Obercommando kam an Abdallah Menou. Unterdessen hatte man in London mehr als je die Wichtigkeit des Besitzes von Aegypten eingesehen, und beschlossen, mit aller Kraft der Pforte und seinem eigenen Handelsinteresse dieses Land wieder zu erobern. Im Einverständnisse mit der Türkei wurden unter dem Admiral Abercromby 17,000 Mann Landtruppen im December 1800 eingeschifft; nach dem Cap und nach Ostindien gingen Befehle, Schiffe mit Landtruppen ins rothe Meer abzusenden, und in Constantinopel betrieb der englische Gesandte die Beschleunigung der Ausrüstung einer Flotte, und den Befehl an den Groß-

*) Die Abreise Napoleons von Aegypten war in das größte Geheimniß gehüllt gewesen. Nur der General Berthier hatte davon gewußt, und wenige Vertraute durften ihn begleiten. Schon einige Zeit vorher hatte er dem Contreadmiral Gantheaume Ordre ertheilt, zwei Fregatten bereit zu halten, doch ohne eine Ahndung von dem Zwecke ihm zu geben. Alle diejenigen, die er mitnehmen wollte, erhielten verschlossene Billets mit der Bestimmung des Tages und der Stunde, wo sie solche am Bord auf dem Meere öffnen sollten. Der bestimmte Tag war der 23ste August. Die beschiedenen eilen an Bord, öffnen die Billets und sehen den Befehl zur Abfahrt, kein Augenblick gehörte mehr ihnen, sie mußten ihre Habseligkeiten in den Wohnungen zurücklassen, und selbst ihre Pferde. Im Moment der Abreise ließ Napoleon ein Packet für den General Kleber, 24 Stunden nach seiner Abfahrt zu öffnen, zurück; es enthielt seine Ernennung zum Obercommandanten in ganz Aegypten, und die Bestimmung, daß General Desaix in Ober-Aegypten commandiren solle.

vezier, der mit einer zahlreichen Armee in Syrien stand, nach Aegypten vorzurücken. Da dieser aber nicht eher sich in Marsch setzen wollte, bis die Engländer wirklich gelandet wären, so verflossen darüber zwei Monate, während welcher die englische Flotte an der asiatischen Küste harrte. Am 1sten März endlich erschien sie vor Alexandrien, und am 12ten März war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzosen, etwa 4000 Mann stark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten sich aber zurückziehen; am 18ten März ergab sich Abukir, und die Engländer verschanzten sich. Am 21sten März griff General Menou mit 10,000 Mann an und wurde geschlagen; aber auch der englische General Abercromby wurde tödtlich verwundet, und starb am 28sten März; französischer Seits blieb der General Lanusse. Hutchinson übernahm das Commando der englischen Armee. Aegypten war für die Franzosen nach dieser Schlacht verloren, hätten die Engländer ihren Vortheil verstanden; doch unthätig blieben sie in ihren Verschanzungen, so wie die Franzosen ihnen gegenüber bei Alexandrien stehen. Am 29sten März brachte eine türkische Flotte 7000 Mann Verstärkung, und nun näherte sich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19ten Aprill ergab sich Rosette an die vereinigten Engländer und Türken; ein französisches Corps von 4000 Mann wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geschlagen; 5000 Mann Franzosen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 Mann auf Cairo anrückte, am 16ten Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und die ganze französische Armee auf Cairo beschränkt. Am 20sten Juni fing die förmliche Belagerung der Stadt an; 7000 Mann sollten diesen unermeßlichen Ort gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen. Man that, was man konnte, sich zu sichern. General Belliard ließ die angesehensten Einwohner in die Citadelle sperren, Kanonen gegen die Stadt richten, und bei der ersten Miene des Aufruhrs mit gänzlicher Verwüstung drohen. Die Festungswerke wurden verbessert, und alle andern Vertheidigungsanstalten eifrigst betrieben. Aber immer war es mehr um eine ehrenvolle Capitulation, als um die wirkliche Vertheidigung zu thun, denn die Lebensmittel waren nicht im Ueberflusse vorhanden, und die Pest wüthete immer noch fort. Und so ward denn auch Cairo am 27sten Juni durch Capitulation den Engländern und Türken übergeben; der General Belliard sollte mit den unter seinem Commando stehenden Truppen Stadt und Land räumen, und auf englische Kosten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Aegyptiern auch erlaubt seyn, ihn zu begleiten. Am 17ten August wurden sie zu Rosette eingeschifft, und kamen im September 1801, etwa 13,000 Mann stark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien, das er seit dem 21sten März nicht verlassen hatte, da er noch immer auf Hülfe aus Europa hoffte. Auch war in der That Admiral Gantheaume mit mehrern Linienschiffen und 3 bis 4000 Mann Landtruppen aus Frankreich abgesegelt; doch der Weg durch die Wüste Barka von der afrikanischen Küste aus schien zu gefährlich, er lief daher bis auf die Höhe vor Alexandrien, mußte aber mit einem Verluste von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 Mann frischer Truppen aus England erhalten, und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Castell Marabout in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenstillstand verlangte, wozu vorzüglich der drückendste Mangel an Lebensmitteln ihn veranlaßte. Dies war am 27sten August und am 2ten September ward die Capitulation unterzeichnet, deren Bedingungen härter waren als jener von Cairo, beson-

ders da während der Unterhandlungen eine englische Escadre unter Sir Home Popham mit Truppen, und General Baird aus Ostindien noch mit 6000 Mann gelandet waren. Alexandrien, nebst Artillerie und Munition, sechs französische Kriegsschiffe und eine große Menge Kauffahrteischiffe mußten den alliirten Mächten, den Generalen derselben alle arabischen Handschriften, alle Karten von Aegypten, und andere für die französische Republik gemachte Sammlungen übergeben werden; die französische Armee behielt jedoch ihre Waffen und Gepäck, war nicht kriegsgefangen und wurde nach einem französischen Hafen geführt; zu Ende Novembers war sie in Frankreich. Die Garnison von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1300 Matrosen stark gewesen. Drei Jahre sechs Monate waren seit der ersten Einschiffung zu Toulon verflossen. Dies war das Ende der Unternehmung, welches in einen Zeitpunkt fiel, wo Aegypten, in Frankreichs Gewalt, ein schweres Gewicht in der Wagschale gewesen seyn würde; denn eben damals wurden die lebhaftesten Unterhandlungen gepflogen, deren Resultat, vier Wochen nach dem gänzlichen Verluste Aegyptens, der Friede von Amiens war (1ste October 1801). Wie ganz anders wäre vielleicht damals der Gang der Dinge gewesen, konnte Frankreich Aegyptens Räumung freiwillig darbieten? Wenn aber auch der politische Zweck dieser Unternehmung verloren ging; so hatte sie doch für die Wissenschaften, und namentlich für die Alterthumskunde, Geschichte und Geographie bleibende und höchst wichtige Resultate, von denen wir nicht ganz schweigen dürfen. Diese geistigen Eroberungen umfaßt die Description de l'Egypte, ou Recuel d'Observations et de Recherches, qui ont été faites en Egypte, pendant l'Expédition de l'armée française, publié par les ordres de S. M. l'Empereur Napoléon-le-Grand, wovon 1809 die erste Lieferung (bis jetzt die einzige) in der kaiserl. Druckerei zu Paris erschienen ist. Es ist kaum möglich, daß Privatpersonen dies Werk, das auf Kosten des öffentlichen Schatzes redigirt wird und um so mehr mit kaiserlicher Pracht ausgestattet ist, sich verschaffen können. Das Werk, dessen erste Lieferung auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar sich befindet, beginnt mit einer historischen Vorrede v. Fournier, Präfecten des Iser-Departements, die sich mit einer Uebersicht der Geschichte Aegyptens von den entferntesten Zeiten an, bis auf die neuesten Tage beschäftigt. Ihr folgt eine Darlegung des Planes zum Ganzen, eine Anweisung zum Gebrauche des dazu gehörigen Atlasses und Notizen über das Verfahren bei der Redaction, die einer besondern Commission von anfänglich acht, jetzt zehn Mitgliedern (Berthollet, Conté (seit dessen Tode Jomard), Desgenettes, Fourrier, Girard, Lancret (seit dessen Tode Jallois), Monge, Delille und Devilliers) unterworfen ist. Die Arbeiten sind unter einer großen Menge von Autoren vertheilt, über deren Beiträge und deren Würdigkeit eine Generalversammlung der Autoren berathschlagt. Das ganze Werk soll aus drei Theilen bestehen, deren 1r Alterthümer, 2r Neuerer Zustand, 3r Naturgeschichte überschrieben werden; jeder dieser Theile besteht wiederum aus mehrern Bänden mit Kupfertafeln und correspondirendem Texte. Ohne die Karten, die bereits vollendet, aber noch nicht bekannt gemacht sind, enthält der Atlaß zu dieser Beschreibung von Aegypten mehr als 800 Kupfertafeln, auf denen sich über 3000 Zeichnungen, deren oft mehrere auf einer Platte zusammengestellt sind, sich befinden; die erste Lieferung zählt allein über 300 Kupfer; das größte Format dieser Kupfer hält für die Platte 4 Fuß 2 Zoll Länge, bei 17 1/2 Zoll Breite, das Papier, das ganz besonders dazu gefertiget worden, hält 4

Fuß 9 Zoll Länge; der geographische Atlas bildet eine eigene abgesonderte Abtheilung, die nicht in den drei oben angezeigten Theilen begriffen ist. Der Text besteht aus Beschreibungen und Memoiren, die in Mittelfolio gedruckt sind; die Erklärungen der Kupfer, die Vorrede und das Avertissement vom Plane hat das Atlaßformat der Kupfer. — Der erste Theil des Textes hat den Titel: „Beschreibungen;" die Orte und Gegenden, welche beschrieben werden, folgen in der Ordnung, wie sie in den Kupferbänden angegeben werden, nämlich von Süden nach Norden. Der zweite Theil ist überschrieben „Memoires" die aus Untersuchungen und Dissertationen über den physischen Zustand von Aegypten, über Geschichte und Geographie des Landes, über Gesetzgebung und Sitten, Religion, Sprache, Astronomie, Künste ꝛc. der alten und neuen Aegypter, bestehen. Diese Beschreibungen und Memoiren sind, wie die Kupfer in drei Classen getheilt und haben gleiche Ueberschriften, nämlich: 1. Antiquités; 2. Etat moderne. 3. Histoire naturelle. — Außer diesem kurzen Auszuge aus dem angeführten Avertissement vom Plane zum Ganzen, der aber hoffentlich einen vollständigen Begriff von der Einrichtung des ganzen Werkes geben wird — (welchen Auszug wir aus einem ausführlichern im Maistück 1813 der allg. geographischen Ephemeriden gezogen haben) — will der Raum eine weitere Fortsetzung und Ausführung der Inhaltsanzeige der vorhandenen ersten Lieferung dieses kostbaren Werkes uns nicht gestatten und wir verweisen daher auf die Hefte vom Mai u. fgg. 1813 von dem eben genannten Journale, worin der Inhalt dieser Abtheilung sehr ausführlich und interessant epitomirt ist. I.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehlichter Ascendenten. Sie werden so gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. s. f., wie aus folgendem Entwurf noch deutlicher wird.

Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. s. w. die Rede seyn. Das Ahnenwesen und die Ahnenprobe, d. h. der legale Beweis, daß man eine bestimmte Anzahl Ahnen habe, kam seit dem 15ten und 16ten Jahrhundert auf, als die wahre Würde und Kraft des deutschen Adels zu sinken begann. Die Ahnenprobe galt und gilt besonders bei Tournieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gan = Erbschaften, ja sie wurde und wird wohl noch hin und wieder erfordert, um Sitz und Stimme bei den ständischen Versammlungen zu haben. — Man unterscheidet übrigens Gerechtigkeits = Ritter, die der Ahnenprobe volle Genüge leisten, und Gnaden = Ritter, die durch Verdienste die Mangel der Geschlechtsregister decken.

Ahnung, auch Anzeichen, ist das Vorgefühl eines künftigen Ereignisses, welches sich oft in unerklärlichen Erscheinungen, namentlich bei Sterbenden und ihnen nahen Personen äußert und den unsichtbaren Rapport des Geisterreichs mit der Körperwelt bewährt. Umsonst vernünftelt man, daß jede eintreffende Ahnung nichts als ein unter Millionen Fehlgriffen sich ereignender Zufall sey; denn man wird nicht

leicht eine Familie finden, in deren Chronik keine Ahnung vorkäme. Ohne zu abergläubischen Schwächligen oder überspannten Schwärmern zu gehören, mag man in den Ahnungen eine über die natürlichen Bedingungen der Zeit und des Raumes hinausgehende Kraftäußerung des menschlichen Geistes finden. Oft möchte man zur Erklärung einen spiritus familiaris annehmen, oft glauben, daß Schutzgeister wahlverwandter Individuen einen wechselseitigen geistigen Contact veroffenbaren, am Ende aber durch alles Forschen und Grübeln zu keinem andern Resultate kommen, als daß Ahnungen eine Sache der Erfahrung und des Glaubens sind, und daß, um überzeugend darüber reflectiren zu können, man in jedem vorkommenden Falle für klaren juridischen Beweis der Thatsache sorgen müsse. Philosophische und historische Behandlung dieses Gegenstandes findet man in Dedekind „Ueber Ahnungen," und in Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, S. 353 ff. A.

Ahriman. Nach der Lehre der Parsen war das urerste Wesen die grenzenlose Zeit. Von ihr entsprangen Ormuzd und Ahriman. Jener, mit der höchsten Weisheit und Reinheit geschmückt, thronte im Lichte, dieser wohnte mit seinen Gesetzen in der Finsterniß. In sich versenkt, ohne Grenzen und allein waren beide in ihren Wohnungen, die einander berührten. Ormuzd aber schuf in drei Jahrtausenden den Himmel, diese Welt des Lichts mit dem reinen Gesetz; Ahriman, diese Lichtwelt zu bekämpfen, schuf ein zahlreiches Heer böser Geister. Da erschrack Ormuzd und bot dem Ahriman Frieden an; dieser aber wollte ihn nicht annehmen, sondern sagte, daß er sein Volk plagen werde, so lange die Jahrhunderte dauern. „Freilich wirst du mächtig seyn," sprach Ormuzd, „während die Menschen sich durch Vermischung vermehren und viel Böses thun; aber am Ende der neun Jahrtausende wirst du von Ohnmacht überwältigt werden." — Darauf herrschte Ormuzd drei Jahrtausende allein und brachte seine Welt hervor, während Ahriman gefesselt in die Tiefe der Finsterniß zurücksank. Nach dem Himmel schuf er das Wasser, dann die Erde, dann die Bäume, dann die Thiere und endlich den Menschen. Dann herrschte er drei Jahrtausende mit Ahriman gemeinschaftlich, nach diesen aber waren drei Jahrtausende dem Ahriman allein gegeben. Und als die Zeit gekommen war, trat Ahriman hervor, durchdrang alles Geschaffene mit seinem Gefolge und verunstaltete es, bis er in den Abgrund zurückgestürzt ward. Von da wird er am Ende der Zeiten, wenn die Todten aufleben, und die Erde durch das Feuer eines Cometen entzündet, in einen flüssigen Metallstrom zerschmolzen ist, in Ormuzds Welt zurückkehren, die Erde des Abgrundes durch den Metallstrom ziehen, und sie zum segenreichsten Lande machen. Die ganze Welt wird durch das Wort zur Auferstehung ewige Dauer bekommen.

Ajax (griechisch Aias). Dieses Namens gab es unter den Heerführern vor Troja zwei, den Ajax Oïleus und Ajax Telamonius. Jener, ein Sohn des Oïleus und der Eriopis, ein Lokrier war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern gewesen. Im Kampf war er unter den Tapfersten, seine Tapferkeit aber artete zuweilen in unsinnige Wuth aus. Beispiele davon erzählen die nachhomerischen Dichter. Als die Griechen, sagen sie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete sich Cassandra in den Tempel der Pallas, allein sie ward mit Gewalt herausgerissen und gebunden als Gefangene fortgeschleppt. Einige erzählen, Cassandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe sie bei den Haaren

ergriffen und fortgeschleift; Andere lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Odysseus klagte ihn dieses ruchlosen Frevels an, er aber reinigte sich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluthen des Meeres umkommen. — Der andere Ajax war des Telamon Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Aeacus. Auch er war unter den Freiern der Helena gewesen, und zog deswegen auch mit zwölf Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapfersten und schönsten der Griechen nach Achilleus preis't. Nicht zu reden, aber zu handeln versteht er. Dabei ist er gerad, offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles Tode die Waffen desselben, auf welche er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte, von Ulysses entzogen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert.

Aiguillon (Armand-Vignerod Duplessis-Richelieu, Herzog von), französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Jahren Ludwigs XV., dessen Verwaltung durch eine der wichtigsten Begebenheiten der neuern Zeit, die erste Theilung Polens, bezeichnet wurde. Er war 1720 geboren, und betrat zuerst die militärische Laufbahn; dann ward er Gouverneur des Elsaß und hierauf Commandant von Bretagne. Seine Strenge erbitterte die Einwohner dieser Provinz in so hohem Grade, daß sie nach langem und heftigem Zwiespalt seine Abrufung bewirkten, und eine Klage vor dem Parlament von Paris erhoben, deren für ihn verderbliche Folgen er nur durch die wenig ehrenvolle Protection der Dubarry von sich abwenden konnte. Von je her war er ein Feind Choiseuls gewesen, und wirkte zu dessen Verweisung thätig mit; worauf er selbst, gestützt auf die Gunst des Königs, an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten trat. Ein Triumvirat, welches dieser Minister, der Abbé Terrai und der Kanzler Moupeou bildeten, veränderte gänzlich das administrative System. Das königliche Ansehen schien dabei zu gewinnen; aber von jener Zeit begann die Gährung der Gemüther, die zwanzig Jahre später den Sturz der Monarchie herbeiführte. Daß Aiguillon die Theilung Polens zuließ, wird ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht; doch scheint es nicht sowohl, daß er das Interesse Frankreichs in Aufrechthaltung der antirussischen Partei in Polen verkannte, als daß er vielmehr, durch die Nachlässigkeit seiner Agenten, von der zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen getroffenen Uebereinkunft erst Nachricht erhielt, als es zu spät war, sie zu hindern. Früher würde er dies um so leichter vermocht haben, da Maria Theresia nur nach langem Widerstand ihre Zustimmung dazu gab. Aiguillon hatte aber eine so große Abneigung gegen alle Plane und Ansichten seines Vorgängers, daß er sich bloß aus diesem Grunde, und gegen den Vortheil Frankreichs, von Oesterreich und Spanien entfernte, und einigermaßen Preussen näherte. Kurz vor dem Tode Ludwigs des XV. wurde ihm auch das Kriegsdepartement anvertraut. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. aber, der ihm, wie auch die Königin, durchaus abgeneigt war, trat Aiguillon von dem öffentlichen Schauplatz ab (1775) und starb einige Jahre darauf mit dem Rufe eines zwar geistreichen und gewandten Hofmanns, dem es jedoch für einen Staatsmann an Talenten und großen Ansichten fehlte.

Aïssé (Mlle.), ein sowohl durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schicksale, als auch durch ihre im Druck erschienenen Briefe interessant gewordenes Frauenzimmer. Geboren in Circassien im

J. 1693 wurde sie von dem Grafen Ferriol, französischem Gesandten zu Constantinopel, als ein vierjähriges Kind um die Summe von 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab sie für eine circassische Fürstentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm sie mit sich nach Frankreich und ließ sie mit Sorgfalt erziehen; man vergaß nichts, als ihr Grundsätze einzuprägen. Für die Tugend geschaffen, kehrte sie doch erst nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unschuld unterlag der Dankbarkeit, die sie für ihren Wohlthäter hegte, dessen Unsittlichkeit ein solches Opfer fodern konnte. Dagegen widerstand sie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete sie nur den Chevalier Aidy aus. Diese Liebe entschied ihr Schicksal. Aidy hatte sein Gelübde zu Malta gethan; er wollte sich von demselben entbinden lassen, allein sie selbst widersetzte sich diesem Versuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der sie in England niederkam. Damals bemächtigte sich ihrer Seele die bitterste Reue; sie kämpfte mit ihrer Neigung, ohne sie je bemeistern zu können, und lebte in einem Zwiespalt mit sich selbst, dem ihre ohnehin schwache Gesundheit nicht lange widerstand. Sie starb 1731, 38 Jahre alt. Ihre Briefe sind anmuthig und fließend geschrieben, und man kann nicht umhin die Verfasserin lieb zu gewinnen, die ihr Innerstes so aufrichtig offenbart. Ueberdies enthalten sie manche Anekdote von interessanten Personen der damaligen Zeit. Sie sind zuerst allein, mit einigen Noten von Voltaire, nachher zusammen mit den Briefen der Dame Villars, La Fayette und Tencin erschienen (1806, 3 Bände).

Akademie. 1. Das von dem ersten Besitzer desselben Akademia genannte schöne Landgut bei Athen, wo Plato einen Garten anlegte und die Weltweisheit lehrte, gab Gelegenheit, daß man unter dem Worte Akademie die ganze platonische Schule begriff und die Anhänger der platonischen Lehre Akademiker nannte. Da die Nachfolger des Plato sich bald in mehrere Schulen theilten, so unterscheidet man eine ältere, mittlere und neuere Akademie. Zu den Philosophen der ältern gehören Speusippus, Xenokrates, Polemo, Crates, Crantor, die unmittelbaren Nachfolger Plato's. Der Stifter der mittlern Akademie ist Arcesiläus, dessen Nachfolger Lacydes, Evander, Egesinus und Carneades waren. Dieser letztere ward der Stifter der neuern Akademie, und sein Nachfolger hieß Clitomachus. Die Schüler des letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie ab, und näherten sich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wohl zuweilen von einer vierten und fünften Akademie spricht. 2. Von dieser Schule bezeichnet man mit dem Worte Akademie seit dem zwölften Jahrhundert in ganz Europa alle hohen Schulen und Universitäten, und später überhaupt alle freien Gesellschaften der Wissenschaften und Künste, welche sich unter landesherrlichem Schutze zu gewissen Zeiten versammeln. Diese Art von Akademien entstand zuerst in Italien, wo Cosmus, der erste Beherrscher von Florenz, als er einen Griechen die platonische Philosophie vortragen hörte, den Gedanken faßte, eine solche Akademie für die Philosophie zu stiften, welche sein Enkel in Ordnung brachte. Von diesen Akademien verdienen vorzüglich folgende bemerkt zu werden: In Frankreich a) die Academie française, welche 1635 vom Cardinal Richelieu gestiftet wurde, und die Vervollkommnung der französischen Sprache und überhaupt alles, was zur Sprachkunde, Beredsamkeit und Dichtkunst gehört, zum Zweck hatte. Sie

hat das bekannte Dictionnaire de la langue françoise geliefert. b) Die Académie Royale des Inscriptions et Medailles, welche 1663 einen geringen Anfang hatte, aber nach und nach erweitert wurde. Sie ward von Colbert gestiftet, und beschäftigte sich größtentheils mit Geschichte, Alterthümern und Critik. c) Die Académie Royale des Sciences, die 1666 durch Colbert errichtet wurde und die Bearbeitung mehrerer Wissenschaften beabsichtigte. — Das Gesetz, welches in Frankreich alle Corporationen aufhob, hatte auch diese Akademien suspendirt; die Stelle derselben ersetzte das Lyceum, bis durch das am 20. Nov. 1795 begründete und am 7ten December eingeweihte Institut national des Sciences et des Arts die sämmtlichen ehemaligen Akademien Frankreichs, wiewohl in anderer Form, wieder hergestellt wurden. In Italien, die Academia della Crusca (Akademie der Kleie), welche im J. 1582 zu Florenz errichtet wurde, und deren Name auf die Reinigung und Verfeinerung der Sprache anspielt. Sie hat das bekannte italiänische Wörterbuch geliefert. In Spanien, die Akademie der spanischen Sprache (1714), der Geschichte (1738) und der Wissenschaften zu Madrid (1792). In Preußen, die Akademie der Wissenschaften, welche 1700 von dem ersten Könige von Preußen gestiftet wurde, und von welcher Leibnitz der erste Präsident war. In Oesterreich, die Akademie zu Wien, welche 1705 Kaiser Joseph I. stiftete. In Rußland, die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, zu welcher Peter I. im J. 1724 den Grund legte. In Schweden, die vom Könige Friedrich 1728 zu Upsal und 1739 zu Stockholm gestifteten Akademien der Wissenschaften. In Bayern, die im J. 1759 von Maximilian Joseph zu München errichtete und 1807 reformirte Akademie, und mehrere andere. Die Kunst-Akademien zerfallen in Akademien der Musik und Akademien der bildenden Künste. Die Akademien der Musik sind Vereine mehrerer Tonkünstler und Liebhaber der Musik in eine Gesellschaft, die sich regelmäßig versammelt, um sich über Vervollkommnung sowohl der Theorie als Praxis der Tonkunst zu berathschlagen und dafür zu wirken. Die merkwürdigsten derselben sind die filarmonische Gesellschaft zu Verona, gestiftet im 16ten Jahrhundert; die filarmonische Gesellschaft zu Bologna, gestiftet 1622 von D. Girolamo Giacobbi; die arkadische Gesellschaft zu Rom, gestiftet gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts; die Society of ancient Music zu London, welche durch Aufführung alter Musterwerke das Andenken derselben zu erhalten sucht; das Conversatorium zu Paris (s. d.); die von Fasch 1789 gestiftete Singakademie zu Berlin; die seit 1802 zu St. Petersburg bestehende filarmonische Gesellschaft. — Die Akademien der bildenden Künste sind öffentliche Lehranstalten für bildende Künste, und werden öfters auch Mahler-, richtiger aber Zeichenakademien genannt, da eigentlich das Zeichnen in den meisten die Hauptbeschäftigung ist. Ihre Anzahl ist so groß, daß wir uns auf Angabe der wichtigern beschränken müssen. Diese sind in Italien, zu Venedig, Florenz, Rom, Mailand (angeblich von Leonardo da Vinci gestiftet), zu Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin, Neapel, Genua; in Deutschland zu Nürnberg, Berlin, Dresden, Meißen, Leipzig, Augsburg, Wien, Manheim, Düsseldorf, Stuttgart, München, Cassel, Weimar; in Frankreich zu Paris, Bordeaux, Aix, Amiens, Auxerre, Besançon, Chalons, Dijon, Lyon, Marseille, Metz, Mainz, Pau, Rouen, Tou-

louse u. s. w.; in England zu London und zu Edinburgh; in Dänemark zu Copenhagen; in Schweden zu Stockholm; in Spanien zu Madrit, Valencia, Saragossa; in den ehemaligen Niederlanden zu Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel, Amsterdam; in Rußland endlich zu Petersburg. — Frankreich hat außerdem auch eine Akademie der Baukunst zu Paris. — In diesen Anstalten wird Unterricht in allen Theilen der Zeichenkunst ertheilt. Da die menschliche Gestalt einer der wichtigsten Theile ist, so wird er billig auch als solcher behandelt, und weil von der Kenntniß der Knochen und Muskeln, ihrer Bewegungen, Spannungen und Anschwellungen alle Richtigkeit, aller Ausdruck abhängt, so ist anatomisches Studium für die angehenden Künstler hier eine Hauptangelegenheit. Ihr zunächst kommt Studium der Linear- und Luftperspective, um zu wissen, wie Gegenstände, nach den Graden ihrer Entfernung, richtig und täuschend darzustellen seyen. Es folgt Unterricht über Anordnung, Gruppirung, Ausdruck der Leidenschaften, Costume, Mythologie, Kunstgeschichte und Kunsttheorie, da alles theoretisch und practisch zugleich gelehrt wird. Zu dem Ende müssen theils Sammlungen von Kunstwerken vorhanden seyn, theils muß dem Jünglinge Gelegenheit verschaft werden, die Form des menschlichen Körpers nach der Natur zu prüfen. Uebrigens ist es eine auffallende, aber nur zu gegründete, Erfahrung, daß diese Akademien ihren Zweck wenig oder gar nicht erreichen, und daß seit ihrer Existenz keine Künstler mehr gebildet worden, die mit den frühern auf gleicher Höhe stünden. Ob dies an einer fehlerhaften Einrichtung dieser Anstalten oder daran liegt, daß die neuere Zeit der künstlerischen Entwickelung überhaupt ungünstig ist, darüber bestehen verschiedene Meinungen, und wahrscheinlich liegt der Grund in beiden.

Akbar (Mahomed), der größte Fürst, dessen nicht allein Indien, sondern ganz Asien in der neuern Zeit sich zu erfreuen gehabt hat. Er war geboren zu Amerket im Jahr der Flucht 949 (1542 der christ. Z.), und bestieg nach seines Vaters Humajun Tode, dreizehn Jahre alt, unter der Vormundschaft Beyrams, seines Ministers, den Thron. Seine großen Talente entwickelten sich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit besiegte er seine Feinde und die Aufrührer seines Reichs, unter denen Beyram sich selbst befand. Die seltenste Milde bezeichnete dabei alle seine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, stets an der Spitze seiner Heere sich in die verschiedenen Provinzen seines Reiches zu begeben, so liebte er doch die Wissenschaften, vorzüglich die Geschichte, und war unablässig mit der innern Verwaltung seines Reichs beschäftigt. Er verordnete Untersuchungen über die Bevölkerung, die Naturproducte und Fabrikate jeder Provinz. Das Resultat dieser statistischen Arbeiten faßte sein Minister Abul-Fazl in einem Werke zusammen, das den Titel Ajin Akberi führt, ins Englische übersetzt worden ist, und die wichtigsten Details enthält. Akbar starb nach einer 49jährigen Regierung im J. 1014 (1605). Noch jetzt ist sein prächtiges Grabmal unweit Agra ein Gegenstand der Bewunderung der Reisenden. Ihm folgte sein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenside (Mark), im J. 1721 zu Newcastle an der Tyne geboren, ging im 18ten Jahre seines Alters nach Edinburgh, um die Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauschte. Im J. 1741 besuchte er Leyden, wo er 1744 den Grad eines Doctors der Medicin annahm. Nach seiner 1745 erfolgten Rückkehr nach England practicirte er anfangs zu Northampton, dann zu Hampstead, und endlich zu London. Hier würde er bei seiner nie bedeutenden Praxis

in Dürftigkeit gelebt haben, wenn ihn nicht sein großmüthiger Freund, Jeremias Dyson, mit jährlichen 300 Pfund unterstützt hätte. Er starb 1770 als Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und des Collegiums der Aerzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leib-Arzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didactischen und lyrischen Gattung. Die aus drei Gesängen bestehenden Pleasures of Imagination, sein vorzüglichstes Werk, gab er bereits im 23sten Jahre seines Alters heraus, und erregte dadurch Erwartungen, die er in der Folge unbefriedigt ließ, und die überhaupt durch ein so mittelmäßiges Gedicht nicht hätten erregt werden sollen. Von noch geringerm Werthe sind seine Oden, Episteln und übrigen Gedichte.

Aktäon, des Cadmus Enkel, ein Jäger, den Diana, weil er sie im Bade erblickte, in einen Hirsch verwandelte, worauf er von seinen eignen Hunden zerrissen wurde.

Alabaster ist ein feiner gypsartiger Stein, der sich vom Gyps darin unterscheidet, daß er sich poliren läßt. Gewöhnlich ist er von Farbe weiß, oft auch grün, grau, röthlich. Von den Alten wurde dieser Stein zu dem Marmor gerechnet, von dem er sich jedoch durch seine Weichheit unterscheidet. Die schönste und beste Art ist unstreitig die weiße. Den Alabaster hat man zuerst in dem arabischen Gebirge entdeckt, dann in Aegypten, in Syrien ꝛc. Man trifft ihn ferner an mehrern Orten Italiens (wo vorzüglich der von Montcacuto, seiner Weiße und Größe wegen, sich auszeichnet) und Frankreichs; in Deutschland ist Thüringen das wahre Vaterland des Alabasters, namentlich die Gegenden bei Nordhausen, in der Grafschaft Hohenstein, Stollberg, bei Weißenfels ꝛc.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italiänischer Dichter, geboren zu Florenz 1495. Seine Familie gehörte zu den edelsten und ausgezeichnetsten der Republik. Sein Vater war der Partei der Medicis eifrig zugethan, und er selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Julius, der in Papst Leo's X. Namen regierte; trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal, unter dem Namen Clemens VII., den päpstlichen Stuhl bestieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche diesen Papst trafen, Florenz Gelegenheit gaben, sich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland schickte ihn in Geschäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit sich nach Spanien, wohin er mit seiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Carl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medicis gänzlich zu unterwerfen. Nach dieser neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil seiner Werke. Der König schätzte ihn so hoch, daß er nach dem Frieden von Crespi im J. 1544 ihn als seinen Gesandten an Carl V. schickte. Alamanni vollzog seinen Auftrag mit vieler Geschicklichkeit. In gleichem Ansehen stand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehreren Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demselben zu Amboise, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 starb. Die vorzüglichsten Werke, welche er hinterlassen, sind eine Sammlung Gedichte, unter dem Titel: Opere Toscane; ein Lehrgedicht, la Coltivazione, dem er am meisten seinen Ruf verdankt; ferner Girone il Cortese, ein Heldengedicht in 24 Gesängen; la Avar-

chide, ein episches Gedicht, ebenfalls in 24 Gesängen; Flora, ein Lustspiel in sogenannten versi sdruccioli, und eine Anzahl Epigramme. Die vorzüglichsten Eigenschaften dieser zahlreichen Werke sind Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls; aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichterischer Schwung.

Alarich, König der Gothen, der menschlichste von allen jenen Eroberern, welche auf das römische Reich einbrachen. Die Geschichte erwähnt seiner zuerst im J. 395, wo die Gothen sich mit den Heeren Theodosius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abendländische Kaiserthum bedrohten, zu bekriegen. Aber eben dieses Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römischen Reichs, und führte ihn zu dem Entschluß, es selbst anzugreifen. Er fing an, sich in die innern Angelegenheiten zu mischen, und ward bald ein lästiger Freund und gefährlicher Beschützer. Seine Plane fanden am Hofe selbst Beförderer. Rufin, der Vormund des Arcadius nach Theodosius Tode, reizte Alarich insgeheim an, in Griechenland einzufallen, und bewog ihn um so leichter dazu, da er ihn sogar mit bedeutenden Geldsummen unterstützte. Bald sah man den Anführer der Gothen Pannonien, Macedonien und Thessalien verwüsten, und die herrlichsten Denkmäler der Kunst mit Feuer und Schwert vernichten, bis Stilico mit einem mächtigen römischen Heere herbeikam, und nach mehreren Gefechten die Gothen dergestalt in ihrem Lager einschloß, daß ihr Untergang unvermeidlich schien. Aber eben diese scheinbare Gewißheit rettete sie. Stilico verließ das Heer, um den Religionsfesten der Griechen beizuwohnen; diesen Augenblick benutzte Alarich, durchbrach das Bollwerk der Römer, und machte sich in wenig Tagen zum Meister von Epirus. Jetzt sahe der morgenländische Kaiser kein anderes Rettungsmittel, als Alarich die Oberherrschaft von Illyrien abzutreten, welcher, nachdem er zum König der Westgothen ausgerufen worden, unverzüglich darauf dachte, das abendländische Kaiserthum zu bekriegen. Er rief die Barbaren von den Ufern der Donau herbei, versammelte ein zahlreiches Heer, und versprach ihnen die Plünderung Roms und Italiens. Honorius vermochte nur schwachen Widerstand zu leisten, und schon war er in Asti belagert und der Uebergabe nahe, als Stilico mit einem Heere aus Gallien und Germanien den Gothenkönig überfiel, und in seinen eigenen Verschanzungen belagerte. Dieser Unfall schlug jedoch Alarichs Muth nicht nieder, aber eine Kriegslist verschaffte den Römern den Sieg. Sie griffen die erst vor kurzem zum Arianismus bekehrten Gothen an dem Osterfeste an, dessen Heiligkeit diese durch ein Gefecht zu entweihen glaubten. Sie ergriffen daher die Waffen nicht um zu siegen, sondern nur sich zu vertheidigen, und ihr Fußvolk erlitt eine vollständige Niederlage. Die ganze Beute Griechenlands und die Gemahlin Alarichs fielen den Siegern in die Hände. Dennoch marschirte Alarich an der Spitze seiner Reiterei auf Rom los, und verbreitete so großes Schrecken, daß man versuchte, seinen Rückzug durch die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Schätze zu erkaufen. Er aber verweigerte ihn, und wollte sich Verona's bemächtigen. Doch auf dem Marsche dahin ward er von den römischen Legionen überfallen, und noch vollständiger geschlagen als das erste Mal. Jetzt mußte er Italien verlassen, das zwar diesmal gerettet war, dessen Schönheit und Fruchtbarkeit aber die Barbaren genugsam kennen gelernt hatten, um bald einen neuen Versuch zu wagen. Schnell war ein neues nach Beute begieriges Heer unter Alarichs Fahnen versammelt, mit welchem er an den Ufern des Po erschien, und die

Städte Ober-Italiens plünderte, während man in Rom seiner Ohnmacht spotten zu können glaubte. Honorius floh nach Ravenna, Alarich aber näherte sich ohne Hinderniß der Hauptstadt, und schloß sie mit seinem Heere ein. Doch gerührt durch die Bitten der Römer, oder ihre Verzweiflung fürchtend, begnügte er sich mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidenen Gewändern, 3000 Stücken feinem Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer, und hob die Belagerung auf. Mit dieser Beute bereichert nahmen die Gothen ihre Winterquartiere in Toscana. Die Furcht hatte dem Kaiser und seinen Ministern die entehrendsten Versprechungen entrissen, deren Erfüllung sie später verweigerten. Alarich, empört durch diesen Troß der Ueberwundenen, rückte aufs neue vor Rom, das zum zweiten Mal durch Auslieferung seiner Reichthümer seine Mauern rettete. Alarich aber verschmähte eine Krone, die in seinen Händen war, und verlieh sie dem Attāla, mit Hochmuth diesen von ihm geschaffenen Kaiser mißhandelnd. Honorius Minister indeß richteten von Ravenna aus abwechselnd Bitten und Drohungen an Alarich, und liehen diesem dadurch einen neuen Vorwand, den Krieg wieder anzufangen. Rom ward zum dritten Mal angegriffen, und mußte jetzt die Fahnen der Barbaren auf seinen Mauern wehen sehen. Die durch neun siegreiche Jahrhunderte aufgehäuften Schätze verschwanden in drei Tagen, und die alte Beherrscherin der Welt trug jetzt die Fesseln, die sie einst den Völkern angelegt. Nur das Eigenthum der Kirchen wurde geschont, und sie selbst als unverletzliche Zufluchtsörter betrachtet. Alarich aber fürchtete einen längern Aufenthalt in Rom für seine Soldaten, und brach mit seinem Heere auf, um Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüstete Campanien, Apulien und Calabrien, und war im Begriff sich einzuschiffen, als ihn der Tod in Corentia überraschte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Busento, damit seine Asche nicht von den Römern aufgefunden werden möchte. Während die Gothen sich der Verzweiflung hingaben, feierte Rom und Italien öffentliche Feste; Sicilien und Afrika sahen sich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch Alarich gezeigt, durch ihn hatten sie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun ist ein aus Thonerde, Schwefelsäure, Kali oder Ammoniak oder Crystallisationswasser bestehendes Salz, welches in achteckigen Crystallen zum Vorschein kommt, und auf der Zunge einen süßlichen, stark zusammenziehenden Geschmack hat. Es gibt theils natürlichen Alaun, auch gediegenen genannt, welcher in Adern zwischen der Erde, sonderlich in Silbergruben, gefunden wird, theils künstlichen, auch gesottenen genannt. Er kommt aus Asien (besonders bei Smyrna), aus Spanien, aus England und Italien (letzterer unter dem Namen römischer Alaun bekannt, wo auch im J. 1458 die ersten Alaunsiedereien in Europa entstanden). Dieses Mineral ist von großer Wichtigkeit, besonders bei der Färberei, da es eine Beize abgibt, ohne welche die Farben sich nicht auftragen lassen, oder wenigstens weder Glanz, Schönheit noch Dauer haben würden. So wendet man es auch in der Gärberei, zu Glaubersalz und Salmiak, und zu Lackfarben an. Daher ist denn auch, weil die Quantität des natürlichen Alauns bei weitem nicht zureicht, des künstlichen, welcher aus Kies oder einer Alaunerde, Schiefer, kalkichtem Gestein, versteinertem Holz 2c. auf den Alaunwerken zubereitet wird, weit mehr, und der Handel damit gibt allerdings einen wichti-

gen Gegenstand für das Commerz ab. — In Sachsen wurde schon 1531, bei Schwärz, unweit Düben, ein Alaunwerk von einem gewissen Lobezelter angelegt, das besonders seit 1696 ununterbrochen in Umtrieb erhalten worden ist. Jährlich werden hier 5000 bis 6000 Centner erzeugt.

Alba (Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von . .), Staatsminister und General der kaiserlichen Armeen, war 1508 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren. Unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die Waffen noch sehr jung in der Schlacht bei Pavia, und unter Carl IV. commandirte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei der Expedition von Algier; vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin von Frankreich, und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von seinen militärischen Talenten; und Carl V. selbst, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldne Brücke zu bauen, als eine entscheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn nicht eines Obercommando's für fähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunst als Anerkennung seiner entschiedenen Talente. Diese Verachtung beleidigte seinen natürlichen Stolz, und gab seinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth sind. Durch Alba's kluge Anführung gewann Carl 1547 die berühmte Schlacht bei Mühlberg gegen Johann Friedrich, Churfürsten von Sachsen und Anführer der protestantischen Armeen. Der Churfürst wurde gefangen, und der Herzog von Alba, der im Kriegsrath den Vorsitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiser, diese Strafe nicht zu mildern. Im J. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzosen und den Papst Paul IV., den unversöhnlichen Feind des Kaisers, zu bekämpfen. Er errang hier mehrere Siege, hob die Belagerung von Mailand auf, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papstes einen Aufstand erregt hatten, und befestigte daselbst das spanische Ansehen. Auch als Carl V. die Regierung seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er seinen Einfluß und das Commando der Armeen. Er betrat den Kirchenstaat, machte sich zum Herrn desselben, und vereitelte die Bemühungen der Franzosen. Doch nöthigte ihn der bigotte Philipp, dem Papste, den er demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Von Italien abgerufen, erschien er im J. 1559 am französischen Hofe, um sich Elisabeth, die Tochter Heinrichs II. für seinen Souverän antrauen zu lassen, die anfangs für den Kronprinzen, Don Carlos, bestimmt war. Um diese Zeit griffen die Niederländer, die von Spanien ihre Freiheiten und Religion beschränkt sahen, zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, diese Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertrauete ihm eine bedeutende Macht und unumschränkte Gewalt, um die Niederländer dem Despotismus und der Inquisition zu unterwerfen. Kaum war er im J. 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an dessen Spitze er und sein Vertrauter, Juan de Vargas, stand. Ohne Unterschied wurden von ihnen alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren, und deren Reichthümer ihre Habsucht erregte. Gegenwärtigen und Abwesenden, Lebenden und Todten wurde der Prozeß gemacht und ihre Güter confiszirt. Ein allgemeines Schrecken ergriff alle Gemüther, viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England

aus; mehr als hundert tausend verließen ihr Vaterland; andere begaben sich unter die Fahnen des Prinzen von Oranien, der von ihm für einen Staatsverbrecher erklärt wurde. Bedeckt mit dem Blute vieler Tausende, griff er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Nassau an und lieferte ihm eine Schlacht, worin er einen vollständigen Sieg errang. Bald rückte auch der Prinz von Oranien, der Anführer der Verbündeten, mit einer bedeutenden Armee vor. Der junge Friedrich von Toledo sandte an seinen Vater und ließ ihn beschwören, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von seinen Untergebenen blinden Gehorsam verlangte, ließ seinem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen seiner Unerfahrenheit, aber er solle sich hüten, weiter in ihn zu drängen, denn es würde dem das Leben kosten, der eine ähnliche Botschaft übernehmen würde. Der Prinz von Oranien wurde nach und nach besiegt, und genöthigt, sich nach Deutschland zurückzuziehen. Der Herzog Alba erhöhte auch in diesem Feldzug seinen Ruhm, den er jedoch durch immer neue Grausamkeiten eben so sehr schändete; seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldaten. Der Papst übersandte ihm einen geweihten Hut und Degen; eine Auszeichnung, die bisher nur Fürsten zu Theil geworden. Noch widerstanden Holland und Seeland seinen Waffen. Eine Flotte, die auf seinen Befehl ausgelaufen war, wurde vernichtet, und überall fand er Widerstand und unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furcht, durch zu lange Abwesenheit die Gunst des Königs zu verlieren, bewogen ihn endlich, um seine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte sie ihm Philipp, der, als er sahe, daß durch diese Grausamkeiten nur der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen wollte. Im Monat December 1573 machte Alba eine Amnestie bekannt, übergab die Anführung der Truppen dem Louis de Requesens, und verließ ein Land, in dem er, wie er sich rühmte, 18,000 Menschen hinrichten lassen, und einen Krieg entzündet hatte, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Millionen Thaler, seine schönsten Truppen und am Ende sieben der reichsten niederländischen Provinzen kostete. Herzog Alba wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, und genoß einige Zeit sein altes Ansehen, aber nur auf kurze Dauer. Einer seiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen, sie zu heirathen, verführt, und wurde deswegen verhaftet; allein sein Vater unterstützte seine Entweichung und verheirathete ihn, gegen den Willen des Königs, an eine seiner Verwandtinnen; er wurde deswegen vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen. Hier lebte er zwei Jahre, als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Crato, der sich zum König von Portugal hatte krönen lassen, Philipp II. zwangen, zu dem Manne seine Zuflucht zu nehmen, auf dessen Talente und Treue er ein großes Vertrauen setzte. Alba nahm den Antrag, eine Armee nach Portugal zu führen, an, gewann zwei Schlachten in drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf ganz Portugal seinem Souverän. Er bemächtigte sich der Schätze der Hauptstadt, und erlaubte seinen Soldaten die Vorstädte und ihre Umgebungen mit ihrer gewohnten Raubsucht und Grausamkeit zu plündern. Philipp, darüber unwillig, wollte das Betragen seines Generals untersuchen lassen, den man überdies beschuldigte, daß er die Reichthümer der Ueberwundenen zu seinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung desselben verhinderten es. Der Herzog überlebte diese Ereignisse nicht lange, und starb den 12ten Januar

1582 in einem Alter von 74 Jahren. Was sein Aeußeres betrifft, so hatte **Alba** eine stolze Haltung und Gang, ein edles Ansehen und einen starken Körper; er schlief wenig, arbeitete und schrieb viel. Man behauptet von ihm, daß während 60 Jahre in Kriegen gegen verschiedene Feinde er nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde. Sein Ruhm ist bleibend, nur hat er ihn sehr durch Uebermuth, Härte und Grausamkeit geschändet.

Albani (Francesco), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna 1578. Er besuchte zuerst die Schule des Niederländers Dionys Calvart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald zu den ausgezeichnetsten Schülern desselben. Neben Dominichino, mit dem ihn Neigung für die Kunst und Freundschaft eng verbanden, arbeitete er hier mehrere Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwischen Beiden einige Aehnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrift er seinen Freund, so wie alle seine Nebenbuhler aus der Schule Calvarts. Mengs erhebt ihn in Ansehung des Studiums weiblicher Gestalten über alle Maler, ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beistimmen können. Die Compositionen, welche man am häufigsten von ihm sieht, sind die schlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa auf dem Stiere. Meisterhaft ist auf allen seinen Gemälden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewässer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er sich darin zu oft. Biblische Gegenstände hat er weniger für seinen Pinsel gewählt. Die von ihm in dieser Gattung vorhandenen Gemälde aber zeichnen sich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommensten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er rivalisirte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftlosigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Gestalten keinen Adel zu geben verstehe. Wahr ist es, daß er alle Darstellungen, für welche Feuer, Enthusiasmus und Begeisterung gehörte, sorgfältig vermied; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Maler genannt. Aber die Beschränkung, in der er sich stets hielt, schadete ihm nach und nach, und war Ursach, daß er bereits seinen Ruhm überlebt hatte, als er im J. 1660 in einem hohen Alter starb. Er hat mehrere Schriften hinterlassen, die uns Malvasia aufbehalten hat.

Albanien, von den Türken auch **Arnaut** genannt, ist eine große Landschaft in der europäischen Türkei, von Dalmatien, Servien, Macedonien, Epirus und dem Golfo di Venezia begränzt, ungefähr 30 Meilen lang und 20 breit; übrigens ein volkreiches und fruchtbares Land, besonders an gutem Wein. Ehedem war es ein Theil des Königreichs Macedonien, begriff auch Epirus (welches Albania inferior genannt wurde) und die Insel Corfu unter sich. Jetzt steht es unter türkischer Botmäßigkeit, wird in drei Sandschakschaften abgetheilt und von einem Pascha regiert, wiewohl nur der kleinere Theil der Einwohner Mahomedaner, der größere aber römischcatholische und griechische Christen sind, die als Nachkommen der alten Illyrier viel Geschicklichkeit in der Wasserbau- und Meßkunst besitzen. Die merkwürdigsten Plätze sind: Durazzo, Scutari, Janina rc. Der Hauptvorzug der Einwohner ist ihre Tapferkeit; daher auch die **Arnauten** ein wichtiger Theil der türkischen Armee sind.

Alberoni (Julius), Cardinal und Staatsminister, war der

Sohn eines Gärtners. Er wurde den 30sten März 1664 zu Firuenzola, einem Dorfe in Parma, geboren, und empfing eine seiner Bestimmung für den geistlichen Stand angemessene Erziehung. Er war zuerst Glöckner bei der Kathedralkirche zu Piacenza. Mit seltner Einsicht begabt, wurde er bald Chorherr, Capellan und Günstling des Grafen Roncovieri, Bischofs von St. Donnin. Der Herzog von Parma sandte ihn nach Madrid, um dort als sein Agent zu residiren, und hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Intriguen stieg er bis zum ersten Minister, wurde Cardinal, galt in Spanien alles seit 1715 und unternahm es, ihm seinen alten Glanz wiederzugeben; schaffte Mißbräuche ab, schuf eine Marine; organisirte die spanische Armee wie die französische, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es seit Philipp II. gewesen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlornen Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Diese Plane hielt er sehr geheim, täuschte die europäischen Mächte über den Zweck seiner Rüstungen, und untergrub auf alle Weise Oesterreichs Macht in Italien. Obgleich der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der spanischen Verbindung entsagte, um sich mit England zu vereinigen, so änderte doch Alberoni sein System nicht. Der stolze Prälat warf vielmehr seine Maske ab, griff den Kaiser an und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Aber im mittelländischen Meer vernichtete eine englische Flotte die Escadre Philipps IV. Nun dachte er selbst einen Landkrieg zu erregen, suchte dafür Peter den Großen und Carl XII. mit sich zu verbinden, Oesterreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufstand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe festnehmen zu lassen. Allein der Plan wurde entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an, und setzte in einem Manifest die Ränke des italiänischen Cardinals aus einander. Eine französische Armee brach in Spanien ein, und ob gleich Alberoni durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen suchte; so verlor doch der König den Muth und machte Frieden, dessen Hauptbedingung war, den Cardinal zu entlassen. Er bekam daher am 20sten Dec. 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte Preis gegeben, deren Haß er sich zugezogen hatte, und sahe kein Land, wo er sich aufhalten konnte. Selbst nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil er den Papst Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als sein Wagen angefallen, einer seiner Bedienten getödtet wurde, und er selbst, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet seine Reise zu Fuße fortsetzen mußte. Lange irrte er unter einem fremden Namen umher. Im genuesischen Gebiete wurde er, auf Ansuchen des Papstes und Königs von Spanien, festgesetzt; doch gaben ihm die Genueser bald seine Freiheit wieder. Der Tod des Papstes Clemens XI. machte endlich der langen Verfolgung ein Ende, und der folgende Papst Innocenz XIII. setzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden als Cardinal wieder ein. Er starb am 26sten Juni 1752, in einem Alter von 87 Jahren, immer mit riesenmäßigen Entwürfen beschäftigt, an deren Ausführung er oft auf die sonderbarste Art gehindert wurde.

Albert oder Albrecht, mit dem Beinamen der Große (Albertus magnus), Bischof zu Regensburg, ein in dem dunkeln dreizehnten Jahrhundert mit Auszeichnung hervorragender Kopf,

der, außer seiner theologischen Gelehrsamkeit, für sein Zeitalter sehr viele Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Naturgeschichte besaß, so daß ihn — was von jeher der sicherste Beweis für die Geistesüberlegenheit des Angeschuldigten über seine Ankläger war — seine Zeitgenossen für einen Zauberer hielten. Er war zu Ende des zwölften, oder zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geboren, trat in den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln, 1254 Provincial seines Ordens, und erhielt 1260 vom Papst Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein schon nach zwei Jahren ging er freiwillig in sein Kloster nach Cöln zurück, lebte dort bloß für die Wissenschaften, und arbeitete bis an seinen Tod (1280) viele Schriften aus, die noch im Jahre 1651 in 21 Foliobänden zusammengedruckt wurden, und die, wenn sie auch jetzt vergessen sind, bei Vergleichung mit den Schriften seiner Zeitgenossen, am besten beweisen, daß er den ihm gegebenen Beinamen in seinem Zeitalter mit Recht verdient habe.

Albigenser waren dieselbe religiöse Secte in Frankreich, die sonst unter dem Namen der Waldenser bekannt sind; doch genau genommen waren diese nur ein Theil von jenen. Die Albigenser erhielten ihren Namen von der Stadt Albi, in dem ehemaligen Ober-Languedoc, wo sich die meisten Anhänger dieser Secte befanden. Sie waren dem Papst und der Geistlichkeit verhaßt, weil sie meistens das Ansehen des Papstes nicht anerkennen wollten, und überhaupt den Reichthum, die Unwissenheit und Intoleranz der Geistlichen angriffen. Papst Innocenz III. ließ daher gegen sie und andere Ketzer das Kreuz predigen, d. h. er ordnete einen Kreuzzug gegen sie an, übertrug dem Grafen Simon von Montfort die Generalstelle über die zu diesem Zuge versammelte Armee, und schenkte ihm, da Graf Raimund VII. von Toulouse sich der Albigenser annahm, die ganze Grafschaft Toulouse. Montfort führte den Krieg anfangs eben so glücklich als grausam, wurde aber bei Belagerung der Stadt Toulouse durch einen Steinwurf verwundet und getödtet; die Armee verlor den Muth, und ganz Languedoc gerieth von neuem in Aufstand. König Ludwig VIII. von Frankreich, dem Graf Amalrich, Simons Sohn, die ganze päpstliche Schenkung überließ, setzte die Verfolgung gegen die Albigenser fort, eroberte das ihm überlassene Geschenk fast ganz, und nöthigte den Ueberrest derselben, in die Gebirge und Wälder von Piemont zu fliehen, woher sie auch, nach der Meinung mehrerer Schriftsteller, den Namen Waldenser bekommen haben sollen. Von dieser Verfolgung der Albigenser schreibt sich der Anfang der Inquisition her. Man brauchte sie nämlich zuerst gegen die Albigenser, und ernannte besondere Richter, die man inquisitores haereticae pravitatis nannte. Besonders erwies sich der heilige Dominicus bei der Einrichtung der Inquisition sehr geschäftig; daher auch in der Folge die Dominicaner bei den Inquisitionsgerichten zugezogen wurden.

Albini (Baron v.), churfürstlich mainzischer, dann primatischer Minister. Im Juli 1792 ließ er dem am mainzer Hofe accreditirten französischen Minister eine officielle Note übergeben, ihn von der Ankunft des Königs von Ungarn und Böhmen, erwählten Oberhauptes des römischen Reichs, des Königs von Preußen und der französischen Prinzen zu unterrichten. Der Baron Albini war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzosen den 21sten August 1792 und wohnte der Zusammenkunft bei, in welcher die Gouvernementschefs die Capitulation abschlossen. Der Churfürst beauftragte ihn, in seinem Namen dem

Friedenscongresse im Sept. 1793 beizuwohnen, so wie auch dem zu Rastadt 1797. Albini stellte sich 1799 an die Spitze des mainzer Landsturms. Nach einigen Scharmützeln, in welchen er mehrere Vortheile behauptete, zog er sich nach Seligenstadt zurück. Er schlug hierauf sein Hauptquartier zu Aschaffenburg auf, von wo aus er in englische Dienste gehen wollte. Im September 1801 empfing er von dem Churfürsten einen reichbesetzten Säbel, auf dessen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Carl Joseph seinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof.“ Im Jahr 1802 stand er als Kurmainzischer Director bei der Reichsdeputation in Regenspurg. Während dieser Zeit (25. Jul. 1802.) starb der Kurfürst, und Albini nahm sogleich dem Militär den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und forderte die Landescollegien auf, ihm hold und gehorsam zu seyn. Alle wichtige Geschäffte des kurerzkanzlerischen Staates gingen, wie bisher, durch seine Hand, und er genoß das volle Zutrauen des Kurfürsten. Als der letztere mit dem Beitritte zum Rheinischen Bunde seinen Länderbesitz beträchtlich erweitert sah, vermehrte sich auch der Wirkungskreis des Ministers, zumal die Departements der Justiz, der Policei und der Finanzen in seiner Person vereinigt wurden. Auch in den kritischen Verhältnissen, in welche der Staat zu dieser Zeit oft gerieth, und bei den Anstrengungen und Reformen, welche dieselben unvermeidlich machten, bewährte er stets seinen rechtlichen und humanen Charakter und seinen teutschen Sinn. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als sie im October 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis, daß sie seine patriotische Gesinnung anerkennen, indem sie ihm den Vorsitz in dem Ministerialconseil des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Nachher trat er in Oesterreichische Dienste, und der Kaiser verlieh ihm die Stelle eines bevollmächtigten Ministers an dem Bundestage zu Frankfurt. Er starb aber, noch ehe er dieselbe antreten konnte, am 9. Jan. 1816. zu Dieburg an Entkräftung.

Albino, ein weißer Neger, eine Abart der Neger, von milchweißer, leichenähnlicher Farbe, von welcher man jedoch mehr Männer als Frauen findet, und die sich durch die Fortpflanzung wieder in die ursprüngliche Art von schwarzer, brauner oder rother Hautfarbe verliert.

Albinus (Bernhard Siegfried), ursprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, den die Arzneikunde nennt, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren und starb 1770 zu Leyden, nachdem er 50 Jahre das Lehramt dort verwaltet. Unterrichtet von seinem als Lehrer der Medicin ebenfalls rühmlich bekannten Vater, und von den berühmten Professoren der leydener Schule, Rau, Bidloo, Boerhaave, ging er dennoch 1718 nach Frankreich, wo er mit Wieslow und Sennac in Verbindung trat, mit denen er nachher jene der Anatomie, ihrer Lieblingswissenschaft, so nützliche Correspondenz unterhielt. Er war einer der ersten, welche den Impuls aufnahmen, den damals das System Boerhaave's der Anatomie gab. Dies System, welches die Phänomene der thierischen Oekonomie nicht chemisch sondern mechanisch erklärte, machte ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Struktur nothwendig; denn die geringste Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verschiedenheiten in der Wirksamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies System, alles was Vesale, Fallopio, Eustachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit zu beschreiben. Albinus arbeitete in diesem Sinne; man ver-

dankt ihm die genauesten anatomischen Beschreibungen und Kupfer, besonders von den Muskeln und Knochen. Im J. 1720 wurde er an Rau's Stelle Professor der Anatomie und Chirurgie in Leyden, und als solcher schrieb er nach und nach seinen Index suppellectilis anatomicae Ravianae, sein Werk De ossibus corporis humani, seine Historia musculorum hominis und verschiedene andere Werke, die in der Geschichte der Wissenschaft stets einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Auch gab er verschiedene Schriften von Harvée, Vesale, Fabricio d'Aquapendente und Eustachi heraus. — Sein Bruder Christian Bernhard, Professor zu Utrecht, zeichnete sich in derselben Wissenschaft aus, und ist ebenfalls ein schätzbarer anatomischer Schriftsteller. Er starb zu Utrecht im J. 1752, 56 Jahre alt.

Albion, oder Britannia major, hieß bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem sie die Britannia minor oder das heutige Irland unterschieden. Sprengel, in der allgemeinen Geschichte von Großbritannien, hält den Namen Albion für eine ursprünglich gallische Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des schottischen Hochlandes in der Sprache der Hochländer, für einerlei. Es scheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu seyn, welches ein Felsengebirge bedeutet, weil die Küste von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felsen erscheint.

Alboïn, König der Longobarden, folgte seinem Vater Auduin im J. 561. Er herrschte in Noricum und Pannonien, die heutiges Tags Oesterreich und einen Theil von Ungarn ausmachen, während Cunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrschte, und Bajan oder Cagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narses, Justinians Feldherr, suchte sein Bündniß und erhielt von ihm Beistand in dem Kriege gegen Totila. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboïn die Gepiden und erlegte in einer großen für ihn siegreichen Schlacht (566) ihren König Cunimund mit eigener Hand. Dieser Sieg erwarb Alboïn einen großen Ruf. Nach dem Tode seiner Gemahlin Clodoswinda vermählte er sich mit Rosamunda, Cunimunds Tochter, welche sich unter den Gefangenen befand. Jetzt versammelte er ein furchtbares Heer und unternahm die Eroberung Italiens, wo Narses, der dem Justinian Italien unterworfen hatte, aber beleidigt von einem undankbarem Hof, in Alboïn einen Rächer suchte, ihm die Hand bot. Alboïn machte von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte in Italien, indem er keinen weitern Widerstand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenstellte. Pavia fiel erst nach einer dreijährigen Belagerung in seine Hände. Alboïn hatte jedoch nur 3 1/2 Jahr in Italien regiert, als er durch einen von seiner Gemahlin Rosamunda gedungenen Meuchelmörder im J. 573 zu Verona umgebracht wurde. Die nähern Umstände dieser Begebenheit findet man in Alfieri's Tragödie Rosmunda und in Fouqués Alboïn angegeben.

Albrecht I., König von Oesterreich und nachmals deutscher Kaiser, geboren 1248, war ein Sohn Rudolphs von Habsburg, der sich aus einem gemeinen schwäbischen Edelmann zur römischen Kaiserwürde emporgeschwungen, und kurz vor seinem Tode versucht hatte, die Krone auf das Haupt seines Sohnes Albrecht zu setzen. Aber die Churfürsten, seiner Gewalt müde, und durch die Schwäche seines Alters muthig gemacht, hatten sein Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römischen Königs auf unbestimmte Zeit verschoben. Nach dem Tode

Rudolphs sah Albrecht, der nur die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, seine Erbstaaten Oesterreich und Steyermark gegen sich aufstehn. Diesen durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr aber erstickte er mit kräftigem Arm, zwang die Insurgenten mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor ihm zu erscheinen, und ihm die Urkunden ihrer Privilegien zu übergeben, die er vor ihren Augen vernichtete. Dieser Erfolg vermehrte seine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolphs Nachfolger seyn, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Aber eben dieser Gewaltschritt bewog die Churfürsten, nicht ihn, sondern Adolph von Nassau zum Kaiser zu wählen. Er würde sich dieser Wahl sogleich widersetzt haben, wenn nicht gegen ihn ausgebrochene Unruhen in der Schweiz ihn für den Augenblick zur Nachgiebigkeit bestimmt hätten. Er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen Kaiser den Eid für seine Lehen. Eine gefährliche Krankheit, die ihm den Tod drohte und ein Auge raubte, zwang ihn noch mehr zu dieser Nachgiebigkeit. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als er in neue Streitigkeiten mit seinen Völkern in Oesterreich und Steyermark gerieth, besonders aber mit dem Bischof von Salzburg, der auf das Gerücht von seinem Tode einen Einfall in seine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolph nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. Albrecht, dem diese Umstimmung der Gemüther nicht entging, suchte sie zu seinem Vortheil zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürsten in dem Grade zu täuschen, daß sie, als sie im J. 1298 Adolph auf dem Reichstage absetzten, ihn an seiner Stelle zum Kaiser erwählten. Um jedoch diesen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gelheim zwischen Worms und Speyer, auf einander. Albrecht zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolph, ihm mit der bloßen Cavallerie zu folgen, und ein Gefecht einzugehen, das ihm verderblich ward. Albrecht und Adolph trafen persönlich auf einander. „Du verlierst Krone und Leben" rief dieser seinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entscheiden!" antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Gesicht traf. Adolph sank vom Pferde und Albrechts Begleiter tödteten ihn völlig. Siegreich und allmächtig sah nunmehr Albrecht keine Scheidewand mehr zwischen sich und der höchsten Gewalt, nach der er strebte, aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall sey, sich hochherzig und großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er voraussah, aufs neue gewählt. Seine Krönung geschah zu Aachen im August 1298; seinen ersten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der äußersten Pracht. Die Churfürsten und der König von Böhmen bedienten ihn bei der Tafel. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran. Bonifaz VIII., dieser herrschsüchtige Priester, trieb seine Anmaßungen so weit, daß er den Churfürsten das Recht absprach, die Kaiserwürde zu vergeben, indem er den Pabst für den wahren Kaiser und gesetzlichen König der Römer erklärte. Dem zu Folge lud er Albrecht vor sich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband sie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbischof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband sich mit dem Pabst, und wagte zu Albrecht zu sagen: „Ein Wort von mir ruft einen andern Kaiser aus der Erde hervor." Albrecht ver-

einigte indeß seine Hülfsquellen mit Geschicklichkeit. Er verband sich mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Churfürstenthum Mainz dessen Fürsten, nicht nur das Bündniß mit dem Papst zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erschreckt durch diese schnelle Erfolge, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchem dieser aufs neue die Falschheit seines Charakters zeigte. Albrecht brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendländische Kaiserthum eine Cession der Päbste an die Kaiser sey, und daß das Wahlrecht der Churfürsten sich von dem heiligen Stuhl herschreibe; er versprach mit einem Eide, die Rechte des römischen Hofs auf des Papstes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verlustig und gab Albrechten das Königreich Frankreich. Man kann nicht bestimmen, wie weit Albrecht diese Schenkung benutzt haben würde, wenn nicht Philipp den Gewaltthätigkeiten des Papstes Gränzen gesetzt hätte, indem er sich seiner Person bemächtigte und ihn mit solcher Härte behandelte, daß er bald darauf starb. Es würde unmöglich seyn, hier alle die ungerechten Kriege anzuführen, welche Albrecht führte. Die wichtigsten waren gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Sämmtlich wurden sie unglücklich von ihm geführt. Eben beschäftigt, die in Thüringen erlittenen Niederlagen zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufstande der Schweizer, und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 13ten Januar 1308 war die Revolution in Unterwalden, Schweiz und Uri ausgebrochen. Man hatte die Landvögte vertrieben, sich ihrer Schlösser bemächtigt, und sich geschworen, die Freiheit mit dem Blute zu besiegeln. Albrecht hatte diese Folge seiner Bedrückungen nicht nur vorausgesehen, er hatte sie gewünscht, um einen Vorwand zu haben, sich die Schweiz ganz zu unterwerfen. Doch sollte er den seinen Erwartungen ganz entgegengesetzten Ausgang dieses Kampfes nicht sehen. Durch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte er ein Verbrechen, das seiner Ehrsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Seines jüngern Bruders Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe; aber vergebens hatte dieser das Land zu wiederholten Malen gefodert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Foderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und sprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies ziemt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir.“ Die Folge dieses Uebermuths war eine Verschwörung, und die Ermordung Albrechts. Mit historischer Genauigkeit erzählt Schiller diese Begebenheit im Wilhelm Tell also:

Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Bischofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch sey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde bösem Rath sein Ohr,
Und mit dem edeln Herrn von Eschenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beschloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand. —
Der König ritt herab vom Stein zu Baden,

Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn
Mit ihm die Fürsten Hans und Leopold,
Und ein Gefolge hochgeborner Herrn.
Und als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veste Habsburg im Gesicht
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen, —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Daß er herunter sinkt in seinem Blut,
Gemordert von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That,
Doch, durch den Strom geschieden, konnten sie
Nur ein ohnmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber saß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiser.

So endigte am 1sten Mai 1308 dieser herrschsüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende, despotische Albrecht, dem Geld und Waffen Alles galten, weil er von edlern Grundfesten der Menschenbeherrschung keinen Begriff hatte, und dessen charakteristische Eigenschaften eine unveränderliche Standhaftigkeit, Ländergier, Haß der gesetzlichen Schranken seiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeist, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrsamkeit am Priesterstand liebte, und eine solche Selbstbeherrschung waren, daß er bei sehr leidenschaftlichem Gemüth seine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht bog, und nie der Wollust Gewalt über sich ließ. Wie grausam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, wird unter Johannes Parricida erzählt werden.

Albrecht II., Herzog von Oesterreich, der Sohn Kaiser Albrechts des Ersten, war noch minderjährig, als sein Vater ermordet ward. Seine Brüder starben alle nach einander vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit seinem Bruder Otto. So lange dieser lebte, beschäftigte er sich wenig mit der Regierung; aber auch Otto starb bald und er blieb allein von seiner Familie übrig. Erhaltenes Gift zog ihm in seinem 32sten Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom persönlichen Kriegführen abhielt; er ließ sich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Bestechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung sich in den Besitz von Zürich zu setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinsame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Oesterreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Er starb, von Kummer verzehrt, am 16ten August 1358, in seinem sechzigsten Lebensjahre. Er war thätig, kenntnißreich,

haushälterisch, duldsam, vorsichtig, klug, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt. Albrecht gab zuerst die Verordnung: es sollten die Erbstaaten des Hauses Oesterreich nicht mehr unter die einzelnen Glieder vertheilt werden, sondern jedesmal dem ältesten angehören. Zwar wurde sie nach seinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian ist sie erneuert und seitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Johann Georg), geb. zu Kloster Neuburg, trat den 3ten Febr. 1736, in einem Alter von sieben Jahren, als Discantist in das Capitel dieser Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Composition unter dem Hoforganisten Monn, und wurde in der Folge selbst als Organist in Raab und nachher in Maria-Taferl angestellt. Dann war er zwölf Jahre Organist zu Mölk, bis er im J. 1772 zum Hoforganisten und Mitglied der musikalischen Akademie in Wien ernannt wurde. Endlich im J. 1793 wurde er Capellmeister der Stephanskirche und im J. 1798 der Musikakademie zu Stockholm. Albrechtsberger war einer der gelehrtesten Contrapunktisten der neuern Zeit; unter seinen zahlreichen Schülern ist auch v. Beethoven. Er starb den 7ten März 1803. Seine trefflichen Compositionen, so weit sie gedruckt sind, werden, wie seine gründliche Anweisung zur Composition, von den Kennern und Liebhabern sehr geschätzt.

Albuquerque (Alphons von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portugiesische Mars, war zu Lissabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Ursprung von den Königen ableitete. Heroismus, Entdeckungen und Eroberungen zeichneten in diesem Zeitalter seine Nation aus. Einen großen Theil der Westküste Afrika's hatte sie kennen gelernt und sich unterworfen, sie fing an, ihre Herrschaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. Albuquerque, zum Vicekönig dieser neuen Besitzungen ernannt, langte daselbst am 26sten September 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen an, eroberte Goa, einen bedeutenden Platz auf der Küste Malabar, das er zum Mittelpunkte der portugiesischen Macht und des Handels in Asien machte, unterwarf sich dann ganz Malabar, Ceylon und die Halbinsel Malakka. Im Jahre 1507 bemächtigte er sich der Insel Ormus, am Eingange der persischen Meerbusens. Als der König von Persien den Tribut verlangte, den sonst die Fürsten dieser Insel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Gesandten Kugeln und Säbel vor, und sagte: das ist die Münze, mit der Portugal seinen Tribut zahlt. Er befestigte den Besitz der Colonien immer mehr, hielt strenge Kriegszucht, war thätig, vorsichtig, weise, menschlich und gerecht; geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Untergebnen. Seine Tugenden machten einen solchen Eindruck auf die Indier, daß sie lange nach seinem Tode zu seinem Grabe wallfartheten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen seiner Nachfolger flehten. Ungeachtet seiner großen Verdienste, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohne des Königs Emanuel, und dieser sandte den Lopes Sacrez, einen persönlichen Feind Albuquerque's, um seine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er diesen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe nur seinen einzigen Sohn, und starb einige Tage darauf in Goa im J. 1515. Emanuel ehrte sein Andenken durch lange, aber vergebliche Reue, und erhob seinen Sohn zu den ersten Würden seines Reichs.

Alcalde, ein spanischer oder portugiesischer Gouverneur und Befehlshaber in den Städten und auf den Schlössern. Das Wort ist maurischen Ursprungs.

Alcäus blühte in der 44sten Olympiade, (600 Jahre vor unserer Zeitrechnung), und war ein Zeitgenosse und Landsmann der berühmten lesbischen Dichterin Sappho. Er war von unruhigem und stürmischem Charakter, und schien sich ganz dem Kriegsdienste zu widmen. Als er aber unter dem Pittacus gegen die Athenienser mit zu Felde zog, und nach seinem eigenen Ausdruck in der Schlacht übel empfangen wurde, warf er seine Waffen von sich und suchte sich durch die Flucht zu retten. In Mitylene, seiner Vaterstadt, rissen zu seiner Zeit mehrere die Oberherrschaft an sich. **Alcäus**, der selbst von dem Verdachte nicht frei war, nach ihr zu streben, verfolgte Einige, unter ihnen den Myrsilus, Megalagyrus und Pittacus, mit den bittersten Gedichten. Pittacus verbannte ihn aus Mitylene; Alcäus kam an der Spitze der Verbannten zurück, und fiel seinem Nebenbuhler in die Hände, der ihm großmüthig verzieh. Nachdem er allen Herrscherplanen entsagt hatte, tröstete er sich durch Liebe und Wein, und durch feurige Lieder auf beide. Er verband in denselben Sanftheit mit Stärke, Reichthum mit Bestimmtheit und Deutlichkeit, und man sahe, nach Quinctilians Urtheile, selbst in seinen Trink- und Liebesliedern einen erhabenen Geist. Er ist der Erfinder des Sylbenmaßes, welches nach ihm das alcäische genannt wird, und unter den lyrischen Sylbenmaßen eines der schönsten und wohlklingendsten ist; daher es auch von Horaz, dem Nachahmer des Alcäus, in vielen Oden angewandt worden ist. Es ist auf folgende Weise construirt:

— — ∪ — —, — ∪∪ — ∪ ⏓
— — ∪ — —, — ∪∪ — ∪ ⏓
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ⏓
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ⏓

Wir müssen es als einen bedeutenden Verlust ansehen, daß, bis auf einige Bruchstücke, sämmtliche Oden dieses großen Lyrikers für uns verloren gegangen sind.

Alceste, die Tochter des **Pelias** und Gemahlin **Admets**, Königs von Thessalien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausspruch des Orakels, nicht anders sein Leben fristen, als wenn jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihte. **Alceste** weihte sich insgeheim den Göttern; sie ward krank, und **Admet** genas. Als sie verschieden war, besuchte den **Admet Herkules**, den die Bande der Gastfreundschaft an ihn knüpften. **Herkules** versprach seinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt sein Wort. Er faßte den Tod mit starken Armen und hielt ihn fest, bis er **Alcesten** wieder herausgab. Unter den Griechen hat diesen Stoff **Euripides** bearbeitet, unter den Deutschen **Wieland** (in einer bekannten Oper) und Paul **Thiemig** (dessen **Alceste** die erste Oper ist, die 1693 in der Ostermesse zu Leipzig gespielt worden.)

Alchymie, die Kunst, mittelst geheimnißvoller chymischer Arbeiten unedle oder geringe Metalle in edlere, Blei oder Zinn in Silber, Silber in Gold zu verwandeln. Der Ursprung der Alchymie verliert sich in die dichteste Dunkelheit der fabelreichen ältesten Zeit. Wahrscheinlich ist es, daß unter den ältesten Völkern Menschen bei den Versuchen, Metalle zu schmelzen, aufmerksam auf die sich zeigenden Erscheinungen gewesen sind, und da sie bemerkten, daß von Zusammensetzungen verschiedener Metalle ganz anders gefärbte Massen erschienen,

z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Composition, so entstand daher wohl der Gedanke bei ihnen, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm der Luxus bei den Völkern überhand, daraus entstand die Begierde nach Gold und Silber; und um so mehr wurde dadurch der Kunst nachgejagt, diese seltnern edlen Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedlen zu erhalten. Zugleich führten die Krankheiten, welche die Menschen heimsuchten, auch wohl auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten; ein Mittel, welches zugleich die Beschwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden; und beide Ideen vereinigten sich, das hohe Ziel der Anstrengungen und Versuche verschiedener Menschen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Allegorien ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten sie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urstoff aller Materie in sich enthielt, das die Macht hätte, Alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dieses allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde auch der Stein der Weisen, lapis philosophorum, so wie die angeblichen Besitzer desselben Adepten genannt. Je weniger die Alchymisten selbst deutliche Begriffe von ihren Arbeiten, von den dabei sich zeigenden Erscheinungen hatten, desto mehr suchten sie in mysteriösen Bildern und geheimnißvollen Allegorien sich auszudrücken; denn die Sprache der ungebildeten Menschen besteht überhaupt mehr in Bildern, und je dunkler und verwirrter die Begriffe eines Menschen sind, desto mehr sucht er das, was er sagen will, in Bildern auszudrücken. Späterhin wurde diese mysteriöse Sprache auch deswegen von den Alchymisten fortgesetzt, um ihre Geheimnisse vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Aegypten war in den alleraältesten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn der Anubis, von dem viele Bücher mit chymischer, magischer und alchymistischer Wissenschaft herrühren sollen, die jedoch aus späterer Zeit sind (S. Hermes Trismagistus.). Daher wurde die chymische und alchymische Kunst auch die hermetische genannt. Gewiß ist es, daß die alten Aegyptier viele und besondere chymische und metallurgische Kenntnisse besaßen, obgleich der Ursprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu suchen ist. Unter den Griechen waren mehrere der ägyptischen Schriften kundig und in ihre chymischen Kenntnisse eingeweiht. In der Folge verbreitete sich auch unter den Römern die Lust zur Magie, zu theosophischen Schwärmereien, und besonders zur Alchymie. Als unter den römischen Tyrannnen echte Wissenschaften verfolgt wurden, erhob sich um so mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verschwendung der Römer in jenen Zeiten erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunst, welche ihnen dieses unmittelbar und in größter Menge verhieß. Schon Caligula stellte vergebliche Versuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptischen Bücher zu verbrennen, die von der Chymie des Goldes und Silbers handelten. In diesem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt, und fälschlich mit berühmten Namen des Alterthums überschrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, besonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptischen, alexandrinischen Mönchen und sophistischen Eremiten aufgesetzt waren, und welche, wie die tabula smaragdina, in Allegorien und mit mystischen, symbolischen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weisen zeigten. Späterhin kam die Chymie und Alchymie bei den

Arabern sehr in Aufnahme. Im achten Jahrhundert lebte der erste Chymiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in dessen Werken von der Alchymie schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen u. a. m. vorkommt. In den Zeiten des Mittelalters befleißigten sich die Mönche in den Klöstern sehr häufig der Alchymie, obgleich sie weiterhin von den Päpsten verboten wurde. Allein unter diesen selbst gab es einen Johann XXII., der, so wie mehrere andere vornehme Geistliche, an der Alchymie Geschmack fand. Im vierten Jahrhundert war Lull einer der berühmtesten Alchymisten. Man erzählt von ihm das Mährchen, er habe bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt, woraus die ersten Rosenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelsus (1525), der auf seinen Reisen viele chymische Kenntnisse eingesammelt hatte, gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymisten; ferner Roger Bacon, Basilius Valentinus, und viele Andere. Da jedoch geläuterte Chymie und Philosophie anfingen, ihre Grundsätze zu verbreiten, und mehreren Aufschluß über die Erscheinungen bei chymischen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymistischen Träumereien allmälich ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, selbst Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Carl von Lauenburg (1659) wissen, bei dem J. Kunkel von Löwenstern war. Wenn wir über die Alchymie ein unpartejisches Urtheil fällen wollen, so dürfen wir zuvörderst die Verdienste derselben nicht vergessen, welche sie um die Chymie und selbst um die Heilkunst hat. Die erste und sorgfältigste Bearbeitung der Chymie hat ohne Streit in der Alchymie ihren Ursprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den unablässigen Arbeiten und der unermüdlichen Geduld der Alchymisten, z. B. die Erfindung mehrerer Quecksilberpräparate, des Mineralkermes, des Porzellans u. a. m. Ueber die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden. Zwar hat die neuere Chymie darüber abgesprochen, und, indem sie die Metalle unter die einfachen Urstoffe setzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geläugnet. Auch mögen die meisten Erzählungen von wirklich geschehener Umwandlung eines Metalles in Gold auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen, obgleich manche unter Umständen und mit Anführung von Zeugen begleitet sind, welche sie wahrscheinlich machen. Indessen da der menschliche Forschungsgeist nicht stille steht; da in der Chymie selbst immer mehrere auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle schon selbst nicht von allen Chymikern als einfache, sondern als zusammengesetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelst der galvanischen Batterie selbst das Kali in ein metallähnliches Product verwandelt hat: so muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Substanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredlen, an seinen Ort gestellt seyn lassen. Auch darf man nicht alle Alchymisten für Betrüger ansehen. Viele arbeiteten, in wirklicher Ueberzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymisten als vorzügliches Erfoderniß zum Gelingen dieser Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theosophen und Schwärmer allerlei Art, sogenannte Magier, unwissende Menschen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chymische Kenntnisse, sich auf Alchymie legten, verunstalteten die chymischen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten

die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habsucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unsern Tagen, hat, durch die alchymistischen Träumereien, ohne chymische Kenntnisse, von alten alchymistischen Büchern, die er nicht versteht, verleitet, seinen Ruin durch Vernachlässigung seiner Berufsarbeiten, Verschwendung großer Geldsummen zu kostspieligen und langwierigen alchymistischen Arbeiten, herbeigeführt. Bis jetzt ist die Chymie noch nicht dahin gelangt, nach sichern Principien die Entstehung der Metalle aus ihren einfachen Stoffen, die Gesetze, nach welchen die Natur sie hervorbringt, ihren Wachsthum und ihre Veredlung einzusehen, und diesen Prozeß der Natur zu begünstigen oder nachzuahmen; folglich ist bis jetzt jede Arbeit der Alchymisten, das Suchen nach dem Stein der Weisen, ein Herumtappen im Finstern, und sie sind von Unwissenheit, Täuschung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem sie sich nicht heraus zu finden wissen. H.

Alcibiades. Dieser berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, und zu Athen in der 82sten Olympiade (gegen das J. 450 vor Chr.) geboren. Als Kind verlor er seinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward hierauf in dem Hause des Perikles, seines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieser war zu sehr mit den Angelegenheiten des Staats beschäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit seines Charakters erfoderte. Alcibiades verrieth von Jugend auf, was er einst seyn werde. Einst würfelte er mit einigen Altersgenossen auf der Gasse; ein Wagen kam dazu; er bat den Fuhrmann zu halten, und da dieser sich weigert, wirft er sich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth hast." Einst war er in einem Zweikampf mit einem andern Knaben nahe daran zu unterliegen, und biß denselben in die Hand. „Du beißest wie ein Weib," ruft dieser. „Nein, wie ein Löwe," antwortete Alcibiades. In allen Studien, in allen Körperübungen versuchte er sich mit Glück. Seine Schönheit, seine Geburt, das Ansehen des Perikles, seines Vormundes, verschaften ihm eine Menge von Freunden und Verehrer; nachtheilige Gerüchte über seine Sitten waren die Folge davon. Auch Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft. Er, dessen richtiger Scharfblick die Keime der größten Tugenden wie der größten Laster in dem Jünglinge erblickte, schmeichelte sich, ihn zum Guten leiten zu können. Auch gewann er unläugbar große Gewalt über ihn, und aus allen Zerstreuungen kehrte Alcibiades stets zu dem Philosophen zurück. Die ersten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidea; er wurde hier verwundet, und Sokrates, der an seiner Seite focht, vertheidigte ihn und führte ihn zurück. Auch der Schlacht von Delium wohnte er bei; er befand sich unter der Reiterei, welche siegreich war. Nachdem aber die Infanterie geschlagen worden, ward er genöthigt, wie die übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derselben dem Sokrates, welcher sich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für seine Sicherheit. So lange Cleon lebte, machte sich Alcibiades nur durch Luxus und Verschwendung bekannt, ohne sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen. Als dieser Demagog (im J. 422 vor Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nicias dahin, daß ein Frieden auf funfzig Jahre zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern abgeschlossen wurde. Alcibiades war eifersüchtig auf des Nicias Ansehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in gastfreundschaftlicher Verbindung stand, sich nicht an ihn gewandt hatten, und benutzte einige zwischen beiden Nationen entstandene Mißhelligkeiten,

um einen Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämonier hatten Gesandte nach Athen geschickt. Alcibiades nahm sie mit scheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu verheimlichen, damit die Athenienser ihnen keine Gesetze vorschrieben. Jene ließen sich wirklich täuschen und erklärten, als sie in die Volksversammlung berufen waren, daß sie sich ohne Vollmacht befänden. Sogleich trat Alcibiades gegen sie auf, warf ihnen ihre Treulosigkeit vor, und bewog die Athenienser zu einem Bündniß mit den Achäern. Dies führte einen Bruch mit Lacedämon herbei. Alcibiades befehligte bei verschiedenen Gelegenheiten die atheniensischen Flotten, welche den Peloponnes verwüsteten; aber auch hier entsagte er dem Luxus und der Ueppigkeit nicht. Nach seiner Rückkehr nach Athen ergab er sich allen Arten von Ausschweifungen. Als er einst von einer nächtlichen Orgie, in Gesellschaft einiger Freunde, zurückkehrte, wettete er, daß er dem reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wollte, und wirklich gab er sie ihm. Diese Handlung machte großes Aufsehen in der Stadt; Alcibiades aber ging ging zu dem Beleidigten hin, warf sein Oberkleid ab und foderte ihn auf, sich durch Ruthenstreiche an ihm zu rächen. Diese offene Reue versöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, sondern gab ihm in der Folge sogar seine Tochter Hipparete mit einer Aussteuer von 10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. Alcibiades entsagte aber auch jetzt weder seinem Leichtsinn noch seiner Verschwendung. Diese zeigte er besonders auch bei den olympischen Spielen, wo er nicht, wie andere Reiche, mit einem, sondern mit sieben Wagen zugleich in die Rennbahn trat und die drei ersten Preise gewann. Auch in den pythischen und nemäischen Spielen schien er gesiegt zu haben. Alles dies aber zog ihm den Haß vieler seiner Mitbürger zu, und er würde dem Ostracismus unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäar, die ein gleiches Schicksal fürchteten, so geschickte Maßregeln zu nehmen gewußt hätte, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn zu stürzen geglaubt hatte. Bald darauf beschlossen die Athenienser, auf Alcibiades Vorschlag, eine Unternehmung auf Sicilien zu machen, und ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß einst in einer Nacht alle Hermen verstümmelt wurden. Alcibiades Feinde warfen den Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage bis nach seiner Rückkehr aus Sicilien. Kaum aber hatte er sich eingeschifft, als sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß der Beschluß gefaßt wurde, ihn zurückzurufen, um ihn zu richten. Alcibiades hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl zur Rückkehr empfing. Er gehorchte ohne Widerstand und schiffte sich ein; als er aber zu Thurium angekommen war, stieg er ans Land und verbarg sich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, hast du kein Vertrauen zu deinem Vaterlande? — „Ich würde," antwortetete er, meiner Mutter nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft, denn sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt eines weißen nehmen." In Athen verurtheilte man ihn hierauf zum Tode. Er aber sagte auf die Nachricht davon: „Ich werde den Atheniensern zeigen, daß ich noch lebe." Zunächst ging er nach Argon, dann nach Sparta, wo er sich mit so gewandter Art in die strengen Sitten des Landes zu fügen wußte, daß er auch hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perserkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgang der atheniensischen Unternehmung auf Sicilien, zu Unterstützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um

letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin, brachte bei seiner Ankunft in Klein-Asien ganz Jonien gegen die Athenienser in Aufstand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehmsten Spartaner wurden wegen dieses Erfolgs eifersüchtig auf ihn, und befahlen ihren Feldherrn in Asien, ihn umbringen zu lassen. Alcibiades errieth ihren Plan und ging zu Tissaphernes, einem persischen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinschaftlich zu handeln. Hier änderte er seine Sitten, stürzte sich in den asiatischen Luxus, und wußte sich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da er den Lacädemoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, seinem Vaterlande zu dienen, und stellte dem Tissaphernes vor, daß es dem Interesse des großen Königs entgegen sey, die Athenienser ganz zu entkräften; man müsse vielmehr Athen und Sparta, eins nach dem andern, aufreiben. Tissaphernes befolgte diesen Rath, und gönnte den Atheniensern einige Erleichterung. Diese hatten damals in Samos bedeutende Streitkräfte. Alcibiades ließ den Befehlshabern eröffnen: wenn sie die Ausgelassenheit des Volks unterdrücken, und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben würden, so wolle er ihnen die Freundschaft des Tissaphernes verschaffen, und die Vereinigung der phönizischen Flotte mit der lacedämonischen hindern. Diese Foderung ward bewilligt, und Pisander von ihnen nach Athen geschickt, der die Regierung einem aus vierhundert Personen bestehenden Rathe übergeben ließ. Als diese aber nicht daran dachten, Alcibiades zurückzuberufen, übertrug ihm die Armee von Samos den Oberbefehl mit der Auffoderung, auf der Stelle nach Athen zu gehen und die Tyrannen zu stürzen. Er wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienste geleistet. Er griff daher die von Mindarus befehligte Flotte der Lacedämonier an, und schlug sie völlig. Als er hierauf zu Tissaphernes zurückgekehrt war, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. Alcibiades aber fand Mittel zu entkommen, stellte sich an die Spitze der Armee, schlug die Lacedämonier und Perser bei Cyzicus zu Wasser und zu Lande, nahm Cyzicus, Chalcedon und Byzant, gab den Atheniensern die Herrschaft des Meeres wieder, und kehrte jetzt in sein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Critias Vorschlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athenienser seine Verbannung als die Ursach aller bisherigen Unglücksfälle ansahen. Doch dieser Triumph war von kurzer Dauer. Man sandte ihn bald mit hundert Schiffen wieder nach Asien. Da man ihm aber den Sold für die Mannschaft nicht schickte, sah er sich genöthigt, Hülfe in Carien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochus. Dieser wurde vom Lysander in einen Hinterhalt gelockt, und verlor das Leben und einen Theil seiner Schiffe. Diesen Vorfall benutzten des Alcibiades Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu lassen. Alcibiades ging nach Pactyä in Thrazien, versammelte hier Truppen, und bekriegte die freien Thracier. Er machte ansehnliche Beute, und sicherte die Ruhe der benachbarten griechischen Städte. Die athenienische Flotte lag damals bei Aegos Potamos. Er machte die Anführer auf die sie drohende Gefahr aufmerksam, rieth ihnen nach Sestos zu gehen, und bot ihnen seinen Beistand an, um den Lysander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geschlagen. Alcibiades, der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab sich nach Bithynien, und wollte von

da zum Artaxerxes gehen, um ihn für sein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die dreißig Tyrannen, welche Lysander in Athen eingesetzt, diesen gebeten, ihn ermorden zu lassen. Lysander aber hatte sich dessen geweigert, bis er den Befehl dazu von seinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazus auf. Alcibiades war damals mit der Timandra, seiner Geliebten, auf einem Schlosse in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazus Helfer bei Nacht sein Haus an, und erschossen ihn mit Pfeilen, als er sich schon aus der Feuersbrunst gerettet hatte. Timandra bestattete seinen Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades sein Leben im J. 404 vor Chr. Geburt, ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, und mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet, ließ er sich bei der Anwendung derselben nur von den äußern Umständen bestimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtseyn der Ueberlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hindernisse zurückbebt, da sie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft ist.

Alcīdes, ein Beiname des Hercules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von seinem Großvater, Alcäus.

Alcmäon, Sohn des Amphiaräus und der Erīphyle von Argos, nahm, zum Oberhaupt der sieben Epigonen gewählt, Theben ein, und verheerte es. Als er hierauf seines Vaters Tod, von diesem selbst deshalb beschworen, an seiner Mutter durch ihre Ermordung gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausspruche des Orakels, erst dann gänzlich befreit werden sollte, wenn er in einem Lande sich niederließe, das damals, als seine Mutter ihn, der nirgends Ruhe finden konnte, verfluchte, noch nicht Land gewesen wäre. Er fand seine Ruhe endlich auf einer seit kurzem erst im Flusse Achelōus entstandenen Insel, wo er dann die Kallīrrhoë, Tochter dieses Flußgottes (mit Verstoßung seiner vorigen Gemahlin Arsinoe), heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe; denn als er, um den Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von seinem ersten Schwiegervater, Phegeus, listiger Weise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne ermorden.

Alcudia (Don Manuel de Godoi, Herzog von), Friedensfürst, Staatsminister des ehemaligen Königs von Spanien. Er stieg vom bloßen Offizier der walloner Garden bis zum Minister, und ward zum Granden von Spanien der ersten Classe, zum Ritter des goldenen Vließes, zum Großkreuz des Carls- und Malteserordens, zum Generalcapitain der königlichen Armee und Major der königlichen Leibgarden 2c. ernannt. Geboren aus einer fast unbekannten Familie, stieg er zu dieser hohen Stufe der Macht und des Reichthums nicht durch große Talente oder Verdienste, sondern durch die Gunst der Königin. Den 15ten Nov. 1792 erhielt er des Grafen Arando Stelle, und ward Staatssekretär des Königs. Als erster Minister widersetzte er sich noch zu Ende des Jahres 1794, trotz der Niederlagen der Spanier, der Idee eines Friedens, schloß ihn aber im Monat Juli 1795 ab, und ward, zur Belohnung seiner bei dieser Unterhandlung vermeintlich bewiesenen Sorgfalt und Thätigkeit, vom Könige zum Friedensfürsten ernannt, und noch überdies mit einer Domaine bei Grenāda beschenkt, die ihm auf 50,000 große Piaster trug. In Gemäßheit der Vollmacht, die er von seinem Könige empfangen, unterzeichnete er den

19ten August 1796 zu St. Ildephonso eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit der französischen Republik. Spanien verdankt ihm die Errichtung eines neuen Corps unter dem Namen Ingenieur-Cosmographen, das er zu Ende 1796 unter seinen Befehlen bildete. Im September 1797 wurde seine Vermählung mit der Tochter des Infanten, Don Luis, bekannt gemacht. Im Laufe des Jahres 1798 legte er das Ministerium nieder, und man glaubte ihn in Ungnade; allein er behielt alle seine Würden, sein Vermögen und seinen Credit; der König und die Königin bezeigten ihm fortwährend ihre Gunst, und er ward noch in demselben Jahre zum Generalcapitain ernannt. Im J. 1801 commandirte er die Armee gegen Portugal und unterzeichnete für den König von Spanien, in Uebereinkunft mit dem französischen Botschafter, Lucian Bonaparte, den Vertrag von Badajoz. Ein eigenes königliches Decret vom 1sten October 1804 ernannte ihn zum Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht. Im Besitz dieses Charakters befand er sich bis zu Anfange des Jahres 1807, wo ihn ein neues königliches Decret vom 13ten Januar nicht nur in diesen Würden bestätigte, sondern ihm ferner den Titel: Durchlaucht, beilegte und ihm die unumschränkteste Gewalt ertheilte. „Schließlich befehle ich," heißt es in diesem Decrete, „allen Meinen Conseils, Meinen Vicekönigen, General-Capitainen ꝛc., daß sie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienst Bezug hat, Folge leisten, Sie wie Meine eigne Person ehren ꝛc." Von dieser Höhe stürzte ihn plötzlich die 1808 erfolgte Thronrevolution in Spanien; er wurde vom Volke gemißhandelt und arretirt. Der damalige Großherzog von Berg rettete ihn, da er dann mit seinem Könige, der ohne diesen verächtlichen Günstling nicht leben zu können glaubt, sich erst nach Frankreich und später nach Rom begab. Als Ferdinand VII. den spanischen Thron wieder bestiegen hatte, verlangte er von dem römischen Hofe, daß ihm der Friedensfürst, den er als einen Rebellen und Verräther bezeichnete, ausgeliefert werden möchte, damit er in Spanien gerichtet werden könnte. Die Protestationen des Königes Carls IV. bewirkten aber, daß der Papst sich darauf beschränkte, den Beschuldigten nach Pesaro zu verweisen, und unter Aufsicht zu setzen, wo er auch seitdem stille und einsam lebt. (Vergl. Ferdinand, Prinz von Asturien, und spanische Revolution.)

Alcuinus (Flaccus) oder Alchuin, auch Albin, ein berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen. Er war zu York ums Jahr 736 geboren, erhielt in der Schule daselbst — die englischen Schulen waren damals die vorzüglichsten — Unterricht, und wurde schon um 758 selbst Vorsteher derselben. Auf seiner Rückreise von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Carl der Große kennen, und trug ihm sogleich seine Dienste an, in die auch Alcuin im folgenden Jahre trat. Carl ließ durch ihn nicht allein an seinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofschule errichtet wurde, sondern gab ihm auch die Aufsicht über verschiedene Klöster, in welchen Alcuin für die Verbreitung der Wissenschaften sorgte. Aber seine Thätigkeit begnügte sich damit nicht, und die meisten Schulen in Frankreich wurden von ihm theils gestiftet, theils in einen bessern Flor gebracht. Dies geschah besonders durch die Schule, die er in der Abtei St. Martin zu Tours 796 anlegte, wobei er die Schule zu York zum Muster nahm. Hier unterrichtete er selbst eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrsamkeit in der fränkischen Mo-

narchie verbreiteten. Alcuin nahm endlich 801 von dem Hofe seine Entlassung, und ging in die Abtei St. Martin zu Tours, von wo aus er jedoch mit Carln sich durch häufige Briefe unterhielt, und starb schon 804. Er hinterließ außer vielen theologischen Schriften auch mehrere zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, der Redekunst und der Sprachlehre, auch selbst Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können, und überhaupt den noch ungebildeten Geist ihres Zeitalters deutlich bewähren; indessen erkennt man noch jetzt, nach einem Jahrtausend, in ihm den gelehrtesten und gebildetsten Mann jenes Zeitalters.

Aldobrandini, der Name einer fürstlichen Familie zu Rom, der in der Kunstgeschichte genannt wird, weil ein antikes Fresco-Gemälde in der Villa derselben befindlich ist, welches eine Hochzeit vorstellt und den Namen der aldobrandinischen Hochzeit erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden, und von da in jene Villa gebracht. Böttiger hat im Jahr 1811 eine wichtige antiquarische Abhandlung darüber herausgegeben.

Alekto, s. Erinnyen.

Alemannen. Mit dieser Benennung, welche so viel wie Alle Mannen oder Allerlei Mannen bedeutet, wird ein Kriegsbund mehrerer deutschen Stämme bezeichnet, die erst zu Anfange des dritten Jahrhunderts sich dem römischen Gebiete näherten. Ihre Wohnsitze erstreckten sich auf der Ostseite des Rheins vom Bodensee, der Alb und der Donau, bis an den Main und die Lahn; gegen Osten gränzten sie an die Sueven, und oberhalb derselben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemannischen Bundes waren die Teukterer, Uspier, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerst am Süd-Rhein (211), ohne sie zu besiegen; eben so Severus. Erst Maximinus überwand sie, trieb sie in Deutschland zurück, und plünderte dasselbe (236). Als sie aber nach dessen Tode wieder verheerend in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius zurück, verfolgte sie bis in Deutschland, und befestigte die Gränze mit Wällen und Gräben. Von dieser Art ist die ungeheuere römische Befestigungslinie, die sich, von den Anwohnern die Teufelsmauer genannt, von Pföring an der Donau, durch das Anspachische, Ellwangische und Hohenlohische bis an den Neckar hinzieht; deßgleichen der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mayns. Die Alemannen ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Bollianus, des Posthumius Nachfolger, von Kaiser Probus (282); dann, nach einem bedeutenden Zwischenraum, von Constantinus Chlorus zurückgeschlagen. Dieser Kaiser zwang sie zur Ruhe; aber während der Unruhen im Reich, und bis Constantinus einziger Herr der Monarchie wurde, eroberten sie den Landstrich von Mainz bis über Strasburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäsar nach Gallien geschickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürsten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 Mann. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Völkern, welche Gallien überschwemmten. Sie verbreiteten sich am ganzen West-Rhein, und in der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts über ganz Helvetien. Chlodwig aber benutzte ihre Macht (496), unterwarf sie, und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Besitzungen. Viele flüchteten sich zu Theodorich, König der Ostgothen, nach Italien und in die Alpen; die meisten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmtesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 16ten Nov. 1717 geboren, und wurde von seinen Aeltern ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß der Polizeicommissär, der es aufhob, statt es in das Findelhaus zu schicken, dasselbe der Sorgfalt einer armen Glasersfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwohl d'Alemberts Aeltern sich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, so entzogen sie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und sein Vater setzte ihm in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus; eine Summe, welche damals für die Bedürfnisse des Lebens hinreichte. Die Zeit indeß hat den Schleier zerrissen, hinter welchem sie sich zu verbergen suchten, und man weiß jetzt, daß d'Alembert der Sohn der Frau von Tencin, einer durch Geist und Schönheit berühmten Frau, und des Provincial-Commissärs der Artillerie Destouches war. Er zeigte schon früh viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit seinem vierten Jahre war er in eine Pensionsanstalt gekommen, und zählte erst zehn Jahre, als der Unternehmer der Anstalt, ein Mann von Verdiensten, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. Zwölf Jahre alt trat er in das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraschten seine Lehrer in dem Maße, daß sie in ihm einen neuen Pascal zur Aufrechthaltung der Sache der Jansenisten, mit welcher sie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er schrieb in dem ersten Jahre seiner philosophischen Studien einen Commentar über die Epistel Pauli an die Römer, und fing, wie Condorcet sagt, da an, wo Newton aufhörte. Aber als er die Mathematik studirte, fesselte ihn diese Wissenschaft so entschieden, daß er zum Verdruß seiner Lehrer allen theologischen Streitigkeiten auf immer entsagte. Er verließ hierauf das Collegium, studirte die Rechte und ward Advocat; aber er hörte darum nicht auf, sich mit der Mathematik zu beschäftigen, wiewohl es ihm fast ganz dazu an Hülfsmitteln fehlte, die er in schwierigen Fällen hätte zu Rathe ziehen können. Seine Freunde riethen ihm, sich der Medicin zu widmen, als einer Wissenschaft, die ihm ein anständiges Auskommen sicherte und seine gelehrten Beschäftigungen nicht unterbräche. Er versprach, ihrem Rath zu folgen, und zu dem Ende seine mathematischen Bücher auf einige Zeit unberührt zu lassen, aber er vermochte nicht, seiner Neigung zu widerstehen, und widmete sich nun ganz der Wissenschaft, um die er sich bleibende Verdienste erwerben sollte. Eine Schrift über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit, und eine andere über die Integral-Rechnung, welche er in den Jahren 1739 und 1740 der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zeigten ihn in einem so günstigen Lichte, daß dieselbe ihn im J. 1741 in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er schrieb hierauf seine berühmten Werke über die Dynamik, über die Flüssigkeiten, gewann im J. 1746 durch seine Theorie der Winde den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis, und ward zugleich zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den Memoiren, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich besonders zwei über die reine Analysis, und eins über die Schwingungen der Saiten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Untersuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Während Euler und Clairaut damit beschäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen seyn würde, wenn sie nur ihrer Schwere ge-

gen dieses Gestirn folgten. D'Alembert setzte diese anhaltenden Arbeiten mehrere Jahre fort, und schrieb nach und nach seine Untersuchungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, seinen Versuch über den Widerstand flüssiger Körper und eine Menge von Memoiren; Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und manchen Andern in ein gespanntes Verhältniß setzten. Die erste Glut seiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit seine früh erregte Liebe für die schönen Wissenschaften eingeschläfert, aber diese erwachte bald, als nach seinen wichtigsten Entdeckungen die mathematischen Untersuchungen ihm nicht mehr eine so reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, seinen Geist von so tiefen Meditationen ausruhen zu lassen. Mit seiner Einleitung zur Encyclopädie betrat er diese neue Bahn, und dies Werk wird stets ein Muster des Styls bleiben, wie man über die Wissenschaften mit Würde und Präcision schreiben muß. D'Alembert gab hier die Quintessenz seiner durch zwanzigjährige Studien erworbenen mathematischen, philosophischen und literarischen Kenntnisse, und das war die Quintessenz alles dessen, was man überhaupt damals von diesen Gegenständen wußte. Er redigirte unter andern den mathematischen Theil der Encyclopädie, und arbeitete selbst eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er seinen Namen diesem Werke vorsetzte, theilte er gewissermaßen dessen Schicksal, und sah sich in die literarische Welt geschleudert, wo die Eigenliebe so unzähliche Händel erzeugt. Nach diesem ersten Schritt fuhr d'Alembert, der bald auch in die französische Akademie trat, fort, die schönen Wissenschaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in diesem Fache fanden, wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit, bei allen guten Köpfen Beifall; sie zeichnen sich sämmtlich durch Reinheit der Diction und des Styls, und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwohl er wegen der Encyclopädie Verfolgungen, und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russischen Kaiserin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte sein Vaterland seinen Werth, und der König von Preußen gab ihm eine Pension, als ihm die Pariser Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte, auf den er so gerechte Ansprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig; dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als dreißig Jahre lebte er höchst einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ diese Wohnung nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Daß ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweis't sein eben so zartes als dauerndes Verhältniß zur L'Espinasse. Die Unabhängigkeit über alles schätzend, vermied er die Gesellschaft der Großen, und suchte nur den Umgang solcher Personen, denen er sich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit seines Charakters hingeben konnte. Das Ansehen, dessen er genoß, seine beständigen Freundschaftsverhältnisse mit Voltaire und seine Verdienste zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er nur mit J. J. Rousseau einen literarischen Streit wegen des für die Encyclopädie bestimmten Artikels über Genf. Er starb am Stein, ohne sich der Operation unterwerfen zu wollen, am 29sten Oct. 1783 im 66sten Jahre seines Alters. Friedrich II., der d'Alembert im J. 1763 persönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, der nach Beider Tode im Druck erschienen ist und eine höchst interessante

Lectüre gewährt. — Die Feinde d'Alemberts haben seinen Werth bestimmen wollen, indem sie sagen, er sey ein guter Geometer unter den Literatoren, und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit ist, daß er als Geometer den ersten Rang, als Literator den zweiten behauptet; aber eben so wahr ist es, daß vermöge des Einflusses, den der Styl auf das Schicksal aller Arten von Schriften ausübt, seine literarischen Werke länger Interesse erwecken werden, als seine mathematischen.

Aleppo, eigentlich Halep genannt, ist die Hauptstadt des Paschaliks gleichen Namens, welches eine große Provinz und eins von den General-Gouvernements des türkischen Reichs in Asien ausmacht, und die Strecke Landes vom Euphrat bis ans mittelländische Meer begreift, eigentlich aber das alte Syrien ist, welches vor Christi Geburt eigne Könige hatte, nachher von den Römern zu einer Provinz gemacht, diesen aber von den Türken wieder abgenommen wurde. Es hat Weizen, Gerste, Baumwolle auf dem flachen Lande, und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Oel- und Feigenbäume zu seinen Haupterzeugnissen. Die große volkreiche Hauptstadt hat einen überaus beträchtlichen Handel, indem sie den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem persischen Meerbusen und dem mittelländischen Meere ausmacht. Die meisten Einwohner sind Mahomedaner, die übrigen Juden, morgenländische Christen und Europäer.

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im J. 356 vor Chr. Geb. geboren. Seine Mutter war Olympias, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater, rief er einst aus, wird mir nichts zu thun übrig lassen." Philipp versäumte nicht, ihm die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Er gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lysimachus, nachher aber den Aristoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieser große Philosoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Cyklus der menschlichen Kenntnisse durchlaufen; besonders aber bemühte er sich, ihn in den einem Souverän nöthigen Wissenschaften zu unterrichten und schrieb für ihn ein Werk über die Kunst zu regieren, dessen Verlust wir sehr zu bedauren haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, und der Fürst eines solchen Reichs das Opfer des Kriegs werden mußte, wenn er sich nicht durch ihn zu erheben verstand; so suchte Aristoteles seinem Zöglinge die kriegerischen Tugenden durch häufiges Lesen der Iliade einzuflößen. Er besorgte selbst eine Durchsicht dieses Gedichts, und dies von Aristoteles verbesserte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der sich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin gelesen zu haben. Diese Studien hinderten ihn aber nicht, auch seinen Körper durch gymnastische Uebungen auszubilden. Es ist bekannt, wie er schon als Jüngling den Bucephalus bändigte, den niemand zu besteigen wagte. Er war sechzehn Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzant auszog, ihm die Regierung während seiner Abwesenheit übertrug. Schon damals zeigte sich sein Feldherrn-Talent; Wunder der Tapferkeit verrichtete er in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schaar der Thebaner zu schlagen. „Mein Sohn," sagte Philipp, indem er ihn nach der Schlacht umarmte, „suche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug." Indeß entzweiten sich beide, als Philipp die Olympias verstieß, um sich mit Cleopatra

Jetzt fiel ganz Asien in Alexanders Gewalt. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der seinen Marsch auf Persepolis richtete. Der einzige Paß dahin, Pylä Persidis, wurde noch von 40,000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander aber griff sie im Rücken an, sprengte sie aus einander, und zog triumphirend in Persiens Hauptstadt Persepolis ein. Hier aber endigen Alexanders glorreichste Tage. Herr des größten Reichs der Erde wird er der Sclav seiner Leidenschaften, überläßt sich dem Uebermuth und der Ausschweifung, zeigt sich undankbar und grausam, und vergießt im Schooße der Wollust das Blut seiner tapfersten Feldherrn. Bisher nüchtern und mäßig, sinkt dieser Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu seyn strebte, und sich einen Gott selbst nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Persepolis, dieses Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat brach er bald mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessus, Satrap von Bactriana, den Monarchen gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieser aber, als er sich in der Nähe bedrängt sah, ließ den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Gränzen von Bactriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Mann; es war Darius, der den letzten Athem aushauchte. Gerührt durch diesen traurigen Anblick konnte der macedonische Held seine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines unglücklichen Feindes hatte bestatten lassen, unterwarf er auch Hircanien, das Marsenland, Bactriana und ließ sich zum König von Asien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch riesenhaftere Plane, als eine Verschwörung in seinem eignen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darein verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Diese Ungerechtigkeit erregte allgemeines Mißvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30,000 Mann versammelt, um das macedonische Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem starken Heere herbei, schlug die Spartaner und löſ'te dadurch das Bündniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden von Asien, weder durch den Caucasus noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zu dem caspischen Meer, das die Einwohner Griechenlands damals noch nicht kannten. Unersättlich nach Ruhm und Eroberungen durstend, verschonte er selbst die rohen Horden der Scythen nicht. Nach seiner Rückkehr nach Bactriana hoffte Alexander durch Annäherung in Tracht und Sitten die Liebe der Perser zu gewinnen; aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee, welche sich zugleich aufs neue äußerte, gab zu jener betrübten Scene Anlaß, deren Opfer Clitus ward. Alexander, dessen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelag mit eigner Hand. Clitus war einer seiner treuesten Freunde und tapfersten Feldherrn, und Alexander fühlte nachher die bitterste Reue über die unglückliche That. Im folgenden Jahre setzte er seine Eroberungen fort und unterwarf sich ganz Sogdiana. Oxyantes, einer der feindlichen Anführer, hatte seine Familie auf eine Felsenfeste in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erstürmten sie. Unter den Gefangenen befand sich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der schönsten Jungfrauen Asiens, mit welcher Alexander sich vermählte. Auf die Nach-

richt davon unterwarf sich Oxyantes und kam nach Bactra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine neue Verschwörung entdeckt, an deren Spitze Hermelaus stand und unter deren Theilnehmern Callisthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Callisthenes aber grausam verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift seine Martern endigte. Alexander, der jetzt keine Feinde mehr vor sich hatte, wollte deren in der Ferne aufsuchen. Das kaum dem Namen nach bekannte Indien dünkte ihm eine würdige Eroberung und er richtete seinen Lauf dahin. Er ging über den Indus und schloß mit Taxilus, dem Fürsten der Landschaft, ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verschaffte. Von Taxilus geführt marschirte er gegen den Hydaspes, dessen Uebergang Porus, ein anderer indischer König, mit seinem ganzen Heere streitig machte. Alexander besiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien nicht sowohl als Feind, sondern als Herr des Landes. Er legte mehrere griechische Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken wollte er jetzt bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren der Armee ihn zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte erbauen und schiffte mit einem Theil seines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehrere indische Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er schwer verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, segelte den Indus hinauf, und kam zu dem Weltmeer, dessen Anblick die Macedonier mit Erstaunen erfüllte. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem persischen Meerbusen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einschlug. Hier hatte er ungeheure Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Persien zurück. Unterwegs stillte er verschiedene ausgebrochene Unruhen und setzte Statthalter in die Provinzen. In Susa vermählte er sich mit zwei persischen Fürstinnen, und beschenkte diejenige Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, Perser und Macedonier aufs genaueste zu vereinigen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter seine Armee aus. Als er zu Opis am Tigris angekommen war, erklärte er seine Absicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hause zu schicken; und dies geschah auch, nachdem er die deshalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe gestillt hatte. Bald darauf verlor er seinen Liebling Hephästion durch den Tod. Sein Schmerz über diesen plötzlichen Verlust war gränzenlos; er ließ ihn mit königlicher Pracht bestatten. Als er nun von Ecbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen die Magier ihm vorher gesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich seyn würde. Er aber verachtete, auf die Vorstellung seiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten ihn erwarteten, und war mit neuen Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich nach einem Gastmahle erkrankte, und nach wenigen Tagen starb. So endigte in seinem 32sten Lebensjahre und nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten dieser unersättliche Eroberer seine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz stets sich erneuernder Kriege

ward. Er hatte keinen Erben bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde, wem er das Reich hinterlasse, geantwortet dem Würdigsten. Nach vielen Unruhen erkannten seine Feldherrn den Aridäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerin Philinna, als König an, und theilten sich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Den Perdiccas aber, dem Alexander sterbend seinen Ring gegeben hatte, ernannten sie zum ersten Minister des Königs, da sein unmündiges Alter ihm nicht erlaubte, selbst zu regieren. Alexanders Leichnam ward von Ptolemäus in einem Tempel zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigesetzt, und nicht nur in Aegypten, sondern auch in andern Ländern wurden ihm göttliche Ehren erwiesen. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius sind die vorzüglichsten Quellen für die Geschichte Alexanders.

Alexander Newski oder Newskoi, ein moskovitischer Held und Heiliger, geboren im J. 1218. Er war ein Sohn des Großherzogs Jaroslav. Um das von allen Seiten, besonders aber von den Tataren, angegriffene Reich besser vertheidigen zu können, zog Jaroslav von Nowgorod aus, und ließ seine beiden Söhne, Fedor und Alexander, von denen der erste aber bald starb, als Statthalter zurück. Alexander, ein geborner Held, trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Den glänzendsten Sieg erfocht er über die vereinigten Dänen, Schweden und Ritter des deutschen Ordens, welche an den Ufern der Newa gelandet waren und mit stolzer Zuversicht auf Nowgorod anrückten. Mit eigener Hand verwundete er den schwedischen König. Von der Newa erhielt er seinen ehrenvollen Beinamen. Auch die Tataren schlug er zu widerholten Malen und befreite sein Vaterland von dem Tribut, welchen die Nachfolger Dschingis-Chans ihm auferlegt hatten. Die Dankbarkeit seiner Landsleute erhob den Helden zum Heiligen; Peter der Große aber ehrte sein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Klosters zu St. Petersburg an der Stelle, wo Alexander seinen ruhmwürdigsten Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newski-Ordens. (S. Orden).

Alexander VI., geboren zu Valencia in Spanien im J. 1430, wurde Papst 1492, hieß eigentlich Rodrigo-Lenzuoli, nahm aber den Namen seiner Mutter Borgia an, und stammte aus einer sehr alten und berühmten Familie. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausschweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. In dem vertrautesten Umgange lebte er mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Rosa Venozza, und zeugte mit ihr fünf Kinder, die er als Papst auf alle Art zu erheben suchte. Die Feindschaft der zwei angesehensten Cardinäle jener Zeit, des Ascanio Sforza, Bruders des Ludwig Moro, und Julians della Rovere (des nachmaligen Papsts Julius II.), bahnte ihm den Weg zum päpstlichen Stuhle. Man erstaunte über seine Erhebung, und der König Ferdinand von Neapel vergoß Thränen, als er sie erfuhr. Kaum sah ihn Rom eingeweiht, als er die heilig beschwornen Bedingungen brach, die ihm die Cardinäle vorgelegt hatten, und falsche Zeugen aufstellte, um sie beschwören zu lassen, daß sein Sohn, Cäsar Borgia (für welchen Macchiavelli sein so abgeschmackt verurtheiltes Buch vom Fürsten schrieb), eines andern Mannes Sohn sey, damit er ihn zum Cardinal machen könne. Die lange Abwesenheit der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert, und sein ganzes Streben ging dahin, auf alle Art diesen Verlust wieder zu ersetzen. Er suchte die Macht der italiänischen Fürsten zu vermindern, und wandte die schändlichsten Mittel an, um seine Absichten zu errei-

chen. Unermeßliche Summen Geldes mußte er aus den christlichen Staaten zu ziehen; aus Venedig allein nahm er 799 Pfund Gold; eine ungeheure Summe für jenes Zeitalter. Auch schlichtete er die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Castilien wegen Amerika entstanden waren, und setzte die Gränzen fest. Er endigte sein schändliches Leben in einem Alter von 74 Jahren am 18ten August 1503, nachdem er 11 Jahre auf dem päpstlichen Stuhle gesessen hatte. Sein Ende war eben so schrecklich als verdient; als er im Begriff war, mit seinem Sohne einige Cardinäle durch Gift hinzurichten, wurde aus Versehen ihm und seinem Sohne Gift aus der Giftflasche eingegossen.

Alexander I. (Paulowitsch), Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, geboren am 23sten (12ten) December 1777, ältester Sohn von Kaiser Paul I. (Petrowitsch) und dessen zweiter Gemahlin Marie Feodorowna, Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg Tochter, vermählt seit dem 9ten Oct. 1793 mit Elisabeth Alexiewna (zuvor Marie Louise Auguste), des verstorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden Tochter, geb. den 24sten (13ten) Jan. 1779; folgte seinem Vater auf den Thron am 24sten März 1801, ward gekrönt zu Moskau am 27sten Sept. desselben Jahres. — Umsicht bei einem gebildeten Verstande, Energie bei edler Milde, Entschlossenheit und Geistesstärke im Augenblicke, wo es entscheidende Maßregeln gilt, Eifer, das große Bildungswerk der Nation, das Peter begann und Catharina fortsetzte, seiner Vollendung näher zu bringen: dies sind die Hauptzüge zu Alexanders getreuem Bilde. Die geistvolle Catharina hatte ganz besonders die Erziehung ihrer Enkel zu leiten übernommen. Sie entwarf einen Erziehungsplan, in Form einer an den Oberhofmeister der jungen Prinzen, Grafen Nicolaus Soltikow, gerichteten Instruction, wovon Abschriften an die Vorsteher abgegeben wurden, welche, wie man behaupten will, die einzige, allerdings sonderbare Vorschrift dieser Instruction: „den jungen Großfürsten soll weder in der Poesie, noch in der Musik Unterricht ertheilt werden, weil zu viele Zeit darauf verwendet werden müßte, um ihnen einige Geschicklichkeit darin beizubringen," verstanden, und gern auch auf die übrigen Unterrichtsgegenstände ausgedehnt haben würden, hätte nicht das Glück den Prinzen die vortrefflichsten Lehrer zugeführt. Diese waren Laharpe, der den natürlichen Keim des Edeln und Schönen, der in dem jungen Alexander lag, sorgsam pflegte und zu entwickeln verstand; der Professor Kraft, unter welchem Alexander die Experimental-Physik studirte *); der berühmte Pallas, der die Prinzen in ihrem Garten bei Paulowsky in der Botanik unterrichtete, seinen Unterricht aber auf Befehl Catharinens einstellen mußte, weil durch die Entwickelung des linnéischen Systems gewisse Ideen in den Prinzen geweckt wurden, die ihnen nach Catharinens bestimmtem Willen fremd bleiben sollten. Dennoch konnte die Kaiserin, die so gern Urgroßmutter heißen wollte, die Verheirathung ihrer Enkel nicht erwarten, und noch hatte Alexander das sechzehnte Jahr nicht zurückgelegt, als er schon den Torus bestieg. Da Catharine

*) Als Kraft einst die verschiedenen Hypothesen über die Natur des Lichtes vortrug, unterbrach ihn der zwölfjährige Alexander eben, als er von Newtons Meinung sprach, daß das Licht eine beständige Emanation aus der Sonne sey, mit dem Einwurfe: „das glaube ich nicht, denn sonst müßte ja die Sonne täglich kleiner werden." —

die Bahn der politischen Herrschaft ihrer Enkel vorgezeichnet hatte, und es in ihren Lieblingsplan gehörte, für sie die Welt einst in zwei große Reiche getheilt sich zu denken, wobei sie den Occident dem Alexander, den Orient aber seinem Bruder Constantin zudachte, so suchte sie auch durch die Umgebungen der Prinzen diese für ihre zukünftige hohe Bestimmung vorzubereiten; während Constantin griechische Ammen hatte und nur mit Griechen umging, war Alexander von Engländern umringt, für deren Nation man ihm eine besondere Vorliebe einzuflößen suchte *). — Daß Alexanders Vater, nach Catharinens Willen, auch nicht den mindesten Einfluß auf die Erziehung seiner Söhne haben durfte, war vielleicht nicht ohne Vortheil. Die Catastrophe des 23sten März 1801, in der Paul I. einen gewaltsamen Tod fand, erhob den 24jährigen Czarewitsch als Alexander I. zum Selbstherrscher aller Reussen; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß bei Catharinens Tode nur das Unvermögen derselben zu sprechen, oder sonst sich verständlich zu machen, es verhinderte, daß nicht schon damals statt des nicht geliebten Sohnes der geliebte Enkel Rußlands Krone empfing. Alexanders erster Wunsch nach seiner Thronbesteigung am 30sten März 1801 war Friede. Er schrieb deshalb nach London und Paris; denn Rußland war mit England in Krieg, ohne mit Frankreich Frieden geschlossen zu haben, und schon im Juni wurde eine neue Seefahrtsconvention zwischen Rußland und England abgeschlossen, in welcher die freie Schifffahrt der Neutralen mit der Modification zugestanden wurde, daß ihre Schiffe, im Falle eines Verdachts, visitirt werden dürften. Gleich wichtige Veränderungen erfolgten im Innern. Das temporäre Conseil ward in ein immerwährendes verwandelt, die politische Inquisition am 7ten April 1801 aufgehoben — „weil in einem wohl eingerichteten Staate alle Verbrechen bloß durch die allgemeine Kraft der Gesetze entdeckt, gerichtet und bestraft werden müssen" — und das Verhältniß des Gesetzgebers zu den Gesetzen in den Worten bestimmt: — „ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt." — Die Errichtung eines neuen Ministeriums; die Erhebung des Senats zu der Würde einer moralischen Mittelsperson zwischen Volk und Regenten; die allgemeinen und besondern Maßregeln zur Volkserziehung und Beförderung der Volksaufklärung, wohin die Erneuerung und Stiftung von Schulen und Universitäten, und der rühmlichste Eifer für Erweiterung der Wissenschaften und Künste gehören; die Bestimmung der Rechte und Vorzüge der verschiedenen Stände des Reiches; freier Ein- und Rückgang in und aus dem Reiche; Bestätigung der Adelsprivilegien; Befreiung des geistlichen Standes von den empörenden Leibesstrafen; Sicherstellung des Bauernstandes vor erhöhten Abgaben und neuen Auflagen; die Berechtigung des Bürger- und Bauernstandes zur Erwerbung von Grundeigenthum (Ukas v. 12ten Dec. 1801), welche zur politischen Freiheit der Nation hinführt; die Verbesserung des Justizwesens, wobei die Abschaffung der Folter mit den Worten geschah: — „der Name Folter, der die Menschheit schändet und ihr Vorwürfe bringt, werde auf immer aus dem Andenken des Volkes ausgelöscht;" — Reorganisation des Polizeiwesens und der Gouvernementsverfassung überhaupt; das Regulativ über die liefländische Bauern-

*) Chatharina ließ beide Prinzen öfters malen, wie der eine den gordischen Knoten zerhaut, und der andere das Kreuz Constantins trägt. (Man vergl. geheime Nachrichten über Rußland unter Catharina II. und Paul I. — Paris 1800.

verfassung; die Einsetzung einer Commission zur Redaction der Gesetze (48 Beamte, denen zur Bestreitung der Ausgaben jährlich 100,000 Rubel angewiesen sind); die Begünstigung des Colonialsystems im Innern des weitschichtigen Reichs; nicht zu zählende Verfügungen für Belebung des Handels durch Canäle u. s. w., der landwirthschaftlichen Industrie und des Kunstfleißes, für Verbesserung der Finanzverwaltung; Milderung des Schicksals der Verwiesenen; erweiterte Censur- und Gewissensfreiheit; die Fürsorge für Arme, Kranke und Verdienstlose, neben der Reorganisation der Armee; — dies sind in summarischer Aufzählung die Regententhaten Alexanders, in deren kräftigster Fortsetzung er in diesem Augenblick noch begriffen ist. — Betrachtet man Alexander I. in seinen Verhältnissen zum Auslande, als Verfechter der Selbstständigkeit seines Thrones und der Nationalehre, als oberster Leiter der Diplomatie, als Politiker: so findet man ihn nicht weniger achtungswerth. — Sechs Wochen vor seiner Thronbesteigung war der lüneviller Friede abgeschlossen worden. Er selbst fühlte zu sehr, wie nothwendig ihm der Friede zur Ausführung seiner Entwürfe für die Civilisirung seines Volkes sey, als daß er ihn hätte verweigern sollen. Dieser friedliche Sinn beherrschte ihn auch, als er zwar die Anerkennung des französischen Kaisertitels nicht unbedingt zusagte, aber doch in Paris durch Oubril deshalb unterhandeln ließ. Der Drang von außen nöthigte ihn jedoch endlich das Schwert zu ziehen. Im Bunde mit England, Oesterreich und Schweden begann er 1805 den Krieg wider Frankreich. Nachdem er Zeuge der Schlacht bei Austerlitz und der Versöhnung Oesterreichs mit Frankreich gewesen war, zog er mit seinem Heere nach Rußland zurück, ohne für sich selbst Friede mit Frankreich geschlossen zu haben. Sein freundschaftliches Verhältniß mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dessen Gemahlin, welches schon 1805 das Bündniß beider Monarchen über Friedrichs des Einzigen Sarkophag herbeigeführt hatte, entzündete den neuen Krieg gegen Frankreich (in den Jahren 1806 und 1807). Preußen war erobert, — aber noch hatte kein Franzose Rußlands Boden betreten, dem das französische Hauptquartier durch die Schlacht von Tilsit so nahe gerückt war. Da erschien der 9te Juni 1807, wo Alexander auf den Fluthen des Niemen die erste persönliche Zusammenkunft mit Napoleon hatte, und die beiden mächtigsten Monarchen des Continents sich die Hand boten zur Versöhnung, zum gemeinschaftlichen Ringen nach dem großen Ziele eines allgemeinen Friedens. — Bei dieser Versöhnung hatte Alexander die Verpflichtung übernommen, mit aller Kraft zur Aufrechthaltung des gegen Großbritannien ergriffenen Continentalsystems mitzuwirken. — Dies veranlaßte die Fortsetzung eines schon früher begonnenen Krieges mit der Pforte, und einen heftigen Kampf mit Schweden. Der Friede mit dem letztern verschaffte ihm Finnland, diese herrliche Provinz, und die später erfolgte Aussöhnung mit der Pforte einen schönen Strich Landes bis an den Pruth. Während des Zeitraumes aber, der zwischen dem Frieden mit Schweden und dem mit der Türkei lag, hatten zwei wichtige Ereignisse Statt gehabt. Im Oct. 1808 hatte Alexander noch einmal seinen Bundesgenossen Napoleon gesehen; er hatte, mit diesem vereint, Großbritannien die Friedenshand entgegen gereicht; er hatte im Jahre darauf, im neuen Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich, dem letztern ein Hülfscorps gestellt, und eine gallizische Provinz dafür gewonnen; sein Verband mit Napoleon, der seine freundschaftlichen Gesinnungen für Rußlands erhabenen Souverän im Einklange mit seiner Politik öffentlich erklärte, schien unauflöslich, als plötzlich dieses Band

zerriß, und sich in die heftigste Erbitterung verwandelte. — Napoleon hatte im Jahre 1810 das Herzogthum Oldenburg, das sein Daseyn Rußlands Großmuth verdankte, mit Frankreich vereinigt. Die von Alexander gegen diesen Schritt eingelegte Protestation, der bald die wirkliche, wenn auch nicht formelle Wiederherstellung der Handelsverhältnisse Rußlands mit England folgte, führte zur Spannung zwischen beiden Monarchen, und endlich zu einem blutigen Kampfe. Napoleon drang zwar vor bis in die alte heilige Krönungsstadt der Czaare; allein Alexander, entschlossen, eher das Aeußerste über sich und sein Reich ergehen zu lassen, als ein fremdes Gesetz anzuerkennen, raubte den siegreichen Franzosen die Früchte ihrer Anstrengungen durch die Genehmigung des ungeheuren Entschlusses: Moskau zu verbrennen. — Als diese darauf Rußlands Gebiet verlassen mußten, als Alexander mit seinem Heere selbst Preußen und endlich Deutschlands Boden betrat, da verband er aufs neue sich mit Friedrich Wilhelm III. Während jener Begebenheiten war auch sein Verein mit England und der nähere Zusammentritt mit Schweden, dessen Kronprinzen er im September 1812 in Abo sah, bekannt geworden. Er rückte, mit seinen Heeren und verstärkt durch die mit unaussprechlichem Enthusiasmus erfüllten preussischen Legionen dem fliehenden Feinde über die Elbe nach. Zwar gelang es dem letzteren an den Tagen von Lützen und Bauzen sich abermals von ihren Niederlagen aufzuraffen, und Alexander wich wieder bis nach Schlesien zurück. Aber Oesterreichs Beitritt zur Coalition und die zur Verstärkung und Concentration der Macht des Nordens wohl benützte Zeit gab der guten Sache den Sieg. Auf den Feldern von Leipzig ward das Joch zertrümmert, unter dem die Völker von Europa so lange geseufzt hatten; und im lautem Jubel begrüßten diese Völker Alexandern als ihren Retter. Schon am 5. Nov. kam er mit seinem Hauptquartiere in Frankfurth am Mayn an, führte dann seine Heere über den Ober-Rhein in das Innere von Frankreich, nahm an allen Operationen und Unterhandlungen, die daselbst statt hatten, unmittelbaren Antheil, und zog am 31. März 1814 in die Hauptstadt des französischen Reiches ein; wo er den Senat versammelte, der dann die Thronentsetzung Napoleons aussprach. Nie hat aber ein Sieger sein Glück mit mehr Mäßigung genossen, als Alexander; wie denn die schonenden Maaßregeln, die man, in der Behandlung des eroberten Landes und in der Bestimmung seiner künftigen politischen Verhältnisse nahm, größten Theils aus seinem edeln Herzen hervor gegangen waren. In Paris kamen die Gesandten des heiligen Synodes, des Reichsraths und des dirigirenden Senats von Rußland zu ihm, und baten ihn im Namen dieser Behörden, daß er den Namen des „Gesegneten" annehmen möchte; welcher Antrag aber von ihm auf eine edle Art abgelehnt wurde. Als die französischen Angelegenheiten geordnet waren, reiste er mit seinem Freunde, dem Könige von Preußen nach England, verweilte daselbst vom 7ten bis 22sten Junii, sah alles Merkwürdige dieses interessanten Landes, und gewann auch hier aller Herzen durch seinen humanen Charakter und durch seine Popularität. Am 25. Jul. kam er wieder nach Petersburg zurück; in hohem Jubel feyerte die Hauptstadt das Wiedersehen des geliebten Monarchen, durch den während seiner Abwesenheit so große Dinge geschehen waren. Er verweilte aber nur kurze Zeit in der Mitte seines Volkes, da das große Geschäft, das nun in Wien erledigt werden sollte, seine Anwesenheit forderte. Er langte am 25sten Sept. abermals an der Seite des Königes Friedrich Wilhelm daselbst an. Während hier an den Grundlagen zu

einem dauernden Ruhestande von Europa gearbeitet wurde, sann Napoleon dem Anschlage nach, den verlornen Thron wieder zu besteigen. Frankreich unterwarf sich ihm aufs Neue, und Alexander rief seine Heere abermals in den Süden zurück. Am 27sten Jun. ging er bey Mannheim über den Rhein, und da der Sieg bei la Belle Alliance alle Macht des Feindes an einem Tage vernichtet hatte, zog er unaufhaltsam auf dem Wege nach Paris vorwärts, und am 10ten Jul. sah ihn diese Hauptstadt wieder in ihrer Mitte. Nachdem er die Bourbons auf ihrem Thron befestigt, und Frankreichs Verhältnisse zu den übrigen Mächten, im Einverständnisse mit seinen Bundesgenossen, bestimmt hatte, ging er über Berlin wieder in seine Staaten zurück, und kam am 7ten Dec. in Petersburg an. Er war beinahe drei volle Jahre aus seiner Residenz abwesend gewesen, während welcher Zeit er durch den Erwerb des Herzogthums Warschau sein Reich mächtig erweitert, die Krone von Polen auf sein Haupt gesetzt, die russische Waffen bis an die Loire getragen, seine Freunde und Bundesgenossen gerettet und wieder hergestellt, Europa von der Gewalt einer herein brechenden Universalmonarchie befreyt, und Rußland auf den höchsten Gipfel von Einfluß, Ansehen und Ruhm gebracht hatte. I.

Alexandria (türkisch Scanderik), die Hauptstadt Aegyptens unter den Ptolemäern und die Residenz derselben, wurde 335 Jahre vor Chr. Geb. von Alexander dem Großen erbaut, welcher es zum Sitze seines Reichs und zum Mittelpunkte des Welthandels bestimmte. Es war vermöge seiner natürlichen Lage eine Festung, und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer verschönerten es immer mehr. Der schönste Theil der Stadt hieß Bruchion, wo am großen Hafen die königlichen Paläste prangten. Hier befand sich das Akademiegebäude oder Museum, wo die Hälfte der königlichen Bibliothek, 400,000 Bände, war; die andere Hälfte von 300,000 Bänden war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius der Cleopatra zum Geschenk machte, wieder ersetzt. Das Museum war verschont geblieben, und die Gelehrten, welche darin Wohnung und Unterhalt hatten, blieben daselbst bis auf den Kaiser Aurelian, unter dessen Regierung diese Anstalt durch bürgerliche Unruhen zu Grunde ging. Die Bibliothek im Serapion aber hielt sich bis auf die Zeiten Theodosius des Großen, welcher alle heidnische Tempel, sowohl im römischen Reiche selbst als in den Provinzen, zerstören ließ. Dies geschah auch mit dem herrlichen Tempel des Jupiter Serapis, den ein wüthender Haufe fanatischer Christen, unter Anführung ihres Erzbischofs Theodosius, bestürmte und verherrte. Bei diesem Sturme wurde die Bibliothek theils verbrannt, theils sonst zerstört, und der Geschichtschreiber Orosius (gegen Ende des 4ten Jahrhunderts) sah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es christliche Barbaren und nicht die Araber unter Omar, wie gewöhnlich gesagt wird, welche den Wissenschaften diesen unersetzlichen Verlust zufügten. Die alexandrinische Bibliothek umfaßte die gesammte griechische und römische Literatur, von der wir jetzt nur noch einzelne Trümmer übrig haben. Bei der Theilung des römischen Kaiserthums kam Aegypten mit Alexandrien an das morgenländische Reich. Endlich nahmen es die Perser und dann die Araber in Besitz; die Stadt sank immer mehr und mehr, behielt aber einen blühenden Handel, bis im 16ten Jahrhundert die Portugiesen den Weg zur See nach Ostindien fanden. — Das jetzige Alexandrien steht nicht mehr auf dem Boden, wo das

alte stand, von dem nichts mehr übrig ist, als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Rosette führt, und das sogenannte südöstliche Amphitheater; Ruinen, die von seiner ehemaligen Herrlichkeit nur ein schwaches Bild geben können. Die Bevölkerung, die sonst 300,000 Seelen betrug, wird jetzt kaum auf 20,000 geschätzt. (Vergl. Expedition nach Aegypten.)

Alexandriner, Verse, die aus sechs jambischen Füßen bestehen, und in der Mitte, als charakteristische Eigenschaft, wodurch sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen Trimeter unterscheiden, einen Einschnitt haben, z. B.

„Umsonst hält die Vernunft | das schwache Steuer an."

Sie sind sehr eintönig, und bei den Deutschen nicht mehr üblich; die Franzosen dagegen sind für das Epos und Drama allein auf diesen armseligen Vers beschränkt. Den Namen hat die Versart von einem alten französischen Heldengedicht auf Alexander den Großen aus der Mitte des elften Jahrhunderts, das aus den Arbeiten neun verschiedener Verfasser zusammengesetzt ist, und in welchem sie zuerst angewendet worden.

Alexandrinisches Zeitalter. Als die schöne Blüthe griechischer Dichtkunst, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahin gewelkt war, suchte man durch Kunst zu ersetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. An die Stelle der Naturpoesie trat die Kunstpoesie. Alexandria in Aegypten, von Alexander gebaut und nach ihm benannt, ward von den kunstliebenden Ptolemäern zum Sitz der Gelehrsamkeit gemacht, und gab diesem Zeitalter der Künste und Wissenschaften den Namen des alexandrinischen. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, welche die größte und kostbarste im Alterthum war (vergl. Alexandria), und welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog, sondern stiftete auch das Museum, das mit Recht als eine Akademie der Wissenschaften und Künste betrachtet werden kann. Es war dasselbe ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, das einen Theil der Residenz ausmachte, worin viele Gelehrte beisammenwohnten, gemeinschaftlich speis'ten, studirten und Andere unterrichteten. Am wichtigsten unter diesen Gelehrten sind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die eben sowohl Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyclopädisten genannt werden können. Solche waren Zenodatus der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu Alexandrien bildete, Eratosthenes, der Cyrener, Aristophanes aus Byzanz, Aristarch aus Samothrazien, Crates aus Mallus, Dionysius aus Thrazien, Apollonius, der Sophist, Didymus, der nicht mit dem spätern Scholienschreiber verwechselt werden darf, und Zoilus. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt, und für die folgenden Generationen aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius, der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nicander, Euphorion, Callimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon, der Phliasier, Scymnus, Dionysius, und sieben Tragiker, welche man das alexandrinische Siebengestirn (Plejaden) nannte, Arantides, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lycophron, Dionysides (oder Sosiphanes), Sositheus und Philiscus. — Das alexandrinische Zeitalter hat einen von dem frühern durchaus verschiedenen Geist und

Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Reinigkeit, Correctheit und Eleganz der Sprache zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in dieser Eigenschaft mehrere Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist, welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelte den meisten dieser Werke. An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Das aber hieß das Unmögliche verlangen. Nur in einigen regte sich der Genius, und diese ragten darum auch groß über ihre Zeit hervor. Die Andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerfreie Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Art von Dichterschule, worin solche Meister Muster waren, so begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel von Originalität fühlend, den Werth derselben aber erkennend und darnach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Puncte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen, und suchte es durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meistens Dichter und Grammatiker zugleich, sind daher steife, genielose, mühselige und uninteressante Verskünstler.

Alexis (Petrowitsch), Sohn Peters des Großen und der Eudoxia Lapuchin, war zu Moskau 1695 geboren, und ward 16 Jahre alt an Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Schwester der Gemahlin Carls VI., deutschen Kaisers, verheirathet. Er behandelte diese Fürstin auf die roheste und liebloseste Weise. Höchst interessante Aufschlüsse darüber geben die Briefe, unter dem Titel: Die Prinzessin von Wolfenbüttel, von dem Verfasser der Alamontade. Alexis, mit hartem und wildem Charakter geboren, von seiner Mutter mit Anhänglichkeit an die alten Gebräuche seines Volks und Verachtung aller Vorzüge gebildeter Nationen erzogen, zeigte in seinen Planen und Gesprächen einen beständigen Widerspruch gegen die Neuerungen Peters des Großen. Dieser fürchtete, Alexis möchte sein begonnenes Werk zertrümmern, und faßte daher den Entschluß, ihn zu enterben; und der Sohn des Czaars, entweder aus Feigheit oder Verstellung, schien selbst die Hoffnung zu dem Throne aufzugeben. Allein kaum hatte Peter der Große die zweite seiner ruhmvollen Reisen angetreten, als sein Sohn heimlich entfloh, und sich anfangs nach Wien, dann nach Inspruck und Neapel begab. Diese Unklugheit galt bei seinem Vater für ein großes Verbrechen; doch entdeckte man darin nichts von den ausschweifenden Planen, die man ihm Schuld gab. Der Czaar rief ihn zurück; er gehorchte. Sein unbeugsamer Vater ließ ihn festsetzen, und zwang ihn, vor den vornehmsten Gliedern des Adels und der Geistlichkeit, feierlich der Krone zu entsagen. Um dieses Verfahren vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, mußte er durch seine Unterschrift sich für den Anstifter einer Verschwörung bekennen. Dies genügte Petern noch nicht, denn die Bestrafung eines Vergehens gränzte bei ihm fast immer an Rache, und er sprach über ihn das Todesurtheil. Diese unnatürliche Härte machte auf den unglücklichen Alexis einen solchen Eindruck und erschütterte ihn so mächtig, daß er am folgenden Tage, 23 Jahre alt, im J. 1718, starb.

Alfieri (Vittorio). Wie eine hohe und edle Natur sich durch eigene Kraft entwickelt, wie sie in dem erhabenen Gefühl ihres angebor-

nen Adels ohne Wanken einem würdigen Ziele entgegenringt, und wie sie in allen Verhältnissen des Lebens sich rein erhält von den kleinlichen, selbstsüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, das sehen wir in Alfieri, der uns in einem eigenthümlichen und geistreichen Dichter einen ungleich größeren Menschen vor Augen stellt. Von reichen und vornehmen Aeltern am 17ten Januar 1749 zu Asti in Piemont geboren, genoß Alfieri in dem älterlichen Hause eine nachlässige und fehlerhafte Erziehung, wie sie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, und welche den Geist eben so unwissend als das Herz unausgebildet ließ. Seinem Oheim, der ihm nach des Vaters Tode zum Vormund gegeben worden, entging diese Vernachlässigung nicht, und er glaubte besser für ihn zu sorgen, wenn er ihn auf der turiner Akademie erziehen und unterrichten ließ. Allein wie wenig diese Absicht auch hier erreicht werden konnte, erkennen wir aus dem Bilde, welches Alfieri selbst von dieser höchst mangelhaft und unzweckmäßig eingerichteten Anstalt entwirft. Er verließ sie fast eben so unwissend und ungebildet, als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angestellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage sich versammelte. Eine unbestimmte Begierde, fremde Länder zu sehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreisen, und kaum war er zurückgekehrt, als sein unruhiger Geist, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philosophie verabscheuend, ihn zu neuen Reisen trieb. Er durchflog fast alle Länder Europa's, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden seines Herzens zu finden. Aber so eilfertig und unwissend er auch diese fast dreijährigen Reisen gemacht hatte, so waren sie ihm doch nicht unwissend gewesen. Sein angeborner Freiheitssinn hatte sich beim Anblick so verschiedener Tyranneien mit vieler Bestimmtheit entwickelt, der trügliche Schein irdischer Majestät konnte seinen richtigen Blick nicht mehr verblenden, und obgleich er über die Wahl seiner künftigen Laufbahn noch unentschlossen war, so erschien ihm doch der Militärdienst als eine unerträgliche und unwürdige Sclaverei, von der er sich befreite. Während er so in Unthätigkeit hinlebte, stürzte ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst; lange kämpfte sein Verstand, der diese Liebe als unwürdig verwarf, mit seinem schwachen, von Leidenschaft beherrschten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang. Damals fühlte er lebhafter als je das Bedürfniß nach Geistesthätigkeit. Ein früherer dramatischer Versuch, zu dem ihn zufällig die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände, und er glaubt eine Stimme in seinem Innersten zu vernehmen, die ihm die dramatische Dichtkunst als seine Bestimmung anzeigt. Er geht sogleich ans Werk; sein erster Versuch wird mit unverdientem Beifalle gekrönt, und er verpflichtet sich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen sich selbst, alles daran zu setzen, ein tragischer Dichter zu werden. Aber jetzt, da er seine Kräfte und Mittel zu diesem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Riesengestalt seine Unwissenheit vor Augen; er sieht sich zu dem harten Entschluß gezwungen, in einem schon reifen Alter von den ersten Elementen anzufangen; aber er beginnt sogleich ihn auszuführen; er studirt zunächst lateinisch und toscanisch, zu welchem Ende er selbst nach Toscana geht. Auf dieser Reise lernte er die Gräfin von Albany, geborne Gräfin von Stollberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöschliche Liebe kettete. An ihr fand sein Herz einen würdigen Gegenstand, wie ihn sein Geist in der Dichtkunst gefunden hatte; die bisher unbestimmten Begierden seiner Seele hatten nunmehr eine feste Richtung genommen; von nun an rang er mit rast-

losem Eifer nach dem dichterischen Lorbeer, um ihr zu gefallen, ihrer würdig zu seyn, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften, dessen erniedrigter Zustand ihn mit Abscheu dagegen erfüllte. Er schenkte zu dem Ende sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Jetzt lebte er abwechselnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien. Die widerwärtigen Schicksale seiner verehrten Dame hatten oft seine Ruhe gestört; dieser qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigsten und unzertrennlichsten Verhältniß. Sie allein, in der er Ersatz für eine Welt fand, kräftigte und befeuerte seinen Geist. Er lebte abwechselnd mit ihr im Elsaß und in Paris, unablässig mit der Dichtkunst und der Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke bei Didot und Beaumarchais beschäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeistertes Gemüth mußte das Trugbild derselben, dem die Revolution huldigte, mit Abscheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das stete Fallen der Assignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, höchst mißvergnügt und erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geschändet zu sehen, und durchaus unfähig zu den geringsten Geschäften. Diese Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des August 1792, wo er Paris verließ und eben noch den gräßlichen Septemberscenen durch die Flucht entging. Seitdem lebte er mit seiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigstens periodisch zu ihm zurück; er nahm seine gewohnten Arbeiten wieder vor, schrieb noch seine Satiren und sechs Comödien, und studirte in den letzten Jahren mit unermüdlichem Eifer die griechische Sprache, mit deren Dichtern er erst bekannt wurde, als er seine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter diesen seine Kräfte erschöpfenden Arbeiten starb er am 8ten October 1803. Alfieri hat sich als dramatischer Dichter in drei verschiedenen Gattungen versucht; wir besitzen von ihm 21 Tragödien, sechs Comödien und eine Tramelogödie *). Wollen wir ein gerechtes Urtheil über ihn als dramatischen Dichter aussprechen, so dürfen wir nicht verhehlen, daß alle seine Werke in dieser Gattung nur als Bestrebungen eines großen Geistes anzusehen sind, der sich in seinem wahren Wirkungskreise vergriffen hat. Ueberdruß an Müßiggang und ein geheimer innerer Drang machten Alfieri zum Dichter; und er, der selten die Mittelstraße ging, konnte sich unmöglich bei einer Beschäftigung, auf die er sein ganzes Leben zu verwenden beschloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziele setzen. Er spricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß sein hohes Bestreben dahin gehe, sich in der in seinem Vaterlande bis auf ihn noch vernachlässigten dramatischen Kunst jenen unsterblichen Meistern des Gesanges beizugesellen, welche Italien besitzt. Er rang nach diesem unverwelklichen Lorbeer reines Herzens und mit hoher Kraft, und diese edlen Eigenschaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunst wohl sonst zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichte, und mit den gewählten Mitteln nicht erreichen konnte. Entrüstet über die Entartung seiner Zeitgenossen,

*) Weder A. W. Schlegel, noch Gruber, scheinen die Comödien und die Tramelogödie, so wie überhaupt seine nachgelassenen zu Florenz in dreizehn Bänden erschienenen Werke gekannt zu haben.

tiefen Abscheu gegen den Despotismus in einem stolzen, freien, leidenschaftlichen Herzen, war Alfieri viel mehr politisch als poetisch begeistert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitssinn in die erschlafften Gemüther hauchen, aber es schien ihm unwürdig, sich dazu der schmeichelnden Künste der Rede zu bedienen, er entsagte geflissentlich allem dichterischen Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernst gefallen; aber er vergaß, daß er damit zugleich den wesentlichen Eigenschaften des Dichters entsagte. Seine Tragödien sind stroff und starr; die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach; der Vers hart und ungefällig; die Diction entbehrt durchaus jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerste Gemüth aufregt. War Alfieri's Geist in seiner Jugendblüthe zu spröde für die Tragödie, so mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er sich in seinem Alter, wo längst die süße Täuschung des Lebens vor seiner Seele geschwunden war, und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armseligkeit vor seinen Augen lag, in der Comödie versuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erstarrt. Auch in der Comödie hat er eine durchaus ernste, meistens politische Tendenz; die Erfindung ist leer, die Verwickelung ohne alles Intereße; die Charaktere sind, wie in der Tragödie nur allgemeine Umrisse, ohne Individualität; so stehen die Comödien noch weit unter den Tragödien, und sind seines hohen Geistes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenste unter allen dramatischen Werken Alfieri's den Abel, welchen er, um ihm einen seiner Seltsamkeit angemessenen seltsamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. Alfieri, der zuerst diese Zwittergattung zwischen der Tragödie und Oper erfand, hatte sich vorgenommen, sechs Stücke in derselben zu liefern, und wir glauben es ernstlich bedauern zu müssen, daß er nicht durch mehrere Tramelogödien die Eigenthümlichkeit dieser Gattung genauer bestimmt hat. Im Abel erscheint sie als ein Gemisch von Tragödie und Oper, in welchem sich der erhabenste lyrische Schwung mit der größten Simplicität vereinigt findet. Alfieri's am freiesten in den Extremen sich bewegender Geist befand sich hier recht eigentlich in seiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik bestehen kann, so machen Erfindung und Ausführung den Abel unläugbar zu einem schönen Dichterwerke; es ist der höchste Gipfel, zu dem sich Alfieri's Genius erhoben hat. Außer diesen dramatischen Originalwerken besitzen wir von Alfieri ein episches Gedicht in vier Gesängen, mehrere lyrische Gedichte, sechszehn Satiren, ein Gedicht, Misogallo, und poetische Uebersetzung vom Terenz, Virgil, und einigen Stücken des Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Von seinen prosaischen Werken ist das wichtigste und interessanteste seine Selbstbiographie (deutsch 1812, im Verlage des Kunst- und Industrie-Comptoirs von Amsterdam in Leipzig. 2 Theile, 3 Thaler), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieses seltenen Mannes vor Augen legt. M.

Alfred oder Aelfred der Große, König von England geb. 849, gest. 900), gehört unter die geringe Anzahl Fürsten, denen die Nachwelt den so oft gemißbrauchten Namen des Großen ohne Weigerung zugesteht. Er bestieg den Englischen Thron 872, zu einer Zeit, wo die Dänen oder Normänner, die schon seit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüstungen in diesem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred zog gegen sie, wiewohl anfangs nicht mit Glück, zu Felde, und schloß Vergleiche mit ihnen ab, die

aber nicht von ihnen gehalten wurden. Sie setzten vielmehr ihre Verwüstungen, welche besonders die Kirchen trafen, fort. Da sie endlich so große Verstärkung von ihren Landsleuten erhielten, daß Alfred nicht wagen konnte, ihnen Widerstand zu leisten, flüchtete er sich verkleidet, und stand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienste. Allein eben in diesem Zustande, der ihm jeden Widerstand unmöglich machte, sann er darauf, diesen nachdrücklich vorzubereiten. Er erfuhr, daß seine Unterthanen sich in der Stille gegen ihre Feinde rüsteten, gab ihnen daher von seinem Aufenthalte Nachricht, hielt es aber für das beste, über die Verfassung, in der sich die Dänen befänden, selbst Kundschaft einzuziehen. In dieser Absicht begab er sich als Harfenspieler verkleidet, in das Lager des dänischen Königs Guthrum, und da er hier unter der Maske seiner musikalischen Talente deutlich genug wahrnahm, daß die Dänen sich einer völligen Sicherheit und Sorglosigkeit überließen, eilte er zu seinem Heere zurück, stellte sich an dessen Spitze, und erfocht über dieselben einen so vollkommenen Sieg, daß sie genöthigt wurden, um Frieden zu bitten. Er gestattete den noch im Lande befindlichen sich anzubauen; doch mußten sie sowohl, als ihr König, das Christenthum annehmen. Von jetzt an machte er in seinem Lande die besten Einrichtungen. Er legte Festungen an, übte einen Theil seiner Unterthanen in den Waffen, während er durch den andern den Ackerbau betreiben ließ. Von Zeit zu Zeit suchten indeß neue Schwärme der Dänen in sein Land einzubrechen: dies gab Alfred Gelegenheit, Schiffe erbauen zu lassen, und sowohl mit diesen, als auch mit seinen Landtruppen den Feinden, wenn sie landen wollten, tapfern Widerstand zu leisten und ihre Landungen zu verhindern. Außer dem, daß er auf diese Art für die Sicherheit seiner Unterthanen sorgte, war er auch zugleich für mehrere Bildung derselben durch Gesetze und Unterricht bedacht. Er ließ zu dem Ende die Gesetze seiner Vorfahren zusammentragen, und vermehrte sie, übersetzte auch selbst die Psalmen und die äsopischen Fabeln und einige andere Schriften in die englische oder damalige angelsächsische Sprache, und legte eine Schule zu Oxford an. Sein vorzüglichstes Augenmerk ging jedoch auf zwei Stücke, nämlich: seine Feinde so viel möglich zur See zu bekriegen, und an seinem Hofe die in den Wissenschaften und Künsten erfahrensten Männer zu unterhalten. Durch seinen häufigen und vertrauten Umgang mit diesen erwarb er sich selbst viel Kenntnisse, verglich die verschiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte sie bei seinem Scharfsinne und seiner Klugheit sehr gut zu benutzen. Ihm bleibt besonders das Verdienst, zu Englands Seemacht den ersten Grund gelegt zu haben. Denn er war es, der zuerst Schiffe oder vielmehr Galeeren erbauen ließ, die sechzig Ruder hatten, und hierdurch sowohl als auch in Ansehung ihrer Größe und Beschaffenheit, noch ein Mal so stark waren, als die größten vorher gebräuchlich gewesenen Schiffe. Er glaubte mit Recht, daß eines Theils schon die Größe dieser Schiffe dem Feinde ein Schrecken einjagen müßte, und andern Theils, daß im Gefechte ein solches Schiff eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge vernichten könnte. Daß übrigens Alfred die von ihm erbauten Schiffe nicht bloß gegen seine Feinde, sondern auch zu andern Zwecken angewandt habe, ist mehr als wahrscheinlich. Es scheint daher die Nachricht einiger Schriftsteller: daß er einige Entdeckungsreisen nach den norwegischen und lappländischen Küsten, und sogar nach Ostindien habe unternehmen lassen, und aus jenen Ländern Wallroßzähne, aus diesem Edelsteine und andere Waaren erhalten ha-

be, ziemlich glaubwürdig, zumal da man selbst die Personen, die er zu diesen Reisen gebraucht, namentlich angibt. Und so wäre denn Alfred auch der erste, der seine Unterthanen auf Indien aufmerksam gemacht hat.

Algarotti (Francesco Graf), gehört unter diejenigen italiänischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, die mit dem meisten Erfolge das Studium der ernstern Wissenschaften mit der Ausübung der Künste verbunden haben. Er war zu Venedig im J. 1712 geboren, studirte zu Rom, Venedig und zuletzt unter Manfredi und Zanotti, zu Bologna. Diese berühmten Gelehrten gewannen ihn lieb wegen seiner glücklichen Anlagen, und beschleunigten seine Fortschritte in der Mathematik, Geometrie, Astronomie, Philosophie und Physik. Dieser letztern Wissenschaft und der Anatomie widmete er sich mit Vorliebe. Nicht minder eifrig hatte er das Lateinische und Griechische studirt, auch großen Fleiß der toscanischen Sprache gewidmet. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reisen. Er sah Frankreich, England, Rußland, Deutschland, die Schweiz und alle bedeutenden Städte Italiens, und fixirte sich erst in den letzten zehn Jahren seines Lebens in seinem Vaterlande. Als 21jähriger Jüngling schrieb er zu Paris den größten Theil seines Neutonianismo per le dame, im Geschmack der Pluralité des mondes von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu seinem Ruhm. Voltaire und dessen gelehrte Freundin, die Marquise du Chatelet, Friedrich II., Chesterfield, Hume, Pitt, Maupertuis und andere berühmte Männer nahmen das Werk mit ausgezeichnetem Beifalle auf. Bis 1739 lebte Algarotti abwechselnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Chatelet, bald in London. In dem gedachten Jahre machte er mit dem Lord Baltimore eine Reise nach Petersburg. Auf dem Rückwege besuchte er Friedrich II., der damals als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zu sich berief, und ihn nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venetianischen Senat bestätigt wurde. Nicht minder schätzte ihn der König August III. von Polen, welcher ihn nach Dresden berief, und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Er lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden, besonders an ersterm Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienstes und den Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. Im J. 1754 aber kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und seit 1762 zu Pisa wohnte. Hier starb er 1764 an der Auszehrung, nachdem er lange an der Hypochondrie gelitten hatte. Den Entwurf zu seinem Monument, welches auf Friedrichs II. Kosten auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Pisa errichtet wurde, hatte er selbst gemacht. Der König aber hatte die Inschrift darauf setzen lassen, welche nach einer durch des Grafen Bruder vorgenommenen unschicklichen Veränderung des Rex in magnus also lautet: Algarotto Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, Fridericus magnus; und darunter: Hic jacet Fr. Algarottus non omnis. In jener Inschrift ist auf Algarotti's berühmteste Werke, seinen Congresso di Citera und seinen Neutonianismo hingedeutet. Unstreitig gehört Algarotti zu den ausgezeichnetsten Männern aus dem Jahrhundert Friedrich II. Seine Kenntnisse waren weit umfassend, und in mehrern Fächern gründlich. In Ansehung der Malerei und Baukunst gehört er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künstler sind unter seiner Leitung gebildet worden. Er selbst

zeichnete und äzte mit vieler Geschicklichkeit. In seinen Werken, welche von dem mannigfaltigsten Inhalte sind, zeigt sich überall Witz mit Scharfsinn gepaart, seine Poesien sind voll Anmuth und Feuer, und seine Briefe gehören zu den schönsten, welche die italiänische Sprache aufzuweisen hat. Unter seinen Saggi sopra le belle arti sind die Versuche über die Malerei die wichtigsten. Eine vollständige Angabe seiner Werke würde hier zu weit führen. Es gibt mehrere Sammlungen derselben, die neueste ist zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bänden erschienen.

Algebra. Dieser wichtigste Theil der Mathematik ist die Wissenschaft, endliche Größen nach allgemeinen Zeichen zu bestimmen und zu finden. Da man sich zu diesen Zeichen der Buchstaben bedient, so hat man sie auch Buchstabenrechnung genannt. Einige Schriftsteller nennen die Algebra die Wissenschaft, eine jede gegebene mathematische Aufgabe aufzulösen; allein dieser Begriff wird richtiger der Analysis zugeeignet, von welcher die Algebra ein Theil ist, und zwar derjenige, welcher sich mit endlichen Größen beschäftigt. Die Algebra hat zwei Theile: der erste faßt die eigentliche Buchstabenrechnung, oder diejenige Wissenschaft in sich, welche die Größen unter den Zeichen der Buchstaben berechnet; der andere lehrt die Art und Weise, wie man sich dieser Buchstabenrechnung zur Auflösung der Aufgaben geschickt bedienen soll. Diesen leztern Theil, welcher der größte und wichtigste ist, nennt man auch schlechtweg die Algebra.

Algier, eine von den drei nordafrikanischen Republiken Algier, Tunis und Tripolis. Es liegt westwärts von Tunis am mittelländischen Meere und begreift 9000 Q. M. Mehrere Aeste des Atlas, deren höchste Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, durchschneiden das Land. Von diesen laufen verschiedene, zum Theil ansehnliche Ströme nach dem mittelländischen Meere. Die Luft ist gesund und angenehm, im Sommer aber, bei wehenden Südwinden, zum Erstikken heiß; der Boden an den Küsten und Strömen äußerst fruchtbar, Landeinwärts aber gegen die Wüste zu, immer sandiger und wilder. Die natürlichen Producte sind hier wie überall in Nordafrika; eben so auch die Bewohner, welche in Mauren, Beduinen, Berbern, Juden, Negern, Christen bestehen. Der Staat wird in drei Provinzen, Mascara, Titeri und Constantine getheilt, und ist eine aristokratische Republik unter dem Schutze des türkischen Kaisers. Im Alterthume war Algier ein Theil des numidischen Reichs, bewohnt von phönicischen Colonisten, die etwa 300 Jahre vor Chr. Geb. sich hier mit ihrem Kunstfleiße niederließen. Cäsar machte es (44 Jahre vor Chr.) den Römern zinsbar. Seitdem hatte es mit Tunis und Tripolis einerlei Schicksal. Unter den Arabern war Algier eine Provinz von Telmesan, vorher von Marocco, und ein Abfindungsland für dessen jüngere Prinzen, das Abu Hamu von Telmesan, nachdem schon seine Vorfahren es den Meriniden von Marocco entrissen hatten, nach 1303 wieder an sich brachte und nun 1443 Abul Abbas verlor. Es war hernach dem Könige von Budscha (Bugia); doch mit Beibehaltung der republikanischen Freiheit, zinsbar. Um das J. 1505 suchten die Einwohner, da sie der König von Budscha gegen die Spanier nicht schützen konnte, Hülfe gegen sie bei einem arabischen Fürsten, Selim Eutemi, und übergaben ihm ihre Stadt, mußten sich aber den Spaniern unterwerfen. Im J. 1516 riefen die Algierer Horuk Barbarossa, einen türkischen Seeräuber zu Hülfe, der sich daselbst zum Könige einsetzte, und dem sein Bruder, nachdem er erschlagen worden war, 1519 (1520) folgte. Die-

ser übergab das Reich an den türkischen Kaiser Selim als dessen Pascha, mit welchem Titel sich auch seine Nachfolger begnügten. Mit diesem Staate war 1551 und 1560 Telmesan und 1541 Budscha und Tenes verbunden. Nach 1600 veränderten die Algierer die Verfassung, und setzten aus ihrem eigenen Volke einen Dey über sich, mit Beibehaltung des Pascha, doch ohne ihm Antheil an der Regierung zu verstatten. Im J. 1710 nahm der Dey, Baba Ali, selbst den Titel eines Pascha an, und verband beide Würden mit einander. Mit diesem regieren die türkischen Mitglieder der Miliz, doch ohne Abhängigkeit vom Sultan. Algier wurde in den neuern Zeiten wegen seiner Seeräuberei häufig von den Europäern wieder angegriffen. England und Holland z. B. schickten 1655 ihre Flotten gegen Tetuan, Algier, Tunis und Tripolis. Sie wiederholten ihre Rache 1650, 1661, 1670, 1671; es wechselten Züchtigungen und Friedenstractate, bis endlich Holland 1679 und England 1682 feste Friedensverträge mit Algier unterzeichneten. Den meisten Bestand hatte der letztere, er ward 1700, 1703, 1716 und zuletzt 1762 erneuert. Ludwig XIV. züchtigte am empfindlichsten Algier durch du Quesne (1682 und 1683) und nur der Friede endigte 1684 die Bedrängniß der Algierer. — Schweden und Venedig schlossen 1726 mit Algier Freundschaftsverträge, Oesterreich 1726, Frankreich erneuerte 1793 die alten Verträge, Dänemark 1772, Spanien 1785. — Die Hauptstadt Algier hat über 100,000 Einwohner.

Alicante, eine wohlgebaute, an einem Busen des mittelländischen Meeres, im spanischen Königreiche Valencia gelegene, stark befestigte Stadt mit einem guten Hafen, deren Belagerung die Franzosen noch nicht haben unternehmen können. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000. Außer Salz, Mandeln, Oliven, Wolle, Baumöl, Datteln und Weingeist ist der vorzüglichste Ausfuhrartikel der gute, schwärzlich trübe, süße Wein, welcher unter dem Namen des Alicante-Wein bekannt ist. Carl V. pflanzte ihn zuerst an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Die rothe Sorte, die man auch vino tinto nennt, ist die beste. Er wächst in einem kleinen Bezirk. Eingeführt werden Leinwand, allerlei Zeuge, Tücher, Flachs u. s. w. Alicante ist überdies die Handlungsniederlage zwischen Spanien und Italien, weil der Zoll hier geringer ist als der zu Valencia und Carthagena. Seit 1798 war hier auch eine Akademie für die Schifffahrtskunde eröffnet.

Alkali, Alkalien, alkalische Salze, Laugensalze, sind Grundstoffe, welche einen besonders scharfen Geschmack haben, mit den Säuren aufbrausen, den Veilchensaft und ähnliche blaue Pflanzensäfte grün färben und alle in Säuren aufgelöste Körper niederschlagen. Man unterscheidet zwei Arten von Alkalien, feuerbeständige oder fixe und flüchtige. Jene haben einen besonders brennenden laugenhaften Geschmack, sind im Feuer beständig und zerfallen in Pflanzenalkali (Potassium) und Mineralalkali (Natrum); diese hingegen verflüchtigen sich leicht in der Wärme. Die allgemeinen Eigenschaften der Alkalien sind folgende: Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft leicht an, wenn sie nicht mit Kohlensäure verbunden sind, und können daher gebraucht werden, Gaßarten vom Wasser zu befreien; während sie die übrigen blauen Pflanzensäfte (den Indigo ausgenommen) grün färben, erhöhen sie die blaue Farbe des Lackmußes; sie stellen die Farben, die durch Säuren verändert worden sind, wieder her; sie verändern die rothen Pflanzenfarben, vorzüglich die des Fernambuks in blau oder violett und die der Curcume oder andere gelbe Pflanzenfarben in röthlich braun; sie trennen (im kohlensauren Zustande) alle in Säuren

aufgelös'te Dinge. Die metallischen Auflösungen trennen sie sowohl im ätzenden als kohlensauern Zustand, und die Niederschläge erscheinen mit verschiedenen Farben; sie lösen im ätzenden Zustande Oele, Fettigkeiten, harzige Stoffe auf, wodurch Seifen entstehen; auch wirken sie im ätzenden Zustande sehr stark auf alle thierischen Theile, lösen sie auf und bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich sind; so wirken sie auch auf einige Pflanzen, wie die Schwämme; im ätzenden Zustande verbinden sie sich mit dem Schwefel und bilden die Schwefelleber; sie lösen sich, wenn sie frei von Kohlensäure sind, in Weingeist auf, und die Flüssigkeit erhält eine rothe Farbe; sie scheiden das Ammoniak aus seinen Verbindungen mit Säuren; sie setzen mit Säuren Neutralsalze zusammen; sie lösen im ätzenden Zustande die Thonerde auf, die im Wasser erweicht worden ist; im ätzenden Zustande in Wasser aufgelös't, lösen sie die Kieselerde auf; im Feuer entsteht durch diese Verbindung Glas, welches aber in Wasser lösbar ist, wenn man wenig Kieselerde angewendet hat; sie kommen in den mehrsten Fällen mit Kohlensäure verbunden vor, und dann brausen sie mit andern Säuren, indem die Kohlensäure ausgetrieben wird; sind sie völlig ätzend, so erhitzen sie sich bei der Lösung im Wasser.

Alkämenes, ein berühmter griechischer Bildhauer in Erz und Marmor, der berühmteste Schüler des Phidias. Seine gepriesensten Werke waren sein Sieger in fünf Wettstreiten, sein Vulkan, seine Venus in den Gärten (eine der schönsten Statuen in Athen) und sein Amor.

Alkmar (Heinr. v.), von Geburt ein Niederländer, lebte ums J. 1470 zur Zeit der Meistersänger am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen, dessen Lehrer er war. Mit ruhiger, klarer, leidenschaftlosen Ansicht der Dinge und Begebenheiten verband er durchdringenden Scharfblick, genaue Kenntniß der Tiefen des menschlichen Herzens, unerschöpfliche Erfindungskraft und hohen Reichthum an Witz und Laune. Er ist der Verfasser des Reinecke Fuchs, eines Gedichtes in niedersächsischer, plattdeutscher Mundart, in gereimten jambischen Quadernarien, deren Held und handelnde Personen Thiere sind. Den Stoff schöpfte er aus Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Lange war das Gedicht das Lieblingsbuch der Nation, und während Einige es als eine Fundgrube der Moral und Politik betrachteten, ergötzten sich Andre an der höchst unterhaltenden Geschichte selbst. Man kann es ein äsopisches Epos nennen, und unter diesem Gewande rügt er alle Laster der großen Welt, die List und die Ränke der Hofleute, die schändlichen Ausschweifungen der Geistlichkeit und viele Bübereien der bürgerlichen Stände in damaliger Zeit mit einer Freimüthigkeit, die bisweilen an Verwegenheit gränzt. Wie die Mundart das Drollige erhöht, so wird durch den Vers, der sich stets mit Leichtigkeit und Anmuth fortbewegt; und worin sich der Reim fast durchgehends von selbst dargeboten zu haben scheint, das Ganze belebt. Die älteste Ausgabe des Reinert oder Reinecke de Voß, ist von 1498. 4. (Lübeck). Die beste neuere Ausgabe in niedersächsischer Mundart ist von G. Bredow. Eutin 1798. 8. Man hat dieses Gedicht in mehrere Sprachen übersetzt, und Göthe hat es in Hexametern bearbeitet.

Alkohol, jede in das allerfeinste Pulver aufgelös'te Substanz; insbesondere der bis auf den höchsten Grad rectificirte, abgezogene Weingeist.

Alla Breve wird ein Tonstück überschrieben, das in einer doppelt so geschwinden Bewegung, als sonst bei eben der Art Noten Statt findet, vorgetragen werden soll, so daß eine ganze Tactnote so geschwind

als sonst eine halbe, eine halbe so geschwind als sonst ein Viertel u. s. f. gespielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieser Tactart den Tonstücken ein Zeichen vorzusetzen, das einem durchstrichenem C gleich sieht. Uebrigens bedient man sich auch des Ausdrucks: alla Capella; und diese Benennung rührt von den aus dem Choralgesang entlehnten Subjecten her, wovon zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieselben sind, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie sie die Gemeinde in der Kirche singt, sondern lebhafter, so wie es in den Capellen gewöhnlich ist, ausgeführt werden sollen.

Allah ist im Arabischen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mahomed sagt, er sey der Einzige, der sein Wesen von sich selbst habe, ihm sey nichts gleich in der ganzen Reihe der Wesen. Alle Geschöpfe hätten das ihrige von ihm erhalten; er sey der, welcher weder zeugt noch gezeugt worden sey. Er ist der Herr der Körper- und Geisterwelt, dessen als des einzigen und wahren Gottes Verehrung Mahomed als die Hauptlehre seiner Religion überall einschärft. Das Wort ist aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zusammengesetzt, welches den Verehrten und zu Verehrenden bezeichnet und der Singular zu Elohim ist.

Alle für Einen und Einer für Alle (In solidum) heißt, wenn sich mehrere Personen zu einer Zahlung oder sonstigen Leistung dergestalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müssen. Dies ist in Verschreibungen, welche von Mehreren gemeinschaftlich ausgestellt sind, nur dann der Fall, wenn dieser Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für seinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Division Verzicht geleistet seyn. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer solidarischen Schuld zuerst angreifen will, hängt von seiner Wahl ab, und es ist gleichgültig, ob sein Name zuerst oder zuletzt unter dem Documente steht.

Allegorie. Dieses griechische Wort bezeichnet seinem Ursprunge nach eine Darstellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darstellt, noch etwas anderes bedeuten sollen, als sie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgesehen von ihrer besondern Zusammenstellung ankündigen (das Wort ist nämlich gebildet aus αλλο und αγορευειν). Der herrschend gewordne Gebrauch dieses Ausdrucks verlangt aber: 1. eine Verwandtschaft oder Gleichartigkeit dieses verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichsam einander parallel fortlaufen müssen; denn sonst würde auch die Ironie, in welcher durch das Positive an das entgegengesetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2. die Kunst, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargestellten, jenen andern vermittelst dieser Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anschauenden sicher zu erwecken; welche Kunst um so größer ist, je sicherer beim Anschauen des unmittelbar vor Augen liegenden (des Bildes), die ihm entsprechende höhere Bedeutung des dargestellten, das ideale Gegenbild, sich vor der Phantasie des Anschauenden entfaltet, so daß vor dem klaren Anschauen des Letztern das Erstere fast verschwindet, und allmälich zurücktritt. Im allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darstellung, in welcher ein Gegenstand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darstellung ist gewöhnlich ein sinnlicher oder historischer (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zusammenstellung beruht, und einen besondern Gegenstand, eine be-

sondere Thatsache und Begebenheit, sie sey nun wirklich geschehen, oder werde nur als geschehen vorgestellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anschauen des ersteren hervortretende Sinn aber ein geistigerer und allgemeinerer, welcher über einzelne Fälle und Thatsachen, auf welche die Darstellung sich bezieht, hinausgeht, und in dem Reiche des Idealen liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede schöne Kunst in gewissem Sinne allegorisch nennen kann, — denn es will das schöne Kunstwerk durch individuelle sinnliche Zeichen, etwas Höheres, Ideales darstellen, — im strengen Sinne aber Allegorie nun ein solches Product der Kunst genannt wird, in welchem die Zeichen der Darstellung so verbunden sind, daß sie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen besondern und einen allgemeinen Sinn enthalten und darstellen, welche doppelte Bedeutung eines sinnlichen Gegenstandes oder eines Factums zugleich eine ursprüngliche Verwandtschaft des besondern und allgemeinen, ja der Natur und des Geistes überhaupt voraussetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geistiges bedeuten, und das Ideale durch etwas Individuelles repräsentirt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegorische dem Historischen (in jenem weitern Sinne genommen, entgegensetzt, und dann die Allegorie ein Phantasiebild, eine Phantasie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarstellung vorzugsweise zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darstellungen geben kann, denen ein eigentliches historisches Factum, d. i. eine Thatsache oder Begebenheit, aus dem Kreise der Geschichte genommen, zum Grunde gelegt ist, welchen man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben versucht hat, welche Darstellungen man historische Allegorien genannt hat; so hat doch theils das Geschichtliche schon an und für sich selbst so viele Bedeutung, daß dasselbe, wenn eine allgemeine Deutung den eigenthümlichen Charakter desselben — wie die Erfahrung lehrt — auch nicht zu zerstören pflegte, den Blick doch fortdauernd auf das Individuelle hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Besondern ein geistiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzustellen, verschwinden müßte. Daher das Besondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenstand und Erzeugniß der schaffenden Phantasie ist. Endlich leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den sogenannten redenden Künsten, d. i. Beredsamkeit und Dichtkunst, und unter den bildenden nur in der Malerei und Plastik, so wie in den mimischen Künsten, keinesweges aber in der Musik und Baukunst vorkommen könne; denn nur die erstgenannten Künste sind durch ihre Darstellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn darzustellen und neben der besondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen, der Charakter der letztern aber ist schon durch ihre Darstellungsmittel ein sinnbildlicher, denn sie deuten, nach ihrem reinsten Wesen gedacht, durch eine geistige Harmonie der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren, des Menschen idealstes, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes harmonisches Gefühl und Leben, und zwar die Musik, das innere Leben des Gefühls, durch den ihm verwandten Ton, die Baukunst aber das äußere harmonische und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealisirung der äußern Umgebung, kräftig: obwohl im Verhältniß zu dem Begriff, zu welchem sich Worte, lebendige Gestalten und ihre Bewegung durch ihre Zusammenstellung und Verbindung erheben lassen, nur dunkel und undeutlich an. So gibt es aber selbst in den erstgenannten Künsten Dar-

stellungen, deren Gegenstände historisch sind oder der Sage angehören, und dennoch, unbeschadet ihrer historischen Selbstständigkeit, einen allgemeinen Sinn verstatten, oder sich, wie man sagt, allegorisch erklären lassen, ohne die Allegorie zu bezwecken (z. B. Eros, Herkules, Apollon). In so fern nun bei diesen der allgemeine Sinn gleichsam aus dem Individuellen von selbst entstanden, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten scheint (man denke hier an die allegorischen Personen einer Victoria, Spes), in so fern setzt man wieder das Allegorische auch dem Symbolischen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinsicht oft gleichbedeutend gebraucht werden (wie z. B. wenn man den Künsten überhaupt eine allegorische oder symbolische Natur zuschreibt). Andere bestimmen den Unterschied zwischen Allegorie und Symbol so, daß sie letzteres mehr auf einen einzelnen Gegenstand, der auch noch kein selbstständiges Kunstwerk bildet, beschränken, und mithin unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenstand oder Begriff angedeutet wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Oelzweig), unter einer symbolischen Gestalt die Personification eines Begriffs verstehen, erstere aber mehr auf ein größeres Ganzes von Gestalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreise der Sage oder Geschichte liegt, eine sinnverwandte Wahrheit dargestellt wird; nach welchem Unterschiede eine symbolische Darstellung (z. B. Rafaels symbolische Gestalten oder allegorische Personen der Klugheit, Gerechtigkeit) sowohl für sich bestehen, als auch einen Theil der Allegorie ausmachen kann (z. B. Eros der auf dem Löwen reitet). Indessen ist auch die Allegorie nicht immer ein allegorisches Ganzes oder ein besonderes Kunstwerk, sondern sie kommt auch als Theil eines Kunstwerks vor, und zwar in der Redekunst und Poesie; in so fern wird sie zu den rhetorischen Figuren, namentlich zu den Tropen (s. Tropen) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Uebertragung ähnlicher und verwandter Vorstellungen und Eigenschaften auf ähnliche Gegenstände und Vertauschung derselben besteht, nur durch ihre Ausführung unterschieden, und daher auch oft eine ausgeführte Metapher mit Recht genannt. Hier wird ein Bild oder der ähnliche Gegenstand statt des darzustellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorstellungen und Eigenschaften desselben von jenem Bilde abgeleitet, und durch Eigenschaften dieses Bildes, nur daß diese demselben ähnlich und verwandt seyn müssen, ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgesetzt, daß das bezeichnende Bild deutlicher und stärker den Gegenstand ausdrücke, als der eigenthümliche und eigentliche Ausdruck, welcher für denselben vorhanden ist. So enthalten Shakspeares Worte: „mir ist der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand," „wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt ist" eine Allegorie dieser Art. Auch hat diese Figur, wie alle Metaphern, nicht bloß in dem Mangel der Ausdrücke für gewisse Gegenstände, wie Cicero anführt, sondern noch mehr in dem Drange eines belebten Gemüths, seine Empfindungen und deren Gegenstände stark und lebendig auszudrücken, oder in dem Vergnügen, welches alle Vergleichung und die Uebung einer vorzüglichen Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Ursprung. In jenem Drange ist die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geschäftig, 1. das Geistige zu verkörpern (dieses die natürlichste, ursprünglichste und dem Wesen der Poesie angemessenste Metapher und Allegorie), 2. das Körperliche zu beleben und zu vergeistigen, oder auch 3. ähnliche Gegenstände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauschen und die Naturerscheinungen zu

personificiren (z. B. Aurora), worin die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber ist die Vergleichung so schnell, die Anschauung so lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenstand fast unvermerkt an des Vergleichenden Stelle tritt; dadurch wird der Ausdruck selbst kürzer, erweckt die Vergleichungskraft und den Witz des Lesers bei der Vorstellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie schon überhaupt das Vertauschen verschiedener Gegenstände verwandter Sphären des Denkens, ein gewisses Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unserer Vorstellungen überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der Allegorie in Rede und Gedicht. 1. Die Allegorie gehört zunächst dem affectvollen und leidenschaftlichen Zustande an, in welchem alles auf den Gegenstand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenschaft, Ursache oder Wirkung desselben angesehen wird, eine ängstliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Reflexion, welche, wie ein Gleichniß, die verglichenen Dinge gegenüberstellt, unmöglich ist; 2. sie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, und ergreift 3. statt des darzustellenden Gegenstandes ein Bild, welches ungesucht denselben nach seinem Wesen und seiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet, und nach der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst sich richten muß. Die Allegorie als selbstständiges Ganzes oder besonderes Kunstwerk aber kann auf ähnliche Weise und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber finden sich theils und hauptsächlich in der Foderung, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgemahlten Bildes leicht und deutlich hervorschimmere, und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müsse, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B. historische Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenstand selbst verdunkelt werden würde — oder trivial sey, in welchem Falle das ästhetische Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Historische und Mythische mit dem Allegorischen vermischt werde, und dadurch jenes seine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Gallerie Farnese des Annibal Caracci), theils in der didactischen Tendenz, welche die Allegorie leicht annimmt, und sich dadurch zur Prosa hinneigt (welche Tendenz in Verbindung mit gewissen Umständen, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu sagen, welche im Bilde eindringlicher und im Reize der Schönheit auftrat, die erste und häufigste Veranlassung zu Allegorien dieser Art wurde), theils endlich darin, daß das Phantasiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an sich weniger Interesse hat und weniger individualisirt ist, als die historische Thatsache, große und vorzügliche Schwierigkeiten. In diesen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die echte Allegorie so selten ist, und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalles der Kunst eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft in der bildenden Kunst, auch der Verständlichkeit wegen, zu gewissen willkürlichen und conventionellen Symbolen und Attributen (s. den Artikel) zu greifen, welche außer dem Gegenstande liegen und den Betrachtenden kalt lassen. Daher aber vermag auch die allegorische Darstellung, mehr als irgend eine andere, die seltene Verbindung des philosophischen und poetischen Geistes von Seiten des Künstlers und in Hinsicht des Ausdrucks der Gedanken eine seltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe zu beurkunden; denn das Allgemeine und Besondere muß hier eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunstwerk das ganze Gemüth ansprechen, und daher nicht bloß auf den Verstand durch eine

der Menschheit würdige, und der Versinnlichung fähige (d. i. nicht zu abstracte) Idee, die ihr zum Grunde liegt, sondern auch durch den belebten Ausdruck auf das Gefühl wirken, der gleichsam willig und von selbst sich an jene anschmiegt, und zum beseelten Körper derselben geworden ist, unter welchem sie nicht wie ein dunkles Räthsel verborgen liegt, sondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorschimmert, dem Gebildeten verkörpert erscheint und ihn lebendig ergreift. Letzteres aber kann sie nur, wenn von ihr so viel als möglich alle willkürlichen und conventionellen Zeichen und Attribute wie überhaupt alles Gesuchte entfernt sind, und die Form eine innere Verwandtschaft mit der Idee hat, durch welche sie gewissermaßen zum nothwendigen sich leicht ankündigenden Ausdrucke derselben erhoben wird; ferner wie das Besondere, durch welches sich das Allgemeine darstellt, selbst in seinen Formen Idealität besitzt und sich über die Prosa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzen waltet. — Als Beispiel der poetischen Allegorie, als eines selbstständigen Kunstwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz 1, 14 in welcher dieser Dichter den römischen Staat und seinen Zustand unter dem ausgemahlten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetischer Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, schildert; die Sorge von Herder, die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Lessing in seinen Nathan den Weisen verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle sind an sich schon weder poetisch, noch in dem oben aufgestellten Sinne Allegorien — die Vögel des Aristophanes — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beispiel einer Allegorie in der bildenden Kunst, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Personification beschränkt ist, weil die bildende Kunst durch Gestalten darstellt, wobei sie öfters der Attribute bedarf, gilt Guido's Fortuna, die der geflügelte Knabe spielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegorische Ballets und Pantomimen. Die weitere Verschiedenheit der Allegorie in diesen verschiedenen Künsten und ihren Formen läßt sich nur aus dem Wesen derselben erkennen und ableiten, welche Untersuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. darüber Lessings, Herders, Winkelmanns und Moritzs Abhandlungen und Bemerkungen über Allegorie). Daß übrigens die Allegorie häufiger in der neuern christlichen Kunst als in der alten der Griechen und Römer besonders vorkommt, liegt in dem Charakter und der Denkweise des Alterthums und der christlichen Zeit, und ist vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verschiedenen religiösen Weltansichten, von denen jene sich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, diese dagegen von dem Geistigen ausging (deshalb in Ermangelung einer vielseitigen Mythologie die Kunst der freien Phantasie die Gestaltung ihrer Ideen, und Erfindung ihrer Stoffe überlassen mußte) zu begreifen. Man vergl. übrigens mit diesem Artikel in letzterer Hinsicht den Artikel Antik und Moden, und in Beziehung auf das Symbolische den Artikel Symbol. T.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, gest. daselbst 1640, ein Sänger in der päpstlichen Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetsten Gesang-Componisten damaliger Zeit betrachtet wird. Besonders berühmt hat ihn das Miserere gemacht, welches bis jetzt jährlich in der heil. Woche zwei Mal in der Sixtinischen Capelle abgesungen, und welchem eine außerordentliche Wirkung zugeschrieben wurde. Wahrscheinlich hatten hieran wohl mehrere Nebenumstände, als

die schwach erleuchtete Capelle, in welcher die Lichter nach und nach ausgelöscht wurden, der Ornat, in welchem der Papst und das ganze Conclave kniend an der Erde lagen ꝛc. den meisten Antheil. Die Composition wurde übrigens sonst so heilig aufbewahrt, daß derjenige den Bann befürchten mußte, der sie zu copiren gewagt hätte.

Allegro — wörtlich heißt es hurtig — ist einer von den fünf Hauptgraden der musikalischen Bewegung, und zwar der vierte nach der im Art. Adagio angeführten Ordnung. Ein Allegro, ein Stück, das in dieser hurtigen Bewegung gespielt werden soll. Allegretto. Die musikalische Bewegung zwischen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts), mithin etwas langsamer als Allegro und etwas geschwinder als Andantino. Man sagt auch ein Allegretto.

Allemande, 1. der bekannte, ursprünglich deutsche, fröhliche Tanz; 2. eine sehr muntere Tanzmelodie in 2/4 Tact, welche viel ähnliches mit dem französischen Tambourin hat; 3. eine Gattung kleiner Tonstücke, im ganzen oder vier Vierteltact und von etwas ernsthafter Bewegung, welche insgemein einen Theil der sogenannten Suite fürs Clavier ausmacht.

Allianz ist ein Bündniß zwischen zwei oder mehrern Staaten, in welchem sie sich auf den Fall eines Krieges gegenseitigen Beistand zusagen. Verspricht ein Staat dem andern seinen Beistand auf jeden Fall, er mag der angreifende oder angegriffene Theil seyn, so ist die Allianz eine Offensiv- und Defensiv-Allianz. Soll diese Hülfe aber nur dann Statt finden, um einen etwanigen fremden Angriff abzuwehren, so ist sie bloß eine Defensiv-Allianz. Die Hülfe, welche zugesagt wird, ist entweder unbestimmt und hängt von den Umständen ab, oder sie ist bestimmt und auf ein gewisses Hülfscorps oder andere Leistungen festgesetzt. Im letztern Falle wurde nach den bisher gültigen Grundsätzen der Alliirte, so lange er sich auf die tractatenmäße Unterstützung beschränkte und kein abgesondertes, für sich agirendes Armeecorps, sondern nur ein Hülfscorps unter des Andern Oberbefehl aufstellte, nicht als selbst im Kriegsstande gegen die gemeinschaftlich bekämpfte Macht angesehen.

Alligation oder Alligationsrechnung — Regula Alligationis, Règle d'Alliage ou d'Alligation — wird diejenige nothwendige und wichtige Rechnungsart genannt, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehrern Materien oder Waaren von verschiedenem Werthe zu machenden Mischung gesucht wird, so daß die vollendete Mischung selbst dadurch einen bestimmten Werth bekommt. Sie ist also von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterscheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher bestimmt, und der Preis oder Gehalt der Mischung erst gefunden wird; bei der Alligation hingegen bestimmt man den Preis oder innern Gehalt der Mischung zuerst, und berechnet das Verhältniß der Theile hiernach. Man hat hierbei folgende wenige Regeln zu merken: 1. Alle Sachen, so viel ihrer vermischt werden sollen, setzt man gerade unter einander, und den gemeinen Werth gegenüber zur Linken. 2. Nimmt man allezeit zwei und zwei Sachen, wenn ihrer viele sind, davon der einen Werth größer als der gemeine, der andern kleiner ist, und zieht den kleinern von dem gemeinen ab, den Rest schreibt man dem größern zur Rechten gegenüber, zieht den gemeinen Werth von dem größern ab, und schreibt den Rest dem kleinern gegenüber zur Rechten. 3. Diese beiden Zahlen, welche zur Rechten zu stehen kommen, zeigen an, in welcher Proportion beiderlei Arten

mit einander vermischt werden müssen, damit der gesetzte gemeine Werth herauskommt. Z. B. es sollen zweierlei Weine, wovon ein Maß der einen Sorte 16 Gr. und der andern 4 Gr. kostet, also vermischt werden, daß ein Maß von dem vermischten nur 12 Gr. kostet: so steht der Satz folgendermaßen:

4 — 4
12 — 16 — 8

Nun spricht man 4 von 12 bleibt 8, und 12 von 16 bleibt 4; mithin dürfen unter 8 Maß von der bessern Sorte nur 4 Maß von der geringern Sorte gemischt werden, wenn der Mischlingswein den verlangten Mittelpreis von 12 Gr. haben soll. Den 2 Maß zu 16 Gr. machen 32 Gr., und hierzu ein Maß von 4 Gr. macht in 3 Maß zusammen 36 Gr., und 3 Maß à 12 Gr. machen ebenfalls 36 Gr., oder auf folgende Art: Ein Weinhändler will Wein zu 25 Rthlr. das Orthoft mit Wein zu 32 Rthlr. vermischen, damit die Mischung 28 Rthlr. werth sey; wieviel muß er von jeder Sorte nehmen? Er sage hier: wie 28 — 25 zu 32 — 28, oder wie 3 zu 4, so die Menge des bessern Weines zu der Menge des schlechtern. Das ist, er muß 3/7 Orthoft vom bessern und 4/7 Orthoft vom schlechtern zu 1 Orthoft nehmen. Oder es soll 14löthiges Silber mit 9löthigem vermischt werden, daß die Mischung 12löthig werde; wie viel muß man von jeder Sorte nehmen? Man sage, wie 12 — 9 zu 14 — 12, oder wie 3 : 2, so die Menge des 14löthigen zu der Menge des 9löthigen. X.

Alliteration, eine musikalische Figur der Rede, die in einer Uebereinkunft der Consonanten in mehrern Wörtern des Satzes besteht. **Bürger** hat die Alliteration in folgenden Versen:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

A. W. Schlegel in einem Sonnet, das sich schließt:

Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.

Allodium, ein Wort, das sich aus der alten deutschen Sprache herschreibt, heißt eine jede Sache, die man erb- und eigenthümlich besitzt, und in Ansehung welcher keine Lehnsverbindung abgeschlossen ist. **Allodium** wird daher dem **Lehn** entgegengesetzt und das ganze Vermögen, das jemand besitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu einem oder dem andern gehören. Da es nicht gewöhnlich ist, daß jemand über eine Sache eine Lehnsverbindung eingehe, mithin auch nicht zu vermuthen ist, daß eine solche über eine Sache eingegangen worden sey, so folgt von selbst, daß jede Sache, die jemand besitzt, wahrscheinlich Allodium oder Allodialsache sey, und auch, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist, für Allodialsache gehalten werden müsse. Der Unterschied zwischen **Lehn** und **Allodium** ist von großer Bedeutung. Denn anstatt daß in Ansehung jenes der Besitzer der Sache bei Verfügungen und wichtigen Geschäften, die er in Ansehung des **Lehns** abschließen will, an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden ist, anstatt daß das Lehn selbst nicht auf jeden Erben des Vasallen, sondern nur auf denjenigen übergeht, der nach lehnrechtlichen Grundsätzen ein Lehn besitzen kann; so kann hingegen der Besitzer einer **Allodialsache**, wenn er wirklicher Eigenthümer derselben ist, und nicht durch besondere Gesetze, Verträge, oder durch Verfügungen eines vorherigen Eigenthümers, besonders durch testamentliche Verordnungen, einge-

schränkt worden ist, in Ansehung der Sache ganz frei handeln, und was er will, mit derselben vornehmen. Eben so fällt nach seinem Tode, in der Regel, die Allodialsache auf seine Erben, sie mögen seyn, wer sie wollen. Besitzt jemand zugleich Lehen und Allodien, so tritt nach seinem Tode eine sogenannte Absonderung des Lehns von dem Erbe (dem Allodium) ein: die Lehen kommen an diejenigen, welche, nach den besondern Grundsätzen des Lehnrechts, auf dieselben ein vorzügliches und ausschließendes Recht haben, da hingegen das Allodium an die wirklichen Erben des Verstorbenen fällt. Man nennt sodann diese letztern Allodial-Erben und das Vermögen des Verstorbenen, welches sie bekommen, die Allodial-Erbschaft: hingegen jene die Lehnserben, und die Lehngüter, die sie bekommen, die Lehnserbschaft.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutschen gewisse Frauen, denen sie eine geheime Wissenschaft zuschrieben; von all (sehr, viel) und runen (wissen). Sie hießen auch Truhten und waren Genossinnen der alten Vernunftweisen, welche ebenfalls Truhten genannt wurden. Sie wurden in der Folge von den Lehrern der christlichen Religion für Hexen, Zauberer, Unholde rc. ausgeschrien, und als Teufelsgenossinen vielfältig zum Feuer verurtheilt.

Alluvionsrecht, das Anschwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, sich das durch die Gewalt des Flusses vom andern Ufer abgerissene und an das ihrige angesetzte Land zuzueignen. Es ist in den verschiedenen Gesetzgebungen mit verschiedenen Modificationen bestimmt.

Almanach, s. Calender.

Al marco wird beim Münzwesen und Geldhandel gesagt, wenn man anzeigen will, daß eine gewisse Anzahl von ausgeprägten Münz-Sorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgestückelt, und beim Geldhandel angenommen werde; oder daß man bei Abwiegung und Würdigung der Münzsorten nicht auf das Gewicht und den Werth der einzelnen Stücke, sondern nur auf die ganze Mark Rücksicht nehme. Z. B. man stückelt und münzt eine Mark Silber in Groschen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groschen ein und eben dasselbe Gewicht zu geben, welches zu schwierig und kostspielig seyn würde; oder eine cölnische Mark Gold soll zu 67 vollwichtigen Ducaten, gleich 4864 holländischen Aßen schwer, ausgestückelt und ausgemünzt werden; so kann der Fall beim Ausstückeln doch eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wohl 69 und mehr Stück erfodert werden, in diesen Fällen nimmt man sie nicht stückweise als einzelne Ducaten = 67 auf die cölnische Mark an, sondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Al marco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verschiedenen Geldsorten schließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und sind die einzeln Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Al marco hinzugesetzt, wie z. B. jetzt mit den Laubthalern. X.

Almeida war eine der stärksten portugiesischen Festungen in der Provinz Beira an der spanischen Gränze. Sie wurde im Jahre 1762 nach vielem Verluste von den Spaniern erobert. Im Jahre 1810 wurde diese Festung von einer französischen Armee, unter der Anführung des Marschalls Massena, belagert. Am 15ten August wurden die Laufgräben eröffnet. Am 26sten geschah eine heftige Beschießung der Stadt. Gegen Abend fiel eine französische Bombe in eines der größten Pulvermagazine, das mit einer fürchterlichen Erschütterung in die Luft flog.

Am 29sten ergab sich die Festung. Nach dem im Jahre 1811 erfolgten Rückzuge der französischen Armee aus Portugal wurde Almeida von portugiesischen und englischen Truppen umringt. In dieser Lage unterminirten die Franzosen den besten Theil der Festungswerke, sprengten sie in die Luft, zerstörten das Geschütz und schlugen sich durch. Die Engländer haben seitdem die Werke hergestellt.

Almosen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme äußert sich im Almosengeben, und ist eine von den unvollkommenen Nächstenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengesetz jedem Menschen die allgemeine Pflicht für alle unvollkommene Nächstenpflichten auferlegt; du sollst alles thun, was in deinen Kräften steht, um die rechtmäßigen Zwecke Anderer zu befördern. Der erste Zweck jedes Menschen aber ist, seine moralische Bestimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gehindert. Aus diesem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch sonst eines Nebenzweckes willen, müssen wir mit einem Theile unseres Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterstützen. Vorgeworfene Wohlthaten hören daher auf, Wohlthaten zu seyn. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigkeit des Bedürftigen, andern Theils durch den Vermögensstand des Gebers bestimmt. Der pflichtmäßige Zweck unserer Unterstützung kann kein anderer seyn, als dadurch die sittliche Wirksamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieser aus unmoralischem Willen sich seine Bedürfnisse nicht selbst verschafft, oder daß er von unsern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, so müssen wir ihm unsern Beistand versagen. In Hinsicht unseres Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch so viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus lassen sich leicht die Regeln für die Größe der Almosen und für die Beschaffenheit der Personen, die solche vor Andern verdienen, bestimmen. Zugleich aber befolge man den Grundsatz, daß es besser ist, wenigen Armen reichlich als Vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten als den äußersten Fall abzuwarten.

Aloiden, Aloidae, Otus und Ephialtes, Söhne der Iphimedia und des Neptuns, waren Riesen von außerordentlicher Größe, indem sie jährlich eine Elle in die Dicke, und eine Klafter in die Höhe wuchsen, so daß sie schon im 9ten Jahre 27 Ellen hoch und 9 Ellen dick waren. Sie drohten in Verbindung mit den Giganten, den Himmel zu stürmen und die Götter zu entthronen, zu welchem Ende sie den Ossa auf den Olymp wälzten; allein Apoll erschoß sie mit seinen Pfeilen, ehe sie noch das Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden sie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdieß saß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geschrei ihre Ohren martern mußte. Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Böotiern her, welche zugleich behaupteten, daß die Aloiden den Dienst der Musen eingeführt hätten.

Alp, ein krankhafter Zustand, der zuweilen im Schlafe eintritt und dadurch herbeigeführt wird, daß der Blutlauf durch die Aeste der Lungenpulsader und durch die Gehirnadern in Stocken geräth. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Phantasie des gemeinen Mannes hat einen mißgestalteten Unhold erdichtet, der den Schlafenden auf diese Weise zu quälen suche. Die wahren Ursachen aber sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen,

image
not
available

Genevre; 4. von Nizza nach Genua. Die über den Simplon ist die wichtigste, und eine große Menge steinerner und hölzerner Brücken führt über die Flüsse; die größte Höhe dieser Straße ist 6174 Fuß über dem Meere.

Alphabet, s. Sprache.

Alphēus, einer der größten Flüsse in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arcadien entspringt, bei Olympia hinfließt, und dann ins ionische Meer fällt. Nach der Mythologie ist er ein Sohn des Oceanus und dessen Schwester, der Thetys. Er verliebte sich als Flußgott in die Diana, welche, um seinen Verfolgungen unerkannt zu entgehen, sich und ihren Nymphen das Gesicht schwärzte. Nicht eben so ungestraft blieb er, als er die Nymphe Arethusa mit seiner Liebe verfolgte. Diana verbarg diese in eine Wolke, ihn selbst aber verwandelte sie in eine Quelle. Er nahm nun seine Gestalt als Fluß wieder an, und vermischte sein Wasser mit dem ihrigen. Diese Fabel entstand wahrscheinlich daher, weil Alpheus an einer Stelle sich in die Erde verliert, und nachher bis nach Sicilien fließt, wo er sich mit der Quelle Arethusa vereinigt.

Alphons III., König von Leon und Asturien, mit dem Beinamen der Große, zählte erst achtzehn Jahre, als er 866 seinem Vater Ordogno in der Regierung folgte. Nachdem er lange mit dem mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden sah, gekämpft, und ihn endlich mit Gewalt unterworfen hatte, konnte er seine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs richten, und seine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreiche über die Mauren erfochtene Siege verherrlichen. Er setzte über den Duero, brach Coimbra's Mauern, drang bis an den Tajo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte Burgos aufs neue. Aber durch alle diese großen Thaten machte er seine Unterthanen nicht zufriedener, und hatte endlich sogar den Schmerz, seinen eigenen Sohn Don Garcia an der Spitze der Aufrührer zu sehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an sich zu reißen. Alphons aber rückte ihm unverzüglich entgegen, überfiel sein Heer, nahm ihn selbst gefangen, und hielt ihn in strenger Haft auf dem Schlosse Gauson. Diese gerechte Strenge aber empörte die ganze königliche Familie, und die Königin Donna Ximera bildete ein mächtiges Bündniß zu Garcia's Gunsten, und bewaffnete selbst ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von seinen eigenen Söhnen besiegt, der Krone entsagte, und sie auf das Haupt Don Garcia's setzte. Um sich nicht einer verhaßten Unthätigkeit zu überlassen, zog er jetzt, als seines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, schlug sie, und kehrte, mit ihrer Beute bereichert, zurück. Aber bald nach dieser Unternehmung starb er zu Zamora 912, in einem Alter von 64 Jahren.

Alphons X., König von Leon und Castilien, mit dem Beinamen der Astronom oder der Philosoph, war der Sohn Ferdinands des Heiligen, dem er im J. 1252 folgte. Seine Liebe für die Wissenschaften und das Recht, und der Beiname Sablo (der Weise), der ihm beigelegt worden, gaben seinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche und friedliche Regierung; aber diese Erwartung ging keineswegs in Erfüllung. Alphons wurde weder von seiner Familie, noch von seinen Unterthanen, noch auch von seinen Nachbarn geliebt; dagegen hatten seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ihm in Europa einen solchen Ruf

erworben, daß die deutschen Fürsten selbst seine Ansprüche auf die Kaiserkrone begünstigten. Statt sein Augenmerk auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels zu richten, verschwendete er die Kräfte seines Landes, um sich 1257 von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen, diese Würde gegen Rudolph von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und der Papst Gregor X. weigerte sich nicht nur, ihm die Kaiserkrone, sondern auch Schwaben, auf das er von Seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Kaiser Philipps I., Herzogs von Schwaben, Ansprüche hatte, zuzuerkennen. Während Alphons diesen eiteln Ehren nachstrebte, ward sein Thron zugleich von den Intriguen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarviens, und vereinigte Murcia mit Castilien. Aber diese Siege wurden durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufstand unterbrochen, dem er erst nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, sah man nur einen Beweis seiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge selbst gegen seine Familie zu verfahren begann, empörte sich aufs neue sein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons suchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und starb nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Wenig Könige sind so unglücklich gewesen wie Alphons X., und doch war er der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts. Er erwarb sich einen bleibenden Ruhm, indem er seinen Unterthanen eine Sammlung von Gesetzen gab, die in Spanien unter dem Namen Las partidas bekannt sind, und zum Beweise dienen, daß Alphons, nach Theodosius und Justinians Muster, sich ernstlich mit der Handhabung der Gerechtigkeit beschäftigte. Es finden sich in diesem Gesetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weise Herrscher beschneidet nur die Auswüchse.“ Alphons liebte besonders die Wissenschaften, und ihm verdankt Europa die unter seinem Namen bekannten trefflichen astronomischen Tafeln. Er ließ die erste allgemeine Geschichte Spaniens in castilianischer Sprache abfassen, und die Bibel übersetzen. Ueberhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende auch die Privilegien und Lehrstellen auf der Universität Salamanca. Sein Betragen indeß und sein Unglück beweisen, daß ohne Festigkeit und Klugheit die Gelehrsamkeit einem Regenten unnütz ist.

Alphons V., mit dem Beinamen der Großmüthige, König von Aragon, Neapel und Sicilien, ein Sohn Eleonorens von Albuquerque und Ferdinands des Gerechten, Infanten von Castilien, den die Aragonier zur Regierung berufen hatten, stieg nach seines Vaters Tode 1416 auf den Thron von Aragon, und zeigte sogleich seine Großmuth, indem er eine Liste vornehmer Personen, die sich gegen ihn verschworen hatten, ungelesen mit den Worten zerriß: „Ich will sie zu dem Geständniß zwingen, daß ich besser als sie selbst für ihr Leben sorge.“ — Um seinen Schmerz über den Verlust seiner Geliebten, der schönen Margareta von Hijar, welche die Königin in einem Anfalle von Eifersucht hatte ermorden lassen, zu zerstreuen, griff er zu den Waffen und überfiel Corsica, wandte sich aber von da nach Neapel, wohin ihn Johanna II. gegen Ludwig III. von Anjou mit dem Erbieten zu Hülfe rief, ihn zu adoptiren und zu ihrem Erben einzusetzen.

Bald aber entzweite er sich auch mit Johanna und räumte Neapel, wo er mit abwechselndem Glücke gefochten hatte, um seinen Bruder, den König von Navarra, gegen den König von Castilien zu unterstützen. Nachdem er diesen Krieg 1430 glücklich geendigt, und während desselben auch über den König von Tunis einen vollständigen Sieg davon getragen, kehrte er nach Sicilien zurück, um leichter mit seinen Anhängern in Neapel unterhandeln zu können. Diese hatten nach Johanna's Tode 1435 die Waffen für ihn ergriffen; aber während er Gaëta belagerte, dessen Widerstand er dadurch selbst verlängerte, daß er den Weibern und Kindern freien Abzug aus dem bereits ausgehungerten Platz verstattete, denn der großmüthige Fürst wollte die Eroberung der Stadt keiner Unmenschlichkeit verdanken; ward er von den Genuesern, deren Rache er sich wegen des Angriffs auf Corsica zugezogen hatte, mit einer mächtigen Flotte angegriffen und gefangen genommen. Philipp Visconti, dem er ausgeliefert wurde, ließ ihn, aus Achtung für seinen Edelmuth, ohne Lösegeld frei, und bald erschien Alphons mit einer neuen Armee vor Neapel, das er nach einer langen Belagerung einnahm. Er führte seitdem noch verschiedene Kriege mit einzelnen italiänischen Staaten und seine Armeen belagerten Genua, das der Uebergabe nahe war, als sie auf die Nachricht seines 1458 erfolgten Todes plötzlich abzogen. Ihm folgte in seinen Erbstaaten sein Bruder Johann, König von Navarra, in Neapel aber sein mit Margareta von Hijar gezeugter Sohn Ferdinand, welchen der Papst legitimirt hatte. — Unter allen Fürsten Aragons war Alphons der ausgezeichnetste. Er verband die Tugend eines Helden mit der Liebe zu den Wissenschaften, und bei den edeln Eigenschaften seines Herzens würde er seine Völker beglückt haben, wenn nicht unaufhörliche Kriege es ihm unmöglich gemacht hätten, dieses schöne Ziel zu erreichen.

Alphons I., mit dem Beinamen Henriquez, erster König von Portugal aus dem Hause Frankreich, war 1094 geboren, und, von seiner zarten Jugend an, seiner Mutter Therese von Castilien anvertraut, welche, nach ihres Gemahls Tode zur Regentin ernannt, den Staat verächtlichen Günstlingen Preis gab. Alphons war kaum volljährig geworden, als er sie, durch die allgemeine Unzufriedenheit dazu aufgefordert, der Regierung entsetzte, und sich zum Grafen von Portugal ernennen ließ (1128). Therese erregte einen Aufstand gegen ihren Sohn, aber Alphons schlug die Aufrührer in die Flucht, nahm seine Mutter gefangen und hielt sie in strenger Haft. Der König von Castilien, Theresens Neffe, eilte ihr zu Hülfe, aber Alphons bot unverzagt dem kriegserfahrnen Gegner die Spitze, und nöthigte ihn, seine Unabhängigkeit anzuerkennen. Der König von Aragon, der als Vermittler zwischen beiden Fürsten auftrat, bewog sie, sich mit ihm gegen die Muselmänner zu verbinden. Diese wollten der Vereinigung ihrer Gegner zuvorkommen, und rückten gegen Alphons an, der bei Castroverde eine furchtbare Stellung genommen hatte, und einen so entscheidenden Sieg erfocht, daß er auf dem Schlachtfelde von seinen Truppen zum König ausgerufen wurde (1139), welche Würde auch 1142 der Papst anerkannte. Im J. 1145 berief Alphons die Stände seines Reichs nach Lamego. Hier krönte der Erzbischof von Braganza den König, der, das bloße Schwert in der Hand, ausrief: Dank dem Herrn, der mir stets beigestanden, wenn ich mit diesem Schwerte, das ich zu eurer Vertheidigung führe, eure Feinde abwehrte; ihr habt mich zum König gemacht, und ich soll die Sorgen der Regierung mit euch theilen. Laßt uns denn durch Gesetze die Ordnung und Ruhe des Reichs

gründen. — Hierauf wurden die Reichsgrundgesetze und eine Constitution in 18 Statuten entworfen, kraft welcher der Thron für erblich erklärt, und jeder Fremde davon ausgeschlossen wurde. Kaum hatte er diese Angelegenheiten beendigt, so zog er vor Lissabon, das die Mauren inne hatten, und eroberte es nach einer langwierigen Belagerung (1147). Darauf nahm er zu Navarra's Gunsten an dem Kriege gegen Aragon Theil, und suchte sich zugleich auf der Seite von Galizien und Estremadura zu vergrößern. Er hatte Eloas genommen, und belagerte Badajoz, als er, selbst belagert von Ferdinand, König von Leon, bei einem Ausfall mit dem Pferde stürzte, das Bein brach und in Gefangenschaft gerieth, aus der ihn Ferdinand erst nach der Rückgabe seiner Eroberungen entließ. Dieser Unfall traf ihn im 80sten Jahre. Noch focht er gegen die Mauren, und starb 1185 in einem Alter von 91 Jahren, nach einer 73jährigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn Sancho. Mit Recht ist Alphons als der Stifter der portugiesischen Monarchie zu betrachten.

Alphons V., König von Portugal, mit dem Beinamen der Afrikaner, geboren 1432, war der Sohn Eduards I., dem er sechs Jahr alt unter der Vormundschaft seiner Mutter Eleonore folgte. Die Stände des Reichs entsetzten jedoch diese Fürstin und übergaben die Regentschaft dem Onkel des jungen Königs Don Pedro, der mit Weisheit das Reich verwaltete. Dennoch ward er bei Alphons, der 1446 volljährig geworden, verdächtig gemacht, von diesem für einen Aufrührer erklärt, und als er jetzt nothgedrungen zu den Waffen griff, in einem Gefecht getödtet. Unter der Regierung dieses Fürsten entdeckten die Portugiesen die Küste von Guinea und gründeten daselbst ihre ersten Niederlassungen. Im J. 1471 ging Alphons selbst mit 300 Segeln und 30,000 Soldaten nach Afrika, eroberte Arzilla und Tanger, und kehrte glorreich mit dem Namen des Afrikaners nach Portugal zurück. Im Glauben an eine Volksprophezeihung, daß ein christlicher Fürst ein Schwert erobern müsse, das die Mauren mit einer Art von heiliger Verehrung zu Fez aufbewahrten, bildete Alphons sich ein, daß ihm diese Ehre aufbehalten sey, und stiftete den Orden der Schwert-Ritter, deren Zahl er auf 27 festsetzte, weil er damals 27 Jahre alt war. Sein Ehrgeiz kannte keine Gränzen mehr. Statt im Schooße des Friedens rühmlich seine Regierung zu enden, ließ er sich 1475 in einen Krieg gegen Ferdinand und Isabelle ein, der unglücklich für ihn endigte. Die Portugiesen waren mißvergnügt und muthlos und Alles in einer solchen Zerrüttung, daß Alphons den seltsamen Entschluß faste, persönlich bei Ludwig XI. von Frankreich Hülfe zu suchen. Dieser aber täuschte ihn durch falsche Versprechungen, und schloß mit Isabella einen Separatfrieden. Darüber gerieth Alphons in solche Verwirrung, daß er nicht wieder nach Portugal zurückkehren wollte, und seinem Sohn Don Juan schrieb, er möchte sich zum König ausrufen lassen. Seine Absicht war, in Jerusalem seine Tage zu beschließen; aber Ludwig XI. hinderte ihn daran, indem er ihn ehrenvoll in seine Staaten zurückschickte. Alphons übernahm auf seines Sohns dringendes Verlangen die Regierung wieder, schloß mit Castilien Frieden (1479), verfiel aber zwei Jahre nachher in eine schwarze Melancholie, legte die Krone zum zweiten Mal nieder, und wollte sich in ein Kloster zurückziehen, starb aber auf dem Wege dahin zu Cintra an der Pest, 1481.

Alt wird die zweite Singstimme genannt, und mit dem C Schlüssel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Er steigt nicht ganz zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um etliche Töne

tiefer, und hat einen Umfang von wenigstens dreizehn Tönen. Der weiteste Umfang ist vom kleinen F bis zum zweigestrichenen C. — Bei der Instrumental-Musik wird diese Stimme durch die Alto Viola (oder Bratsche) unter eben demselben Schlüssel nachgeahmt.

Altar, der Etymologie nach, ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfern bediente, ein Opferplatz, Opferheerd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Asche, später, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in schöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie standen vor der Statue des Gottes, niedriger als sie und gegen Morgen zu. Sehr verschieden von diesen sind die Altäre in den christlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferheerd, sondern ein Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als sich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tisch, in den Chor der Kirche gestellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andre Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Constantin dem Großen auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, ist vom Pabst Sixtus II. In den römisch-catholischen Kirchen findet man seit Gregor VI. mehrere Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichste, ist im Chor der Kirche und steht erhaben auf Stufen; die andern kleinern sind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht.

Altenburg, ein Fürstenthum im obersächsischen Kreise, welches durch die reußische Grafschaft Gera in zwei Theile geschieden wird, und dadurch entstand, daß Herzog Johann Wilhelm, des unglücklichen Churfürsten von Sachsen Johann Friedrichs I. zweiter Sohn, sein Land unter seine Söhne theilte, von welchen Friedrich Wilhelm I. Altenburg und Johann Weimar bekam. Die altenburgische Linie erlosch 1672, worauf das Fürstenthum Altenburg an Herzog Ernst den Frommen zu Gotha fiel. Nach seinem Tode theilten sich seine Söhne in das Land, und das Fürstenthum Altenburg wurde in den gothaischen, eisenbergischen und saalfeldischen Antheil zerstückt. Nach Herzog Christians zu Eisenberg Tode (1707) kam dieser Theil wieder an das Haus Gotha, welches nun die sieben Aemter Altenburg, Ronneburg, Eisenberg, Camburg, Roda, Orlamünde und Leichtenburg (oder Kahla) von dem Fürstenthum Altenburg besitzt. Es führte auf dem Reichstage sowohl als auf den Kreistagen wegen dieses Fürstenthums eine Stimme. Das ganze Fürstenthum hat 33, der gothaische Antheil aber 25 geographische Quadratmeilen Flächeninhalt, und nach der Zählung vom J. 1796 über 96,000 Einwohner, welche durch ihren sehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Viehzucht größtentheils wohlhabend sind. Der saalfeldische Antheil besteht aus den drei Aemtern Saalfeld, Gräfenthal und Probstzella, und hat auf sieben Quadratmeilen ungefähr 23,000 Einwohner. Jeder der beiden Fürsten hat in seinem Antheile die Landeshoheit, doch ist es hergebracht, daß die saalfeldischen Aemter mit ihrer Appellation sich an die Regierung und das Consistorium zu Altenburg wenden. Die Landschaft des Fürstenthums besteht aus der Ritterschaft und den Städten Altenburg, Saalfeld und Eisenberg. Im Jahre 1806 wurde durch einen Vergleich die saalfeldische Portion bis zum einstigen Abgang der Linie völlig von Altenburg getrennt. Die Hauptstadt Altenburg an der Pleiße zählt gegen 10,000 Einwohner. Das hier befindliche, auf einem Felsen gelegene und eine herrliche Aus-

sicht gewährende schöne Schloß ist durch den im J. 1455 begangenen Prinzenraub (vergl. Kunz von Kaufungen) berühmt; auch verdienen das 1703 gestiftete Gymnasium, das 1705 angelegte Fräulein-Stift, die vortrefflich eingerichteten und neuerbauten Kranken-, Armen- und Arbeitshäuser, so wie die sehr schöne Promenade auf dem Damm und der Insel bemerkt zu werden. Es hat die Stadt einen bedeutenden Wechsel- (besonders durch das Haus Reichenbach Gebrüder) Getraide-, Speditions- und Zwischenhandel, mehrere Wollen-, Baumwollen- und Handschuhmanufacturen. Viele der neuen Schöpfungen und Anstalten, die den Flor dieses Landes und der Stadt befördern, verdankt man dem Minister von Thümmel.

Alter, im Allgemeinen eine bestimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menschen, von dessen Geburt bis zu dessen Tode, geht durch verschiedene Epochen hindurch, welche man Lebensalter nennt, und welche sowohl in physischer als geistiger Hinsicht ihre Eigenheiten haben. Man nimmt meistens vier Lebensalter an: die Kindheit, die Jugend oder Jünglingschaft, das Mannesalter und das Greisenalter, und vergleicht diese auch nicht unpassend mit den vier Jahrszeiten: 1. Die Kindheit, welche im Ganzen zum zwölften bis vierzehnten Jahre geht. Sie besteht aber selbst wieder aus zwei Stadien, und das erste Stadium aus drei Epochen, davon die erste, die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum siebenten Monate geht, die zweite von da an bis in das zweite Jahr, die erste Zahnperiode, die dritte von hier bis zum siebenten Jahre, die zweite Zahnperiode. Das zweite Stadium der Kindheit ist das Knaben- und Mädchenalter. Es fängt mit dem siebenten Jahre an und geht bei dem weiblichen Geschlechte bis ungefähr zum elften oder zwölften, bei dem männlichen bis zum vierzehnten oder fünfzehnten, oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit. 2. Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Pubertät, fängt da an, wo das vorige endete und erstreckt sich in den gemäßigten Climaten bei dem weiblichen Geschlechte bis in das zwanzigste, bei dem männlichen bis in das 25ste Jahr. 3. Das Lebensalter der Erwachsenen, oder das sogenannte Mannesalter. Hier steht die Natur scheinbar eine längere Reihe von Jahren stille; allein man kann deutlich drei Epochen desselben unterscheiden: in der ersten ist der Mensch noch junger Mann (junges Weib), in der zweiten in mittlern Jahren, in der dritten ein alter Mann (alte Frau). 4. Das Alter (im engern Sinne) von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone. Jedes Lebensalter zeichnet sich besonders aus, nicht allein durch physische, sondern auch durch psychische Eigenheiten. In der Kindheit ist die erste Periode merkwürdig durch den Eintritt in das Leben, durch die dadurch bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es tritt in ein ganz anderes Verhältniß, als es vorher war, vorher im innigsten Zusammenhang mit der Mutter, jetzt unabhängig; es kommt in die Wechselwirkung der äußern Einflüsse; der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, vorher unthätig, fangen an ihre Function auszuüben, die Verdauungsorgane bekommen die Milch als Nahrung, das Kind muß sich nun selbst seine Nahrung bereiten und in Blut verwandeln. Die Kindheit ist die Periode der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Ueberfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb ist daher vorzüglich stark, so wie der Trieb der Natur, sich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden. Daher die sämmtlichen Functionen und Organe desselben, welche dieses Geschäft

über sich haben, als die Verdauungsorgane, das einsaugende Adersystem, die Leber, Drüsen u. s. w., im Kindeskörper vorherrschend sind. Aus dieser überwiegenden Herrschaft des Bildungstriebes erklärt sich der sehr große Kopf, die weiche Faser, der starke Appetit, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befestigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen physischen Beschaffenheit des Kindes fließen auch die Besonderheiten seiner Krankheiten. Die Systeme, welche vorherrschen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbsucht, Drüsenkrankheiten u. s. w. Im zweiten Stadium der Kindheit nimmt das Wachsthum noch zu, doch steigen auch die andern Systeme des menschlichen Körpers: die Muskeln werden kräftiger, das Blutsystem nimmt an Energie zu, das Nervensystem nähert sich seiner Vollkommenheit, das Gehirn wird fester. Eilt die Natur zu sehr vorwärts mit der Ausbildung, so entstehen eben sowohl Krankheiten, als wenn sie zurückbleibt. Im ersten Fall entsteht z. B. die Skrophelkrankheit, die Anlage zu Nervenzufällen, Convulsionen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Brust-, selbst bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht so selten ist, als man oft glaubt. Im zweiten Fall bleibt das Wachsthum und die harmonische Ausbildung zurück, es entsteht Atrophie (Abzehrung), Verstopfung der Gekrösdrüsen, englische Krankheit u. s. w. In der Jugend ist das Herz und sein Arteriensystem zur vollen Herrschaft gelangt, mit ihm erhebt sich das Nervensystem. Die Lunge, der Begeistung des Blutes durch den Sauerstoff gewidmet, wendet sich auf die arterielle Seite, macht das vermittelnde Organ zwischen Herz und Gehirn, wird also durch das Steigen beider in der Herrschaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt sich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raschen und starken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verstärkung der Lungen und der Brust. Der Organismus des Individuums ist in sich vollendet, die bildende Kraft strebt nun außerhalb desselben auf das Genus. Die Geschlechter trennen sich, die hiehin gehörigen Organe erwachen aus ihrem vegetativen Schlafe, um ins Leben mit einzustimmen. Dies sind gleichsam die zur größten Höhe getriebenen Zweige des Arterien- und Nervensystems, die Blüthen des Organismus (s. d. Art. Geschlecht u. s. w.). Das Leben steht in seiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur schon aus der vorigen Periode einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, so setzt er sich leicht in dieser fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Phthisis über. Die Jugend ist das eigentliche Alter für diese Classe von Krankheiten. Blutfluß, als Exceß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Ist die Skrophelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, so hemmt sich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geschwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen momentan in die Höhe getrieben wird und drauf wieder um so tiefer sinkt. In dem Mannesalter sind nun die Gebilde und einzelnen Systeme des Organismus sämmtlich entwickelt und ausgebildet, alle Verrichtungen desselben stehen in harmonischer Verbindung; Festigkeit und Ruhe herrscht durchaus. Hier ist die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der beendenden gegen das Alter hinneigt. Die Fortschreitung der innern Veränderungen scheint einen Stillstand zu machen, aber er ist nur scheinbar; in der Natur ist kein Stillstand. Der junge Mann neigt sich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Brust ist noch häufig der Sitz der Krankheiten; die Vorherrschaft der

Arteriellität zeigt sich noch durch die häufigen Entzündungen, hitzigen Fieber u. s. w. Im mittlern Alter steigt die fortschreitende Veränderung abwärts, durch die Systeme, durch welche das Wachsthum aufwärts stieg. Das Abdominialsystem läßt von seiner Energie nach. Der ausgebildete Organismus bedarf keines Ueberflusses mehr an Nahrungsstoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Quantität zur Erhaltung. Die Verdauung ist nicht mehr so rasch, die Einsaugung weniger schnell, der Blutumlauf im Unterleib gemäßigt, die Leber, schon längst ihrer Herrschaft beraubt, wird selbst in dem ihr eigenthümlichen Absonderungsgeschäft der Galle träge; die Einsaugung des Venenblutes aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf desselben durch die Leber langsamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutstockung und Anhäufung in dem Venensystem desselben, Hämorrhoidalbeschwerden, Fehler der Verdauung, um so mehr, wenn die Begierden des Menschen nach sinnlichen Genüssen, vielen Speisen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß stehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Organismus weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausscheidung (so wie im Gegensatz die Ausbildung durch die Einsaugungsgebilde aufwärts stieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochensystem. Der Ueberschuß erdiger Stoffe wird im letztern nicht mehr abgesetzt, muß daher durch erstere ausgeschieden werden. Hier herrscht daher noch die Irritabilität in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Arthritis. Bei noch bestehenden Lebenskräften ist diese regelmäßig, heftig, aber schnell vorübergehend, den lästigen erdigen Stoff nach außen absondernd. (S. Arthritis). Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und der Blase ist diesem Lebensalter eigen, wenn die gesunkene Lebensart den Ueberfluß an erdigen Stoffen nicht beseitigen, und deren Neigung zur crystallinischen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im besonders sogenannten Alter sinkt die Lebensenergie mehr herab, indessen wenn dieser Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Systemen des Organismus harmonisch geschieht, so kann recht gut die relative Gesundheit des Menschen dabei bestehen, wie wir an so vielen Alten sehen, welche munter und gesund sind, und die unabänderlichen Beschwerden des Alters leicht ertragen. Die Functionen des Geschlechts hören allmälich auf (bei dem weiblichen Geschlechte tritt diese Periode noch früher ein), die Functionen der Ernährung sinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden schwächer, die Gefühle stumpf. Eine gute Constitution, Ersparniß der Kräfte und regelmäßige Diät im Alter der Jugend und im Mannsalter können diese Periode sehr verzögern und das Alter leichter machen. Dieß wird zu wenig von den Menschen im Mannsalter beherzigt. Gewiß die meisten Krankheiten des Alters sind entweder nur Entwickelungen der in der vorhergehenden Periode des Lebens gesammelten Keime, oder Folge eines unharmonischen Sinkens der Lebensenergie einzelner Functionen und in einzelnen Organen, während sich andere noch behaupten. Vorher bereitete Uebel brechen hier aus. Arthritis geht hier auf innere edle Organe zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile sterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geschwüre u. s. w. — Auch die geistigen Außerungen tragen nach den verschiedenen Lebensaltern verschiedene Eigenschaften an sich. Das Kind braucht einige Zeit, sich in seine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Am ersten lernt es seine Mutter kennen. Es sammelt erst nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne selbst geht wahr-

scheinlich in folgender Ordnung vor sich: Gefühl, Gesicht, Geschmack, Gehör, Geruch. Weiter hin bilden sich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterscheiden, über das Gesehene zu denken; das Gedächtniß zeigt sich vorzüglich stark. Die Jugend zeichnet sich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Imagination, aufbrausende, aber nicht lange auf einem Gegenstand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In diesem Alter blüht die Liebe, die Quelle der seligsten Gefühle und der bittersten Pein, die Triebfeder zu den edelsten Handlungen und den schrecklichsten Verirrungen. Das Mannesalter trägt ein ernsteres Gesicht, es ist die Periode der Früchte. Das Blut geht mäßiger, Ueberlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbesonnenheit. Die gesammelten Ideen werden verarbeitet, der Geist wird veredelt, die Urtheilskraft wächst und wird freier von den sie vorher befangenden Sinnlichkeiten. So wie der Körper abwärts geht, hebt der Geist sich desto höher; die Vernunft zeigt sich in ihrem reinsten Licht. Im Alter nehmen die Aeußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maschine dazu an Tauglichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft selbst von ihrer Höhe herabsteigen muß. Im Gegentheil scheint diese bei dem an Körper und Geist gesunden Greise sich immer mehr von den irdischen Schlacken zu reinigen, und von den Verhältnissen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen auch moralische Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greisenalters desto hervorstechender werden. Besonders will Ehrsucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelsucht, Neugier, Geschwätzigkeit, Festhangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Wesen sich herrschend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge jedes Alters gezeichnet in seiner ars poetica vom 158sten bis zum 174sten Verse. H.

A l t e r t h ü m e r, A n t i q u i t ä t e n, nennt man die von der Geschichte abgesonderte Wissenschaft, welche den politischen, gottesdienstlichen, literarischen und häuslichen Z u s t a n d der a l t e n Völker, oder auch der neuen, in so fern sie ihre Verfassung verändert, und also einen neuern Zustand der Dinge erhalten haben, darstellt. Die Alterthümer sind demnach für die alten Staaten das, was für die neuen (nur in etwas größerem Umfang) die Statistik ist; beide sind unentbehrliche Hülfswissenschaften der Geschichte. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemälde a l l e r Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern bis auf den Zeitpunkt, wo bei jeder der neue Zustand der Dinge eintritt, mit dessen Darstellung sich die Statistik beschäftigt. Ein solches allgemeines Völker- und Staatengemälde besitzen wir noch nicht, sondern bloß einzelne, einzelner Völker und Staaten, hebräische, griechische, römische, etrurische, gallische, deutsche Alterthümer. Ueberhaupt fühlte man das Bedürfniß einer solchen Wissenschaft erst im 15ten Jahrhundert, als der Enthusiasmus für die classische Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete sie vorerst lediglich als ein Hülfsmittel, die Schriftsteller dieser Nationen besser zu verstehen, und daher kam es, daß man sie auch bloß auf einzelne Gegenstände der Verfassung d i e s e r Völker beschränkte. In den früheren Werken dieser Art findet man eine große Belesenheit, aber keinen festen Plan, keine kritische Unterscheidung der Zeiten und Umstände. Erst im 18ten Jahrhundert fing man an, die reichen aber chaotischen Materialiensammlungen der vorigen Jahrhunderte kritisch zu sichten, systematisch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die B i b l i o g r a p h i a a n t i q u a r i a von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) gibt hierüber ausführliche Nach-

richt, zumal in der neuern Ausgabe von Schaffshausen (1740), welcher jedoch neuere Nachträge zu wünschen wären. Hauptsammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer sind Gronovs Thesaurus antiquitatum graecarum (Leiden 1697 — 1703. 13 Bde. Fol.), Gräve's Thesaurus antiquitatum romanarum (Utrecht 1694 — 99. 12 Bde. Fol.), der Novus Thesaurus antiq. roman. von Sallengre (Haag 1716 — 19. 3 Bde. Fol.) und Poleni utriusque Thes. nova Supplem. (Vened. 1737. 5 Bde. Fol.), in welchen Werken allen von den bedeutendsten Humanisten jener Zeit die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Alterthümer niedergelegt sind. Burmann lieferte einen Catalogus librorum, qui in Thesaur. Roman. Graec. Italico et Siculo continentur (Leiden 1725). Was diese Humanisten im Allgemeinen und Einzelnen gesagt, wurde von den späteren mit Auswahl gesammelt, aus dem Ocean der Folianten mit Klarheit herausgehoben und planmäßig verarbeitet. In dieser Art erwarben sich vorzügliche Verdienste um die griechischen Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitsch und dessen Fortsetzer Höpfner, Köpke u. A., um die römischen Alterthümer aber Rosin, Dempster, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus von Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitsch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römische Alterthümer sehr nützliches und brauchbares Werk ist noch Sam. Pitisci Lexicon antiquit. roman. (Leiden 1713. Fol. Vened. 1719. Fol. 3 Bde., Haag 1737. Fol. 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erschien. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von diesen Werken für ein genaueres, richtiges Verständniß der griechischen und römischen Litteratur und Geschichte gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientalisten so deutlich ein, daß sie den übrigen Humanisten nicht länger hierin nachstehen wollten. Ihre Aufmerksamkeit war, wegen des Zusammenhanges der hebräischen Litteratur mit den Urkunden des Christenthums, vornehmlich auf die hebräischen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. so nützliche als intereßante Handbücher geliefert haben. Schade, daß wir nicht eben solche über die andern orientalischen Völker besitzen! Die Asiatic Researches haben wenigstens vielfältig dazu vorgearbeitet, und Goguet gibt eine zur Vergleichung nützliche Uebersicht. Nach dem, was Jones, Anquetil du Perron u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Aegypten geliefert haben, dürften wir uns vielleicht eine Darstellung der Alterthümer dieser wichtigsten orientalischen Völker bald versprechen. Die Alterthümer der neueuropäischen Nationen fanden aus leicht begreiflichen Ursachen der Bearbeiter mehrere. Die Italiäner haben höchst schätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzosen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigene Archaeologia britannica. Daß die Deutschen nicht zurückgeblieben sind, beweis't hinlänglich Hummels Bibliothek der deutschen Alterthümer (Nrnb. 1787. Zusätze dazu 1791). Von Tresenreuter, Heineccius, Hummel, Haus und Rößig haben wir über die deutschen Alterthümer schätzbare Hand- und Lehrbücher. — Die Kunstalterthümer hat man seit Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von den übrigen Alterthümern abzusondern angefangen, und sie als einen eigenen Zweig eigenthümlich bearbeitet. Schon nannte man die Wissenschaft von den Kunstalterthü-

mern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie für sie in Gebrauch, die man also von den Antiquitäten zu unterscheiden hat, obschon der Name beider eigentlich dasselbe besagt; Alterthumskunde. (S. Archäologie). dd.

Altona, eine ansehnliche offene Handelsstadt in Holstein, an der Elbe, eine Viertelstunde von Hamburg entfernt und dem König von Dänemark gehörig. Die daselbst herrschende Toleranz macht sie für Viele zu einer Art von Freistätte. Sie war anfangs ein bloßes Dorf, erhielt aber 1664 Stadtrecht. Altona, das eigentlich seinen Namen von der allzunahen Lage bei Hamburg hat, indem es vom hamburger Berge bloß durch einen Graben sich scheidet, zählt 30,000 Einwohner, hat einen wichtigen Land- und Seehandel, Schiffsbauereien und bedeutende Manufacturen (z. B. Zuckerrafinerien, Sammt-, Seidenzeug-, Ledermanufacturen rc.), und ist der Sitz der königl. Heringsfischerei, so wie es auch an dem grönländischen Wallfischfang Antheil nimmt. Auch ist hier eine 1777 etablirte Giro- und Zettelbank. Ein Gymnasium, eine Bibliothek, das Zucht- und Waisenhaus sind ebenfalls bemerkenswerth. — Das Dorf Ottensen, wo Klopstock ruht, hängt fast mit Altona zusammen.

Altranstädter Frieden, geschlossen auf dem Schlosse zu Altranstädt bei Lützen im J. 1707. S. Friedensschlüsse.

Alxinger (Johann Baptist von), ein bekannter Dichter, war zu Wien 1755 geboren, studirte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten so lieb, daß er nie in der Folge aufhörte, sich mit ihnen zu beschäftigen. Nachdem der Tod seiner Aeltern ihn in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt hatte, bediente er sich seines Doctordiploms und seines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten derer, die sich an ihn wandten, gütlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurth in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man erblickte eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und angenehme Leichtigkeit darin; weniger Beifall fand eine neue Sammlung seiner Gedichte, welche zu Wien 1794 erschien. Desto günstiger wurden seine beiden Hauptwerke; Doolin von Mainz und Bliomberis aufgenommen; zwei Rittergedichte, in denen er als ein Nachahmer Wielands erscheint, und alles leistete, was man mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poesie leisten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine Uebersetzung des Numa Pompilius von Florian. Er nahm in der Folge Antheil an mehreren Journalen, und starb am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretär und Aufseher des Hoftheaters gewesen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem heitern Geist war er ein liebenswürdiger Gesellschafter und treuer Freund.

Amadis, ein in der romantischen Ritterpoesie sehr berühmter Name. Der Helden, die ihn trugen, gab es mehrere. 1. Amadis von Gallien, nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelschön genannt, ein Sohn Königs Perion von Frankreich und der Elisena, der Tochter Königs Gavinter von Bretagne. 2. Amadis von Griechenland, ein Urenkel des gallischen, und Sohn Lisuarts und der Onorelia, Tochter des Kaisers von Trapezunt. 3. Amadis vom Gestirn, ein Urenkel des griechischen Amadis, Sohn Agesilaus, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griechischen Amadis mit der Königin Zahara vom Caucasus. Die Mutter dieses dritten Amadis

war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griechischen Amadis. 4. Amadis von Trapezunt, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Florisels und der Helena, Prinzessin von Apollonien. Dieser Amadis ist ein Urenkel Florisels, Sohn der Polyrena und Lisarons, Prinzen von Catai. — Die Geschichte dieser Helden, die für Spanien sind, was Carl der Große mit den zwölf Pairs für Frankreich, und König Arthur mit der Tafelrunde für England war, läuft also durch neun Geschlechter, und ist in Ansehung ihrer Entstehung, so wie in Ansehung dessen, was daran historisch oder erdichtet ist, in ein solches Dunkel gehüllt, daß es selbst ungewiß bleibt, ob sie spanischen, portugiesischen oder französischen Ursprungs sey. Im spanischen Original hat dieser Roman 13 Bücher, von denen Cervantes (in der bekannten Musterung der Bibliothek des Don Quixote) die vier ersten begnadigen läßt, weil sie nicht nur das erste, sondern auch das beste und einzige Buch dieser Art seyen, das Spanien aufzuweisen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene ersten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfasser nennen einige den Portugiesen Vasco Lobeira zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, andere eine unbekannte portugiesische Dame, noch andere den Infanten Don Pedro, den Sohn König Johannes I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Tressan wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Ehre der Erfindung einem französischen Troubadour aus der Schule des Rusticien de Puice, des Verfassers fast aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten Königs Philippe-Auguste (1180-1223) gebühre; doch würden wir dieser Meinung erst dann beizutreten geneigt seyn, wenn eine kritische Vergleichung der ältesten Handschriften sie bestätigte. Als Verfasser des fünften Buchs, welches die Abenteuer Esplandians, des ältesten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo, der Revisor der alten Ausgabe genannt. Das sechste Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Florisando, das siebente Buch eines Unbekannten, und das achte, von J. Diaz, die Thaten Lisuarts, das neunte und zehnte Florisels, des Amadis aus Griechenland und des Ritters Anaxante, das elfte und zwölfte die Ritterfahrten Rogels und Agesilas, das dreizehnte des Silvio de la Silva. Weiter geht das spanische Original nicht, und nun folgen die französischen Fortsetzungen, welche seit Niclas d'Herberay, Herrn des Essars Uebersetzung (1540), diesen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14te bis 17te Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramonts und des Amadis vom Gestirn, das 18te bis 24ste endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gallischen Amadis, mit Einschluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieses sehr ungleichartigen Ganzen, das selten vollständig beisammen gefunden wird, sind von sehr verschiedenem Werthe. Mit Recht sagt Bouterweck von den vier ersten Büchern: „ein so wahrhaft großes Gemälde des edelsten Heldensinns und der Treue, ohne ängstliche Beschränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unsittlichen Zug, mit der höchsten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigste Simplicität der Darstellung auch den gesunden Geschmack ergötzend, verdiente zu seiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortsetzungen haben den ästhetischen Werth nicht, der die vier ersten Bücher auszeichnet.

Amalgama oder der **Quickbrey** ist die Verbindung des Queck-

silbers mit Metallen, und die Operation selbst heißt die Amalgamation oder das Amalgamiren, Verquicken und Anquicken. Mit der eingeführten Amalgamationsmethode hat in Europa die Hüttenkunde und Metallurgie eine neue Epoche angefangen. Das Quecksilber (s. diesen Art.) läßt sich mit den Metallen auf eine doppelte Art zum Amalgama machen: entweder durch Reiben desselben mit dem gehörig zerstückten Metalle, oder durch Schmelzen der Metalle und Hinzumischen des Quecksilbers. Allein die leztere Art läßt sich nicht gut bei solchen Metallen anwenden, die zum Schmelzen eine größere Hitze erfodern, als die Siedhitze des Quecksilbers, weil dann dasselbe in Dämpfe verwandelt und als Rauch fortgehen wird. Hingegen ein Amalgama, das mit Metallkalktheilen verunreinigt ist, kann man durch Waschen mit Wasser reinigen. Schon die Alten almalgamirten gediegenes Gold, wie Plinius lib. 33, cap. 6, und Vitruvius lib. 7, cap. 8 erzählen. Dem Erstern zufolge schüttete man Goldschlich und Quecksilber in irdene Krüge, die man mit Tüchern bedeckte und so lange rüttelte, bis das Gold aufgelöst und die fremden Stoffe über dem Quecksilber schwimmend abgesondert waren. Das Amalgama ward durch Felle gedrückt und endlich abgeraucht. Diese Amalgamation im Kleinen ward später in Mörsern oder steinernen Gefäßen vorgenommen, wobei man das Golderz vorher durch Essig und Alaun beizte, um das Gold vom Kiese abzusondern. Noch später ward die Amalgamation auch auf Silber angewandt, und in Amerika zuerst 1566 von dem Spanier Don Pedro Fernandez de Velasco, im Königreiche Mexico, und 1571 oder 1574 auch im Königreich Peru, aber noch auf eine sehr unvollkommene Art im Großen getrieben. Man schüttete die Gold- oder Silberschliche unter Schuppen in Haufen auf, befeuchtete sie mit Wasser, und goß Quecksilber darauf. Diese Mischung, welche sich wegen der feuchten Kiese leicht erhitzte, wurde durch Treten oder Umschaufeln inniger vereinigt. Nach einigen Wochen sonderte man das entstandene Amalgama durch Waschen mit Wasser ab. Auch machte der Spanier Johann de Cordova 1588 mit böhmischen Erzen aus Kaltemberge schon Amalgamationsversuche, die aber nicht glücklich abliefen. Nach dieser Zeit schritt die Vervollkommnung der Amalgamation auf zwei verschiedenen Wegen fort. Einige suchten den Hauptvortheil in der erregten Wärme, wie der spanische Pfarrer Alonso Barba in der Provinz Charcas des amerikanischen Königsreichs Peru 1609, indem er das Erz mit Wasser und Quecksilber in kupfernen Kesseln kochen ließ: Andere in der beschleunigten Bewegung und Verdünnung des Schlichs mit Wasser, woraus die sogenannten Quickmühlen entstanden. In Europa stellte der kaiserlich österreichische Hofrath Ignatz, Freiherr von Born in Ungarn, zu Ende des 18ten Jahrhunderts die Kunst des Alonso Barba nur in weit vollkommener Gestalt, sowohl auf dem warmen als kalten Wege wieder her, und machte sein Verfahren in der Schrift: über das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeisen, von Ignatz, Edlen von Born ꝛc., Wien 1786, bekannt. Nun wurden die oben genannten Quickmühlen besser befunden und weiter verändert. Anstatt der stehenden Buttersässer, worin man viel Quecksilber zerstreute, wurden völlig verschlossene Fässer angebracht, worin die Bewegung nur durch einen gemäßigten horizontalen Umschwung erhalten wird. Nach der Bekanntwerdung der bornschen Manier fing auch der verstorbene sächsische Oberhüttenverwalter Gellert an zu arbeiten, und fand nach mehrern Versuchen im Kleinen und im Großen, daß das kalte Anquicken weit vortheilhafter sey

als das warme. Nun erst befahl der König von Sachsen, noch als Churfürst, auf der Halsbrücke bei Freiberg ein Amalgamationswerk zu erbauen, und vertraute die Ausführung dem verstorbenen sächsischen Vice-Berghauptmann von Charpentier. Dieses Amalgamationswerk ist das größte in Europa für die kalte Amalgamation, und kann der ganzen Welt zum Muster dienen. 1792 brannte es zwar ab, aber es ward noch vollkommener wieder erbaut, mit einem Feuerspritzendruckwerke versehen, und ist seit 1796 im ununterbrochenen Fortgange. Allein nicht alle Erze sind mit Vortheil zum Anquicken brauchbar, sondern nur die sogenannten dürren und kiesigen Silbererze, deren Silbergehalt nicht unter ein Loth, und nicht über vier Mark sechs Loth oder siebenzig Loth im Centner ist. Auf zehn Centner solchen Erzes werden ein Centner Salz, und wenn das Erz nachher gemahlen ist, auf zehn Centner fünf Centner Quecksilber, drei Centner Wasser, und 66 bis 67 Pfund dünne Eisenblättchen gemischt, und diese ganze Masse kommt alsdann in ein Anquickfaß, in welchem nach sechzehn bis achtzehn Stunden das Silber mit dem Quecksilber sich in dem Anquickbrei vereinigt hat. Weitläuftig und vollständig ist das ganze Werk, welches nebst der Feuer- oder Dampfmaschiene die vollendetsten Schöpfungen des verflossenen Jahrhunderts sind, und das Amalgamirverfahren beschrieben; B. 3, S. 71 ff. der Erdbeschreibung der churfürstl. und herzogl. sächsischen Lande, von F. G. Leonhardi, 3te Aufl., Leipzig 1804. X.

Amalia (Anna), verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Fürstinnen Deutschlands, da sie während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt und die Seele eines Hofes war, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Tasso's und Ariost's Gegenwart verschönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterstützung, welche sie umsonst von den größeren Fürsten des deutschen Reichs erwarteten, indem sie ihnen einen Vereinigungspunkt und eine angemessene Existenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beschützerin der Schriftsteller und Künstler, und als erleuchtete Richterin ihrer Werke, hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem neunzehnten Jahre Witwe von Herzog Ernst August Constantin, den sie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte sie durch eine gute Verwaltung die Verluste, welche der siebenjährige Krieg dem Herzogthum Weimar verursacht hatte, wieder gut zu machen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu ersparen, und die Folgen der Hungersnoth, welche im J. 1772 Sachsen heimsuchte, durch ihre Sorgfalt von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte sie diesen dringenden Bedürfnissen abgeholfen, als sie ihren Blick auf diejenigen Gegenstände wandte, welche allein das Leben veredlen und wahrhaft verschönern. Sie gründete neue Anstalten für die geistige Bildung der Nation, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt regierenden Herzogs, und zog Männer von den glänzendsten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Wieland, ferner Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus; Schriftsteller, deren Namen zum Theil zu den berühmtesten in unserer Literatur gehören. Schiller gesellte sich ihnen erst in den letzteren Jahren bei. Nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens mit großen Verdiensten konnte es der Fürstin eines kleines Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger Hof, um sich zu

versammeln. Daß dazu ihr persönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweis't der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Lusthäuser in Tieffurth und Ettersburg, waren unverändert der Versammlungsort aller Gelehrten und Reisenden von Verdienst. Eine Reise nach Italien, welche sie 1788 in Göthe's Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geschmack für die Künste. So erwarb sie sich, als die Erbin der großen Eigenschaften des Hauses Braunschweig und seiner Liebe für die Wissenschaften, den Ruhm, die berühmtesten gleichzeitigen Schriftsteller des deutschen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14te October 1806 hatte ihr Herz gebrochen, und sie überlebte ihn nur wenige Monate. Sie, eine Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, war am 24sten October 1739 geboren worden.

Amalthea ist der Name der Ziege auf der Insel Creta, welche den Jupiter säugte, als ihn seine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg. Von dieser Ziege wird das Horn des Ueberflusses, welches Jupiter den Töchtern des Melissus, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen gab, daß sie alles, was sie zum Unterhalte nöthig hätten, daraus sollten nehmen können, Cornu Amaltheae genannt. Auch eine Nymphe soll Amalthea geheißen haben. Die Sibylle zu Kumä führte ebenfalls diesen Namen.

Amarant, eine Art unverwelklicher Blumen, in so fern sie abgepflückt auch trocken ihre frische Farbe behalten. Daher ist diese Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unsterblichkeit geworden. Es gibt mehrere Arten; eine derselben ist das Tausendschön.

Amathus (Amathunt), vormals eine durch den Dienst der Venus berühmte Stadt auf Cypern. Daher diese Göttin von den Dichtern oft die amathuntische Göttin, auch Amathusia genannt wird.

Amazonen. In den ältesten Zeiten fabelte die Sage von einem Weibervolke, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung einer Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft nur der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren. Die Mädchen aber erzogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Bogenschießen nicht hinderlich seyn möchte. Von der abgebrannten Brust erhielten sie den Namen Amazonen. Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1. die africanischen Amazonen, welche unter ihrer Königin Mirina große Eroberungen machten, nachher aber vom Herkules vertilgt wurden; 2. die scythischen Amazonen, welche einen Zweig der asiatischen ausmachten, die benachbarten Scythen bekriegten, nachher aber sich mit ihnen verheiratheten, und tiefer in Sarmatien zogen, wo sie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen; 3. die asiatischen Amazonen; von allen die berühmtesten, welche im Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Diese sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Ephesus erbaut haben. Ihre Königin Hippolyta erlegte Herkules. Zu Theseus Zeit überfielen sie Attika, unter der Königin Penthesilea zogen sie Troja zu Hülfe und bestanden noch zu Alexanders Zeiten, dem ihre Königin Thalestris einen Besuch abstattete; bald nachher aber verloren sie sich. — Außer diesen Fabelvölkern der alten Welt führt auch ein bedeutender Landstrich Südamerika's, zwischen Guiana, Terrafirma, Peru, Paraguay und Brasilien, der gegen-

wärtig größtentheils zur portugiesischen Provinz Para gehört, den Namen Amazonenland. Es ist, wiewohl es in der heißen Zone liegt, nur mäßig heiß, und fruchtbar an Cocosnüssen, Ebenholz, Cedern, Zucker, Scharlachkörnern, Baumwolle u. dgl. Hundert und funfzig verschiedene jedoch nicht zahlreiche Völkerschaften sollen es bewohnen. Sichere Nachrichten fehlen uns. Der Amazonenfluß (richtiger Maranon genannt), welcher das Land durchströmt, und, wie der Nil Aegypten, dasselbe wässert und fruchtbar macht, ist der größte Fluß auf der Erde. Er entspringt aus dem See Lauricocha in den Cordilleras und fällt, nachdem er fast 1000 Meilen durchlaufen, gerade unter der Linie ins atlantische Meer. Seine Breite beträgt bei den Mündungen, wegen der dazwischen liegenden Inseln und weil das Meerwasser eindringt, über 40 deutsche Meilen. Aber auch im innern Lande hat er gewöhnlich eine Breite von 6 bis 10 Meilen. Der erste Entdecker dieses Flusses, Orelhan, traf, als er ihn einige Tage hinaufgeschifft war, an seinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Flusses und Landes.

Ambassadeur, s. Gesandter.

Amboina, s. Gewürzinseln.

Ambra oder Amber, eine Materie, welche man ihres vortrefflichen Geruchs wegen schätzt, und daher eine der theuersten Droguen. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demselben gefischt. Der Ursprung des Ambers läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Viel Wahrscheinlichkeit hat die Meinung für sich, daß er eine in dem Mastdarme des Cachelots sich sammelnde Materie sey, welche von der Nahrung dieses Fisches, dem Tintenwurme, entsteht, die ihm aber auch eine Krankheit verursacht, an welcher er stirbt.

Ambrosia, s. Götterspeise.

Ambrosius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geboren gegen das J. 340, wahrscheinlich zu Trier, wo sein Vater, der Präfectus Prätorio war, als Statthalter von Gallien zu residiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenschwarm bedeckte das Gesicht des im Hofe des Schlosses schlummernden Knaben, und als die erschrockene Amme herbeieilte, sah sie erstaunt, wie in seinem Munde die Bienen ein- und ausgingen ohne ihm ein Leid zu thun, und sich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein Vater, eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. Seine Erziehung war seinem Stande angemessen; die geschicktesten Lehrer bildeten seinen Geist und sein Herz. Nach Beendigung seiner Studien ging Ambrosius mit seinem Bruder Satyrus nach Mailand, wo beide in die juristische Laufbahn eintraten. Hier zeichnete sich Ambrosius so vortheilhaft aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwischen den Alpen, dem mittelländischen Meere, Toscana, der Etsch und dem adriatischen Meere machte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und Liebe der Völker, deren Wohlstand durch den Arianismus zerrüttet wurde, und als der bischöfliche Sitz von Mailand erledigt worden, ward er einstimmig von den Arianen und Catholischen in der Kirche zum Bischof ausgerufen. Lange weigerte sich Ambrosius, diese Würde, die ihm zugleich eine drückende Bürde schien, anzunehmen, und suchte durch Grausamkeiten und Ausschweifungen den Eifer für sich zu schwächen. Aber alles war umsonst; endlich entflieht er bei Nacht, und glaubt sich auf dem Wege nach Pavia; statt dessen findet er sich

unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich fügte er sich dem Zwange des Kaisers, empfing die Taufe, da er bisher nur Catechumene gewesen, und acht Tage darauf die Consecration. Diese Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7ten Dec. Ambrosius zeigte sich als Bischof in dem Glanze der erhabensten Tugenden, und erwarb sich allgemeine Verehrung, in welcher er im J. 397 starb. Sanft, leutselig, duldsam, gefühlvoll und bescheiden, gebrauchte er sein Ansehen nur zum Vortheil Anderer und der Religion. Seine Schriften tragen den Stempel seines Charakters. Ihm ist auch jener erhabener Kirchengesang (Te Deum laudamus), der noch jetzt mit dem Namen des ambrosianischen bezeichnet wird, zugeschrieben worden; aber in neuern Zeiten hat eine gründliche Kritik dargethan, daß er nicht von ihm, sondern von einem unbekannten Verfasser sey.

Amerigo Vespucci wurde 1451 am 9ten März zu Florenz aus einer alten und geachteten Familie geboren. Seine früheste Bildung verdankte er seinem Oheim, Georg Anton Vespucci, der einen großen Ruf der Wissenschaften hatte. — Er machte frühzeitig große Fortschritte in der Physik, Astronomie und Erdbeschreibung. Dies waren überhaupt damals die Gegenstände des Unterrichtes, die man bei der Erziehung junger Florentiner berücksichtigte, da sie mit Handelsgeschäften in so enger Verbindung stehen, und der Handel es war, dem dieser Staat seine Blüthe verdankte. Er verließ Florenz im J. 1490 und begab sich nach Spanien, um da Handel zu treiben. Eben befand er sich in Sevilla, als Columbus Anstalten zu seiner zweiten Reise traf, und die Begierde neue Entdeckungen zu machen, den größten Theil der Seefahrer entflammte. Das so glückliche Gelingen der Unternehmungen des Columbus machte ihn zum glücklichern Nebenbuhler seines Ruhms. Vespucci gab sein Handelsgeschäft auf, um einen Erdtheil kennen zu lernen, dessen Daseyn Europa eben erst erfahren hatte. Am 10ten Mai 1497 trat er seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda an, lief mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadix aus, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feste Land von Amerika, untersuchte hier den Meerbusen von Paria und die Küste mehrere hundert Meilen lang, kam nach einer Seereise von dreizehn Monaten wieder nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit vieler Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 trat er seine zweite Reise an, deren Resultat die Entdeckung einer Menge kleiner Inseln war. Hierauf trat er, von Versprechungen verleitet, in die Dienste des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm nun zwei Reisen auf portugiesischen Schiffen; die erste den 10ten Mai 1501, und die zweite den 10ten Mai 1503. Auf dieser letzten hatte er die Absicht, auf einer Fahrt nach Westen einen Weg nach Malacca zu finden; allein diese Reise war weniger glücklich, er war mit sechs Schiffen ausgelaufen, verlor davon eins, und rettete sich nach großen Gefahren mit den übrigen in der Aller-Heiligen-Bay auf der Küste von Brasilien. Er blieb in portugiesischen Diensten bis zum J. 1506, wo der Tod des Columbus erfolgte, und trat dann wieder in spanische Dienste. Er besuchte noch mehrere Male den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Allerdings hätte diese Ehre mehr dem Columbus gebührt als ihm, so wenig man ihm auch seine Verdienste absprechen kann. Besonders verdankte er diesen Ruhm seinem Charakter, denn Amerigo war bescheiden, friedliebend, und weit entfernt, bei dem Könige und seinen Nebenbuhlern Argwohn zu erregen, und so geschah es, daß die Hälfte der Erde seinen Namen annahm,

ohne daß er diese Ehre suchte, und ohne deswegen Neid zu erregen. Wir haben noch von ihm eine Charte von Amerika, und ein Tagebuch von vier seiner Reisen, das 1532 in Paris lateinisch im Druck erschienen ist. Er starb im Jahre 1516 im Dienste Portugals; Emanuel ehrte sein Andenken, und Florenz überhäufte seine Familie mit Ehrenbezeigungen.

Amerika. Vom 79sten Grade nördlicher bis zum 56sten Grade südlicher Breite, und vom 210ten Grade bis zum 360sten Grade östlicher Länge erstreckt sich dieser vierte Theil unsers Erdballs, der in zwei große Inseln zerfallen würde, könnte je die Durchschneidung der Landenge von Panama gelingen, wozu schon längst die Junten des spanischen Südamerika's den Entwurf gemacht haben. Auf der Ostseite vom atlantischen und äthiopischen Ocean, auf der Südseite von dem Meere, das des berühmten Magellan Namen trägt, auf der Westseite vom stillen Weltmeere und im Norden vom nördlichen Ocean umspült, ist es selbst nur eine ungeheure Insel, die, in einer Ausdehnung von 800,000 Q. M., von allen Zonen berührt wird. Erst seit 300 Jahren ist uns dieser Erdtheil, der, mit dem noch später entdeckten Australien gemeinschaftlich die neue Welt genannt wird, bekannt; zuerst ward es die Nordwestseite, oder Nordamerika, durch den kühnen Schiffer Christophoro Colombo (1492 bis 1504), daher dieser Theil mit Recht Columbia heißen, dagegen nur die Südostseite, oder Südamerika, den Namen Amerika (Ameriga) führen sollte, da der mit Colombo rivalisirende Amerigo Vespucci (1497 bis 1503) den südlichen Continent entdeckte. Zehn Jahre später als Amerigo glückte es dem scharfsinnigen Balbao, die bestimmteste Kunde von dieser großen Halbinsel zu bringen; Magellan aber war es, der nach Balbao (1520) die südlichste Spitze, dem sogenannten Feuerlande gegenüber, umschiffte. Alle seefahrenden Staaten waren ergriffen von der Entdeckung eines neuen Schauplatzes für ihre speculative Thätigkeit. Vorzüglich waren es die nimmer rastenden Britten, welche den nordöstlichen Theil zuerst zum Ziele ihre Forschungen machten. Der Venezianer Cabot, im Dienste König Heinrich VII., entdeckte Neufoundland, und verfolgte seinen Weg bis Virginien. Beim Aufsuchen eines nordwestlichen Wegs nach Asien machten die Engländer bedeutende Entdeckungen in Nordamerika; Cap Breton ward 1509 und Neu-Schottland 1550 von ihnen besetzt. Martin Frobisher befuhr (1577) die Straße seines Namens unterm 60sten Grade nördlicher Breite, und traf auf den südlichen Theil von Grönland; seit ihm ward jene Straße bis jetzt nicht wieder befahren. Franz Drake, Elisabeths großer Admiral, entdeckte Neu-Albion (1579), Davids (1585 bis 1587) einen Weg, der an der westlichen Seite Grönlands in die, nach dem Steuermann Baffin (unter dem Engländer Bylot) nachmals (1616) benannte Baffins-Bay führt. In dem Zeitraume von 1607 bis 1610 entdeckte Hudson, der von der östlichen Küste Grönlands unterm 73sten Grade bis zum 82sten Grade drang, die Straße und Bay, die nach ihm getauft wurden. Labrador aber war 1500 und Canada 1534 von den Portugiesen in Beschlag genommen worden, die auch den Landstrich zwischen dem Marrahon und dem äthiopischen Meere, Brasilien genannt (1510), in Besitz genommen hatten, während das Land am Paraguay von Dios de Solis 1516 entdeckt wurde, welches wieder vergessen, und erst im 17ten Jahrhunderte von den Portugiesen und Spaniern unter sich getheilt ward. Mit diesen zugleich hatten die Spanier keine Anstrengung gescheut, um in der neuen Welt ein neues Reich

sich zu gründen; wir gedenken der Namen Cortes und Pizarro. Florida ward 1512, Alt-Mexico 1520, Louisiana 1583 ihr Eigenthum; so kamen sie auch nach Neu-Mexico und Californien; von Panama aus gingen sie nach Carthagena, Neu-Granada, Peru und Chili. Buenos Ayres war schon 1535 angelegt worden; Guyana fanden sie 1663. — Aber auch die Franzosen errichteten Niederlassungen in Neu-Schottland (Acadien), in Canada und Louisiana. — Mehr noch als der Continent reizten die Inseln die gierigen Europäer. Die bermudischen Eilande, von ihrem Entdecker, dem Spanier Bermudes, so benannt (1527), besetzte (1609) der Engländer Sommers, während die Antillen in den Händen der Spanier waren, denen die Britten Jamaica genommen hatten. Diese und die Franzosen machten sich zu Meistern der übrigen, wobei die bekannten Räuberstaaten der Flibustier eine Rolle spielten. Durch einen förmlichen Vertrag (1660) theilten sich beide Nationen in jene Inseln. Die Holländer, zuerst am Delaware und Brasilien, machten sich feste Sitze in Guyana, am Essequebo, Bernica, legten Surinam an und verpflanzten das Zuckerrohr nach Curaçao; St. Eustaz, St. Martin, St. Thomas, St. Jean und Croix erwarben die Dänen; St. Barthelemy die Schweden (1784), die früher auch schon am Delaware eine Colonie errichtet hatten. Die Russen gelangten im 18ten Jahrhunderte an das nördlichere Ufer der nordwestlichen Küste Amerika's; gleich ihnen die Britten, die vom Nudkasund bis zum Eiscap vordrangen, Canada von Frankreich erhielten (1762) und von diesem Jahre an bis 1783 auch Florida besaßen; die Spanier fanden den weitern Weg von Californien aus. — Da erschien der Zeitpunkt, wo die brittischen Colonien in Nordamerika unter Frankreichs Schutze vom Mutterlande sich lossagten, und der Staat der dreizehn vereinigten Provinzen, die man unter dem allgemeinen Namen Nordamerika versteht, als Republick sich proclamirte. Die europäische Colonialwelt ward nun immer mehr der Hauptgegenstand der Kämpfe der großen Mächte Europa's, und wegen ihrer verweisen wir auf die Artikel Continentalsystem, Colonien ꝛc., wobei Amerika eine so große Rolle spielt. — Höchst interessante Ansichten gewährt der Blick auf Amerika, wenn man es aus den Gesichtspunkten betrachtet, zu welchen Mackenzie ꝛc., und neuerlichst Humbold Veranlassung durch ihre Nachforschungen gaben. Im wahren Sinne des Wortes schaut man dann in eine neue Welt; doch immer ist die Nordküste, die Region über die Hudsonsbay hinaus, noch eben so mit einem dichten Nebel bedeckt, wie Afrika's Inneres es ist. Erst seit 1200 Jahren, behaupten Forster wie Bernaducci und Humbold, sey Amerika bevölkert und zwar, wie überall, auch von Hoch-Asien aus; Rhode glaubt über das atlantische Meer von Phöniziern, Johannes von Müller meint über das stille Meer von den Hunnen; jeder glaubt in Sprach- und Gesichtsähnlichkeit der Einwohner Gründe für seine Behauptung zu finden. Je näher die Einwohner dem Gleicher sind, desto dunkelrother ist ihre Haut; alle haben schwarzes straffes Haar. — Doch noch weniger hat man in Ansehung der Sprachverschiedenheit dieser Völkerschaften sich vereinigen können. Franzesco Lopez zählt 1500, Athanasius Kirchner 500, Lorenzo Hervas neun verschiedene Sprachen; Zeune reducirt sie, nach den von Humbold ihm mitgetheilten Sprachlehren auf zwei, nämlich die toltekische und apalachische. Die Zahl der eigentlichen Amerikaner ist übrigens jetzt nicht groß; die Eroberungen der Europäer haben nicht wenig zu ihrer Verminderung beigetragen. Mit den Fremden beträgt Amerika's ganze Bevölkerung ungefähr gegen 300 Millionen. Die Ureinwohner leben größtentheils un-

ter kleinen Fürsten im Nomadenstande; die meisten aber sind in der Vermischung mit den Fremden mehr und weniger ausgeartet, welche theils aus Europäern theils aus deren Negersclaven bestehen. — Die specielle Geographie, Statistik und Naturgeschichte Amerika's läßt sich am leichtesten nach den drei Hauptabtheilungen, Nordamerika, Südamerika und Mittelamerika (Westindien), übersehen, die wir daher unter diesen verschiedenen Artikeln abhandeln müssen. Im Allgemeinen bemerken wir, daß Amerika die höchsten Berge, die größten Flüsse und Seen enthält. Außer den Cordilleras de los Andes, dieser ungeheuern Bergkette, die bei der südlichsten Spitze beginnt, an der Westküste nach Norden läuft, und deren Ende wir noch nicht kennen, nennen wir den Chimboraço, den Cayambeorean, Antisana u. s. w.; unter den Vorgebirgen das berühmteste, das Cap Horn, diese südlichste Spitze des Feuerlandes. Die größten Flüsse sind der Lorenzostrom, Missisippi, der Oronoco, Maranjon und La Plata. Nordamerika besitzt die größten Landseen, von 500 bis 1800 Q. M. — Cacao, Cochenille, Mais, peruanische Rinde, Kartoffeln, Tabak, Vanille ꝛc., sind dem Boden eigenthümlich, der in sich Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Marmor, Porcellanerde, Labradorsteine, Steinkohlen ꝛc. birgt. Das Lama und die Vicogna, Polarfüchse und Yaguare gehören zu Amerika's Eigenthümlichkeiten aus der Thierwelt. I.

Amethyst ist ein durch alle Schattirungen laufender violblauer Quarz, dessen Farbe, nach Rose, von einer Mischung von Eisen- und Braunstein-Oxyd entsteht, die nur ein halb Procent des Ganzen ausmacht. Außerdem unterscheidet er sich vom Quarze vorzüglich dadurch, daß er in viele stängliche Stücke abgesondert wird, die als unvollkommene Säulen zu betrachten sind, und zuweilen in Pyramiden auslaufen. Diese Stängel sind sehr ungleich gefärbt, und die Spitze gewöhnlich am dunkelsten, der Fuß hingegen oft fast gar nicht. Der Amethyst kommt auf Gängen, meistentheils in Gesellschaft der Achate vor, und zwar so, daß er mit den schöner gefärbten Spitzen gegen die Mitte des Ganges, und in den Chalcedonkugeln gegen das Centrum derselben gerichtet ist. Den blassern Grund, der die Saalbänder des Ganges ausmacht und oft in Chalcedon übergeht, hat man Amethystmutter genannt. Je kürzer die Crystallenstängel sind, desto gesättigter ist gewöhnlich ihre Farbe, und die allerschönsten sind die, welche freiliegende Doppelpyramiden darstellen, so wie viele in den berühmten sibirischen Amethystbrüchen, welche als Quarzgänge in verwittertem Aplit aufsetzen, vorkommen. Die Alten rechneten zum Amethyste auch die indischen Rubine, die man späterhin orientalische Amethyste nannte. Der Preis des Amethystes ist sehr verschieden, je nachdem die Farbe gesättigt und gleichförmig ist, denn viele werden durch Wolken entstellt. Von den schönsten geschliffenen bezahlt man das Karat mit 3, 4, 5 Thalern, und dieser Preis wird einfach mit der Karatzahl multiplizirt. Allein der Menge wegen hat ihr Werth sehr abgenommen, und der Hauptabsatz der sächsischen und böhmischen Amethyste, der ehedem über Venedig nach der Türkei ging, weil er daselbst als Frauenschmuck sehr beliebt war, hat ebenfalls aufgehört. Als Ringstein gibt man ihm möglichst viele Flächen, um die ungleichen Flecken zu verbergen und den Glanz zu verstärken. Den Blässern legt man blaugefärbte Folien unter. Diejenigen, welche innerlich dunklere Flecken haben, glüht man kurze Zeit in Sand und Eisenfeile eingepackt, wodurch die Flecken zertheilt werden. Durch fortgesetztes Glühen ver-

schwindet endlich alle Farbe, und dann werden sie gleich dem Crystall zum unechten Diamantschmuck genommen, kommen aber jenem in der Härte nicht bei. Aus diesem Grunde ist aber der Amethyst zum Schleifen und Schneiden bequemer; und da er in ziemlich großen Massen vorkommt, so werden allerlei Gefäße, Dosen und andere Kunstsachen daraus gearbeitet. Die Alten gravirten auch Siegel in Amethyst, und man hat noch mehrere dergleichen Antiken. Auch trug man ihn vor Alters als Amulet zur Abwehrung der Gifte, wozu er mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes gezeichnet wurde. Die Magier behaupteten, daß er nicht nur der Trunkenheit vorbeuge, sondern auch sogleich davon befreie, wenn man ihn an den Leib binde. Dieser Glaube war allgemein, und wird sogar vom Aristoteles bekräftigt; er hat auch zu der Benennung des Steines selbst, welche so viel als nüchtern besagt, Gelegenheit gegeben. Wegen des geringen Preises brauchen jetzt die Glaser auch oft die dünnen stängelförmigen Stücken zum Glasschneiden. Zu Dosenstücken werden die sogenannten Haaramethyste gesucht, welche, wie der Rosaquarz, mit haarförmig crystallisirtem Braunsteine durchsetzt sind. Zum falschen Glasschmuck, und besonders zu den amethystfarbenen ovalen Zuckerdosen und Saussieren versetzt man das blaue Kobaltglas entweder mit etwas Goldpurpur oder mit gereinigtem Braunstein, gewöhnliches grünes Glas. Von wenig Braunstein wird das letztere entfärbt, bei stärkerm Zusatze aber amethystfarben, wie man oft an den gewöhnlichen Trinkgeschirren sehen kann. Zu den härtern Amethystflüssen kommt anstatt des Kaliglases Bleiglas, aus vier Theilen Kiesel und sechzehn Theilen Bleiweiß. Nach Petrus Arlensis machte man ehedem aus dem Amethyste selbst einige bunte Flüsse zum Halsschmuck. Man versetzte den gepulverten Amethyste entweder mit Blattgold und Natron oder mit Kupferfeile und Kampfer. Diese Mischungen wurden durch 48stündiges Glühen zusammengeschmolzen, und gaben taubenhalsfarbene oder dem Avanturin ähnliche Flüsse. X.

Ameublement, s. Verzierungskunst.

Amiens, eine feste Stadt, und ehedem die Hauptstadt der Picardie, jetzt des Departements Somme (welcher Fluß in drei Arme mitten durch die Stadt geht), hat meistens schöne und wohlgebaute Straßen, ein festes Schloß, von Heinrich IV. erbaut, und eine prächtige Kathedralkirche, in welcher Ludwig XIV. gekrönt wurde. Auch befindet sich hier ein Bischof, der vor der Revolution unter dem Erzbischof zu Rheims stand, und seit 1750 eine Akademie der Künste und Wissenschaften. Die Anzahl der Einwohner, deren Erwerb besonders in Kamelot-, Tapeten-, Seiden-, Wollen- und Lederfabriken besteht, wird auf 40,000 gerechnet. — Am merkwürdigsten wurde diese Stadt durch den am 25sten März 1802 zwischen Frankreich, Spanien und der batavischen Republick auf der einen, und Großbritannien auf der andern Seite abgeschlossenen und am 27sten März unterzeichneten Frieden. S. Friedensschlüsse.

Aemilius Paulus, ein edler Römer aus dem alten angesehenen Geschlechte der Aemilier. Er überwand den Perseus, König in Macedonien, und hielt deswegen 586 nach Erbauung der Stadt Rom einen großen Triumph. Während desselben starben zwei seiner Söhne, deren Tod er jedoch so hochherzig ertrug, daß er den Göttern dankte, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, den Wechsel des römischen Glücks abzuwenden. Außerdem war er der Vater des berühmten Scipio Africanus.

Amiot (Pater), ein französischer Jesuit, geboren zu Toulon

1718, der sich lange Zeit als Missionär in Peking aufhielt, und zu einer genauern Kenntniß China's mit seltenem Fleiße und gründlicher Gelehrsamkeit beitrug. Ihm besonders verdanken wir die genauesten und ausgebreitetsten Belehrungen über die Alterthümer, die Geschichte, Sprache und die Künste der Chinesen. 1750 kam er zu Makao an, und ging im folgenden Jahre auf Befehl des Kaisers nach Peking, wo er bis an seinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chinesischen und tatarischen Sprache vertraut, und mit ihrer Hülfe konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten, welche die Charakterschrift, die Kriegskunst, die Musik u. s. w. der Chinesen betreffen, ferner eine Lebensbeschreibung des Confucius, eine tatar-mantschuische Grammatik u. s. w., befinden sich in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois, deren zehnter Theil seinen Antheil an den ersten zehn Bänden ausführlich angibt. Dieses Verzeichniß nimmt allein 14 Columnen ein. Außerdem sind von ihm die Eloge de Moukden, welche de Guignes, und das Dictionnaire tatar-mantcheou-français, welches Langlès herausgegeben hat.

Amman heißt in der Schweiz und in Ober-Deutschland so viel als Amtmann, Stadtvoigt, Schultheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt Landammann.

Ammon, eine libysche Gottheit. Ueber seinen Ursprung sind die Nachrichten sehr verschieden. Einige machen ihn zu einem Sohne Tritons; Andere erzählen, er sei in einem Walde gefunden worden, wo, außer einem Schaafe, kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieses Schaafes. Noch Andere wollen, daß er zwischen Carthago und Cyrene als ein Knabe im Sande spielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sei er verstummt. Noch Andere endlich erzählen, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hizze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe angerufen; darauf sey ein Widder erschienen, der, mit seinen Füßen scharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe, und darauf wieder verschwunden sey. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehren erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist Ammon ein ehemaliger König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturns, und dessen Geliebte Amalthea gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Orakelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menschen mit einem Widderkopfe oder Widderhörnern vorgestellt war. Alexander besuchte diesen Tempel, und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt. — Ammonshorn, eine nach Art eines Widderhorns gewundene Muschelgattung.

Amnestie ist die Befreiung von Strafe und gänzliche Verzeihung, die eine Autorität Personen, welche sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß sie sofort, oder bis zu einem bestimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zusichert. So pflegen Deserteurs von Zeit zu Zeit unter Zusicherung völliger Amnestie, d. h. völliger Straflosigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufständen ganzer Districte oder Länder eine Amnestie erklärt, weil die Bestrafung, nach der

Strenge der Gesetze, nicht füglich ausführbar seyn würde. Man begnügt sich, höchstens die Häupter und Anstifter davon auszunehmen.

Amor. Nach der neuern Mythologie ist Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der schönste unter den Unsterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen. Die Wirkungen seines Geschosses sind die schmerzenden Wunden der Liebe, und seine Macht ist Göttern und Menschen furchtbar. Nach der ältern Mythologie ist er der älteste unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, aus welcher der Aether und der Tag hervorgingen. Dieser älteste Amor ist der erhabene Begriff der alles erregenden und befruchtenden Liebe (vergl. Eros).

Amortisiren stammt vom französischen Worte amortir ab, und bedeutet ursprünglich ertödten, erlöschen, schwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinsen loskaufen; ferner Grundstücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, d. i. an Kirchen, milde Stiftungen, Gemeinheiten, welche dieselben nicht wieder veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von diesem Worte hier die Rede ist. Um dieses zu bewerkstelligen, haben gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verschuldete Staaten einen Amortisationsfond (franz. Amortissement, engl. sinking Fund) oder Schuldentilgungsfond (Amortisationscasse, Schuldentilgungscasse, auch bloß Tilgungscasse genannt) angeordnet. Er besteht in derjenigen Einrichtung der Geldwirthschaft eines Staats oder einer Privathaushaltung, daß man eine jährliche Geldsumme, sowohl für die Bezahlung der Interessen von den gemachten Schulden, als auch für die Bezahlung der letztern selbst bestimmt, und die dadurch aus den verminderten jährlichen Interessen gewonnene Summe immer wieder zur Abbezahlung der Schulden anwendet, und damit so lange fortfährt, bis alle Staats- oder Privathaushaltsschulden gänzlich getilgt sind. Nach der Erfahrung aller guten, vorurtheilsfreien Staatswirthe ist er das einzige Rettungsmittel verschuldeter Staaten, um sie gegen einen heimlichen oder öffentlichen Banquerott sicher zu stellen. Der Amortisationsfond gründet sich, in Ansehung seiner Größe, theils auf die Menge der Schulden, theils auf die verschiedenen Arten der Schulden, theils auf die Zeit, in welcher die Staatsschulden bezahlt werden sollen. In Rücksicht auf die Menge der Schulden gilt der Grundsatz: je größer die Schuldenlast ist, desto stärker muß der Schuldentilgungsfond seyn, man mag die Schulden in kürzerer oder längerer Zeit bezahlen wollen. Z. B. England und Oesterreich müssen einen zwanzig Mal größern Fond haben als Wirtemberg, Bayern, Sachsen und Preußen. Was nun die verschiedenen Arten von Schulden anbelangt, so verändert sich die Größe des Fonds auf die mannigfaltigste Weise nach denselben. Denn hat ein Staat, wie z. B. England, fundirte Schulden, so werden für den Tilgungsfond, nur zur Bezahlung der jährlichen Interessen, gewisse Taxen bestimmt; sind bloß auf den Credit der Regierung unfundirte Schulden auf bestimmte oder unbestimmte Zeit gemacht, so muß der Tilgungsfond die Interessen und das Capital zugleich umfassen, wenn der Credit bestehen soll, und die Schuld nimmt allmälich und in dem Grade ab, in welchen man den Fond wirklich seiner Bestimmung gemäß benutzt. Werden consolidirte Schulden gemacht, d. h. solche, wovon man auf eine gewisse Reihe von Jahren hohe Interessen zahlt, diese aber nachher heruntersetzt, so sind als-

dann die gewonnenen Interessen der Tildungsfond. Sind die Schulden auf Leibrenten gegründet, so bedorf man des Tilgungsfonds nur zur Bezahlung der jährlichen Leibrenten, weil die gemachte Schuld sich immer mehr mit jedem Todesfalle im Kreise derer vermindert, auf deren Leben die Leibrenten gestellt waren, und sie hört, wie der Tilgungsfond, ganz auf, wenn der lezte dieses Kreises stirbt. Hingegen bei Tontinenschulden muß der Staat dieselbe ganze Summe fortbezahlen, bis der lezte der Theilnehmer, und mit ihm die Schuld abgestorben ist. Hat endlich der Staat auf ewige Renten geborgt, so wird ein Tilgungsfond in der Absicht errichtet, um außer der jährlichen Zahlung der ewigen Renten noch eine Summe in Casse zu behalten, damit er seine Schuldscheine, wenn sie niedrig stehen, wie die Privatleute, einkauft, und dadurch seine Schulden vermindert. So bestimmte Pitt seit dem Jahre 1786 jährlich eine Million Pfund zu dieser Verminderung der Nationalschuld, und hatte 1791 auf diesem Wege mit fünftehalb Millionen gegen sieben Millionen abbezahlt. In Rücksicht auf Bestimmung der Zeit, während welcher die Schulden nebst den Interessen aus dem Tilgungsfond bezahlt werden sollen, ist es der Klugheit gemäß, die Abbezahlungszeit nicht bloß auf die lebende Generation, unter welcher die Schulden entstanden, zu setzen, weil deren Grundvermögen dadurch angegriffen werden würde, sondern man zieht nach Verschiedenheit der Größe der Schuld die zwei, drei und vier folgenden Generationen mit zur Mitleidenheit. Sollte auch während dieser Zeit ein neuer Unfall eintreten, z. B. Krieg, welcher neue Hülfsmittel erfoderte, so kann man dazu den über die Interessen übrig bleibenden Theil anwenden, und die Abbezahlung des Kapitals so lange aussetzen, indem man dadurch die Einführung neuer Abgaben und Auflagen erspart; denn die leztern werden immer unmittelbar mehr oder weniger vom Volke gefühlt, verursachen allemal Unzufriedenheit, und finden immer einigen Widerstand. Die Quellen, woraus ohne Nachtheil der übrigen gangbaren Abgaben und Auflagen ein Schuldentilgungsfond errichtet werden kann, sind nachstehende: 1. die Ersparungen, welche man bei den bisher bestehenden Ausgaben zu machen sucht, wenn bei den leztern, durch schlechte Verwaltung, Verschwendung und Mißbräuche eingerissen sind. Dies war der Fall bei dem redlichen und erhabenen Sully unter Heinrich IV, in Frankreich. 2. Die Untersuchungen aller bisherigen Einnahmen, ob sie fehlerhaft erhoben werden, und ob auch alles Erhobene zur bestimmten Zeit richtig in die Casse geflossen. Findet man nun Fehler, so stelle man diese sehr schnell ab, und weise das dadurch gewonnene Capital dem Tilgungsfond an. Freilich gehört zur Abstellung solcher Mißbräuche ungemein viel Standhaftigkeit und Regenten wie Heinrich IV., der keinem schreienden Verleumder Gehör gibt; denn das Heer derjenigen, welche bei dieser Einführung der Ordnung leiden, gleicht, so wie das Heer der Verleumder eines ordnungliebenden Staatswirths, der lernäischen Schlange. 3. Man mache solche Gegenstände im Staate und im Haushalte, welche bisher unbenutzt waren, fähig, daß sie eine Einnahme geben. 4. Reichten alle diese Mittel noch nicht zu, den Schuldentilgungsfond zu decken, oder fänden sie sich gar nicht, um ihn zu bilden, so seze man den bisherigen Zinsfuß herab. Eine solche Herabsetzung des Zinsfußes war es auch, durch die 1655 in Holland, 1685 im Kirchenstaate, unter der Regierung der Königin Anne in England 1714, und 1762 im Königreiche Sachsen der Schuldentilgungsfond gebildet wurde. 5. Erreicht man aber auch hierdurch seinen

Zweck nicht ganz, so bleibt endlich nichts übrig; als das Fehlende durch mäßige Erhöhung der alten bestehenden Abgaben und Auflagen herbeizuschaffen, welches besser und sicherer ist, als die Einführung neuer Auflagen und Abgaben. X.

Amphibie. Dieses Wort bedeutet ein zweilebiges Geschöpf, d. h. ein solches, das auf dem Lande und im Wasser zugleich leben kann, und die ältern Naturforscher fassen alle Geschöpfe, die diese Eigenschaft haben, unter der Classe der Amphibien zusammen. Gegenwärtig aber hat das Wort Amphibie einen eingeschränktern Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes und kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit einer Vorkammer und einer Herzkammer. — Durch diese Kennzeichen sind sie von allen andern Thieren sehr genau unterschieden. Die Kälte ihres Bluts trennt sie von den Säugthieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fischen. Ihr Blut ist zwar nicht eiskalt, nimmt aber nie einen höhern Grad der Wärme an, als die Luft oder das Wasser hat, worin sie sich aufhalten. Kein Thier aus andern Classen scheint in so auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, besonders einzelne Gattungen. Frösche z. B. sind in dem Magen des Menschen und in Eisschollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben sie Knorpel, daher sie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphibien kann sowohl auf dem Lande als im Wasser leben. Manche gehen nach Willkür aus dem einen aufs andere, je nachdem es ihre Bedürfnisse erfordern; andre bringen nur eine gewisse Periode ihres Lebens oder gewisse Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich sind auch einige bloß für das Wasser oder bloß für das Land bestimmt. Sümpfe, Moräste und stehende Gewässer, ferner dumpfige, düstere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von Amphibien bewohnt. Ihre Fortpflanzung geschieht meistens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen ließ es die Natur diesen Thieren nicht fehlen. Einigen gab sie eine gewaltige Körperkraft, ein scharfes Gebiß (wie dem Crodicill), andern ein schnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewissen Schlangenarten), noch andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine scharfe Feuchtigkeit, welche sie ausspritzen, zu Statten. Etwas Merkwürdiges ist die starke Reproductionskraft einiger dieser Thiere, vermöge welcher sie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen geraubt werden, wieder ersetzen. Verschiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und selbst ohne Nahrung leben. — Amphibiolithen oder Amphibiensteine sind Versteinerungen von Amphibien.

Amphictyonengericht, das berühmte Reichsgericht Griechenlands, nach den meisten Nachrichten von dem König Amphictyon, nach Strabo aber von dem archivischen König Acrisius gestiftet, um ein Vereinigungspunct für die einzelnen griechischen Staaten zu seyn. Anfänglich war Delphi der Versammlungsort, später aber auch Thermopylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechische Völkerschaften schickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit und Pracht versammelten, und öffentliche Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und Criminalverbrechen, besonders Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi bestraften. Nach geschehenem Ausspruch ward dem strafba-

ren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn sie nach verlaufener Frist nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf sich das Volk noch nicht, so ward der ganze Bund gegen dasselbe aufgefordert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Auch hatte die Versammlung das Recht, es vom Bunde auszuschließen. Ein Beispiel davon liefert der zehnjährige phocensische Krieg.

Amphion, ein Sohn des Jupiters und der Antiope, der älteste der griechischen Tonkünstler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Musik, und brachte sie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Cadmea hieß. Amphion aber baute die Mauern und die sieben Thore dieses Ortes, vereinigte die obere und untere Stadt; und jetzt wurde dieselbe Theben genannt. Die Poeten, um in Dichtungen die Gewalt seiner Musik und vielleicht auch Beredsamkeit auszudrücken, sagen, er habe Theben durch den Klang seiner Leier erbaut, die Thiere der Wildniß und selbst Bäume, Felsen und Ströme seyen den Tönen seiner Saiten gefolgt.

Amphitheater war ein bei den Römern zu Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmtes Gebäude. Es war ohne Dach, und hatte eine runde oder ovale Form. In seiner Mitte befand sich die Arena, ein großer mit Sand bestreuter Platz, auf welchem die Kampfspiele vorgestellt wurden. Rings um die Arena herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere bestimmten Gewölbe; über diesen war die Gallerie; und von dieser an erhoben sich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die ersten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die obersten aber für das gemeine Volk bestimmt waren. Julius Cäsar ließ 709 nach Roms Erbauung das erste Amphitheater zu Rom für seine Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre später das erste von Stein. Das berühmte Coliseum zu Rom ist das größte aller Amphitheater. In Verona befindet sich ein altes Amphitheater, dessen Inneres noch ganz die alte Structur zeigt, und sorgfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von allen römischen Alterthümern hat keines der Zeit so sehr widerstanden, wie dieses merkwürdige Gebäude, dessen Form oval, und dessen Bauart im Geschmack des Coliseums zu Rom ist. — Amphitheater wird gegenwärtig, nach den Franzosen, der Platz genannt, welcher bei unsern Theatern der Bühne gegenüber ist, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher steigen, angebracht sind.

Amphitrite, eine Tochter des Oceanus und der Thetis. Neptun wünschte sie zur Gemahlin, und ließ sie, da sie sich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufsuchen, der sie ihm auch zuführte, und zur Belohnung dafür unter die Sterne versetzt wurde. Als die Göttin und Königin des Meers wird sie auf einem Muschelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptuns Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo, König von Theben, Gemahl der Alkmene, welche, vom Jupiter geliebt, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar. Die Mythe erzählt, daß Jupiter, um die treue Alkmene zu täuschen, die Gestalt ihres im Kriege abwesenden Gatten angenommen. Plautus, und nach ihm Molière, und nach diesem Falk haben diese Intrigue zu einem interessanten Lustspiele benutzt, wo Rückkehr und Zusammentreffen des wahren Amphitruo lächerliche Situationen in Hof und Stadt herbeiführt. Die zwischen beiden Am-

phitruonen schwankenden Thebaner werden am Ende durch die Schmarozer für den Jupiter gewonnen, welcher die Unschlüssigen zum Gastmahle einladet. Falk läßt den einen Schmarozer sagen:

— Thebaner, zweifelt nicht! ich dächte,
Der uns zu essen gibt — das ist der Rechte!

Von der molièrischen Comödie her schreibt es sich, daß man in Paris den Hauswirth bei einer Fete mit dem Namen Amphitruon bezeichnet; doch nennt man die Wirthin nicht Alkmene, vermuthlich weil kein Jupiter unserer Zeit der Metamorphosen bedarf, am wenigsten aber die Maske des Ehemannes wählen würde, um einen Herkules in die Familie einzuschwärzen. A.

Amputation, die Abnehmung der Glieder mittelst schneidender Instrumente. Obgleich die chirurgische Kunst dahin arbeiten muß, die Amputation zu verhüten; so ist sie doch in mehreren Fällen nicht zu vermeiden. Diese sind besonders 1. große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerschmettert sind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen. 2. Langwierige Eiterungen und Hohlgeschwüre mit Gängen, welche den Knochenfraß verursachen, besonders wenn sie als Ueberreste oder Versetzungen von Krankheiten erscheinen. 3. Knochengeschwüre, der sogenannte schwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anschwellungen von Pulsadergeschwülsten. 4. Der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Ursache entstanden ist, oder tief in das Glied sich erstreckt. 5. Krebshafte Geschwüre; auch 6. dergleichen Geschwülste, welche, ohne beträchtliche Arterien zu verletzen, nicht ausgerottet werden können, u. a. m. Es ist jedoch sehr schwer, eine bestimmte Anzeige zur Amputation festzusetzen, weil auch die meisten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Die Operation ist von Zeit zu Zeit sehr verbessert worden. Man führt vorzüglich drei Methoden an, die von Ravaton (Amputation à deux lambeaux), welcher drei verschiedene Einschnitte machte; den ersten durch die Haut, dann einen zweiten Cirkelschnitt bis auf den Knochen, hierauf einen Schnitt einige Zoll oberhalb des ersten Schnitts in die Muskeln, wodurch diese zu beiden Seiten des Knochens gespaltet und zwei Hautlappen gebildet werden. Diese hält ein Gehülfe bei der Operation in die Höhe, der Knochen wird sodann so hoch aufwärts abgesägt, als möglich, beide Fleischlappen werden zusammengebracht und geheilt. — Die Methode von Alanson bestand darin, daß er den ersten Einschnitt senkrecht durch die Haut bis auf die Muskeln im Cirkelschnitt machte, dann die Muskeln bis auf den Knochen schräg nach oben durchschnitt, so daß eine concave Wunde entstand, welche, nachdem der Knochen so hoch oben als möglich abgesägt worden war, zusammengeheilt wurde. Petit in Frankreich und Cheselden in England stellten eine dritte Methode her, die schon Celsus angab, und welche, mit einigen Verbesserungen, noch jetzt gewöhnlich ist. Vor der Operation werden die Arterienstämme comprimirt, um die Blutung zu vermindern, ein Gehülfe faßt mit beiden Händen das Glied an, und zieht die Haut stark aufwärts. In zwei perpendiculären Cirkelschnitten wird nun die Haut und das Fleisch bis auf den Knochen durchschnitten, von diesem das Knochenhäutchen abgeschabt, sodann mittelst einer gespaltenen Binde die Fleischtheile zurück nach oben hingezogen, und der Knochen so hoch oben als möglich durchgesägt. Hierauf werden die Blutgefäße mit Häkchen vorgezogen und mit einem Faden mittelst einer zweischneidigen krummen Nadel unterbunden, die Haut und das Muskelfleisch werden nun abwärts gestrichen, die Ränder der Wunde zusammengedrückt und mit gehöri-

gen Compressen und Binden oder mit einer Mütze umbunden. Ungefähr auf dieselbe Weise, nur mit den gehörigen Modificationen, werden auch die kleinern Extremitäten abgelös't. Auch in den Gelenken werden zuweilen die Glieder abgenommen. Der Schnitt wird hier nach der Methode à lambeaux vorgenommen, um zwei Hautlappen zu bilden, die groß genug sind, um die Gelenkfläche damit zu bedecken. H.

Amsterdam, die Hauptstadt des ehemaligen Hollands, und nach der Vereinigung desselben mit Frankreich nach Paris und Rom die dritte Stadt des französischen Reichs, nun aber die Hauptstadt des Königreichs der Niederlande, am Meerbusen Y, mit mehr als 200,000 Einwohnern. Zu den schönsten und merkwürdigsten Gebäuden gehören das von Jacob von Kampen erbaute und mit den Bildhauerarbeiten Quellins verzierte, auf 13,659 eingerammelten Mastbäumen gegründete Rathhaus, welches, als Holland zu einem Königreich constituirt wurde, der König zu seinem Pallast einrichten ließ, die Börse, die Admiralität, das ostindische Haus und die berühmten Hospitäler und Arsenäle. Die Stadt wird durch die Amstel, welche mitten durch sie hinfließt, in die alte und neue Seite getheilt, hat ungefähr drei Meilen im Umkreise, ist auf einem Rost von eichenen Pfählen gebaut und überall von Canälen und Krachten durchschnitten. Gegen die Landseite ist sie mit vielen Bastionen versehen; dennoch wurde sie 1787 von den Preußen, und am 19ten Dec. 1794, in jenem merkwürdigen Winter, von den Franzosen eingenommen. Obgleich Amsterdams Lage zum Seehandel wegen der beschwerlichen Passage durch den Texel nicht sonderlich bequem ist; so gehörte es doch sowohl in Ansehung seines durch die ganze Welt verbreiteten Handels, als auch seiner sonstigen Industrie und seines daraus entsprungenen Reichthums wegen, zu den ersten Städten Europa's. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner bestand und besteht zum Theil noch in der Färberei, Zuckerbäckerei, Wachs- und Leinwandbleiche, und in Verfertigung des Papiers, Segeltuchs, seidener und wollener Waaren. Ferner waren hier starke Niederlagen von Gold, Silber, Edelsteinen, Spezereien u. s. w. aus allen Welttheilen. Außerdem brachte der Wallfischfang, der ostindische, besonders der Gewürzhandel und der Heringsfang, ihnen große Vortheile. Amsterdam erhob sich allmälich aus einem Fischerdorfe zu einer Stadt. Der Druck der Spanier zog im 16ten Jahrhundert nach und nach viele Kaufleute des reichen Antwerpens und anderer flandrischen Handelsstädte dahin. Den spanischen Niederlanden wurde durch den westphälischen Frieden die Schelde gesperrt und bald breitete nun Amsterdam seine Geschäfte nach allen Gegenden der Erde aus; es wurde das allgemeine Magazin von den Producten aller Nationen und darf im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts als die erste Handelsstadt der ganzen Erde betrachtet werden. Inzwischen aber trat London als Nebenbuhlerin auf, und ward besonders wegen seiner wichtigen Seemacht gefährlich. Der Krieg mit den Engländern 1780 schadete dem Vermögen und Handel Amsterdams sehr viel; es entstanden Unordnungen in der großen (1609 gestifteten) Bank, welche den Credit im Auslande schwächten; und Amsterdam mußte schon vor dem Eindringen der Franzosen London den Vorrang einräumen. Seitdem versiegten die Quellen des Handels und Wohlstandes immer mehr. Die Engländer schadeten so viel sie konnten, die Colonien waren verloren, Deutschland zog seine Bedürfnisse über Hamburg und Altona und so trat jener Stillstand in allem Verkehr und Erwerb ein, der vor einem allgemeinen Frieden in Europa nicht aufhören wird.

Amulet ist ein Stein, Metall, oder ein anderer Körper, worauf gewisse Figuren oder Charaktere geschrieben sind, und den man bei sich trägt, um sich, abergläubischer Weise, damit gegen Krankheiten und Bezauberungen zu verwahren. Die Araber, Türken, Tibetaner, Chinesen und viele andere Völker haben großes Vertrauen darauf.

Amurath (Murad) I, der Sohn und Nachfolger des Sultans Orchan, wurde im J. 1319 geboren, und bestieg den Thron in einem Alter von 41 Jahren. Bisher waren die Türken Herren von Klein=Asien und machten nur Einfälle nach Europa; aber unter diesem glücklichen Eroberer wurde die Herrschaft der griechischen Kaiser auf Constantinopel und seine Vorstädte beschränkt. Er bemächtigte sich des größten Theils von Thrazien und Thessalien, erbaute in Adrianopel eine Moschee, und drang in Macedonien, Albanien, Servien und Bulgarien ein. Um seine Macht zu befestigen, errichtete er eine neue türkische Miliz, die Janitscharen, die das Schrecken aller seiner Feinde wurde. Bei der Schwäche der Griechen waren die Servier, Bulgarier und Ungarn die stärksten Gegner der Osmanen. Diese verbanden sich und wählten den servischen Fürsten Lazarus zu ihrem Anführer. Amurath ging ihnen entgegen und in den Gefilden von Cossova 1389 kam es zu einer blutigen Schlacht, welche die Verbundenen verloren. Als aber der Sultan mit seinem Vezir auf dem mit Todten und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde umherging, erhob sich ein für todt gehaltener Servier und erstach ihn. Die Osmanen rächten seinen Tod durch die Ermordung aller vornehmen Kriegsgefangenen. Amurath hatte 19 Jahre regiert, und während dieser Zeit 39 Kriege glücklich beendigt. Er war ehrgeizig, unternehmend und immer glücklich, dabei religiös, gerecht und streng. Kein Verbrechen ließ er unbestraft, und seinem eigenen Sohne, der eine Empörung gegen ihn erregt hatte, ließ er die Augen ausstechen und alle Theilnehmer hinrichten.

Amurath (Murad) II. bestieg in einem Alter von 18 Jahren 1422 den Thron seines Vaters Muhamed I. Innere Unruhen und Anarchie hatten das Reich der Osmanen erschüttert und nur sein männlicher Muth und fester Wille vermochten die Gefahren, die ihm drohten, zu überwinden. Bei dem Antritte der Regierung hatte er einen Betrüger zu bekämpfen, der sich für Bajazeds Sohn Mustapha, ausgab, und der von den Griechen unterstützt wurde; aber bald überwand und tödtete er ihn. Gleiches Schicksal hatte Murads jüngerer Bruder, der ebenfalls eine Empörung gegen ihn erregt hatte. Er verwüstete die Insel Zante, die den Venetianern gehörte, nahm Morea weg und zwang den griechischen Kaiser zu einem Tribut. Am meisten Widerstand leistete ihm Johann Hunyad, Woiwode von Siebenbürgen, der Anführer der ungarischen Heere. Dieser errang einen Frieden, in dem Murad alle Eroberungen diesseits der Bulgarei an Ungarn und Servien zurückgab. Da er seinem Reiche völlige Ruhe verschafft hatte, legte er seine Regierung in die Hände seines noch jungen Sohnes Muhamed II., und begab sich nach Magnesia in die Gesellschaft der Derwische. Dies erhob wieder den Muth seiner Feinde. Der Papst Eugen IV. erklärte den Eid, der den Frieden zwischen den Osmanen und Ungarn bekräftigte, für ungültig, sandte den Cardinal Julian Cesarini an den König Wladislav, und vermochte ihn durch diesen zum Friedensbruche. Die Türken riefen den Murad aus seiner Einsamkeit zurück. Er rückte sei-

nen Feinden entgegen, und um den Muth der Seinigen zu beleben, ließ er die Friedensurkunde unter Anrufung der rächenden Gottheit auf einem Spieße vortragen. Das Treffen geschah den 10ten Nov. 1444. Die Ungarn wurden geschlagen, und ihr treuloser König, nebst dem Cardinal Julian, verloren das Leben. Nach diesem Siege zog er sich zum zweiten Male in die Einsamkeit zu frommen Uebungen zurück; aber nur kurze Zeit. Ein furchtbarer Aufstand der Janitscharen rief ihn abermals zurück; seine Ankunft brachte sie sogleich zur Ruhe. Nun wendete er seine Waffen gegen den berühmten Skanderbeg, oder Georg Kastriota, Fürsten von Epirus, der sich empört hatte. Auch diesen schlug Murad und vertrieb ihn aus seinem Lande nach Albanien. Mehrere Kriege beunruhigten noch seine Regierung, bis er im 47sten Lebensjahr von einer Krankheit ergriffen wurde und im Jahr 1451, nachdem er 29 Jahre regiert hatte, starb. Ihn betrachten die Osmanen als ihren vorzüglichsten Fürsten und rühmen seine trefflichen Eigenschaften, die er in Krieg und Frieden bewies.

Anabaptisten, s. Wiedertäufer.

Anacharsis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs, der als ein Freund der Weisheit und der Wissenschaften in die Zahl der sieben Weisen aufgenommen wurde. Die Begierde nach Kenntnissen und Bildung trieb ihn aus seinem rohen Lande auf Reisen in gesittetere. Er kam zu Solons Zeiten (um die 46ste Olympiade) nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Nach seiner Rückkehr erschoß ihn der scythische König Saulius, weil er der Cybele insgeheim seinen Dienst abstattete, damit der weibliche Gottesdienst der Griechen bei den Scythen nicht eingeführt werden möchte. — Der Abt Barthelemy hat die Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland zum Titel und zur Form eines meisterhaften Gemäldes der griechischen Geschichte und der griechischen Alterthümer gewählt, welches uns Biester deutsch geliefert hat.

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für sich in der Einsamkeit lebt. Hingegen heißen die Mönche, welche in Gemeinschaft leben, Cönobiten.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falschen Zeitraum versetzt.

Anaclasis, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Anadyomene, die Hervorgehende, ist einer der mehreren Beinamen, welche Aphrodite durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte, die aus dem Meer Hervorgestiegene. Apelles hatte diesen Moment in einem Gemälde dargestellt, zu welchem ihm, nach Einigen, Kamaspe, Alexanders Geliebte, nach Andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere sich an einem Feste Neptuns zu Eleusis vor Aller Augen entkleidete, ihr Haar auflöste und sich im Meere badete, um dem Maler einen anschaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufsteigenden Venus zu geben. Unter mehreren Gedichten in der Anthologie schildert sie das von Antipater aus Sidon am schönsten:

Sieh, von Apellos Pinsel erzeugt, ein treffliches Kunstwerk:
Cypria, wie sie dem Schooß purpurner Wellen entsteigt!
Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
Und das schäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.
Pallas spricht nun selber und Zeus erhab'ne Gemahlin:
Sieh, wir bestreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Gestalt.

Anagramm heißt die Versetzung der Buchstaben eines oder mehrerer Worte auf solche Weise, daß dadurch ein anderer Sinn herauskommt. So ist Lied von Leid, Leben von Nebel, Made von Dame ein Anagramm. In sonstigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inschriften, vermittelst eines Anagramms, die Jahreszahl und dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum ist Lumen orbi, welches sich in dem Knopfe eines Kirchthums fand. Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Ein Anagramm ist um so schwieriger, aber auch um so schöner, je mehr Buchstaben es umfaßt, von denen jedoch keiner müßig bleiben darf.

Anakreon, den das Alterthum unter die neun Lyriker zählte, welche es vorzugsweise nannte, war zu Teos in Jonien geboren, und lebte um die 72ste Olympiade (531 vor Chr.). Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof, und schenkte ihm seine Freundschaft. Hier sang Anakreon, von Wein und Liebe begeistert, seine lieblichen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben aber vertrieb ihn aus Athen, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt starb. Der Sage nach erstickte er an einer Weinbeere. Teos ehrte sein Andenken durch eine Statue neben der Statue des Perikles, und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit gebührenden Lobsprüchen. Simonides singt von ihm:

Rebe, der Trauben Mutter, Erfreuende, lieblichen Mostes
  Nährerin, schlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Ueber Anakreons Mahl, am Hügel des tejischen Sängers,
  Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Daß der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
  Taumelnder Führer, — sein Lied hörte die schweigende Nacht —
Auch im hüllenden Schooß der Erde noch Trauben erblicke,
  Reife Früchte vom Zweig über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer benetze der Thau; denn süßer als Weinmost
  Strömte vom Munde dem Greis lieblicher Lieder Getön.

Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist aus der zerstörenden Zeit auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind uns nur elf Lieder, im Ganzen aber 68 Gedichte unter Anakreons Namen übrig, welche jedoch die Kritik nicht alle für echt anerkennt. Sie sind, mit Ausschluß jener unechten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter, Grazie und Naivetät in der lyrischen Poesie; wie schwer diese Eigenschaften zu erreichen sind, beweisen unzähliche verunglückte Nachahmungen, die des Namens anakreontischer Lieder nicht würdig sind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit einer Nachschlagsylbe, nach Herrmann aber besteht es aus dem größern Jonicus mit der Anakrusis (dem Vorschlag):

$\stackrel{\smile}{-}$ | ´ ´ — — | ´ —
◡◡ | — — ◡◡ | — ◡

Analogie ist die ähnliche Beschaffenheit einer Sache. Analogische Erkenntniß überhaupt ist Erkenntniß des Verhältnisses von einer an sich unbekannten Sache zu einer bekannten, vermittelst gewisser Aehnlichkeiten. Durch Uebertragung dieser Aehnlichkeiten von dieser auf jene

entstehen gewisse Worte; diese nennt man äquivoca. — Kant nennt Analogie die Gleichheit zweier qualitativen Verhältnisse, oder eine vollkommene Aehnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen; in der Mathematik hingegen heißen Analogien Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen. Hier wird die vierte Größe x durch eine bestimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philosophie nur qualitative Verhältnisse gegeben sind, d. h. der Eigenschaften, die nicht Größen sind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenschaft gefunden werden soll.

Analysis, die Auflösung, Zergliederung, nennen wir in der Philosophie diejenige logische Behandlung eines allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine einfachen Merkmale auflösen. Die analytische Methode in der Philosophie ist diejenige, vermöge welcher man von dem, was gesucht wird, als ob es gegeben sey, ausgeht, und zu den Bedingungen aufsteigt, unter denen es allein möglich ist. Man könnte sie besser die regressive nennen, zum Unterschied der synthetischen, als der progressiven. Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derselben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytisch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umstände, worin sie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu oder den Versuch, so zu bestimmen sucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine bestimmte und sichere Art herausgebracht wird. Der synthetische Weg hingegen besteht darin, daß man von gewissen Daten oder Vordersätzen ausgeht, und die Natur den Schlußsatz angeben läßt, der daraus folgt. Analysis ist auch der Name eines Theils der allgemeinen Mathematik. Die allgemeine Mathematik betrachtet die Größe nur, in so fern sie eine Zahl ausmacht. Sie besteht aus zwei Haupttheilen; der eine betrachtet die Größe in bestimmten Zahlen, und wird die Rechenkunst genannt; der andere betrachtet sie in unbestimmten Zahlen, und wird Analysis genannt. Die Analysis der Rechenkunst in unbestimmten Zahlen stellt die Größen durch Buchstaben oder andere Zeichen vor; sie untersucht alle allgemeine Eigenschaften der Größe, insonderheit einer solchen, die auf verschiedene Weise aus vielerlei Theilen zusammengesetzt ist; ja sie erforscht die Natur und das Verhältniß der Größen bis auf die unendlich kleinen Theile, aus denen sie bestehen. Daher entstehen zwei Haupttheile dieser Wissenschaft, die Analysis finitorum (welche von den Größen, deren Theile eine endliche Größe haben, handelt, und auch Arithmetica speciosa oder Algebra genannt wird), und die Analysis infinitorum (welche dieselben, in so fern sie aus unendlich kleinen Theilen bestehen, betrachtet). Die Analysis ist der eigentliche Schlüssel zu der ganzen Mathematik und Physik. Sie ist eine Erfindung der neuern Zeiten. Die Araber, welche im Mittelalter sich in verschiedenen mittägigen Provinzen von Europa niedergelassen, scheinen die erste Gelegenheit zur Erfindung dieser Wissenschaft gegeben zu haben. Der Name Algebra, womit ein Theil der Analysis bezeichnet wird, ist arabisch. Im 16ten Jahrhundert ist diese Wissenschaft durch den Franzosen Vieta erhöht, und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Frankreich, in den Niederlanden und in England noch viel mehr vervollkommnet worden. In der andern Hälfte des 17ten Jahrhunderts ist die Analysis infinitorum erfunden worden; der große Newton hat zuerst einige Spuren davon merken lassen, Leibnitz aber die eigentlichen Grundregeln derselben zuerst entdeckt, und sie als eine neue Wissenschaft eingeführt. In

dem gegenwärtigen Jahrhundert ist sie vorzüglich durch die Bemühungen der Engländer und der Deutschen zu einer größern Vollkommenheit gebracht worden.

Anamorphose heißt die Vergestaltung und Verbildung der einzelnen Theile, den wahren Verhältnissen entgegen, welche dem Künstler die Regeln der Perspective auferlegen (s. diese).

Anapäst, ein metrischer Fuß, aus zwei kurzen und einer langen Sylbe, ◡◡—, also ein umgekehrter Dactylus. Der anapästische Vers kann als dactylischer betrachtet werden, wenn man die beiden kurzen Vorschlagsylben als zweizeitigen Auftact nimmt, und dann bekommt die anapästische Reihe folgende Form:

◡◡	´—◡◡	—
—	´— —	◡◡
	´◡◡ —	
	◡◡◡◡	

Anarchie ist ein Volksverein ohne gemeinschaftliche Regierungs-Form. Da aber der Begriff eines Volksvereins zur Erreichung gewisser gemeinsamen Zwecke eine gemeinschaftliche Regierung in sich schließt, so ist die Anarchie als ein Zustand der Unordnung und Auflösung zu betrachten, der das Glück der Staatsbürger in Gefahr setzt, aber auch seiner Unnatürlichkeit wegen nie herrschend werden, sondern nur bei außerordentlichen Veranlassungen, dergleichen z. B. die französische Revolution darbot, als ein Uebergang eintreten kann.

Anathema, von Gott verflucht, ist die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgesprochen wird. Daher heißt das Anathema aussprechen oder anathematisiren, mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (aus dem griechischen ανατεμνειν, zerschneiden, zergliedern), die Zergliederungskunst. In so fern sie sich mit Untersuchung der thierischen Körper beschäftigt, nennt man sie auch Zootomie. Die Anatomie ist ein Theil der Naturgeschichte, und gehört unter die wichtigsten Hülfswissenschaften der Medicin. Die Zergliederung des menschlichen Körpers war bei den ältesten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Aegyptier hatten einen großen Abscheu davor, denn es war der Gebrauch bei ihnen, denjenigen, welcher beim Einbalsamiren der Todten den Leib derselben aufschneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundsätze ihrer Religion die Beschäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verstorbener Menschen so schnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbst zu Hippokrates Zeiten waren die anatomischen Kenntnisse noch höchst mittelmäßig, und wahrscheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues schon weiter vorgerückt. Weiterhin war Alexandrien in Aegypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wissenschaften und Künste. Hier wurde auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 vor Chr.). Er zergliederte menschliche Leichname in Menge. Nach dem Zeugnisse des Celsus erhielt er sogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu öffnen, obgleich man keine nähern Beweise dafür hat. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröses, die nach der Leber gehen u. s. w.

Erasistratus, ein Zeitgenosse von ihm, that beinahe noch mehr für die Anatomie. Er bestimmte mehreres in dem Baue des Gehirns noch deutlicher, belegte die Klappen in der Hohlvene mit ihren Namen, die noch jetzt gebräuchlich sind. In der Folge, besonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachlässigt. Galen, in Alexandrien gebildet (im J. 131 nach Chr.), hatte alle anatomischen Kenntnisse der damaligen und vormaligen Aerzte gesammelt, scheint aber selbst die Anatomie nicht sehr vorwärts gebracht zu haben, indem er sich meistens nur mit Zergliederung der Thiere beschäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menschlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie Statt; sie war durch mehrere Lehren ihrer Religion verboten. Ihre Aerzte schöpften daher ihre anatomischen Kenntnisse bloß aus den Schriften der Griechen, besonders Galens. So blieb also mehrere Jahrhunderte hindurch die Anatomie auf dem vorigen Grade stehen. Erst im vierzehnten Jahrhundert standen wieder einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kenntnissen in der Anatomie und mit dem Nachbeten Galens nicht zufrieden, selbst anatomische Untersuchungen wagten. Die abergläubische Furcht vor dem Zergliedern menschlicher Leichname, welche bisher geherrscht hatte, schien allmälich zu verschwinden, da ein philosophischer Geist mehr Denkfreiheit unter den Menschen erregte. Mondini de Luzzi, Professor zu Bologna, zergliederte zuerst 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beschreibung des menschlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demselben enthalten waren. Seit dieser Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Universitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menschlicher Leichname angestellt wurden. So wie in der Medicin überhaupt, so auch in der Anatomie, zeigte sich es offenbar, daß nur treue Beobachtung die Kunst zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit bringen kann, daß sie aber stehen bleibt, ja wieder zurücksinkt und durch Irrthum verunstaltet wird, sobald Anhänglichkeit an Meinungen, Nachbeten der Vorgänger, die Stelle eignen Forschens vertritt, sobald man eine vorgefaßte Meinung nur bestätigt sehen will, oder einseitige Meinungen zu weit verfolgt. Aus diesem Grunde stieg auch damals die Anatomie nur langsam, weil man theils Galens Schriften, theils nachher Mondini's Lehrbuch über dieselbe nur durch die Zergliederungen zu erklären suchte. Nur Montagnana, Professor zu Padua im fünfzehnten Jahrhundert, konnte sich rühmen, daß er vierzehn Leichenöffnungen selbst verrichtet habe, was damals sehr viel war. Im sechzehnten Jahrhundert standen allenthalben Anatomen von großem Rufe auf. Das anatomische Studium wurde wieder allgemeiner, und viele Fortschritte wurden in demselben gemacht. Fallopius, Eustachius, Botallius, Varolius und viele Andere bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Harvey entdeckte und bewies 1619 den Umlauf des Blutes. Im siebenzehnten Jahrhunderte lebten gleichfalls mehrere berühmte Anatomen, wovon vorzüglich diejenigen, welche sich mit der Untersuchung einzelner Partien des Organismus beschäftigten, wieder viele Entdeckungen machten. So zeigte z. B. Wirsung den pankreatischen Gang, Schneider die Schleimhaut u. s. w. Im achtzehnten Jahrhundert machten sich durch ihre anatomischen Untersuchungen berühmt: Pacchioni, Vasalva, Keil, Lancisi, Ruysh, Haller, Boerhaave, Vicq-d'Azyr, und mehrere Andere. Meckel, Loder, Reil, Bichat, sind außer mehreren Andern als berühmte Anatomen der neuesten Zeit

der besondern Erwähnung würdig. Man theilt die Anatomie nach dem Gegenstande ihrer Untersuchungen, in die allgemeine und specielle. Die erstere betrachtet die Bestandtheile des Körpers überhaupt, die allen Organen oder einzelnen Systemen desselben gemein sind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urstoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, und durch den ganzen Körper, von der Haut bis auf die Knochen, mittelst der in einander laufenden feinen zelligen Zwischenräume, in Verbindung und Zusammenhang steht; die Structur und Bestandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechsen, Nerven, Blutgefäße u. s. w. überhaupt. Die zweite beschreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Systeme insbesondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zusammenhang unter sich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man daher die verschiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Osteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechsen ꝛc.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin in dieser Rücksicht gerechnet werden die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu seinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blase, Magendrüse u. s. w.; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüssigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die sich in Schlag-Adern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchsaft einsaugen, theils im ganzen Körper vertheilt sind, die abgesonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Nevrologie, die Lehre von dem Nervensystem und Gehirn; Dermologie, die Beschreibung der Haut. — Unter den **anatomischen Arbeiten** sind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomischer Präparate. Präpariren benennt man die Absonderung eines Organs, eines ganzen Systems, oder auch nur einzelner Theile von allen andern fremdartigen, um sie zum Behuf des Unterrichts zu benutzen. So wird z. B. das ganze Knochen-System des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechsen und andern Theilen dargestellt und ein Skelett genannt; so werden die Muskeln, die Arterien, Nerven u. s. w. für sich allein dargestellt; so werden ferner die Eingeweide in ihrer Lage und außerhalb derselben abgesondert, die Gefäße derselben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre besondere Structur deutlich einzusehen. Zu diesen Arbeiten gehören schon hinlängliche anatomische Kenntnisse, und gewöhnlich verrichtet sie auf Akademien der Prosektor vor den Lehrstunden, damit in denselben der Lehrer der Anatomie sie vorzeigen und demonstriren kann. Das Aufbewahren der anatomischen Präparate geschieht theils durch das Eintrocknen, wie beim Skelett; theils in Weingeist, wie bei Eingeweiden und überhaupt den sogenannten weichen Theilen des Körpers, theils durch Injection. Das Injiciren wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen will. Der Name des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird, mittelst einer Spritze, mit irgend einer weichen gefärbten Masse angefüllt, welche alsdann sich in alle Aeste und Zweige der Gefäße vertheilt, sie auftreibt und sichtbar macht. Die feinsten Haargefäßchen können auf diese Weise deutlich dargestellt werden. Die einzuspritzende Masse besteht gewöhnlich aus einem Gemische von Seife, Pech, Oel und Terpenthin, wozu eine färbende Substanz noch gesetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für sehr feine Gefäße, z. B. die einsaugenden Lymphgefäße, nimmt man Quecksilber wegen seiner äußersten Theilbarkeit. H.

Anaxagoras, einer der vorzüglichsten jonischen Philosophen, war zu Clazomene im ersten Jahre der 70sten Olympiade von reichen und angesehenen Aeltern geboren. Er widmete sich dem Studium der Philosophie unter Anaximenes von Milet, ging, zwanzig Jahre alt, auf Reisen, besuchte Aegypten und alle Länder, wo die Wissenschaften blühten, und ließ sich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter seinen Schülern bald die angesehensten Bürger, wie Archeläus und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwissenschaften setzte ihn in den Stand, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen zu erklären; aber unverschuldet gerieth er dadurch in den Verdacht der Gotteslängnung, und mußte in Folge einer Anklage deshalb Athen verlassen. Es ging nach Lampsacus, wo er drei Jahre nachher, 72 Jahre alt, starb. Anaxagoras Grundsatz war: aus nichts wird nichts. Er nahm daher als Princip aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche sie bilden sollten, von gleicher Natur wären. Diese Atomen, an und für sich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Princip in Bewegung gesetzt worden, welches er Nir nannte. So hatte sich die Welt gebildet; die irdischen Körper hatten sich, vermöge ihrer Schwere, herabgesenkt, während der Aether oder das Feuer sich in den oberen Theilen verbreitete. Die Gestirne waren ihm indeß auch irdischer Natur, und die Sonne unter andern eine glühende Steinmasse, größer als der Peloponnes. Die Milchstraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler bewohnbarer Körper, welcher sein Licht von der Sonne empfängt; die Cometen wandernde Sterne. Da er die objective Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen läugnete, und sagte, daß die Dinge nicht so beschaffen seyen, wie Jeder glaube, so behauptete er unter andern: daß der Schnee nicht weiß, sondern schwarz sey, wie das Wasser, aus dem er entstehe und in das er aufgelös't werde.

Andante, Ueberschrift musikalischer Stücke, um damit eine deutlich abgemessene, ruhige Bewegung anzuzeigen. Es ist der dritte angenommene Grad in der Musik, und der Uebergang vom Langsamen zum Geschwinden. Andantino steht zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante, und etwas langsamer als Allegretto; dieses ist wenigstens die gemeine Meinung. Andere behaupten: Andantino habe eine etwas langsamere Bewegung als Andante.

Andreä (Johann Valentin), einer der interessantesten deutschen Schriftsteller seiner Zeit, war 1506 im Würtembergischen geboren. Nachdem er zu Tübingen studirt und Frankreich und Italien besucht hatte, bekleidete er nach und nach mehrere geistliche Aemter, und starb 1654 als Abt von Adelberg. Tief bekümmert, die Grundsätze der christlichen Religion leeren Streitigkeiten Preis gegeben, und die Wissenschaften von Eitelkeit und Neugierde gemißbraucht zu sehen, beschäftigte er sich unablässig mit den Mitteln, sowohl jener als diesen ihre moralische und wohlthätige Tendenz wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigstens Erneuer des Rosenkreuzer-Ordens gewesen (s. d.), möchte sich schwer bestimmen lassen, da für beides wichtige Gründe angeführt werden. Eine gewisse Neigung zum Mysticismus ist bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch sey, unläugbar war er ein eben so geist- als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen

Gelehrsamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laster in jedem Stande, bald in scherzhafter Laune, bald mit strengem Ernst und bitterm Spott verfolgte, und selbst der Tugend durch sein ganzes Leben treu war. Trefflich hat ihn Herder charakterisirt. Er hat vieles, und dies meistens in einer sonderbaren Sprache geschrieben, Alles aber zeugt von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeist des Verfassers. Ein classischer Dichter, nach den Begriffen unserer Zeit, ist er freilich nicht; die seine und auch der damalige Zustand der deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb alles lateinisch und auch er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache; was er deutsch schrieb, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er sagt selbst am Ende:

Ohn' Kunst, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du schwitzst, spitzst und schnitzst im Sinn,
Hab' ich's gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's besser, nimm ein Jahr dazu.

Seine Sprache ist die schwäbische. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist Andreä besonders glücklich, wie auch in komischen und witzigen Zügen. Er war ein feiner dichterischer Kopf, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern Geschäften erlag. Seine deutschen Verse zeigen nur von fern, was er hätte werden können, seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Aus seiner Mythologia christiana haben Herder und Sonntag mehreres übersetzt; auch hat Ersterer aus seiner Geistlichen Kurzweil Proben gegeben. Weniger bekannt unter uns sind seine Christlich Gemäl (Gemälde), Tüb. 1612. 4. Die Titel seiner übrigen Schriften müssen wir hier übergehen.

Andreas (der heilige), ein Bruder des heiligen Petrus, und der erste Schüler, den Christus wählte. Beide Brüder waren Fischer, entsagten aber diesem Geschäft und folgten dem Erlöser. Andreas Schicksale nach Christus Tode sind ungewiß; die gewöhnliche Meinung ist, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Moskoviten verehren ihn als denjenigen Apostel, der ihnen das Evangelium gebracht habe, die Schotten aber als den Schutzpatron ihres Landes. — Andreasorden, s. Orden.

Adromache, die Tochter des Königs Ection von Theben in Cilicien, und Hektors Gemahlin. (Vergl. diesen.) Nach Troja's Eroberung ward sie dem Pyrrhus, Achills Sohne, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, sie nachher aber dem Helenus, Hektors Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn gebar.

Andromeda, des äthiopischen Königs Cepheus und der Cassiopeja Tochter. Mutter und Tochter waren von seltener Schönheit. Als aber jene einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereiden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Cepheus Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausspruch, Poseidons Zorn könne nur besänftigt werden, wenn Cepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Dies gehört, zwangen ihn die Aethiopier zur Befolgung des Spruchs, und die unschuldige Andro-

meda wurde, an einem Felsen gefesselt, dem Ungeheuer Preis gegeben. So erblickte sie Perseus, der, das furchtbare Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Besiegung der Medusa auf dem Pegasus zurückkam. Besiegt von Mitleid und Liebe, versprach der Held das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. Das versprach ihm der Vater und hielt Wort. — Zum Andenken der Thaten des Perseus steht Andromeda, durch der Pallas Gunst, unter den Sternen. (Vergl. Perseus.)

Aenēas, ein trojanischer Fürst, des Anchīses und der Venus Sohn. Unter Troja's Helden ist er nach Hektor der ausgezeichnetste, und kämpft tapfer zur Vertheidigung der Stadt. In der entscheidenden Nacht aber, in der diese von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Aeneas stürzt sich dennoch in den Kampf, aber umsonst. Priamus fällt, und nun erst kehrt Aeneas, auf seiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Creüsa (s. diese). Jetzt, da nichts mehr zu retten ist, verläßt er das brennende Ilium. Mit zwanzig Schiffen auswandernd, kommt er nach Thracien, wo er die Stadt Aenos erbaute, allein, durch ein Wunder erschreckt, vom Anbau abließ. Von da ging er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelspruchs führt ihn nach Creta, von wo ihn eine Pest vertreibt. Nun ging sein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollons Spiele feierte; in Epīrus fand er Hēlenus und Andrŏmache. Von hier ging seine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Aetna, dann um Sicilien nach Drepanum auf der Westseite, wo Anchises starb. Ein Sturm verschlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Carthago freundlich aufnimmt, und bald an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schicksals eingedenk, sendet durch Mercur Befehl an Aeneas, nach Italien abzugehen. Während die unglückliche verlassene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, segelt Aeneas mit seinen Genossen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojanischen Gastfreund Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Leichenspiele feiert. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, stecken die Schiffe in Brand, worauf er beschließt, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkt ihn Anchises, der ihn im Traume zugleich ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla zur Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesto schifft Aeneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsucht, die ihm seine Zukunft weissagt, und seinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach der Rückkehr aus dieser, gelangte er nach einer neuen Schifffahrt in den Tibris, wo er am östlichen Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus, ausstieg. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies nun veranlaßt einen Krieg, nach dessen Beendigung sich Aeneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Aeneïde (s. Virgil), abweichend in manchem Stücke von der historischen Wahrheit, die Geschichte des Aeneas. — Sein mit der Lavinia gezeugter Sohn, Aeneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte er einen Sohn, Julus Ascanius, von welchem die Römer das julische Geschlecht ableiteten.

Aenesidemus, ein skeptischer Philosoph zu Cicero's Zeiten, der zu Alexandrien lehrte, und den Skepticismus wieder in Flor brachte.

Anevrisma, die Pulsadergeschwulst, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies ist das echte Anevrisma; man rechnet aber auch noch hierher das unechte Anevrisma, wenn die Arterienhäute geöffnet sind, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die obere Haut der Arterie verletzt ist, und die innere Haut derselben durch die entstandene Oeffnung sich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet, das zusammengesetzte Anevrisma; endlich das varikröse Anevrisma, die Puls-Blutadergeschwulst, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschlagen wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Die echten Anevrismen entstehen theils von dem zu heftigen Andrang des Blutes, theils von einer, nicht selten vielleicht angebornen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie sind daher häufiger an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Es können aber auch, besonders zu den innern Anevrismen, Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenschaften und Affecte, besonders Zorn, Veranlassung geben, ja selbst deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod, verursachen. Aeußere Anevrismen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder ovalen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geschwulst, welche weich, elastisch ist, und in welcher man ein dem Pulse gleiches Klopfen bemerkt. Dieses Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geschwulst stark zusammendrückt, es wird wieder fühlbar, sobald der Druck aufhört. In der erstern Periode dieser Krankheit bleibt die Geschwulst lange Zeit klein, oder wächst doch sehr langsam; in der zweiten aber nimmt sie plötzlich sehr zu, die Farbe derselben verändert sich, sie wird blau, fängt an zu schmerzen, die benachbarten Theile schwellen an, das Klopfen in der Geschwulst wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berstet die Geschwulst, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüssigen Bluts enthält, und der Kranke stirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeschwülste sind schwer zu erkennen; man vermuthet sie, wenn der Puls sehr ungleich ist, der Kranke oft an Herzklopfen (welches man aber nicht mit dem Herzklopfen der Vollblütigen, der Hypochondristen, der zu Krämpfen geneigten Frauenzimmer u. a. m. verwechseln darf) leidet, wenn dabei Beschwerden der Respiration mit erscheinen, innerer, klopfender Schmerz, Zufälle von Schwäche. Die äußerlichen Anevrismen werden entweder durch langanhaltenden Druck auf die Geschwulst geheilt, oder durch Operation weggeschafft, wobei (nach Hunters Methode) die Arterie oberhalb der Geschwulst entblößt und unterbunden wird, so daß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Anevrisma gehindert wird, und er allmälich sich zusammenzieht. H.

Anfossi (Pascal), geboren um das Jahr 1736, wurde in den Musikschulen von Neapel für die Violine gebildet. Nachdem er dieses Instrument mehrere Jahre geübt hatte, befleißigte er sich unter Sacchini und Piccini des Studiums der Composition. Der Letztere gewann ihn

lieb, und verschaffte ihm im J. 1771 sein erstes Engagement bei dem Theater Delle dame zu Rom. Wiewohl er kein Glück machte, verschaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre ein zweites, und als er auch hier dasselbe Schicksal hatte, im Jahre darauf ein drittes Engagement. Diesmal war Anfossi glücklicher. Die verfolgte Unbekannte, die er im Jahre 1773 aufführen ließ, ward mit Enthusiasmus aufgenommen; so auch in den beiden folgenden Jahren La finta giardiniera und Il Gelosa di cimento; dagegen fiel die Olimpiade im Jahre 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfasser bei dieser Gelegenheit erfuhr, bestimmten ihn, Rom zu verlassen. Er durchreis'te Italien und kam gegen das Jahr 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conservatorium zu Venedig, wo er 1769 die Oper Cajus Marius aufs Theater gebracht hatte. Er führte in der königlichen Akademie die verfolgte Unbekannte auf, aber diese anmuthige und zarte Musik fand im Allgemeinen nicht die Aufnahme, welche sie verdiente. Daran war, nebst der frostigen Dichtung, zu der sie gehört, hauptsächlich die ihr nicht angemessene Art der Ausführung Schuld. Von Frankreich ging Anfossi nach London; er war im J. 1783 Musikdirektor beim italiänischen Theater dieser Stadt. Im J. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehrere Werke aufführte, deren Erfolg ihn seine ehemaligen Unfälle vergessen ließ, und ihm ein Ansehen und eine Achtung erwarb, die er bis an seinen Tod im J. 1793 genoß. Anfossi erinnert allerdings in seinen Compositionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er seinen Styl und seine Manier gebildet hat; aber sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung sind ausgezeichnet. Mehrere seiner Finale's sind Muster in dieser Art. Seine Fruchtbarkeit beweis't, daß er mit Leichtigkeit arbeitete; wir machen von seinen Werken noch den Avaro, il Curioso indiscreto und I Viaggiatori felici namhaft, die zu den besten in dieser Gattung der komischen Opern gehören.

Angarien (Angariae), heißen Frohndienste der Unterthanen, wenn sie z. B. mit Wagen, Vorspann, Handarbeit rc. ihrer Herrschaft fröhnen müssen. Besonders heißen bei dem Seewesen Angarien diejenigen Dienste, welche Privatschiffer dem Staate auf Befehl der Obrigkeit leisten müssen.

Angeborne Begriffe, s. Begriffe.

Angeborne Neigungen, s. Neigungen.

Angeln, ein deutsches Volk, das im jetzigen Herzogthum Magdeburg wohnte, und wahrscheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als diese den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da sie sich dem Rheine und dem römischen Gebiete nie näherten, finden wir sie nicht unter ihrem Namen. Die Römer begriffen sie unter den allgemeinen Namen der Kauchen und Sachsen, bis die Eroberung Britanniens sie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im sechsten Jahrhundert schlossen sie sich an ihre mächtigen nördlichen Nachbarn, die Sachsen, an, und eroberten unter dem Namen der Angel-Sachsen das heutige England (s. England); ein Theil von ihnen aber blieb auf der dänischen Halbinsel, wo ihr Andenken sich bis jetzt erhalten hat.

Angelo (Michael) Buonaroti, geboren 1474 zu Caprese im florentinischen, gestorben 1564 zu Rom, offenbarte sein allseitiges, erstaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architectur und Poesie. Domenico de Grillandaio war sein erster Lehrer in den zeichnenden Künsten, und er war noch nicht zwei

Jahre bei ihm gewesen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunstschule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit so gutem Erfolg genoß, daß er schon in seinem sechzehnten Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Maler die Aufmerksamkeit auf sich, so daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinschaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathsaal von Florenz mit historischen Darstellungen zu schmücken. Zu diesem Behuf entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem pisanischen Kriege darstellt, und von den Kennern als die trefflichste Schöpfung Michael Angelo's gepriesen wird, wiewohl wir ihn leider nicht mehr vollständig besitzen. Indeß hatte ihn Papst Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmal für ihn zu errichten. Zwei Mal wurde diese Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelo's beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo besonders waren es, die den Papst überredeten, von Michael Angelo das Gemälde der sestinischen Capelle malen zu lassen, denn sie wußten, daß er in Frescomalereien sich noch nicht versucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papstes entziehen würde. Michael Angelo weigerte sich vergebens den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in zwanzig Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier mehr als irgendwo der Künstler in der ganzen Größe seines originellen Geistes erscheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmale fortarbeiten wollte, starb der Papst, und auf Leo's Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Façade an der St. Lorenz-Bibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo starb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmal, und einen Christus, der nachher zu Rom in der Kirche La Minerva aufgestellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpstlichen Stuhl bestieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und beauftragte ihn mit der Vollendung der neuen Sakristei und der St. Lorenz-Bibliothek zu Florenz. Stürmische Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngste Gericht in der sixtinischen Capelle zu malen. Ungern ging der sechzigjährige Künstler an ein Werk, das seinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum verschlossenen Ernst und Tiefsinn hinneigte, der unter allen Dichtern sich am liebsten durch Dante's ungeheuere Gemälde begeisterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgensten Mechanismus der Muskeln erforscht hatte, beschloß, im Gefühl seiner Kraft, sich einen neuen Weg für diese Arbeit zu bahnen, und in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umrisse, in der Kühnheit der Bewegungen es allen seinen Vorgängern zuvorzuthun. So vollendete er 1541 ein Gemälde, das durchaus mißlungen in der Composition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel im Einzelnen, abenteuerlich im Detail, zwar nicht den Schönheitssinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrenen Künstler zeigt, und mehr für den Künstlerverstand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geschmack des Liebhabers ist. Indem es die menschliche Gestalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abstufungen darstellt, ist es als ein unerschöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Seine letzten beträchtlichen Werke der Malerei waren zwei große Ge-

mälde in der paulinischen Capelle, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzesabnahme Christi, eine Gruppe von vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor, leitete überdies die Anlage der Festungswerke eines Theils der Stadt, il Borgo genannt, und mußte noch 1546 den Bau der Peterskirche übernehmen. Er entwarf in vierzehn Tagen einen Plan dafür, worin er aufs neue die Form des griechischen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querschiffe des Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer festen Mauer stützte, und eine Vorderseite nach dem Muster der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung seines Planes nicht, an dem nach seinem Tode noch einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio, des farnesischen Palastes und vieler andern Gebäude. Auch seine architectonischen Werke zeichnen sich durch Größe und Kühnheit aus; aber in seinen Verzierungen zeigt sich oft seine ungeregelte, ausschweifende Phantasie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geschmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Phantasie und Zeitvertreib in müßigen Stunden ansah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweise eines großen Talents. Sie sind mehreren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erschienen. Seine prosaischen Werke (Vorlesungen, Reden, Ciccalate, d. h. scherzhafte akademische Vorlesungen) finden sich in der Sammlung der Prose fiorentine, und seine Briefe in Bottari's Lettere pittoriche.

Angenehm ist ein Gegenstand, der die Wirksamkeit der Seele reizt; dies geschieht entweder durch die Vorstellungskraft oder durch die Begehrungskraft. Jene wird gereizt durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. s. w., diese durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das angenehme, besonders das Sinnlichangenehme von Empfindung, subjectiver Einrichtung, Neigungen u. s. w. abhängt, so ist es nichts absolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftwesen; es ist nichts Objectives, das für das Subject aller vernünftigen Wesen gelten könnte. Der Mensch, als Sinnenwesen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabscheuen, und es ist ihm physische Nothwendigkeit, möglichst die Summe des Angenehmen zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterschied zwischen angenehm und schön in der Kunst sey, werden wir unter Schön aus einander setzen.

Anglaise (bei den Engländern Country-danse, woraus wir fälschlich Contre-danse gemacht haben) ist ein Tanz von lebhaftem Charakter. Die Melodien dazu sind mehr oder weniger schnell, werden in gerade und ungerade Taktart eingekleidet, bestehen aus zwei Wiederholungen von acht Tacten, aus kunstlosen Verbindungen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Absätzen und Einschnitten.

Anglicanische oder englische Kirche. Sie war bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein Theil der catholischen Kirche, und die Christen in England unterschieden sich bis dahin weder durch eine eigenthümliche Gesellschaftsverfassung, noch durch besondere Lehren von andern Christen des Abendlandes. In den ersten Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts aber gerieth der König Heinrich VIII. mit dem Papste, der nicht in seine Scheidung von Catharina von Aragonien willigen wollte, in einen Streit, welcher die Folge hatte, daß der König dem Papste den Gehorsam aufkündigte und sich selbst für das Oberhaupt, für den ersten Bischof der Kirche seines Landes erklärte.

Seit dieser Zeit trat die englische Kirche außer Verbindung mit Rom und bildete eine besondere, für sich bestehende Gesellschaft. Im übrigen aber war Heinrich VIII. ein rechtgläubiger und eifriger Catholik, änderte nichts weder in der Lehre, noch im Kirchenceremoniel, erklärte sich eifrigst gegen die Grundsätze der deutschen und schweizerischen Reformation und unterdrückte die Anhänger derselben in seinen Staaten. Unter seinem minderjährigen Sohne aber, Eduard VI., ward der Anfang mit der Einführung der Reformation gemacht, und nachdem Maria dem Catholicismus wieder den Sieg auf kurze Zeit verschafft hatte, ward die neue Lehre unter Elisabeths Regierung in dem brittischen Reiche fest gegründet und die Einführung der Reformation vollendet. England nahm aber nicht die Lehren der deutschen, sondern der schweizerischen Reformatoren an, und es macht daher die englische Kirche einen Theil der reformirten Kirche aus. Indeß unterscheidet sich die englische Kirche dadurch auf eine merkliche Weise von den reformirten Kirchen anderer Länder, daß sie mehrere aus dem Catholicismus herstammende Vorstellungsarten und Gebräuche beibehalten, und einen ceremonienreichern Cultus eingeführt hat. Sie steht gleichsam in der Mitte zwischen dem Catholicismus und dem Protestantismus, und weicht von den übrigen reformirten Kirchen namentlich darin ab, daß sie die bischöfliche Würde für eine göttliche und nothwendige Anordnung erklärt, eine ununterbrochene Folge wahrer Bischöfe von der ersten Ausbreitung des Christenthums an behauptet, den Aussprüchen der Kirchenväter ein großes Ansehen zuschreibt, und die Kirchengebräuche der ersten Jahrhunderte genau zu beobachten strebt. Die hier beschriebene, in England und in Irland herrschende Kirche wird die bischöfliche oder die Episcopalkirche genannt. Es gehören aber bei weitem nicht alle Engländer zu dieser Kirche. Als nämlich unter der Königin Elisabeth der Lehrbegriff bestimmt, die kirchliche Verfassung und der öffentliche Gottesdienst angeordnet ward, waren Viele mit der Beibehaltung catholischer Einrichtungen und Gebräuche höchst unzufrieden und verlangten, daß man sich in allem ganz nach dem Vorbilde der schweizerischen Kirche richten solle. Die, welche dieser Meinung waren, und eine eigene, nach ihren Ansichten und Wünschen eingerichtete kirchliche Gesellschaft bildeten, wurden Presbyterianer. auch Independenten und Congregationalisten genannt, und diese, noch neben der Episcopalkirche fortdauernden, wieder in mehrere besondere Gesellschaften getheilt. Independenten unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von der Episcopalkirche, daß sie die bischöfliche Regierung verwerfen, eine völlig demokratische Verfassung und einen einfachen Cultus haben. Wenn in England und Irland die bischöfliche, so ist in Schottland die presbyterianische Kirche die herrschende. Uebrigens ist von der englischen Kirche zu bemerken, daß sie innigst in die Staatsverfassung verflochten ist, und daß ihre Lehrer ansehnliche Einkünfte und wichtige Rechte genießen. Von jeher hat aber auch die englische Geistlichkeit durch Liberalität, wissenschaftliche Bildung und Anhänglichkeit an die Verfassung des Vaterlandes sich ausgezeichnet. Auch haben in der englischen Kirche viele vortreffliche Kanzelredner geblüht, als Tillotson, Gregory, die beiden Erskine, Sterne, Leland, Sectin, Dodd, Gerard, White und Blair, welcher letzte jüngst durch eine neue Uebersezzung in das deutsche Publicum eingeführt worden ist. N.

Angriff. Die Art des Angriffs im Kriege richtet sich theils nach den Gegenständen, auf welche er gerichtet ist, theils nach den ge=

genseitigen Streitkräften, theils nach der Beschaffenheit des Terrains. In der Schlacht nimmt man gewöhnlich viererlei Arten des Angriffs an. 1. Man greift mit einer Front an, die der feindlichen gleichlaufend ist, wobei erfordert wird, daß man dem Feinde eine der seinigen wenigstens gleiche Front entgegenstellen kann; 2. man greift mit einer schiefen Linie an; 3. man wirft beide Flügel auf die feindlichen Flanken und hält die Mitte zurück; 4. man läßt die Mitte vorrücken und hält die Flügel zurück. Diese Art anzugreifen ist nur in wenigen Fällen anwendbar, denn die zurückgezogenen Schenkel der beiden vorspringenden Winkel können der Länge nach bestrichen werden, Schüsse, die den einen Schenkel von vorn treffen, kommen, wenn es nicht besondere Umstände verhindern, dem andern in den Rücken u. dgl. m. Greift man bei einer größern oder gleichen Front nur einen Flügel an, so muß der müßige Theil sich unverzüglich da beschäftigen, wo der Feind, um den angegriffenen Theil zu verstärken, sich geschwächt hat. Um einen Angriff sicher auszuführen, müssen zuvor die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht seyn. Zu den Ende muß man auf Kartätschenschußweite anzurücken, oder doch die feindliche Artillerie in die Flanke zu nehmen im Stande seyn. Geht dies nicht an, so muß unverzüglich der Punkt, wo eingedrungen werden soll, angegriffen werden. — Der Angriff einer Festung (s. d. Art.) ist ebenfalls verschiedener Art, nämlich 1. Blokade oder Einschließung, um den Platz auszuhungern; 2. Ersteigung mit Leitern; 3. Ueberrumpelung durch List oder Verrätherei; 4. Ueberfall mit stürmender Hand; 5. Bombardement; 6. die förmliche und 7. die bruskirte Belagerung, indem man sich sogleich der Außenwerke bemächtigt oder doch auf der Contrescarpe Posto faßt. — Der Angriff auf eine Schanze wird, wenn er bei Tage erfolgt, mit Haubitz-Granaten eröffnet, und geschieht mit eben so viel Abtheilungen, als die Schanze Seiten hat. Die zum Angriff des Eingangs bestimmte Abtheilung muß vorzüglich mit Zimmerleuten versehen seyn. Die vorangehenden Freiwilligen sind nach Maßgabe der Umstände mit Bretern, Hurden, Faschinen, Schanzkörben oder Leitern versehen, um damit Wolfsgruben, Gräben zu bedecken, auszufüllen oder zu übersteigen. Ihnen folgen Arbeiter mit Krampen und Schaufeln, Zimmerleute mit Aexten, Sägen und Brechstangen, welche die etwanigen Palisaden, spanischen Reiter oder Schleppverhaue wegschaffen, nöthigenfalls einen Niedergang arbeiten, die Contrescarpe abstechen und Erde in den Graben werfen, während die Freiwilligen auf den Feind feuern. Ist Graben und Brustwehr erstiegen, so wird letztere nebst der Contrescarpe so abgestochen, daß Cavallerie und Artillerie in die Schanze ziehen können. Hinter den Freiwilligen, unter denen auch Artilleristen seyn müssen, um das eroberte Geschütz entweder zu bedienen, oder nöthigenfalls zu vernageln, und hinter den Arbeitern folgen einige Colonnen ausgesuchter Truppen mit ihren Geschützbatterien und einiger Cavallerie, theils den Angriff zu unterstützen, wenn die Freiwilligen allein zu schwach sind, theils die Ausfälle des Feindes zu hindern oder zu erschweren. Bei Nacht oder mit Tages Anbruch geschieht ein solcher Angriff ohne vorherige Kanonade. Kann man nur mit wenigen Truppen angreifen, so richtet man den Angriff nur auf einige, auch wohl nur auf eine Seite, und in diesem Falle nähert man sich der Schanze an den Winkeln, als den gewöhnlich schwächsten Theilen derselben. — Redouten, oder abgesonderte Verschanzungen, werden mit so vielen Colonnen angegriffen, als auf einzelne Werke ein gleichzeitiger Angriff ausgeführt werden soll; zwischen jeden zwei Colonnen ist eine Linie Infanterie. Da unsere

Truppen gedeckt zwischen den Werken durchgehen, und den hinter denselben stehenden Feind angreifen müssen, so bestimmt dies hinreichend, welche Werke wir vorzüglich in Beschäftigung zu erhalten suchen müssen. Hinter jeder Infanterielinie befindet sich eine Colonne Cavallerie. Sind die angreifenden Colonnen am Rande des Grabens, so geht die Cavallerie durch die gedeckten Zwischenräume und fällt über den Feind her. Gelingt der Angriff, so folgen einige Bataillone Infanterie mit einer leichten Geschützbatterie nach. Das erste Treffen Infanterie macht 300 Schritt vor der Verschanzung Halt, um den Rückzug zu decken, wenn etwa der Angriff mißglücken sollte. Die Kanonen feuern in der Weite von 600 Schritt entweder auf die Truppen hinter den Verschanzungen, oder auf die Nebenliegenden Werke, oder endlich auf die etwa herbeieilende Unterstützung, je nachdem der eine oder der andere Fall eintritt. Wird der Feind geworfen und ein paar Redouten erobert, so geht die Infanterie mit der Artillerie ebenfalls durch die Zwischenräume. Nimmt man auf diese Art die drei Flügelredouten weg, so hat man den Feind in die Flanke genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch ein Rechtsumkehrt aus der Redoutenlinie herauszumarschiren und seine Fronte zu verändern.

Anhalt. Das herzogliche Gesammthaus Anhalt leitet seinen Ursprung von dem Schlosse Anhalt am Harze ab, das jetzt in Trümmern liegt. Vielleicht war Esico von Ballenstädt — wahrscheinlich eine der ältesten Besitzungen des anhaltischen Hauses — der Erbauer dieses Schlosses (940). Sein Enkel, Otto der Reiche, erscheint als Herr von Ballenstädt und Aschersleben, erweiterte das Schloß Anhalt, und nannte sich Graf von Askanien und Aschersleben. Ihm folgte 1123 sein Sohn, Albrecht der Bär, der seine Länder mit der Mittelmark vermehrte, und dadurch der Stifter dieser Mark und erster Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb außerdem noch bedeutende Besitzungen. Nach seinem Tode 1171 erhielt sein Sohn Bernhard die anhaltischen Lande, und außerdem 1180, nach der Achtserklärung Herzog Heinrichs des Löwen, das Herzogthum Sachsen. Er hinterließ 1211 zwei Söhne, Heinrich und Albrecht, von denen letzterer das Herzogthum Sachsen, nebst dem wittemberger Kreise und der Grafschaft Plötzkau, ersterer aber die übrigen anhaltischen Lande seines Vaters, nebst den thüringischen Gütern bekam. (Albrechts Nachkommen theilten sich in zwei Linien, und starben 1422 und 1689 aus. Von ihren Besitzungen fiel jedoch nur die Grafschaft Plötzkau an das Haus Anhalt zurück.) Heinrich führte zuerst den Titel Fürst von Anhalt, und als er 1252 starb, bekam von seinen Söhnen Heinrich Ascherleben, den Harz und einen Theil der thüringischen Besitzungen, Bernhard Ballenstädt, Bernburg und den andern Theil der thüringischen Güter, und Siegfried Cöthen und Dessau, nebst Cosswigk und Roßlau. Heinrichs Nachkommen, welche die aschersleben'sche Linie genannt werden, starben schon 1316 aus, aber von ihren Besitzungen fielen nur der Harz und die thüringischen Güter an das Haus Anhalt, Aschersleben hingegen an das Bisthum Halberstadt. Bernhards Nachkommen, welche die alte bernburgische Linie heißen, erloschen 1468 mit Bernhard VI. So blieben nur Siegfrieds Nachkommen übrig, welche sich 1396 abermals in zwei Linien theilten. Diese waren die alte zerbster Linie, gestiftet von Albrecht III., welche 1524 und 1526 ausstarb, und die dessauische Linie, gestiftet von Siegmund I. (st. 1405), welche in den gegenwärtigen blühenden herzoglichen Häusern annoch vorhanden sind. Siegmunds Sohn, Georg I., (st. 1474) erlebte

den Anfall des bernburger Antheils und hinterließ fünf Söhne, von denen allen Fürst Ernst das Geschlecht fortpflanzte. Dieser hinterließ drei Söhne, Johann, Georg III. und Joachim. Johanns Sohn, Joachim Ernst, vereinigte sämmtliche anhaltische Länder, so viel das fürstliche Haus davon noch besaß, in ein Ganzes, und hinterließ bei seinem Tode 1586 sieben Söhne, von denen 1603 die fünf noch Lebenden die Länder dergestalt in vier Theile unter sich theilten, daß Johann Georg Dessau, Christian Bernburg, Rudolph Zerbst, Ludwig Cöthen, August aber eine Geldsumme mit dem Vorbehalt erhielt, daß bei Abgang einer der vier Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheil folgen sollten, welches auch 1665 in den damals erledigten cöthenschen Antheil geschah. So bestanden in dem Hause Anhalt vier fürstliche Linien, bis 1793 die zerbster Linie mit Fürst Friedrich August ausstarb, worauf 1797 Dessau, Bernburg und Cöthen sich in dessen Antheil theilten. In diesen drei Linien herrscht das Recht der Erstgeburt, doch ist zu bemerken, daß die bernburger noch eine Nebenlinie hat, und daß Cöthen seit dem 6ten Mai 1812, wo Herzog August Friedrich starb, für dessen minderjährigen Neffen, Ludwig August, von dem Herzog von Dessau, als Vormund administrirt wird. Gegenwärtig führen die anhaltischen Fürsten den Herzogtitel, und zwar haben ihn das regierende Haus Bernburg 1806 vom Kaiser Franz II., die Häuser Dessau und Cöthen aber bei ihrem Beitritt zum Rheinbunde 1807 erhalten. Die sämmlichen Länder der drei anhaltischen Linien enthalten 48 Q. M., und 118000 Einwohner. (Das Fernere siehe unter Bernburg, Cöthen und Dessau.)

Ankarström (Johann Jacob), der Mörder Gustavs III., war anfangs Page am königl. schwedischen Hofe, dann Unteroffizier beim Leibregiment, in der Folge aber Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberstlieutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenschaftlichen und düstern Charakter, und bewies ein stetes Mißvergnügen mit den Maßregeln des Königs Gustav III., zumal da dieser die Macht des Senats und der schwedischen Großen einschränkte, um die königliche Gewalt mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Hiermit vereinigte sich noch ein Privathaß, der durch einen verlornen Prozeß erregt worden war. Im J. 1783 erhielt er seinen Abschied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte sich hier mit mehrern vom Adel, und sie beschlossen in ihren geheimen Zusammenkünften den Tod des Königs. Ankarström bat, ihm die Ausführung zu überlassen, allein die Grafen von Ribbing und von Horn stritten mit ihm darum; sie los'ten und das Loos entschied für Ankarström. Eben hatte der König einen Reichstag in Gefle zusammenberufen (1792), und die Verschwornen gingen dahin. Hier fand sich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beschlüsse des Reichstags erbitterten sie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15ten März die Maskerade besuchen würde. Hier beschloß man, ihn zu ermorden. Damit man sich nicht in der Person irren möchte, rief Graf Horn den König an: guten Tag, schöne Maske. Sogleich schoß Ankarström auf den König, der an der Seite des Grafen von Essen über den Saal ging (vergl. Gustav III.), warf die Gewehre weg und verlor sich unter der Menge. Diese Waffen aber wurden seine Verräther, er ward festgesetzt, gestand sein Vergehen, weigerte sich jedoch standhaft, die Mitverschwornen zu verrathen. Es wurde daher ihm der Prozeß gemacht, und am 29sten April 1792 das Todesurtheil ausgesprochen. Er wurde mehrere Tage mit Ruthen gepeitscht, und auf

einem Karren aufs Schaffot gezogen. Ueberall bewies er die größte Ruhe, rühmte sich seines Verbrechens, und endigte sein Leben 31 Jahr alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberst Lilienhorn wurden für immer des Landes verwiesen, und er allein verlor das Leben.

Anker sind a) in der Baukunst mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, welche die Grobschmiede und Schlosser verfertigen und zu verschiedenem Gebrauch, besonders beim Bauen, nützliche Dienste leisten, indem man mit denselben nicht allein Stein an Stein befestigt, sondern auch zwei Stücke Holz, Balken, Säulen, Wände ꝛc. mit einander fester vereinigt. Nach dem verschiedenen Gebrauche nehmen sie auch verschiedene Namen und Gestalten an, indem sie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet sind. Sie dürfen in keinem Gebäude fehlen, wenn es länger als ein Menschenalter ausdauern soll. b) In der Schifffahrt ist es das nothwendigste Werkzeug oder Geräthe, welches dazu bestimmt ist, das Schiff auf den Flüssen, auf der See oder im Hafen festzuhalten. Sie sind von so verschiedener Größe, daß ihr Gewicht von 25 bis zu 6000 Pfund ansteigt, und nach ihrer mannigfaltigen Bestimmung und Gebrauch erhalten sie auch verschiedene Namen. Der Schiffsanker ist eigentlich eine große eiserne Stange oder Ruthe, welche unten zwei auch wohl vier gekrümmte und zugespitzte Arme erhält. Zwei solcher Arme, die zusammengeschmiedet sind, gleichen an Rundung einem halben Monde. Wenn der Anker ausgeworfen, d. i. in dem Flusse oder der See bis auf den Grund gefallen ist, so faßt ein Arm mit seiner Schaufel den Fluß- oder Meeresgrund, und hält das Schiff fest, daß es auf derselben Stelle liegen bleibt. Soll das Schiff wieder weiter segeln, so lichtet oder hebt man den Anker vermittelst des Bratspieses auf aus dem Grunde des Flusses oder Meeres, und zieht oder windet ihn wieder in das Schiff. Die Haupttheile des Ankers sind folgende: 1. die Ankerruthe — la vergue — eine starke eiserne Stange, die den längsten und schwersten Theil des Ankers ausmacht. 2. Die zwei Arme — les deux bras ou branches d'ancre — sind an der Ruthe angeschweißt. 3. Die Schaufeln oder Ankerfliegen — les pattes ou les sailes — sind platte, etwas gekrümmte, vorn gespitzte, beinahe dreieckigte Eisen, die am Ende der Arme angeschweißt sind, damit der Anker im Wasser desto besser in den Grund greift. Das dünnste oder schwächste Ende der Ankerfliegen heißt die Spitze oder der Schnabel — le bec de l'ancre. 4. Der Ankerstock — le jas ou le jouet d'ancre — besteht aus zwei mit Nägeln und eisernen Bändern aufs genaueste vereinigten, rechtwinklich auf der Grundfläche der Ruthe nach dem Ankerringe zu befestigten Hölzer, auch Zwillingshölzer, Seitenhölzer — flasques — genannt. 5. Der Ankerring — l'arganeau ou l'organeau — befindet sich auf der Ruthe außerhalb dem Ankerstock. Durch denselben wird beim Auswerfen der Anker ein Seil gezogen. 6. Die Achseln des Ankers — les aisselles d'ancre — sind die mit Spitzen in sich gehenden Winkel, welche durch die Ruthe und Arme des Ankers gebildet werden. 7. Das Ankerkreuz oder die Halsgestalt — la croisée d'ancre — wird durch die an dem einen Ende der Ruthe angeschweißten Arme gebildet. 8. Das Ankertau ist in der Stärke und Länge sehr verschieden und hat ein befestigtes Holz, die Boye, die auf dem Meere schwimmt und anzeigt, wo der Anker eingesunken ist. Zur Verfertigung der Anker braucht man die Grobschmiede, und ihre ganz besonders eingerichtete Werkstatt heißt als-

dann die Ankerschmiede, in welcher das Wasser zugleich die bewegende Kraft für Blasebälge, Hämmer 2c. ist. X.

Anlage bedeutet in der Technik der schönen Künste den Entwurf, welcher vor der Ausführung eines Kunstwerks gemacht wird, und in welchem alle wesentlichen Theile desselben angegeben sind. Wollte ein Künstler ohne einen solchen Entwurf sogleich zur Ausführung schreiten, so liefe er Gefahr ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein schönes Ganzes ausmachte. — In der Psychologie nennen wir Anlage einen gewissen Grad angeborner Fähigkeiten zum Guten oder Bösen. Sind es Fähigkeiten zur Erlernung und Ausübung einer Kunst, so bedeutet das Wort Anlage so viel als Talent, häufig auch einen nur geringern Grad desselben.

Anleihen heißt borgen, oder man versteht darunter auch nur eigentlich diejenigen Schulden, welche Regierungen und Staaten machen, die keinen Schatz gesammelt haben, und doch beim Ausbruch eines Krieges, oder bei der erzwungenen Theilnahme an demselben, die Armeen und Flotten in schlagfertigen Stand setzen, und Armeen, Flotten und Festungen mit Waffen, Pferden, Ammunition und Lebensmitteln versorgen sollen. Diese Anleihen kann der Staat auf eine vielfache Art machen. Die älteste und in der That natürlichste Art, beträchtliche Summen zu borgen, ist 1. die Verpfändung der Domainen, Herrschaften, ganzer Provinzen und Länder, der Juwelen und Kronen. Die zur Sicherheit der Gläubiger verschriebenen Länder und Leute gingen oft als Unterpfand vom Vater auf den Sohn und Enkel über. Der Pfandinhaber betrachtete sich als Eigenthümer, verfuhr als Eigenthümer und auch das Publicum sah ihn als Eigenthümer an. So verloren die Kronen manche Domaine, manche Provinz und manche Juwele. 2. Der Staat kann, wie der Privatmann und Kaufmann, borgen, indem er die ihm geleisteten Dienste, und die ihm gelieferten Waaren entweder mit ausgestellten Zetteln, Papier, Bons, Scheinen mit und ohne Zinsenbetrag und Zeitbestimmung der Wiederbezahlung, dem Borger bezahlt, oder er läßt alle erhaltene Dienste und Sachen in Rechnung stellen, wie der Kaufmann, wo alsdann der Zahlungstermin unbestimmt bleibt. Auf die erstere Art borgt Englands Finanzminister durch die Schatzkammerscheine ungeheure Summen, die noch obendrein ohne vorgängige Bewilligung des Parlaments geborgt werden können. 3. Wird geborgt durch freiwillige Anleihen unter Gewährleistung der Landstände auf bestimmte Zeiten nach dem gewöhnlichen oder nach höherm Zinsfuße, und Angabe der Fonds, woraus Interesse und Capital wieder bezahlt werden sollen. 4. Durch gezwungene Anleihen, wenn die Regierung wenigen oder gar keinen Credit mehr hat; von Zinsen ist hier selten die Rede; und die Wiederbezahlung des Darlehns ist noch seltener. Vor dem zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunders bediente sich England dieser Anleihen; und in Frankreich vernichtete noch unter Heinrich VIII. eine Parlamentsacte alle durch Anleihen gemachten Schulden der Krone. Als dies nicht mehr hinreichte, so machte man Anleihen 5. durch Anticipiren oder Verpfänden der Staatseinkünfte auf ein und mehrere Jahre, nach welchen durch den oder jenen Zweig der öffentlichen Einkünfte die Bezahlung des Capitals und der Zinsen erfolgen soll. In diesem Falle zahlen die Gläubiger den Ertrag der verpfändeten Einkünfte im voraus, die alsdann gewöhnlich schon wieder ausgegeben sind, ehe sie einkommen. Als die Staaten hierdurch in die Lage versetzt wurden, daß sie

nicht mehr im Stande waren, einen Fand auszumitteln, der zur Wiederbezahlung des anzuleihenden Capitals nebst Zinsen hinreichte, aber doch noch einen Fond anweisen konnten, welcher zur Bezahlung der jährlichen Zinsen hinreichte, so erfand man das Borgen 6. durch Fundirung oder Verpfändung der Einkünfte auf immer; eine Methode, von der die alte Welt auch nicht einmal eine Idee hatte. Bei derselben verpflichtet sich der Staat entweder auf beständige Zeiten zur Bezahlung der gewöhnlichen Zinsen, oder zur Bezahlung einer den Zinsen gleichkommenden Annuität (s. d. Art.). Borgt der Staat hingegen auf Einkünfte gegen Zinsen, die nur während einer bestimmten Reihe von Jahren bezahlt werden sollen, so muß er höhere Zinsen zahlen. Der bestimmte Termin aber kann auf eine bestimmte Anzahl von Jahren oder auf die Lebenszeit eines Menschen gehen. Im ersten Falle heißen die Zinszahlungen Zeitrenten, im letztern aber Leibrenten und Tontinen (s. d. Art.). Die aus Anleihen entstehenden Staatsschulden gehören zwar, nach den kunstvollen Beweisen des Pinto Essay on Credit p. 9. Hope letter on Credit p. 19. Champion Reflexions on the national debt. II. 24. etc. zum Nationalreichthum, aber sie werden nie den Nationalreichthum vermehren, s. Montesquieu Esprit les Loix XXII. p. 17., wenn gleich die Geschichte Völker kennt, deren Nationalreichthum mit ihren Schulden sich vermehrte; so wie sie auch Völker in Menge aufführt, deren Wohlstand abnahm, so wie ihre Schulden stiegen. 7. Endlich borgt der Staat oder macht Anleihen durch Verfertigung und Ausgebung des Papiergeldes. X.

Anmuth, s. Grazie.

Anna, der letzte Zweig des unglücklichen Hauses Stuart auf dem großbrittannischen Throne. Ungeachtet ihrer nur mäßigen Geistesgaben, war ihre Regierung reich an großen Ereignissen, und ungeachtet ihrer ungemeinen Herzensgüte wurde sie von den Ereignissen hingerissen, ihre Familie, deren Wiedereinsetzung sie wünschte, zu verbannen. Sie ward zu Twickenham bei London 1664 geboren. Ihr Oheim Carl II. hatte seit vier Jahren den blutigen Thron Carls I. wieder bestiegen; sie aber war die zweite Tochter erster Ehe Jacobs II., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter der berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römischen Kirche zurückgekehrt, und so wurde Anna nach den Grundsätzen der anglicanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder Königs Christian V. von Dänemark, vermählt. Als im J. 1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, hätte Anna, die Lieblingstochter Jacobs II., es gern vorgezogen, bei ihrem Vater bleiben zu können. Aber sie wurde von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und bestieg, nachdem 1694 ihre Schwester Maria und 1702 auch deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verstorben waren, auch sie selbst schon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Glocester, durch den Tod verloren hatte, den englischen Thron, und wurde als Königin von Marlborough und dessen Gemahlin beherrscht. Alle Parteien schienen zu wetteifern, welche die neue Regentin am herzlichsten empfangen könnte. Die Tory's waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jacobs II. zu wissen, und hofften, das alte Fürstenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu sehen. Die Whigs freuten sich wenigstens, die Königin, treu der Triplealliance, sich der Herrsucht Ludwigs XIV. entgegenstellen zu sehen, um die Freiheit Europa's zu vertheidigen, und die Ver-

einigung der französischen und spanischen Krone in einem Hause zu verhindern. So nahm sie Antheil an dem spanischen Successionskrieg, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Acquisition dieses elfjährigen Krieges. Ferner wurden unter Anna's Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und so gern auch die Königin ihrem Bruder Jacob III. den Thron zugesichert hätte, die Nachfolge dem Hause Hannover bestimmt. Jacob versuchte vergebens eine Landung in Schottland; die gute Königin Anna unterzeichnete eine Bekanntmachung, worin ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Von 17 Kindern, die sie geboren hatte, war keins am Leben geblieben, und als eine Witwe von 44 Jahren gab sie den Bitten der Parlamenter, eine neue Heirath zu schließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinsetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tory's zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Sommers, Devonshire, Walpole, Camper wurden durch Harley, (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt ersetzt, und das Parlament aufgelös't. Man beschloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entsetzt und verwiesen. Indeß scheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche sie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu sichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unversönliche Feindschaft Oxfords und Bolingbroke's, von denen ersterer den letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünstige, wurde ihr zu einem unübersteiglichen Hinderniß. Bekümmert ihren geheimen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, verfiel sie in einen Zustand der Schwäche und Lethargie und starb den 20sten Juli 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!“ welche sie auf dem Sterbebette aussprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Anna's war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten, sondern auch für die Literatur ausgezeichnet; unter ihr lebten Prior, Pope, Swift, Addison, Congreve, Parnell, Gay, Rowe, Steele, Arbuthnot, Young, Thomson, Lady Montague und mehrere Andere, deren Geisteswerke diesen Zeitraum für England eben so glänzend machten, als es das Zeitalter Ludwigs XIV. für Frankreich war.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, geboren 1693. Sie war die Tochter Iwans, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte sich mit dem Herzog von Curland, ward Witwe von demselben, und bestieg 1730 den Thron der Czaren vermittelst einer Intrigue, die eine Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in seinem sechzehnten Jahre gestorben; die jungen Prinzen Iwan und Basil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Ostermann die Regierung geführt. Da dieser sich schmeichelte, unter einer Fürstin, der er den ersten Unterricht im Lesen gegeben hatte, sein Ansehen zu behalten, bediente er sich seines ganzen Einflusses, um den Senat und die in Moskau versammelten Großen zu bestimmen, die Krone der Herzogin von Curland zu übergeben. So wurde Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürst Basil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen schlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Dieser aber war eben nicht geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm,

um ihn zur Thür zu führen, hinderte ihn Anna. Nur zu bald lernten die Dolgorucky diesen Mann kennen; es war Ernst Johann von Biron, der bald im Schutze seiner Gebieterin Rußland beherrschte. Anna, die anfangs versprochen hatte, ihren Günstling zu entfernen und die unumschränkte Gewalt der Czaren zu modificiren, war kaum auf den Thron gestiegen, als sie beides zu erfüllen verweigerte und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Biron setzte jetzt seiner Wuth und Ehrsucht keine Gränzen. Die Dolgorucky wurden die ersten Opfer derselben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwiesen. Gleiches Schicksal hatten ihre Freunde. Gegen 12,000 Menschen starben auf dem Blutgerüst und über 20,000 wurden in die Wüsteneien Sibiriens verbannt. Mehrmals soll die Kaiserin sich ihm zu Füßen geworfen und vergebens Thränen und Bitten angewendet haben, um ihn zu besänftigen. Ungeachtet des Widerstands des Adels, der wenige Jahre zuvor ihn nicht als bloßen Edelmann hatte anerkennen wollen, war er auf den Willen der Kaiserin zum Herzog von Curland ernannt worden. Indeß muß man auch gestehen, daß Biron, bei aller Tyrannei im Innern, die Macht Rußlands nach außen erweiterte und ihr Achtung verschaffte. Anna ernannte ihn sterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunschweig); aber der letzte Wille dieser schwachen Fürstin ward nicht vollzogen. Sie starb 1740.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papste von einer geistlichen Pfründe bei Ertheilung der Bulle gegeben werden.

Annomination ist eine musikalische Redefigur mit Hinsicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derselben Wörter, doch von Wörtern desselben Stammes, besteht, und welche sich nach Bernhardi zur süßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt. So bei Klopstock:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

Oder bei Tiek:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annuitäten sind eine Art Leibrenten, dergleichen gegen vorgeschossene Gelder von der englischen Bank gezogen werden. Redeemable or perpetual Annuities (auflösliche) heißen diejenigen, wo das Gouvernement unter dem Vorbehalt, die angeliehenen Capitale zu tilgen, die stipulirten Zinsen oder Annuitäten in der Zwischenzeit pünktlich bezahlt. — Verkauft das Gouvernement Annuitäten auf gewisse Termine, ohne das Capital zurückzuzahlen, so heißen diese Irredeemable or determinate Annuities (unauflösliche); und diese werden eingetheilt in Long annuities, die 90 oder 100 Jahre dauern (zu König Williams Zeiten betrugen sie 10, 12 und 14 p. C.; die gegenwärtigen werden alle mit dem J. 1860 aufhören); Short annuities, welche denjenigen, die bei den redeemable annuities eingebüßt hatten, als Douceur auf 10, 20, höchstens 30 Jahre im J. 1778 bewilligt wurden; Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrerer Personen fortdauern. — Consolidated annuities. Ursprünglich waren bei jeder Anleihe gewisse Taxen zur Bezahlung der Zinsen angewiesen; da aber einige Taxen nicht dazu hinreichten, bei andern aber ein Ueberschuß blieb, so consolidirte man

alle diese Taxen und brachte eine Gleichheit der Zinsen hervor, wovon die 3 p. C. consolidated annuities die niedrigsten und gemeinsten sind. 3 p. C. reduced annuities, ein Fonds, dessen ursprünglich höhere Zinsen nach und nach auf 3 p. C. reducirt sind. Die consolidated und reduced machen die Perpetual annuities aus. Die five per Cent Annuities von 1797 werden mit dem Namen Loyalty belegt.

Anodyna (aus dem griechischen ὀδύνη der Schmerz und dem beraubenden α) schmerzstillende Mittel. Diese allgemeine Benennung enthält eigentlich eine große Mannigfaltigkeit von Mitteln in sich, denn da der Schmerz von so verschiedenen Ursachen entstehen kann, so müssen natürlich auch die Mittel dagegen verschieden seyn. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren und kühlende Mittel, laue feuchte Aufschläge sind hier schmerzstillend. Selbst Aderlaß, Abführungsmittel können hier schmerzstillend wirken. Ein andermal sind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenschwäche und Krämpfen. In dieser Rücksicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die schmerzstillenden Mittel. Man sieht hieraus, daß solche allgemeine Benennungen und Abtheilungen der Arzneimittel nichts taugen, und, zumal bei den Unkundigen, nur zu Mißgriffen Veranlassung geben können. Im engern Sinne verstand man sonst unter den Anodynis solche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervensystem, indem sie nämlich die Empfindlichkeit desselben verminderten, die Empfänglichkeit für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den ältesten Zeiten, als die Arzneimittellehre durch die Bemühungen verschiedener Fürsten *) selbst bereichert, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunde bearbeitet wurde, beobachtete man auch die schmerzstillende Eigenschaft vieler hieher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher auch eine eigene Classe aus diesen Mitteln. Weil man an dem schon in den ältesten Zeiten gebräuchlichen Mohnsaft diese Eigenschaft in vorzüglichem Grade bemerkte, so gab man ihm nicht nur den ersten Platz in dieser Abtheilung der Mittel, sondern man belegte vorzugsweise alle Mischungen, worin das Opium sich befand, mit dem Namen eines Anodynums. H.

Anomalie heißt die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt Anomalon, anomalisch. Man gebraucht diesen Ausdruck hauptsächlich in der Grammatik.

Anordnung ist im Allgemeinen die jedem Werke der schönen Kunst nothwendige regelmäßige Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen, einer Einheit. Es gibt eine geistliche und sinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, diese in den äußern Zusammenhang. Alles Mannichfaltige ist entweder einander bei oder untergeordnet; in beiden Fällen muß die Verbindung, wenn aus der Vielheit eine Einheit werden soll, durch nothwendige Regeln geschehen, welche zugleich die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in den Verhältnissen des vereinten Mannichfaltigen hervorbringen. Alles Mannichfaltige in einer Einheit steht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder als Grund zu Folge (subjectiv), Ursach zu Wirkung (objectiv), oder als Mittel zum Zweck, oder als Theil zum Theil. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, ist also das Gesetz der Causalität und das Gesetz der Proportion, jedes entweder für sich oder beide in Vereinigung. Um ersteres Gesetz aber in Ausübung bringen zu kön-

*) Siehe den Artikel: Apothekerkunst.

nen, muß nothwendig in jedem Kunstwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrschen, und diesen, um durch sie jeden einzelnen Theil möglich zu machen, alles Andere untergeordnet seyn. Grund und Folge, Ursach und Wirkung sind demnach vorhanden, und in dieser Unterordnung gibt sich das Gesetz der Causalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenstände die doppelte Nothwendigkeit, daß sie zusammentreten in das Verhältniß als Ursach zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hieher erscheint die Kunst der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, Alles so anzulegen, daß immer eins als aus dem andern folgend erscheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit müssen berücksichtigt werden. Im Zeitverhältniß erscheint eine Handlung nicht bloß durch Grund und Folge, Ursach und Wirkung verbunden, sondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunstwerk dem Gesetze der Proportion unterworfen. Jetzt ist nur noch übrig, daß auch ein Totaleindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigene Art der Anordnung erfodert, daß sich nämlich alles auch verhalte wie Mittel zum Zweck. Wenn man die erste Anordnung die pragmatische, die zweite die stetige, so kann man diese die lyrische oder musikalische nennen. Die erste thut den Bedingungen der Vernunft und Einbildungskraft, die zweite den Bedingungen der Zeit, die dritte dem Gefühl genug. Regeln über diese verschiedenen Arten der Anordnungen lassen sich nicht geben; das wahrhaft künstlerische Genie bringt sie auch unbewußt in Ausübung, der Theoretiker aber muß sie an den Meisterwerken selbst studiren.

Anorganisch, der Gegensatz von organisch. (S. dieses.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 7ten Dec. 1731 geboren. Nachdem er seine Studien mit Auszeichnung auf der Universität daselbst vollendet und eine ziemlich umfassende Kenntniß des Hebräischen sich erworben hatte, studirte er zu Auxerre und dann zu Amersfort bei Utrecht Theologie, fand sich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräischen, arabischen und persischen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo sein unermüdeter Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerksamkeit des Abbé Sallier, Aufsehers der Manuscripte, auf ihn zog. Dieser machte ihn seinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenschaft eines Zöglings für die orientalischen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Kaum war ihm diese Aufmunterung zu Theil geworden, als ihm durch Zufall einige nach einem Zend-Manuscript copirte Blätter in die Hand fielen. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien war das Ziel seines Strebens. Er faßt den Entschluß, dieses Land zu bereisen, um die heiligen Bücher der Parsen zu entdecken, und sinnt nur auf die Mittel zur Ausführung. Die Gelegenheit scheint ihm günstig; in dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Ostindien ausgerüstet, aber die Bemühungen seiner Beschützer, ihm die Mitreise auszuwirken, schlugen fehl. Sein Eifer wird durch diese Hindernisse nur vermehrt; Anquetil geht zu dem Werbecapitain, nimmt Dienste, und reis't als gemeiner Soldat, den Mantelsack auf dem Rücken, den 7ten Nov. 1754 von Paris ab. Sobald seine Beschützer davon hören, eilen sie zu dem Minister, welcher in gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften, ihm die freie Reise, Capitainskost und einen Gehalt bewilligt. Nach einer Fahrt von neun Monaten stieg Anquetil am 10ten August 1755 zu Pondichery ans Land. Sobald er daselbst das

Neupersische gelernt hatte, ging er nach Schandernagor, wo er hoffte, das Samscrit studiren zu können. Allein in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht; er war im Begriff wieder abzureisen, als ihn eine Krankheit befiel, von der er nur mühsam genas, und kaum war er dieser Gefahr entgangen, als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach. Schandernagor ward eingenommen, und Anquetil, der den Zweck seiner ganzen Reise zu verfehlen fürchtete, beschloß zu Fuße nach Pondichery zurückzukehren. Nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise von mehr als drei Monaten langte er daselbst an, fand hier einen seiner Brüder, der von Frankreich angekommen war, und schiffte sich mit demselben nach Surate ein; aber um das Land kennen zu lernen, wie er die Küste von Coromandel kennen gelernt hatte, stieg er zu Mahé ans Land und reisete zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit, die Bedenklichkeiten einiger persischen Priester zu besiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi so weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Er beschloß hierauf die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindu zu Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er bestieg ein englisches Schiff, erreichte London, lebte daselbst einige Zeit, besuchte Oxford und kam den 4ten May 1762 nach Paris zurück, ohne Vermögen, ohne Verlangen danach, aber mit einem Schatz von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Der Abt Barthelemy und seine andern Freunde wirkten ihm eine Pension aus, mit dem Titel und dem Amte eines Dolmetschers der morgenländischen Sprachen, bei der königlichen Bibliothek. Im J. 1763 ward er Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften. Jetzt fing Anquetil an, die so mühsam gesammelten Materialien zu verarbeiten; es erschien von ihm nach und nach der Zend-Avesta, die morgenländische Gesetzgebung, seine historischen und geographischen Untersuchungen über Indien und sein Werk über den Handel. In der Folge begann die Revolution seine Ruhe zu stören. Ihren Gräueln sich zu entziehen, brach er alle seine Verbindungen ab, verschloß sich in sein Zimmer und hatte keinen andern Freund als seine Bücher, keine andere Erholung, als die Erinnerung an seine theuern Braminen und Parsen. Die Früchte dieser Zurückgezogenheit waren sein Werk l'Inde en rapport avec l'Europe und die nicht zu enthüllenden Geheimnisse; eine Uebersetzung eines persischen Auszugs aus den Veda's ins Lateinische. Als das Nationalinstitut wieder organisirt worden, ernannte es Anquetil zu seinem Mitgliede, der jedoch bald seine Entlassung eingab, und erschöpft durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät am 17ten Januar 1805 zu Paris starb. Eine umfassende Gelehrsamkeit, die Kenntniß fast aller europäischen Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit, und dem trefflichsten Herzen verbunden; und alle diese Eigenschaften sichern ihm ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt.

Ansatz ist die Bildung der Lippen des Flötenbläsers, wenn er solche zum Blasen an das Instrument setzt; woher sich der Ausdruck, guter oder schlechter Ansatz, schreibt. Der Ansatz ist beim Flötenblasen ein bedeutender Umstand; denn von ihm hängt es ab, ob der Ton voll oder matt, angenehm oder hart erscheint.

Anschauung bedeutet im engern Sinne eine durch Gesichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines

Sinnes unmittelbar erlangte Vorstellung. Vereinigen wir beides, so erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verstandesbegriffe erlangten, sondern unmittelbar auf den Gegenstand durch den Sinn bezogenen Vorstellung. Sie ist unter allen Arten der Vorstellungen die klarste und lebhafteste, dabei aber auch die beschränkteste, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Gesetze der Sinnlichkeit gebunden und unfähig, über die Gränzen sinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Diese Wahrnehmbarkeit aber ist zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn gibt, so auch eine äußere und innere Anschauung. Alles, was im Raum ist, gibt äußere Anschauungen, was hingegen in der Zeit ist, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Imagination, welche gar nicht räumlich sind, gibt innere Anschauungen. Da Alles Aeußere aber Vorstellung und mithin nothwendig in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß alles Aeußere auch zugleich ein Inneres sey, und man kann sich daher räumliche Gegenstände durch die Einbildungskraft im Gemüth vorstellen. Nicht kann umgekehrt das Innere nur in der Zeit Vorstellbare, zugleich auch ein Aeußeres seyn, woraus folgt, daß diese letztern Vorstellungen keine Gestalt haben. Wenden wir das Gesagte auf die schöne Kunst an, deren Geschäft es ist, alles Aeußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, so sehen wir dadurch nicht nur den Unterschied von Künsten der Zeit und des Raums begründet, sondern es gehen auch aus diesen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunstdarstellungen wesentliche Gesetze für das Darzustellende und die Darstellungsart dieser Kunstarten hervor, deren Gränzscheide sich dadurch bestimmen lassen wird. Indem wir uns jedoch begnügen, hier angedeutet zu haben, was wir unter dem Artikel Künste weitläuftiger ausführen werden, kehren wir zu unserm Gegenstande zurück, und bemerken, daß selbst die Wirkung eines schönen Kunstwerks großen Theils von seiner Anschaulichkeit abhängt, und es um so lebhafter wirken, durch seine Klarheit um so besser gefallen wird, je mehr sich die Darstellung den Anschauungsvorstellungen nähert. Die Anschaulichkeit, worunter wir im Allgemeinen die Eigenschaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Ueberzeugungskraft einer Vorstellung, Erkenntniß u. s. w. verstehen, liegt in einem Werke schöner Kunst einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Die Anschaulichkeit in der Form des Ganzen besteht darin, daß alle Theile auf eine solche Weise verbunden sind, daß sie ohne Hülfe des Gedächtnisses und Verstandes von der Einbildungskraft gleichsam unmerklich zusammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden können. In Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen muß Anschaulichkeit vorhanden seyn, weil sonst der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunstwerk trocken und matt machen würde. Dazu ist nöthig möglichste Versinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichnisse, Anspielungen, Metaphern und Figuren.

Anschauungslehre hat Pestalozzi die Anweisung zu seiner Methode, die Kinder zum Bewußtseyn der Zahlen- und Maaßverhälnisse zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, genannt, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu setzen, daß sie die zu construirenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbstthätigkeit sinnlich anschauen. Er bewerkstelligt diese Anschauung durch seine Einheitentafel, die dem Auge ein sinnliches Bild von den Verhältnissen des Decimalsystems gibt und durch planmäßiges Vorzeigen regulärer mathematischer Figuren und Körper,

zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es ist anerkannt, daß diese Methode die beste Vorbereitung zu höheren mathematischen Studien ist; aber auch als Uebung und Gewöhnung der jugendlichen Verstandeskraft zum regelmäßigen Denken hat sie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur diejenigen absprechen konnten, die ihre Wirksamkeit entweder noch nicht durch eigne Erfahrung kennen gelernt hatten, oder sich dagegen durch die Besorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenlose, strenggeordnete Fortschreiten dieses Unterrichts in einen Mechanismus eingezwänzt, der das freye Spiel der Kräfte hemmen und den Geist für andre an keine so strenge Regel zu bindenden Wissenschaften abstumpfen müsse. Diese Besorgniß erscheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Uebungen, wobei das Kind sich den Unterrichtsstoff durch eignes Bewußtseyn bildet, und der Lehrer nur den Gang angibt, ungemein gestärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumschweifen des kindischen Geistes doch wahrlich nicht besser Einhalt gethan werden kann, als durch eine Methode, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Pädagogen dargethan, daß Kinder, die man nach der Anschauungslehre unterrichtete, wenn sie sonst nicht stumpfsinnig waren, sich zur Erlernung jeder andern Wissenschaft fähiger zeigten, als andere, denen man die Fertigkeit, mathematische Aufgaben zu lösen, durch Eintrichtern der Rechnungsansätze und geometrischen Formeln beizubringen gesucht hatte; denn jene hatten durch den pestalozzischen Gang des Unterrichts in den Zahlen und Maaßverhältnissen eine so klare Anschauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematischen Resultate und eine so große Gewandtheit in der Combination der Größen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsstoffe nach dem **warum** zu fragen und sich zum Begriff zu erheben. Freilich ist durch diese Uebungen zunächst nur für die Fertigkeit in materiellen Anschauungen gesorgt, und in wie fern sie auch zur Fähigkeit für rein intellectuelle und moralische Anschauungen beitrage, ist bis jetzt weder durch die theoretischen Untersuchungen der Pädagogen, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moralische und religiöse Unterricht kann, seiner Natur nach, den Typus dieser Methode nicht annehmen, eben so wenig verträgt sich die **Geschichte**, die im Gebiete der Freyheit fortschreitet und nie zur lückenlosen Vollständigkeit gebracht werden kann, die **Naturgeschichte und Geographie**, die es mit einem historischen, von außen gegebenen Stoffe, dessen innere nothwendige Regel sich bis jetzt keinesweges befriedigend nachweisen ließ, zu thun hat, der **Sprachunterricht**, der, den Mechanismus des Lesens abgerechnet, sich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos zwei aus eins entstehen läßt. Gewinnen werden aber alle diese Unterrichtsstoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Behaltbarkeit, wenn sie der strenge gründliche Geist der pestalozzischen Methode belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Uebungen gesetzt und ernsthaft geworden ist. Die Anwendung der Methode auf das **Zeichnen**, wie besonders Joseph Schmidt sie versucht hat, wurde vorzüglich von den Künstlern gemißbilligt, desto glücklicheren Einfluß gewann sie aber auf den **Singunterricht** durch Pfeiffer und Nägeli und in mehreren Bürgerschulen Deutschlands auf die **Schreibekunst**. Die Verdienste Pestalozzi's um die Pädagogik, die sich nicht

bloß auf die Anschauungslehre beschränken, näher zu würdigen, bleibt billig dem Art. Pestalozzi vorbehalten. E.

Anson. (Georg), dessen Name in den Jahrbüchern der englischen Schiffahrtskunde glänzt, war 1697 zu Shugborough in Staffordshire geboren und widmete sich früh dem Stande, in welchem er sich verewigen sollte. Im neunzehnten Jahre diente er als Secondlieutenant unter John Norris in der Ostsee und in den Jahren 1717 und 1718 unter Georg Byng gegen die Spanier. Von 1724 bis 1735 ging er drei Mal nach Südcarolina und legte hier den Ort Anson-Bourgh an. In den Jahren 1738 und 39 machte er eine vierte Reise nach den Küsten von Guinea und Amerika und nöthigte ohne Feindseligkeiten die Franzosen, den englischen Handel nicht zu beunruhigen. Als um diese Zeit das Ministerium den Bruch mit Spanien als unvermeidlich ansah, warf es seine Augen auf Anson, und ernannte ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südsee, welche den Handel und die Niederlassungen dieser Nationen vernichten sollte. Ungeachtet seiner Thätigkeit nahm die Ausrüstung fast ein Jahr weg und beschränkte sich, dem anfänglichen Plan zuwider, auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. Er verließ mit dieser Flottille England am 18ten Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang verhinderten, das Cap Horn zu umschiffen. Während dieser Zeit litt die Mannschaft durch Krankheiten und Mangel an Wasser und Lebensmitteln auf das empfindlichste. Anson wurde von seinen übrigen Schiffen getrennt und erreichte Juan Fernandez, wo sich drei andere seiner Schiffe, jedoch in dem kläglichsten Zustande, wieder einfanden. Kaum aber hatte sich die Mannschaft einigermaßen erholt, als er von neuen auslief, mehrere Priesen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er den reichen jährlichen Manilla-Galeonen vergebens aufgelauert hatte, sah er sich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, sondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzige noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er sich nach Tinian, einer der Diebsinseln rettete. Hier stand ihm ein neues Unglück bevor. Anson befand sich mit 113 Mann am Lande, als der Centurion durch einen Orcan in einer Nacht fortgerissen ward. Die Furcht, von den Spaniern in dieser Lage überfallen und als ehrlose Freibeuter in Fesseln geschlagen zu werden, erhöhte das Schreckliche ihrer Lage. Doch verlor Anson den Muth nicht. Man ging sogleich ans Werk, ein kleines auf der Insel gefundenes Fahrzeug zu vergrößern. Anson arbeitete wie die andern und zeigte so viel Kaltblütigkeit, daß man auf seinem Gesicht nur in dem Augenblick eine Bewegung wahrnahm, wo man ihm ankündigte, daß der Centurion wieder im Gesicht sey und das Land zu gewinnen suche. Nach einigen Wochen Ruhe segelte er nach Macao, und hier entwarf er den kühnen Plan, die Galione von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa, richtete aber statt dessen seinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spirito-Santo. Nach einem Monat ungeduldigen Harrens erschien die erwartete Galione, die im Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer siegte und die Galione, deren Werth sich auf 400,000 Pfund Sterl. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überstieg 600,000 Pfund. Mit diesen ungeheuern Reichthümern kam er nach Macao zurück, verkaufte seine Prise, und behauptete mit Energie gegen

das chinesische Gouvernement zu Canton die Rechte seiner Flagge. Die Rettung dieser großen Stadt von einer heftigen Feuersbrunst war größtentheils sein und seiner Mannschaft Werk. Von hier ging er endlich nach Europa zurück, segelte unentdeckt durch die französische Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15ten Juni 1744, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Diese gefahrvolle Reise war für Erdkunde und vorzüglich für Nautik, durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Küsten sehr ergiebig gewesen, und die unter Ansons eigener Leitung verfaßte Beschreibung derselben hat ihre Resultate der Welt dargelegt, wiewohl wir nicht verkennen dürfen, daß ihnen die eigentlich wissenschaftliche Tendenz fehlt. Anson ward nach seiner Rückkunft erst Contre-Admiral der weißen, dann Vice-Admiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den französischen Admiral Jonquire beim Cap Finisterre 1747 verschaffte ihm die Pairschaft und den Grad eines Vice-Admirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum ersten Lord der Admiralität. In diesem Amte mußte er wegen des Verlusts von Minorca den Vorwurf hören, nicht früh genug zur Vertheidigung der Insel eine Flotte beordert zu haben, und zog sich 1756 von demselben zurück. Im J. 1758 commandirte er die Blokade von Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St. Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeschlagene Armee in seine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchste Würde eines Admirals und Commandanten en Chef der Flotte, welche die Königin nach England führen sollte. Er starb plötzlich 1762 auf seinem Gute Moor-Park ohne Kinder zu hinterlassen.

Anspach oder **Onolzbach** war ein Theil des fürstlichen Burggrafthums Nürnberg im fränkischen Kreise. Es hat einen Flächeninhalt von 60 Quadratmeilen, auf dem 250,000 Einwohner leben. Ackerbau und Viehzucht sind in dem besten Zustande. In Rücksicht seiner Fabrikate ist es ebenfalls ein bedeutendes Land; der jährliche Geldwerth derselben wird zu 2,100,000 Gulden gerechnet. Anspach wurde durch eigene Markgrafen beherrscht. Der letzte von ihnen, **Carl Alexander**, legte durch eine zu Bourdeaux am 2ten September 1792 ausgefertigte Urkunde die Regierung über die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth nieder, worauf dieselben zu Anfang des folgenden Jahres König **Friedrich Wilhelm II.** von Preußen übernahm. Im Jahre 1805 wurde das Land am 24sten Mai, zufolge einer zwischen dem König von Preußen und dem französischen Kaiser getroffenen Uebereinkunft, an Bayern abgetreten. **Anspach**, die ehemalige Haupt- und Residenzstadt, hatte zu Anfang dieses neunzehnten Jahrhunderts 13,000 Einwohner, und die Oerter Fürth, Schwabach und Roth sind als sehr gewerbsame Orte bekannt.

Anstand ist die genaue und schickliche Uebereinstimmung unsers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewissen Vollkommenheiten und Verhältnissen. Die Uebereinstimmung soll schicklich seyn in Beziehung auf Alter, Geschlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernst; dem Kinde Naivetät, Fröhlichkeit und Anschmiegung u. s. w. Man kann den Anstand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es gibt gewisse nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewisse innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieser Zeichen macht den natürlichen Anstand aus, den wir nicht vernachlässigen dürfen, weil sonst die Uebereinstimmung unsers Betra-

gens und unserer Sitten mit andrer Menschen Empfindungen und Meinungen fehlen würde. Der willkürliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten, und muß von uns aus denselben Gründen beobachtet werden.

Ansteckung, s. Einflüsse und Epidemie.

Antäus, der riesenhafte Sohn Neptuns und der Erde, welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von seiner Mutter stets mit neuer Kraft versehen, so lange er sie berührte, erschlug er alle und pflanzte ihre Schedel um seine Wohnung auf. Aber Herkules, den er bei seiner Ankunft in Libyen auch zum Kampfe foderte, merkte schnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umschlang seinen Leib, und erstickte ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antēnor, ein Trojaner, des Aesintes und der Cleomestra Sohn. Bei Homer erscheint er als der verständige Greis. Er herbergte Ulyß und Menelaus während ihrer Gesandtschaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu schließenden Bündniß, und schlug nach Ajax und Hektors Zweikampf, wiewohl vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geschlossen, Antenor sey ein Griechenfreund gewesen und darauf gründet sich die Sage von seinem begangenen Verrath. Er soll den Griechen das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont, was aber die ehemalige Gastfreundschaft mit Menelaus zur Ursach hatte. Er selbst wurde wie Aeneas gerettet und ebenfalls Stifter einer neuen Dynastie. Die Nachrichten darüber lauten verschieden. Am berühmtesten ist die, auch von Virgil angenommene, Sage, daß er nebst seinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber von den Henetern nach Italien geführt worden sey, wo er die henetische Provinz am adriatischen Meere mit Patavium (Padua) gegründet.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die Alten erzählen, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachsen sey, bis ihm seine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Nach einigen neuern Auslegern ist jedoch der Anteros eine der Liebe feindselige Gottheit oder die Antipathie.

Anthologie (Griechische). Es wurden im Alterthum mehrere Blumenlesen oder Sammlungen kleinerer, meistens epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern, die sich durch vorzügliche Schönheit und Naivetät in Gedanken, Wendungen und Ausdrücken auszeichneten, veranstaltet. Der erste Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 90 Jahre vor Chr. Geb. aus fremden und eigenen Gedichten eine Auswahl machte; später thaten ein gleiches Philippus von Tessalonich, wahrscheinlich zur Zeit Trajans, Diogenianus Herakleota unter Hadrian; Strato im 2ten Jahrhundert nach Chr., der die meleagrische Sammlung vermehrte, und Agathias im 6ten Jahrhundert, der bloß neuere Stücke sammelte und sie in sieben Büchern verfaßte. Aber alle diese ältern Sammlungen sind für uns verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Constantinus Kephalas im 10ten Jahrhundert, der bei seiner Lese die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte, die andere von Maximus Planudes, im 14ten Jahrhundert, einem Mönch zu Constantinopel, der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte.

Letztere ist die gewöhnlichste. Sie enthält sieben Bücher, die, mit Ausnahme des fünften und siebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetischer Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen stimmt sie mit der Anthologie des Kephalas zusammen, die sich in einem einzigen Codex, welcher von Heidelberg nach Rom und von da 1797 nach Paris kam, erhalten hat. Im Deutschen ist durch Herders, Sonntags, Stollbergs, Voßens, Conzens, Jacobs und Anderer Uebersetzungen die griechische Anthologie nicht mehr unbekannt, und die „reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemälden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leser mit verdienter Bewunderung ergriffen."

Anthropolithen, Versteinerungen menschlicher Körper, oder Körpertheile. S. Versteinerungen.

Anthropologie (aus dem griechischen ανθρωπος, der Mensch und λογος, die Lehre) bezeichnet die sämmtliche Naturgeschichte des Menschen, und zwar in dem Verstande, als man das Wort gewöhnlich bei uns gebraucht, aus der ganzen Summe von Kenntnissen des Physischen und Geistigen im Menschen, so viel als jedem gebildeten Manne, der auch nicht Mediciner ist, nothwendig ist, um den Menschen kennen zu lernen, und die Berührungspunkte, welche zwischen der Gesetzgebung und richterlichen Function mit der Medicin Statt finden, einzusehen. Hieher gehört also zum Theil aus der Anatomie und Physiologie so viel als jenem Zwecke entspricht, um den Bau und die Theile des Körpers sowohl als auch deren Verrichtungen kennen zu lernen; ferner aus der Psychologie dasjenige, was sie uns Erfahrungsmäßiges über die Seele, deren Eigenschaften und Vermögen lehrt. (Vergl. den Artikel.) H.

Anthropomorphismus ist die Uebertragung solcher Eigenschaften, die zur Sinnenwelt gehören, auf Wesen außerhalb derselben, besonders auf die Gottheit. Da er seinen Grund in der Beschränktheit der menschlichen Natur und in dem Bestreben hat, das Uebersinnliche unter sinnlichen Bildern zu denken, so fand er in dem kindischen Zeitalter der Menschheit, wo sich dieselbe noch nicht zu dem Gedanken eines übersinnlichen, unsichtbaren Wesens erheben konnte, am häufigsten Statt. Jenem Zeitalter gehört der gröbste Anthropomorphismus an, der sich eine durchaus materielle Gottheit bildet, und ein solches Bild als wirklichen Gott verehrt. Der Anthropomorphismus im engern Sinne wendet nur etwas Menschliches auf die Gottheit an, und ist entweder dogmatisch, wenn man menschliche Eigenschaften höheren Wesen selbst beilegt, oder symbolisch, wenn nur Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden sollen. Hiebei bestimmen wir analogisch, was Gott, als Weltschöpfer, Welterhalter und Weltregierer, für die Welt, für seine Geschöpfe und für uns ist, ohne damit sein eigentliches Wesen ergründen zu wollen, was ein fruchtloses Bestreben seyn würde.

Anticaglien (anticaglie), eine Anticaglie (anticaglia), s. den Artikel Antik.

Antigone, von Oedipus und der Jokaste in blutschänderischer Ehe erzeugt, trug unschuldig den Fluch des väterlichen Hauses. Als nach Entdeckung seines unbewußt begangenen Verbrechens Oedipus, in blinder Wuth gegen sich selbst, sich der Augen beraubt hatte, führte sie und ihre Schwester Ismene den Jammergebeugten nach Colonos, wo er im heiligen Hain der Eumeniden seiner Leiden Ziel fand. Dar-

auf eilte sie nach Theben zurück, das feindlich gegen einander gezückte Schwert der Brüder in der Scheide zurückzuhalten. Ihr Bemühen ist umsonst, beide fallen durch Wechselmord, und Kreon, der Gefallenen Oheim, der als Herrscher in Theben waltet, verbietet bei Todesstrafe des jüngeren Bruders Beerdigung. Antigone aber folgt der Stimme ihres Herzens; dem Unglücklichen Ruhe zu geben, geht sie hinaus, ihn zu beerdigen, wird entdeckt, und auf Kreons Spruch, jedoch ihm selbst zum Jammer, lebendig begraben, denn sein eigener Sohn Halmon, der sie liebte, gab sich an ihrer Seite den Tod. — Nach Andern gab Kreon seinem Sohne den Auftrag zu Antigone's Ermordung.

Antik. Antike (antique). Seit die Cultur der neueren europäischen Völker so weit vorgeschritten war, daß diese in bleibendern Wohnsitzen und Verfassungen, und in ihren gegenseitigen Verhältnissen fester gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Cultur der Vorzeit wenden, und die befruchtenden Keime einer neuen geistigen Entwickelung in dem Alterthume ausgestreuet finden und aufnehmen konnten, seitdem wurde auch den Denkmälern griechischer und römischer Literatur und Kunst, vor allen noch bekannten Ueberresten anderer Völker und Zeiten, fast allgemein der Vorzug zuerkannt, und dieselben als das Bedeutendste und Dauerndste, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb, und wohin er stets zurückkehrte, auch antik (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie (s. diesen Artikel) und jene Völker selbst die Alten genannt. Indessen war auch diese Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Perioden der neuern Cultur verschieden, indem sie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demselben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzsucht gegründet, selbst bei den Bessern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anstaunen ähnlich zu seyn schien, oder einseitig mehr auf die Denkmäler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelst der zuerst sich ausbildenden Theologie und Wissenschaft des römischen Rechts, auf mannichfaltige Weise hingewiesen wurde. Sammlungen von Werken der griechischen und römischen Plastik, welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunstsinn boten sich gegenseitig die Hand, eine reinere Würdigung dieser Denkmale alter Herrlichkeit im 14ten und 15ten Jahrhundert zuerst in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide machten erst eine, die wichtigsten Werke dieser Art umfassende Wissenschaft möglich, welche dieselben nicht nur von andern Gegenständen des Alterthums absonderte, sondern auch das gemeinschaftliche Band, welches jene Werke selbst zu einem Ganzen verbindet, in welchem sich das reiche Leben jener Völker spiegelt, das belebende, geistige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte, und durch philologische und historische Kenntniß unterstützt erklärte. Winkelmann, ein Mann von echt antikem Geiste, (s. diesen Artikel), war es, der späterhin in Deutschland mit dieser Ansicht hindurchdrang; daher Schelling, in seiner Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst (1807. 4. und dessen philos. Schriften, 1ster Bd.), treffend von diesem sagt: „ihm zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles andere Menschliche als Werk gesetzloser Willkür angesehen und dem gemäß behandelt wurde," und Göthe (Winkelmann und sein Jahrhundert ꝛc.): „Schönheit war ihm das Princip der alten Kunstwer-

ke." Nach jener abgesonderten Betrachtung der plastischen Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als besonderer Wissenschaft, ihren Ursprung gab, wurde der Ausdruck der Antike (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunst der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff desselben von Seiten des Kunstwerths und der innern Bedeutung dieser Werke immer bestimmter. Auch war es wiederum erst nach Entwickelung einer umfassendern philosophischen und geschichtlichen Ansicht möglich, das Land, welches die bildende Kunst mit Poesie und wissenschaftlicher Literatur, ja selbst mit dem übrigen religiösen und politischen Leben dieser Völker verkettete, und allen diesen Aeußerungen einen gemeinschaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen Andern auszeichnet, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen wahrzunehmen und nachzuweisen; und hierdurch entstand der allgemeinere Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzusetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verschiedenen Charakters zu bestimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunst, wo man, von eigener Höhe schon herabgesunken und in die poetische Ferne der Vergangenheit blickend, sich an vormalige Größe zu stützen und zu erheben bemüht war; in dieser Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angestellt, gegen welches das Moderne für nichts geachtet wurde. Gegenwärtig, wo eine umfassendere und durch reinere Ideen von Kunst und Schönheit geläuterte Kenntniß und Kritik der Kunstwerke des vorchristlichen Alterthums und der neuern Zeit sich immer weiter verbreitet, sieht man auch allgemeiner ein, daß theils die Vortrefflichkeit dieses Alterthums sich nicht auf Griechen und Römer beschränke, und mithin ihre Werke nicht den Begriff des Antiken erschöpfen, wenn auch die Mehrzahl derselben dem Ideale der Kunst unter allen Werken dieser Zeit am nächsten kommt, und daher vor allen mit diesem Namen ausgezeichnet zu werden verdient, ja daß vielmehr vom Orient die Sonne menschlicher Cultur hellglänzend ausgegangen sey, theils die moderne Bildung ebenfalls eine unübersehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Früchte und Erzeugnisse in andern Künsten aufzuweisen fähig sey, welchen die Ueberreste des Alterthums als gleichrelative Erscheinungen des menschlichen Geistes gegenüberstehen. Allein die nähere Bestimmung dieses Begriffs des Antiken, welcher dem Modernen, oder den Erzeugnissen einer neuern Zeit entgegengestellt wird, setzt eine genauere Angabe des Umfangs und der Dauer der Culturperioden, welche wir mit diesem Begriffe bezeichnen, so wie der Ursachen voraus, welche den besondern Charakter der Bildung, durch welchen wir beide scheiden, hervorgebracht haben. Denn soll der Begriff des Alterthums einen bestimmten Abschnitt der allgemeinen Culturgeschichte bezeichnen, so muß derselbe eine Verschiedenheit der Cultur, durch welche mehrere Völker, bei aller speciellen Verschiedenheit unter einander, sich von den Nationen einer neuern Zeit, die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberstellen, und im Allgemeinen die Zeit der modernen Literatur und Kunst nennen, absondern, und wir setzen dabei voraus, daß Völker, so verschieden sie in ihren Werken erscheinen, dennoch in Hinsicht eines höhern Gesichtspunktes unter einen gemeinschaftlichen Begriff gefaßt werden können, weil überhaupt die Völker nicht für sich bestehen, sondern zusammenwirkend ein großes Leben der Menschheit bilden, das, wie das Reich der Natur in unzählige größere und kleinere untergeord-

nete Sphären bis zu den Individuen herab zerfällt, und sich nach einem festen Gesetze der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannichfaltige Perioden anzunehmen berechtigt sind. Jene Verschiedenheit nun findet sich unläugbar in den Werken der vorchristlichen und christlichen, d. i. derienigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrschaft der christlichen Religionsansicht (den mit der sogenannten großen Völkerwanderung) eintretenden Verfalle des römischen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit sich wiederum so ähnlich seyn, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberspielt, und umgekehrt (daher sich auch diese Abschnitte historisch nicht genauer bestimmen lassen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geisteswerken der Individuen tausendfältige fast unmerkliche Uebergänge Statt; aber wir reden hier von einem herrschenden Charakter, welcher diese Verschiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieser Verschiedenheit, so müssen wir zugleich die Ursachen andeuten, welche diesen bestimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken, so viel es die Kürze verstattet, näher erörtert werden wird. Wir verstehen aber unter dem Antiken überhaupt und im weitesten Sinne die Beschaffenheit der Cultur der vorchristlichen Völker unserer Erde, welche sich in den Werken der Wissenschaft und Kunst als herrschender Charakter derselben geäußert hat. — Die Cultur des Menschen, und damit auch die Cultur der Völker und des Menschengeschlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher die erste Periode derselben die Periode des herrschenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber ist der Mensch in die Natur versenkt, sie sind die unmittelbarsten Berührungs-Punkte des Geistes und der Natur, durch welche auch der Geist die Gewalt der Natur empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in dieser ersten Periode das natürliche Princip selbst, im menschlichen Geiste gleichsam vorwaltet, und eine gewisse Oberhand über den Menschen immer behalten mußte. In dieser Periode lebte der Mensch anfangs, wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur; sobald er aber mit dem Wachsthume des Verstandes sich und seine Zwecke von ihr absonderte, entstand der Kampf zwischen dem Innern nnd Aeussern, und er suchte diesen auszugleichen in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erschien, durch Versöhnung der Natur, Naturdienst; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich ihm offenbarte, auch nothwendig Polytheismus seyn mußte, vielfach gestaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verschieden war, und die Welt der Einbildungskraft auf jener sich erbaute; ferner durch die Wissenschaft, welche sich aus der Naturforschung erhob und lange Zeit Naturforschung blieb, und wo sie, zur höchsten Einheit hinstrebend, sich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Causalzusammenhang schließen sollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter setzte, stehen blieb; endlich durch die Kunst, welche sich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirksam äußerte. Ja auch in den mehr polyarchischen Verfassungen zeigte sich die Herrschaft des Naturprincips. In dem Leben der Individuen galt die männliche Kraft, und bildete den Herren; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundschaft; das Verhälniß der Geschlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlich als sitt-

licher Art, aber durch angeborne Decenz hier und da veredelt. Dieses halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunst insbesondere, zu welcher diese Culturperiode vorzüglich hinneigte, namentlich die bildende, anlangt; welche mit der Natur in noch näherer Berührung stehet, und deren Werke man mit dem Ausdrucke Antiken, wie erwähnt worden, vorzüglich bezeichnete, so nahm diese besonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welche gleichsam bewußtlos die Einheit waltete, in sich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neueren Zeit. Allein wie verschieden die Natur den Menschen durch den Sinn erschien, so verschieden gestaltete sich auch das Leben der Phantasie, welche auf diesem begründet ist, und in dieser Hinsicht differirt der düstre, räthselhafte Charakter des Aegypters, den wir in seiner Kunst bemerken, und des tiefsinnigen, in sich gekehrten Indiers, von dem des heiter außer sich blickenden Griechen. Blühend war die Phantasie des Letztern, und in günstigen Umgebungen der Natur und in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelste der Natur in seinem Geiste spiegelnd empfangen und nachbilden. Die Gestalten und Bilder seiner Kunst erhielten die edeln Nationalzüge seines Volks, und keine Nation erreichte in Hinsicht auf die sinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Wesen des Kunstwerks gehört, diese Höhe, so daß damit die plastische Darstellung selbst in dieser ersten Culturperiode und bei diesem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben scheint. Dann während andere Völker noch mit dem Material der Darstellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken sich nur zu einer riesenhaften, den Menschen fast erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthselhaften Bedeutsamkeit erheben konnten, vereinigten sich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer schon geübten und von jenen Völkern empfangenen Kunst, und das Werk der Kunst stand, wie aus dem Schooße der Natur entsprungen, leicht, aus einem Gusse in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeschlossener Selbstständigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm sich selbst erklärend (und hierin besteht seine Objectivität), vor dem Auge des Beschauers da. Mit dieser Selbstverläugnung des Künstlers, welche wir in den Werken der griechischen Kunst bemerken, verbindet sich eine zarte Bedeutsamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in scharfen Umrissen abgebildet (worein man das Plastische der alten Kunstwerke setzt, weil dieses vorzüglich der plastischen Kunst zukommt), die hervortretende Leidenschaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt ist, und eine reizende Naivetät, vermöge deren das Werk nicht über sich selbst redet und reflectirt, oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zwecks erscheint, sondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernstes, selbst ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, seine reinste Tendenz in sich selbst, d. i. in der Vollendung seiner Form trägt, und bis in seine äußersten Glieder und Formen gediegen und den Gesetzen der Anschauung gemäß durchgebildet ist (Correctheit). So ist auch die hellenische Kunst nicht einseitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, und erhebt sich über die einzelne Erscheinung der Natur durch das Ideale, womit sie die körperliche Bildung erklärt, und in ihren plastischen Werken gleichsam den Grundtypus der menschlichen Bildung und Gestalt, wie sie dem sinnigen Betrachter ein edles Bild menschlicher Vollendung äußerlich darstellt (daher redet man

insbesondere von antiken Formen), aufgefaßt hat, oder ihm wenigstens am nächsten gekommen ist, und hierin besteht seine (ideale) Wahrheit. Das Ideal in diesen Werken ist der Sinn der Natur, und der durchgreifende Charakter derselben, Verkörperung des Geistigen, welche die Einbildungskraft harmonisch anregt und bewegt, und das Vollendetste der Natur gleichsam für Ewigkeit festzuhalten strebt. In diesen Zügen glauben wir das Wesen des Antiken in der hellenischen Kunst bezeichnet zu haben. Die römische Kunst aber war eine Nachahmung, und in ihren bessern Erzeugnissen gleichsam Nachblüthe der griechischen, deren bedeutende Werke in Rom zusammenflossen, modificirt durch den Charakter dieses kriegerisch strengen aber weniger bildsamen Volks, und darum wird dieselbe, in so fern sie an jener Musterhaftigkeit der Kunst, welche die Form zu etwas Absolutem erhob, meistens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der hellenischen Kunst, wie schon bemerkt worden, vorzugsweise antike Kunst genannt. Dieser engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Classischen (des Erlesenen) gleichgestellt, in so fern man vorzüglich auf die Vollendung der Form in den Werken dieses Alterthums (das man daher auch das classische Alterthum nennt) erblickt, und auf dem hier allgemeiner verbreiteten Schönheitssinn und reinen Kunstsinn, der sich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, so daß die Mittelmäßigkeit in dieser Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Wesen des Antiken in diesem Sinne auch oft mit dem Namen des plastischen vorzugsweise bezeichnen wollen, und beide Begriffe in so fern gleichgesetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religionscultus und herrschende Naturmischung überhaupt unter allen Künsten die plastische oder bildende Kunst (im weitern Sinne) vorzüglich begünstigt war, ja derselbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Gestaltung, auch in der Poesie sich regte, und ihren Hauptcharakter bestimmte (daher man auch von einem Plastischen in der antiken Poesie redet); und hiernach versteht man also unter Antiken insbesondere, und im noch engern Sinne, Werke der bildenden Kunst, besonders der Griechen und Römer. Hierzu würden gehören: die Denkmäler der Baukunst eben sowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur) und der übrigen zeichnenden Künste, mithin Gebäude und Trümmer, Statuen, Geräthschaften, Basreliefs, Münzen, geschnittene Steine, Gemälde und Mosaiken. Vorzüglich aber und im engsten Sinne, theils weil der Mensch überall als Mittelpunkt seiner Darstellungen sich ansieht, und überall zuerst zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunstwerthes werden die umfassendern Vorstellungen des Lebendigen (hauptsächlich des Menschen) durch die bildende Kunst (Bildekunst) im engern Sinne (auf die Malerei der Alten, welche uns weniger bekannt ist, und auch der Natur der Sache nach nicht dieselbe Höhe mit der bildenden Kunst erreicht zu haben scheint, wird hierbei weniger gesehen), Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Mosaiken, und die Sammlungen derselben Antikengallerien, Antikensammlungen. Von diesen Antiken im engsten Sinne sondert man die kleinern Darstellungen, Nebenwerke und unbedeutendern Ueberreste der alten, besonders griechischen und römischen Kunst, unter dem italiänischen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch besondere Sammlungen, z. B. Münzcabinete, Dactyliotheken u. s. w. errichtete. Uebrigens setzt man den Anfang der griechischen Kunst, und mithin der Antike in jenem

weiteren Sinne) denn das Ende ist oben im Allgemeinen bezeichnet worden) in das Zeitalter des Homers (s. Böttigers Andeutungen, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigstens unsere Beschreibungen reichen. Unter allen Antiken im engsten Sinne aber ragen die idealischen Gestalten eines Apollo von Belvedere, der mediceischen Venus, der Torso des Herkules, Laocoon und der sogenannte borghesische Fechter, als die bewundertsten hervor, und müssen wegen der Reinheit der Formen und des edeln Ausdrucks stets als Musterwerke betrachtet, und dem sinnigen Studium der Künstler empfohlen werden. Näher macht man sich mit ihnen bekannt durch die Archäologie (s. diesen Artikel). — Uebrigens wird der Begriff des Modernen noch deutlicher durch den Gegensatz des Modernen (s. diesen Artikel) erläutert. T.

Antillen sind die im Süden von Florida anfangenden, in einer Kette nach Südosten fortlaufenden, dann in einem Bogen südlich nach dem parischen Meerbusen sich herunter, sodann aber westlich an der Nordküste von Südamerika sich hinziehenden Inseln, welche südöstlich vor dem mexikanischen Meerbusen gerade den Inseln des grünen Vorgebürges von Afrika gegenüber liegen, und werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Die großen sind: Cuba, Jamaika, St. Domingo und Porto Rico; die kleineren, welche auch die Caraiben- oder Cannibaleninseln heißen, werden in die Inseln über und unter dem Winde eingetheilt, und bestehen zum Theil aus kahlen unfruchtbaren Felsen. Zu den Inseln über dem Winde gehören zuerst die Jungfern-Inseln, sechzig an der Zahl, von denen St. Croix, St. Thomas, Jean und die Krabbeninsel die wichtigsten sind; dann St. Eustache, St. Barthelemy, St. Christoph, Antigua, Dominica, Grenada und die Grenadillen, St. Vincent, Barbados, Guadeloupe, Maria galante, Martinique, St. Lucie, Tabago. Die Inseln unter dem Winde sind: la Trinidad, la Marguarita, Tortuga, Curaçao und einige kleinere. — Die ersten Bewohner sind theils von den aus Amerika hinübergekommenen Caraiben, theils von den Europäern völlig vertilgt: die Caraiben erfuhren durch die Europäer fast gleiches Schicksal, so daß von ihnen nur noch wenige Ueberreste da sind. Die jetzigen Bewohner sind größtentheils Weiße (Europäer), Neger, Mulaten und Creolen. — Ueber die wichtigsten dieser Inseln sehe man die eigenen Artikel.

Antinomie heißt in der kritischen Philosophie ein Widerstreit der Gesetze der reinen Vernunft, welcher sich zeigt bei Anwendung ihrer subjectiven Idee vom Unbedingten und ihres Gesetzes, das vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte schließt, auf die Sinnenwelt, indem sie dabei entweder etwas annehmen muß, was die grenzenlosen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Welt-Grenze, Freiheit, oder etwas dem Verstande Unerreichbares, als Welt-Ewigkeit und Grenzenlosigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Ursache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieser Widerspruch nicht in den Gesetzen der Vernunft selbst liegt, thut Kant dar, einmal durch den transcendentalen Idealismus, wornach die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes ist, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verstandesgesetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Bestimmung der Vernunft und ihrer Grundsätze, welche nicht das Daseyn und die Beschaffenheit der Gegenstände, sondern nur unsere Untersuchung derselben bestimmen, d. h. ins Unermeßliche erweitern sollen.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrians an Wahnsinn gränzende Liebe für die Kunst verewigt hat. Ob er sich für Hadrian,

den er auf seinen Reisen begleitete, in Aegypten freiwillig geopfert, weil er diesem nur dadurch das Leben erhalten zu können vermeinte, oder ob er sich, müde seiner Bestimmung, in den Nil gestürzt habe, läßt sich nicht bestimmen. Hadrian aber fand bei seinem Tode kein Maß seines Schmerzes. Nicht zufrieden, daß er ein Gestirn in der Milchstraße sah, welches noch heute Antinous Namen führt, ließ er auch auf der Erde sein Andenken verewigen, Tempel für ihn errichten, Städte nach seinem Namen benennen, und ihn durch das ganze Reich gleich einem Gott verehren. Daher wurde denn auch sein Bild von der Kunst auf alle Weise dargestellt und vervielfältigt. Mehrere dieser Abbildungen sind auf unsere Zeiten gekommen, und gehören zum Theil zu den schönsten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben. Dahin gehören namentlich die Statue des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrians, und der Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli, beide jetzt in Paris. Aber gerade über diese Statuen sind die Archäologen sehr verschiedener Meinung, und viele wollen sie nicht für Abbildungen des Antinous gelten lassen, sondern erkennen die charakteristischen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter darin. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, da die Künstler, welche den Antinous als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des Antinous gaben, wodurch denn die Merkmale vermischt wurden. Die vaticanische Statue ist wahrscheinlich kein Antinous, sondern ein Hermes, die capitolinische aber ein Hermes-Antinous. — „In allen Abbildungen," sagt Winkelmann vom Antinous, „hat sein Gesicht etwas Melancholisches. seine Augen sind immer groß mit einem guten Contour, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." (Vergl. Levezow, über den Antinous, dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums. Berlin 1808.)

Antiochus, ein Name mehrerer syrischen Könige, der in der Geschichte der Römer große Epoche macht. Der erste, der unter diesem Namen bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodice den berühmten Seleucus, den Stammvater der Seleuciden und ersten König von Syrien. Der Sohn von diesem Antiochus Soter, führte mehrere, wiewohl nicht ganz glückliche Kriege, und ist noch wegen der Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonica berühmt; eine Liebe, die er zwar zu bekämpfen suchte, die ihn aber in eine tödtliche Krankheit stürzte, bis der königliche Leibarzt Erasistratus den Grund derselben wahrnahm, und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus großer Liebe zu seinem einzigen Sohne, ihm in einer feierlichen Versammlung seine junge und schöne Gemahlin abtrat. — Einer seiner Nachkommen war Antiochus der Große, der seinem Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien im Jahr 3763 in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, schlug den Ptolomäus Philopator, der ihm Syrien ganz überlassen mußte, führte nicht minder glückliche Kriege gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern anband, und zu dem berühmten antiochinischen Kriege Anlaß gab, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüstungen machte; allein, da er wenig in die Plane dieses Feldherrn eindrang, und bloß eine Armee nach Griechenland schickte, die äußerst unthätig blieb, wurde er zuerst bei Thermopylä, dann mehrere Mal zur See geschlagen, wodurch er den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den

Uebergang nach Klein=Asien streitig machte, wo sie den berühmten Sieg bei Magnesia erfochten, die syrische Armee gänzlich zerstreuten und den Antiochus zu dem schimpflichsten Frieden nöthigten. — Er lebte nun in Ruhe, bis er zuletzt, da er aus dem Tempel des Jupiters Elymäus den Schatz entführen wollte, mit allen seinen Leuten erschlagen wurde. — Sein zweiter Sohn Antiochus Epiphanes (derselbe, welcher in der Geschichte der Maccabäer als der ärgste Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird) griff den ägyptischen König Ptolemäus Philopator an, belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, so wie ganz Aegypten, verließ, da sich die Römer hauptsächlich des Ptolemäus annahmen. Und so folgten noch mehrere syrische Könige unter dem Namen Antiochus, jederzeit mit verschiedenen Beinamen, bis endlich Antiochus Asiaticus vom Pompejus vertrieben und Syrien zur römischen Provinz gemacht wurde (vergl. Syrien).

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer aber des Asopusflusses, berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heirathete sie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher diesem versprochen hatte, ihn an seiner Tochter zu rächen, erschlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er sie seiner Gemahlin Dirce übergab, von der sie auf das grausamste gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch Antiopen zu entrinnen und sich durch ihre Söhne gerächet zu sehen. — Sie rühmte sich, aus der Umarmung des Jupiters den Zethus und Amphion geboren zu haben. Uebrigens wird ihre Geschichte sehr verschieden erzählt.

Antipathie ist der unwillkürlich in uns entstehende Widerwille gegen eine Person, welcher darin seinen Grund hat, daß wir von ihrem uns mißfälligen Aeußern auf ihren innern Gehalt schließen. Gewöhnlich ist unser Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft sind wir selbst nicht in der Folge im Stande, dasselbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieser, einer Eingebung ähnlichen Antipathie, gibt es aber noch eine andere, welche sich auf Erfahrungen stützt, die der aufmerksame Beobachter in seinem Umgange und Verkehr mit dem Menschen macht, und durch die er sich die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menschen in sich hervorzurufen. Diese beruhen auf den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen ist; desto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er auch diesmal zutreffen werde. Die Seele wird gewissermaßen sichtbar im Körper. Die einheimischen Leidenschaften lassen in demselben gewisse Spuren zurück, welche sich unwillkührlich zeigen, und die herrschende Denk= und Handelsweise eines Menschen verrathen. Sind nun gewisse äussere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerstrebenden Natur beobachtet worden, so erwecken sie bei ihrer jedesmaligen neuen Erscheinung das Gefühl der Antipathie. Die Antipathie gegen Thiere und leblose Gegenstände entsteht theils auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menschen, theils aber aus gewissen Eigenschaften, z. B. Ausdünstung u. dgl., die ein Einzelner, vermöge der eigenthümlichen Organisation seines Körpers, nicht ertragen kann. Raisonnement und allmäliche Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art schwächen und überwinden, nicht selten aber bleiben auch alle Mittel fruchtlos, und man darf sie überhaupt nur mit Vorsicht anwenden, da wir den Grund einer Antipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unsicher ahnen können.

Antiphlogistische Chemie, s. Chemie.

Antiphonie heißt der Gegengesang, und wird besonders in der catholischen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erst von einem einzelnen Sänger angestimmt, und dann, wenn der darauf folgende Psalm von zwei Chören wechselsweise abgesungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Daher heißt auch **Antiphonarium** oder **Antiphonale**, dasjenige große lateinische Gesangbuch, woraus die Canonici und andere Geistlichen die Antiphonas und auch andere Hymnen, Collecten ꝛc. absingen.

Antiphrasis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas von dem benennt, was es nicht ist. So z. B. sollen die Parzen von parcere, schonen, abgeleitet seyn, ob sie gleich nichts weniger als schonend sind. Im Allgemeinen ist die **Antiphrasis** ziemlich der **Ironie** ähnlich.

Antipoden, s. **Gegenfüßler**.

Antiquitäten, s. **Alterthümer**.

Antisthenes, der Stifter der cynischen Secte, war zu Athen in der 89sten Olympiade geboren. In der Jugend genoß er den Unterricht des Sophisten Gorgias, und trieb einige Zeit das Geschäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entsagte er bald dem eiteln Schmuck der Beredsamkeit, um sich ganz dem Studium der Philosophie zu widmen. Aus Sokrates Lehren schöpfte er jenen Enthusiasmus für die Tugend, und jenen gewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete Schule auszeichnete. Antisthenes, der von Sokrates gelernt hatte, daß das Glück in der Tugend bestehe, setzte diese Tugend in die Verachtung von Reichthum, Würden, Gelehrsamkeit, Wollust. Er wollte Geist und Körper auf das strengste Bedürfniß beschränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Quersack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erscheinen. Sokrates aber erkannte den wahren Zweck dieses auffallenden Betragens. „Ich sehe," sagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorscheinen." Man muß indeß gerecht seyn; wenn Diogenes durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes, und durch die Originalität seiner Ausdrücke die spätern Cyniker um vieles übertraf, so wußte Antisthenes sich mit mehr Würde zu betragen; er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Er wagte der erste, die beiden Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und war Ursach, daß der eine verbannt, der andere mit dem Tode bestraft wurde: eine Angabe, die jedoch Barthelemi in Zweifel zieht. Er war von angenehmem Umgang, und Xenophon spricht in seinem Gastmahle zu seinem Lobe. Nach Sokrates Tode ließ er sich im Cynosarges, einem Gymnasium Athens, nieder, und man behauptet, daß von diesem Orte seine Schule den Namen erhalten. Antisthenes Sinnsprüche sind bekannt. Er hat viele Werke geschrieben, die aber sämmtlich verloren gegangen sind; denn die unter seinem Namen vorhandenen sind wahrscheinlich unecht. Er war Diogenes Lehrer. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Antithese, der Gegensatz; eine Redefigur, welche einem Gedanken durch die Verbindung von Verschiedenheiten Licht und Glanz zu verschaffen sucht. Diese Figur ist oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt. Eine glückliche Antithese ist es z. B., wenn **Lessing** in der Recension eines Buchs sagt: „dieses Buch enthält viel Gutes und Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist!"

Antitrinitarier werden alle die Irrlehrer und Secten genannt, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie sie das nicänische und athanasische Symbolum aufstellt, nicht annehmen wollen, und entweder den Sohn und den heil. Geist in der Gottheit dem Vater subordiniren, oder Christum schlechthin für einen Menschen und den heil. Geist für eine willkürliche Personification der göttlichen Geisteskraft erklären. In den früheren Perioden der christlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, sehr zahlreich; besonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören unter diese Rubrik. Der Name Antitrinitarier kam aber erst seit dem 16ten Jahrhunderte auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remonstranten nach dem Lehrbegriffe des Episkopius (starb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obigen Behauptungen in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Christenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Christen anerkennen und in christlichen Staaten dulden, der spanische Protestant Miguel Servetus wurde dieser Ketzerei wegen auf Calvins Betrieb 1553 zu Genf verbrannt und selbst die toleranten Könige von England erließen die strengsten Edicte wider sie. Gleichwohl bildeten ein englischer Geistlicher Theophilus Lindsey 1774 zu London und ein Kaufmann William Christie zu Montrose in Schottland unitarische Gemeinden, welche sich durch Cultus und Liturgie von der herrschenden Kirche absonderten. Ueber andere noch bestehende Gemeinden dieses Glaubens s. d. Art. Unitarier. E.

Antoinette (mit ihrem ganzen Namen Marie Antoinette Josephe Jeanne) von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich und Königin von Frankreich, geboren zu Wien den 2ten November 1755, war die Tochter Kaisers Franz I. und Maria Theresiens. Sie empfing eine sorgfältige Erziehung, welche sie benutzte, um sich mannichfaltige Kenntnisse zu erwerben. Die Natur hatte ihr Anmuth und Schönheit verliehen. Groß, schön gewachsen, mit einem glänzenden Teint und einer bezaubernden Miene, fesselte sie den Hof ihrer Mutter, als sie ihn verließ, um sich mit dem Dauphin von Frankreich, nachmaligem Ludwig XVI., zu vermählen. Choiseul hatte die Idee dieser Verbindung gefaßt, und unterhandelte deshalb, und stets hat Marie Antoinette ihn gegen seine Feinde vertheidigt, und mehrmals, wiewohl vergebens, sich bemüht, ihn ins Ministerium zurückzurufen. Die junge Erzherzogin kam in den ersten Tagen des Mai 1770 in Strasburg an. Ihre Reise von da bis Paris glich einem Triumphzuge; allenthalben huldigte ihr das leicht bewegliche Volk, das von ihrer Schönheit und Herablassung entzückt war. Zwei Mal wurde sie unterwegs lateinisch begrüßt, und sie antwortete auf der Stelle in derselben Sprache. Nicht minder glänzend und schmeichelhaft war ihr Empfang am Hofe Ludwigs XV. Am 16ten Mai vermählte sie sich mit dem unglücklichen Fürsten, dessen Mißgeschick sie erleichtern und theilen sollte. Diejenigen, die an Vorzeichen glauben, konnten dergleichen bei dieser Feier wahrnehmen. Der Himmel bedeckte sich unmittelbar nach der Trauungsceremonie mit schwarzen Wolken und zwei von Donner und Blitzen begleitete Ungewitter hinderten zu Paris und Versailles das Volk, das Feuerwerk und die Illumination zu genießen. Die Straßen waren leer und dichte Finsterniß lag über Frankreich. Auch das Fest, welches am 30sten desselben Monats die Stadt Paris gab, ward durch ein schreckliches Ereigniß bezeichnet, indem durch die übel gewählten Anstalten mehr als 1200 Zuschauer umkamen. Die Dauphine, voll Verzweiflung darüber und

mit ihrem Gemahl im Wohlthun wetteifernd, schickte dem Polizeilieutenant alles Geld, das sie hatte. Eine Menge anderer Handlungen der Großmuth und Wohlthätigkeit übte sie als Dauphine aus, von denen wir gern einige glänzende Beispiele anführten, wenn die Beschränktheit des Raums uns nicht darin verhinderte. Als sie den Thron bestieg, sah man sie das Beispiel Ludwigs XII. nachahmen. Ein Gardeoffizier, der ihr früher mißfallen hatte, nahm seinen Abschied; sobald die Königin davon hörte, ließ sie ihm sagen, er möchte auf seinem Posten bleiben und das Vergangene vergessen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. — Auch als Königin fuhr sie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; besonders unterstützte sie in dem schrecklichen Winter von 1788 auf die thätigste Weise die Nothleidenden. Aber auch um diese Zeit fing die Verläumdung an auf die Sitten und den Charakter Antoinettens ein nachtheiliges Licht zu verbreiten. Sie ward in Flugschriften angeklagt, daß sie Intriguen auf Intriguen anspinne; aber wenn auch die Geschichte diese Beschuldigungen, von denen keine je erwiesen worden, und viele schon an sich unwahrscheinlich sind, verwerfen muß, so ist es doch Pflicht der Wahrheit, einzugestehen, daß die Königin Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantasie gab ihr oft den Schein des Leichtsinns und zuweilen der Verstellung; eine angeborne Unruhe verleitete sie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu stetem Wechsel der Lustbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Aber noch nachtheiliger für sie war es, daß sie ihre Würde und ihr Ansehen beeinträchtigte, indem sie sich der Strenge der Etiquette entzog. Der erste Tadel, den man ihr darüber machte, ward von ihr übel empfunden; und da sie ihre Empfindlichkeit äußerte, bemühten sich ihre Feinde zu verbreiten, daß sie im Herzen eine Oesterreicherin geblieben und eine geborne Feindin der Franzosen sey, deren Glück sie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab ihnen neuen Stoff zu Beschuldigungen und Verläumdungen, indem es den Namen der Königin in einem höchst schändlichen Prozeß compromittirte. Zwei Goldschmiede foderten die Zahlung eines enormen Preises für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden war. Es war bewiesen, daß Marie-Antoinette sie nicht kenne und nie den Kauf befohlen habe; aber eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, sie vorzustellen, und um Mitternacht im Park von Versailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben. Die Untersuchung und Bestrafung dieses Frevels wurde durch einen eignen Befehl verboten. (S. La Motte.) Dieser Vorfall warf einen Schatten auf das Betragen der Königin und mußte ihre Tage vergiften. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall sey, gab man die Schuld davon blindlings der Verschwendung der Königin. Man schlug endlich vor, da die Schulden täglich zunahmen, und der Credit immer mehr sank, die Stände des Reichs zusammenzuberufen. Diese Maaßregel ging durch. Die Königin wohnte, einfach gekleidet, der feierlichen Eröffnung der ersten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Unaufhörlich wiederholte sie: „Wenn nur der König Ruhe und Achtung behält; ich werde stets glücklich seyn durch sein Glück.“ Bald folgten Ereignisse, die ihren Muth auf die Probe setzten. Am 6ten Oct. 1789 ertönte zu Versailles die Luft von den wüthendsten Drohungen gegen die Königin; sie aber blieb mit mütterlicher Sorgfalt um ihre Kinder beschäftigt. Mitten in der Nacht schrieb ihr ein Geistlicher: „Nehmen Sie Maaßregeln;

morgen früh um sechs Uhr sollen Sie ermordet werden." Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Billet. Bald darauf werden die Schloßthore zertrümmert, die Garden umgebracht; Wehklagen und Drohungen erschallen von allen Seiten. Mit dem Anbruch des Tages dringen die Wüthenden in das Zimmer der Königin und zwingen sie, sich zum König zu flüchten. Indeß dauern die Mordscenen fort. Ihnen Einhalt zu thun, zeigen sich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieser Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die rasenden Gemüther; bald aber ertönt der allgemeine fürchterliche Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!" — Sie führt augenblick ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt allein auf den Balcon zurück, entschlossen, ihr Haupt dem Todesstreiche darzubieten. Allein die Menge fühlte sich durch diesen unerwarteten Muth erschüttert und den Drohungen folgte Beifallgeschrei. An demselben Tage mußte Marie Antoinette auf dem sechsstündigen Wege nach Paris das entsetzlichste Schauspiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf zwei Piken die Köpfe zweier Gardisten; trunkene und bluttriefende Furien umringten sie mit den schrecklichsten Verwünschungen. Als sie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und bestrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete sie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs seyn:" und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe alles gesehen, alles gehört und alles vergessen." In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft wandte sie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhause versetzten Kleider einzulösen; aber ihre Wohlthaten konnten die Gährung der gegen sie erbitterten Gemüther nicht beruhigen. Als Ludwig XVI. zu fliehen beschloß, folgte sie ihrem Gemahl, obgleich sie richtig ahnend das Mißlingen voraussah. „Die Reise wird fehlschlagen," wiederholte sie mehrmals, „der König ist zu unglücklich." Als sie von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht worden, antwortete sie den Commissarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit seinen Kindern abzureisen wünschte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß ich ihn nie verlassen werde. Was mich noch mehr dazu bestimmte, war die feste Ueberzeugung, daß der König Frankreich nicht verlassen wollte; hätte er es gewünscht, so würde ich alles angewandt haben, es zu verhindern." Diesem Sturm folgte ein Augenblick der Ruhe; indeß kamen der 20ste Juni und der 10te August 1792. An dem letztern dieser Tage wandte die Königin, entschlossen zu sterben, das äußerste an, um ihren Gemahl zu dem Entschluß zu bewegen, mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegenzugehen; mit ihm in die Nationalversammlung geführt, hörte sie hier die Entsetzung des Königs aussprechen, seine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, sie zu begleiten. Hier bewohnte sie mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth das einzige Zimmer, das einen Ofen hatte. Dichte Eisengitter verwahrten die Fenster, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. In diesem traurigen Aufenthalte zeigte Marie Antoinette die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreise der Ihrigen flößte sie ihnen Entsagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr sagte, daß er verurtheilt sey, wünschte sie ihm Glück zu dem Ende eines so qualvollen Daseyns, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen solle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie an den Convent nur die Bitte, um Trauerkleider, welche sie

bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4ten Juni 1793 ward sie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß diese Trennung auf immer sey; nichts desto weniger ertrug sie sie mit Standhaftigkeit. Am nächsten 5ten August wird sie in der Mitte der Nacht in die Conciergerie gebracht. Das untere Gemach, welches den Namen Rathszimmer führt, und dunkel und feucht ist, wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3ten Oct. verordnete der Convent, daß sie vor Gericht gestellt werden solle. In der Anklage ward sie beschuldigt, die Finanzen verschwendet, den öffentlichen Schatz erschöpft, Summen daraus dem Kaiser gegeben, mit den auswärtigen Feinden correspondirt und die innern Unruhen begünstigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringsten Beweis gegen sie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chauveau-le-Garde: „Was mich einzig in Verlegenheit setzt, ist nicht, Antworten, sondern nur eine einzige scheinbare Anklage zu finden." Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen, und ihren blutdürstigen Ankläger Fouquier-Tinville bitter zu tadeln, seine Anklage auf so offenbar falsche und verläumderische Facta gegründet zu haben. Die Königin selbst antwortete auf alle Fragen mit Festigkeit und Bestimmtheit. Auf Heberts schändliche Beschuldigung, daß sie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete sie mit Indignation: „Wegen eines so gehässigen Verbrechens appellire ich an alle Mütter." Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Fassung, und schlief, nachdem man sie nach einer achtzehnstündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht hatte, bald ruhig ein. Am andern Morgen um elf Uhr bestieg sie den Karren, der sie nach dem Schaffot führte. So sehr man auch das Volk anreizte, sie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrschte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerstört und in dem feuchten ungesunden Kerker hatte sie fast ein Auge verloren. Ihr Anblick schien den wilden Pöbel zu erschüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwig XV. an. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und bestieg dann hastig das Schaffot. Als sie oben war, warf sie sich auf die Knie und sprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater." — Sie erhob die Augen zum Himmel, um sie im nächsten Augenblick auf ewig zu schließen. So starb Mittwochs den 16ten Oct. 1793 Frankreichs letzte Königin, in ihrem fast vollendeten 38sten Jahre. Besenval entwirft von ihr in seinen Memoiren folgendes Bild: Der Glanz ihres Teints, viel Annehmlichkeit in der Haltung des Kopfs, eine große Eleganz in ihrer ganzen Person setzten sie in den Stand, vor vielen reicher begabten Frauen den Vorzug zu behaupten. Ihr Charakter war sanft und zuvorkommend; leicht von Unglücklichen gerührt, half sie ihnen gern und bei jeder Gelegenheit. Ihr gefühlvolles Herz vereinigte zwei selten verbundene Eigenschaften: gern Dienste zu leisten, und des Glücks zu genießen, das sie gestiftet. Großer Hang zum Vergnügen, wenig natürliche Heiterkeit, durchaus nichts Bestimmtes in ihrer Art zu denken, diese Mängel hinderten sie, in der Gesellschaft den Erwartungen zu entsprechen die ihre persönlichen Eigenschaften und ihr Aeußeres erregten. Ihre Vertraulichkeit schadete dem Gefühl der Hochachtung, und eine andere Haltung, zu der sie sich wohl zuweilen zwang, beleidigte, da man sich gewöhnt hatte, nur die liebenswürdige Frau in ihr zu sehen. Daher kam es, daß sie oft Mißvergnügen erregte, und

man viel Uebles von ihr sprach, ohne selbst den eigentlichen Grund finden zu können.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius, bekannt unter dem Namen), stammte aus Nemausus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarschaft im J. 86 nach Chr. geboren. Schon sein Vater Aurelius Fulvius hatte das Consulat bekleidet, und im Jahr 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die höchste Magistratur Italiens theilte, ging dann als Proconsul nach Asien und stieg nach seiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrians Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er mit weiser Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben bis auf Faustina, Mark Aurels nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian adoptirt, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Mark-Aurel) adoptirte; und noch in demselben Jahre bestieg er den Thron. Unter ihm genoß das Reich der Ruhe und des Glücks. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Oft wiederholte er die schönen Worte Scipio's: „Ich will lieber Eines Bürgers Leben erhalten, als tausend Feinde vernichten." Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er möglichst ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römische Gebiet erweiterte und eine neue Mauer aufführen ließ. Der Senat gab ihm den Beinamen des Frommen (Pius), weil er dankbar das Andenken Hadrians, seines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Erdbeben richteten an mehrern Orten Verwüstungen an; aber seine Freigebigkeit milderte die Folgen dieser Unglücksfälle. Er starb 74 Jahre alt nach einer 23jährigen Regierung im J. 161. Seine Asche ward in dem Grabmale Hadrians beigesetzt; der Senat aber bewilligte ihm einstimmig göttliche Ehren, und weihte seinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden ist. Das ganze Reich beweinte seinen Tod, als einen allgemeinen Verlust, und die folgenden Kaiser legten sich seinen Namen als eine Zierde bei.

Antoninus (Annius Verus, genannt nach seiner Adoption M. Aelius Aurelius Verus) aber am bekanntesten unter dem Namen Marc Aurel war im J. 121 nach Chr. geboren und bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters Tode, im J. 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juristen L. Volusius Mecianus, hatte er sich ganz zum Gelehrten gebildet und besonders die stoische Philosophie lieb gewonnen. Während seine Feldherrn Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto die entscheidendsten Siege über die Parther erfochten, Armenien, Babylon und Medien eroberten und die große Stadt Seleucia am Tigris auf das grausamste zerstörten, richtete Marc Aurel sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und verheerenden Ueberschwemmungen heimgesucht, deren üble Folgen er nach Möglichkeit zu vermindern suchte; diese beunruhigten das römische Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber glücklich zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich Marc Aurel, die Sitten des

Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des parthischen Krieges hielten beide Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Pest aus, womit die morgenländische Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dieses Uebel wurde nicht allein durch Erdbeben und Ueberschwemmungen, sondern auch durch einen allgemeinen Aufstand aller wilden Gränzvölker von Gallien bis an das schwarze Meer noch vermehrt. Beide Kaiser gingen nach Aquileia, um mit dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der sich scheinbar unterwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht Jahre lang wurde mit abwechselndem Glück gefochten. Verus starb schon in dem ersten Jahre des Krieges. Im J. 923 nach Roms Erb. drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erschöpft war, sah sich der Kaiser genöthigt, alles kostbare Geräth des Pallastes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. Als aber 927 der Kaiser bei der Stadt Gran den Quaden entgegenstand, gerieth er, rings von Feinden eingeschlossen, aus Mangel an Wasser in die äußerste Noth, und er war nahe daran, sich ihnen ergeben zu müssen, als ein Platzregen die Armee erfrischte und ihr den Sieg verschaffte. Die Quaden, so wie die übrigen Barbaren wurden gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Empörung des syrischen Statthalters, Avidius Cassius, der sich bereits ganz Aegypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, riefen Marc Aurel von seinen Siegen ab; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen eigenen Anhängern ermordet worden. Der Kaiser verzieh großmüthig allen Theilhabern an der Verschwörung, zog triumphirend in Rom ein und beschäftigte sich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Deutschen ihn nöthigten, abermals gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie zu verschiedenen Malen, erkrankte aber zu Sirmium, und starb daselbst im 59sten Jahre seines Alters und im 19ten seiner Regierung. — Wir besitzen von ihm Betrachtungen über sich selbst, in welchen er sich als einen Anhänger der Stoa zeigt. — Er gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben.

Antonius (Marcus), der Triumvir, war der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Marcus Antonius, und wurde 86 Jahre vor Chr. geboren. Durch seine Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften, war er mit Cäsars Familie verwandt. In dem vertrauten Umgang mit einem Curio und Clodius ward er früh mit allen Ausschweifungen bekannt, und häufte ansehnliche Schulden. Beredsamkeit und Kriegskunst zu studiren ging er nach Griechenland. Während er sich hier aufhielt, machte er unter dem Consul Gabinius, der ihm ein Cavalleriecommando gab, einen Feldzug in Syrien. Er zeigte dabei viel Muth und Thätigkeit, besonders gegen Aristobul, den Anführer der Juden, welche das Joch der Römer abzuwerfen suchten. Nicht minder zeichnete er sich in Aegypten aus, wo er dem Gabinius den Ptolemäus Auletes wiedereinsetzen half. Die Soldaten, gegen die er sich überaus freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. Nach Rom zurückgekehrt, verband er sich mit Curio, und unterstützte, wie dieser, mit Eifer die Partei Cäsars. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige gewagte Vorschläge erregte er einen solchen Haß gegen sich, daß er mit Curio und Cassius Longinus in Sclavenkleidern Rom verließ, und in Cäsars Lager eine Zuflucht suchte; dieser Schritt war einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege.

In den darauf folgenden Unruhen ward Antonius von Cäsar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt. Auf den Befehl desselben, mit seinen Truppen in Macedonien zu ihm zu stoßen, führte er ihm eine bedeutende Macht zu, befehligte in der pharsalichen Schlacht den linken Flügel, und kam nach erfochtenem Siege als Magister equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Hier gerieth er mit Dolabella, dem Volkstribunen, in Streit, und mitten auf dem Forum kam es mit der Partei desselben zum Handgemenge. Die Güter des Pompejus, die aus Achtung vor dessen Andenken niemand erwerben wollte, kaufte er um einen geringen Preis. Durch Ausschweifungen und Gewalthätigkeiten entwürdigte er sich so sehr, daß Cäsar bei seiner Rückkehr ihn mit Kälte behandelte. Um diese Zeit verheirathete er sich mit des Clodius Wittwe Fulvia, welche ihn das ganze Gewicht ihres despotischen Ansehens fühlen ließ. Als Cäsar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die schimpflichsten Schmeicheleien und Nichtswürdigkeiten seine Gunst wieder, und ward im Jahre 44 vor Chr. sein Mitconsul. Damals warf er sich am Lupercalienfest öffentlich zu Cäsars Füßen, und bot ihm zwei Mal ein Diadem an, das dieser unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf ward Cäsar das Opfer einer Verschwörung, und Antonius würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Partei der Republikaner zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwendet hätte. Der Erfolg lehrte aber bald, daß die andern Verschwornen ihn besser beurtheilt hatten. Wohl wissend, wie sehr äußere Gegenstände auf die leichtsinnige Menge wirken, stellte er Cäsars Leichnam in blutigem Gewande öffentlich aus, und hielt dabei eine Leichenrede, in der er das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten sich aus Rom flüchten, und Antonius herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäsars Erben, der ebenfalls nach der Herrschaft strebte, und sich zu behaupten die Partei des Senats ergriff, entzweit und versöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das cisalpinische Gallien, dessen Statthalterschaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn für einen öffentlichen Feind, und die beiden Consuln Hirtius und Pansa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius schlug anfangs Pansa in einer sehr mörderischen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und trotz der tapfersten Gegenwehr ward Antonius vollkommen geschlagen. Allein auch beide Consuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze der republikanischen Armee. Antonius mußte nicht nur Mutina, sondern auch ganz Italien verlassen, und floh mit seinen Truppen unter großen Beschwerden und Entbehrung über die Alpen. Er bestand sie mit großem Muthe, denn er konnte Widerwärtigkeiten besser als glückliche Ereignisse ertragen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab sich in Trauerkleidern in sein Lager und gewann schnell die Armee für sich, so daß diese ihren Anführer nöthigte, sich mit Antonius zu verbinden, und diesem sein Ansehen abzutreten. Auch Plancus und Pollia verstärkten jetzt seine Partei mit ihren Heeren, so daß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jetzt ließ Octavius die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Insel des Rhenus (unweit Bologna) die berühmte Zusammenkunft, wo sie die römische Welt unter sich theilten. Hier auch

Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigu
des parthischen Krieges hielten beide Kaiser einen Triumph und n
men den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche
aus, womit die morgenländische Armee alle Länder angesteckt
durch welche sie gezogen war. Dieses Uebel wurde nicht allein
Erdbeben und Ueberschwemmungen, sondern auch durch einen a
nen Aufstand aller wilden Gränzvölker von Gallien bis an das
Meer noch vermehrt. Beide Kaiser gingen nach Aquileia,
dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der sich
unterwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht
wurde mit abwechselndem Glück gefochten. Verus starb s
ersten Jahre des Krieges. Im J. 923 nach Roms Erb.
Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erschö
sich der Kaiser genöthigt, alles kostbare Geräth des Pallast
sen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer
Als aber 927 der Kaiser bei der Stadt Gran den O
stand, gerieth er, rings von Feinden eingeschlossen,
Wasser in die äußerste Noth, und er war nahe daran,
ben zu müssen, als ein Platzregen die Armee erfri
Sieg verschaffte. Die Quaden, so wie die übrigen
gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Er
schen Statthalters, Avidius Cassius, der sich ber
und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen
Aurel von seinen Siegen ab; aber noch ehe er Asie
Aufrührer von seinen eigenen Anhängern ermordet
verzieh großmüthig allen Theilhabern an der Versc
phirend in Rom ein und beschäftigte sich mit den
ten, bis neue Angriffe der Deutschen ihn nöthigte
ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie zu verschiede
aber zu Sirmium, und starb daselbst im 59st
und im 19ten seiner Regierung. — Wir besitze
gen über sich selbst, in welchen er sich als ei
zeigt. — Er gehört zu den besten Kaisern,
haben.

Antonius (Marcus), der Triumvir,
tors und Enkel des Redners Marcus Anton
vor Chr. geboren. Durch seine Mutter Ju
zeichneten Eigenschaften, war er mit Cäsa
dem vertrauten Umgang mit einem Curio
mit allen Ausschweifungen bekannt, und
Beredsamkeit und Kriegskunst zu studiren
Während er sich hier aufhielt, machte er
der ihm ein Cavalleriecommando gab, ei
zeigte dabei viel Muth und Thätigkeit,
Anführer der Juden, welche das Joch
Nicht minder zeichnete er sich in Aegypt
den Ptolemäus Auletes wiedereinsetzen
er sich überaus freigebig, nachsichtig un
ihn sehr lieb. Nach Rom zurückgeke
und unterstützte, wie dieser, mit Eifer
Augur und Volkstribun; aber durch
er einen solchen Haß gegen sich, daß
aus in Sclavenkleidern Rom verließ,

Antonius 227

den darauf folgenden Unruhen ward Antonius von Cäsar zum
efehlshaber von Italien ernannt. Auf den Befehl desselben, mit
ruppen in Macedonien zu ihm zu stoßen, führte er ihm eine
e Macht zu, befehligte in der pharsalischen Schlacht den lin-
l, und kam nach erfochtenem Siege als Magister equitum
alter von Italien nach Rom zurück. Hier gerieth er mit
dem Volkstribunen, in Streit, und mitten auf dem Forum
der Partei desselben zum Handgemenge. Die Güter des
e aus Achtung vor dessen Andenken niemand erwerben
er um einen geringen Preis. Durch Ausschweifungen
heiten entwürdigte er sich so sehr, daß Cäsar bei seiner
Kälte behandelte. Um diese Zeit verheirathete er sich
Wittwe Fulvia, welche ihn das ganze Gewicht ihres
ens fühlen ließ. Als Cäsar aus Spanien zurückkam,
durch die schimpflichsten Schmeicheleien und Nichts-
Gunst wieder, und ward im Jahre 44 vor Chr.
Damals warf er sich am Lupercalienfest öffentlich zu
bot ihm zwei Mal ein Diadem an, das dieser unter
Menge zurückwies. Bald darauf ward Cäsar das
rung, und Antonius würde dasselbe Schicksal ge-
Brutus, der ihn für die Partei der Republika-
sich für ihn verwendet hätte. Der Erfolg lehrte
dern Verschwornen ihn besser beurtheilt hatten.
äußere Gegenstände auf die leichtsinnige Menge
Leichnam in blutigem Gewande öffentlich aus,
enrede, in der er das Volk zur Wuth und
Mörder mußten sich aus Rom flüchten, und
it mit unumschränkter Gewalt. Nachdem
ngen Octavius, Cäsars Erben, der eben-
te, und sich zu behaupten die Partei des
versöhnt hatte, ging er mit einem Heere
dessen Statthalterschaft ihm zugetheilt
, das Decimus Brutus tapfer vertheid-
ine berühmten Reden gegen ihn; der
ntlichen Feind, und die beiden Consuln
begleitet, rückten wider ihn ins Feld.
in einer sehr mörderischen Schlacht,
der tapfersten Gegenwehr ward An-
llein auch beide Consuln waren ge-
Spitze der republikanischen Armee.
, sondern auch ganz Italien ver-
unter großen Beschwerden und
nd sie mit großem Muthe, denn
glückliche Ereignisse ertragen.
nius begab sich in Trauerklei-
e Armee für sich, so daß diese
us zu verbinden, und diesem
und Pollio verstärkten jetzt
onius, der vor kurzem Zu-
Spitze von 23 Legionen und
sem ... Maske sal-
onen und ... ihnen auf
aske sal- ...

gefangen, und führte ihn im
Octavia, welche auf der
auf Cleopa-
nicht
e
t
i-
te,
ta-
ver-
, da
gegen
ptens
Statt-
und zu
großen
iter und
n 20,000
lacht bei
a, wider
en Kampfe
einem klei-
mit ewiger
ar kämpften
Anführers be-
verlassen sah,
leibt. Anto-
nen Untergang
dlich aber söhn-
wo er ein bedeu-
mußte er sehen,
Schmerz darüber
lbstmorde hinderte.
nsterer Zurückgezo-
st und zu der vori-
den durch Octavius
nterwerfung verwarf.
onius für einen Au-
machte einen Ausfall
ndliche zurück; später
Armee verlassen, und
zu seyn, verlor er aufs
der Cleopatra, um an
durch die Flucht, und
Todes. Entschlossen,
ros, der ihm versprochen
, ihm einst befehlen würde.
das Gesicht abwenden, und
Füßen. Gerührt durch die-
rste sich Antonius in dassel-
nittelbar tödtlich, und da er
n erhielt, ließ er sich zu ihr

entwarfen sie jene blutige Proscriptionen, die ihre Namen fluchwürdig gemacht haben. Antonius war es, der Cicero's Tod foderte. Er willigte dafür in den Tod seines eigenen Oheims Lucius Cäsar. Dies festgesetzt, marschirten die Triumvirn auf Rom, und versetzten diese Stadt, wie ganz Italien durch Mord und Raub in Trauer. Antonius genoß die elende Genugthuung, Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau zu stellen, auf welcher seine Beredsamkeit so oft triumphirt hatte. Dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter kamen in diesen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Millionen Sesterzien herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius nach Macedonien ab, wo Brutus und Cassius ihre Streitkräfte vereinigt hatten. Bei Philippi befehligte Antonius gegen den Cassius, schlug ihn nach einem blutigen Kampfe zurück, und zwang ihn, sich zu tödten. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und das Gymnasium, und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung und seiner Gunst. Von da ging er nach Asien, wo er ganz seiner Neigung zur Pracht und Ueppigkeit folgte. Als er in Cilicien war, befahl er der Königin von Aegypten Cleopatra, sich wegen ihres, den Triumvirn mißfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich, und wußte ihn für immer zu fesseln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachrichten von den in Italien zwischen Octavius und seiner Gemahlin Fulvia ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius Ankunft in Italien zu Octavius Gunsten entschieden war. Fulvia's Tod erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit der Octavia, der Schwester des Octavius, besiegelt ward. Die beiden Herren des römischen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Die Stadt Codropolis (Scutari) in Illyrien ward zur Gränze bestimmt. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländische Meer beherrschte, ward ein Vertrag geschlossen. So war die öffentliche Ruhe wieder hergestellt. Antonius brachte hierauf den Winter unter Lustbarkeiten in Athen zu, während sein Legat Ventidius die in die römischen Provinzen Asiens eingedrungenen Parther so nachdrücklich zurückschlug, daß Antonius aus Eifersucht das Commando selbst übernahm, und jenen nach Rom sandte, um einen Triumph zu halten. Nach einem wenig rühmlichen Feldzuge kehrte er nach Athen zurück, und ging von da sogleich nach Italien unter Segel, wo Octavius von Sextus Pompeius nachdrücklich bedrängt wurde. Durch die Vermittelung der Octavia herrschte, wenigstens dem Anschein nach, vollkommenes Einverständniß zwischen beiden Triumvirn; durch Antonius Leidenschaft für Cleopatra aber ward es bald aufs neue gestört. Nach seiner Rückkehr in Asien ergab sich dieser dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staates verletzend, Provinzen und ganze Reiche an seine Geliebte, und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem schimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von

Armenien Artasasdes durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Die tugendhafte Octavia, welche auf der Reise zu ihrem Gemahl bis Athen gekommen war, erhielt, auf Cleopatra's Betrieb, von ihm Befehl zur Rückkehr. Octavius versäumte nicht, Antonius Betragen als ein Mittel zu gebrauchen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und man rüstete sich von beiden Seiten. Aber statt kräftige Maaßregeln zu ergreifen, die unfehlbar zum Siege geführt haben würden, füllte Antonius die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern und Schwelgern, und versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten. Von Octavia trennte er sich öffentlich, und befahl ihr, sein Haus in Rom zu verlassen. Dieser Maaßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, Cleopatra's hochfahrender Sinn hingegen verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Aegyptens den Krieg, und entsetzte Antonius seines Consulats und seiner Statthalterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, und der ambracische Meerbusen war der Schauplatz des großen Kampfs. Octavius hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 500 Schiffe; Antonius eine gleiche Zahl, war ihm aber um 20,000 Mann zu Fuß überlegen. Es erfolgte die berühmte Schlacht bei Actium, welche Antonius, aus Nachgiebigkeit gegen Cleopatra, wider den Rath seiner besten Feldherrn lieferte. Mitten im heftigsten Kampfe ergriff Cleopatra mit ihren sechzig Galeeren die Flucht; auf einem kleinen Fahrzeuge folgte Antonius ihr nach, und bedeckte sich mit ewiger Schmach. Die Herrschaft der Welt war verloren. Zwar kämpften seine Soldaten noch lange mit Tapferkeit, aber, ihres Anführers beraubt, erlagen sie endlich. Die Landarmee, als sie sich verlassen sah, ergab sich an Octavius, und ward seinen Legionen einverleibt. Antonius, voll Schaam und Unwillen gegen diejenige, die seinen Untergang verursacht hatte, weigerte sich lange, sie zu sprechen. Endlich aber söhnten sich beide aus, und Antonius ging nach Lybien, wo er ein bedeutendes Truppencorps gelassen hatte. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte. Sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmorde hinderte. Er kehrte nach Aegypten zurück, und lebte hier in finsterer Zurückgezogenheit, bis es Cleopatra gelang, ihn in ihren Pallast und zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge der Unterwerfung verwarf. Bei seiner Erscheinung vor Alexandrien schien Antonius für einen Augenblick seinen alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei, und schlug die feindliche zurück; später aber, von der ägyptischen Flotte und seiner Landarmee verlassen, und in dem Argwohne, von Cleopatra selbst verrathen zu seyn, verlor er aufs neue den Muth. Er begab sich in den Pallast der Cleopatra, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht, und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, rief er seinen treuen Eros, der ihm versprochen hatte, daß er ihn tödten wolle, wenn er es ihm einst befehlen würde. Eros schien bereit zu gehorchen, hieß ihn das Gesicht abwenden, und sank, sich selbst durchbohrend, todt zu seinen Füßen. Gerührt durch diesen Beweis von Heldenmuth und Liebe, stürzte sich Antonius in dasselbe Schwert. Die Wunde war nicht unmittelbar tödtlich, und da er jetzt die Nachricht von Cleopatra's Leben erhielt, ließ er sich zu ihr

tragen, und starb, unter Aeußerungen der Zärtlichkeit gegen die Treulose, in ihren Armen (30 J. vor Chr.). Cleopatra ließ ihn prächtig beerdigen, zu Rom aber warf man seine Statuen um und verfluchte sein Andenken. Er hinterließ fünf Kinder, zwei Söhne von der Fulvia, zwei Töchter von der Octavia, und eine Tochter von der Cleopatra.

Antwerpen, eine große und gut gebaute Stadt im Königreiche der Niederlande, im ehemaligen französischen Departement der beiden Nethen im ehemaligen Herzogthum Brabant, an der Schelde, mit einer Citadelle und einem sehr guten Hafen. Vor dem niederländischen Kriege mit den Spaniern war sie eine größere Handelsstadt als Amsterdam, dessen Größe sich im 16ten Jahrhunderte auf dem Ruin von Antwerpen zu gründen anfing. Damals war die Schelde mit den Schiffen aller Nationen bedeckt; man zählte deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen, und um zum Orte ihres Ausladens zu gelangen, mußten sie oft Wochen warten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hanse ihre Hauptcomptoire und Niederlagen. Diese Blüthe welkte allmählich, als der niederländische Revolutionskrieg ausbrach, in welchem Antwerpen nach einer denkwürdigen Belagerung, 1585 von dem Prinzen von Parma erobert ward, und schwand gänzlich, als im münsterschen Frieden, welcher die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande für unabhängig erklärte, diese unter mehrern Handelsvortheilen auch die Schließung der Schelde bedungen, vermöge welcher in der Folge keine Kauffahrtei- oder andere großen Schiffe in den Hafen von Antwerpen sollten einlaufen dürfen. Auch suchten die Holländer, um etwanige Versuche wider diesen Schluß im voraus zu verhindern, diesen Hafen als unsicher darzustellen. Nichts desto weniger versuchte Joseph II. im Jahre 1785 die Aufhebung dieses Zwanges zu bewirken, ohne jedoch etwas anders zu erreichen, als daß in dem am 20sten September zwischen ihm und Holland geschlossenen Vergleiche die Gränzen der Schifffahrt auf der Schelde für die österreichischen Niederlande um etwas erweitert wurden. Dessen ungeachtet zählt Antwerpen 60,000 Einwohner, besitzt ansehnliche Fabriken in Gold und Silber, Diamant- und Steinschleifereien, schöne Leinwandbleichen, treffliche Spitzen-, Kattun- und Tapetenmanufacturen, Garnspinnereien u. s. w., einen nicht unbeträchtlichen Handel und sehr reiche Particuliers. Im Verfolge des Sieges von Gemappe eroberten die Franzosen den 29sten November 1792, unter dem General Miranda, die Citadelle von Antwerpen, und eröffneten unter der Losung Freiheit! die 144 Jahre lang geschlossene Schelde, indem sie mit einem Geschwader von fünf Fahrzeugen unter lautem Jubel den Fluß herauf nach Antwerpen segelten. Die Oesterreicher nahmen zwar nach den Schlachten von Neerwinden und von Löwen Antwerpen den 26sten März 1793 wieder ein, und den 8ten April wurde daselbst von einem Congreß der Minister und einiger Generale der coalisirten Mächte die offensive Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich beschlossen; allein die Schlacht von Fleurus, den 26sten Juni 1794, gab den Franzosen Belgien von neuem in die Hände, und es war am 24sten Juli, als sie wieder in Antwerpen einzogen. In dem Feldzuge von 1814 vertheidigte Carnot, als Gouverneur, die Stadt gegen die Verbündeten. Am 5ten Mai öffnete sie die Thore, und die Engländer zogen durch dieselben ein.

Anubis, eine der vornehmsten Gottheiten der Aegypter. Anfangs verehrte man ihn unter der Gestalt des Hundes, nachher in menschlicher Gestalt mit einem Hundskopfe. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Osiris, den dieser, wähnend sich zu der Isis gesellt zu

haben, mit Nephthys erzeugte. Als Isis sich hiervon durch den Lotuskranz überzeugt, den Osiris bei Nephthys zurückgelassen hatte, suchte sie das, aus Furcht vor Typhon, von seiner Mutter ausgesetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie ein Hund die Menschen. Also Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, seine Söhne, den Osiris auf seinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Gestalt eines Hundes verehrt. In beiden von einander abweichenden Sagen erkennt man den Versuch, die Hundsgestalt des Anubis zu erklären. — Nach der astronomischen Theologie der Aegypter gehörte Anubis zu den acht Göttern der ersten Classe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius) den Merkur. Der Rangordnung nach war er der siebente. Als dieser war er denn auch Zeitbestimmung, Regent einer Tagesstunde.

Anville (Jean Baptiste Bourgoignon d'), erster Geograph des Königs, Pensionär der Akademie der Inschriften und schönen Künste u. s. w., war 1697 zu Paris geboren. Eine Landkarte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigem Knaben in die Hände führte, gab ihm Gelegenheit, seine Neigung für die Geographie zu zeigen. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römischen Geschichtschreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für diese Beschäftigung eine wahre Leidenschaft. Alle Studien des Jünglings waren auf die Geographie gerichtet. Er las die Alten nur in der Absicht, die Lage der Städte, von denen sie sprechen, herauszubringen, und die Gränzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geschichte finden, zu bestimmen. Er verfolgte auf seinen Karten den Marsch der Armeen, und suchte die Schlachtfelder auf, wo einst das Schicksal der Welt entschieden worden. Seine, von einem edeln Enthusiasmus angefeuerten Studien hatten ihm frühzeitig umfassende Kenntnisse in der Geographie erworben; er wurde durch sie bald den angesehensten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 Jahren die Bestallung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Masse seiner Kenntnisse zu sichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er sich jenen so feinen Tact, der einem Instinct gleicht, der aber bei d'Anville das Resultat scharfsinniger, mit Berücksichtigung aller Umstände gemachten Combinationen war. Fast allenthalben fand sein Scharfblick die Wahrheit auf, und schied sie von dem Irrthum. Als Kritiker gebührt ihm der ausgezeichnetste Platz, und durch eine Art von Wunder sind die meisten seiner Meinungen und Vermuthungen durch spätere Untersuchungen an Ort und Stelle selbst bestätigt worden. Unter seinen Karten für die alte Geographie verdient vor allen seine Karte von Aegypten der rühmlichsten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, sein Orbis romanus müssen in den Händen aller seyn, welche die alte Geschichte lesen; so auch seine Karten von Gallien, von Italien, von Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Karten derselben Länder für die mittlere Zeit. Auch seine Karten der neuern Zeit leisten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verstatteten. D'Anville hat im Ganzen 211 Karten und Plane, und 78 Memoiren herausgegeben. Die natürliche Zartheit seines Körpers hinderte ihn nicht, täglich funfzehn Stunden zu arbeiten; er war einfach und bescheiden, aber für den Tadel vielleicht etwas zu empfindlich. Zwei Jahre vor seinem Tode erlagen seine geistigen Kräfte dem Alter; so endigte er seine Laufbahn 1782, bei-

nahe 85 Jahre alt. Seine kostbare Kartensammlung hatte bereits 1779 die Regierung gekauft.

Anwurf heißt im Münzwesen eine Maschine, vermittelst welcher die groben Münzsorten geprägt werden. Sie besteht aus einem Unter- und einem Oberstempel, welcher auf den untern genau paßt, und durch Gewicht oder eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erforderlichen Druck erhält.

Anziehung (Attraction), nennen wir die Erscheinung, daß gewisse Körper ein Bestreben zeigen, sich einander zu nähern, sich wirklich nähern, und nach der gegenseitigen Berührung an einander hängen bleiben, wenn sie nicht aufgehalten werden. Sie ist sehr allgemein und weit verbreitet. Nicht nur feste, sondern auch flüssige Körper hängen mit ihren Theilen zusammen, und leisten Widerstand, wenn man sie trennen will. Dies thut selbst das Wasser. Flüssigkeiten vereinigen sich in Tropfen, Tropfen, wenn sie sich nähern, in größere Massen. Flüssige Körper hängen sich an feste, besonders an solche, die eine sehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie steigen ferner in feine Röhrchen von selbst hinauf u. s. w. Jeder Körper neigt sich, freigelassen, zur Erde, wenn er aufgehoben war, und fällt gegen dieselbe. Der sonst senkrechte Bleiwurf nimmt in der Nähe hoher Berge eine schiefe Richtung an; das Meer strebt gegen den Mond an, der Mond selbst wird stets nach der Erde, die Erde nebst den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrscht das unverkennbare Gesetz der gegenseitigen Annäherung. Kurz, diese Erscheinung ist so verbreitet in der Natur, daß man geneigt wird, sie für eine allgemeine Eigenschaft der Körper oder für Regel anzusehen, von welcher die Fälle, wo sie nicht Statt findet, nur Ausnahmen sind. Newton gab ihr zuerst den Namen Attraction. Sie zu erklären, sind die Naturforscher vergebens bemüht gewesen, wohl aber hat man ihre Gesetze entdeckt. Schon Newton bestimmte dieselben für solche Fälle, in welchen die Attraction in beträchtlichen Entfernungen wirkt. Und diese Entdeckungen hatten eine Menge anderer höchst wichtiger Bestimmungen zur Folge. Die Erscheinung der Attraction zeigt sich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abstehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere, oder an Körpern, welche sich berühren, deren Entfernungen unmerklich sind, und führt dann bei Theilen eines und desselben Körpers den Namen Cohäsion (Zusammenhang), und wenn sie zwischen Theilen eines festen und eines flüssigen Körpers Statt findet, den Namen Adhäsion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen dieses Falles aufzählen und mit besondern Namen belegen kann, so gehören doch dahin die chemischen Verwandtschaften, auf welchen sich Auflösungen, Niederschläge, Crystallisationen, Gährungen und andere chemische Prozesse gründen. Sie sind besondere Attractionen gewisser Stoffe, und werden auch Wahlanziehungen genannt. Die magnetischen und electrischen Anziehungen, welche schon in merklichen Entfernungen wirken, aber doch von der Gravitation sehr verschieden sind, erklärt man gemeiniglich durch den Stoß besonderer flüssiger Materien, über deren Daseyn man Erfahrungen zu haben glaubt. Unter allen diesen besondern Arten der Attraction ist die Gravitation die einzige, deren Gesetze man genau entdeckt und erwiesen hat. Newton war der erste, welcher sie entwickelte. Die Stärke der Gravitation verhält sich direct wie die Masse des anziehenden Körpers, und umgekehrt wie die Quadrat

zahl seiner Entfernung von dem angezogenen. Dies ist das Gesetz, nach welchem die Körper gegen die Erde, die Erde selbst und alle Planeten in ihren Bahnen um die Sonne, und die Monde um ihre Planeten getrieben werden, nach welchem die Himmelskörper sämmtlich in einander wirken, und aus welchem die keplerischen, bloß aus Tychos Beobachtungen gezogenen Regeln nothwendige Folgen sind. Dieses für die Gravitation gültige Gesetz darf jedoch nicht als allgemein angesehen werden. Bei den Berührungen vervielfältigt sich die Menge der wirkenden Theilchen und der Berührungspunkte. In jedem Augenblick verändert sich die Lage der Theile gegen einander, und jeder derselben stört und verändert die Wirkung der andern. Höchst verwikkelt und schwer zu entdecken, ist demnach das Gesetz dieser Art der Attraction, und wer es bestimmte, würde mehr leisten, als Newton und Kepler.

Aeolier, ein griechischer Völkerstamm, ehmals in Thessalien, welcher von Aeolus (Hellens Sohne und Enkel des Deucalion), seinen Namen führte. In Thessalien breiteten sie sich sehr aus, errichteten mehrere kleinere Staaten, bis endlich auch ein Theil von ihnen nach Klein-Asien ging, das ehmalige Troas besetzte und der Landschaft den Namen Aeolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Cumä seine feierliche Versammlung hielt, blieben sie eine Zeit lang frei; kamen nachher unter die Herrschaft der Lydier, dann der Perser; wurden dann aufs neue von Darius Hystaspes unterjocht, und als ihnen die eigentlichen Griechen Beistand leisteten, entstand der berühmte persische Krieg. Sie wurden frei, kamen wieder unter persische Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem sie von den syrischen Königen durch die Römer befreit worden waren, vom Sulla, da sie dem König Mithridates beigestanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache war einer von den drei Hauptdialecten der griechischen, ihr Land eins der fruchtbarsten, und Ackerbau und Viehzucht ihr Hauptnahrungszweig.

Aeolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Insel Liparos, zu dem Ulysses ebenfalls auf seiner Irrfahrt kam. Er soll fromm und gerecht, und gegen die Fremden menschenfreundlich gewesen seyn, den Seeleuten den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus seinen angestellten Beobachtungen über die Vorzeichen des Feuers den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergesagt haben, weshalb ihn die Fabel zum Windbeherrscher gemacht hat. Daher erzählt Ulyß schon bei Homer:

Einen geschwollenen Schlauch gewährt' er mir, künstlich bereitet
Vom neunjährigen Stier, mit dem Weh'n lautbrausender Winde:
Denn zum Schaffner der Wind' hat ihn geordnet Kronion,
Jeden, nachdem er will, zu besänftigen und zu empören.
Und im räumigen Schiff, mit glänzendem Seile von Silber,
Band er ihn fest, daß nichts ihm entwehete, auch nur ein wenig.
Mir dann ließ er den Hauch des freundlichen Westes daher weh'n,
Daß er die Schiff' und uns selbst heimführete.

Später wurde diese Geschichte immer mehr ausgeschmückt. Man machte Aeolus zu einem Sohne von Zeus oder Neptun, und zum Gott der Winde. Man bildet ihn ab als einen bärtigen Mann mit einem Scepter in der Hand, auf einem Felsen sitzend, oder wie er den Scepter in den Felsen stößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargestellt in einer Grotte stehend, mit einer Muschel am Munde und einem Blasebalg unter seinen Füßen.

Aeolsharfe, ein Saiteninstrument, das, dem Winde ausgesetzt, Töne von sich gibt. Kircher scheint der Erfinder derselben zu seyn. Pope hatte im Eustathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf aufgespannte Saiten stoße, harmonische Töne hervorbringe. Oswald, ein schottischer Componist, machte Versuche und fand es bestätigt. Er spannte in einem schmalen, etwas hohen und langen Kasten von trockenem Tannenholze, der unten einen Resonanzboden hat, über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber lagen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden, wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Instrument wird hierauf mit der Oeffnung am Schieber dem Winde ausgesetzt, welcher beim Durchströmen Töne hervorbringt. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; so wie sich aber der Wind mehr hebt, entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist.

Aeon, eine unbestimmte lange Zeit, auch wohl eine Ewigkeit. Dieses Wort wird vorzüglich von den Dichtern gebraucht, und zwar im Plural: Aeonen, Ewigkeiten; daher Aeonen lang, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch.

Apanage heißt dasjenige Geld, oder die Güter und Einkünfte, welche Könige, Fürsten und andere Standespersonen, bei denen das Recht der Erstgeburt eingeführt ist, ihren jüngern Brüdern oder Vettern zum Unterhalt geben müssen. Daher heißt apanagirter Prinz ein solcher, welcher auf diese Art abgefunden worden ist.

Apathie kann als Zustand, Eigenschaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zustand wird sie für eine gänzliche Unthätigkeit des Menschen genommen; als Eigenschaft ist sie die gänzliche Affectlosigkeit, welche die Stoiker von dem Weisen fodern. Als Naturgabe ist die Apathie entweder mit hinlänglicher Seelenstärke verbunden oder nicht. Im ersten Fall, sagt Kant sehr richtig, ist sie das glückliche Pflegma.. Der damit Begabte ist darum kein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als Andern, es zu werden. Im letzten Fall ist es eine Art von Unempfindlichkeit, nach welcher ein Mensch sich jeden Schmerz, auch den nicht nothwendigen, gefallen läßt.

Apelles, der Maler, war des Pythius Sohn, zu Cos geboren und erhielt das Bürgerrecht zu Ephesus. Ephorus aus Ephesus gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst und Pamphilus von Amphipolis war sein zweiter Lehrer. Apelles verdunkelte alle frühern Maler; besonders zeichnete er sich aus durch unnachahmliche Aumuth und durch Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen. Um sein Talent möglichst auszubilden hatte er die berühmtesten Schulen besucht, unter andern die Schule zu Sicyon, welche damals in großem Rufe stand. Auch nach Rhodus begab er sich, um Protogenes zu sehen, dessen Ruhm seinen Nacheifer anregte. Dieser war abwesend, als Apelles ankam, der, ohne seinen Namen zu nennen, sich begnügte, mit dem Pinsel einen Umriß zu entwerfen, und sich entfernte. Protogenes erkannte bei seiner Rückkehr die Hand des Apelles, unternahm es aber, sein Werk durch eine noch schönere und genauere Zeichnung zu übertreffen. Apelles kam wieder; man zeigte ihm Protogenes Entwurf und er zeichnete aufs neue einen so kunstreichen Umriß daneben, daß der rhodische Maler sich für überwunden bekennt, Apelles aufsucht und ihn mit Ehren überhäuft. Dieses Gemälde wurde als ein Wunder der

Kunst betrachtet, kam in der Folge nach Rom und schmückte den Pallast der Cäsaren, wo eine Feuersbrunst es zerstörte. Seiner gefälligen und edeln Sitten wegen wurde Apelles selbst von seinen Nebenbuhlern geliebt; er ließ die Werke des Protogenes für die seinigen gelten, damit sie theurer bezahlt würden. Ein Freund und Bewunderer der Schönheit suchte er die schönsten Muster derselben. Die berühmte Laïs, die er als ein junges noch unbekanntes Mädchen einst Wasser schöpfen sah, lud er zu sich ein, und sie diente ihm zum Modell. Die schöne Phryne gab ihm das Muster zu einer Venus Anadyomene (s. d. Art.) für die Bewohner von Cos. Apelles Ruhm und Talent blühten am glänzendsten gegen die 112te Olympiade. Man nannte ihn den Fürsten der Maler und die Malerkunst vorzugsweise die Kunst des Apelles. Alexander überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen und wollte nur von ihm gemalt seyn. Man führt einen blitzschleudernden Alexander an, der so kunstreich gemahlt war, daß Arm und Blitzstrahl gleichsam von dem Bilde getrennt schienen. Mehrere Schriftsteller sprechen von einem gemalten Rosse des Apelles, dessen Anblick so täuschend war, daß die Pferde es anwieherten. Alexander bewies ihm seine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm die reizende Campaspe überließ, die er selbst liebte. Er hatte Apelles aufgetragen, sie nackt zu malen; aber bei dem Anblick so großer Reitze konnte der Künstler seine Verwirrung nicht bergen, und Alexander, der es wahrnahm, machte sie ihm zum Geschenk. Nach des Königs Tode begab sich Apelles nach Alexandrien an den Hof des Ptolemäus. Hier suchten seine Feinde ihm den Unwillen des Fürsten zuzuziehen, indem sie ihn durch eine falsche Einladung veranlaßten, an einem Feste zu erscheinen. Der König war unwillig über die Dreistigkeit des Malers, dieser aber, der den Namen des Betrügers nicht wußte, zeichnete sein Bild so richtig auf die Wand, daß man ihn augenblicklich erkannte. Bald darauf wurde er von dem Maler Antiphilus angeklagt, an einer Verschwörung Theil genommen zu haben. Man warf ihn in Fesseln und er wäre verloren gewesen, wenn nicht einer der Schuldigen selbst ihn gerechtfertigt hätte. Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, und malte zum Andenken an diese Begebenheit sein berühmtes Gemälde der Verleumdung. Apelles hatte auch über die Geheimnisse seiner Kunst drei Abhandlungen geschrieben, welche noch zu Plinius Zeiten vorhanden waren. Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt. Apelles hörte gern seine Werke beurtheilen und stellte sie zu dem Ende öffentlich aus; sich selbst aber hielt er in der Nähe verborgen. Bei einer solchen Gelegenheit ereignete sich die bekannte Geschichte zwischen ihm und einem Schumacher. Als dieser den Schuh einer Figur tadelte, benutzte Apelles seine Kritik, als er aber, dadurch dreist gemacht, auch andere Theile des Bildes meistern wollte, gab ihm Apelles die gebührende Weisung: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" — Wie Plinius angibt, malte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen selbst erfundenen Firniß in Uebereinstimmung brachte.

Apenninen. So heißt eine große Gebirgskette, die von den Meeralpen in Italien anfängt, sich durch ganz Italien bis an die Küste von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erstreckt, und Italien in zwei fast gleiche Theile theilt. Apenninen sind bis an den Gipfel mit Bäumen bewachsen und nicht so hoch wie die Alpen, haben aber doch auch einzelne sehr hohe und steile Felsenberge, z. B. der Gran Sasso bei Aquileja, dessen Höhe 8200 Fuß beträgt.

Aphrodite, der gewöhnliche Name der Liebesgöttin bei den

Griechen, gleichbedeutend mit Aphrogeneia, d. i. aus dem Schaum des Meeres entsprungen. — Aphrodisia hieß daher ein der Venus geweihtes Fest, das an mehreren Orten Griechenlands, am feierlichsten aber auf der Insel Cyprus, begangen wurde.

Apicius, ein berühmter Gourmand zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, welcher damals die leckerste Tafel in Rom führte, sein Genie für die Kochkunst durch die Erfindung eines neuen Kuchens, so wie seine Kenntnisse in derselben durch ein eigenes Kochbuch beurkundete, und endlich, da er sein großes Vermögen erschöpft hatte, freiwillig Gift nahm, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen.

Apis, ein von den Aegyptern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem allgemeinen Glauben, wurde eine Kuh durch einen Lichtstrahl vom Himmel, besonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Erkannt wurde er an seiner Farbe und seinen Flecken. Er mußte schwarz seyn, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, wurde er vier Monat lang in einem Gebäude, das nach Osten zu stand, gefüttert, dann mit dem Neumond unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Priestern 40 Tage gefüttert wurde und von Frauenzimmern höchst unanständige Besuche erhielt. Nach dieser Zeit durfte aber keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Priester nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung, und einen großen Hof, sich Bewegung zu machen, hatte. Er hatte die Gabe der Weissagung und theilte diese auch den Knaben mit, die immer um ihn waren. Auch war es eine gute oder böse Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Er wurde durch Opfer und Feste verehrt. Sein Geburtsfest wurde jährlich um die Zeit, wenn der Nil anfing anzuschwellen, sieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale wurde in den Nil geworfen, und dieses Fest machte selbst die Crocodille zahm, so lange es dauerte. Trotz dieser Verehrung aber, durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrscheinlich in der astronomischen Theologie der Aegypter lag. Begraben wurde er in einem Brunnen. Sein Tod erregte eine allgemeine tiefe Landestrauer, welche so lange dauerte, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten. (Sehr interessante Hypothesen über den Apis wie überhaupt über die ägyptischen Gottheiten haben Vogel und Dornedden angestellt.)

Apokalypse ist das letzte Buch in der Sammlung der christlichen Religionsurkunden oder dem Neuen Testamente. Das Wort, welches aus dem Griechischen stammt, heißt eigentlich so viel als Enthüllung oder Offenbarung; und da jenes Buch dem Apostel Johannes zugeschrieben wird, dem während seines Exils auf der Insel Patmos im ägeischen Meere die darin enthaltenen Dinge sollen offenbart worden seyn, so wird es auch die Offenbarung Johannis genannt. Es ist aber eben so ungewiß, ob der Apostel Johannes Verfasser jenes Buches, als welches der eigentliche Inhalt und Zweck desselben sey. Die wahrscheinlichste Hypothese ist die, daß darin der Sieg des Christenthums über das Juden- und Heidenthum auf eine prophetische Weise dargestellt sey. Ueber kein Buch der heiligen Schrift ist wohl so viel geschrieben, gestritten und — geträumt worden, als über dieses, indem man darin Weissagungen von fast allen wichtigen Männern

und Begebenheiten der Geschichte nach Christus hat finden wollen. Daher ist es nicht ungewöhnlich, jeden Visionär einen apokalyptischen Träumer zu nennen. Daß der berühmte Newton in seinem Alter noch die Apokalypse enträthseln wollte, ist ein Beweis der traurigen Wahrheit, daß weder große Talente und Einsichten, noch Reife der Erfahrung den Menschen vor jeder Art von Thorheit bewahren können. D.

Apokryphische Bücher sind eigentlich verborgene oder unbekannte (von einem griechischen Stammworte, welches verborgen heißt), sodann untergeschobene oder unechte Schriften, weil ihr wirklicher Verfasser sich zu verbergen sucht und auch gewöhnlich nicht bekannt ist. In Beziehung auf die Bibel aber versteht man unter apokryphischen Büchern solche, denen kein göttlicher Ursprung beigelegt, und deren Inhalt daher auch nicht als eine untrügliche Glaubens- und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine solche Schrift nicht unecht und ihr Verfasser nicht unbekannt ist. Ihnen stehen entgegen die canonischen Schriften (von dem griechischen Worte Canon, welches eine Regel oder Richtschnur bedeutet), worunter man also diejenigen versteht, deren Inhalt als eine völlig sichere Glaubens- und Lebensregel angesehen wird, weil man ihnen einen göttlichen Ursprung zuschreibt. Da die Bibel gewöhnlich in das Alte und Neue Testament eingetheilt wird, so gibt es auch canonische und apokryphische Bücher des Alten und Neuen Testaments. Die apokryphischen Bücher des A. T. stehen in unsern Bibelausgaben gewöhnlich in der Mitte zwischen den canonischen des A. und N. T. Die apokryphischen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz weg. Doch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den canonischen gerechnet werden, von vielen als apokryphische betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. S. Apokalypse. D.

Apodiktisch. Eine Erkenntniß, die eine absolute Nothwendigkeit bei sich führt, ist apodiktisch gewiß. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, sondern muß ein reines Produkt der Vernunft seyn, da Erfahrung keine Nothwendigkeit geben kann. Apodiktischer Imperativ s. Categorischer Imperativ.

Apollo, ein Sohn Jupiters und der Leto, die nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn auf der Insel Delos gebar. (S. Delos.) Vielfach sind die Aemter, welche die Mythologie ihm zutheilt. Er erscheint in derselben als der bogenkundige Gott, als Gott der Musik und des Gesanges und als Gott der Weissagekunst; ferner auch noch als Gott der Aerzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens tödtete er schon am fünften Tage nach seiner Geburt den Drachen Pytho; erlegte später mit seiner Schwester Artemis die Kinder der Niobe u. s. w. Sowohl im Titanen- als im Gigantenkrieg half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil sie dem Zeus die Donnerkeile geschmiedet, womit dieser seinen Liebling, den Aesculap, erschlagen. Ueberhaupt aber wurde von Apollo's Pfeilen jeder aus dem männlichen Geschlecht erlegt gedacht, wer durch schnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward. Als Gott des Gesanges erscheint Apollo schon in den ältesten Dichtungen, denn bei olympischen und irdischen Freudenmalen, an denen die Olympier Theil nahmen, spielt und singt er in den tanzenden Kreisen der Musen. Er war der Erfinder der Kithara oder Lyra. Marsyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde besiegt und Apollo zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern

Wettstreit zwischen der Syrinx und Lyra hatte Apollo mit Pan. Tmolus hatte bereits für Pan entschieden, als Midas das Urtheil verwarf und dafür mit verlängerten Ohren geziert wurde. Daß Apollo die Sehergabe besessen, sehen wir schon im Homer. In der Ilias wird berichtet, daß er sie dem Calchas verliehen und in der Odyssee wird eines Orakelspruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer Delphi (s. d.) verkündigte er aber auch zu Didymi, Claros und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrsagern besonders auch ärztlichen Rath suchte, so wird es daraus leicht erklärlich, wie Apoll in der spätern Zeit auch als Arzt gedacht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Aesculap, und dichtete, daß er den Asklepiaden die Heilkunde mittheilte. Fabeln von dem Hirtenleben Apolls waren schon den Zeiten Homers nicht fremd, und Callimachus zählt ihn den wirklichen Heerdengöttern zu. Die berühmteste Sage aus Apollons Hirtenleben ist unstreitig sein Dienst bei Admet, dem er sich nach Einigen freiwillig unterzog, nach Andern wurde er von Zeus dazu verurtheilt wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythischen Drachen. Als Städteerbauer endlich wird ihm die Gründung von Cycicum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeschrieben. Homer erzählt, daß er mit Poseidon Troja's Mauern erbaut und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, Troja mit Pest heimgesucht habe. Nach Pausanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er seine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darstellungen der Bildner gehört Apollo mit Mars, Mercur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Ideale jugendlicher Männlichkeit personificirt erscheinen. Die ihn bezeichnenden Attribute sind sehr mannichfach: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenstab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorbeer u. s. w. Die Mythengeschichte erzählt zahlreiche Liebesabenteuer von ihm und schreibt ihm eine Menge Kinder zu. In der spätern Zeit wurde er mit dem Helios und bei den Römern mit dem Sol verwechselt. Sein Dienst war sehr ausgebreitet; außer vielen Tempeln, waren ihm die Insel Delos, die Stadt Delphi, der Berg Helikon, Leukas und Parnassus heilig. Zu Rom wurden ihm eigene Spiele gefeiert, welche nach ihm die apollinarischen hießen und in Stiergefechten und scenischen und hymnischen Spielen bestanden.

Apollonius. Das Alterthum nennt mehrere Männer dieses Namens, von denen wir nur die wichtigsten anführen können. — Apollonius von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftstellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes) die wir als die Väter der mathematischen Wissenschaften betrachten müssen, da durch ihre Schriften die Neuern damit bekannt geworden sind. Er lebte um das J. 200 vor Chr. und studirte lange die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von seinen vielen mathematischen Schriften ist sein Buch von den Kegelschnitten, welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteste. — Apollonius von Rhodus, war nach Einigen zu Alexandrien, nach Athenäus zu Naucrates gegen die 146ste Olymp. geboren, begab sich aber, da ihn die Eifersucht anderer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging

indeß nach Alexandrien zurück, um Erathosthenes in der Direction der berühmten Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen Werken besitzen wir nur seine Argonautica, ein Gedicht, das im Allgemeinen nur von mittelmäßigem Werth ist, so großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung und Vollendung desselben verwandte. Einzelne schöne Stellen zeichnen sich jedoch sehr vortheilhaft aus, besonders die Episode von der Liebe der Medea. Apollonius war ein Zögling des Callimachus, aber die Undankbarkeit des Schülers und die mißtrauische Eigenliebe des Lehrers veruneinigte beide. Callimachus rächte sich nicht nur durch ein eignes Gedicht, sondern verfolgte Apollonius bis in seinen Hymnus auf Apollon. — Apollonius von Tyana in Cappadocien, dessen Geburt mit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt, ein berühmter Anhänger der pythagoräischen Philosophie. Der Phönizier Euthydemus unterrichtete ihn anfangs zu Tarsus und später zu Aegos in der Grammatik, Rhetorik und den verschiedenen philosophischen Doctrinen, Euxenus von Heraklea aber in der pythagoreischen Philosophie. Apollonius fühlte einen unwiderstehlichen Antrieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den strengen Regeln seiner Lehre zu werden. Es befand sich zu Aegos ein dem Aesculap geheiligter Tempel, wo dieser Gott zu Gunsten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab sich in denselben. Er enthielt sich, Pythagoras Vorschriften zufolge, aller thierischen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete sich in Zeuge aus vegetabilischen Stoffen, ging barfuß und ließ sein Haar wachsen. Die Priester des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Mysterien ein. Man sagte, daß Aesculap selbst ihn zum Zeugen seiner Curen mache. Doch sehen wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken versucht hätte. Er bildete eine philosophische Schule und legte sich ein fünfjähriges Stillschweigen auf. Während dieser Zeit bereis'te er Phamphylien und Cilicien, später Antiochien, Ephesus und andere Städte. Darauf beschloß er über Babylon nach Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen. Da seine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er sich allein auf den Weg. Ein gewisser Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward sein Begleiter und Reisebeschreiber. Zu Babylon unterredete er sich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geschenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, residirte. Dieser gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den ersten Braminen mit. Nach einem Aufenthalt von vier Mongten kam Apollonius nach Babylon zurück; von da ging er nach Jonien und besuchte mehrere Städte. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her und die Einwohner strömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich seine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras Lehre die Gemeinschaft der Güter. Den Ephesiern soll er Pest und Erdbeben vorhergesagt haben, die später wirklich eintrafen. An dem Grabe Achills brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos besprach er sich mit den Priestern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer die Aufnahme in die heiligen Mysterien verweigerten, einige Jahre später aber gewährten. Zu Athen befahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbesserung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzusagen und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben durch ein Edict alle Magier aus der Stadt verbannt. Apollonius fühlte, daß er in diese Maßregel mit begriffen seyn könnte; dies hin-

derte ihn jedoch nicht, mit acht seiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, sagt ein Geschichtschreiber, eine junge Frau vom Tode, und ward aus der Stadt vertrieben. Er besuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland und von da nach Aegypten, wo Vespasian sich seiner zur Befestigung seines Ansehens bediente und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Er machte von da eine Reise nach Aethiopien, und ward nach seiner Rückkehr von Titus ebenfalls günstig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitians Thronbesteigung ward er angeklagt, einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Aegypten erregt zu haben. Er stellte sich freiwillig vor Gericht und ward losgesprochen. Darauf bereis'te er abermals Griechenland und ließ sich in Ephesus nieder, wo er eine pythagoreische Schule eröffnete und in einem fast hundertjährigen Alter starb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitians Ermordung in dem Augenblick, als sie geschah, gewußt und verkündigt habe. Er wurde bei seinem Leben ein Gott genannt und galt noch lange nach seinem Tode dafür. — Außerdem nennt die Geschichte zwei berühmte Bildhauer dieses Namens, der eine von Rhodus, verfertigte mit Tauriscus gemeinschaftlich die große unter dem Namen des farnesischen Stiers bekannte Gruppe; von dem andern, einem Athenienser, der bald nach Alexander lebte, ist der berühmte Torso von Belvedere, der mit Recht als ein Meisterwerk vom ersten Range bewundert wird.

Apolog, s. Fabel.

Apophthegma, ein kurzgefaßter, geistvoller Sinn-, Kraft- und Denkspruch.

Apoplexie, s. Schlagfluß.

Apostasie heißt der Abfall, und besonders im theologischen Sinne, der Abfall vom christlichen Glauben; daher ein Abtrünniger Apostata genannt wird.

Apostel heißt eigentlich ein Gesandter, von einem griechischen Stammwort, welches senden bedeutet. Man versteht aber unter den Aposteln in der christlichen Kirche vorzugsweise diejenige zwölf Männer, welche Jesus als seine vertrautesten, in seine Lehre am besten eingeweihten Schüler zu den vornehmsten Werkzeugen der Verbreitung seiner Lehre bestimmte, und die daher als Gesandte Jesu an die übrigen Menschen betrachtet wurden. Von den Evangelisten unterscheiden sich die Apostel dadurch, daß jene ihre Namen von den Evangelien (d. h. fröhlichen Nachrichten oder Botschaften) führten, welche sie schriftlich hinterlassen haben. Daher finden sich unter den zwölf Aposteln nur zwei Evangelisten, Matthäus und Johannes, und unter den vier Evangelisten zwei Nicht-Apostel, Marcus und Lucas. D.

A posteriori, s. A priori.

Apostolisch heißt alles das, was von den Aposteln herkommt und auf sie Bezug hat. So sind apostolische Schriften von den Aposteln verfaßte Schriften, so wird die frühere christliche Kirche apostolische genannt, weil die Apostel sie lehrten und leiteten und der von den Aposteln ausgegangene Geist in ihr fortdauert. So ward der römische Stuhl der apostolische Stuhl genannt, weil man in der Meinung stand, daß ihn ein Apostel, Petrus, gegründet habe. Apostolische Kammer hieß zu Rom dasjenige Departement, welches die päpstliche Einkünfte verwaltete. Apostolischer König und apostolisches Reich heißen der König von Ungarn und dessen

Königreich seit Stephan I., dem ersten Könige und christlichen Regenten desselben. Papst Silvester II. sandte Stephan I. die Krone nebst dem Kreuze; daher auch die ungarische Krone Corona sancta oder apostolica genannt wird.

Apostroph ist ein Zeichen im Schreiben ('), um die Weglassung eines Buchstabens (zur Vermeidung des Uebelklangs) damit anzuzeigen, z. B. hätt' ich, statt hätte ich 2c. Hiervon aber ist unterschieden die Apostrophe, welche eine Figur in der Redekunst bedeutet, wenn man im Affect und zu größerem Nachdruck sich an einen andern Gegenstand wendet — eine abwesende Person als gegenwärtig, oder eine leblose Sache als lebend anredet.

Apothekerkunst besteht in der Fertigkeit und Geschicklichkeit, alle zur Sammlung, Aufbewahrnng, Zubereitung und richtigen Mischung der Heilmittel erforderliche Kenntnisse in gehörige Ausübung zu bringen. Sie hat folglich einen theoretischen und practischen Theil. Zum ersten gehört 1. die Kenntniß der rohen Stoffe der Naturreiche, welche die Heilmittel liefern, also Naturgeschichte, als: Botanik, Zoologie und Mineralogie (s. diese Art.); 2. die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Mischung und Eigenschaften derselben, also Chemie (s. diesen Art.); 3. der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und Erklärung der Erscheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4. Kenntniß der Zusammensetzung und Mischung der Heilmittel nach den Verordnungen der Aerzte, Receptur. Der zweite Theil, die eigentliche Apothekerkunst, besteht in der durch hinlängliche Uebung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunstproduct, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit steter Beziehung und Anwendung jener Kenntnisse, darstellen zu können. Hierher gehören also auch die Waarenkunde, als zur Auswahl der besten und tauglichen Stoffe zu den Arzneimitteln, mechanische Fertigkeit in Bereitung der verschiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargestellt, und den Kranken übergeben werden sollen u. s. w. Die Geschichte der Apothekerkunst stellt das Vorschreiten derselben von der einfachsten Gestalt an, dem Ideale zu, dar, das sie zwar noch nicht erreicht hat, dem sie aber doch in unsern Tagen viel näher gekommen ist. Die Entstehung derselben fällt in die früheste Zeit, da nur Aerzte angefangen hatten, die Heilmittel selbst zuzubereiten, und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, besonders in Alexandrien (250 J. vor Christo), durch den Ueberfluß der damals an Aerzten war, und durch die Muße, die sie genoßen, eine Trennung verschiedener Theile der Heilkunst bewirkt, so daß einige Aerzte sich bloß mit Zubereitung von Arzneien beschäftigten. Seit dieser Zeit überließen die Aerzte die Zubereitung der Arzneien oft besondern Männern, und Heilkunst und Apothekerkunst wurden zuerst von einander getrennt. Mehrere berühmte Aerzte der damaligen Zeit beschäftigten sich daher beinahe ausschließlich mit der Zubereitung der Arzneimittel. Mantias, ein Schüler des berühmten Herophilus in Alexandrien, war der Verfasser der ersten Pharmakopöe, indem er zuerst ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Officin des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea, machte sich besonders durch eine Menge von zusammengesetzten Arzneimitteln bekannt, welche er erfunden hatte. Andreas von Karystes, gleichfalls ein alexandrinischer Arzt (204 J. v. Chr.), schrieb über die Kräfte der Arzneimittel, und gab von der schon damals in Alexandrien gebräuchlichen Verfälschung des Opiums Nachricht. Auch

Fürsten beschäftigten sich in jener Zeit viel mit medicinischen Wissenschaften, und vorzüglich mit der Untersuchung und Zubereitung mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 J. v. Chr.), berühmt wegen seiner medicinischen Geschicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verschiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaster aus Bleiweiß u. a. m. Mithradat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 vor Chr.), welcher aus beständiger Furcht, vergiftet zu werden, seinen Körper durch täglichen Gebrauch der Gifte und Gegengifte abzuhärten suchte, hat sich in der Pharmacie berühmt gemacht durch Erfindung seines Recepts zu einem allgemeinen Gegengifte, das aus 54 Ingredienzen bestand. Heras von Cappadocien schrieb in Rom (49 J. v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Im Anfang der christlichen Zeitrechnung sind in Rom mehrere der berühmtesten Aerzte gewesen, welche zugleich durch Bearbeitung der Pharmacie sich verdient machten. So empfahl Musa, der berühmte Leibarzt des Augustus, mehrere Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter seinem Namen gebräuchlich wurden. Menekrates, Leibarzt des Tibers und mehrerer römischen Kaiser, war Erfinder des Diachylanpflasters; ferner erfand Damokrates (37 J. nach Chr.) und beschrieb sogar in Versen die Zubereitung mehrerer Arzneimittel, Zahnpulver, verschiedene Malagmata, Pflaster u. a. m. Philo von Tharsus (23 J. n. Chr.), war der Erfinder eines beruhigenden Mittels, aus Opium, Saffran und andern Stoffen zusammengesetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter dem Kaiser Trajan im J. 97 u. f.), war einer der damals berühmtesten Erfinder vieler Zusammensetzungen der Arzneimittel. Der Erwähnung verdient noch Dioskorides (wahrscheinlich unter Nero, 54 J. n. Chr.), der als Pflanzenkenner noch jetzt berühmt ist, und zuerst die Kenntnisse von vielen Verfälschungen der Arzneimittel und der Bereitung vieler anderer, z. B. des Bleiweißes, Galmei's, des weißen Nichts u. a. m., gegeben hat. Auch Plinius (bis 79 J. n. Chr.) gehört unter die, welche sich durch Forschen in der Naturgeschichte, besonders in der Botanik, um die Pharmacie verdient machten. Niemand von den Alten hat jedoch so genaue Vorschriften über die Bereitung der Pflaster und Salben hinterlassen, als Antyllus (im J. 330). Zu Galens Zeit (in den Jahren 160 bis 200) beschäftigten sich viele Aerzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetischer Mittel. Späterhin kam das römische Reich in Verfall, und die Wissenschaften und Künste selbst wurden wenig bearbeitet. So blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem stehen, was die ältern Aerzte gelehrt hatten, ja nach dem Beispiel der Großen, nahm auch bei den Aerzten Aberglaube und dadurch blinder Empirismus überhand, und in den folgenden Jahrhunderten sanken die Wissenschaften in den Abendländern durch die beständigen Einfälle und Kriege der fremden Völker fast gänzlich. Im Morgenlande hingegen erhielt sich Kunst und Wissenschaft besonders in Alexandrien fortdauernd. Unter den Arabern wurde die Chemie und Pharmacie besonders eifrig bearbeitet. Sie benutzten die griechischen Schriften, besonders nachdem die Mahomedaner auch Aegypten (im J. 640) erobert hatten, und von diesen rühren die meisten Verbesserungen in der Pharmacie, ja die erste Gründung der eigentlichen Apothekerkunst her. Der Calif Almansur stiftete (im J. 754) in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. s. w., sind arabischen Ursprungs. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die ersten von der Obrig-

keit autorisirten Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel, oder die sogenannten Dispensatorien von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte unter dem Namen Krabadin, um die Mitte des neunten Jahrhunderts, das erste Dispensatorium, ferner wurde im zwölften Jahrhundert von Abul Hassan, einem Bischof und Leibarzt der Califen zu Bagdad ein solches Krabadin oder Dispensatorium herausgegeben, welches in der Folge den arabischen Apotheken zur Norm diente. Diese standen unter der besondern Aufsicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel wurde besonders gesehen. So erzählt man vom Feldherrn Asschin, daß er die Feldapotheken seiner Armee selbst untersucht habe, ob alle in den Dispensatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die medicinischen Wissenschaften auch im Abendlande wieder aufblühten, wurde die Schule zu Salerno (im J. 1143) gestiftet, und in der Folge, besonders von Kaiser Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Ansehen und Gewalt verliehen. So bekam sie auch das ganze Apothekerwesen in ihre Aufsicht. Die Apotheker und Droguisten bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewissen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Ansehen in großen Städten zur besondern Aufsicht über die Apotheken angestellt. In Gegenwart derselben mußten die Droguisten ihre Mittel verfertigen, und sie sowohl als die Aufseher wurden bei Entdeckung eines Betrugs hart bestraft. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist noch ein Werk von Saladin von Ascolo, dem Leibarzte des Großconnetable's von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfasser unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunst der damaligen Zeiten, auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker sich anschaffen sollen; auch moralische Verhaltungsregeln und Anleitung gibt, was sie in jedem Monate für besondere Geschäfte haben. In Frankreich wurden erst im fünfzehnten Jahrhundert die Apotheken unter die Aufsicht der Staatsärzte und Facultäten gesetzt. König Carl VIII. gab ihnen (im J. 1484) eine zunftmäßige Form und Statuten, welche in den folgenden Zeiten theils bestätigt, theils vermehrt wurden. In Deutschland waren die Apotheker noch bloß Medicinhändler. Sie bereiteten die Arzneien nicht selbst, sondern ließen sie aus Italien kommen, wo die Apothekerkunst höher getrieben wurde, und verhandelten sie. Die Aerzte bereiteten auch selbst ihre Medicamente. Die Apotheker waren in den mehrsten Städten zugleich Zuckerbecker, und die Magisträte bedungen sich in ihren Contracten mit jenen die alljährliche Ablieferung einer gewissen Menge Gebackenes auf die Rathsstube. Die paracelsische Reform in der Medicin (im sechzehnten Jahrhundert) brachte auch in Deutschland Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt besonders viele chemische Präparate in den Arzneivorrath aufgenommen; auch schreibt sich von da an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Antimoniums und des Quecksilbers her. Indessen wurden die Arbeiten noch ohne Grundsätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen u. s. w. betrieben. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, hob sich die Chemie allmälich aus dem Dunkel, das sie umhüllte, und demnach verbreitete sich auch in der Pharmacie mehr Licht. So wie auf die Chemie, wurden auch die Verbesserungen und Bereicherungen in der Naturhistorie und Physik auf die Apothekerkunst übertragen. Die pharmaceutisch-chemischen Arbeiten wurden durch die verbesserten Systeme der Chemie geregelt und erklärt. Die vorzügliche Bearbeitung der Chemie von mehrern Chemikern, die Aufstellung eines

neuen Systems in der Chemie durch Lavoisier, veränderte auch vieles in der Pharmacie, eben so hatten die Aufklärungen in der Medicin sehr großen Einfluß auf dieselbe, indem die übergroße Menge der Mittel gesichtet, die Zubereitungen und Mischungen derselben vereinfacht wurden. — Apothekertaxe ist die gesetzliche Bestimmung mit wie vielem Gewinn der Apotheker seine Arzneimittel verkaufen kann. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis steigend und fallend ist. Der Apotheker darf nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilt werden, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, welche nach längerer oder kürzerer Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden. Auf solche muß ihm daher mehr Gewinn erlaubt werden, als von andern Waaren. Gleichfalls wird ihm von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, mehr Gewinn verstattet, damit kostbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher angesetzt werden dürfen. — Apotheke (von αποθηκη, ein Fachwerk, eine Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Zu einer Apotheke gehört 1. der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2. das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, besonders die chemischen Arbeiten des Apothekers, Destillationen u. dgl. vorgenommen werden; 3. Trockenboden und Wärmstube, zum Trocknen der Gewächse und der chemischen Zubereitung der Mittel; endlich 4. das Waarenlager und die Keller zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. — Apotheker, derjenige, welcher alles, was zur Bereitung der Arzneimittel, und zur Mischung derselben nach den Vorschriften der Aerzte gehört, gelernt hat und in Ausübung bringen kann. — Apothekergewicht ist dasjenige, dessen man sich in der Bestimmung des Gewichts der Mittel, sowohl auf Seiten der Aerzte beim Verordnen, als von Seiten der Apotheker bei der Zubereitung und Mischung der Arzneimittel bedient. Es ist beinahe in ganz Deutschland einerlei und heißt auch nürnberger Medicinalgewicht. Das wiener Apothekergewicht ist jedoch etwas schwerer. Ein Gran des gewöhnlichen Apothekergewichts ist gleich 17, 1669/3840 Richtpfennigstheilen des cölnischen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gersten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel; sechzig Gran oder drei Scrupel machen eine Drachme oder ein Quent; vier Drachmen machen eine halbe Unze, oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutschlands überein sind); acht Drachmen machen eine Unze: zwölf Unzen ein Pfund. H.

Apotheose, die Vergötterung, eine Ceremonie bei den Alten, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter versetzt ward. Dieser Gebrauch, Sterbliche, die ihrer Nation wichtige Dienste geleistet, unter die Götter zu versetzen, war bei den Griechen sehr alt. Auf ihren Münzen waren die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte consakrirt, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Monumenten den Namen eines Gottes zu. Die Römer hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten den Griechen in diesem Punkte erst unter ihren Cäsaren nach. Eine Menge Denkmäler sind noch vorhanden, welche römische Apotheosen darstellen. Gewöhnlich sieht man auf ihnen den Cäsar auf einem Adler emporgetragen, welches Beziehung auf den Gebrauch hatte, einen Adler auf die Spitze des Scheiterhaufens in dem Augenblicke zu setzen, wo man ihn anzündete. Bei Apotheosen der Cäsarinnen sieht man, statt eines Adlers, oft einen Pfau.

Appellation heißt diejenige gerichtliche Handlung, sie geschehe schriftlich oder mündlich, wodurch man wider eine Verordnung des ordentlichen Richters, oder wider ein sonst gesprochenes Urtheil, durch welches man sich beschwert glaubt, sich auf den Ausspruch eines höheren Richters beruft, und jene erste Verfügung oder Sentenz in ihrer Rechtskraft aufhält. Ein solcher Einspruch muß, nach sächsischem Recht, binnen zehn Tagen geschehen (s. Frist). Derjenige, welcher die Appellation ergreift, heißt Appellant, der Gegner Appellat. In der Appellationsinstanz wird nun der Spruch entweder bestätigt oder geändert (confirmirt oder reformirt). Eine frivole Appellation, d. h. eine den Rechten zuwiderlaufende, wird mit einer Geldbuße bestraft; an einigen Orten müssen für diesen Fall gewisse Succumbenzgelder erlegt werden. In Sachsen steht die Appellation an den König gegen jede richterliche Verfügung und in allen Fällen frei; doch findet, z. B. in Wechselsachen, dessen ungeachtet ein provisorisches Verfahren Statt. (Man sehe das Weitere unter Prozeß.)

Appische Straße. So hieß die älteste und berühmteste Straße der Römer, welche von Rom nach Capua führte. Sie wurde von Appius Claudius angelegt, als er im J. R. 441 Censor war, und in der Folge bis Brundusium geführt. Man sieht noch gegenwärtig bedeutende Ueberreste derselben, welche ihre treffliche Bauart beweisen.

Appius Claudius Crassinus, aus dem angesehenen Geschlechte der Claudier, war kaum im J. der Stadt 303 zum Consul ernannt worden, als er zum Erstaunen des Senats die Lex Terentia unterstützt, welche eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. Auch setzte er seine Absicht durch. An die Stelle der gewöhnlichen Magistratspersonen wurden Decemvirn ernannt, die ein Gesetzbuch für Rom entwerfen, und ein Jahr lang die höchste Gewalt bekleiden sollten. Er selbst wurde zum Decemvir erwählt, und blieb an der Spitze dieses Collegiums, als nach dem ersten Jahre die Gewalt desselben noch auf ein Jahr verlängert wurde. Sein Entschluß war, die Herrschaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieser herrschsüchtigen Plane vereinigte er sich mit seinen Collegen. Um diese Zeit fielen die Aequier und Sabiner ins römische Gebiet ein. Die Decemvirn erhielten nach heftigem Widerspruch die Erlaubniß, Truppen zu werben, und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Oppius waren mit zwei Legionen in Rom zurückgeblieben, um das Ansehen und die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß sie stürzte. Appius erblickte einst auf seinem Wege zum Richterstuhl eine Jungfrau, deren Schönheit die heftigste Leidenschaft in ihm erregte. Sie hieß Virginia, war die Tochter eines angesehenen Plebejers, mit Namen Virginius, der sich bei der Armee befand, und dem Icilius, einem ehemaligen Volkstribun, verlobt. Da Appius, als Ehemann und Patricier, sie nicht rechtmäßig besitzen konnte, und den Weg der Verführung umsonst versucht hatte, beschloß er, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Auf sein Anstiften drang einer seiner Clienten, Namens M. Claudius, an der Spitze mehrerer nichtswürdigen Gehülfen, in die öffentliche Schule, wo Virginia sich eben befand, gab vor, daß sie die Tochter einer seiner Sclavinnen sey, ergriff sie, und wollte sie wegführen. Das Volk zwang ihn, sie in Freiheit zu setzen, aber Claudius foderte sie sogleich vor Appius Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sclavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Das Volk verlangte laut, daß auch die Verwandten

Virginiens gehört werden möchten. Numitorius, ihr Oheim, erschien, so wie Icilius, ihr Verlobter. Sie enthüllten die verbrecherischen Absichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginien in den Händen ihrer Familie zu lassen; aber er erklärte, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von seinem Bruder und Icilius inzwischen herbeigerufen, erschien auf dem Forum, so wie seine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigsten Beweise; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, sich ihrer als seiner Sclavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginiens eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um, wie er sagte, wenigstens die Beruhigung zu haben, aus seinem Irrthum gerissen zu werden. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers, und durchbohrte ihre Brust mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren.“ Appius befahl, ihn zu ergreifen; aber Virginius entfloh und kam im Lager an. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius das Geschehene der Armee erzählt, welche Rache fordernd nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten sie nieder. Der Senat beschloß unverzüglich die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats (305 d. Stadt). Appius aber wurde auf des Virginius Anklage verhaftet und starb im Gefängniß, wie Livius sagt, von seiner eigenen Hand; nach Dionys von Halicarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln.

Applicatur, s. Fingersetzung.

Approchen, die Laufgräben einer Festung, oder die Gräben, welche schief und in verschiedenen Richtungen gegen eine Festung gemacht werden, damit sich die Belagerer in denselben unbemerkt der Festung nähern können. In diesen Gräben, welche immer tiefer gemacht werden, je näher sie der Festung kommen, rücken die Belagerer weiter vor. Die Belagerten machen dagegen Contre-Approchen oder Gegengänge, um die Arbeiten der Belagerer zu verhindern.

Apraxin (Graf), Feldmarschall der russischen Armeen unter der Regierung der Kaiserin **Elisabeth**. Seine ersten Feldzüge machte er in den Kriegen gegen die Türken unter dem Commando des berühmten **Münich**, und gelangte hier zu den ersten militärischen Würden. Im siebenjährigen Kriege trat er an der Spitze von 40,000 Mann Russen gegen den König von Preußen ins Feld, nahm Memel weg und drang bis Jägerndorf vor, wo er den tapfern General **Lewald** schlug, und sich des größten Theils der preußischen Artillerie bemächtigte. Ungehindert hätte er bis zur Hauptstadt vorrücken können, hätte nicht eine Hofcabale seine Fortschritte gehemmt und ihn genöthigt auf der Gränze von Curland die Winterquartiere zu beziehen. Die Kaiserin **Elisabeth** war krank geworden, und der Kanzler **Bestuchef**, der sich die Gunst **Peters** des Dritten, der zwei Jahre nach dieser Begebenheit auf den Thron gelangte, und ein außerordentlicher Verehrer Friedrichs des Großen war, zu erwerben suchte, hatte ihm diesen Befehl gegeben. Doch wurde kurz darauf der Kanzler **Bestuchef** deswegen abgesetzt und verwiesen, **Apraxin** aber gefangen gesetzt, und sein Verfahren

einem Kriegsgerichte unterworfen. Er trat nie wieder auf den öffentlichen Schauplatz, und beschloß sein Leben in Verborgenheit.

A priori wird im Gegensatz von a posteriori gesagt. A priori etwas einsehen oder beweisen, heißt, solches aus Gründen thun, welche vor der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch von derselben unabhängig sind; da hingegen eine Einsicht oder ein Beweis a posteriori sich bloß auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet.

Apulejus (Lucius), zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrians von angesehenen Aeltern geboren, studirte anfangs zu Carthago, machte sich darauf zu Athen mit der griechischen Literatur, vorzüglich aber mit der platonischen Philosophie vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, wie er selbst sagt, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lateinische Sprache lernte, welcher Umstand bei Beurtheilung seines Styls nicht übersehen werden darf. Die Liebe zum Reisen und das Bedürfniß, seine Kenntnisse zu erweitern, trieben ihn an, die verschiedenen Provinzen Griechenlands zu besuchen, und sich in alle Mysterien einweihen zu lassen. Nachdem er auf die Befriedigung seiner Wißbegierde fast sein ganzes Erbtheil gewandt hatte, kam er wieder nach Rom, wo er, um in die Zahl der Priester des Osiris aufgenommen zu werden, all seine Haabe verkaufte. Er übte die Geschäfte eines Sachwalters, und kehrte nach einiger Zeit in sein Vaterland zurück, wo er mit so gutem Erfolge die gerichtliche Praxis fortsetzte, daß ihm zu Carthago und an andern Orten Statuen errichtet wurden. Eine reiche Witwe, Namens Pudentilla, gab ihm ihre Hand. Die Verwandten derselben, die sich durch diese Heirath einer ansehnlichen Erbschaft beraubt sahen, klagten Apulejus der Magie an; allein er vertheidigte sich so gut, enthüllte ihre Habsucht und bewies die Grundlosigkeit ihrer Angaben so vollkommen, daß er losgesprochen wurde. Seitdem genoß er eines ruhigen Glücks bis an seinen Tod. — Apulejus war ein feuriger, rastlos thätiger, und nicht kärglich mit Witz begabter Geist, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Theosophie hinderte, sich vollkommen auszubilden. Dennoch fehlt es seinem goldenen Esel, einem Roman in elf Büchern, weder an Witz, Laune und satirischem Gehalt, noch an andern poetischen Eigenschaften, an sinnvollen Stellen und gemüthlichen Darstellungen. Den Stoff dazu schöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan, setzte hinzu, verlängerte durch Episoden. Sein Styl ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Höchst merkwürdig ist in diesem Werke die im vierten bis sechsten Buche eingewebte Episode der Psyche, die Herder den zartesten, vielseitigsten Roman nennt, der je gedacht worden, und über den schwerlich etwas Höheres auszudenken seyn möchte. Durch sie allein würde des Verfassers Andenken und sein Werk unvergänglich seyn, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur der Ueberlieferer. — Außerdem war Apulejus der Verfasser vieler Werke, von denen wir nur noch einige besitzen.

Aquäduct, Wasserleitung, ist ein Bau, das Wasser über Thäler, und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Alten unternahmen dergleichen Leitungen, und zeigten darin viel Geschicklichkeit, z. B. Sesostris in Aegypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer theils in Rom selbst, theils in den Provinzen aufgeführt, und die Ueberreste derselben gehören zum Theil zu

den schönsten und bewundernswürdigsten Denkmälern der römischen Baukunst, die auf uns gekommen sind. Der Censor Appius Claudius Crassus Cöcus ließ im J. d. St. 441 den ersten Aquäduct zu Rom bauen. Später wurden deren mehrere angelegt. Frontin zählt neun, Procopius vierzehn und P. Victor vierundzwanzig. Auch die Neueren haben große Wasserleitungen, besonders zur Beförderung der inneren Communication, aufzuweisen, worüber der Artikel Canal nachzusehen ist.

Aquarel heißt die Mahlerei mit Wasserfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtstellen durchsehen läßt.

Aqua Tinta heißt das Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man besonders Zeichnungen, die mit dem Pinsel in Tusch, Bister, Sepia u. s. w. vornehmlich in breiten Massen behandelt sind, glücklich nachahmt. Es gibt davon mehrerlei Arten. Bei der ersten wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem gepulverten Mastir (Colophonium) übersiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit das Mastir auf der Platte abschmelze. Auf diese Art entstehen zwischen jedem Mastirkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken muß. Bei der Arbeit selbst wird sodann wie bei der schwarzen Kunst verfahren, nur daß man bei dieser den Schaber, bei jener den Pinsel braucht, und mit einem schwarzgefärbten Deckfirniß, den das Scheidewasser nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt, und dann die Platte geätzt, so lange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Originale befindlichen Gradationen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände, so wie hingegen bei Landschaften, wo der Baumschlag mehr Freiheit des Pinsels erfodert, die zweite mit besserm Erfolge gebraucht wird. Die Platte wird, wie beim Radiren, mit einem guten Aetzgrund überzogen, dann arbeitet man, mittelst des Pinsels, mit Spick- oder Terpentinöl mit etwas Lampenruß vermischt, auf die gegründete Platte, wie auf Papier. Dieses Oel erweicht den Aetzgrund, welcher sich mit einer feinen Leinwand abwischen läßt, worauf alle mit dem Pinsel gemachten Streiche im Kupfer zum Vorschein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der ersten Art, mit einem feinen Mastir übersiebt, abgeschmolzen und dann geätzt. Dies Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmal wiederholt werden; durch eine glückliche und sinnreiche Vereinigung beider Arten läßt sich die schönste Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, ist die erste neben dieser zweiten von der besten Wirkung. — In Frankreich und der Schweiz bedient man sich auch der Roulette hierzu, eines stählernen, auf seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder vielmehr Wälzchens, mit mehreren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat sie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinsicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flächer in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem gewöhnlichen Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. Die Contoure werden wie gewöhnlich hervorgeätzt. Die englischen Landschaften werden gewöhnlich auf folgende Art gearbeitet. Die Platte wird, wie bei der schwarzen Kunst, über und über rauh gemacht; die höchsten Lichter werden mit dem Schaber

und Grabstahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewasser geätzt, welches mit einem Glaspinsel aufgetragen wird. Offenbar schickt sich die geätzte Manier besser zu den tiefsten Schatten und den großen Massen, die Roulette hingegen besser zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatinta-Manier ist erst seit kurzem in England und Deutschland aufgekommen, die Engländer aber besonders verzieren, seit Gilpin den Ton dazu angab, alle ihre Werke für die Kunst mit Kupferstichen in dieser Manier.

Aqua Toffana, von den schleichenden Giften, die man in neuerer Zeit erfand, eins der schrecklichsten. Den Namen hat es von seiner Erfinderin Toffania, die anfangs zu Palermo, nachher aber zu Neapel lebte, und dasselbe unter dem Namen Manna des heiligen Nicolaus von Bari, in kleinen gläsernen Fläschchen, denen sie bei Versendungen das Bild dieses Heiligen beilegte, verkaufte. Sie wählte diese Firma, um ihre Sendungen der Untersuchung zu entziehen, da allgemein der Glaube herrschte, daß aus dem Grabe des heiligen Nicolaus von Bari ein Wunderöl fließe, das in allerlei Krankheiten gut sey, und das man unter seinem Namen verkaufte. Als die Obrigkeit dennoch 1709 von ihrer Giftmischerei erfuhr, wurde ihr nachgestellt; allein sie entfloh und fand in den Klöstern Schutz. — Es wird von diesem Gifte gesagt, daß sich seine Mischung nach Willkür so einrichten lasse, daß man seine schnellere oder langsamere Wirkung bis auf den Tag bestimmen könne. Wir halten dies für unmöglich, da Nebenumstände unvermeidlich mitwirken, die außer der Berechnung liegen. Uebrigens wird glücklicher Weise die Mischung sehr geheim gehalten.

Aequator oder Gleicher. Es gibt einen Aequator des Himmels und einen Aequator der Erde. Unter dem Himmelsäquator versteht man denjenigen größten Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltaxe senkrecht steht, der von den Weltpolen überall um neunzig Grade entfernt ist, und dessen Pole mithin die Weltpole sind, so wie seine Axe die Weltaxe ist. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und südliche Halbkugel. Bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf tritt die Sonne zwei Mal in den Aequator, einmal zu Anfang des Frühlings und einmal zu Anfang des Herbstes (s. Aequinoctium). Alsdann ist Tag und Nacht gleich, und von diesem Umstande schreibt sich der Name Aequator (Gleicher) her. In der Astronomie ist er von großer Wichtigkeit, da die Lage der Gestirne nach ihm bestimmt wird. Man zählt dabei seine Grade von Abend gegen Morgen, und fängt vom Frühlingspunkte an (s. Abweichung und Aufsteigung). — Der Erd-Aequator, auch Aequinoctiallinie, und von den Seefahrern schlechthin die Linie genannt, ist derjenige größte Kreis unserer Erdkugel, der von den Polen der Erde in allen Puncten um neunzig Grade absteht. Seine Pole sind die Erdpole, und seine Axe die Erdaxe. Es fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchschneidet, haben beständig gleich lange Tage und Nächte, und dies hat den Namen Aequator veranlaßt. Durch ihn wird unsere Erdkugel in die nördliche und südliche Halbkugel getheilt. Nach seiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchschneidet das ganze mittlere Afrika, unterhalb Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes u. s. w., läuft dann durch das Südmeer, und schneidet den untern Theil von Amerika an der Gränze von Terra firma, von wo er weiter durch das große Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde bestimmt, s. unter Breite und Länge.

Aequinoctium oder Nachtgleiche heißt diejenige Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind. Dies ist zwei Mal im Jahre der Fall: ein Mal im Frühling und ein Mal im Herbst, jedesmal wenn die Sonne im Aequator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche des Herbstes. (S. Frühling, Herbst.)

Arabesken nennt man eine Art von Verzierungen, die größtentheils aus Pflanzen, Strauchwerk, allerlei Zweigen und Blumen zusammengesetzt, und auf einen willkürlichen Grund gemalt oder auch in erhabener Arbeit angebracht sind. Man verziert damit die Abtheilungen der Wände, die Einfassungen von Geräthschaften, Büchern u. s. f. Den Namen haben sie von den Arabern, die keine Thiere und Menschen abbilden durften, und daher nur mit Laub und Blumen verzierten. Sie heißen auch Moresken, weil sich auch die Mauren derselben bedienten; ferner Grottesken, weil man in den Zimmern und verschütteten Gebäuden der alten Römer und in den Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, ähnliche Verzierungen fand. Lesenswerth sind die Schriften von Fiorello und von Raknitz über diesen Gegenstand.

Arabien und Araber. Diese große Halbinsel, der westliche Theil vom südlichen Asien, liegt vom 50sten bis 77sten Grad östlicher Länge und vom 11ten bis 30sten Grad nördlicher Breite, hat einen Flächeninhalt von etwa 50,000 Quadratmeilen, und wird von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dschesirat al Arab, oder Belad al Arab, oder Diar al Arab, von den Türken und Persern aber Arabistan genannt. Das ganze Land liegt zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen, und ist nördlich von den großen Wüsten Irak und Dschesira begränzt; nordwestlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zusammen. Seiner gewöhnlichen Eintheilung in das wüste, felsige (steinige, auch peträische, von dem sonst festen, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra so genannt) und glückliche Arabien, die Ptolomäus schon anführt, ist die neuere vorzuziehen, welche das ganze Land nach seiner natürlichen Lage und Productionskraft in das Küstenland, das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muscatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckt ist, und in das Binnenland theilt, das aus einer Wüste voll Flugsand mit Dornen und salzigen Kräutern besteht. Eine dritte Eintheilung nennt 1. das Land Yemen. 2. die Provinz Oman, 3. die Provinz Lachsa oder Hadsiar, 4. die Provinz Hedschaz oder Hedziaz, und 5. die Wüsten von Syrien, Aldschesira und Erack. — Hohe Gebirgsketten ziehen sich an der Westküste hin, die im Norden mit den syrischen Gebirgen zusammenstoßen, und theils mit den Nilgebirgen, theils mit den ostasiatischen Urgebirgen in Verbindung stehen; als besonders merkwürdig nennen wir die Berge Sinai, Horeb und Sabber. Von den Flüssen, die nur durch große Regengüsse entstehen und selten das Meer erreichen, ist der Astan, ein Küstenfluß, der bedeutendste; nur die nördliche Gränze wird vom Euphrat berührt. Unter den Meerbusen verdienen der arabische (rothes Meer), der persische Busen und das arabische Meer besondere Erwähnung. Das Clima durchläuft fast alle Grade der Scale; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechseln mit solchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen ersetzen muß, die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendsten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem Samum; der, wie in Afrika der Harmattan und Chamsin, dem Leben droht. —

Von gleicher Verschiedenheit ist der Boden, der in die traurigsten Sandwüsten und in die fruchtbarsten Gefilde sich theilt; Waizen, Hirse, Reiß, Küchengewächse, Kaffee, dessen eigentliche Heimath hier ist, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Aloë, Myrrhen, Tabak, wohlriechende Hölzer, Balsam rc. sind die Producte der Oberfläche dieses Bodens, dessen unterirdische Schätze in Edelsteinen, Eisen und andern Metallen (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüssen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) bestehen. — Maulesel, Esel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchse, Affen, Springhasen rc., Federvieh aller Art (Pelikane, Strauße rc.), eßbare Heuschrecken, Scorpione rc., Fische in großer Menge bevölkern Boden und Gewässer. — Die Einwohner, deren Anzahl auf 10 bis 12,000,000 geschätzt wird, bestehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigener Sprache, von mahomedanischer Religion und interessanten Lebensgewohnheiten. Wie zu den ältesten Zeiten der Israeliten leben sie noch jetzt als Nomaden in höchst patriarchalischer Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhalten sie in einer Verfassung, die sie zu glücklichen Menschen macht. Das alte: „Friede sey mit dir!“ ist noch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sey willkommen, was brauchst du?“ ist die Anrede an einen Fremden, der mit einem: „Gott vergelte es euch!“ die Zehrungskosten abträgt. Dennoch sind sie nicht frei von dem Vorwurfe der Räuberei, die sie aber nie auf Kosten des Gastrechts üben. — Uebrigens belebt sie ein kriegerischer Sinn, und man rühmt ihre Geschicklichkeit in gymnastischen Künsten. Eine vortheilhafte Körperbildung ziert sie; nur in den heißen Ebenen färbt ihre Haut sich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit sichert sie vor Krankheiten, die nur selten sie belästigen. Sie nennen sich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüste, die Arabes sienitae bei den Alten), und unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den Mauren, die in Häusern leben, Ackerbau ausschließlich und Gewerbe und Handel treiben. Ihr Handel, ehedem höchst wichtig, da Arabien der Hauptsitz des phönicischen Landhandels war, besteht gegenwärtig in Land- und Seehandel; der erstere wird durch Caravanen betrieben; ihr Commerz zur See bringt sie mit fast allen seefahrenden Völkern in Berührung. — Wissenschaften und Künste wollen nicht sonderlich gedeihen; Astronomie (mehr Astrologie), Arzneikunde und sogenannte Philosophie lehrt man auf den dortigen hohen Schulen; Lesen, Schreiben, Rechnen und der Koran sind die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände; die Beduinen bleiben ganz unwissend. — Ihre Verfassung ist sehr einfach; die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schah; ihre Richter Kadi. — Sonderbar, und mit dem jetzigen Zustand der Einwohner sehr contrastirend, ist es übrigens, daß bei den Alten die Reichthümer des glücklichen Arabiens und der Luxus daselbst so berühmt waren, daß Augustus dadurch zu einem Zuge dahin bewogen wurde, der aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Außer den Ureinwohnern sind auch noch Juden, Türken und Christen in Arabien vertheilt. — Als Hauptorte nennen wir Medina (Medina al Nabi), die Stadt des Propheten, mit Mahomeds heiligem prachterfülltem Grabe und den Gräbern der ersten Califen; Mecca, Mahomeds Geburtsstadt, mit der heiligen Caaba (Gotteshaus), die von jedem Mahomedaner einmal besucht werden muß; Dschidda, am rothen Meere, mit einem wichtigen Hafen,

Beit al Faki, wo der vorzüglichste Kaffeemarkt ist; Mocha oder Mokka, am Todesſunde (Todesthor, Bal al Mandal, am engen Eingange des rothen Meeres), mit einem guten Hafen und bedeutenden Handel (Mokka-Kaffee); Sana in Yemen; Maskat, südlich von der Straße Ormuz, mit vortrefflichem Hafen und großen Bleigruben; Yemama, am Aftan, Sitz vom Caravanenhandel, und Lachsa, an der Mündung des Aftam. — Wie viele Mühe es übrigens der hohen Pforte kostet, die Araber-Scheiks im Zaume zu halten, ist aus der neuesten Geschichte in lebhaftem Andenken. I.

Arabische Literatur und Sprache. Dunkel und Ungewißheit umringen Arabiens früheste Geschichte, und auch über die erste Cultur und Literatur dieses Landes können wir mehr aus einzelnen Datis Schlüsse ziehen, als etwas Gewisses behaupten. Daß in Arabien frühzeitig Poesie geblüht haben werde, läßt sich theils aus der Natur des Landes, theils aus den Naturanlagen seiner Bewohner schließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Besonders der Strich des glücklichen Arabiens hat so blühende Gegenden und solch einen Ueberfluß an den schönsten Früchten, daß man ihn oft schon zu den Paradisen der Erde gezählt hat. Die hier unter ihren Sheiks umherziehenden Nomaden, von Natur mit lebhafter Empfindung und einer sehr warmen Phantasie begabt, waren daher ganz in der, zur Entwickelung der Poesie günstigen, Lage. Hätte die Kritik es außer allen Zweifel gesetzt, daß das Gedicht Hiob wirklich arabischen Ursprungs sey, so wäre damit nicht bloß bewiesen, daß auch das peträische Arabien eine sehr bedeutende Poesie gehabt habe, sondern wir können auch den Charakter dieser Poesie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, starke Metaphern, Gleichnisse und Naturschilderungen, untermischt mit räthselhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philosophie bei den Arabern könnte man ebenfalls nur aus Hiob erweisen, welches Gedicht zugleich auf physikalische und astronomische Kenntnisse schließen läßt, die jedoch nur noch dürftig sind. Wenn übrigens die Araber selbst sagen, bis zur Ankunft Mahomeds (622 nach Chr.) habe ihre Periode der Unwissenheit gedauert, so ist dies nur von Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit zu verstehen, denn ohne Geist war diese Nation auch vorher nicht. Besonders aber zeichnete sie sich vor Mahomed schon durch ihre Poesie auf eine glänzende Weise aus. Auf der Messe zu Mekka, und im 5ten Jahrhundert nach Christus zu Okadh, wurden poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben (Modababâth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakâth, aufgehängte). Mehrere davon haben sich erhalten. Die Sammlung der Moallakâth enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern: Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Imagination, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalstolz und Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus. (Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel, übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von A. Th. Hartmann. Münster 1802.) Mit Mahomed aber eröffnete sich die glänzendste Periode der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott gesandten Propheten kündigte er sich seinen Landsleuten an, und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poeti-

schen Koran nieder. Von Abubekr, dem ersten Califen nach Mahomeds Tode, wurde diese aus zwei Theilen, einem dogmatischen und einem practischen, bestehende Bibel der Araber gesammelt, von Othman, dem dritten Califen, berichtigt und bekannt gemacht (s. Coran), und hiemit die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt. In ihrer glücklichen Lage zwischen zwei Welttheilen schienen die Araber zwar sehr geeignet für den Handel, weniger aber für active und passive Eroberung, zumal da im wüsten und steinigen Theile nur umherziehende Horden streiften, die wechselsweise von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mahomed aber war es gelungen, sich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine hierarchisch-militärische Verfassung zu geben, und den Geist der Tapferkeit, der längst den Arabern einwohnte, durch einen schwärmerischen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, gestorben war (632), wählten seine Anhänger ihm einen Califen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geist der Eroberung sich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell und unabhaltbar über die umliegenden Länder. Syrien, Palästina, Phönicien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Aegypten, die Inseln Cypern und Rhodus hatten sie in einem Zeitraum von noch nicht 24 Jahren sich unterworfen. Bald darauf bemächtigten sie sich mehrerer Länder des östlichen Asiens jenseit des Gihon und Oxus; von Aegypten aus des ganzen Landstrichs von Afrika längs des mittelländischen Meeres, bis zur Meerenge, welche Afrika von Spanien trennt, ja drangen endlich in Europa selbst ein, wo sie Sicilien, Portugall, Spanien einnahmen, und schon tief nach Frankreich eingedrungen waren. So erstreckte sich denn schon achtzig Jahre nach Mahomeds Tode das Reich der Araber von Aegypten bis Indien, von Lissabon bis nach Samarkand. Während dieser ganzen Periode beseelte sie nichts als kriegerischer Fanatismus, unter dessen Herrschaft die zarten Blüthen der Cultur und Literatur niemals gedeihen. Bekannt ist, wie der Calif Omar mit der Bibliothek zu Alexandria verfuhr. „Entweder," sagte er, „steht in diesen Büchern, was im Koran auch steht, und dann sind sie überflüssig, oder sie widersprechen dem Koran, dann sind sie gefährlich; sie müssen also auf jede Weise vertilgt werden." Demnach wurden denn mehrere hundert tausend unersetzliche Handschriften an die Badstuben vertheilt, die man einige Monate lang damit heizte. Die Zeit aber und der Umgang mit kultivirteren Nationen verdrängten allmälich diesen rohen Sinn; mit der Regierung der Califen aus der Familie der Abbassiden begann (750) auch Beförderung der Wissenschaften und Künste. Am glänzenden Hofe Al-Mansurs zu Bagdad fanden sie zuerst Unterstützung; Harun Al-Raschid aber war es (786 — 808), der seinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich, die er fürstlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichsten griechischen Schriftsteller ins Arabische übersetzen, und diese Uebersetzungen durch viele Abschriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechischen Kaiser hundert Centner Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Unter seiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Basora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Cairo angelegt. Der Calif Motasam (starb 841) wirkte in gleichem Sinne und Geist, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der

Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Asien, war die hohe Schule zu Corduba für Europa, wo überhaupt im 10ten Jahrhundert Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben eifrig beschäftigten, und dieselben in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach dem Jahre 900 reis'te man aus Frankreich und andern europäischen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren, wozu sich anderwärts keine Gelegenheit fand. So schnelle Fortschritte hatte diese, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Coran, Poesie und Beredsamkeit eingeschränkte Nation gemacht, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. In der Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Astronomie, hat ihr Fleiß sehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabische Kunstwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja selbst die Zahlzeichen, deren wir uns bis auf den heutigen Tag bedienen, und die ihre Erfindung sind, von ihrem Einfluß auf die literarische Cultur Europa's. — Seit der Römer Zeit waren es im Mittelalter die Araber, denen die Erdkunde am meisten verdankt. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika nnd Asien die Gränzen der vor ihnen bekannten Welt. Bei ihren Eroberungen drangen sie in der ganzen nördlichen Hälfte von Afrika bis an den Niger vor, und kamen westlich bis an den Senegal, und östlich bis zum Cap Corrientes. Schon in den Anfängen ihrer Eroberungen aber mußten, auf Befehl der Califen, die ausgesandten Feldherrn die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asiens Länder, Völkerschaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; sie erweiterten die Kenntnisse von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien, und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die große Tatarei, das südliche Rußland, China und Hindostan. Vieles, was ihre berühmtesten Geographen, Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar, und in historisch-geographischer Hinsicht sehr wichtig. In der Geschichte der Geographie des Mittelalters machen die Araber demnach Epoche. Als geographische Schriftsteller zeichneten sich aus: Al-Marun, Abu Ischak, Serif Edrisi, Nassir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh, Abdollatif. — Zahlreich waren seit dem achten Jahrhunderte auch die Historiker der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft, studirt und benutzt worden sind. Vielleicht aber findet Wilkens bald mehrere Nachfolger. Der älteste uns bekannte Historiker ist Hesham Ibn Muhamed Ib'n Schoaib Alkhelebi von 818. Außerdem verdienen besondere Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadsch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfasser einer allgemeinen Weltgeschichte bis auf 1315, Makrizi, Arabschah u. A. In den späteren historischen Werken herrscht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philosophie der Araber war ganz griechischen Ursprungs, und ging hauptsächlich von Aristoteles aus, der durch sie auch in Spanien, und von da im ganzen westlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabischen übersetzte man ihn ins Lateinische. Man kann deshalb den Ursprung der scholastischen Philosophie von den Arabern ableiten. Auf Dialectik und Metaphysik wendeten sie ihre vorzügliche Aufmerksamkeit. Von ihren philosophischen Schriftstellern sind vor Andern zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien schrieb

(st. 954); Avicenna (st. 1036), der außer andern philosophischen Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken; Ibn Sina (st. 1036), der eine Mataphysik herausgab; Ibn Bajah zeichnet sich als Selbstdenker aus; Algazel schrieb eine Niederreißung aller philosophischen Systeme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeschätzt war von Averroes besonders der Commentar über Aristoteles, Beachtung verdient aber auch seine Paraphrase der Republik Platons, welcher sonst den Arabern wenig bekannt gewesen zu seyn scheint. Viele berühmte Philosophen waren zugleich Aerzte, denn von der Philosophie trennte man die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unläugbar haben die Araber in diesen Wissenschaften, nächst der Erdkunde, das Bedeutendste geleistet. Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabab, Bokkhara, Kufa, Bassora, Alexandria und Corduba wurden vom 8ten bis zum 11ten Jahrhundert medicinische Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man diesem Zweige der Wissenschaften weihte, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obschon man im Wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortschritte hätte machen sollen. Zwar die Anatomie gewann durch sie nichts, weil der Coran Zergliederungen untersagte, desto mehr aber die Therapie; denn sie besaßen vielumfassende Kenntnisse in der Arzneimittellehre, studirten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigstens haben sie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dscheber wird für den Erfinder der Universalmedicin gehalten. Auch in der Nosologie blieben sie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharum, der zunächst die Pocken beschrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Ishak Alkendi, Johannes Mesve, Rhazes, Almansor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Canons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Ishak Ben Soleiman, Jahia Ibn Serapion, Abulkasis, Aben Zohar, Averroes, der Verfasser eines dialectischen Systems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede seyn, daß den Arabern das Verdienst gebührt, auch die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten, und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache lediglich in der Art der Behandlung. Um die aristotelischen Principien mit dem Fatalismus des Coran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch. Desto mehr leisteten sie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern, das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden, vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed Ben Musa und Thebit Ben Korrah erwarben sich darum besondere Verdienste; Alhazen schrieb über die Optik; Nasireddin übersetzte die Elemente des Euklides; Dscheber Ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Astronomie cultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon im Jahr 812 hatten Alhazen und Sergius, des Ptolemäus Almagest, dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astro-

nomie, ins Arabische übersetzt, worans Alfargani 833, und späterhin Averroes einen Auszug lieferte; Albaten beobachtete im 10ten Jahrhunderte die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed Ben Dscheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almansor lieferte astronomische Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, besonders von Abulfeda. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Climate, viele geographische Maße und dgl. — Bei allen diesen Fortschritten in den strengeren Wissenschaften wurde der Geist der Araber nicht unempfänglich für die Poesie. Abu Temam sammelte 830 die größere Hamasah, eine Anthologie in zehn Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamasah, als Nachtrag zur größeren. Indeß wurde weiterhin die höhere orientalische Originalität in der arabischen Poesie immer seltner, der Ton mystisch-hyperbolischer, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motanabbi durch seine sanften Elegien in einer classischen Sprache (s. Proben der arab. Dichtkunst von Reiske, Lpz. 1765); Abu Ismael Tograi, Vezier zu Bagdad, durch seine Elegien und Lieder (s. N. Teusch. Merkur 1800, St. 1. S. 8.); Ithiel Hariri durch seine Geschichte eines fahrenden Ritters, Makamât betitelt, in funfzig Abschnitten (s. Rosenmüller üb. einen arab. Roman des Hariri, Lpz. 1801); Abu Dschaafar Ibn Tophail durch seinen interessanten philosophischen Roman, der Naturmensch (übers. von Eichhorn, Berl. 1783). Admais großer Heldenroman: Antars Leben, in 35 Theilen, dient noch bis auf den heutigen Tag den improvisirenden Erzählern und Declamatoren im Orient zum Stoffe. Die dramatische ausgenommen findet man keine Gattung der Poesie, welche von den Arabern nicht cultivirt worden wäre, und die Romanze, ein Product des abenteuernden Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß sie dadurch auch auf die neueuropäische Poesie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poesie des Mittelalters zur romantischen Poesie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeist, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, sind von den Arabern in unsere abendländische Poesie übergegangen. Und so hat denn diese Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weise wohlthätig für Cultur und Literatur Europa's gewirkt, und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrschaft hinterlassen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forscher geworden sey, springt von selbst in die Augen. Wer einen tieferen Blick in die Geschichte der Wissenschaften und Menschheit thun will, kann dieser Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den sogenannten semitischen Dialecten (s. hebräische Lit. u. Sprache), unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschmeidigkeit auszeichnet. Durch den Koran wurde sie eigentlich als Büchersprache fixirt, und kurz nach Mahomed, weit mehr aber seit dem zehnten Jahrhundert, gab es unter ihnen grammatische Schriftsteller, welche die Grundsätze der Sprache bestimmten, ihre Schönheiten untersuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zusammentrugen. Durch den Uebergang der Araber nach Sicilien und Spanien wurde die arabische Sprache auch in Europa bekannt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat,

so ging doch ihre Kenntniß, nach Vertreibung der Mauren, den Europäern meist verloren. Postel weckte das gelehrte Studium derselben wieder in Frankreich, Spey in Deutschland. Im 17ten Jahrhundert blühte dasselbe in den Niederlanden, und wurde seitdem in Deutschland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen, Michaelis, Richardson, Jahn, Rosenmüller, de Sacy haben wir schätzenswerthe Grammatiken, von Erpen, Golius, Giggeji, Castell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Rosenmüller, Jahn u. A. Chrestomathien erhalten. Kirsten, Wasmuth, Schultens, Jones, Eichhorn, Tychsen, Schnurrer, Hasse, Hezel, Wahl, Paulus, Rosenmüller, Vater, Augusti u. A. haben sich durch größere Verbreitung, Kritik und Interpretation bedeutende Verdienste erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Aerzten sey. dd.

Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Colophon, hatte von Pallas die Kunst des Webens gelernt, und unterfing sich, in stolzer Einbildung auf ihre Kunstfertigkeit, ihrer Lehrerin selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte sie die Göttin in Gestalt einer alten Frau. Der Wettstreit begann, und Arachne fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die ärgerliche Chronik der Olympier darstellte. Pallas, darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und schlug ihr das Schiff um den Kopf; Arachne aber erhing sich in Verzweiflung. Die Göttin erhielt ihr zwar das Leben, indem sie sie mit einem Kräutersafte beträpfelte, verwandelte sie aber in eine Spinne.

Arachnologie oder Araneologie ist die Kunst, aus dem Verhalten, den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu schließen. Winke davon finden sich schon bei Plinius (H. N. Lib. XI. sect. 28.); auch wird davon bereits in einer 1588 zu Görlitz erschienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Disjonval, ehemaliges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, während einer achtmonatlichen Gefangenschaft, in der einige Spinnen seine einzige Gesellschaft waren, viele Beobachtungen über sie angestellt, und dieselben 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitet sich in diesem Werke über die Entdeckung des beständigen Verhältnisses zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verschiedener Arten, und den atmosphärischen Veränderungen von schönem Wetter zum Regen, von der Trockenheit zur Nässe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froste zum Thauwetter.

Aragon. Der Landstrich, welcher gegen Mitternacht von den Pyrenäen, gegen Abend von Navarra und Castilien, gegen Mittag von Valencia, gegen Morgen von Catalonien begränzt wird, und von dem anmuthigen Thale Aragues, das er enthält, den Namen Aragon erhalten haben soll, theilte die Schicksale, welche die pyrenäische Halbinsel unter der römischen Herrschaft und unter den Westgothen erfuhr. Im Anfange des achten Jahrhunderts war das Land zum Theil eine Beute der erobernden Araber geworden und gehörte zum Theil zu der spanischen Mark, unter fränkischer Herrschaft von Grafen regiert. Späterhin wurde diese Grafschaft, wie die andern neu gegründeten spanischen Staaten, durch die Tapferkeit gothischer Flüchtlinge den Mauren entrissen und kam im zehnten Jahrhunderte durch Heirath zu dem

mächtigen navarrischen Reiche. Als König Sancho der Große, im Jahre 1035, seine Länder theilte, erhielt sein unehelicher Sohn Ramiro die Grafschaft Aragon als ein Königreich. Seitdem blieb Aragon mehrere Jahrhunderte lang ein für sich bestehendes, durch eigne Fürsten beherrschtes Land. Es begriff zu jener Zeit nicht alles, was es jezt enthält, ein kleiner Landstrich am Fuße der Pyrenäen, und die ansehnlichen Gebiete von Zaragoza und Huesca waren noch in der Gewalt der Araber. Im zwölften Jahrhunderte aber ward durch das Waffenglück so tapferer Könige, wie Alfonso der Schlachtengewinner (el batallador) war, der mehr als dreißig Siege gegen die Mauren erfocht, und durch die glückliche Verbindung der aragonischen Erbtochter mit dem mächtigen Grafen von Barcelona (im J. 1137), welche die Vereinigung von Catalonien und Aragon herbeiführte, der Grund zu der Größe des Staats gelegt, den im folgenden Jahrhunderte Jacob der Eroberer (st. 1276), der den Mauren auch Valencia und die Insel Mallorca entriß, noch mehr erhob. Mallorca, von dem Eroberer an seinen jüngsten Sohn vererbt, bestand einige Zeit als eigenes Königreich; Aragon aber, Valencia und Catalonien wurden im Jahre 1319 durch einen Beschluß der Stände zu einem untrennbaren Reiche unter einem Beherrscher verrint, obgleich jedes dieser Länder seine besondre Verfassung behielt. Noch jezt heißen diese drei Länder die aragonischen Provinzen des Königreichs Spanien. Die Beherrscher des aragonischen Reiches, von äußern Feinden befreit, von ihren Nachbarn gefürchtet, fühlten sich nun mächtig genug, selbst über dem Meere Eroberungen zu machen, als eine günstige Gelegenheit sich darbot. Jacobs des Eroberers Sohn, König Pedro III., machte die Ansprüche geltend, welche er mit der edlen Constantia, der Tochter Manfreds von Hohenstaufen, erheirathet hatte, und die Insel Sicilien, der Preis des glücklichen Kampfes, den er gegen den harten Carl von Anjou bestand, ward ein Nebenland des aragonischen Hauses bald getrennt von Aragon unter verschiedenen Gebietern, bald unter einem Herrscherhaupt vereinigt. Als im Jahre 1410 mit Martin II., König von Aragon und Sicilien, der männliche Stamm der Grafen von Barcelona und des alten aragonischen Hauses erloschen war, kam der Infant Ferdinand von Castilien, des lezten Königs nächster männlicher Erbe von weiblicher Seite, durch die Wahl der Stände auf den Thron, welchen er seinem Sohne, Alfonso V., hinterließ, der durch die Eroberung von Neapel (1443) einer der mächtigsten Fürsten Europa's ward. (Vergl. Alfons V.) Alfonso's Bruder, Johann II., den die Vermählung mit der navarrischen Erbin zum Könige von Navarra gemacht hatte, vereinte auch dieses Land, als er (1458) jenem auf dem Throne folgte, noch einmal mit dem aragonischen Reiche. Johanns Sohn aber, Ferdinand der Catholische, legte durch seine Vermählung mit Isabella von Castilien den Grund zu der Vereinigung der Reiche Castilien und Aragon, die seit der Regierung seines Enkels, Carls des ersten (V.), einem Gebieter gehorchten. Seitdem theilte Aragon die Schicksale der spanischen Monarchie. (S. Spanien.) Die glücklichen Umstände, welche in den neu gegründeten spanischen Reichen eine frühe und eigenthümliche Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, eine eigenthümliche Ausbildung der Staatsverfassung beförderten, die Entstehungsart nämlich dieser Staaten, der Einfluß günstiger örtlicher Umstände, und die, durch die Mauren verbreitete, vielfache Cultur waren auch in Aragon wirksam. Daher auch hier ein mächtiger Lehnadel, der für den Beistand, welchen er den Königen in ihren Kriegen leistete, nicht nur einen

Antheil an den Eroberungen, und andere Vorrechte erhielt, die ihn stark genug machten, seinem Gebieter, den er nach dem Geiste des Lehnswesen nur als den Ersten unter Gleichen ansah, Trotz zu bieten; daher auch hier frühes Aufblühen der Städte, wo die maurische Herrschaft Veranlassung und Beispiel zu reger Gewerbsamkeit gegeben hatte, frühe bürgerliche Selbstständigkeit der städtischen Gemeinden, und darum hier desto früher, da der Handelsverkehr, den die Küstenstädte des befreundeten Nachbarlandes Catalonien mit allen Häfen des mittelländischen Meeres unterhielten, überall im Binnenlande Gewerbfleiß und Betriebsamkeit wecken mußte. Aber schon am Ende des 12ten Jahrh. begann auch hier ein Kampf zwischen dem mächtigen Adel, an den sich die Städte schlossen, und den Königen, die ihre Herrsch- und Richtergewalt zu befestigen und auszudehnen strebten. Damals (unter Pedro II.) entstand ein Bund zwischen dem Adel und mehrern Städten, und der erste Erfolg des Kampfes war die verfassungsmäßige Berechtigung der Stände, Selbsthülfe gegen den König zu brauchen. Später (1287) wurden sogar zwei Freiheitsbriefe ertrotzt, und es mußten dem ständischen Bunde sechzehn feste Schlösser als Unterpfand für des Königs Zusagen übergeben werden. Pedro IV. aber vernichtete 1348 diesen Zwang, ohne es darum zu wagen, willkürliche Gewalt zu üben. Vielmehr gelobte er eidlich die Freiheiten des Landes und die Gerechtigkeit zu schützen, und blieb dem Ausspruch des Justicia untergeordnet, der in Streitigkeiten zwischen ihm und einem Unterthanen so wie in allen Angelegenheiten in letzter Instanz entschied. Der sicherste Schutz aber gegen jeden Mißbrauch der königlichen Gewalt waren die Cortes. (Vergl. d. Art.) Diese alten Formen erhielten sich in Aragon länger als in Castilien. Noch im 17ten Jahrhunderte hörte man hier unter den Ständen oft eine kühne Sprache, die in Castilien längst verstummt war; aber allmählig wurden auch hier die Ständeversammlungen immer seltener, und als Philipp V. die Herrschaft des Hauses Bourbon in Spanien befestigt hatte, verloren die Aragoner, zur Strafe für ihre Anhänglichkeit an Philipps Gegner, Carl von Oesterreich, die übrigen Vorrechte, welche sie seit zweihundert Jahren gegen so manche Angriffe der königlichen Allgewalt gerettet hatten. Aragons Boden ist in manchen Gegenden so bergig, steinig und unfruchtbar, daß einst ein Bewohner des Landes sagte, die Aragoner würden ihre Heimath verlassen und blühendere Gegenden aufsuchen, wenn nicht die herrliche Freiheit des Landes sie so fest an diesen Boden bände. In vielen Gegenden aber, besonders in denjenigen, die durch Flüsse gewässert sind, ist das Land sehr fruchtbar, und es zeigt sich Leben und rege Thätigkeit unter den Bewohnern. Diese Vortheile verdankt das Land vorzüglich den letzten Königen aus dem bourbonischen Geschlechte, welche zwei große Canäle anlegten, die in Navarra anfangen, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem alten aragonischen oder kaiserlichen (von Carl dem fünften angelegten) Canale und dem Canale von Tauste ihr Wasser erhalten. Diese Wasserverbindungen laufen durch ganz Aragon, dem Ebro, der das Land von Nordwest bis Südost durchströmt, bald sich nähernd, bald sich von ihm entfernend, bis sie sich endlich mit ihm vereinigen, und so das Land wässern und den Erzeugnissen desselben vielfache Auswege verschaffen. Ueberall, wo diese Wasserarme den Boden befruchten, wird das Land von unzähligen Oelbäumen und vielen andern Fruchtbäumen beschattet, und Hammerwerke beleben die Landschaft. Die wichtigsten Erzeugnisse des Landes sind Mais, trefflicher Hanf, Krapp, Saffran, Seide, Alaun, Vitriol, Jaspis,

Marmor, Eisen und Blei. Die Schafzucht ist bedeutend, und Wollausfuhr der wichtigste Handelszweig. Franzosen, Niederländer und Italiäner nehmen den Aragonern die rohe Wolle ab, um feine Zeuge daraus zu bereiten, und in den englischen Fabriken wird sie so hoch geschätzt, daß man sie nicht mit einheimischen Wollen vermischt, sondern nur zu den feinsten Tüchern braucht. In Aragon selbst wird dieses köstliche Erzeugniß gar nicht verarbeitet, da es gänzlich an Fabriken fehlt. In Ansehung der Einwohnerzahl trifft auch dieses Land das Mißgeschick einer unverhältnißmäßig schwachen Bevölkerung, aus denselbigen Ursachen, welche diese Erscheinung in den meisten übrigen spanischen Landschaften herbeiführen; denn obgleich Aragon 710 geviertete Meilen Flächenraum hatte, so zählte es doch am Ende des vorigen Jahrhunderts, nach amtlichen Angaben, nur 623,308 Bewohner, wovon 40,000 auf die Hauptstadt Zaragoza fielen, und nach den neusten Ereignissen wird die Volksmenge eher abgenommen haben, als gewachsen seyn. R.

Arak oder Rak, ein starker Branntwein aus Reiß, Zuckerrohr oder dem Safte der Cocos-Nüsse. Der letztere, welcher der beste ist, kommt aus Batavia; anderer aus Goa.

Aranda (Don Pedro-Pablo Abarka de Bolea Graf v.), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, wurde gegen das J. 1719 geboren. Anfangs widmete er sich den Waffen; da er aber einen beobachtenden Geist verrieth, ernannte ihn Carl III. bald nach seiner Thronbesteigung zum Minister. Als solcher ging er zu August dem Dritten, König von Polen, und verweilte bei demselben sieben Jahre. Nach seiner Rückkehr wurde er Generalstatthalter von Valencia; aber im Jahr 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufstandes zurück und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. Aranda rechtfertigte die Wahl des Königs. Er führte nicht nur die Ordnung zurück, sondern bewirkte auch die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es den Ränken Roms und der Priester, den König dahin zu bringen, Aranda von sich zu entfernen, und als Gesandten nach Paris zu schicken. In Paris verlebte er neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte hier in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Florida Blanca, 1792 ihm dessen Platz ertheilen ließ. Aber einige Monate später wurde, nicht ohne den bittersten Spott des Hofes und der Nation, der Graf Aranda plötzlich durch den berüchtigten Don Manuel Godoï ersetzt. Er blieb indeß Decan des Staatsraths, den er in Thätigkeit gesetzt hatte, wurde aber, als er einst seine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgesprochen hatte, nach Aragonien verwiesen. Hier starb er 1794, hinterließ eine junge Witwe, aber keine Kinder. Die Hauptstadt Spaniens verdankt größtentheils ihm ihre Sicherheit, Reinlichkeit und die Abstellung vieler Mißbräuche.

Aräometer, hydrostatische Wage u. s. w. ist ein Werkzeug, durch dessen Einsenkung in Flüssigkeiten, z. B. Wasser, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältnisse der dichten oder specificischen Schweren dieser Materien, und dadurch die Güte derselben bestimmen kann. Der griechische Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet sich auf folgende Sätze: 1. Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüssige Materien eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer sich in dieselben ein-

getaucht hat 2) wenn ein Aräometer in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien, wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzusenken. Jeder dieser beiden Sätze gibt eine besondere Einrichtung des Aräometer: auf den ersten Satz gründen sich die Aräometer mit Scalen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug.

Ararat, ein hoher Berg in Armenien, unweit der Stadt Erivan. Die Arche Noäh ließ sich auf seinem Gipfel nieder, als die Gewässer der Sündfluth sich verliefen. Wenigstens ist dies der Glaube der Armenier, die ihm auch deshalb eine besondere Verehrung widmen. (S. Armenien.)

Arbitrage, Arbitrage-Rechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrerer Course, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteste sey. Der gewöhnlichste Fall ist, daß man Briefe von bestimmtem Werth zu ziehen oder zu übermachen hat, und untersuchen soll, welches die vortheilhaftesten Mittel dazu sind. Man berechnet zu dem Ende den Werth des Briefes, einmal nach dem Course des Orts, wo man ist, und nach dem Course des Orts, nach welchem hin das Geschäft gemacht werden soll; sodann aber in Beziehung auf gewisse Mittelörter, um zu erfahren, ob es vortheilhafter sey, das Geschäft unmittelbar oder mittelbar zu machen, und in letzterm Falle, über welchen Mittelort es zu machen sey. Es wäre z. B. eine Summe Geldes von Paris nach London zu übermachen, und man könnte sie entweder direct, oder über Cadix, Amsterdam oder Hamburg übermachen, so sind die Operationen, durch welche man erfährt, welches das vortheilhafteste sey, folgende: Man berechnet den Cours von Paris und London; man berechnet den Cours von Paris und Cadix, und den Cours von Cadix und London; man berechnet den Cours von Paris und Amsterdam, und den Cours von Amsterdam und London, und so auch von Hamburg; und untersucht alsdann durch Vergleichung, wo der größte Vortheil sich ergibt. Dabei gelten folgende Grundsätze: Hat man Geld zu beziehen, so ist der höchste, hat man Geld zu übermachen, der niedrigste Preis des Wechsels der vortheilhafteste, wenn der Ort einen festen Cours hat. Hat der Ort aber keinen bestimmten Cours, so ist im ersten Fall der niedrigste und im zweiten der höchste Preis der vortheilhafteste.

Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc.

Arcade, s. Bogenstellung.

Arcanum, das Geheimniß; dann auch insbesondere ein geheimes Mittel, oder irgend eine Arznei, deren Ingredienzien und Zubereitung geheim gehalten werden. Daß großer Mißbrauch, besonders von Marktschreiern, mit solchen angeblichen Arcanis getrieben wird, ist bekannt; sie sind daher ein Gegenstand der medicinischen Polizei.

Arcesilaus, der Stifter der mittlern Akademie, war zu Pitana in Aeolien im ersten Jahre der 116ten Olympiade geboren. Er wurde sorgfältig erzogen, und nach seines Vaters Tode nach Athen gesandt, um sich daselbst der Rhetorik zu widmen. Aber die Philosophie hatte mehr Reiz für ihn als die Beredsamkeit. Er genoß den Unterricht des Theophrast, eines Peripatetikers, dann des Crantor. Nach des Crates Tode stand er an der Spitze der akademischen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor. Plato und seine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenstände unterschieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und abstracte, die

bloß vom Geiste aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erstern constituire, sagten sie, die Meinung, der andern die Wissenschaft. Arcesilaus, der sich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, läugnete, daß man irgend etwas wisse, selbst das nicht, daß man nichts wisse. Er verwarf als falsch und täuschend das Zeugniß der Sinne, und behauptete dem gemäß, daß der wahre Weise nie etwas behaupten dürfe; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weise bekämpfen. Um jedoch diese bizarren Grundsätze mit der allen Wesen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Uebereinstimmung zu bringen, sagte er, daß sie nur auf die Wissenschaft eine strenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben sich an den Schein halten könne. Uebrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Aristipps theilte er seine Zeit zwischen dem Amor, dem Bacchus und den Musen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er starb, an übermäßigem Genuß des Weins, 75 Jahre alt im 4ten Jahr der 134sten Olymp. Sein Nachfolger war Lacydes.

Archaïsmus ist eine Alterthümlichkeit in der Sprache, sie bestehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaïsmen, allein in gewissen Gattungen der Schreibart, besonders der poetischen, können sie sogar Zierden seyn, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archäologie ist in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche die Zustände und Verfassung der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Besondern, hebräische, jüdische, griechische, römische, deutsche, gallische Archäologie u. s. w. In engerer Bedeutung aber wird darunter verstanden die Wissenschaft von den Antiken oder Kunstdenkmalen des Alterthums, als Werken schöner Kunst, und dann sagt man bisweilen Archäologie der Kunst, bisweilen jedoch auch Archäologie schlechthin, weil man gewohnt ist, bei dem bloßen Namen Archäologie, im Gegensatz der Antiquitäten, an die Kunst zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, so bei dem Archäologen an den Kunstforscher. Diese Kunst-Archäologie kann ebenfalls eine allgemeine seyn, z. B. Stieglitz Archäologie der Baukunst, oder eine besondere einer oder mehrerer einzelner Nationen. Seltsam kann es scheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunst überhaupt spricht, an die Aegyptier nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, so daß Archäologie in engster, jedoch gewöhnlichster, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Aegypter, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hiervon (wenn man ihn nicht in einer Einseitigkeit der Philologen aufsuchen will) ist, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherem als bloßer Kunde derselben, nach einer Aesthetik der Kunst des Alterthums nämlich strebte, die man nur bei einer Nation abstrahiren konnte, deren Kunstwerke als classische Muster für alle Zeiten da stehen. Eine solche Nation war die griechische, deren Kunstwerke man auch bei der Archäologie, in so fern diese Studium der Antike als des classisch Schönen in bildender Kunst des Alterthums seyn soll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beschränkte man sich nicht allein auf sie, weil die vorhin mitgenannten Nationen den Griechen entweder vorgearbeitet, oder Einfluß auf sie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert hatten, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt waren. Und weil man, die Kunstgeschichte jener Nationen zusammenfassend, gleich-

sam die Naturgeschichte der Kunst durch alle Perioden, vom Beginn der Kindesversuche bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und zum Verfall der Entartung herab, erhielt; so nahm man die Archäologie in jener Beschränkung um so lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeschlossenes Ganzes. Die Kunstwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, sind die Ueberreste 1. der Baukunst, 2. der Bildhauerei, 3. der Toreutik, 4. der Zeichen-, Malerkunst und Mosaik, 5. der Bildgraberei und Münzkunst, und 6. der archäologischen Geräthe (Anticaglie.) Diese Ueberreste sind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Rußland und Dänemark zerstreut, und nur auf Reisen könnte man sie daher eigentlich selbst anschauend studiren, wenn nicht Nachformungen und Abbildungen einigen Ersatz gäben. Das Erste, wessen der Archäolog bedarf, ist Kenntniß der Summe des von solchen Kunstwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem registrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der noch existirenden Antiken, ihrer Beschreibungen, Abgüsse und Abbildungen, so wie der Museen, Gallerien, Cabinette, Paläste und Villen, worin sie sich befinden, nebst einer Geschichte ihrer Wanderungen und Schicksale, enthielte. Leider ist dieser nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in seinem ganzen Umfang ausgeführt. An diesen Theil würde sich anschließen die Kunstlehre des Antiken, als Kunstgeschichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Künstlerpractik und Technik, Geist und Behandlung der Kunstwerke, nach Maßgabe der Kunstepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunsthermeneutik, welche Aufschlüsse gibt über die Symbolik der alten Kunst und Künstlerfabel, über die Art, wie man bei Erklärung der alten Kunstwerke verfahren müsse, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geschichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswissenschaften. Die Kunstkritik liefert nachher die Grundsätze, nach denen das Antike als Antikes überhaupt zu prüfen ist, odr als einer gewissen Periode der Kunst angehörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Ansezzungen, Ergänzungen, Verfälschungen von Original und Copie u. s. w. gehandelt. Die Aesthetik des Antiken endlich setzt dem Studium der Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und Heroencyclus als die Summe der Menschheit, diese Körper als sichtbar gemachte Seele in den mannigfaltigsten Idealen nach Geschlecht und Alter, von der erhabensten Göttlichkeit eines Zeus bis herab auf den Satyr, wo sich die Menschennatur in das Thierische verliert. Sie lehrt uns eindringen in die ästhetischen Ideen, die den Compositionen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derselben bestimmend, macht aufmerksam auf den reinsten Geschmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine also angelegte Archäologie dürfte allen Anfoderungen an ein zweckmäßiges Studium derselben Genüge leisten. Noch aber ist kein Werk vorhanden, welches dieser Idee ganz entspräche. dd.

Archenholz (Johann Wilhelm von), wurde geboren in Langenfurth, einer Vorstadt von Danzig. In seiner Jugend verließ er das väterliche Haus, um mit mehreren Knaben seines Alters nach Breslau geschikt und Friedrich II. vorgestellt zu werden, der seine Aufnahme in das berlinische Cadettenhaus bewilligte. Hier genoß er eines Unterrichts, dessen er bei seiner vorigen mangelhaften Erziehung sehr bedurfte, und machte bedeutende Fortschritte. Er blieb bis 1760 in der Anstalt, welche damals von den Russen nach Königsberg geschikt, bald

aber aufgelös't wurde, so daß der junge Archenholz noch in demselben Jahre in das damalige Regiment Renzel (zuletzt Winning) eintrat, und die Feldzüge von 1761 und 1762 mitmachen konnte. Von seiner militärischen Laufbahn läßt sich nur so viel sagen, daß Friedrich der Große gegen ihn eingenommen wurde, und da er ihn als einen leidenschaftlichen Spieler kennen gelernt hatte, ihm seine Achtung, und die Erlaubniß, ferner zu dienen, entzog. Diese Abneigung des Königs war unveränderlich bis an seinen Tod, und ging so weit, daß Friedrich, dem Archenholz seine Reise durch England und Italien überschickt, und der sie mit Vergnügen gelesen hatte, das Werk augenblicklich zurücksandte, als er erfuhr, daß der Verfasser desselben mit jenem Archenholz Eine Person sey, den er von einer so ungünstigen Seite kannte. Wenn wir den König bei dieser Strenge nicht ungerecht nennen dürfen, so scheint uns dieses Verhältniß, das einer Seits auf Archenholz frühern Charakter einen Schatten wirft, auf der andern Seite auch für einen schönen Beweis seiner Wahrheitsliebe und Redlichkeit gelten zu können, wenn wir erwägen, mit welcher enthusiastischen Verehrung und Liebe er stets an dem Könige und der preußischen Monarchie hing. Archenholz verlies den preußischen Dienst, und soll seitdem keine Karte angerührt haben. Zugleich verließ er den Continent und ging nach England, wo er mehrere Jahre hindurch interessante Nachrichten über diese Insel sammelte, für die er seit lange eine große Vorliebe hegte. Seine zweite große Reise führte ihn nach Italien. Bei einem Fall vom Pferde brach er ein Bein, wurde schlecht geheilt und mußte zeitlebens hinken; ihn aber dieses Umstandes wegen als Schriftsteller der übeln Laune gegen dieses Land zu beschuldigen, scheint abgeschmackt, wiewohl seine Ungerechtigkeit gegen dasselbe nicht zu verkennen ist. Sein England und Italien, die erste gelungene Probe darstellender Statistik in deutscher Sprache, liefert eine umständliche, nicht immer unparteiische Beschreibung dieser Länder, von deren innerem Zustande er sehr gründliche Kenntnisse erworben hatte, denn in Italien war er zwei Mal, in dem Jahre 1775, und später in den Jahren 79 und 80 gewesen, und in England hatte er in drei verschiedenen Perioden sechs Jahre lang, und zwar den größten Zeitraum von 1769 bis 1779 hindurch gelebt, und war daselbst mit mehreren der bedeutendsten Staatsmänner in Berührung gekommen. Nach seiner Rückkehr in Deutschland wählte er Dresden zu seinem Aufenthalte, und schrieb die Geschichte des siebenjährigen Krieges, die das Verdienst des schönen Vortrags und einer mit Vollständigkeit verbundenen Kürze hat. In Dresden verheirathete er sich, begab sich mit seiner Gattin nach Berlin, und gab daselbst den größten Theil seiner brittischen Annalen heraus. Die französische Revolution ward ihm die erste Veranlassung zu einem politischen Journal, dem er den Namen Minerva gab, und welches er, nur mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu seinem Tode fortsetzte. Anfangs gab er es in Verbindung mit dem Buchhändler Joh. Fr. Unger zu Berlin heraus, der sich aber bald zurückzog, besonders da er eine Reise des Herrn von Archenholz nach Paris, wo er mit Assignaten und Bücherhandel stark und glücklich speculirte, nicht billigen konnte. Herr von Archenholz begab sich von Paris nach Hamburg. Dieser neue Aufenthalt hatte manchen Reiz für ihn. Er ließ sich förmlich mit seiner Familie daselbst nieder, kaufte sich im Holsteinischen an, machte im J. 1810 eine Reise nach Berlin, kehrte aber nach einem Aufenthalte von sechs Monaten auf sein Gut Oyendorf, in der Nachbarschaft von Hamburg,

zurück, wo er den 28sten Febr. 1812 an einer Lungenentzündung und dazu getretenem Schlagflusse im 71sten Jahre seines Alters starb. Er ist auch der Verfasser des Lebens Gustav Wasa's und Herausgeber der Geschichte der Flibustier; beides Werke, die einer rühmlichen Erwähnung würdig sind. Er hinterließ eine Witwe mit drei Kindern, einem Sohn und zwei Töchtern.

Archīlochus, ein berühmter griechischer Dichter, geboren auf der Insel Paros, gegen das Jahr 700 vor Chr. Anfangs trug er die Waffen; aber er gibt uns keinen großen Begriff von seiner Tapferkeit, da er selbst uns berichtet, daß er in einer Schlacht die Flucht ergriff, und um schneller laufen zu können, seinen Schild auf dem Schlachtfelde zurückließ. Furchtbarer war er mit der Feder in der Hand. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, treulos aber seine Zusage gebrochen hatte, erhenkte sich über eine Satire, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen seiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Aber theils dadurch, theils durch seine zügellosen Sitten machte er sich eine Menge Feinde. Gehaßt von Allen und versunken ins äusserste Elend, suchte, er auf der Insel Thasos, einer von seinem Vater gegründeten Colonie, Zuflucht; allein man fürchtete ihn zu sehr, um ihn aufzunehmen. Er rächte sich für diese Undankbarkeit durch beißende Verse. Die Lacedämonier wollten ihm nicht ein Nachtlager in ihrer Stadt erlauben. Aber die olympischen Spiele eröffneten seinen Talenten einen glänzenden Schauplatz. Er gewann die Siegeskrone durch einen Hymnus auf den Herkules, und dieser Triumph versöhnte ihn mit seinem Vaterlande, das stolz auf ihn war. Er brachte sein verderbliches Talent für die Satire dahin zurück, und starb endlich von den Dolchen derer, die er damit angriff. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland verehrt. Man rühmte an ihm die Energie des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine sinnvolle Präcision, erhabene Gefühle und eine kräftige Satire; aber diese großen Eigenschaften wurden durch schändliche Verleumdungen und große Unsittlichkeiten herabgewürdigt. Seine Werke sind bis auf wenige Fragmente für uns verloren gegangen.

Archimandrit heißt in der griechischen Kirche, besonders in Rußland, derjenige Geistliche, der in einem Reiche oder in einer Provinz über alle Klöster und Aebte zu gebieten hat. In der römischen Kirche ist diese Würde nicht so gewöhnlich mehr; nur noch einige Prälaten in Sicilien führen diesen Titel, welcher sich daher schreibt, daß die Wohnungen der Mönche in den vorigen Zeiten auch Mandrä hießen.

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Geometern, war zu Syrakus gegen das Jahr 287 vor Chr. geboren. Obwohl er mit dem Könige Hiero verwandt war, so scheint er doch kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Um seine Verdienste um die mathematischen Disciplinen vollkommen zu bestimmen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Mathematik vor ihm; doch wissen wir, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereichert hat, welche die Neuern zur Basis genommen, um ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper darauf zu gründen. Euklides betrachtete in seinen Elementen nur einige dieser Größen in Beziehung auf einander, aber er vergleicht sie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. Archimedes hat die zu diesem Uebergange nöthigen Sätze in seinen Abhandlungen von der

Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Conoiden, und in seiner Schrift von der Messung des Cirkels, entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat er sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, deren Unverständlichkeit jedoch selbst von Kennern schwer zu besiegen ist. Archimedes ist der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydrostatik überliefert hat. Er hat zuerst den Satz gelehrt: „daß ein, in eine Flüssigkeit getauchter Körper so viel an seinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt;“ und bestimmte mittelst desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weise hinzugefügt habe. Die Auflösung dieses Problems fand er, als er eben badete, und sie verursachte ihm so viel Freude, sagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hause eilte, mit dem Ausruf: „ich habe es gefunden!“ ich habe es gefunden!“ Die practische Mechanik scheint zu Archimedes Zeiten ebenfalls eine neue Wissenschaft gewesen zu seyn, denn seine Aeußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punkt außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen eingeflößt hatten. Er ist der erste Erfinder des Flaschenzugs, d. h. einer Verbindung von Kloben, womit man die größten Lasten hebt. Ferner schreibt man ihm die Erfindung der Schraube ohne Ende u. s. w. zu. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte Archimedes sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung seines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maschinen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß Archimedes mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe; eine Sache, die an sich höchst unwahrscheinlich ist und nur auf spätern Nachrichten beruht. Bekanntlich gelang es den Römern durch Ueberrumpelung, sich der Stadt zu bemächtigen. Man erzählt, daß Archimedes in demselben Augenblick, im Nachdenken vertieft, auf dem Markte saß, und allerlei Figuren vor sich im Sande mit seinem Stabe gezeichnet hatte. Einem römischen Soldaten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!“ Allein der rohe Krieger achtete so wenig darauf, daß er ihn selbst niederstieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das Jahr 212 vor Chr. Geb. setzt, so war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Seiner Verordnung gemäß, setzte man auf sein Grabmahl einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch seine Erfindung ihres gegenseitigen Verhältnisses, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Man glaubte bereits, daß dieses Denkmal nicht mehr vorhanden sey, als Cicero, der sich als Quästor in Sicilien befand, es unter Gebüsch, wodurch es verdeckt ward, wieder auffand.

Archipēlagus. Mit diesem Namen werden gewisse Seestrecken belegt, in welchen sich viele Inseln befinden, als der maldivische Archipelagus an der malabarischen Küste, der mexikanische in Nordamerika, der Archipelagus des heiligen Lazarus zwischen Japan und den Philippinen u. s. w. Der bekannteste aber ist der griechische Archipelagus, unter dem insbesondere das ägeische Meer verstanden wird, welches gegen Westen zwischen den Küsten von Morea, Griechenland und Macedonien, gegen Norden zwischen Romanien, gegen Osten zwischen Natolien, und gegen Süden zwischen Candien liegt, und bei

den Türken Adalat Denghisi, das Meer der Inseln oder auch das weiße Meer heißt. Die meisten Inseln, welche sich in diesem Archipelagus befinden, stehen unter türkischer Botmäßigkeit, welche sie schwerer drückt, als die übrigen Unterthanen der Pforte; denn es bleibt ihnen kaum der dritte Theil ihres Erwerbs. Die übrigen zwei Drittel verschlingen die Abgaben. Die Inseln des Archipelagus gehören zur Statthalterschaft des Capudan-Pascha, ausgenommen Metelino, welche der Sultanin Mutter, Scio, welche der Schwester des Großherrn, und Makronisi, welche, wie die Stadt Athen, dem Kislar-Aga oder Aufseher des Harems gehört. Jährlich kommt ein Kadi dahin, die Streitigkeiten zu schlichten. Die Einwohner sind theils unirte, theils nicht unirte Griechen.

Architektonik, s. Baukunst.

Architrab, der Hauptbalken oder der unterste Theil des Hauptgesimses, welcher der Breite nach auf den Säulen liegt. Das Mittheil des Gesimses heißt der Fries, das oberste das Karnies.

Archonten hießen die höchsten obrigkeitlichen Personen in Athen, s. Attika.

Arcis sur Aube, Städtchen und Hauptort eines Arrondissements, in dem Departement der Aube, in Nieder-Champagne. Hier lieferte am 20. Merz 1814 der Fürst Schwarzenberg, mit dem Baierisch-Oesterreichischen Armeecorps, welches der Marschall von Wrede commandirte, dem von Napoleon angeführten französischen Heere, das eine Stellung an der Aube genommen hatte, ein heftiges Treffen. Der Kampf begann Mittags um 12 Uhr, und wurde mit äusserster Bitterkeit bis um Mitternacht fortgesetzt. Auf beiden Seiten war viel Blut geflossen, ohne daß der Tag ein entscheidendes Resultat gegeben hätte. Da sich aber der Kronprinz von Würtemberg, der das 3. 4. und 6te Armeecorps befehligte, mit dem Marschall Wrede vereinigt hatte, so wurde am 21ten der Angriff erneuert, der Feind aus Arcis vertrieben, und das jenseitige Ufer des Flusses behauptet.

Arçon (Jean-Claude-Eleonore Leiniceaud von), wurde 1733 zu Pontarlier geboren. Sein Vater, ein gelehrter Advocat, bestimmte seinen Sohn für den geistlichen Stand; doch dieser zeigte stets eine herrschende Leidenschaft für die Kriegswissenschaften, und statt lateinisch zu lernen, zeichnete er Festungswerke. Sein Vater hatte ihn in dem Gewande eines Geistlichen malen lassen, aber er änderte es mit eigner Hand in die Uniform eines Ingenieurs um. Diese stäte Aeusserung seiner wahren Neigung bewog endlich den Vater, ihr nachzugeben. Er wurde in die Militärschule zu Mezieres 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr ward er Mitglied des Geniecorps. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich vortheilhaft aus, und vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Cassel. Im Jahr 1774 bekam er den Auftrag, eine Karte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, und um dieses Geschäft zu beschleunigen, erfand er eine neue trockne Tuschmanier, mit einem einzigen Pinsel, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerschöpfliche Einbildungskraft und eine unermüdete Thätigkeit. Er schrieb mehreres, und in allen seinen Schriften erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie; ungeachtet der darin herrschenden Incorrectheit in der Sprache, ist ihre Lectüre höchst interessant. Im Jahre 1780 erfand er die schwimmenden Batterien, um mit Hülfe derselben Gibraltar zu erobern, das man damals von der Landseite für unangreifbar hielt. Zwar ward der Werth dieser Erfindung nicht erkannt, weil der

Erfolg den Erwartungen nicht entsprach; daran aber war besonders die Eifersucht und der Mangel an Einigkeit unter den französischen und spanischen Offizieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren. Bei der Invasion in Holland nahm er den Feinden mehrere Plätze, und unter andern Breda. Doch hatte der Aufenthalt in diesem morastigen Lande einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, und schrieb hier sein letztes, aber vorzüglichstes Werk, das gleichsam das Resultat aller übrigen ist, unter dem Titel: Considérations militaires et politiques sur les fortifications. Der erste Consul brachte ihn 1799 in den Senat und er wurde daselbst mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Doch genoß er diese Ehre nicht lange, denn er starb am 1sten Jul. 1800 in einem Alter von 67 Jahren.

Are ist ein Flächenmaß in dem jetzigen Frankreich, das die ehemalige Quadratruthe ersetzt, und ungefähr zwei Quadratruthen enthält. Der zehnte Theil der Are heißt Deciare. Decare ist ein Maß von zehn Aren.

Aere, der Zeitpunkt, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Aere der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. sie fingen von dieser Zeit an zu zählen; unsere Aere ist die Geburt Christi.

Areōpagus, der älteste unter den atheniensischen Gerichtshöfen, und zugleich wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteste. Er hatte den Namen von seinem Versammlungsorte, dem unweit der Citadelle gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieses Gerichts wird von einigen dem Cekrops, von andern dem Solon zugeschrieben; doch scheint er von letzterm nur eine bessere Einrichtung, mehr Ansehen und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangnen Archonten besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung dessen würdig gemacht hatten. Es wurde zu dem Ende eine besondere Prüfung vorgenommen. Aristides nannte den Aeropag das heiligste und ehrwürdigste Tribunal Griechenlands, und Demosthenes versichert, daß er nie ein Urtheil gesprochen, womit nicht beide Theile zufrieden gewesen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten, waren vorsätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwais'ten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Ausspruche. Seine Versammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen gesammelt. Bis auf Perikles behielt dieser Gerichtshof seine ganze Reinigkeit, durch diesen aber, der, ohne Archont gewesen zu seyn, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerst verletzt; doch behielt er noch lange sein Ansehen, das erst nach und nach mit dem Verfalle Athens sank.

Arethusa, 1. eine von den Hesperiden (s. d.). 2. Eine Tochter des Nereus und der Doris, erst eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Insel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung aus einer Nymphe in einen Quell s. Alpheus. Da Theokrit an ihren Ufern seine Idyllen dichtete, ist sie oft zur Muse des Hirtengesanges gemacht worden.

Aretino (Pietro), einer der berühmtesten italiänischen Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, der jedoch den größten Theil seines

Ruhms der Ausgelassenheit seiner Feder verdankt. Seine Schicksale entsprachen an Sonderbarkeit seiner Individualität. Der natürliche Sohn eines Edelmannes gelangte er zur Gunst der Fürsten und Könige. Man nannte ihn die Geißel derselben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er selbst hatte übermäßige Bewunderer und Schmeichler, troß der Bosheit und der Heftigkeit seiner Satiren; eben so sehr von Prahlerei und Stolz, wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man sich nur gegen Verworfene erlauben darf; einer Seits ein so zügelloser Schriftsteller, daß man mit seinem Namen die Schamlosigkeit und Obscönität bezeichnete, schrieb er auf der andern auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es sein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen il divino; und er war anspruchsvoll genug ihn selbst, wie einen Titel, seinen übrigen Namen beizufügen. Geboren in Toscana im Jahre 1492 zeigte er früh seine glänzenden Anlagen, aber auch welchen Gebrauch er einst davon machen werde. Wegen eines Sonets gegen den Ablaß ward er aus Arezzo verjagt. Er ging nach Perugia und von da nach Rom, wo er bald in die Dienste Leo's X. und später Hadrians VI. trat. Sechszehn schändliche Sonete, die er auf eben so viel obscöne Bilder von Julius Romanus verfertigte, zwangen ihn Rom zu verlassen. Johann von Medicis, den seine Sittenlosigkeit wenig abschreckte, berief ihn zu sich und nahm ihn mit sich nach Mailand, wo Aretin Gelegenheit fand, sich Franz I. gefällig zu machen. In Rom, wohin er zurückkehrte, traf ihn ein böser Unfall. Ein Sonet auf eine Köchin, der er zugleich mit einem bolognesischem Edelmann den Hof machte, reizte die Eifersucht des Letztern so sehr, daß es zwischen beiden zu Thätlichkeiten kam, die für Aretin mit zerschlagenen Gliedern endigten. Ohne Recht für diese Mißhandlungen gefunden zu haben, kehrte er zu seinem Beschützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann, und der verwundet in seinen Armen starb. Aretin schien bei dem Verluste seines Freundes wahrhaft erschüttert, und beschloß fortan unabhängig und von seiner Feder zu leben. Er ließ sich 1527 zu Venedig nieder und erwarb sich mächtige Freunde, unter denen der Bischof von Vicenza ihn sowohl mit dem Papst aussöhnte, als auch dem Kaiser so günstig empfahl, daß dieser ihm eine goldene Kette überschickte. Franz I., der nicht minder großmüthig seyn wollte, schenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber später Carl ihm eine Pension von 200 Thlrn. aussetzte, hinter der Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobsprüche, die er bis dahin unter beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve setzte ihm eine ansehnliche Pension aus. Außerdem gewann er, nach seiner eigenen Angabe, durch seine Schriften jährlich tausend Goldthaler nebst einem Rieß Papier und einer Flasche Tinte. Der berühmte Niccolo Franco, ein eben so zügelloser, aber ungleich gelehrterer Schriftsteller, wurde sein Gehülfe bei seinen Arbeiten. Aretins Ruf verbreitete sich; aus allen Gegenden Italiens schrieb man an ihn, man erhob ihn, man kam ihn zu sehen. Durch seine Erbauungsschriften söhnte er sich mit dem römischen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, wurde durch ein Sonet, das sein Landsmann an ihn richtete, so gerührt, daß er ihm tausend Goldkronen schickte, und ihn zum St. Peters-Ritter machte. Drei Jahre nachher wurde er von dem Herzog von Urbino dem Papst selbst vorgestellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, sondern selbst mit Zärtlichkeit aufnahm und sich herabließ, ihm die Stirne zu küssen. Dennoch konnte er den Cardinalshut, wonach er

so eifrig strebte, nicht erlangen. Bei seiner Rückkehr nach Venedig aber ermangelte er nicht auszusprengen, daß er ihn nicht angenommen habe. Das Alter machte ihn nicht vorsichtiger. Er lebte in unaufhörlichen Händeln und Streitigkeiten, die oft mit Schlägen für ihn endigten, und mehr als einmal sein Leben bedrohten. Die Art seines Todes paßte zu seinem Leben. Er hatte Schwestern zu Venedig, die eben so zügellos lebten, wie er selbst. Man erzählte ihm einst einige ihrer galanten Abenteuer, die er so belustigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und starb auf der Stelle. Er war 65 Jahre alt, aber die Festigkeit seines Körpers schien ihm eine weit längere Lebensdauer zu versprechen; die Natur hatte ihn sehr glücklich ausgestattet. Der Geschmack für die Künste war ihm angeboren, und er übte mehrere mit Glück. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tisch und die Weiber. — Das Verzeichniß seiner Werke hier anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Sie bestehen, wie schon angedeutet worden, in mehrern Religionsschriften, ferner in fünf Lustspielen und einem Trauerspiele, jene voll Witz und echt komischen Zügen, dieses nicht ohne Verdienst, in den sechzehn ruchlosen Sonnetti lussuriosi, ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreisungen, zum Theil satirisch und schlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöien. — Die Akademiker della Crusca zählen Aretin unter die classischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient diese Ehre jedoch weniger der Reinheit als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Styls wegen.

Argandsche Lampe, von ihrem Erfinder, Argand, so genannt. In der Hauptsache kommen sie darin überein: Es wird ein Stückchen baumwollenen Zeugs, welches ungefähr 2 1/2 Zoll lang und 1 Zoll breit ist, der Länge nach so zusammengenäht, daß dadurch ein kleiner Cylinder entsteht. Dieser Docht wird an dem einen Ende über einen messingenen Ring, der ungefähr einen halben Zoll hoch ist, gestülpt, damit er aufrecht stehe, und in eine messingene Röhre von angemessener Länge und Weite dergestalt eingesetzt, daß er mit seinem Ringe einen hinlänglichen Spielraum behält. Dieser wird mit Baum-Oel angefüllt, das durch ein Nebenwerk nach und nach in die Röhre hinüberfließt. Diese Röhre steht in einer etwas weitern messingenen Röhre, welche oben und unten offen ist, damit die Luft von unten hinauf durchziehen könne; über dieser Röhre ist ein gläserner, ebenfalls oben und unten offener Cylinder gestürzt. Durch diese Einrichtung bekommt die Luft von unten herauf einen starken Zug, und ertheilt dem Lichte eine sehr lebhafte Flamme; deren Schein durch das cylindrische Glas noch vermehrt wird. Zugleich aber wird auch weit mehr Oel verzehrt, als bei einer andern Lampe, und das Auge scheint dabei an ein zu starkes Licht gewöhnt zu werden. Man nennt in Frankreich die Argandschen Lampen Lampes à Quinquet. So heißen sie nach einem Blechschmid, Namens Quinquet, in Paris, mit welchem Argand zur Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen in Compagnie getreten war. Huile à Quinquet nennt man das Oel zu den argandischen Lampen, welches nach englischer Art durch Holzkohlen filtrirt wird.

Argens (Jean-Baptiste de Boyer, Marquis d'), geboren 1704 zu Aix in der Provence, woselbst sein Vater Generalprocurator bei dem Parlament war. Dieser bestimmte ihn der juristischen Laufbahn, aber der Militärstand entsprach seiner Neigung mehr, und er trat in denselben mit seinem fünfzehnten Jahre. Seine Liebschaft mit der schönen Sylvie, die er selbst in seinen Memoiren erzählt, bewog ihn, den Dienst

und Frankreich zu verlassen, um sich in Spanien mit dieser Schauspielerin zu verbinden. Aber noch vor der Ausführung dieses Plans auf Veranlassung eines Freundes seiner Familie arretirt, ward er nach der Provence zurückgebracht und bald darauf mit dem französischen Gesandten nach Constantinopel geschickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch mehrere thörichte und lustige Abentheuer bezeichnet, die ihm das Leben hätten kosten können. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet; in der Folge befand er sich vor Philippsburg. Hier machte ein Sturz mit dem Pferde ihn zum fernern Dienst unfähig. Ohne Subsistenz, enterbt von seinem Vater, ward er Schriftsteller, und ging nach Holland, um mit desto mehr Freiheit schreiben zu können. Hier gab er seine Lettres juives, chinoises et cabalistiques heraus. Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, wünschte den Verfasser kennen zu lernen und an seine Person zu knüpfen. D'Argens antwortete, daß mit fünf Fuß und sieben Zoll er bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sey. Nach dem Tode dieses soldatischen Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erschien in Potsdam, ward wohl aufgenommen, und erhielt nach einiger Zeit den Kammerherrnschlüssel mit einer angemessenen Pension und die Stelle eines Directors der schönen Wissenschaften bei der Akademie. Er ward der tägliche Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande seiner Neckereien machte und ihm manchen Streich spielte. Fast ein Sechziger verliebte er sich in eine Actrice, Namens Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrichs, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum zweiten Male seit seinem Aufenthalt in Preußen in sein Vaterland reis'te, um seine Familie zu besuchen, fand er auf seinem Wege eine erdichtete Verordnung des Bischofs von Aix verbreitet, worin er persönlich signalisirt und als ein Gotteslästerer excommunicirt war. Diese Schrift beunruhigte ihn anfangs sehr, bis er an der Unterschrift, in welcher Friedrich statt Erzbischof aus Versehen Bischof gesetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach seiner Rückkehr mußte er mehr als je von der satirischen Laune des Königs erdulden. Er erhielt nach einiger Bemühung auf sechs Monate Erlaubniß zu einer dritten Reise in die Provence, ward aber auf dem Rückwege krank, und kehrte, da der König in der Meinung, seine Krankheit sey erdichtet, sich einem unmäßigen Zorne überlassen hatte, in die Provence zurück, wo er auf einem kleinen Gute, das einer seiner Brüder ihm großmüthig überließ, noch ungefähr zwei Jahre verlebte und 1771, in einem Alter von 68 Jahren, starb, nachdem er noch Gesinnungen und selbst Handlungen der Frömmigkeit geäußert und geübt hatte, die sein Leben und seine Schriften nicht erwarten ließen. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer kühnen Philosophie, hatten einst ein gewisses Ansehen, an dessen Stelle jetzt Nichtachtung und Vergessenheit getreten ist. Sie sind auf mannichfache Weise lehrreich; aber es fehlt ihnen an Geschmack, Kritik und redlicher Absicht. Der Styl ist leicht, aber voll der Fehler, welche aus zu großer Eilfertigkeit zu entspringen pflegen.

Argonauten hießen jene Heroen des griechischen Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine große und gefahrvolle Reise durch unbekannte Meere nach Colchis machten. Die Veranlassung dazu war folgende: Aeson, König von Jolkos in Thessalien,

den sie die Gefahren der furchtbaren Scylla und Charybdis, und der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der lybischen Sandbänke. Dann kamen sie nach Creta, wo sich der Riese Talos, der die Insel bewachte, ihrer Landung widersetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferse und war unten mit einem ehernen Nagel zugesteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank, und öffnete die Ader, daß er sich verblutete. Endlich erreichten sie Melea's heiß ersehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward versöhnt und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde vom Jason auf dem corinthischen Isthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte sie am Südhimmel als leuchtendes Gestirn. So war rühmlich und glücklich der Zug vollendet. Bevor sich aber die Helden trennten, schwuren sie einander wechselseitigen Beistand im Kriege, und beschlossen zu gewissen Zeiten zusammenzukommen, um dem Jupiter zu Ehren Kampfspiele zu feiern, welche der Anfang der olympischen Spiele wurden. Medea's und Jasons weitere Schiksale sehe man unter diesen Artikeln. Wir bemerken nur, daß in der Erzählung von der Rückreise der Argonauten die Alten sehr von einander abweichen; auf eine nähere Auseinandersetzung einzugehen, erlaubt uns jedoch weder der Zweck, noch der Raum des Werks.

Argus, des Arestor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, von denen die eine Hälfte stets wachte, während die andere im Schlafe geschlossen war. Die eifersüchtige Juno bestellte ihn zum Wächter der unglücklichen, in eine Kuh verwandelten Jo (s. d.); allein Merkur wußte ihn durch das Spiel seiner Flöte einzuschläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb.

Ariadne, des Minos und der Pasiphaë Tochter. Die Athenienser mußten jährlich sieben Knaben und sieben Jungfrauen, welche das Loos bestimmte, dem König Minos als Tribut nach Creta schicken, wo sie dem in dem Labyrinthe eingeschlossenen Minotaurus (s. d.) zur Beute wurden. Sein Vaterland von diesem schimpflichen Zoll zu befreien, trat Theseus, des damaligen Königs von Athen Aegeus einziger Sohn, freiwillig in die Zahl der dem Minotaurus bestimmten Opfer, erlegte das Ungeheuer und fand mit Hülfe eines von Ariadne empfangenen Knauls glücklich wieder den Ausweg aus dem Labyrinth. (S. Theseus.) Darauf entfloh er mit Ariadne, landete und übernachtete mit ihr auf Naxos, ließ aber die sorglos Schlummernde treulos dort zurück. Unendlich ist der Schmerz der Hülflosen, als sie erwacht ihr Schicksal erkennt, bis endlich die Natur dem Jammer erliegt. Ermattet sinkt sie aufs neue in Schlummer, den jedoch ängstigende Träume beunruhigen. Da erscheint plötzlich, von seinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von seinen Gefährten und Dienern umrauscht, mit jubelndem Getümmel, Flöten- und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne spendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die Schlummernde mit stummem Erstaunen und huldigt den Reizen der holden Schläferin. Sie erwacht, um auf immer in seine Arme zu sinken. Die auf Erden Verzweifelnde wird himmlisch getröstet, die Gebeugte über alles Irdische erhoben, die Braut und Triumphgenossin des sanftesten Tiegerbändigers, eine siegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Gebieterin aufstieg. — Die alten und neuen Dichter haben diesen schönen Stoff vielfältig behandelt; es sind mehrere Gemmen übrig,

welche die Geschichte der Ariadne darstellen; auch ist eine Ariadne unter den Gemälden von Herculanum.

Arianer werden die Anhänger des alexandrinischen Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sey das edelste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, also geringer als Gott und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater (Homousia, daher Homousianer) zusprach und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320 und 325 auf der berühmten Kirchenversammlung zu Nicäa feierlichst verdammt. Die Bestimmungen des nicänischen und des darauf gebauten ausführlicheren athanasischen Symbolums haben daher in der Polemik gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwischen in seiner Verbannung seiner Partei neue, mächtige Anhänger zu verschaffen, und Constantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die catholische Kirchengemeinschaft bewerkstelligen, als dieser 336 plötzlich starb. Nach seinem Tode gewann seine Partei bedeutenden Zuwachs, Constantin selbst ließ sich kurz vor seinem Tode 337 auf arianische Weise taufen und bei Constantin II. war der Arianismus die Hoftheologie, bildete sich seine eigene Liturgie und nahm seit 350, wo Constantius allein herrschte, auch im Occident überhand, wo Rom einen arianischen Bischof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern selbst bereiteten indeß den endlichen Sieg der catholischen Kirche, die sie beständig im Bann hielt, vor. Zuerst hatten sich ihr die Semiarianer oder halben Arianer, als deren Anführer Basilius von Ancyra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiusia, daher Homoiusiasten) genähert und dadurch das Uebergewicht am kaiserlichen Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (s. d. Art. heil. Geist) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Uebertreibungen der strengen Arianer Aetius und Eunomius aus Kappadocien nebst ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz andern Wesens sey als der Vater (daher Heterusianer, Anomöer), selbst die Semiarianer wider sich aufbrachten und durch die Reduction der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anstoß erregten. Und den Ausschlag gab der Kaiser Julian der Apostat, dessen Verachtung gegen das Christenthum allen Parteien gleiche Duldung verstattete, und keine Glaubensstreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob sich der Arianismus durch Valens seit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte selbst bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Catholischen schreiten, Gratian aber stellte die Ruhe und Theodosius die Herrschaft der Orthodoxen wieder her und die Parteiungen unter den Arianern selbst beschleunigten das Ende ihres Einflusses und Ansehens im römischen Reiche. Seit der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts verlor sich daher der Arianismus in dem Theile des römischen Reichs, der noch unter den Kaisern stand. Bei den Gothen, die das Christenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Westen des Reichs herrschend, bis des orthodoxen Franken Klodwigs Siege und die Reform des westgothischen Königs Reccared ihn am Ende des 5ten Jahrhunderts auch hier verdrängte. Um dieselbe Zeit wurde er auch bei den Su-

ven in Spanien vertilgt, die ihm, wahrscheinlich durch die Westgothen verleitet, 100 Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn schon im Anfange des 6ten Jahrhunderts auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Catholicismus zu bekehren. Sie waren seit 430 strenge Arianer und wußten die Herrschaft ihrer Secte in Nordafrika selbst mit den grausamsten Verfolgungen gegen die Catholiken geltend zu machen — erst Belisars Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längsten erhielt sich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigene Partei aus, und wenn auch die Albigenser in Frankreich im 12ten und 13ten Jahrhundert ähnlicher Lehren beschuldigt wurden und die Secten, welche vom 16ten Jahrhundert bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, sich in der That zu der Meinung, daß Christus dem Vater subordinirt sey, bekannten; so mochten doch weder jene noch diese für Arianer gelten. E.

Arie ist in der Dichtkunst ein kurzes, nach Füßen und Sylben abgemessenes und eine bestimmte Empfindung ausdrückendes Ganze, bestimmt, in Musik gesetzt und von einem einzigen Sänger gesungen zu werden; und in der Musik ein abgemessener und von einer einzelnen Stimme vorgetragener Gesang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hierzu geeigneten lyrischen Gedichtes angepaßt ist. In den Opern steht die Arie dem Recitativ und den mehrstimmigen Gesangstücken entgegen. Die Ariette, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile besteht, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbewegung voraussetzt.

Arion, ein Sohn Neptuns und der Nymphe Oncäa, berühmt als Citterspieler und Erfinder des Dithyrambus. Er war auf Lesbos etwa 700 Jahre vor Chr. geboren, hielt sich lange am Hofe Perianders zu Corinth auf, und besuchte einst von da Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem musikalischen Wettstreit. Als er aber mit reichen Schätzen sich auf einem corinthischen Schiffe eingeschifft hatte, um zu seinem Freunde Periander zurückzukehren, beschlossen die Schiffer, von Habsucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck trat, und durch süße Lieder die Herzen seiner Schiffsgefährten zu rühren versuchte. Die musikliebenden Delphine versammelten sich um das Schiff und lauschten seines süßen Spiels und Gesangs; doch die habsüchtigen Schiffer blieben ungerührt. Als Arion das sah, beschloß er, sich durch freiwilligen Tod ihren rohen Mörderhänden zu entziehen und stürzte sich selbst in die Fluth. Aber ein Delphin nahm den Sänger auf seinen Rücken und trug ihn, während Arion die stürmenden Wogen durch die Macht seiner Töne ebnete, unverletzt bei dem Vorgebirge Tänaros ans Land. Später kamen auch die Schiffer nach Corinth, und antworteten, von Periander nach Arion befragt, daß er gestorben sey. Da trat er ihnen vor die Augen, und die ihres Frevels Ueberwiesenen ließ Periander ans Kreuz schlagen. Arions Lyra aber, so wie der rettende Delphin wurden als Sternbilder an den Himmel versetzt.

Arioso, (sangbar,) bezeichnet in der Musik einen Satz von langsamer Bewegung, dessen Melodie so sangbar und ausdrucsvoll ist, daß sie weiter keiner Verzierungen bedarf. Lyrische Stellen in Recitativ werden oft mit guter Wirkung als Arioso behandelt, indem der

Componist den ganzen Umfang der Empfindung in einem sol..en Satz concentrirt darstellt.

Ariosto (Lodovico) war zu Reggio den 8ten Sept. 1474 geboren. Er stammte aus einer edeln Familie und von einem Vater, der nach langen Diensten in verschiedenen Aemtern von dem Herzog von Ferrara, Herkules I., zum Richter des ersten Tribunals von Ferrara ernannt wurde. Von zehn Kindern war er der älteste und verrieth Anlage zur Dichtkunst schon in seinen Kinderspielen; er verfertigte Tragödien, die er mit seinen Brüdern aufführte, unter andern Pyramus und Tisbe. Auf der Schule von Ferrara zeichnete er sich in seinen Studien aus und erweckte die größten Hoffnungen. Sein Vater bestimmte ihn der Rechtsgelehrsamkeit; aber nach fünf mit Widerwillen und vergeblichem Zwang darauf verwandten Jahren leistete der Jüngling auf sie Verzicht, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er genoß den Unterricht des gelehrten Gregor von Spoletro. Plautus und Terenz, die er erklärte, gaben ihm den Gedanken zu zwei Comödien, der Cassandra und den Suppositi, welche er damals entwarf. Lyrische Gedichte, in italiänischer und lateinischer Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, Sohne des Herzogs Herkules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn im J. 1503 an seinem Hofe an und bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten; und nach Herkules Tode setzte Alphons, des Cardinals Bruder, als er den Thron bestiegen hatte, nicht minder sein ganzes Vertrauen in Ariost. An diesem Hofe begann und vollendete er mitten unter Zerstreuungen aller Art, in zehn oder elf Jahren sein großes und unsterbliches Gedicht, den Orlando furioso. Im J. 1516 war der Druck desselben beendigt. Ariost, der dem Cardinal ein Exemplar überreichte, soll von ihm gefragt worden seyn: Meister Ludwig, woher nehmt ihr nur alle die Possen und Albernheiten? — Wäre es wahr, so hätte der geistreiche Fürst und Cardinal Hippolyt von Este dadurch bewiesen, daß er leichter selbst eine Albernheit sagen, als das hohe Genie Ariosts würdigen konnte und daß er nicht werth war, ihn zu besitzen. Indeß sollte ihn Ariost 1517 oder 18 auf seiner Reise nach Ungarn begleiten, wo seine Angelegenheiten ihn zwei Jahre zurückhielten. Die Strenge des Clima's und die schwache Gesundheit des Dichters schienen ihm keine hinreichenden Entschuldigungen, und da dieser auf seiner Weigerung bestand, verlor er gänzlich die Gunst des Cardinals, welche sogar von Kälte und Gleichgültigkeit in förmlichen Haß übergieng. Ariost wurde jetzt von dem edeln und kunstliebenden Herzog Alphons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber, seiner dringenden Verlegenheiten ungeachtet, nur höchst kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunstbezeigung ähnlich sah — ihm im J. 1521 oder 22 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich diese schwierige Unternehmung, kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Comödien und der Vollendung seines Orlando beschäftigte und am 6ten Juni 1533, 58 Jahre alt, starb. Ariost vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchses und der Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geist. Er war reich gewesen und liebte den Glanz, mußte sich indeß mit der Erbauung eines kleinen aber angenehmen und bequemen Hauses begnügen, über welches er die Verse setzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Als Dichter gehört Ariosto zu den ersten Meistern aller Zeiten und aller Nationen; sein Orlando furioso (der sich an Bojardo's Orlando inamorato anschließt, und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann) ist ein vollendetes romantisches Epos, das in keiner andern Rücksicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten desselben aufzufinden. Abgeschmackt ist es, untersuchen zu wollen, ob Ariost, oder Tasso, oder Dante größer sey, da ein jeder in seinen Werken als vollendet und unübertrefflich erscheint. Forschen wir aber nach den hervorstechenden Eigenschaften, die Ariost in seinem Orlando entfaltet hat, so finden wir einen glänzenden und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, ein rastlos wechselndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung. Eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende Phantasie athmet durch das ganze Werk, und schmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt sich eine bewundernswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und, ohne undeutlich zu werden, so durch einander zu schlingen weiß, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen Ariosto den großen Meistern des Gesanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorbeer kränzt, und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer diesem großen Epos besitzen wir von Ariosto einige Lustspiele, Satiren, Capitoli und Sonette, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. Den deutschen Lesern darf der Orlando in Gries meisterhafter Uebersetzung nicht unbekannt seyn. M.

Arisch (Capitulation von El-), s. Aegypten (Landung und Feldzug der Franzosen in).

Aristarch, ein berühmter griechischer Grammatiker, der die Gedichte Homers mit der äußersten Schärfe durchging. Sein Name ist daher zum Appellativum geworden und man bezeichnet damit überhaupt einen strengen aber gerechten Kunstrichter. Er war in Samothrazien 160 Jahre vor Chr. geboren nnd lebte zu Alexandria. Ptolemäus Philometor, der ihn sehr schätzte, vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder. Nachdem er sein Leben auf die Kritik des Pindar, Aratus und anderer Dichter, besonders des Homer gewandt hatte, starb er 72 Jahre alt auf Cypern den freiwilligen Hungertod, da er hoffnungslos an der Wassersucht litt.

Aristīdes, um seiner strengen Rechtschaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lysimachus Sohn, und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war Anführer seiner Tribus (Polemarch), als die Athenienser mit den Persern bei Marathon kämpften. Nach der bestehenden Einrichtung führte jeder Polemarch nach der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Aristides aber, der den Nachtheil dieses steten Wechsels einsah, bewog sämmtliche Polemarchen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieser Maßregel besonders war der Gewinn der marathonischen Schlacht zuzuschreiben. Das Jahr darauf war er Archont, und genoß in diesem Amte einer so allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themistokles Eifersucht erregte. Da dieser ehrgeizige Mann ihn jedoch nicht öffentlich anzugreifen wagte, sprengte er aus, daß Aristides nach einer Art von Königthum strebe, und brachte es wirklich dahin, daß er durch den Ostracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, in welcher Aristides verbannt wurde, zufällig

neben ihm stand, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Aristides auf seine Muschel zu schreiben, mit der er seine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Aristides beleidigt?" fragte dieser ihn. — „Nein," antwortete jener, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören." — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Sein Wunsch ward nicht erfüllt, denn als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere gegen Griechenland aufbrach, eilten die Athenienser, einen Mitbürger, von dem sie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er sich auf die Nachricht, daß die griechische Flotte bei Salamis von der persischen umzingelt sey, sogleich dahin, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraut ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griechischen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte Aristides vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platäa befehligte Aristides die Athenienser, und trug viel zu dem dort über die Perser erfochtenen Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archont war, und daß er damals das Gesetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Aemtern, selbst zur Archontenwürde, verstattet ward. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, daß er ihn aber nicht in öffentlicher Versammlung bekannt machen könne, ernannte man Aristides, um sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen, in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Atheniensern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. Aristides sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sey, als Themistokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Um die Kosten des Kriegs gegen die Perser bestreiten zu können, bewog Aristides die Griechen zu einer Abgabe, die an gewisse gemeinschaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden sollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf seine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb sich auch bei diesem Geschäft den Beifall Aller. Er starb in einem sehr hohen Alter, und, was seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit am schönsten beweis't, so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, dem der Staat hundert Silberminen und eine Baumpflanzung schenkte. — **Aristides** (Aelius), ein bekannter Rhetor, der im J. 129 in Bithynien geboren war. Er machte mehrere Reisen, und ließ sich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerstörte, erlangte Aristides vom Kaiser Antonin die Wiederaufbauung derselben, wofür die dankbaren Einwohner ihm eine Statue errichteten. Das Verdienst seiner Reden, von denen wir noch 54 besitzen, besteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Aristipp, der Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene die cyrenaische genannt wurde. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, wahrscheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu

nehmen, hörte er von Sokrates erzählen, und ward so begierig, ihn zu hören, daß er sogleich nach Athen eilte und sich unter seine Schüler mischte. Er nahm indeß nicht alle Grundsätze desselben an. Er war, wie dieser, der Meinung, daß man sich enthalten müsse, von Dingen zu sprechen, die über die menschliche Fassungskraft gehen, und achtete ebenfalls wenig die physikalischen und mathematischen Wissenschaften; aber seine Moral wich sehr von der sokratischen ab. Seine Hauptsätze waren, daß alle Empfindungen des Menschen sich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen lassen. Das Vergnügen ist eine sanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das erstere und vermeiden den letztern. Das Glück ist nichts anders als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes Vergnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art der Wollust entziehen. Doch ist dabei mit Auswahl zu verfahren, und die Vernunft muß uns stets in unsern Genüssen leiten. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm mehrmals darüber, und wahrscheinlich um seinem Tadel zu entgehen, brachte Aristipp einen Theil seiner Zeit zu Aegina zu, wo er sich auch befand, als sein Lehrer starb. Er machte mehrere Reisen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendste Aufnahme. Zu Corinth lockten ihn die Reize der berühmten Lais an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, die sich dem Diogenes unentgeldlich ergäbe, antwortete er: „Ich bezahle sie, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht, daß sie sie Andern versagen soll.“ — Es ist nicht wahrscheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach seiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen seiner Schüler kennen. Seine Lehre ward bloß von seiner Tochter Arete und von Antipater aus Cyrene fortgepflanzt, die er beide in seinem Alter darin unterrichtete. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Schriften sind verloren gegangen.

Aristokratie ist eine Regierungsform, in welcher der Adel, oder überhaupt die Vornehmsten, die gesetzgebende Gewalt ausüben. Jeder Andere, der nicht zu diesen Gesetzgebern gehört, ist Unterthan. Die Grundgesetze einer Aristokratie bestimmen die Anzahl der Optimaten, ihre Rechte, die Dauer ihrer Gewalt, ob sie in gewissen Familien erblich ist, oder wie sie sonst erworben wird. Die Aristokratie gehört, wie uns die Geschichte lehrt, zu den mangelhaftesten Staatsformen, die das Wohl und Glück der Völker nur zu leicht gefährden, da sowohl die Einigkeit als die Uneinigkeit der Oberhäupter zu fürchten ist; diese, weil sie eine Zerrüttung unausbleiblich zur Folge hat, jene, weil eine collegialisch regierende Macht ihr Ansehen sicherer als ein Einzelner zu mißbrauchen wagen darf, und die Nation in diesem Falle nur einem noch lastendern Joche unterwirft. Arten die Optimaten in Tyrannen aus, so nennt man die Aristokratie Oligarchie.

Aristomenes war ein junger, unternehmender, talent- und muthvoller Held, dem drei Mal die Ehre der Hekatomphonia (ein Opfer, das denen zu Ehren angestellt wurde, die im Treffen hundert Feinde mit eigener Hand getödtet hatten) zu Theil geworden war. Im zweiten spartanisch-messenischen Kriege (682 vor Chr.) stand er als Anführer an der Spitze der Messenier. Die Spartaner verloren bei Kaprusema eine Hauptschlacht, und fragten in der Noth das delphische Orakel um Rath. Es wurde ihnen zur Antwort gegeben, sie sollten sich von den Atheniensern einen General ausbitten. Dies tha-

ten sie, und die Athenienser schickten ihnen den genialischen Dichter Tyrtäus (von seinen trefflichen Kriegsgesängen sind uns leider nur einige Fragmente übrig geblieben), der sich bisher zu Athen mit dem Unterrichte der Jugend beschäfftigt hatte. Da die Spartaner diesem neuen Anführer ungern und nur aus Ehrfurcht gegen das Orakel gehorchten; so wurden sie in einem Treffen bei Stenyklerus zum zweiten Male geschlagen. Bloß dem Umstande, daß Aristomenes in der Hitze des Nachsetzens seinen Schild verlor, hatten es die Spartaner zu danken, daß sie keine völlige Niederlage erlitten. Bald nachher hatten sie das Unglück, zum dritten Male besiegt zu werden. Niedergeschlagen und muthlos zeigten sich nun die Spartaner geneigt, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen, allein Tyrtäus begeisterte sie durch die Kraft seiner Reden und Schlachtgesänge so sehr, daß sie sich nochmals zu einem Treffen entschlossen. Bei Megaletaphrus endlich wurden die Messenier besiegt, und schlossen sich in Ira (Eira) ein (680 v. Chr.). Aristomenes wurde, nebst fünfzig seiner Gefährten, gefangen nach Sparta geführt, und in eine tiefe Höhle geworfen, die gewöhnlich zur Hinrichtung der Uebelthäter diente. Die sämmtlichen Gefährten stürzten sich todt; nur Aristomenes blieb wundersamer Weise am Leben. Sonderbar ist die Erzählung der Alten von der Art, wie er sich aus dieser Todeshöhle rettete. Ein Fuchs nämlich hatte sich einen unterirdischen Gang nach dieser Höhle gemacht, um sich von den Leichnamen zu nähren, die von Zeit zu Zeit darin lagen. Aristomenes faßte das Thier am Schwanze, und der Fuchs lief nach seinem Loche zu. Hier mußte er das Thier, weil der Gang zu eng war, gehen lassen: allein er bemerkte bald einen Schimmer von Tageslicht, und arbeitete sich glücklich heraus. Sogleich begab er sich zu seinen Truppen nach Ira; allein er hatte das Unglück, bei einem nächtlichen Ausfalle, den er that, und der übrigens für die Seinen glücklich ablief, zum zweiten Male gefangen zu werden. Doch auch dieses Mal wußte er sich wieder in Freiheit zu setzen. Er machte seine Hüter trunken, dann tödtete er sie mit ihren eignen Waffen, und eilte zu seinen Gefährten zurück. Indessen weder List noch Tapferkeit konnte den Fall Messeniens hindern. Ira wurde nach einer elfjährigen Belagerung von den Spartanern erobert. Die Messenier wanderten unter ihrem Anführer aus, und ließen sich zu Zankle auf Sicilien nieder, welche Stadt von nun an Messene (Messina) hieß. Tyrtäus aber genoß die Ehre, daß er zum Bürger von Sparta aufgenommen wurde. Rlf.

Aristophanes, der einzige Lustspieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke besitzen, war der Sohn eines gewissen Philippus, und, nach dem Zeugniß seines alten Biographen, von Geburt ein Athenienser. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponnesischen Krieges auf, und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Dämagogen Cleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines atheniensischen Bürgers usurpirt zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht bloß mit den bekannten Versen Homers:

Meine Mutter die sagt's, er sey mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht: denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.

und wußte, als dieselbe Klage noch zwei Mal gegen ihn erneuert wurde, sie jedesmal zu entkräften. An Cleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel: *die Ritter*, in welchem er selbst die Rolle des Cleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dies ist ungefähr alles, was wir von Aristophanes Leben wissen, den die Alten vorzugsweise *den Comiker*, wie Homer *den Dichter*

nannten. Von 54 Lustspielen, die er verfaßte, besitzen wir noch elf, und in denselben ohne Zweifel die Blüthe der alten Comödie; aber um sie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelassenheiten und Unsittlichkeiten, mit denen sie reichlich ausgestattet sind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Ansichten des Alterthums sehr vertrauten Lesers. Einem solchen wird die unendliche Zierlichkeit der Sprache, der reinste Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in Anlage und Ausführung, durch welche Aristophanes sich den Ruhm der Meisterschaft des gebildetsten Künstlers erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind eben so unerschöpflich wie seine Kühnheit ohne Gränzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und Plato sagte, die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung ausersehen. „Wir," urtheilt ein neuerer Gelehrter, „bei unsern Begriffen von Urbanität, möchten die Seele des Aristophanes eher für den Wohnsitz des muthwilligsten, boshaftesten Satyrs halten, oder ihn wenigstens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen." — Er bediente sich der Allegorie, politische Gegenstände, Laster und Thorheiten anzugreifen, dabei aber verschonte er selbst nicht die ehrwürdigsten Männer, den Euripides, den Sokrates und selbst die Götter. Auch die Athenienser, deren Empfänglichkeit für Lob und Tadel er hätte fürchten sollen, entgiengen seinem Spotte und seinen Scherzen nicht. Unaufhörlich wirft er ihnen ihre Wankelmüthigkeit, ihren Leichtsinn, ihre Liebe für Schmeicheleien, ihre thörichte Leichtgläubigkeit und ihre Neigung zu chimärischen Hoffnungen vor, und statt darüber erzürnt zu seyn, belohnten sie ihn mit einem Kranze von dem heiligen Oelbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese ungemessene Freiheit war der Charakter der alten Comödie, die man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis sie nach dem peloponnesischen Kriege mehr eingeschränkt ward.

Aristoteles war zu Stagira in Macedonien im ersten Jahre der 99sten Olympiade (384 v. Chr.) geboren. Sein Vater Nicomachus stammte von Machaon, einem Sohne des Aeskulap, und bestimmte seinen Sohn für die Medicin, die er selbst übte. Aristoteles genoß den Unterricht seines Vaters sowohl in dieser Wissenschaft als in der Philosophie, und begab sich nach dem Tode desselben, in seinem achtzehnten Jahre, nach Athen, um den Plato zu hören, dessen Ruhm durch Griechenland erscholl. Er verweilte dies erste Mal zwanzig Jahre in Athen, und begnügte sich während dieses langen Zeitraums nicht, den Lehren des Plato zu folgen, sondern eröffnete selbst eine Schule der Beredsamkeit, um mit Isokrates zu wetteifern, und machte sich durch einige philosophische Schriften bekannt. Dem dadurch erlangten Ruhm verdankte er jenen ehrenvollen Brief, den ihm der König Philipp bei der Geburt Alexanders schrieb, und welcher also lautete: „Philipp von Macedonien dem Aristoteles seinen Gruß. Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern nicht sowohl, daß sie mir ihn gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, Du wirst aus ihm einen König bilden, würdig mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten." — Als bald darauf die Athenienser Philipp den Krieg ankündigten, fand es Aristoteles seinem Verhältniß nicht angemessen, in Athen zu bleiben, und begab sich nach Atarnea in Mysien, zu seinem Freunde Hermias, der die Herrschaft des Landes verwaltete. Nachdem dieser meuchelmörderisch umgebracht worden, vermählte er sich mit der Pythias, der

Schwester desselben, und begab sich darauf an den Hof Philipps, um die Erziehung des nunmehr dreizehnjährigen Alexanders zu übernehmen. Er entwickelte in seinem Zöglinge die großen Eigenschaften, die ihn unsterblich gemacht haben. Als Alexander den Thron bestiegen hatte und seine kriegerischen Unternehmungen begann, befand sich Aristoteles in seinem Gefolge. Er begleitete ihn wahrscheinlich bis nach Aegypten, und kehrte, bereichert mit köstlichen Materialien zu seiner Naturgeschichte, erst gegen das Jahr 331 nach Athen zurück, woselbst er im Lyceum, einem Gymnasium nahe bei der Stadt, seine Schule eröffnete, und Morgens seinen Schülern, Abends aber für jedermann Vorlesungen hielt. Unterdeß starb Alexander, und Aristoteles, seines Schützers beraubt, sahe sich bald von seinen Feinden als Gottesläugner angeklagt und so heftig verfolgt, daß er sich freiwillig aus Athen entfernte, um, wie er mit Anspielung auf die Verurtheilung des Sokrates sagte, den Atheniensern eine zweite Ungerechtigkeit an der Philosophie zu ersparen. Er ging nach Chalcis auf Euböa mit dem größten Theile seiner Schüler, und starb daselbst bald nachher im Jahre 322 vor Chr. Geb. im 63sten Jahre seines Alters. Er war der Stifter einer eigenen Schule, welche die peripatetische genannt wurde, weil er seinen Unterricht im Auf- und Niedergehen gab. Seine Schüler kamen nach Athen zurück, aber seine Lehre ward bald verändert und sein Nachfolger, Theophrast, war fast der Einzige, der sich durch die Sorgfalt, mit der er des Aristoteles Lehre bewahrte und vervollständigte, seines Meisters würdig zeigte. Von den weitern Schicksalen der peripatetischen Philosophie, so wie von ihrem Geiste überhaupt, werden wir in einem eigenen Art. sprechen, und begnügen uns nur noch anzuführen, daß wir von Aristoteles eine große Sammlung von Schriften fast über alle Theile der Philosophie, wie auch ein schätzbares naturhistorisches Werk besitzen, in denen allen er als ein tiefer Denker und genauer Beobachter erscheint.

Arithmetik, die Rechenkunst, die Wissenschaft der Zahlen und ihres Werthes, so wie er aus bestimmten Zeichen gefunden werden kann. Die Arithmetik ist ohne Zweifel sehr alt. In Griechenland wurde sie sehr vervollkommnet, bis sie endlich nach Rom und auf die andern abendländischen Völker übergieng. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht so vollkommen, als es die unsrige ist. Unter den neuern Lehrbüchern dieser Wissenschaft zeichnen wir die von Wolf, Kästner und Büsch aus. — Arithmomantie war eine Wahrsagerkunst aus Zahlen, deren sich Pythagoras bedient haben soll, und welche er aus der genauesten Freundschaft der Götter mit den Zahlen ableitete.

Arkadien, eine Provinz Griechenlands, gegen Norden durch die Gebirge Erymanthus und Lampea, und durch den Fluß Styx von Achaja und Sicyon, gegen Osten durch die Berge Parthenion und Artemision von Argolis, gegen Süden durch das Gebirge Acacesion von Laconien, von Messenien aber durch den Nedafluß, gegen Westen endlich durch den Fluß Erymanthus von Elis getrennt. Von seinen ersten Bewohnern, den Pelasgiern, hieß das Land früher Pelasgien; nachher wurde es unter Lykaons fünfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel desselben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei, und vereinigten sich durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantinea, Tegea, Orchomenus, Phenëus und Psophis. Die Bewohner des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zustand der Wildheit. Als sie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an ihr Land anzubauen,

und fanden Geschmack an Tanz und Musik. Dabei aber blieben sie stets kriegerisch, und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg hatten, als Söldner Anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeschäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantastisch auszuschmücken, und so ward es in der Poesie ein paradiesisches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadische Gesellschaft (Arcadia), eine aus den geistreichsten Personen bestehende Gesellschaft, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Rom zur Herstellung des guten Geschmacks errichtet wurde. Die Mitglieder derselben nehmen arkadische Namen an, und halten ihre Zusammenkünfte in einem gepflanzten Lustwalde (der parrhasische genannt). In ihrem Siegel führen sie die Syrinx (die Hirtenflöte des Pan), und ihren Vorsteher nennen sie den obersten Hirten. Personen vom vornehmsten Stande, beiderlei Geschlechts, geistliche und weltliche, haben Antheil daran. Die Stifterin und Mutter Arcadia in Rom hat durch ganz Italien ihre Colonien verbreitet, und vermuthlich eben so sehr durch den Pomp bei ihren Aufzügen, als durch die poetischen Vorlesungen eines Guidi, Zappi, Morei rc. zur Vermehrung ihres Rufs beigetragen.

Arkwright (Sir Richard), ein berühmter englischer Manufacturist, der zwar nicht als Erfinder, aber als der Vervollkommner der Spinnmaschinen anzusehen ist, die er zuerst mit wahrem Erfolg und Nutzen zu gebrauchen lehrte. Arm von Geburt, arbeitete er anfangs bei einem Barbier zu Manchester, und miethete mit seinen Ersparnissen einen Keller, in welchem er eine Barbierstube öffnete. Sein ausgehängtes Schild enthielt die Inschrift: „bei dem Barbier im Keller wird der Bart für einen Penny geschoren.“ Der Zulauf war so groß, daß die andern Barbiere genöthigt waren, ihre Preise herabzusetzen, worauf er den seinigen bis auf einen halben Penny herabsetzte. Man erzählt, daß einst ein Schuhflicker mit einem gewaltig harten und langen Bart zu ihm kam, sich rasiren zu lassen. Arkwright stellte ihm vor, daß dabei ein Messer drauf gehen würde, und daß er mit einem halben Penny dafür nicht entschädigt sey. Da indeß jener auf der Taxe bestand, fügte sich Arkwright. Dieser Zug erregte des Schuhflickers Bewunderung, der Arkwright lieb gewann und mit einem Manne bekannt machte, der eine Spinnmaschine erfunden hatte. Dies ward der Anfang von Arkwrights Glück, der mit einem erfinderischen Geiste jene zur Ausführung neuer Plane so nothwendige Beharrlichkeit verband. Mit diesen Eigenschaften gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Baumwollenspinnereien zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, wodurch die englischen Fabriken ein so großes Uebergewicht erlangt haben. Zur Belohnung seiner Verdienste erhob ihn der König 1786, auf eine Adresse der Notablen von Wickworth, zum Ritter. Er starb mitten unter seinen Arbeiten zu Crumbford in Derbyshire 1792, und hinterließ seiner Familie ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling.

Armada heißt eine Flotte von Kriegsschiffen, und vorzugsweise jene große Seemacht, welche Philipp II. gegen Elisabeth ausrüstete; seltner pflegt man eine Armee zu Lande so zu nennen.

Armbrust, ein ehemals gewöhnliches, seit der Erfindung der Feuergewehre aber fast ganz aus dem Gebrauche gekommenes Schießgewehr; eigentlich eine Art Bogen, der an einem besondern Schaft und Anschlage befestigt, mit dem Spanner gespannt und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geschosse,

bei welchen der Bogen an einem besondern Schafte befestigt war, nannte man Armbrüste, daher es denn auch Wagen-Armbrüste mit stählernen Bogen gab, welche auf einem Karren befestigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinste Art Armbrüste, welche kleine Kugeln schießen, heißen Schnäpper. An den größern wird der Schaft, nebst den zur Spannung gehörigen Stücken, die Rüstung oder das Rüstzeug genannt. Auch die ganze Armbrust heißt Rüstung, und ist nach Verhältniß der Größe entweder ganze oder halbe Rüstung. Zuweilen Armbrust, zuweilen auch Armbrust-Bogen, Armbrust-Rüstung.

Armée, s. Heere (stehende).

Armenien, ein großes Land in Asien, das gegenwärtig unter türkischer und persischer Botmäßigkeit steht. Man theilt das heutige Armenien gewöhnlich in zwei Theile: in das obere und untere. Jenes, das obere, auch Groß-Armenien, oder heut zu Tage gewöhnlich Turcomannia, auch Curdistan genannt, liegt zwischen Mesopotamien, Georgien, Medien und Klein-Armenien. Dieses aber, das untere oder Klein-Armenien (heut zu Tage gewöhnlich Aladuli oder Pegian genannt), hat Groß-Armenien, Syrien, das schwarze Meer und Kappadocien zu Gränzen. Armenien ist eine der schönsten, fruchtbarsten, gesundesten Landschaften in Asien, aber, obgleich südlicher gelegen als die caucasischen Länder, dennoch wegen der vielen hohen, ringsum gleichsam gemauerten Berge von außerordentlicher Kälte. An Korn und Früchten ist es reichlich gesegnet, wenn es gleich Wein entbehren muß; auch sind Honig, Seide, Silber, besonders gegen Syrien zu, vorhanden. Eine Merkwürdigkeit von Armenien ist die, daß der höchste Berg dieses Landes, der Ararat, nicht der Mittelpunkt einer der großen, Armenien umgebenden Gebirgsketten ist, sondern einzeln in einer weit ausgedehnten Ebene dasteht. Er hat die Form eines Zuckerhuts, jedoch in zwei Spitzen gespalten, deren eine, der Hauptberg, das ganze Jahr hindurch bis zur Hälfte in ewigem Schnee begraben ist. Von den Armeniern selbst wird dieser Berg, den man für unersteiglich hält, und dessen Ersteigung selbst dem berühmten Tournefort nicht gelingen wollte, göttlich verehrt, weil sie glauben, daß hier, als auf dem höchsten Gebirge, die Arche Noahs sich niedergelassen, und auch bis jetzt noch unter dem Schnee erhalten habe; sie küssen betend die Erde, sobald sie den Ararat erblicken. — Von der ältesten Geschichte dieses Landes ist nichts bekannt, und es scheint, meistens als Beute des Siegers, abwechselnd unter den Assyriern, Medern, Persern und Macedoniern gestanden zu haben. Nach Alexanders Tode wurde es ein Theil des syrischen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, und eben in zwei Theile, Groß- und Klein-Armenien, getheilt wurde. Jenes, Groß-Armenien, war mehrern Anfechtungen ausgesetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht, in Armenien den Thron zu besetzen, und bald herrschten parthische Prinzen, bald die von den Römern begünstigten, bis endlich Trajan es zur römischen Provinz machte. Indessen wußte Armenien sich bald wieder frei zu machen, und hatte wieder eigne Könige. Ungeachtet ein Partherkönig, Sapor, es sich unterwürfig machen wollte, blieb Armenien doch bis 650 frei, wo die Araber es eroberten. Sodann wechselten immer neue Beherrscher, unter denen ein Dschingischan, ein Tamerlan waren; bis 1552 hatte es persische Beherrscher, worauf es Selim II. größtentheils den Türken unterwarf, unter welchen es auch geblieben ist. — Klein-Armenien

hatte ebenfalls mehrere Beherrscher, unter denen Mithridat zuerst bekannt ist; diesem nahm es Pompejus und gab es dem Dejotarus u. s. f. Beim Verfalle des römischen Reichs im Osten wurde Klein-Armenien von den Persern erobert, die es den Arabern (950) abtreten mußten, von welcher Zeit es gleiches Schicksal mit Groß-Armenien hatte, bis es 1514 von Selim I. zur türkischen Provinz gemacht wurde. Die Armenier, ein ernstes und mäßiges Volk, beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei ist er fast ganz in ihren Händen, und in den östlichen Ländern von Europa, wie in ganz Asien außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation. Schon lange mußte ihnen der Umstand in Europa Eingang verschaffen, daß sie Christen sind. Sie wurden es schon im vierten Jahrhundert, und trennten sich bei den monophysischen Händeln als Gegner der chalcedonischen Kirchenversammlung 536 von der griechischen Kirche ab. Die Päpste haben zu verschiedenen Zeiten, wenn sie bei den Occidentalen um Schutz wider die Mahomedaner baten, versucht, sie an sich zu ziehen, ohne eine bleibende und allgemeine Vereinigung derselben mit der römischen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Galizien und Persien (unter dem Erzbischof zu Nachtschewan) und in Marseille trifft man unirte Armenier an, welche den Primat des Papstes anerkennen, in ihren Dogmen mit den Catholiken übereinstimmen, aber ihre eigne Nationalliturgie beibehalten. Eben so verhält es sich mit den unirten armenischen Conventen auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei der persischen Invasion in Armenien, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, sahen sich viele genöthigt, Mahomedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil der Armenier sind noch Monophysiten, und ihrer alten Verfassung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte sie gegen die Machinationen der Catholiken fortwährend dabei geschützt. Ihr Lehrbegriff unterscheidet sich besonders dadurch vom orthodoxen, daß sie in Christo nur eine Natur annehmen, und den Geist bloß vom Vater ausgehen lassen. Bei ihren sieben Sacramenten, die sie Geheimnisse nennen, haben sie nur das Eigenthümliche, daß sie bei der Taufe drei Mal besprengen und drei Mal untertauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermischten Wein mit gesäuertem Brote brauchen und dieses in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Oelung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen lassen. Sie verehren Heilige und ihre gemalten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feste, aber andächtiger als diese. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts, die Messe in der alt-armenischen, die Predigt aber in der neu-armenischen Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griechischen ab. Das Haupt ihrer Kirche, der Catholicos, residirt zu Etschmiazim, einem Kloster bei Eriwan, der Hauptstadt des persischen Armeniens am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geistlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etschmiazim verschaffen ihm die Mittel, den Aufwand seines prächtigen Cultus und seiner Bildungsanstalten zu bestreiten. Er erhält bei sich ein Seminarium für Geistliche; und die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm ordinirt, auch alle drei Jahre in ihren Aemtern bestätigt oder abgerufen. Die übrigen Geistlichen sind an Rang und Beschäftigung den Priestern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Basilius. Nur die Vertabets, welche wie Mönche le-

ben, die Wissenschaften pflegen, Grade, die sich mit unsern akademischen vergleichen lassen, erlangen und Vicarien der Bischöfe sind, machen eine der armenischen Kirche eigenthümliche Classe von Geistlichen aus. Die Weltpriester müssen sich einmal verheirathen, aber nicht öfter. In der Superstition und Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere Sitten vor ihnen aus. Ueberhaupt übertreffen sie alle ihnen verwandte monophysitische Partien an Bildung, lassen das Volk die Bibel lesen, cultiviren die theologischen, historischen und mathematischen Wissenschaften, besitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etschmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke besorgt. Diese echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo sie am zahlreichsten sind, und ihr Patriarch zu Constantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte steht, wie der griechische in Persien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Astrachan und in den caucasischen Gouvernementsgemeinden, und zu London und Amsterdam kleine Niederlassungen.

Armenwesen ist der Inbegriff des Zustandes der Armen und aller Anstalten im Staate, wodurch theils die Armen nach den verschiedenen Stufen ihrer Armuth zweckmäßig unterstützt, theils die Ursachen und Quellen der Armuth aufgesucht, verstopft, und die Folgen der Armuth möglichst aufgehoben, oder für den Staat am wenigsten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verschiedene Grade und Abstufungen, welche mit denjenigen Armen, der durch Arbeit sich redlich nährt, aber bei aller Anstrengung seiner Kräfte und seines Fleißes nicht so viel erwerben kann, als er für sich und die Seinigen braucht, und auch bei solchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum besitzen; und diese Abstufungen gehen im erstern Falle herab bis zu den lüderlichen Vagabunden, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und i. Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten rc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens und schließt allen Wohlstand aus. Hierdurch wird nun die Versuchung zur Unredlichkeit, zur Bettelei, zum lüderlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebstahle mächtig; indessen sind bei vielen Armen der höchsten Stufen von Armuth doch diese traurigen Gesinnungen zur Störung öffentlicher Ruhe und Sicherheit nicht immer im nothwendigen Gefolge. Allein der Nationalwohlstand leidet jedes Mal durch die Armen doppelt, erstens weil sie ihre Kinder schlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen; und zweitens, weil sie von den Wohlhabenden und Reichen nicht bloß ernährt, sondern von denselben auch die öffentlichen Lasten der Armen mit getragen werden müssen. Die Ursachen und Quellen der Armuth lassen sich unter zwei Hauptclassen bringen, nämlich: in selbstverschuldete, als Hang zur Trägheit, Faulheit und Müßiggang, und die daraus entstehende und herrschend werdende Neigung zur Unordnung, zum Spiel, zum Trunke, zur Verschwendung, zur Wollust rc., wo auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, sondern alles Erworbene sogleich vergeudet wird; und in unverschuldete Armuth, als: Mangel an Verdienst bei sinkenden Gewerben und beim Höhersteigen der zum Unterhalte nothwendigen ersten Lebensbedürfnisse; Unglücksfälle durch Feuer- und Wassersnoth, durch Betrug und Diebstahl wegen Mangel an Polizeiaufsicht über Gauner und Vagabunden, durch Krieg rc. Mangel

an Anstalten zur Beschäftigung der Müßiggänger ꝛc. Soll allen diesen Uebeln abgeholfen werden, und soll das Armenwesen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet seyn, so müssen zur Versorgung der Armen die verschiedenen Armenanstalten vollständig vorhanden und vollkommen organisirt seyn, und vom Staate alle Bettelei aufs strengste untersagt werden. Zur Erreichung dieses Endzwecks ist in Ansehung des Armenwesens im Staate höchste Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Diese wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die besondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau übereinstimmen müssen; (siehe Friedr. Bened. Webers, staatswirthschaftlicher Versuch über das Armenwesen und die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinsicht auf die dahin einschlagende Literatur, Göttingen 1807.) Ein unabänderlicher Hauptgrundsatz der Armenanstalten im Staate muß seyn, die Armen bloß mit demjenigen zu unterstützen, was ihnen zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse fehlt, und was sie durch ihre eigene Anstrengung durchaus nicht zu erwerben im Stande sind. Die Armen selbst aber sind entweder gesunde starke Menschen, oder schwache, alte, kranke und gebrechliche Personen, die nun zum Theil Erwachsene, zum Theil aber noch Kinder seyn können. Nach dieser verschiedenen körperlichen Beschaffenheit müssen die Armenanstalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat für die Armen 1. freiwillige Arbeitshäuser, in welchen redlichgesinnte und arbeitslustige Arme so viel Arbeit finden, als sie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2. Zwangsarbeitshäuser für Arme, welche dem Müßiggange, der Bettelei, der Liederlichkeit und Völlerei ergeben sind, und keine Neigung zur Arbeit haben. In dergleichen Häuser aber dürfen durchaus keine Verbrecher aufgenommen werden, um ihre Strafen abzubüßen, sondern diese gehören in die Zuchthäuser. In den Zwangsarbeitshäusern müssen die Armen zwar menschlich, vorsorgend und unterrichtend, aber auch zugleich ernsthaft, streng und bessernd in Rücksicht ihrer Sittlichkeit mit anfangs mäßigen, dann steigenden körperlichen Züchtigungen im Falle ihrer Widerspenstigkeit ꝛc. behandelt werden. 3. Armenhäuser für solche Arme, die sich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4. Armenkrankenhäuser und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, in welchen sie auch nach ihren Körperkräften durch Arbeit beschäftigt werden können. 5. Freischulen für Arme, in welchen die Kinder zugleich nach den Unterrichtsstunden mit Arbeit beschäftigt werden können. Endlich 6. Findel- und Waisenhäuser, in welche Arme ihre Kinder zur Erziehung abgeben können. Damit es nun hierzu überhaupt nicht an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, so müssen die Kosten theils durch die übrigen Mitbürger aufgebracht, theils durch die Arbeit der Armen selbst erworben werden. Von den übrigen Mitbürgern bringt man die Kosten auf: 1. durch freiwillige, festbestimmte, in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wohl 2. durch eine Armensteuer; 3. durch Armenbüchsen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmausereien, Kindtaufen, Hochzeiten ꝛc. ausgesetzt werden. 4. Kirchencollecten in offenen, an die Thüren gestellten Becken; 5. Schenkungen und Legate für die Armenanstalten; 6. Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauschen liegender Grundstücke nach Procenten des Werths; 7. durch Besteurung der Luxusthiere, z. B. der Hunde u. s. w. welche über-

haupt zu halten den Armen nicht erlaubt seyn muß. Alle diese Gegenstände müssen mit der größten Sorgfalt behandelt werden, vorzüglich aber in jedem Staate dafür gesorgt werden, daß alle Schulanstalten gut eingerichtet und zweckmäßig sind, damit die Kinder von Jugend auf einen Trieb zur Tugend und Arbeit erhalten. Denn es ist durch die Erfahrung bestätigt, daß schlechte Schulanstalten in jedem Lande die eigentliche Pflanzschule aller selbstverschuldeten Armen und Bettler sind. Siehe d. Artikel Gauner und Bettelwesen. X.

Armfelt (Gustav Moritz Graf von). Er befand sich unter den Verbündeten des Adels, welche der König im März 1789 in Finnland arretiren ließ, als er die Revolution zur Machtbeschränkung der ersten Stände veranstaltete. Dessen ungeachtet erhielt der Baron Armfelt in dem Feldzuge 1790 gegen die Russen das Obercommando und trug verschiedene Vortheile davon. Hierauf ward er zum bevollmächtigten Minister ernannt und schloß in der Ebene von Wareela, in der Mitte der beiderseitigen Vorposten, den 3ten Aug. 1790 mit Rußland den Frieden ab. Den 19ten October 1791 unterzeichnete er einen Allianztractat zwischen den beiden Höfen. Alsbald nach der Ermordung Gustavs III., den 29sten März 1792, ward er Gouverneur der Stadt Stockholm. Im Juli nahm er seinen Abschied als General, weil der Herzog Administrator sich weigerte, dem Vertrage mit Rußland gemäß, Truppen gegen Frankreich marschiren zu lassen. Den 11ten des Monats ward er zum schwedischen Minister an den italiänischen Höfen ernannt; aber im December 1793 kam er in den Verdacht einer Verschwörung gegen den Herzog Administrator und eines verrätherischen Briefwechsels mit der Gräfin Rüdensköff. Man schickte deshalb im Februar 1794 einen Courier nach Neapel, um ihn arretiren zu lassen. Der Gouverneur dieser Stadt gab ihm Mittel zur Flucht an die Hand und antwortete auf die deshalb schwedischer Seits angebrachten Beschwerden, daß nicht die nöthigen Formalitäten beobachtet worden wären. Diese Angelegenheit, die auf dem Punkt war, die beiden Mächte zu entzweien, wurde jedoch durch die Vermittlung Spaniens beigelegt. Der Baron Armfelt flüchtete sich nach Polen und ließ seine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter einrücken. Den 1sten März wurde er als eines Hochverraths und eines Majestätsverbrechens verdächtig vor das Hofgericht geladen, doch stellte er sich nicht. Nachdem seine verschiedenen aufgefangenen Correspondenzen öffentlich in der Sitzung gelesen waren, erkannte man ihn für überwiesen. Den 10ten Juli wurde er zum Tode verurtheilt; man schloß ihn vom Schutze der Gesetze aus und erklärte ihn, so wie er den schwedischen Boden betreten würde, für vogelfrei. Seine Güter wurden eingezogen und sein Urtheil in allen großen Städten des Königreichs öffentlich angeschlagen. Als der junge König, Gustav Adolph, an das Ruder der Regierung trat, kam er wieder in Gunst, und seine Gemahlin wurde selbst Großgouvernante der königlichen Kinder. Zu Ende 1802 erhielt er von seinem Fürsten einen neuen Beweis des Zutrauens in der Ernennung zum schwedischen Minister am wiener Hof, wo ihm der Kaiser im December die erste Audienz gab. Doch war sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer, da sich sein Souverain weigerte, das Oberhaupt der österreichischen Monarchie in der neuangenommenen Würde eines Kaisers von Oesterreich anzuerkennen. Zu Ende 1805 commandirte er unter den Befehlen des Königs bei der Armee, die damals ins Feld rückte, nachdem er kurz vorher zum Generalgouverneur von Finnland ernannt worden war. In dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich,

an welchem auch Schweden Theil nahm, vertraute ihm der König den wichtigen Posten eines Militärgouverneurs von Stralsund. Die Franzosen hielten diese Festung im Februar und März streng blokirt: am 1sten April machte der Generallieutenant von Armfelt einen Ausfall, der die Feinde zur Aufhebung der Blokade nöthigte und sie zurücktrieb, so daß Armfelt am 3ten schon wieder Greifswalde und am 4ten Anklam besetzte. Auf diesen Sieg erhob ihn der König zum General der Infanterie. Der französische Marschall Mortier ließ indeß diese Vortheile nicht lange in den Händen der Schweden. Am 16ten griff er sie bei Velling an und schlug sie wieder zurück: der Baron Armfelt wurde bei diesem Vorfalle verwundet, mußte sich nach Stralsund und von da nach Schweden zurückbringen lassen und konnte weiter keinen Antheil an diesem Feldzuge nehmen. Später commandirte er einige Zeit in dem Kriege gegen Rußland. — Wenige Personen erlebten so viele und schnelle Glückswechsel als dieser unternehmende, geistvolle und wissenschaftlich gebildete Mann. Nach dem Friedensschlusse von Friedrichshamm vom 17ten Sept. 1809 verließ er die schwedischen Dienste und leistete dem Kaiser Alexander den Eid der Treue. — Dies veranlaßte, daß ein Befehl des Königs von Schweden, vom Kronprinzen (dem Fürsten von Pontecorvo) unterzeichnet, dem Directorium der Ritterorden zu Stockholm vorschrieb, Armfelten aus der Liste der schwedischen Edeln wegzustreichen, weil er dem Kaiser von Rußland den Eid der Treue geschworen, folglich aufgehört habe, Unterthan seiner Maj. des Königs von Schweden zu seyn. Im J. 1812 erhob ihn der russische Kaiser in den Grafenstand, nachdem er in dem Feldzuge dieses Jahrs den Monarchen als Generaladjutant begleitet hatte. Nachher ward er Präsident, der zur Organisation und Verwaltung von Finnland niedergesetzten Commission. Am 22. Aug. 1814 starb er zu Zarskoe Selo.

Arminianer, s. Remonstranten.

Arminius oder Herrmann, der Retter der deutschen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur sehr mangelhafte Nachrichten von den Lebensumständen dieses Helden. Drusus hatte durch seine Siege das römische Reich mit allem deutschen Lande, das zwischen dem Rhein, der Elbe und der Saale liegt, vergrößert. Um die kriegerischen Bewohner dieser Gegenden im Gehorsam zu erhalten, versäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der ansehnlichsten jener Völkerschaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius so verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man sich der Treue der andern durch Geiseln und durch eine vollkommen römische Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu versichern suchte. Herrmann, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete in der Sprache der alten Deutschen einen berühmten Sieger), geboren achtzehn Jahre vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterstand aufgenommen und bei den Armeen des Augustus angestellt. Allein weder des Fürsten Gunst, noch aller Zauber der Cultur, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet seyn konnte, machten ihn seinen Erinnerungen und den Göttern seines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden sollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er Rom in Rom überwinden. Er überzeugte sich, daß Deutschlands wahre Tapferkeit der römischen Kriegskunst im

offenen Felde nicht stehen könne; er griff daher zur List, und ward darin von den Umständen ungemein begünstigt. Der Statthalter Quintilius Varus, welcher „das reiche Syrien arm betreten hatte, um reich das arme Syrien zu verlassen," war Befehlshaber der schönsten aller römischen Armeen, bestimmt, die neuen Besitzungen jenseit des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf seine Macht glaubte er die deutschen Völkerstämme, die stets als ihr höchstes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römischen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Agenten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, sollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn schon diese Bestimmung sie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, so empörten sie die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpressungen. Herrmann hielt dafür, es sey dieser Zeitpunkt der Ausführung seiner Anschläge günstig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwischen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerstämme für seine Plane zu gewinnen. Um eben diese Zeit (im neunten Jahre unserer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufstand in Pannonien und auf den Gränzen Dalmatiens aus; ob im Zusammenhange mit Herrmanns Planen, und vielleicht zu Gunsten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwischen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, lassen wir unentschieden. War dies aber auch nicht der Fall, so haben wir doch noch Ursach genug die Uebereinstimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenossen herrschte, und die sogar durch den Abfall des Segestes nicht gestört werden konnte. Dieser Anführer der Katten — sey es, daß sein Gewissen ihm nicht erlaubte, die Unabhängigkeit durch unredliche Handlung zu gewinnen, oder daß ein minder löblicher Beweggrund ihn leitete — machte den römischen General mit den geheimen Anschlägen bekannt. Varus aber verachtete, aus Stolz und Leichtsinn, die empfangene Warnung, und dem Herrmann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerksamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weser hinzulenken, welche von ihm selbst in der Absicht angestiftet waren, um die römische Armee ins Innere von Deutschland zu locken. Die als Hülfstruppen dienenden deutschen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorsam, und ihre Anführer, Herrmanns Freunde und Mitverschworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufstände hatten erst in entfernten Gegenden Statt, um den römischen Statthalter zu Zerstreuung seiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber die Hauptarmee nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätherischen Hülfstruppen bestand, da ward der Aufstand allgemeiner. Herrmann und seine Freunde, die das Vertrauen des Varus genossen, und Zutritt zu seinem Rathe hatten, vervielfältigen die Beweise anscheinenden Diensteifers, und drängen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, sondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in seinem Brennpunkte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segestes seine Warnungen; mit jedem Tage entfernte die Armee sich weiter vom Rhein, und vertiefte sich mehr in die Gegenden, wo die verderblichste Schlinge ihr gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beschwerlichen Marsche durch Sümpfe und Wälder, sah sie in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, derer Anhöhen überall von Deutschen besetzt waren, sich plötzlich eingeschlossen. Zugleich vernahm sie, daß Herrmann mit dem Nachtrupp,

den er anführte, über die Römer herfiel, und daß er die Seele aller sich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe sey. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbesieger verrichteten Wunder; aber sie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in diesen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet und einen Einfall der Deutschen abgewandt, dessen Möglichkeit in den ersten Augenblicken den Augustus mit Schrecken erfüllte; den Herrmann konnten sie nicht hindern, sich drei römischer Adler zu bemächtigen, und ihren Vorschritten im nördlichen Deutschland für immer ein Ziel zu setzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Herrmann befleckte seinen Sieg durch unnütze Grausamkeiten. Die Wuth der Sieger richtete sich zunächst gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalsitten in so grellem Widerspruche standen; den Einen hieben sie die Hände ab, Andern stachen sie die Augen aus. Ein Soldat, welcher einem von ihnen die Zunge herausgerissen und hernach die Lippen zusammengenäht hatte, konnte des scheußlichen Schauspiels nicht satt werden. „Schlange," rief er, indem er die Zunge in der Hand drückte, „so wirst du nun nicht mehr zischen." Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes ist schwer zu bestimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbestimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche sich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, der jenes Schlachtfeld auf den Gränzen der Grafschaften Lippe, Mark und des Herzogthums Westphalen sucht; sie stimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht des Varus nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächst der kleinen Stadt Detmold, vor sich gehen läßt. Die benachbarten Orte sind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieser Gegend hat sich auch Carl der Große des Ermensul bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrscheinlich der letzte Ueberrest der Verehrung war, die die germanischen Nationen ihrem Befreier erwiesen. Herrmann, nachdem er die Freiheit seines Landes erfochten, blieb nicht unthätig über seinen Lorbeern ruhend. Er zerstörte die Festungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weser und am Rhein aufgeführt waren; er that mehr, indem er bei einer Nation den kriegerischen Geist pflegend nährte, den er mit Recht als die beste Schutzwehr gegen den Eroberungsdurst der Cäsaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen seine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer schien; unter ihnen Segestes vorzüglich, eines mächtigen Stammes Haupt, dessen einem andern Fürsten verheißene Tochter er entführt hatte. Segestes, von der Nationalpartei, deren Seele Arminius war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; die Römer eilten auf sein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand sich auch die Gattin Herrmanns. Als man sie dem Germanicus vorstellte, waren ihr Betragen wie ihre Gesinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, sagt Tacitus, war stumm; sie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, setzt der große Maler hinzu, hielt sie gefaltet, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segestes und Thusnelda's Schicksal gaben dem vaterländischen Sinne Herrmanns verstärkten Schwung

und erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem und den Römern seit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterstützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, dessen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römischen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwischen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher stimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römische Feldherr neue Anstrengungen; seine Rüstungen waren ungeheuer, und sein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Dessen ungeachtet, und obgleich dieser sein vierter Feldzug in Deutschland durch die Niederlage Herrmanns in der Ebene Idistavisus, an den Ufern der Weser, berühmt ward, blieb er doch ohne entscheidenden Ausgang, und endigte sich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang desselben und vor der Schlacht von Idistavisus hatte Herrmann einen Zusammentritt mit seinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, dem Interesse der Römer treu geblieben war; er hatte an der Weser Statt, und die Unterredung geschah in der Sprache der Römer, von einem Ufer zum andern hinüber. Umsonst versuchte Herrmann den Bruder für die Nationalsache zu gewinnen, indem er seine militärischen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold seiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer schändlichen Knechtschaft nannte. Der Fluß nur zwischen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eifersucht gegen den Germanicus kam den Anstrengungen der Verbündeten zu Hülfe; aber als diese von außen Ruhe hatten, wandten sie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des marcomannischen Reiches, wollte seine Eroberungen jenseit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte, gleich Herrmann, seine Erziehung in Rom erhalten, aber er brachte Grundsätze, welche jenen des Cherusker Helden gerade entgegengesetzt waren, von dort zurück. In Herrmann fand er einen eben so furchtbaren Gegner seiner Herrschsucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen seines Neffen nicht stehen wollte, auf Marbods Seite trat, blieb Herrmann Sieger in diesem Bürgerkriege, und erwarb sich den Ruhm, seine Mitbürger, nachdem er sie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht welche entschied, war blutig und von langer Dauer; die Deutschen schlugen sich nicht mehr regellos und vertheilt; Herrmann hatte sie an römische Ordnung gewöhnt, und von allen Künsten des Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Die Anordnungen der Kämpfer waren der Schule ihrer Führer würdig, und der Ausgang blieb lange unentschieden. Weil aber der Marcomannen König zuerst seine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Besiegten gehalten. Er verlor einen großen Theil seines Heeres durch Desertion, mußte sich schnell ins Innere seiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweise, welche Herrmann von seiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, so kann man sich kaum überzeugen, daß er dennoch die freien Völker Germaniens zu unterjochen den Entwurf gemacht habe. Inzwischen versichert dies Tacitus, und sein Ansehen muß dasjenige rein moralischer Ansichten überwiegen. Er

habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht strebte, sich den Haß seiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanschlag seiner Verwandten im 37sten Altersjahre sein Leben geendigt. Kurz vor seinem Tode hatte der Celtenfürst Adgantestes oder Adgantestrius an den Senat geschrieben, und ihm Herrmanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. — Herrmann war 26 Jahre alt, als er die Legionen des Varus vernichtete; zwei Jahre vor seinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unstreitig war Herrmann," sagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo sie noch schwach waren, gleich andern Königen und Feldherrn, sondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendsten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt hörte er nicht auf, durch sein Benehmen und durch seine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutschlands Angelegenheiten nach den Wünschen seiner Mitbürger; nach seinem Tode ward er der Gegenstand ihrer Verehrung."

Armuth ist der Zustand, in welchem der Mensch nur so viel oder nicht einmal so viel hat, als zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse erfoderlich ist. Die Armuth gehört zu den drei Klostergelübden, und verpflichtet den Ordensgeistlichen, sich alles eigenen Vermögens zu begeben. Dagegen empfängt er seinen Unterhalt aus dem Vermögen seines Klosters. Die Kirche unterscheidet eine hohe, höhere und höchste Armuth. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster zwar etwas von liegenden Gründen besitzen darf, jedoch nicht mehr als zur Erhaltung des Lebens vonnöthen ist, wie die Carmeliter und Augustiner. Die höhere Armuth besteht darin, daß ein Kloster gar keine liegenden Gründe, wohl aber bewegliche Gegenstände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränk, Renten u. dgl. besitzen kann, wie die Dominikaner. Die höchste Armuth endlich besteht darin, daß ein Kloster weder Bewegliches noch Unbewegliches besitzt, wie die Franziscaner und vornehmlich die Capuziner.

Arnaud (François = Thomas = Marie de Baculard d'), ein sehr fruchtbarer französischer Schriftsteller, war zu Paris 1718 geboren, und studirte daselbst bei den Jesuiten. Schon in seiner frühen Jugend entwickelte sich seine Neigung zur Poesie; er schrieb unter andern drei Tragödien, von denen die eine, Coligni ou la St. Barthélemi, 1740 gedruckt erschien. Voltaire, dem er dadurch bekannt wurde, gewann ihn lieb und unterstützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II., der ihn unter andern durch seine Epître à Manon kennen lernte, eröffnete eine Correspondenz mit ihm, und berief ihn später zu sich nach Berlin. Der König nahm ihn sehr wohlwollend auf, nannte ihn seinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das mit den Versen schloß:

> Déjà l'Apollon de la France
> S'achemine à sa décadence;
> Venez briller à votre tour.
> Elevez-vous, s'il baisse encore;
> Ainsi le couchant d'un beau jour
> Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand diese Vergleichung nicht gar zu schmeichelhaft für sich, und rächte sich durch Spötteleien über Arnauds Person und Verse. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in sein Vaterland zurück. Hier lebte er anfangs in großen Zer-

streuungen, aus denen er sich jedoch zurückzog, um sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da bei seiner wenigen Sparsamkeit weder die Unterstützung der Regierung, noch seine Feder ihn vor Mangel zu sichern vermochten. Er starb 1805 in dem hohen Alter von 89 Jahren. Seine vorzüglichsten Werke sind: les épreuves du sentiment, les délassements de l'homme sensible und les loisirs utiles, und einige andere. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der Comte de Comminges kam 1790 mit einem momentanen Beifall aufs Theater. Die Menge seiner Poesien ist sehr groß; ein Theil derselben erschien 1751 in drei Bänden.

Arnauten oder Albanesen, die Bewohner Albaniens (s. d.). Die Natur hat sie an Leib und Seele kriegerisch erschaffen; daher sind auch die Arnauten die besten Soldaten im türkischen Heere. Offen und bedachtsam gegen Freunde und Vorgesetzte erlauben sie sich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von List und Treulosigkeit. Trotz des Druckes, unter dem sie leben, erhält sich bei ihnen ein gewisser Sinn für Freiheit. Zu Künsten und Gewerben haben sie keinen Hang, und können sich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein so ehrenvolles Gewerbe wie die Beschäftigung mit den Waffen sey. Der Ackerbau ist ihnen ein lästiges Geschäft, sie mögen lieber mit Blut als mit Schweiß erwerben. Ihr unruhiger Geist haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die Kriegskunst kennen sie nicht, sie bilden nie eine Schlachtlinie und verstehen sich nicht auf die Vortheile fester Positionen. Daher vermögen sie auch nicht so viel gegen europäische Heere, als ihr persönlicher Muth erwarten ließe. Sie führen die erlesensten Waffen; auf der Brust tragen sie eine silberne Platte, und ihre Beine sind mit einer Art Harnisch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeschoren sind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeschobene Mütze von rothem Tuch.

Arnd (Johann), ein Theolog von der lutherischen Confession, der bei seinem Religionsunterrichte stets eine practische Tendenz hatte. Er war 1555 zu Ballenstädt, im Fürstenthume Anhalt, geboren, und studirte anfangs Medicin; aber eine Krankheit soll ihn auf das Studium der Theologie geleitet haben. Seine Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine so freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weisen zu besitzen. Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung, und unter diesen ist sein wahres Christenthum die bekannteste, die fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt worden ist. Doch zog er sich durch dieses Buch, das manches enthält, was nicht mit der Meinung der strengen Theologen damaliger Zeit übereinstimmte, verschiedene Streitigkeiten zu, besonders mit Osiander. Er starb 1621 als Superintendent in Zelle. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er über die Worte aus Psalm 126: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten, gepredigt, und sagte, als er nach Hause kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Die Verfolgungen seiner Zeitgenossen ertrug er mit der größten Standhaftigkeit und Gelassenheit.

Arnold (Johann), ein Müller auf einem Gute des Grafen von Schmettau in der Neumark. Die bekannte Geschichte dieses Mannes enthält den sprechendsten Beweis von der Gerechtigkeitsliebe Friedrichs II., bietet aber auch zu gleicher Zeit ein trauriges Beispiel dar, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden könne. Das Flüßchen, welches Arnolds Mühle trieb, floß vor einem Gute

des Herrn von Gersdorf vorbei. Dieser grub an einem Orte, wo, nach einem alten Documente, schon vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war, aufs neue einen Teich aus; in diesen leitete er das Flüßchen, und das Wasser aus dem Teich floß wieder in dasselbe, das weiter unten die Mühle trieb. Arnold entrichtete seinem Gutsherrn den Pacht nicht, weshalb die Gerichte des Grafen von Schmettau die Mühle anschlugen, die der Herr von Gersdorf erstand. Die Müllerin hatte bei dem Könige schon vorher in Schlesien über die Sache supplicirt (der König kannte sie schon lange), jetzt wandte sie sich von neuem an denselben. Der König trug erstlich der neumärkischen Regierung, dann dem Kammergericht in Berlin auf, die Sache zu untersuchen; in beiden Instanzen wurde wider den Müller gesprochen. Viele Umstände vereinigten sich, den König zu überreden, es werde hier die Unschuld unterdrückt. Der König hatte die Sache durch den damaligen Obersten von Heucking untersuchen lassen, und dieser hatte einen sehr vortheilhaften Bericht für den Müller abgestattet. Als daher der König die Sentenz des Kammergerichts erfuhr, ließ er die drei Räthe, die das Urtel gemacht, nebst dem Groß-Kanzler von Fürst zu sich rufen, cassirte den Groß-Kanzler und ließ die Räthe arretiren. Der Zorn des Königs bei dieser Gelegenheit war unbeschreiblich. Er foderte ein Gutachten vom Criminal-Senat über diese Sache, allein er verwarf dasselbe, und schrieb dem Minister von Zedlitz vor, wie er das Urtheil sprechen solle. Der Minister schlug dieses Verlangen dem Könige schlechterdings ab, worauf Friedrich an ihn schrieb: „weil Ihr denn nicht sprechen wollt, so will ich selbst sprechen," und so bestrafte er die Räthe, und verurtheilte dieselben überdieß, dem Müller den Schaden zu ersetzen. Unter der Regierung seines Nachfolgers wurde die Sache von neuem untersucht, und das Obertribunal bestätigte im J. 1787 die beiden vorigen Sentenzen. Die cassirten Räthe wurden wieder eingesetzt, jedoch erhielten auch die Arnoldischen Eheleute Zeichen der königlichen Gnade.

Arrende, die Pachtung. In Rußland sind Arrenden Krongüter, welche gewissen verdienten Personen für einen sehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arria, die heldenmüthige Gemahlin des Cäcina Pätus, dem, als Anstifter einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius verfolgt, zuletzt keine andere Rettung blieb, als sich selbst zu ermorden. Da ergriff sie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, stieß ihn sich in die Brust und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!"

Arrieregarde, der Nachtrab eines Heeres, ist im Rücken der Armee was die Avantgarde, der Vortrab, vorn ist. Die Arrieregarde ist eigentlich bestimmt, den Rückzug zu decken, ein Geschäft, das nur von einem klugen und entschlossenen Offizier mit gutem Erfolg geleitet werden kann. Sie muß aus Infanterie mit Geschütz aus Jägern oder Scharfschützen und aus leichter Cavallerie zusammengesetzt seyn, und eine Waffenart die andere nach Maßgabe des Terrains unterstützen. Die Cavallerie agirt in den Ebenen, die Infanterie unterstützt jene, falls sie geworfen werden sollte, und besetzt die engen Päße; die Jäger oder Scharfschützen aber halten die feindlichen Flanqueurs ab.

Arsenik, eins der fürchterlichsten mineralischen Gifte, welches ein eigenes Metallgeschlecht ausmacht. Unter allen Metallen ist das Arsenikmetall das flüchtigste und wird im Feuer in einen dicken weißen Dampf aufgelöst, der wie Knoblauch riecht, süßlich schmeckt und das

Kupfer weiß färbt. Der Arsenik ist eine einfache, wenigstens noch nicht zerlegte Substanz. Man findet ihn sowohl gediegen als vererzt. Auch erscheint er in Gestalt eines Kalks, wovon man zwei Hauptarten kennt: das Operment (Aurum pigmentum) von citrongelber Farbe, und das s. g. rothe Rauschgelb, welches sonst auch Rubinschwefel genannt wird, und eine dem Morgenroth ähnliche Farbe hat. — Der Arsenik ist sehr häufig vorhanden. Man pflegt ihn daher auch nur gelegentlich beim Rösten der Zinn- und Kobalderze zu gewinnen, wo er in einem dicken Dampf aufsteigt, und sich in den hiezu besonders eingerichteten Schornsteinen ansetzt. Er gleicht einem grauen Pulver, welches Hüttenrauch oder Giftmehl heißt und noch mit Schwefel versetzt ist. Durch einen Zusatz von Laugensalz befreit man den Arsenik davon auf den s. g. Gifthütten, und nun erscheint er crystallinisch. Der Arsenik wird zu verschiedenen chemischen Arbeiten gebraucht; mit dem Kupfer gibt er das s. g. Weißkupfer. Auch in Zeugfärbereien und zu mineralischen Farben wird er gebraucht.

Artemis, s. Diana.

Artemisia, Königin von Carien, Schwester und Gemahlin des Mausölus, dessen Tod sie auf die zärtlichste Art betrauerte, und ihm ein Denkmal erbauen ließ, welches unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wurde; daher der Name Mausoleen, den man prächtigen Grabmälern beilegt. Sie starb bald nach ihrem Gemahl bei dem Denkmal, daß sie ihm errichtet hatte, im Jahr 351 vor Christi Geburt.

Arterien oder Pulsadern, s. Adern und Blut.

Arthritisch (aus dem griechischen αρθρον, das Glied, das Gelenk), wörtlich, mit Gliederschmerzen behaftet, oder gichterisch. Die Arthritis, Gicht, ist eigentlich eine Krankheit des Mannsalter (s. den Art. Alter) und hat ihren Grund in dem anfangenden Rückgang oder Abwärtssteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Systeme der Knochenbildung und der Absonderungen. Hier äußert sich aber deshalb auch die diesem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abscheidung des überflüssigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen erdigen Stoffs), theils, bei mangelnden Naturkräften unregelmäßig erscheint und wiederkehrt, auch wohl, anstatt den überflüssigen Knochenstoff durch die Ausscheidungsorgane aus dem Körper zu schaffen, denselben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern sich anhäufen, und seine Existenz daselbst behaupten läßt, woher alsdann die s. g. Gichtknoten und die innern Steinbildungen mancherlei Art entstehen. Zur völligen Ausbildung der arthritischen Krankheit scheinen überhaupt zwei Momente am meisten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünstung. Der häufige Genuß des Weins, besonders säuerlicher Weine, eben so der gewöhnliche Gebrauch sehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speisen trägt ohne Zweifel sowohl durch Ueberfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutsystem erregende Wirkung dieser Genüsse zur wirklichen Entstehung der Arthritis am meisten bei, indem der Ueberfluß an rohen Nahrungsstoffen von dem völlig ausgewachsenen Körper nicht gebraucht, und von den weniger energischen Verdauungsorganen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in den Regionen des Knochensystems unterhalten, vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritische Krankheit kündigt sich in diesen Fällen bei noch vorhandener Energie der Naturkräfte

als regelmäßig periodisches Podagra an. Es entsteht nämlich zu bestimmten Zeiten, im Frühjahr, im Herbst, bei manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geschwollen. Gemeiniglich entsteht auch Fieber, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutsystem zurückwirkt. Bei der ärmern Menschenclasse trifft man zwar selten echt podagrische an; der Arme, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, und seinen Durst mit einem Kruge Wasser befriedigt, selbst der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier trinken kann, wird selten das Podagra bekommen; allein hier bewirken dann wieder Ueberfüllung mit schlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von schlecht verarbeiteten Stoffen im Blute, und Unterdrückung der Ausscheidung derselben, daher bei gesunkener Lebensthätigkeit in solchen Fällen mehr irreguläre arthritische Zufälle, herumziehende Schmerzen, Absetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Masse in den Gliedern, und die auffallendsten Verunstaltungen derselben entstehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und Rheumatismus werden häufig für einerlei gehalten und mit einander verwechselt, sind aber ganz von einander verschieden, wie aus der Vergleichung dieses Artikels mit dem Art. Rheumatismus mit mehrerem ersichtlich ist. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannsalter an; Rheumatismus ist wesentlich ein entzündlicher Zustand im System der Muskeln und Sehnen, bei Arthritis ist dieser Zustand im System der Gelenke, Gelenkkapseln und der Knochen, folglich hat auch bei ersterm der Schmerz seinen Sitz mehr in den Muskeln und erstreckt sich nach deren Lauf, wechselt auch mehr in Ansehung des Ortes, bei letzterm ist der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus ist auch an sich nicht mit den erdigen Geschwülsten und Concrementen begleitet wie die Gicht. Man hat bei der letztern sogar beobachtet, daß der kritische Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelassen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt seyn; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechsel des Alters die Krankheitsanlage selbst von dem Muskelsystem auf das Knochensystem und deren Gelenke fortwandert. Ueber die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Diät herrschen, zumal unter dem Publicum, noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podagra, gar nichts zu brauchen wäre, Andere setzen alle Hoffnung auf die Zusammensetzung eines abführenden Trankes, wieder Andere glauben im Fasten und Wassertrinken ihr Heil zu finden, Andere suchen es, von Browns einseitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt unter die Classe der asthenischen Krankheiten setzte, im Arrak. Es gibt aber kein Specificum gegen Gicht und Podagra, als die sorgfältige Behandlung eines vorsichtigen Arztes, der, im Besitze der richtigen Idee von der Krankheit, die genaueste Rücksicht nimmt auf das Lebensalter und die Constitution des Kranken, auf die Aeußerung der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Systems, auf Lebensart und Diät, und endlich auf die Natur der Zufälle selbst. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Wassertrinken und der Gebrauch kühlender Mittel höchst nöthig seyn, welche einem andern schädlich, ja tödlich werden könnten, eben so umgekehrt mit erhitzenden, schweißtreibenden und andern Mitteln. H.

Arthur oder Artus, der Sohn Uterpendragons, ein fabelhaf-

ter König Britanniens zu Ende des fünften und zu Anfang des sechszen Jahrhunderts. Ueber seine historische Existenz ist viel gestritten worden, und man darf sie mit Recht in Zweifel ziehen, da Gottfried von Monmouth, ein Benedictiner aus Wallis, der um das J. 1150 lebte, die ersten Nachrichten von dem Leben und den Thaten Arthurs mittheilt, dieser Historiker aber von keiner sonderlichen Glaubwürdigkeit ist und die in England herrschenden Volkssagen ohne Wahl und Prüfung sammelte, nicht um die alte Geschichte dadurch aufzuklären, sondern um einen Roman zu liefern, was ihm auch bei seinen poetischen Talenten sehr wohl gelang. Sein Vorgeben aber, daß er nach einem alten lateinischen Original nur übersetzt habe, ist aus innern Gründen zu verwerfen. Wollte man indeß auch nicht die Existenz, so muß man wenigstens die Thaten des Königs Arthur bezweifeln, den Gottfried mit sichtbarer Vorliebe behandelt. Wie dem auch sey, so ist gewiß, daß die in Gottfrieds Erzählung enthaltenen Prophezeiungen Merlins und Begebenheiten Arthurs die Quelle gewesen sind, woraus ein besonderer Bezirk der romantischen Poesie, der brittisch-normännische nämlich, seine erste Nahrung zog. Die Romane von dem König Arthur, seinem Hofe und seinen Rittern, kurz alle Romane von der Tafelrunde sind hiedurch entstanden; denn was für die französischen Romanciers Carl mit seinen zwölf Pairs, das waren für die brittisch-normännischen die Ritter von der Tafelrunde. Die alten Romanzen von Arthur, die sich in mehreren Sammlungen zerstreut finden, bilden zusammen eine interessante poetische Chronik der Thaten dieses merkwürdigen Fabelhelden. Auch ein altdeutsches Gedicht, wahrscheinlich aus dem 12ten Jahrhundert handelt, von dem König Arthus und der runden Tafel.

Artikel heißt in der Grammatik das Wort, welches dem Substantiv (Hauptworte) vorgesetzt und wodurch dasselbe als bestimmt oder unbestimmt modificirt wird. Man unterscheidet daher einen bestimmten und unbestimmten Artikel (im Deutschen der, die, das und ein, eine, ein.) Der Artikel gehört nicht zu den s. g. acht Redetheilen (partibus orationis) und ist daher in einer Sprache nicht wesentlich nöthig. Die lateinische und mehrere andre Sprachen haben ihn nicht. Die von den Puristen versuchte Uebersetzung Geschlechtswort ist nicht zu billigen, da das Geschlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu schaffen hat, der Umstand aber, daß der Artikel sich nach dem Geschlechte eines Wortes ändert, nichts ihm eigenthümliches ist, sondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch Statt findet.

Artillerie nennt man einmal das sämmtliche schwere Geschütz, das in Feld- und Belagerungsgeschütz eingetheilt wird, dann aber auch die Geschützkunst, welche die mechanisch-technischen Kenntnisse der Geschütz- und Munitionserzeugung, den Gebrauch desselben, den Batterienbau u. s. w. umfaßt, und in eignen Artillerieschulen gelehrt wird. Das Artilleriecorps, das bei jeder Macht anders organisirt ist, besteht aus den Artilleristen zur Bedienung der Kanonen, den Bombardiers zur Bedienung der Pöller, aus den Handwerkern zur Erzeugung des Bedarfs, dann aus den Sappeurs, Mineurs, Pionniers, Pontoniers. Der Artillerie-Etat begreift alles in sich, was der Artillerie nahe oder entfernt zugehört, nicht allein das ausgerüstete Geschütz sammt Bedienungsmannschaft, Bespännung und Munitionsfuhrwerk, sondern auch die Reservemunition der Infanterie und Cavallerie, Schanzzeug, Feldschmieden, Reserve-Lafetten u. s. w. Daß die Artillerie übrigens heut zu Tage nicht allein die zerstörende Waffe bei

Festungen, sondern auch die entscheidend wirkende Kraft im Felde ist, lehrt hinlänglich die neuere Kriegsgeschichte.

Artois (Carl Philipp, Graf von), zweiter Bruder Ludwigs XVI., geboren zu Versailles den 9. Okt. 1757, vermählt den 16ten November 1773 mit Maria Theresia von Savoyen, mit der er zwei Söhne erzeugte. Durch seine Liebenswürdigkeit und seine Verschwendungen berühmt, galt dieser Prinz für einen Beschützer der Wissenschaften. Er erklärte sich vom Anfange der Revolution gegen ihre Grundsätze, und war einer der eifrigsten Vertheidiger der königlichen Vorrechte. Als er erfuhr, daß die Pariser einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, entzog er sich mit Hülfe der Nacht der Wuth seiner Feinde, und gab das erste Zeichen zur Auswanderung, indem er sich mit seiner Familie nach Turin an den Hof seines Schwiegervaters begab. 1790 hatte der Graf Artois zu Mantua eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Leopold, und 1791 begab er sich mit dem Marschall Broglio und dem Prinzen von Condé nach Worms, wodurch er die Auswanderung einer großen Anzahl von Offiziers veranlaßte. Er hielt sich einige Zeit bei Bonn auf, kam nach Brüssel, wo die Erzherzogin Marie Christine ihm zu Ehren Feste gab, und ging hierauf nach Wien, wo ihn der Kaiser auf die ausgezeichnetste Weise empfing. Er war in Pilnitz bei der Zusammenkunft des Kaisers Leopold und des Königs von Preußen zugegen. Nach der Annahme der Constitution von 1791 lud ihn Ludwig XVI. ein, wieder an seinen Hof zurückzukehren, aber vergebens. Er befand sich in Koblenz und rüstete sich zum Kriege; bescheinigte seine Weigerung in der Antwort an Ludwig XVI. und erließ eine heftige Proclamation gegen die Assemblee. Den 1sten Januar 1792 ward er von der ersten Gesetzgebung für klagfällig erklärt und den 19ten Mai seine constitutionsmäßige Pension von einer Million, die ihm als Bruder des Königs zukam, aufgehoben, und seine Apanagerenten seinen Gläubigern Preis gegeben. Bei dem Eindringen der feindlichen Heere in die Champagne commandirte er ein Corps Reiterei von Ausgewanderten. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er von seinem Bruder zum Generallieutenant des Königreichs Frankreich ernannt. Der Graf Artois ging hierauf nach Petersburg, wo ihn Catharine II. mit vielem Glanze empfing. Bevor er das Corps der Ausgewanderten verließ, schrieb er einen schmeichelhaften Brief an den Marschall Broglio, und schickte ihm seine Medaillen, Diamanten und den Degen seines Sohnes, um sie zu verkaufen und mit dem Gelde den nöthigsten Bedürfnissen abzuhelfen. Zu Ende des Jahres 1794 sicherte ihm das englische Gouvernement eine Pension zu, und er schiffte sich den 26sten Juli 1796 in Cuxhaven nach London ein. Er ging hierauf an Bord einer englischen Fregatte, die lange Zeit an den französischen Küsten kreuzte, und den 24sten September zu Isle Dieu unter dem Schutze der Escadre des Commodore Warren landete, kehrte aber unverrichteter Sache nach Portsmouth zurück und lebte seitdem mehrere Jahre zu Edinburgh auf dem Schlosse der alten Könige von Schottland. In dem Feldzuge von 1799 sollte er in der Schweiz zur condéschen Armee, die aus dem Innern von Rußland anlangte, stoßen, erhielt aber noch vor seinem Abgange die Nachricht, daß der Plan der zweiten Coalition gescheitert sey, und blieb daher in London. Im Februar 1800 söhnte er sich mit den Kindern des Herzogs von Orleans aus, und erschien mit ihnen bei Hofe, wo der König ihnen eine Audienz gab. Im November 1804 begab er sich nach Calmar in Schweden, er hatte daselbst eine Zusammenkunft mit sei-

nem Bruder und seinem ältesten Sohne, der sich 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. vermählt hatte, und kehrte hierauf nach London zurück, wo er noch lebt.

Arundelianische Marmor, s. Oxford.

Aruspex (Haruspex) und in der Mehrzahl Haruspices waren bei den Römern gewisse zur Priesterclasse gehörige Personen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derselben nach ihrer Opferung besichtigten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforschen. Ausserdem achteten sie auch auf die das Opfer begleitenden Umstände und weissagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthiers u. s. w. Sie stammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Ansehen bis auf den Kaiser Constantin (357 nach Chr.), der alle Wahrsagerei bei Todesstrafe verbot. Ihre Anzahl belief sich zuletzt auf 70; ihr Vorsteher hieß summus aruspex oder magister dublicus.

Arzneikunde. Man versteht darunter gewöhnlich die Summe von Kenntnissen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten zu verhüten, und wirklich eingetretene ihrem Entstehen, Verlauf und Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterscheiden und nach ihren Erfordernissen zu behandeln, um sie zu heilen oder wo dies nicht zu erreichen ist, doch zu lindern. Dies ist jedoch eigentlich der Begriff der Heilkunde insgesammt, und unter Arzneikunde sollte man nur die Kenntniß der Arzneien und deren Anwendung auf den kranken Körper verstehen. Die Geschichte einer Wissenschaft, welche mit dem Leben und der Gesundheit des Menschen in so genauer Beziehung steht, muß jedem Gebildeten höchst wichtig seyn; sie zeigt uns, auf welchen Grad von Cultur die Arzneikunde in jedem Alter der Welt und bei jedem Volke stand, wie mit der Bildung des Verstandes auch die Kenntnisse in der Medicin anwuchsen, wie an der Vervollkommnung anderer Wissenschaften auch die Medicin jedesmal ihren Theil nahm, wie endlich zu jeder Zeit Freiheit des Geistes und redliches Streben nach der Wahrheit ihr nützlich, hingegen Befangenheit von einseitigen Meinungen, die Sucht, nur das zu finden, was vorgefaßte Meinungen bestätigen sollte, ihr jederzeit schädlich war. Der Entstehung der Arzneikunde einen bestimmten Zeitpunkt anzuweisen, ist eben so unmöglich als unnütz. Was uns die älteste Geschichte davon aufbewahrt hat, ist meistens mit fabelhaften Erzählungen ausgeschmückt. Jedes Volk wurde wohl der Erfinder der ersten nothwendigsten Hülfsleistungen, von der Natur durch den sich in Krankheiten zeigenden Instinct, zuweilen auch vom Zufall belehrt. Sobald höhere Cultur des Geistes ihre Wirksamkeit auch auf die Behandlung der Krankheiten erstreckte, fingen natürlich diejenigen Völker, welche in jener Geistesveredlung andern vorangingen, auch zuerst an, die Arzneikunde aus jenem Naturstande zur Kunst zu erheben. So weit wir daher in der ältesten Geschichte Nachrichten haben von den zuerst sich bildenden Nationen, finden wir auch, daß bei ihnen die Medicin zuerst anfing, sich auf die untersten Stufen der Vervollkommnung zu erheben. So war bei den ältesten Aegyptiern schon eine Spur von Arzneikunde, indem dem Hermes, dessen Ursprung von der ägyptischen Götterfamilie abgeleitet und dessen Nachfolgern ein Buch zugeschrieben wurde, in welchem die Regeln der Arzneikunde verzeichnet waren, welche die damaligen Aerzte befolgen mußten. Dies waren in den ältesten Zeiten die Priester, welche sich von jeher als Mittelspersonen zwischen der Gottheit und Menschheit geltend zu machen strebten. Aus den gesammelten Beobachtungen

und Erfahrungen über den Gang der Krankheiten und die Nützlichkeit ihrer angewandten Mittel entstand endlich ihre Arzneikunde. Denselben Gang nahm die Entstehung derselben bei den Griechen. Auch sie hatten Personen unter ihren Gottheiten, denen sie die Erfindung der Arzneikunde zuschrieben, (z. B. Aesculap, 1263 J. vor Chr.) deren Priester sich für die einzigen Besitzer der göttlichen Kunst ausgaben, und in ihren Tempeln die Kranken versammelten, die Beschreibung der Krankheit, und die Mittel, durch welche der Kranke glaubte genesen zu seyn, in denselben als Weihtafeln aufhingen. Aus diesen Priesterschulen, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte dauerten, ging ein Mann hervor, welcher mit großer Beobachtungsgabe die größte Treue im Wiedergeben des Gefundenen verband, der eigentliche Stifter einer wissenschaftlichen Arzneikunde, Hippokrates (456 J. vor Chr.). Die unter seinem Namen bekannten Schriften sind jedoch nicht alle von ihm allein, sondern zum Theil auch von seinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Aerzte auf den wahren Standpunkt, von welchem sie sich wenigstens damals noch nicht entfernen durften, wenn sie sich nicht verirren wollten, nämlich auf den Standpunkt der treuen Naturbeobachtung. Allein schon seine nächsten Nachfolger blieben seinem Wege nicht treu, sondern suchten mittelst der damals herrschenden philosophischen Meinungen und Systeme (z. B. des Plato, Epikurs) auch die Arzneikunde in ein System zu bringen. Daher die Entstehung der dogmatischen Medicin. In späterer Zeit war Alexandrien die einzige Bildungsanstalt der Aerzte; allein auch unter diesen herrschte die Sucht, medicinische Theorien auf philosophischen Systemen zu erbauen. So war es denn natürlich, daß Männer von Kraft und Geist, vertraut mit den hippokratischen Schriften und der Schulphilosophie und ihrer Spitzfindigkeiten müde, den alten verlassenen Weg der Erfahrung wieder einschlugen; daher die Schule der Empiriker entstand, deren Stifter Serapion von Alexandrien (279 J. vor Chr.) war. Doch der nach Verstandeseinheit strebende Geist des Menschen suchte bald wiederum einige Theorie mit der Erfahrung zu verbinden, und so bildete sich die Schule der Methodiker. Einen neuen Versuch, der Medicin eine wissenschaftliche Bearbeitung zu geben, machte Galen, berühmt durch seine viele Schriften (160 nach Chr.). Er schrieb Auslegungen über die hippokratischen Schriften, und arbeitete besonders die Lehre vom Pulse sehr aus. Seiner Theorie hingen die Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch an. In den unruhigen Zeiten, da beständig Einfälle fremder kriegerischer Völker das römische Reich erschütterten, bis in die Zeit des Mittelalters, wurde wenig für die Arzneikunde gethan. Die alexandrinischen Bibliotheken wurden zerstört, die Mahomedaner breiteten sich nicht nur in Asien sondern selbst in Europa aus. Bei den Arabern erhielt sich zwar noch einige Gelehrsamkeit, doch blieb die Medicin auf dem Grade stehen, auf welchen sie die griechischen Aerzte gebracht hatten. Priester und Mönche waren in dem christlichen Europa damals beinahe die einzigen Aerzte. In Salern im Neapolitanischen legten die Mönche (im achten Jahrhundert) den Grund zu einer Anstalt, die in der Folge den wichtigsten Einfluß auf die Medicin hatte. Schon von der damaligen Zeit an zogen sie durch ihre Wundercuren mit Reliquien und dergl. viele Kranke nach Salern. Im eilften Jahrhunderte aber studirten sie die arabischen und griechischen Aerzte, und mehrere unter ihnen erwarben sich als Aerzte schon durch ihre Gelehrsamkeit bedeutenden Ruhm. Im dreizehnten Jahrhundert gab Kaiser Friedrich II. der salernitanischen Schule die völlige Einrichtung ei-

ner Akademie mit vielem Ansehen und vielen Gerechtsamen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gab der Verbreitung der Wissenschaften einen neuen Schwung. Auch die Arzneikunde nahm Antheil daran, indem das Studium der griechischen Aerzte nun weit allgemeiner wurde, und die Ausübung immer mehr aus den Händen der Mönche kam, wozu schon vorher die Verbote der Päpste viel mitgewirkt hatten. Bisher hatten die Aerzte immer noch dem galenischen System treulich gefolgt, nur wenige suchten den echt hippokratischen Geist in der Medicin wieder herzustellen. Jetzt trat Paracelsus auf, verwarf nicht nur Galens, sondern aller seiner Vorgänger Systeme und Theorien (im J. 1525), und stellte mit großer Selbstgenügsamkeit ein neues auf, welches theils auf chemischen Grundsätzen gebaut, theils mit theosophischen, magischen und astrologischen Schwärmereien ausgefüllt war. Helmont nahm als Grund aller Lebensbewegungen einen Lebensgeist an, den er Archäus nannte. Damit verband er auch chemische Grundsätze, und stellte ein neues System auf. Noch mehr zur Veränderung der bisherigen Ansichten in der Arzneikunde trug die Entdeckung des Blutumlaufs von Harvey (1619) bei, indem dadurch das iatromathematische System veranlaßt wurde, welches der Medicin durch Berechnungen Evidenz verschaffen wollte. Sydenham (in den Jahren 1665 u. f.) stellte die alte empirische Schule wieder her; er beobachtete die Einwirkungen der Einflüsse der Witterung sehr genau. Stahl (1707 u. f.) erneuerte das helmontsche System und stellte es in einer veränderten Form wieder auf, indem er die Rolle des Archäus der Seele zutheilte. Dabei aber nahm er auch große Rücksicht auf die Lebenskräfte und die Thätigkeit der Natur, bestimmte die Ursachen der Krankheiten genauer, als bisher geschehen war, und beschränkte sehr den Gebrauch starker und heroischer Arzneimittel. Je allgemeiner jetzt das Studium der Medicin wurde, desto mehrere vorzügliche Männer standen auf, welche von Zeit zu Zeit den Versuch machten, die Medicin als Wissenschaft fester zu begründen. Jeder sah den Irrweg, auf welchem sein Vorgänger von der Wahrheit abgekommen war, schlug einen andern Weg ein und fehlte gleichfalls. Unter diesen machten sich (im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) noch berühmt Friedrich Hoffmann und Boerhaave. Die Cultur der andern Wissenschaften und Künste, besonders derer, welche mit der Arzneikunde in Verbindung stehen, als Philosophie, Physik und Chemie, wurde jetzt auch höher getrieben, und ihre Bereicherungen trug man in die Medicin über. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts änderten die Ansichten in der Medicin schneller als je, indem immer mehr Bearbeiter derselben sich erhoben. Im Ganzen waren jedoch die Systeme hauptsächlich mit Rücksicht auf die Lebenskräfte und auf deren Stimmung, dann auf die Mischung der Säfte gerichtet, oder sie waren bloß empirische nach Sydenhams Schule; oder eklektische, welche aus jeder Theorie das Brauchbare nahmen, übrigens sich mit hippokratischem Geist an die Beobachtung der Natur und eine rationelle Empirie hielten. Diese Stille in der Medicin unbrach Brown mit seinem neuen System, das bloß auf die verschiedenen Verhältnisse zwischen der Erregbarkeit und der auf sie wirkenden Reize gebaut war, und alle andern zu verdrängen drohte. (S. die Artikel Brown, Erregungstheorie, u. s. w.) Am meisten Aufsehen machte dieses System bei den Deutschen, bei welchen es auch die meisten Anhänger, Bearbeiter und Nachbeter fand. Indessen erhoben sich doch auch viele Stimmen mit gegründeten Einwürfen dagegen, welche nicht ganz verhallten und mehrere Modificationen veranlaßten, aus welchen

die sogenannte Erregungstheorie entstand. Während dieser Zeit fing die neueste Naturphilosophie an, ihr Licht auch in der Medicin zu verbreiten. Mehrere Aerzte wandten die Grundsätze dieser Philosophie mit vielem Glück auf einzelne Zweige der Medicin an, besonders enthüllten sich in der Physiologie, in der Lehre von dem Leben selbst, dem Organismus, seinen einzelnen Gebilden und deren Bedeutung und Function neue und überraschende Ansichten. Selbst auf die Pathogenie, die Erklärung der Entstehung der Krankheiten, auf die Theraphie, die Behandlung derselben, hat sie schon in kurzer Zeit einen so wohlthätigen Einfluß gehabt, daß sich mit Grund hoffen läßt, sie werde die Medicin, als Wissenschaft, bei fernerer Bearbeitung auf den Grad von Vollkommenheit erheben, dessen sie, in Verhältniß der menschlichen Beschränktheit, nur fähig ist. — Die Arzneikunde faßt folgende Wissenschaften in sich: Anatomie, Physiologie, die Lehre vom gesundem Zustande des Organismus, dem Leben, den Functionen der einzelnen Systeme u. s. w.; Pathologie, die Lehre von den Krankheiten; Semiotik, die Lehre von den Zeichen; Therapie, von der Cur der Krankheiten; Arzneimittellehre, von den Wirkungen der Naturproducte auf den menschlichen Körper. Einen besondern Theil der Arzneikunde macht die Chirurgie aus, welche auch die Geburtshülfe in sich begreift. Die vornehmsten Hülfswissenschaften der Medicin sind Philosophie, Naturgeschichte, besonders Botanik, Physik, Chemie, Pharmacie. H.

Arzt, derjenige, welcher im Besitz aller zur Erhaltung der Gesundheit und Abwehrung der Krankheit, oder wenn letztere eingetreten ist, zur Erkenntniß und Heilung derselben gehörigen Wissenschaften, die Gesundheit des Menschen zu erhalten, und im Fall sie verloren ist, wieder herzustellen sucht. Der Besitz der Heilwissenschaft allein macht den sogenannten theoretischen Arzt, der Uebergang des Wissens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach diesem Ziele, den sogenannten practischen Arzt, eigentlicher den Heilkünstler. Der wahre Arzt in diesem Sinne muß also nicht bloß im Besitze der Heilwissenschaft, sondern auch der Heilkunde seyn. Beide stehen in dem Verhältniß zusammen, wie Wissenschaft und Kunst (in höherm Sinne) überhaupt. Letztere bezeichnet den Uebergang der ganzen Summe des Wissens in Handeln. Wissenschaft erzeugt und leitet die Idee, Kunst sucht diese in einem Product wirklich herzustellen. Die Kunst muß selbst da, wo Wissenschaft nicht hinreicht, diese ersetzen, die Regeln für den bestimmten Fall selbst erfinden, wo die Wissenschaft nur die allgemeinen Gesetze angibt. Dies ist vorzüglich der Fall, wo der Verstand nicht nach einfachen und ganz bestimmten Grundsätzen, sondern nach vielen, zusammengesetzten und veränderlichen Umständen schließen, wo er sich statt der Gewißheit oft mit Wahrscheinlichkeit begnügen muß. Die Kunst beruht demnach auf Genie, als dem höchsten Grade selbstschaffender Geistesthätigkeit überhaupt, oder dem harmonischen Verein von vorzüglichem Verstand und thätiger Imagination, als Schöpferin und Erfinderin neuer Ideen. Das Object der Heilkunst ist der Mensch als lebendes geistiges Wesen, dessen Inneres in unaufhörlichem Wechsel seines Zustandes theils durch Bestimmungen der ihn umgebenden Außenwelt, theis durch innere, willkürliche und unwillkürliche Selbstbestimmungen, begriffen ist. Welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menschen dar, welche Verschiedenheit im Stande der Gesundheit, welche Abweichungen von diesem Stande, durch Alter, Geschlecht, äußere Einflüsse, innere Geistesbewegungen modificirt. Hier bietet die Wissenschaft dem Verstande nur wenige bestimmte,

aber desto mehr schwankende, bedingte, zusammengesetzte Grundsätze dar; in vollem Maße muß die selbstschaffende Thätigkeit der Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, hervortreten, die Grade der Wahrscheinlichkeiten zu messen und schnell das Richtige zu bestimmen. Die Heilkunst erfodert also eben so wohl Genie, als die Kunst überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wissenschaft hier schon so groß, der Spielraum der Kunst aber unermeßlich ist. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht sowohl auf Genie im gewöhnlichen Sinne, als Vorwalten irgend einer besondern Fertigkeit oder Geistesfähigkeit, sondern vielmehr auf Genialität in höherm Sinne, oder dem harmonischen Verein aller Geisteskräfte in vorzüglichem Grade, besonders des Verstandes und der Imagination. In Rücksicht des erstern muß der Arzt philosophisches, in Rücksicht des zweiten dichterisches Genie besitzen; denn der Arzt, wie der Philosoph, darf sich nicht begnügen, die Dinge zu wissen, wie sie sind, sondern er muß auch den Grund untersuchen, warum sie so sind. Der philosophische Geist führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüsse und endlich zu allgemeinen Grundsätzen. Das Dichtergenie zeigt sich bei dem Arzte dadurch, daß er da, wo die Wissenschaft für den individuellen Fall nicht hinreicht, durch selbstschaffende Thätigkeit der Imagination sich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen schafft, schnell den Heilplan, nicht nach dem Compendium der Wissenschaft, sondern speciell für das Individuum entwirft. Was die Ausbildung des Arztes betrifft, so bezieht sie sich zunächst auf Erlernung der Wissenschaft und Uebung der Kunst. Die Erlernung der Wissenschaft erfodert die Einsammlung aller zur Arzneikunde (s. d. Art.) gehörigen Kenntnisse. Kein Theil der Arzneikunde und keine der zu ihr gehörigen Hülfswissenschaften darf davon ausgeschlossen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entstehen soll. Man hat neuerer Zeit darüber gestritten, ob die Chirurgie von der Medicin getrennt bleiben, oder vereinigt werden soll. Es ist aber kein Zweifel, daß in der theoretischen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt ist, und getrennt bleiben wird. Was die Kunstbildung betrifft, so beruht sie, wie oben gezeigt wurde, auf Genie. Wo dieses fehlt, da findet nie Kunst Statt. Das Genie des Arztes ist nun erst das Band, welches die Wissenschaft mit der Natur verknüpft; es ist der Lichtstrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn selbst begreifen läßt, was aus der Fülle der Wissenschaft auf die Mannichfaltigkeit der Individuen paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geübt werden durch öftere Anwendung der Wissenschaft auf individuelle Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Aehnlichkeit derselben und Unterscheidung ihrer innern Verschiedenheiten, durch schnelles Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derselben, durch schnelle Unterscheidung der Grade der Wahrscheinlichkeit u. s. w., wodurch endlich die Kunstfertigkeit entsteht. So wie die Anlage den Grund der Möglichkeit, ein wahrer Arzt zu werden, bezeichnet, die Ausbildung aber derselben die Richtung auf den Heilzweck gibt, so bezeichnen die Eigenschaften des Arztes die einzelnen in der Erscheinung sich wirklich darstellenden Momente, welche zur Ausübung der ärztlichen Function erfoderlich sind. Einige der nothwendigsten sind folgende: Körperliche regelmäßige Bildung, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck in der Erscheinung des Arztes macht; Gesundheit, in so fern der Arzt körperlichen Anstrengun-

gen sich unterziehen muß, und sie selbst auf die ungetrübte Wirksamkeit des Geistes und auf die reine Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Schärfe der Sinne, zur schnellen Auffassung aller auf den Kranken sich beziehenden sinnlich wahrnehmbaren Umstände. Unter den geistigen Eigenschaften sind vorzüglich Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Selbstdenken zu bemerken. Unter den moralischen Eigenschaften sind die vornehmsten Religiosität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl bestürmenden widrigen Erfahrungen, denen der Arzt ausgesetzt ist, unerlaßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühseligkeiten des ärztlichen Berufs, der Schwächen des Kranken, zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Gegenwart des Geistes, dieses Geschenk der gütigen Natur, um selbst bei schnellen und auffallenden Begebenheiten Fassung zu behalten, und alle Hülfsmittel der Kunst zur Anwendung bereit zu haben; Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen, um jederzeit zu den Pflichten des ärztlichen Berufs gnügen zu können; Verschwiegenheit; Uneigennützigkeit, Klugheit u. s. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus dem Begriff des Zwecks und des Gegenstandes seiner Thätigkeit. Das kostbarste der irdischen Güter übergibt ihm der Mensch, sein Leben, und seine Gesundheit; er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherstellung der Gesundheit, als der ungetrübten Schönheit des Lebens. Die Heiligkeit dieses Berufs sahen von jeher alle von ihr durchdrungenen wahren Aerzte ein. Die allgemeinste Bezeichnung der Arztespflicht ist: alles zu thun, wovon er überzeugt ist, daß es für das Leben und die Gesundheit seines Anvertrauten nützlich ist, und gegentheils nichts zu thun, wovon er überzeugt ist, daß es für solche schädlich ist. Daher die speciellen Pflichten des Arztes: er muß die Höhe des jedesmaligen Standpunktes der Arzneikunde zu erreichen streben, also beständig fortstudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Aerzte und den Bereicherungen der stets fortschreitenden Wissenschaft und Kunst sich bekannt machen, er muß treu und sorgfältig in Ausübung seines Berufs seyn, er muß über das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältnissen desselben sieht, Verschwiegenheit beobachten u. s. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt sich gleichfalls aus dem Zweck der Heilkunst ableiten. Der Arzt steht gegen das Publikum als wissenschaftlicher Künstler, von dem es Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit erwartet. Vor dem Arzt gilt kein Ansehen der Person; Fürst oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menschen sind ihm gleich. Als Kranke können sie nur in soweit Rücksicht auf äußere Verhältnisse verlangen, als solche auf den Heilzweck Einfluß haben. Eben dieser erfodert auch, daß jeder Kranke sich unbedingt den Verordnungen des Arztes unterwerfen muß. Der Arzt, welcher sich von den äußern Verhältnissen des Kranken imponiren, sich von eigennützigen Rücksichten anders bestimmen läßt, verkennt seine eigene Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit des Kranken gegen seinen Arzt ist größer, als bei jedem andern Künstler. Hierunter verstehen wir jedoch nicht die pecuniäre Belohnung, als welche nach gewissen Bestimmungen festgesetzt seyn muß, sondern das Gefühl und die Ueberzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künstler für das Publicum arbeiten, er muß diese Arbeit zu jeder Zeit, sobald es die Noth erfodert, oft unter Umständen, die ihm unangenehm, beschwerlich, die oft sogar gefahrvoll für ihn sind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Gesundheit Anderer zu erhalten, seine Ruhe

und seinen Lebensgenuß, oft seine eigene Gesundheit und sein Leben aufopfern. Wie reichlich daher die Dienste des Arztes auch bezahlt werden mögen, so bleiben ihm immer noch die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit derer, für die er arbeitet. Das Urtheil des Publicums über den Arzt wird theils durch den Grad von Geistesbildung theils durch den Willen des erstern bestimmt. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Beurtheilung und Behandlung des Arztes einen sichern Maaßstab für die Geistes- und Herzensbildung der Menschen, die mit ihm zu thun haben, abgibt. Den Werth des echten Heilkünstlers einzusehen, dazu gehört die Kenntniß dessen, was zur Anlage und Ausbildung desselben erfodert wird, und seine Bemühungen mit Dank zu erkennen, dazu gehört eine höhere Humanität, als bis jetzt noch gewöhnlich ist. Der Pöbel hält den Arzt bloß für einen Arznei- oder Recepthändler; Pfuscher und Quacksalber, die mit abergläubischen Mitteln, Bader, die nach einem aufgefundenen alten Receptbuche, die groben Empiriker, die die Krankheit nach ihrem Namen behandeln, stehen bei ihm in gleichem Range. Er hält jeden, unter dessen Händen ein Kranker gesund worden ist, für einen Arzt, weil er Ursach und Wirkung nicht zu unterscheiden vermag; er hegt aber selbst gegen den Arzt, der ihm geholfen hat, nicht weiter Dankbarkeit, als daß er ihm höchstens einen elenden Lohn bezahlt. Dabei trifft noch bei den meisten das Sprüchwort ein:

Accipe cum dolor est, nam postquam paena recessit,
Audebit sanus dicere, multa dedi.

Halbwisser und Witzlinge beschuldigen gern die Arzneikunst überhaupt der Unsicherheit, weil sie die natürlichen Gränzen derselben nicht kennen oder nicht kennen wollen, und weil es überhaupt leichter ist, über eine Kunst zu spotten, als sie zu üben. Was von Natur unheilbar ist, kann kein Arzt heilen, was Alter allmälig herbeiführt, kann Krankheit schnell herbeiführen. Ob die Natur, oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann derjenige freilich nicht einsehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und Gränzen ihrer Wirksamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher es ihm leichter ist, dem Zufall zuzuschreiben, was eine Wirkung des Verhältnisses zwischen dem Arzneimittel und der Krankheit ist. Mancher Arzt wird durch günstige Meinung, Verbindungen u. s. w. gehoben, er wird in allen Vorfällen günstig beurtheilt. Stirbt einem Andern ein Kranker, so gibt man dem Arzt die Schuld, weil es den meisten Menschen zu schwer ist, die Mannichfaltigkeit der Ursachen, warum auch ein geschickter Arzt den Kranken nicht herstellen konnte, einzusehen. Im Gegentheil erzeigt man aus den nämlichen Ursachen einem schlechten Arzte oft die Ehre, die Genesung eines Kranken ihm zuzuschreiben, bloß deswegen, weil er der letzte gewesen ist, den der Kranke gebraucht hat. — Der Arzt steht gegen den Staat im Verhältnisse eines der ersten Staatsdiener. Diese Würde kommt ihm zu sowohl wegen der nicht gemeinen Talente und Summe von Kenntnissen, die ihm nöthig sind, wegen der Wichtigkeit seiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit seiner Kunst. Der Staat wird nur erhalten von seinen gesunden Bürgern, wird nur vertheidigt von gesunden Soldaten, regiert von gesunden Beamten. Je mehr Kranke, desto schwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, desto länger muß der Staat diesen Bürger entbehren. Es erfordert daher das erste Interesse des Staats, für die Gesundheit seiner Mitglieder zu sorgen. Darum liegt ihm ob für gehörige Auswahl der Subjecte und ihre Ausbildung zu echten Aerzten Sorge zu tragen, die Unwürdigen von der Arzneikunst abzuhalten, also

auf die hinlängliche Prüfung der Aerzte, auf die Fortschritte derselben zu sehen, die Entweihung der Kunst von Pfuschern aller Art und den Nachtheil, der hieraus fließt, zu verhüten, für die Sicherung der Subsistenz der Aerzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. So wie der Arzt als solcher, dem Ideal eines echten Heilkünstlers nachstrebend und möglichst nahe kommend, angenommen wird, wird auch das Verhältniß zum Staate als solches, wie es seyn sollte, angenommen, obgleich die Erfahrung noch in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachlässigt, theils Egoismus und kleinliche Rücksichten dem Arzte die Würde schmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As heißt in der Musik die neunte Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, wenn sie zu f die kleine Terze macht; ist sie die große Terze zu e, oder die Quinte zu cis, so wird sie gis genannt; As dur, As moll. — Ferner ist As, 1. ein Apothekerpfund, s. Apothekergewicht; 2. ein Ducatengewicht, der 70ste Theil eines Ducatens.

Asbest (der gemeine) ist ein grüner verhärteter Amianth, dessen Fasern sich nicht theilen lassen, sondern in groben Splittern abspringen. Zuweilen hat er die Gestalt des Holzes und wird dann Bergholz genannt. Der gemeine und biegsame Asbest kommen jederzeit in Gesellschaft vor, und gehen in einander über, weshalb man ehedem glaubte, der Asbest sey ein noch unreifer Amianth, dessen heutiger Name biegsamer Asbest ist. Die Asbestgattung, welche jetzt vier Arten hat, ist ihrer Entstehung nach ein mehr oder weniger fasriger Sinter, welcher die Gänge und Klüfte der Serpentinsteingebirge ausfüllt, und war bereits Griechen und Römern bekannt. Allein die obengedachte Verwandlung des gemeinen Asbest in biegsamen ist nicht das Resultat einer Veredlung, sondern wie Kirwan bemerkt, vielmehr das Resultat der Zerstörung und Verwitterung. Unter den mannichfaltigen Asbestarbeiten heben wir nur die wichtigsten aus. Der vollkommenste biegsame Asbest ist der weißen Seide oder den Staubfäden der Asclepias syriaca oder Seidenpflanze ähnlich und seine Zubereitung kommt der Zubereitung des Flachses sehr gleich. Zuerst legt man ihn ins Wasser, damit es eindringe und bei der folgenden Arbeit das Zerbrechen der Fasern verhindere. Darauf wird er auf einer Platte mit Klopfhölzern gebrecht und die abgetrennten Fasern werden aus einander gezogen. Drittens kommen sie in heisses Wasser, worinnen man dieselben fleißig umrührt; wobei sich das verwitterte Bindemittel der Fasern absondert und das Wasser wie Milch färbt. Dieses Waschen wird so lange fortgesetzt, bis es ungetrübt davon abgegossen werden kann. Die reingewaschenen Fäden breitet man wegen des schnellen Ablaufens des Wassers in Siebe aus und trocknet sie an der Sonne. Die völlig getrockneten Fasern werden nun mit engen Wollkämmen gelinde gestrichen, zertheilt, aufgegriffen und endlich zwei Asbestfasern mit einer Flachsfaser zusammengesponnen. Der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um dieselbe gegen die Stiche der Asbestfasern zu schützen und zugleich die Asbestfasern dichter zusammenzukleben. Dieses Gespinnst wird endlich auf dem Weberstuhle ohne weitern Zusatz so dicht und steif als möglich gewebt und das fertige Zeug zuletzt auf glühende Kohlen ausgebreitet, wodurch der Flachs und das Oel ausbrennen; aber gerade dieses Ausbrennen ist das Schwierigste bei dieser Asbestarbeit. Auf diese Art verfertigt man seit 1710 zu Nerwiansk in Sibirien außer der Leinwand auch noch Mützen, Handschuh und Beutel; auf den Pyre-

näen Gürtel, Bänder, Schnuren, Servietten rc. Kaiser Carl V. hatte Tischzeug von Asbest, das er bisweilen nach Tische zum Vergnügen seiner Gäste ins Caminfeuer warf. Die Alten wickelten nach dem Zeugniß des Dioscorides ihre Todten in dergleichen Zeuge und verbrannten sie darin, damit die Ueberreste derselben sich nicht mit der Holzasche vermischen sollten. Weiter verfertigte man aus Asbestfasern Lampendocht, Papier; D. Fare Steinpappe; Prof. Koch zu St. Petersburg wendete ihn mit Glück zum Abformen der Münzen an; auch kann man daraus große Basreliefs- und Stuckaturarbeit verfertigen; und nach Dolomieu soll man diese Fasern auf Corsica mit Thone zusammenkneten, Geschirre daraus drehen und brennen, das viel leichter, weniger zerbrechlich ist, und die Abwechselung der Hitze und Kälte besser verträgt. X.

Ascanius, des Aeneas und der Creüsa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troia (s. Aeneas und Troja) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrhus gehörigen Hirsch und verwickelte dadurch seinen Vater in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Aeneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden wurde und aus Furcht vor Ascanius in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit seinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eigenes Reich stiftete, das aber nach seinem Tode mit dem lateinischen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrschte, vereinigt wurde.

Asceten nannte man zu alten Zeiten in der christlichen Kirche diejenigen Personen, welche sich strenger Uebungen in der Frömmigkeit befleißigten und sich durch Enthaltung von sinnlichen Genüssen und willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen suchten; daher Erbauungsschriften, welche zur Uebung des Geistes in der Frömmigkeit Anleitung geben, ascetische Schriften heißen. Schon vor Christo und zu den Zeiten der ersten christlichen Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdische Asceten (s. d. Art. Essäer) und heidnische unter den griechischen Philosophen, besonders den Platonikern. Der Ausdruck Ascet ist von dem griechischen Askesis, Uebung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetischen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die sich, um desto geschickter zu den Kampfspielen zu seyn, vieler Genüsse enthalten mußten. Ueber den Charakter der christlichen Asceten und die Religionsansicht, die ihre Praxis motivirte, vergl. die Art. Gnostiken, Heilige, Mönchsleben. E.

Asche ist der feuerbeständige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückstand, der nach dem völligen Verbrennen organischer Körper übrig bleibt und nicht mehr geschickt ist, das Feuer zu unterhalten. Die Bestandtheile der Asche sind, besonders in Hinsicht auf Zusammensetzung und Gehalt, nach den verschiedenen Körpern, aus denen sie herrührt, verschieden. Die vegetabilische Asche besteht vornehmlich aus erdigen und salzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen absondern kann und vegetabilisches Alkali nennt. (s. d. Art.) Je fester und dichter gewebt eine Holzart ist, um so mehr Alkali gibt sie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das ästige Farrenkraut mehr als irgend eine bekannte Pflanze. Je trockner die Gewächse geworden, desto weniger liefern sie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlensäure bei sich. Es ist daher um so ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Asche entstand und je anhaltender und stärker die Calcination des Alkali's geschah. Völlig rei-

nigen von allen fremdartigen Substanzen kann man es nur durch Crystallisation. (Vergl. Pottasche.) Von ganz anderer Beschaffenheit ist die thierische Asche, besonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewisser innerer Zusammenhang; sie enthält keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorsäure führt. — Der Gebrauch der Holzasche ist bekanntlich sehr groß. Seifensieder, Bleicher u. s. w. verbrauchen sie in ungeheurer Menge. Auch gibt sie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aschermittwoch, der erste Tag der vierzigtägigen Fasten, welche die römische Kirche kurz vor Ostern hält. Er hat diesen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, sich mit Asche zu bestreuen, welches an die Buße im Staub und in der Asche erinnern soll.

Aeschines, der Redner, brachte als der Sohn armer Aeltern seine Jugend unter dem niedrigen Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an dessen Gaukeleien er, besonders an den Bacchusfesten, Theil nahm; ward, durch den Beifall ermuntert, Schauspieler, dann Schreiber in einem Untergericht, hörte den Plato und Isokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demosthenes, den er jedoch an Kraft und Nachdruck nicht erreichte, so vortheilhaft er sich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. — Aeschines, der Philosoph, der zum Unterschiede von jenem auch der sokratische genannt wird, war ein Schüler des Sokrates, den er um seine Belehrung mit den Worten bat: „Ich bin arm, und kann dir nichts für deinen Unterricht bieten als mich selbst. Nimm mich hin als dein eigen.“ — „Du kennst den Werth deines Geschenkes nicht,“ antwortete ihm Sokrates, ihn zu seinem Schüler annehmend. — Seine Tugenden gewannen ihm allgemeine Verehrung. Wir besitzen von ihm noch drei Gespräche.

Aeschylus, der Vater des griechischen Trauerspiels, wurde im 4ten Jahre der 63sten Olympiade (525 Jahre vor Christi Geburt) zu Eleusis in Attika geboren. Von seinen Lebensumständen haben wir höchst mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht für sein Vaterland in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes vor den Waffen der freien Griechen untergehen, und war begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieser hohen Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestaltung erhob, so daß er als der Schöpfer derselben zu betrachten ist. In voller Rüstung (sagt A. W. Schlegel) wie Pallas aus dem Haupte des Jupiters, sprang die Tragödie aus dem seinigen hervor. Er bekleidete sie würdig, und gab ihr einen angemessenen Schauplatz; er erfand den scenischen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Gesang und Tanz, sondern trat selbst als Schauspieler auf. Er entfaltete zuerst den Dialog und beschränkte den lyrischen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach, abgemessen fortschreitend. Verwickelungen und Auflösungen kannte er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanfteren Rührungen, das Schrecken herrscht bei ihm: das Haupt der Medusa wird den erstarrenden Zuschauern entgegengehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist äußerst herb: in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt er über den Sterblichen.

Der Cothurn des Aeschylus hat gleichsam ein ehernes Gewicht: lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Ueberwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinuntergestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, Ueberladen mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltsamkeit seiner Bilder und Ausdrücke ist er dem Dante und Shakspeare ähnlich. Doch fehlt es diesen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt an dem Aeschylus rühmen. Wir besitzen von seinen zahlreichen Tragödien, deren Gesammtzahl auf siebzig, von Andern sogar auf neunzig angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: der gefesselte Prometheus, die sieben gegen Theben, die Perser, Agamemnon, die Choëphoren, die Eumeniden und die Schutzgenossinnen. Mißvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, verließ Aeschylus endlich sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm und wo er starb. In der Grabschrift, die er sich selbst verfaßte, gedenkt er seines dichterischen Lorbeers nicht, wohl aber rühmt er sich, unter den Siegern von Marathon gewesen zu seyn. Eine genügende Uebersetzung seiner Tragödien haben wir in unserer Sprache noch nicht, doch dürfen wir eine solche von J. J. Voß dem Sohn erwarten. Vier Stücke besitzen wir in einer Uebersetzung von Stollberg, mit den nachgestochenen Flaxmanschen Umrissen dazu. M.

Aesculap (bei den Griechen Asklepios), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apolls und der Arsinoë, der Tochter Leucipps; Andere Apolls und der Coronis, der Tochter des Phlegnas. Verschieden werden auch die Wunder erzählt, welche seine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von seiner Mutter ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von den Hirten gefunden, und an einem schimmernden Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach Andern hatte Coronis zugleich Umgang mit Ischys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana statt seiner) tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das sie in ihrem Schooße trug. Letztere Meinung war die allgemeinste, und wurde auch durch das pythische Orakel bestätigt. Später brachte Apoll seinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunst und Jagd unterrichtete. In der Heilkunst erlangte er einen so hohen Grad von Geschicklichkeit, daß er sogar den Ruhm seines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch seines Bruders Klage über Beeinträchtigung des Orcus bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere wurde er zu Epidaurus in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. Von da verbreitete sich sein Dienst über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einst die Pest drei Jahre wüthete, wurden, auf Anrathen des delphischen Apolls, Gesandte zum Aesculap nach Epidaurus geschickt. Kaum waren sie vor dem Gotte erschienen, als unter dem Bilde des Gottes eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römischen Schiffe zueilte. Diese Schlange, die man für den Aes-

culap selbst hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Pest nachließ. — Aesculap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, die im trojanischen Kriege als Helden und Aerzte sich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaso, Panacea und Aegle von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erscheint Aesculap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenstabe, dem Bilde der Genesung. Neben ihm steht der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit. Oft ist er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Telesphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt ist. — Oft wird Aesculap auch bloß unter dem Bilde einer Schlange vorgestellt.

Asen sind nach der skandinavischen Mythologie das neue Göttergeschlecht, welches mit dem jüngern Odin einwanderte oder von ihm abstammte und göttlich verehrt wurde. Dieses Geschlecht der Asen bestand, außer Odin, aus dreizehn Göttern und achtzehn Göttinnen. (S. nordische Mythologie.)

Asien. — Amerika gleich erstreckt sich auch Asien durch alle Zonen; es läuft vom 43sten Grad östlicher bis 152sten Grad westlicher Länge, und vom 50sten Grad südlicher bis 77sten Grad nördlicher Breite, in einer Ausdehnung von einer Million (nach Andern von 763,062, oder 700,000, oder 641,092 15/16, oder auch nur 640,000) Quadratmeilen. Im Westen von Europa durch den gewaltigen Ural und Caucasus getrennt, vom arabischen Meerbusen, vom mittelländischen und griechischen Meere, von dem Wasser der Dardanellen, vom Meere von Marmora, vom schwarzen und asowschen Meere umspült, dort mit Afrika nur durch die Landenge von Suez verbunden, wie Süd- und Nord-Amerika durch das schmale Band von Panama, gränzt dieser Erdtheil gegen Norden an das nördliche Eismeer, gegen Osten an den großen Ocean und die Cooksstraße, die ihn von Amerika scheidet, und gegen Süden an den indischen Ocean. — Bei den Alten gab man ihm gegen Westen den Fluß Tanais (Don), den Palus Mäotis (das asowsche Meer) und den Pontus Euxinus (das schwarze Meer), und den Nil als Scheidungslinie von Afrika (einige Geographen aber auch schon die Landenge von Suez), gegen Norden das Mare scythicum, gegen Osten das Mare Coum (östliches Weltmeer, großer Ocean) und gegen Mittag das Mare indicum (indischer Ocean) zur Gränze. — Den Namen erhielt er wahrscheinlich durch die Phönicier nach dem Worte אצי, welches Mitte bedeutet, weil er gleichsam in der Mitte zwischen Europa und Afrika liegt; eine andere Vermuthung leitet den Namen von dem alten orientalischen As oder Ais, Feuer, Lichtland, Sonnenaufgang ab. — Der Boden Asiens erhebt sich weit mehr über die Meeresfläche, als der Europa's und Afrika's, und die Messung des englischen Obersten Crawfurd, der eine Spitze des Mustag, 25,000 Fuß hoch, gefunden haben will, zeigt, daß Hoch-Asien sogar Hoch-Amerika noch übersteige. Allein schon vor Crawfurds Beweis muthmaßte dies Zeune „aus der größern Flächenausdehnung Asiens, aus der gewaltigen Einspülung der südlichen Fluth in den bengalischen Meerbusen, wodurch natürlich eine sehr bedeutende Aufschwemmung in der Gegend nördlich von diesem Meerbusen entstehen muß, aus der so großen Wassermasse, die von der Gegend des Himla (Himali, Himmelberg), 90 Grade östlich, 35 Grade nördlich, in den Riesenströmen Brumaputer, Ganges, Indus, Dschihon, welche Masse die des Amazonenflusses gar sehr übertrift, also auf einen großen Vorrath ewigen Schnees, und folglich auf beträchtliche Höhen schließen

läßt; und endlich aus der Sage der alten Scythen, der Bewohner Hoch=Asiens, die sich auf der ganzen Erdoberfläche verbreitet findet, daß Hoch=Asien zuerst bei der Scheidung des Flüssigen vom Festen, also bei der Bildung der Erdoberfläche, aus den Fluthen emporgeragt, daß dort deswegen das erste menschliche Leben sich gestaltet habe, und alle Völkerzüge von Hoch=Asien ausgegeganaen seyen." — Von diesem Hochlande aus, das in der Form eines länglichen Vierecks mit einem Rande von Gebirgen eingefaßt ist, ziehen sich diese in große Ketten nach Osten, Süden, Norden und Westen; den südlichen Zug nennt man vorzugsweise Mustag, sonst Imaus, und den nördlichen Altai. In jenem findet sich die vorhin schon erwähnte, von Crawfurd gemessene Spitze von 25,000 Fuß, in dem letztern die von Laxmann gemessene Kuppe von 6558 Fuß. Noch sind die hierin liegenden Gebirge nicht alle benannt; wir führen daher nur das werchoturische, altaische, sayanische Gebirge, den Libanon, Almadaghy, Macis (Ararat), Caucasus, die gaurischen Gebirge, den Mustag, die von Thibet und Kaschemir, die Gebirge Gandahar und Gasna, die Gates an, und bemerken als die höchsten hierunter, außer jenen beiden Punkten des Mustag und Altai, das sayanische von 15,800 Fuß, den Ophyr auf Sumatra von 13,840, den Streloßnaja von mehr als 10,000 Fuß, den Libanon von 8950, und den Caucasus von 5,420 Fuß. — Die merkwürdigsten Vorgebirge sind das Cap Comorin, Cap Romania, das Ostcap, Tschukutzkoi=Noß und das Eiscap. — Diese Gebirgszüge dienen zum Grunde der Territorialeintheilung Asiens, 1. in Hoch=Asien (oder Mittel=Asien), dessen Flüsse sich in Seen ergießen, also bloße Steppenflüsse sind, weil sie wegen des dies Binnenland umgebenden Gebirgsrandes keinen Fall nach dem Meere zu haben; 2. in Nordasien, mit den drei Riesenflüssen Ob, Lena, Jenisei, die in das Eismeer sich ergießen; 3. in Ostasien, wo die vier Ströme Amur, Goang, Kiang, Maikang durch Meerbusen in das stille Meer laufen; 4. in Südasien, mit dem Thaluan oder Nukian, Irawatti oder Lukian, Bramaputer, Ganges, Indus, Frat nebst Tigris, die mit dem indischen Meere sich vermischen; und endlich 5. in Westasien, wo der Dschihon (wahrscheinlich der Oxus der Alten) und Syr (vielleicht der alte Jaxartes) in den Aralsee sich ergießen. — Eine andere, nicht sowohl nach geognostischen Ansichten als gewöhnlichen geographischen Principien angenommene Eintheilung ist die in Nordasien (russisches Asien), Mittel= oder Hoch=Asien (caucasische Landenge, asiatische Tatarei, Mongolei, Tungusien, Korea, Japan) und Südasien (asiatische Türkei, Arabien, Persien, Indien, Tibet, China, ostindische Inseln), so wie die der Flußströmungen, als: 1. in das Eismeer, der Ob, Jenisei, Lena, Indigirka, Kolyma; 2. in den indischen Ocean, der Anadyr, Amur, Hoango (der gelbe Fluß), Jantsekian (der blaue Fluß), Menamkom; 3. in den indischen Ocean, der Menam, Lukian, Nukian (Irawaddi), Burhamputter, Ganges, Godavery, Kistna, Indus, Euphrat und Tiger; 4. in das mittelländische Meer, der Bojuk Minder, Orond, Barady; 5. in das caspische Meer, der Ara mit dem Kur; 6. in das schwarze Meer, der Sakaria, Kisil Irmak, Kuban, und 7. in den Aral, der Syr=Darja und Karasu. — Von den Seen nennen wir den Beidscher, das todte Meer, den Wan, das caspische Meer, den Aral, den Buikal, den Kokonor. — Das Clima durchläuft alle Extreme und Mittelzustände der Kälte und Hitze; im nördlichen gibt es nur vom Juni bis August Sommer, alle übrigen Monate gehören dem Winter an: dort starke Hitze, hier Kälte bis 43 Grade R. Im mittlern sind die gewöhnlichen

vier Jahreszeiten; das Frühjahr kommt oft schon im März, die Sommerhitze steigt von 40 bis 48 Grade R. In den Südländern kennt man nur zwei Jahreszeiten: die Regenzeit, vom Juni bis September, die trockene, vom September bis April und Mai; im türkischen Asien, in Arabien und Persien herrscht der schreckliche Samum. — So verschieden das Clima ist, so verschieden sind natürlich auch die Producte des Bodens auf und unter seiner Oberfläche; Getraide, Reiß, Holz, Wein, Tabak, Safran, Oliven, Baumwolle, Zimmt, Muskatnüsse, Pfeffer, Gewürznägelein, Ingwer, Cardemomen, Betal, Jinsang, Sago, Cocosnüsse, Thee, Kampfer, Papier- und Firnißbäume, Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Datteln, Kaffee, Zuckerrohr, Weihrauch, Aloë, Benzoë, Gummilack, Sandelholz, Rhabarber, Cedern, Palmen; — Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Magnet, Quecksilber, Zinn, Edelsteine, Marmor, Porzellanerde, Naphtha, Salz, Marienglas. — In der Thierwelt findet man Rennthiere, Pelzthiere, Bisamthiere, Wallfische, Erdhasen (Springhasen, Saigack), Schaafe, angorische Ziegen, Kameele, Elephanten, Grunzochsen, Büffelkühe, Pferde, Esel, Maulthiere, Affen, Meerkatzen, die Jeniseispitzmaus (das kleinste vierfüßige Thier), das Känguruh, Schnabelthier, Tiger, Tschakals, Panther, Luchse, Bäre, Hyänen, Wölfe, Crocodile, Schlangen, Seidenwürmer, Goldfasanen, Ortolane ꝛc. — Der Menschen, mit denen dieser wundervolle Erdtheil bevölkert ist, zählt man gegen 600 Millionen; nach ihrer Herkunft theilt man sie in Finnen, Tungusen, Tataren, Mongolen, Russen, Georgier, Griechen, Armenier, Araber, Perser, Indier, Chinesen, Japaner. Einfacher aber bringt man diese Völkerschaften unter drei Hauptstämme, nämlich: Tataren, von weißer Farbe, dickem, langem, schlichtem Haare, runder Nase, eirunden Augen, länglichem Gesichte (in Westasien); 2. Mongolen, von gelber Farbe, dünnem, kurzem, straffem Haare, gedrückter Nase, geschlitzten Augenliedern, plattem Gesichte (in Ostasien), und 3. Malayen, von brauner Farbe, dickem, kurzem, krausem Haare, tiefen Augen, breiter Nase, dickem Gesicht (in Südasien und auf den Inseln). Im Allgemeinen haben alle Asiaten edle, einnehmende Gesichtszüge und einen feurigen, ausdrucksvollen Blick. — Der Himmelsstrich, unter welchem diese Völker wohnen, bestimmt in der Regel ihre Lebensart und Beschäftigung; bald sind sie Nomaden, bald leben sie in Städten und Dörfern; bald gehen sie ganz nackt, bald bedecken sie sich nur zur Hälfte oder ganz, entweder mit Fellen oder mit den feinsten baumwollenen und leinenen Zeugen; bald bemahlt und gesalbt, oder tattowirt, oder nicht. So nähren sie sich auch bald fast nur von Fleisch, bald nur von Pflanzen und Gewürzen; hitzige, berauschende Getränke, bis zur stärksten Dosis Opium, sind allgemein eingeführt. — Sie bekennen sich entweder zur mahomedanischen, jüdischen und christlichen Religion, oder zum reinen heidnischen Götzendienste; auch gibt es Nationen, wie die Drusen und Ismaeliten, deren Religion zweifelhaft (oder vermischt) ist. — Während der auswärtige Handel einzig und allein in den Händen der Europäer sich befindet, ist der innere lebhaft genug, und erstreckt sich selbst bis nach Europa; Ausfuhrartikel sind Thee, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Pferde, Ziegenhaare, Seide, baumwollene Zeuge, Shawls, seidene Zeuge, lackirte Waaren ꝛc., dagegen viele europäische Manufactur- und Fabrikartikel eingeführt werden. Die inländischen Manufacturen und Fabriken liefern Stahlarbeiten, gute Säbelklingen, kupfernes Geschirr, Porzellan, Glas, baumwollene und seidene Zeuge, Kunstarbeiten in Perlmutter, Schildkroll,

Crystall, Edelsteinen und lackirten Waaren. — Man handelt in China nach Unzen, in Indien nach Rupien (16 bis 18 Gr.) und nach Lac (100,000 Rup. oder 80,000 Thlr.). — Wissenschaften und Künste sind, nach Verhältniß der Cultur, im Allgemeinen auf einer mehr als mittelmäßigen Stufe. In China, Japan, Tibet, Arabien, Persien und Indien zeichnet man sich aus; die Japaner haben sogar, außer geschriebenen und gemalten, auch gedruckte Bücher. Der Sprachen zählt man etwa acht; bis in die ältesten Zeiten hinaus findet man, daß die Gränzen der verschiedenen Sprachen durch die natürlichen der Ströme und Gebirge bestimmt wurden. In Vorderasien, bis zum Halys, wurde altphrygisch, jenseit des Halys die sogenannte semitische Mundart (syrisch, chaldäisch, hebräisch, samaritanisch, phönicisch, arabisch 2c.) gesprochen; diese Sprachen herrschten bis zum Tigris, jenseit dessen die persischen Sprachen einheimisch waren; in den Steppenländern des mittlern Asiens gab es viele von einander verschiedene Sprachen, so wie auch in den caucasischen Gebirgsländern; in den Küstenländern sprach man griechisch und carisch. — In Ansehung der wissenschaftlichen Cultur und Kunst zeichnete sich im Alterthume Klein-Asien aus; Tonkunst, Dichtkunst und Architektur hatten dort ihre schöne Heimath; dort waren Homer, Thales, Herodot, Aesop, Hippokrates geboren; der Kunstfleiß der Lydier und Phrygier verdient einer besondern rühmlichen Erwähnung; am gehörigen Orte von ihnen ein mehreres. — Lesen, Schreiben, Astronomie und Astrologie, Philosophie und Medicin, Baukunst und plastische Künste werden jetzt vorzüglich ausgebildet; auch erinnern wir an die Tänze der Bajaderen. — Die Verfassung der mehresten Staaten ist monarchisch; selbst die nomadischen Völkerschaften haben ihr Oberhaupt. — Die Hauptstaaten selbst sind: 1. russisches Asien (Sibirien, Kasan, Astrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imeresi, Kacheti); 2. türkisches Asien (Natolien oder Klein-Asien, Armenien, Kurdestan, Dschesira, Irac-Arabi, Syrien); 3. chinesisches Kaiserthum (m. v. China); 4. Tatarei (Turkmannen, Kirgisen, Charesm [Chiwa], große und kleine Bucharei); 5. Japan (drei große Inseln und eine unübersehbare Zahl kleiner Eilande); 6. Arabien (m. v. Arabien); 7. Persien (West- und Ostpersien oder afganischer Staat); 8. Vorder-Indien (englisches Indien [unmittelbares und mittelbares], Theil vom afganischen Staate, Seiken, Mahratten, Colonien der Franzosen, Holländer, Portugiesen, Dänen); 9. Hinter-Indien (birmanisches Kaiserthum, Siam, Malacca, Laos, Tonkin, Cochinchina); 10. ostindische Inselwelt (a. englische: Ceylon, Bengulen auf Sumatra, Bezirk auf Borneo; b. holländische: Palambang auf Sumatra, Batavia auf Java, Macassar auf Celebes, die Molucken; c. spanische: die Philippinen, Marianen, Carolinen, Theil von Luçon). — Die Alten kannten von Asien den mittlern Theil und Südasien, wozu auch Klein-Asien gehört, und zwar dieses am genauesten. Die Länder, welche sie hierunter begriffen, waren Vorder- oder Klein-Asien, Iberien, Albanien, Armenien, Mesopotamien, Syrien, die drei Arabien, Sabäa, Minäa, Babylonien, Chaldäa, Medien, Persien, Caromanien, Gedrosien, Chorasmiorum Regio (persische Landschaft), Sacorum Regio (die kleine Bucharei, ein Theil von Tibet und der großen Sandwüste Kobi), Bactria, Aria, Soadiana, Indien, dies- und jenseit des Ganges, Serica, Sina und der Chersones. Außer diesen Ländern rechnete man zu Asien noch verschiedene Inseln, nämlich Rhodus und Cypern im mittelländischen Meere, Tenedos, Lesbos, Chios, Samos, Ica-

ria ꝛc. im ägäischen, und Taprobana (Ceylon) im indischen Meere. Die Geographen nahmen auch die Benennung Asia in dreifacher Bedeutung, und zwar einmal für den ganzen Erdtheil, wie heute, dann aber auch nur für Vorder-Asien (Asia propria oder minor, die große westliche Halbinsel Asiens, die vom schwarzen, ägäischen und mittelländischen Meere gebildet wird, von den Griechen, besonders von den Constantinopolitanern, das Morgenland, ανατολικη sc. χωρα. woraus das lateinische Natolia und das Anadoli der Türken entstanden ist, genannt, und Mysien, Bithynien, Paphlagonien, Pontus am schwarzen Meere, Troas, Jonien, Carien, Lycien, Pamphylien, Cilicien, Phrygien, Lydien, Galatien, Kappadocien, Lycaonien und Pisidien umfassend), und drittens in noch engerem Sinne für die westlichen, an der See gelegenen Provinzen der Halbinsel Vorder-Asien (Asia proconsularis). Asia extra Halyn hieß der Bezirk jenseits des Flusses Halys (jetzt Kizil Irmuck, der zu Crösus Zeiten Lydien von Medien trennte), Asia intra Halyn nannte man die Länder zwischen dem Halys und dem ägäischen Meere; unter Asia extra Taurum begriff man die Länder jenseit des Gebirges Taurus, das südliche Asien, so wie unter Asia intra Taurum die Länder diesseits des Taurus oder das nördliche Asien, wozu die natürliche Theilung des Erdtheils durch die taurische Gebirgskette, die von Westen nach Osten mitten durch Asien geht, die Veranlassung gab; Asia cis Taurum galt bei den Römern oft auch für Asia minor. — In der Weltgeschichte behauptet Asien den obersten Rang. Suchen wir den ersten Wohnplatz des ersten in der Chronik des heiligen Buches genannten Menschengeschlechtes, so werden wir nach Asien geführt, wohin die Mythe den schönen Garten Edens versetzt, der auf Hochasiens erhabener Ebene geblüht haben mag; von dort aus erstreckten sich hiernach die Zweige der übrigen Völkerschaften. Suchen wir die Wiege aller Cultur des Alterthums, so finden wir sie bei Asiens vielgebildeten Nationen, von wo sie durch Handel und Colonien nach Afrika auf griechischen Boden und dann weiter verpflanzt wurden; wir gedenken der Babylonier und Chaldäer! — Nicht leicht kann eine politische Geschichte interessanter seyn als Asiens. Die großen Revolutionen, die theils von außen erregt wurden, theils im Innern selbst den Stoff fanden, waren zugleich für den übrigen Erdboden von höchster Wichtigkeit. Bis zum Tigris war das westliche Asien unter römische Herrschaft gekommen; doch mehrere Nationen hatten den andringenden Eroberern mit Glück sich widersetzt. Der parthische Staat, der bactrische, Japan und China behaupteten ihre Unabhängigkeit; ja die um sich greifende Macht der Chinesen gab den Hunnen, einer mongolischen Völkerschaft, den ersten Stoß zu ihrem Zuge nach dem Westen. Eine der merkwürdigsten Nationen, die auch ihre Freiheit sich erhielten, waren die Araber. Hatten sie bis zum siebenten Jahrhundert fast keine Ahnung eines politisches Verbandes unter sich selbst gehabt, so gelangten sie doch mit einem Male dazu, als der geniale Mahomed, der aus ihnen geborne Prophet, sie unter seiner Herrschaft vereinigte, wie einst Moses die Israeliten. Mit dem Augenblicke seines Todes entstand das Califat, denn seine Nachfolger nannten sich Califen, d. h. Nachfolger des Propheten *); in Bagdad am Tigris war ihre Residenz. Aber dies gewaltige Reich ging unter, als die Araber (Sarazenen, Morgenländer) durch die zunehmende Re-

*) Unter dem Art. Califat verbreiten wir uns mehr noch über diese Nation; auch vergl. man Arabien.

gierungsschwäche der Califen andern osmanischen Völkerschaften, deren sie sich erst für ihre Zwecke bedient hatten, allmälich untergeordnet wurden; wir gedenken hier des Reichs der seldschuckischen Türken. Da kam die Zeit der Kreuzzüge. Die europäischen Kreuzfahrer begannen ihren Kampf gegen die Sarazenen um den Besitz des heiligen Grabes; in Syrien entstand das christliche Königreich Jerusalem. Doch noch ehe es ein Jahrhundert gedauert hatte (1100 bis 1187), leuchtete der Halbmond wieder auf den Zinnen des neuen Salems. — Eine der erschütterndsten Revolutionen war die durch den mongolischen Dschinkischan. Das nördliche China, die arabischen und türkischen Staaten in Persien und Indien unterlagen ihm. Karakorum in der Mongolei war die Residenz des Großchans; im vierzehnten Jahrhunderte ward sie nach China verlegt, und diese große Entfernung der Regierung vom Mittelpunkte des unermeßlichen Reichs beförderte dessen Fall. China, Persien und mehrere Staaten machten sich wieder unabhängig; aber Timur-leng brachte sie alle, China ausgenommen, das sein Tod (1404) rettete, wieder unter die Herrschaft der Mongolen. — Weit hatte sich seit dem türkischen Feldherrn Osman (1300) die Macht der Pforte ausgebreitet. Aber Persien widerstand ihr; die Dynastien der Turkmannen, der Sofi werden in der persischen Geschichte mit unvergänglichem Ruhme genannt. Die letztere unterlag dem Kuli-Chan, der aus einem Räuberhauptmann Feldherr, und endlich Kaiser von Persien (1736 bis 1747) wurde; nun hieß er Nadir-Schach, plünderte den Großmogul, und machte das rechte Ufer des Indus zu seiner Gränze. — Persien wurde nach Nadirs Tode der Schauplatz innerer Zwistigkeiten zwischen den Ministern und Generalen; es bildeten sich endlich die beiden Staaten Westpersien und Ostpersien oder Afganien. — Das Reich des Großmoguls (Kaisers von Hindostan), das den größten Theil von Vorder-Indien umfaßte, war durch Nadir-Schachs Einfall dem Untergang nahe gebracht; die Mahratten und Seiken vollendeten ihn; nur ein Ländchen blieb dem sonst so mächtigen Großmogul. — Auch China konnte dem Schicksale, noch einmal unter fremde Botmäßigkeit zu kommen, nicht entgehen; gegen die Mongolen riefen sie den Dschinkischan zu Hülfe; die berühmte große Mauer sollte die Schranke seyn, hinter der China's Unabhängigkeit gesichert bleiben sollte; doch vergebens. Die Dynastie der Manschu unterlag dem Großchan der Mongolen, denen auch der Dalai Lama in Tibet und Cochinchina sich unterwarfen. China ward eine erfreuliche Werkstätte der Jesuiten; doch die gränzenlose Herrschsucht derselben vernichtete fast ihren Einfluß wieder. China ist übrigens unter seinen Regenten glücklich (m. vergl. d. Art. China). — Während dessen hatten Rußlands siegreiche Waffen die Herrschaft dieses Reichs in Asien ausgebreitet. Von Iwan-Wasiljewitsch II. an (1552) bis zu Alexander I. unterwarfen sich mehrere tatarische Staaten, das östliche Sibirien und Kamtschatka, dessen nordöstliche Küste Bering unter Peter I. entdeckte; Kuban und Kabarda wurden erobert, und das frühere Schutzland Georgien (1801) dem russischen Reiche einverleibt, das bis Japan und China sich ausgedehnt hatte. — Seit lange schon war das reizende Ostindien der lockende Gegenstand der übrigen europäischen Nationen geworden. Die Colonienwelt entstand. Die Portugiesen sah man zuerst (1500) auf Malabar. Ihnen folgten zehn Jahre später die Spanier mit der Entdeckung der Philippinen; durch die Holländer (1600) erhob sich das herrliche Java; die Franzosen erwarben sich Pondichery auf der Küste Coromandel. Doch alle diese unter-

lagen der immer mehr sich ausbreitenden Macht der Britten, die, obgleich von den Franzosen durch Hyder-Aly und Tippo-Saib bekriegt, mit unwiderstehlicher Kraft ihre Herrschaft über Ostindien bis zum heutigen Tage behauptet haben.

Asklepiadeische Verse sind Verse, die entweder aus zwei oder drey Choriamben bestehen. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus. Ersterer heißt der kleine, letzterer der große asklediadeische Vers.

Kl. — — | — ∪ ∪ — || — ∪ ∪ — || ∪ ⏓ |
Gr. — — | — ∪ ∪ — || — ∪ ∪ — | — ∪ ∪ — ∪ ⏓

Sein Charakter ist lyrisch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verschiedene, aus asklepiadeischen Versen gebildete Sylbenmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern asklepiadeischen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykonischen Vers (— — | — ∪ ∪ — | ∪ ⏓) wechseln, oder läßt auf drei kleinere asklepiadeische einen glykonischen, oder auf zwei kleinere asklepiadeische einen pherecratischen (— — | — ∪ ∪ — | ⏓ und einen glykonischen Vers folgen.

Asmodi, nach der hebräischen Mythologie ein böser Geist und Dämon des Satans, der nach einander sieben Männer der Sara, einer Tochter Raguels zu Rages, tödtete. Der junge Tobias hielt ihn, auf Raphaels Rath, durch Gebet, dreitägige Enthaltsamkeit von seiner Braut, und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fischleber von sich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen, und bannte ihn in die Wüsten Aegyptens. — Die Dichter nennen von diesem Mythus Asmodi den Eheteufel, den schadenfrohen und boßhaften Anstifter aller großen und kleinen Ehezwiste, die er, so groß auch dies Departement ist, mit unermüdlicher Thätigkeit anzuspinnen bemüht ist.

Aesop, der älteste Fabeldichter, war zu Amorium in Phrygien geboren, und anfangs der Sclave zweier Philosophen, des Xanthus und Idmon, die ihn nachher freiließen. Er trug practische Lebensregeln sinnbildlich vor, und erwarb sich dadurch einen Ruf, der sich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Crösus, König von Lydien, rief ihn an seinen Hof, und hielt ihn durch Wohlthaten für immer bei sich zurück. Nur zuweilen unterbrach er seinen Aufenthalt daselbst durch Reisen nach Griechenland, Persien, Aegypten, wo er allenthalben seine lehrreichen Dichtungen ausstreute und dafür Beifall und Ehre erntete. Crösus sandte ihn einst nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Aesop erzählte hier seine Fabel von den hin- und herschwankenden Stäben, die von fern etwas scheinen und in der Nähe besehen nichts sind. Die delphischen Priester, welche die Anwendung davon auf sich machten, beschlossen, sich durch seinen Tod zu rächen, und stürzten ihn von einem Felsen herab (560 vor Chr. Geb.) Ganz Griechenland nahm an diesem Ereigniß Antheil, und Athen ehrte den phrygischen Fabeldichter durch Aufstellung einer Bildsäule, welche Lysipp verfertigte, und auf welche wir noch ein Epigramm des Agathias haben. Planudes, der Verfasser eines schlechten Romans über Aesop, schildert ihn als überaus häßlich und mißgestaltet, und läßt ihn selbst stottern; allein dieses Bild stimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Wir müssen indeß gestehen, daß auch die Nachrichten der Alten von Aesop wenig Zuverlässiges haben. Am wenigsten können ihm die unter seinem Namen noch vorhandenen Fabeln mit einiger Gewißheit zugeschrieben werden; ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß

sie einerlei Entstehung mit den indischen Fabeln des Pilpai und den arabischen des Lockman haben.

Aspern, ein Pfarrdorf in Oesterreich unter der Ens, im Viertel unter dem Manhardsberg, am linken Ufer der Donau, gegenüber dem Prater bei Wien. Dieser Ort ist durch eine der größten Schlachten in der Kriegsgeschichte merkwürdig. Im Mai 1809 standen die zwei mächtigsten Heere der neuern Zeiten an diesem Flecke der Donau, nämlich die vereinigte französische Armee am rechten Ufer bei Wien, und die vereinigte österreichische am linken Ufer im Marchfeld. Am 20sten ließ Kaiser Napoleon nach der Insel Lobau eine Brücke über den großen Arm der Donau schlagen und die Armee übersetzen. Von der Lobau wurde hierauf eine zweite Brücke über den schmalen Arm gegen das linke Ufer geschlagen. Die Franzosen besetzten alsdann die Dörfer Aspern und Eßling und die dazwischen liegende Fläche, breiteten sich links gegen Hirschstätten aus und besetzten rechts das Städtchen Enzersdorf. Die Lobau diente ihnen zum Sammelplatze, von dem sie beständig Unterstützung ziehen konnten, und die große Brücke sicherte ihre Communication mit dem rechten Donauufer. — Der Erzherzog Carl ließ sogleich die österreichische Armee ins Gewehr treten, und entschloß sich, die französische anzugreifen. Dieses geschah am 21sten Mai, am Pfingstsonntag. Um 12 Uhr setzte sich die österreichische Armee in Bewegung, und um 3 Uhr begann das Riesentreffen. Die Oesterreicher rückten in fünf Colonnen an. Die erste drängte die Franzosen von Hirschstätten zurück, und nun begann ein Kampf um das Dorf Aspern, der seines Gleichen nicht hat. Man focht in jeder Gasse, in jedem Hause und in jeder Scheuer; Wägen, Pflüge, Eggen mußten unter einem unausgesetzten Feuer hinweggeräumt werden, um mit dem Feinde handgemein zu werden; jede einzelne Mauer war ein Hinderniß für den Angreifenden und ein Schutz für den Vertheidiger; der Kirchthurm, hohe Bäume, die Böden und Keller mußten erobert werden, ehe man sich des Ortes Meister nennen konnte, und doch war der Besitz immer nur von wenig Dauer. Erst gegen Abend gelang es der ersten und zweiten österreichischen Colonne, Aspern zu behaupten, welches unterdessen ein Raub der Flammen geworden war. Während die Oesterreicher auf ihrem rechten Flügel bey Aspern siegreich waren, besetzten die vierte und fünfte Colonne am linken Flügel Enzersdorf, welches die Franzosen verlassen hatten, und machte einen fruchtlosen Angriff auf Eßling. Die dritte Colonne aber war mit der französischen Linie zwischen Aspern und Eßling in ein Treffen verwickelt, das von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geliefert wurde, aber ohne Entscheidung blieb. Während dessen rückt der Fürst Lichtenstein mit dem Reservecorps der Cavallerie vor, und die französische Cavallerie ging ihm entgegen. Man focht mit unglaublicher Standhaftigkeit und Tapferkeit; zuletzt zog sich die französische Cavallerie in ihre Linie zurück, und die österreichische schloß sich an die dritte Colonne an. Die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Den 22sten in der Frühe um 4 Uhr fing die Schlacht wieder an. Der Kampf um Aspern begann aufs neue mit wechselseitigem Glücke, bis endlich die Oesterreicher für immer Meister von den Ruinen blieben. Dieses unglückliche Dorf hatte an beiden Tagen dreizehn Angriffe aushalten müssen. Die beiden Hauptarmeen waren auf der Fläche zwischen Aspern und Eßling seit dem Anbruche des Tages im Kampf begriffen. Die französische Infanterie stand in großen Abtheilungen aufmarschirt, und zwischen ihr die schwere Cavallerie in Massen formirt; eine ungeheure Menge Kanonen und Haubitzen deckte die

Fronte. Von österreichischer Seite standen die Corps des Grafen Bellegarde und des Fürsten Hollenzollern entgegen. An diese schloß sich die Reservecavallerie des Fürsten Lichtenstein und eine zahlreiche Artillerie. Man glaubt, daß über 400 Kanonen von beiden Seiten im Spiele waren, und die ältesten Soldaten erinnerten sich nicht eines ähnlichen Feuers, als an diesem Tage unterhalten wurde. Kaiser Napoleon durchritt seine Reihen, und munterte die Krieger auf. Der Erzherzog Carl entflammte den Muth der Oesterreicher, ergriff selbst die Fahne des bereits wankenden Bataillons Zach, und flößte ihm neue Begeisterung ein. Die meisten von seiner Umgebung wurden verwundet. Der Erzherzog hatte den Plan entworfen, die französische Schiffbrücke, welche von dem rechten Ufer der Donau in die Lobau führte, zu zerstören. Er ließ durch den Hauptmann Magdeburg Schiffmühlen und schwer beladene Fahrzeuge die Donau hinabschwemmen, welche die Brücke zertrümmerten. Diese glückliche Unternehmung zerriß die Communication zwischen der französischen Hauptarmee und der Reserve am rechten Ufer, und verhinderte die Zufuhr der Munition. Sobald die Oesterreicher das Gelingen dieser Unternehmung erfuhren, machten sie ihre Angriffe um 9 Uhr des Morgens mit der größten Macht auf die französische Stellung. Das Feuer wurde ununterbrochen fortgesetzt, und die öftern schnell auf einander gefolgten Angriffe, sowohl mit dem Säbel, als mit dem Bayonette, waren so heftig, daß die Kriegsgeschichte nur wenig ähnliche Beyspiele aufzuweisen hat. Die französische Armee war in die engste Stellung concentrirt, und vertheidigte sich standhaft, aber sie kämpfte nicht mehr um den Sieg, sondern um ihre Erhaltung und um einen sichern Rückzug auf die Insel Lobau. Um diesen Rückzug zu decken, war die Behauptung des Dorfes Eßling nothwendig. Die Franzosen hatten schon bey ihrem Uebergang über die Donau, und besonders in der Nacht nach der ersten Schlacht, darauf Rücksicht genommen. Das ganze Dorf war mit Gräben und Erdaufwürfen verschanzt worden. Die Mauern der abgebrannten Häuser waren mit Schießscharten versehen. Der drei Stockwerk hohe Speicher des Orts konnte, wegen seiner soliden Bauart, von innen mit Geschütz und Mannschaft wohl versehen werden; selbst das Dach wurde mit Schießscharten durchbrochen und zur Vertheidigung eingerichtet. Von außen war dieser Speicher mit Erdschanzen umgeben, und stellte gleichsam die Citadelle von Eßling vor. Die vierte und fünfte österreichische Colonne war schon vom frühen Morgen an mit dem französischen rechten Flügel bei Eßling im Treffen begriffen, welches bis gegen Mittag dauerte. Um 12 Uhr wurde ein Sturm auf Eßling und auf den Speicher unternommen, wozu die Grenadierreserve verwendet wurde, welche die von der langen blutigen Arbeit erschöpften Bataillone abgelös't hatte. Die Oesterreicher machten fünf Angriffe mit der größten Heftigkeit, aber alle Anstrengung war vergebens, denn die Franzosen setzten alles daran, einen Posten zu behaupten, der, wenn er verloren wurde, die Vernichtung der ganzen französischen Armee hätte zur Folge haben können. Unter dem Schutze von Eßling, und gedeckt von einer kleinen Brückenschanze am linken Ufer, zog die französische Armee über die unversehrt gebliebene Brücke des schmalen Donauarmes in die Lobau. Der Kampf hatte an diesem zweiten Tage funfzehn Stunden gedauert. In dieser zweitägigen Schlacht wurde beinahe alles erschöpft, was der Angriff und die Vertheidigung furchtbares haben. Infanterie und Cavallerie hatten sich wechselseitig gegen einander mit Flinten, Bayonetten und Säbeln gemessen. Ganz vorzüglich ausgezeichnet war das Artilleriefeuer. Nach

französischen Berichte sollen allein von österreichischer Seite über 40,000 und nach einer österreichischen Nachricht 51,000 Kanonen- und Kartätschenschüsse geschehen seyn. Der Verlust an Todten und Verwundeten war außerordentlich groß, und wenn man den gewöhnlichen Angaben trauen darf, soll er sich von beiden Seiten zusammen über 60,000 Mann belaufen haben. Ob nun gleich diese Schlacht für Oesterreich kein Resultat von Bedeutung gewährte, und es sehr zweifelhaft geblieben ist, ob bey energischer Benutzung der erlangten Vortheile nicht sehr wichtige und entscheidende Erfolge zu erringen gewesen wären, so bleibt sie doch in den Annalen der Kriege ein unvergängliches Denkmal der österreichischen Ehre, und als Beyspiel von erwiesener seltener Tapferkeit, Treue und Ausdauer wird sie immer neben den glänzendsten Siegen genannt werden.

Aspasia war zu Milet in Jonien geboren und die Tochter des Ariochus. Vor ihr hatte eine andere Schönheit aus Jonien, Thargelia, das Beispiel der seltenen Vereinigung politischer und wissenschaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geschlechts gegeben, und diese scheint Aspasia sich zum Muster genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichsam geächtet, denn ihre Kinder, wenn sie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieser Umstand trug vielleicht dazu bei, daß man sie in die Reihe der Buhlerinnen gestellt hat. Aspasia beschäftigte sich mit Politik und der Beredsamkeit, diesen mächtigsten Waffen der Freistaaten. Plato gedenkt einer sehr schönen Rede, die sie zum Lobe der bei Lochäum gebliebenen Athenienser hielt, und man behauptet, daß sie den Perikles in der Beredsamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten, geistvollsten und tugendhaftesten Personen Griechenlands, und Sokrates besuchte sie oft, ja man beschuldigte ihn selbst, daß er eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, diesem großen Manne, der es verstand, zugleich Bürger und König einer Republik zu seyn, wußte sie die reinste und dauerhafteste Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympischen Jupiter und seine Begleiterin Aspasia die Juno. Perikles trennte sich von seiner Gemahlin, um die Aspasia zu heirathen, und Plutarch erzählt, daß er stets für sie die größte eheliche Zärtlichkeit besaß, und gewiß konnte ein solches Gefühl nicht eine niedrige und verdorbene Frau einflößen. Man beschuldigt sie, daß sie zwei Kriege veranlaßt habe; den einen zwischen den Atheniensern und Samiern, wegen Milet, wo sie geboren war: den andern zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt sie wegen dieses Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, ob er gleich mit den kleinsten Nebenumständen die Ursachen des langen peloponnesischen Kriegs erzählt. Nur Aristophanes führt sie als Ursache desselben an, aber dieser muthwillige Komiker schleuderte seinen Witz auf alle ausgezeichnete Personen Athens, und verdankte eben der Verwegenheit seiner persönlichen Satire den großen Beifall, den seine Stücke fanden. Das atheniensische Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, und ihn nicht anzugreifen wagte, verfolgte diejenigen, die seine besondere Neigung, Achtung und Liebe genossen, und verklagte den Anaxagoras, Phidias und die Aspasia wegen Verachtung der Götter. Perikles vermochte weder den Anaxagoras noch den Phidias von dem Exil zu retten; aber mitten im Areopagus vergoß er Thränen, als er die Aspasia vertheidigte. Das Gefühl, das sich uns mittheilt, wenn wir ein starkes Gemüth von einer so rührenden Empfindung ergriffen

sehen, entwaffnete die Richter. **Perikles** starb im dritten Jahre des peloponnesischen Kriegs, und man sagt, daß **Aspasia**, die Freundin des **Sokrates**, die Gefährtin des **Perikles**, der Gegenstand der Huldigungen des **Alcibiades**, nachher ihre Gunst einem unbekannten gemeinen Manne **Lysikles** schenkte, der aber bald von ihrem Geiste durchdrungen worden sey, und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß **Aspasia** Einfluß auf die ganze Nation hatte: denn in ihrer Gesellschaft wurden die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war so berühmt, daß der junge **Cyrus** seine Geliebte **Milto** diesen Namen annehmen ließ, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den ihre Reize und Anmuth auf ihn machten; denn der Name **Aspasia** bezeichnete die liebenswürdigste der Frauen, wie **Alexander** den größten der Helden.

Aspecte heißen in der Sternkunde die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegen einander. Es gibt fünf Aspecte: die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein, der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein und der Gesechst- oder Sextelschein. — Die **Zusammenkunft** (in den Calendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergibt sich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In diesem Fall ist ihre Breite nicht sehr verschieden, und sie erscheinen neben einander an einerlei Orte im Thierkreise. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, so würden sie einander bedecken. Die Zusammenkunft des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond: fällt aber auch ihre Breite zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß (s. Finsterniß). Der Astronom bestimmt mittelst der Zusammenkünfte der Planeten den Lauf derselben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Oerter auf der Erde. — Der **Gegenschein** (im Calender ☍) ereignet sich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verschieden ist, so daß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite zusammen, so entsteht eine Mondfinsterniß. Der **Gedrittschein** △ findet Statt, wenn sich die Längen zweyer Planeten um den dritten, der **Gevierts chein** □, wenn sie sich um den vierten, der **Gesechstschein** ✱, wenn sie sich um den sechsten Theil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letztern Aspecte von fast gar keinem Nutzen, aber die Astrologen schreiben ihnen alle einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube ward Ursache, daß die Aspecte in den Calender aufgenommen wurden, woraus sie gegenwärtig füglich wegzulassen wären.

Asphyxie (eigentlich: Pulslosigkeit, von dem griechischen α privativum und σφυξις der Puls), eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn sich fortpflanzt. Der davon befallene Mensch liegt dem Anscheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzschlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verschiedene Veranlassungen erfolgen, entweder daß die mechanische Bewegung bey dem Ein- und Ausathmen gehemmt ist, oder die eigenthümlich echemisch-organische Function der Lungen unterbrochen wird. Das erstere kann durch Zusammenpressung der Brust von außen, durch den Eintritt der Luft in die Brusthöhle durch Wunden, durch allzugroße Anhäufung des Blutes in den Lungen, so daß sie sich nicht zu

sammenziehen können, geschehen; letzteres findet dann Statt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erstickten, Ertrunkenen, oder Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens ist, z. B. das Kohlenstoffgas, oder die sogenannte fixe Luft, in Kellern, wo gährende Getränke liegen, die durch das Athmen vieler Menschen schon ihres Sauerstoffes beraubte atmosphärische Luft, u. s. w.; ferner schädliche Gasarten und Dämpfe, als Schwefeldampf, salzsaure Dämpfe in zu großer Menge, u. a. m. H.

Assas (Nicolaus, Chevalier d'), zu Vigan geboren, stand als Hauptmann bey dem französischen Regimente Auvergne. Die Art, wie er sich selbst für sein Vaterland aufopferte, macht ihn der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 commandirte er bei Klosterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, die Wachen zu untersuchen. Hier traf er auf ein feindliches Corps, das die französische Armee überfallen wollte, wurde ergriffen, mit der Drohung, daß der erste Laut, den er ausspräche, ihm das Leben kosten würde. Das Wohl der franz. Armee stand auf dem Spiele; ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sammelte er seine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde sind da!" Die ihm gemachte Drohung wurde sogleich vollzogen. Diese That war schon vergessen, als sie Voltaire ins Andenken, dessen sie so werth ist, zurückrief. Assas starb unbeweibt, man bestimmte aber für immer seiner Familie eine Pension von 1000 Livres. Durch die Revolution wurde sie unterdrückt, ist aber in der neuesten Zeit wieder ausgezahlt worden.

Assassinen, s. Ismaëliten.

Assecuranz, Versicherung, ist ein zu den Glücksverträgen gehöriger Contract, den der Assecurant und der Assecurat mit einander schließen, und vermöge dessen der Erstere sich gegen Letztern verbindlich macht, ihm den Schaden zu ersetzen, den er an gewissen Gegenständen und unter gewissen Umständen — entweder binnen einer bestimmten oder unbestimmten Zeit — erleiden möchte. Die Absicht des Assecuraten dabei ist allemal, sich auf den Fall eines möglichen Verlustes den Ersatz zu sichern; die Absicht des Assecuranten hingegen kann doppelt seyn, entweder eigennützig oder uneigennützig. Beabsichtigt der Assecurant seinen eignen Vortheil, so läßt er sich nach Maßgabe der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr mehr oder weniger Procente von dem Werthe der versicherten Gegenstände bezahlen. Uneigennützig ist die Absicht des Assecuranten, wenn dieser aus einem Verein von Personen besteht, die sich gegenseitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuser vor Feuerschaden, assecuriren. In diesem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beytrag gegeben. Man sehe das Nähere darüber unter Feuerversicherung und Waarenassecuranz. Auch vergleiche man Lebensversicherung.

Assiento-Tractat (Assiento, die Verpachtung) nannte man die Einwilligung der spanischen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausschließung anderer, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren Negersclaven aus Afrika in die spanischen Colonien in Amerika, gegen eine gewisse, an Spanien zu entrichtende, Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien schlossen mit den Engländern sowohl als Holländern einen solchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Besitz des Assiento. Sie verloren ihn, als Philipp von

Anjou auf den spanischen Thron kam, indem dieser der französischen Guinea-Compagnie, welche seitdem auch den Namen Assiento-Compagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugestand, binnen welcher Zeit sie das Recht haben sollte, 48,000 Neger beyderley Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. Im J. 1713 wurde statt dessen abermals mit England von Seiten Spaniens zu Utrecht der bekannte Assiento-Tractat auf 30 Jahre abgeschlossen, (Großbritannien überließ nachher den Handel der der Südsee-Compagnie), in welchem jedoch unter andern auch ein Additional-Artikel sich befand, daß sie alle Jahre, während des Tractats, ein sogenanntes Permissions- oder Assiento-Schiff von bestimmter Größe mit allerhand Waaren nach jenen Colonien schicken dürften. Dieses zog aber große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach sich, und unter Philipp V. wurden die Beschwerden und Irrungen darüber so stark, daß es zuletzt 1739 zum öffentlichen Krieg zwischen beiden Mächten, Spanien und England, kam, worauf in dem Aachner Frieden 1748 zwar der englischen Compagnie noch vier Jahr zugestanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten Madrider Convention derselben überhaupt und für die noch rückständigen vier Assiento-Jahre 100,000 Pfd. Sterl. gezahlt wurden: und so nahm der Assiento-Tractat ein Ende.

Assignat, in der französischen Revolutionszeit ein Wort für National-Papiergeld, welches den Werth der Münze hat. Dieses Wort entstand daher, weil die ersten 400 Millionen dieses Papiergeldes, welche die constituirende Versammlung mit Genehmigung des Königs machte, zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter assignirt oder angewiesen wurden. In der Folge wurde der Name Assignate für alles Papiergeld, das in Umlauf gesetzt wurde, beibehalten. Die königliche Genehmigung und Proclamation über die ersten 400 Millionen Assignate ist vom 19ten April 1790. Schon den 27sten August dieses Jahres drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Millionen neuer Assignate, (die ersten 400 Millionen waren bereits ausgegeben), und es entstanden hierüber heftige Debatten im Nationalconvent. Vorzüglich zeichneten sich Bergasse und Dupont als Mirabeau's Gegner aus; sie sahen ein, daß der Assignatenplan eine Erfindung Clavieres (aus dessen Schrift Mirabeau's Rede nur ein Auszug war) sey, sich und seine Anhänger zu bereichern; daß durch diesen Plan die reichen Wucherer in den Besitz der Nationalgüter gesetzt werden würden, und daß die Nationalgüter bei weitem nicht hinreichend seyen, die Assignate, besonders wenn sie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau setzte ihren Gründen unter andern den großen politischen Nutzen entgegen, daß der Assignatenplan jeden Besitzer von Assignaten zu einem nothwendigen Vertheidiger der neuen Constitution mache, welche die Auswechslung der Assignate gegen Nationalgüter garantirt hatte. Pethion unterstützte ihn und es wurden aufs neue 800 Millionen Assignate decretirt. Nach und nach vermehrte man die Assignate, wie bekannt ist, bis auf 40 Milliarden und sie sanken zuletzt auf nichts herab. Mehreres über dieses Papiergeld und dessen weiteres Schicksal findet man in dem Artikel Mandat.

Assimilation, die Verähnlichung. In medicinischer Bedeutung ist dies ein Act der Ernährung, vermöge dessen der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers allmälich immer ähnlicher gemacht und selbst mit Leben versehen wird.

In so fern kann man auch diesen Vorgang Animalisation nennen. Der Anfang dieses Prozesses geht schon in den Drüsen vor sich, in welchen, vermöge der denselben inwohnenden Lebensthätigkeit und ihres eigenen Baues, der Milchsaft länger verweilt, und aus seiner vorher indifferenten Natur auf eine höhere Stufe der Animalisation gebracht wird. Die höchste Stufe derselben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Brustgangs (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene sich ergossen, mit dem Blute derselben vermischt in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt, und mit dem belebenden Sauerstoffgas geschwängert, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, von wo er nun am ganzen Körper verbreitet wird. Diesen letzten Vorgang bezeichnet man auch als Blutbereitung, Sanguification. Auch im vegetabilischen Reiche findet eine Assimilation Statt, indem die Pflanzen als organische, sich selbst erhaltende, Körper ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, die eingesogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze sich vertheilen, und mit den durch die Blätter eingesogenen Theilen aus der Luft vermischen, und zum Wachsthum gebrauchen. H.

Assisengericht s. Französische Gerichtsverfassung.

Assonanz. Diese musikalische Redefigur kann man eine Schwester der Alliteration (siehe diesen Art.) nennen, denn wie diese in einer Uebereinkunft der Consonanten in mehreren Wörtern des Satzes bestehet, so die Assonanz in der Einheit der Vocale in verschiedenen Wörtern. Sie ist eigentlich in der spanischen und portugiesischen Poesie einheimisch, und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Versuche unserer Dichter, die Assonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unserer Sprache zu zeigen. Die zweisylbige Assonanz kann in der zweiten Sylbe fast nie anders als mit dem stummen e gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einsylbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie besondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen sind die trefflichen Assonanzen in Fr. Schlegels Alarcos und in Apels Gespensterbuch (Band 4) anzusehen. Letzterer besonders hat mit vieler Kunst sich der zweisylbigen Assonanz ohne das stumme e bedient.

Assoziation der Ideen nennen wir den Zusammenhang zwischen unsern Vorstellungen, vermöge dessen sie einander erwecken und auf einander führen. Das dabei zum Grunde liegende, in der Natur der Einbildungskraft allenthalben beobachtete Gesetz lautet vollständig also: Unsere Vorstellungen verbinden sich mit einander nach den Verhältnissen der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit des Orts und der Zeit, der Wirkungen und Ursachen, der Subjecte und ihrer Eigenschaften. Zergliedert liegen folgende einzelne Gesetze darin: 1. Ehemals gehabte Vorstellungen, welche wegen der Aehnlichkeit ihrer Objecte unter sich selbst eine Aehnlichkeit haben, führen wegen derselben auf einander fort. So erweckt der Anblick eines Portraits die Vorstellung des Originals; 2. Vorstellungen, die von einander verschieden sind, erwecken einander. So fällt uns bei einem Begriffe sein Gegentheil bei; 3. Dinge, die zu gleicher Zeit und an einerlei Ort wahrgenommen worden, erwecken ihre gleichzeitigen und coexistirenden Vorstellungen; 4. bei der Vorstellung einer Wirkung denken wir an ihre Ursach und umgekehrt; bei einem Subject fallen uns die Eigenschaften desselben bei; 5. Haupt- und herrschende Ideen sind meistentheils die ersten, welche erwachen, woran sich eine Menge andrer knüpfen. —

Man darf aber die Assoziation nicht blos auf einige wenige Begriffe einschränken. Es gibt ganze Ideenreihen, welchen kein anderes Gesetz zum Grunde liegt. Sie sind eine Verbindung sinnlicher Vorstellungen, deren natürlicher Fortgang nach einer leitenden Idee erfolgt, wiewohl ihr Zusammenhang nicht so nothwendig ist, wie bei dem geschlossenen Ideengange der Vernunft, des höheren Raisonnements und der Demonstration. Man kann sie ein sinnliches Raisonnement nennen. Der Materie nach enthält dasselbe lauter Existenzen. Der Form nach ist es entweder historisch, d. i. eine Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, oder dialogisch, die Unterhaltung in Gesprächen, oder oratorisch, wenn der Zweck die Ueberredung ist, vulgär, wenn der Zweck die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben ist, oder epistolarisch, bei der Unterhaltung mit Abwesenden, oder phantastisch, wie bei der Erbauung von Luftschlössern. Da dies Producte der Einbildungskraft sind, so wird man von dem einen auf das andere schließen können. Je ordentlicher und regelmäßiger die Einbildungskraft an sich ist, desto vollkommener wird auch das sinnliche Raisonnement in seiner Art seyn; abstracten Köpfen muß es daher weniger gelingen und zusagen. Wir übergehen die Hypothesen, durch welche man die Mechanik der Ideenassoziation aus einem Spiel der Nerven und Fibern im Gehirn hat erklären wollen, da sie die Sache nur noch räthselhafter machen, und merken dagegen noch an, daß das Gesetz der empirischen Ideenverbindung für die Einbildungskraft nicht absolut ist, sondern nur als Erklärungssatz für uns betrachtet werden muß, aus welchem wir uns die bereits geschehene Ideenassoziation begreiflich machen. Voraus bestimmen läßt sie sich nicht. Die Ideen haben so viele und mancherley Aehnlichkeitspunkte, daß man nicht angeben kann, warum im vorkommenden Fall gerade diese und keine anderen hervorgerufen werden. Es hängt die wirkliche Verbindung von so vielen subjectiven Zufälligkeiten ab, die alle in Anschlag gebracht werden müßten. Da, wo die Einbildungskraft nach einem gewissen Zweck, oder nur nach einer leitenden Idee arbeitet, die sie vor Augen hat und nach welcher hin sie die Verknüpfung imaginärischer Reihen veranstaltet, kann man wohl bei ihr eine gewisse Ordnung sich denken; wo sie aber zwecklos und mechanisch wirkt, läßt es sich nicht einmal erklären, daß sie Aehnlichkeiten wahrnehmen könne. Wir können, wenn wir uns dergleichen Verknüpfungen erklären wollen, nichts weiter thun, als daß wir uns hinterher die Aehnlichkeiten und Coexistenzen hineindenken oder sie hervorsuchen. Ob die Einbildungskraft wirklich danach zu Werke gegangen, bleibt immer unentschieden.

Assyrien, ein im Alterthum berühmtes asiatisches Reich, dessen Gränzen nicht zu allen Zeiten dieselben waren. Das eigentliche Assyrien gränzte nördlich an den Berg Niphates in Groß-Armenien, westlich an Mesopotamien, südlich an Susiana und östlich an Medien. Assur soll es gegründet und die Hauptstadt Ninive nebst einigen andern Städten darin erbaut haben. Unter den Regenten dieses Reichs sind vorzüglich Ninus und seine Witwe und Thronfolgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf dem assyrischen Reiche das babylonische (welches Nimrod gegründet haben soll), das medische und noch einige andere Reiche, und in der Folge wurde die Stadt Babylon die Hauptstadt desselben. Unter Sardanapal (welcher im J. der Welt 3088 die Regierung antrat), einem weichlichen, aber doch nicht von allen Vorzügen entblößten Regenten, machte sich (i. J. d. W. 3108) Arbaces, Statthalter von Medien, zum Herrn des assyrischen Reichs;

Sardanapal verbrannte sich zu Ninive in seinem Palaste. In der Folge lös'te sich dieses Reich in drey Reiche auf, welche die Hauptbestandtheile desselben ausgemacht hatten; und es bildeten sich aus demselben das (neue) assyrische, das medische und das (neue) babylonische Reich. Das babylonische wurde zwar von Assarhaddon von neuem dem assyrischen einverleibt; allein Nabopolassar (gegen d. J. d. Welt 3237) machte es wieder unabhängig von demselben, vergrößerte es gegen das J. d. W. 3259; und Nebucadnezar, welcher das jüdische Reich über den Haufen warf, die Tyrier, Aegyptier und noch mehrere Völker überwand, erhob es zu noch größerer Macht. Sämmtliche Reiche fielen, sechstehalb bis sechshundert Jahre vor Christi Geburt, in die Gewalt des Cyrus.

Asthenie, die Schwäche (aus dem griechischen α privativum und σθενος Kraft). Dies Wort ist durch die Theorie von Brown in Gebrauch gekommen, und bezeichnet überhaupt bey ihm Schwäche der Erregung. Sie entsteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf sie zu schwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit versetzt wird, dies ist directe Asthenie; oder indem durch vorhergegangene zu starke Reize die Erregbarkeit vermindert worden ist, und sie auf die gewöhnlichen Reize nicht gehörig wirksam ist, indirecte Asthenie. Die asthenische Beschaffenheit wird nach Browns Angabe durch folgende Einflüsse erzeugt: zu lang dauernde Kälte, starke und lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Wasser und wässerige Getränke, Mangel an verschiedenen Gewohnheitsreizen, als starke Getränke, Gewürze; Mangel an Blut; zu schwache oder zu starke Bewegung, Leidenschaften, Ansteckungsstoffe u. s. w. Die vorzüglichsten Zufälle, welche die asthenische Beschaffenheit bezeichnen sollen, sind: Frost und Schauder; schwacher, weicher, kleiner und schneller Puls; Kopfschmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßlust; Ekel und Erbrechen; Betäubung, Schlafsucht, Zuckungen; faule Bräune; Blutflüsse; Drüsengeschwülste u. s. w. Unter den asthenischen Krankheitsformen sollen nebst mehrern andern besonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlaflosigkeit, Krätze, die englische Krankheit, Blutflüsse, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meisten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Epilepsie, Lähmung, Schlagfluß, Wechselfieber, Typhus, Pest. (S. Erregungstheorie.) H.

Aesthetik (αἰσθητικη, nämlich επιστημη) nannte man seit Alexander Gottlieb Baumgarten (s. diesen Artikel) eine besondere Wissenschaft von dem Schönen und seinen mannichfaltigen Darstellungsarten, welche vor diesem Philosophen noch nicht existirte und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen, einen Theil der Philosophie, von welcher, als Metaphysik des Schönen, die Theorie der Künste und Kunstkritik abhängig seyn sollte. Auch hier finden wir nämlich wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß sich die Wissenschaft erst dann, nachdem eine Fülle mannichfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen, und die lebendige Anschauung vorhanden ist, in systematischer Gestalt entwickelte und ausbildete, indem erst dann ein Princip des Mannichfaltigen gefunden werden kann, wenn dieses Mannichfaltige selbst in seiner Verschiedenheit und verwirrenden Mannichfaltigkeit das Nachdenken dazu aufgeregt und veranlaßt hat. Daher auch die Literatur des wissenschaftlichsten der alten Völker uns nur zerstreute Betrachtungen über einzelne Gegenstände jener Wissenschaft, oder einzelne Darstellungsarten des Schönen (einzelne Künste,

Kunstgattungen und Kunstwerke) in dogmatischer oder kritischer Gestalt darbietet, obgleich diese oft (wie die hieher gehörenden Beiträge eines Plato und Aristoteles) eine Lebendigkeit an sich tragen, welche den Werth mancher neuern systematischen Bearbeitung gar sehr verdunkeln. Als aber insbesondere durch des berühmten Chr. Wolfs Bestrebungen, die Philosophie (namentlich die leibnitzische Ansicht derselben) in ein System zu bringen, eine Uebersicht des Ganzen der Philosophie und ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war, entstand auch bald die Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewisse allgemein gültige Gesetze zur Bildung und Beurtheilung desselben aufzustellen, welche auf dem Wesen der schönen „Erkenntniß selbst" (bey welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die sinnliche Erkenntniß verwechselte) beruhen sollte. Zu dieser Theorie legte der genannte Baumgarten, ein Schüler Wolfs, den ersten Grund. Der Standpunkt, von welchem man zuerst bey einer solchen ausging, war ein subjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächst nach seiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, oder von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchen man dasselbe auffaßte, welche Betrachtung eine allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens voraussetzte, daher man diese Wissenschaft eben Aesthetik nannte, weil αἴσθησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, sinnliche Vorstellung, und die sie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten psychologischen Ansichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder sinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt, und noch wenig unterschieden wurden. Denn weil man eben durch diese Vermögen das Schöne zu kennen, und wahrzunehmen glaubte, daß dieses vorzüglich das sinnliche Erkenntnißvermögen anspreche: so suchte man eine Wissenschaft, welche die Gesetze desselben (des Empfindungsvermögens), besonders in Beziehung auf das Schöne, eben so umfassen sollte, wie die Logik (von λογος) die Gesetze des Verstandes oder des Denkvermögens umfaßt; daher zu begreifen ist, warum sie Baumgarten eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlichvollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges in uns Vergnügen hervorzubringen nannte, durch welche Erklärung das Schöne von dem Angenehmen nicht hinlänglich unterschieden und die Wissenschaft von der empirischen Kenntniß gesondert wird. So kam Baumgarten durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne; und meinte die Gesetze dieser sinnlich erkannten Vollkommenheit (die ästhetischen Gesetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheit ableiten zu können. Was er nun aber als solche Wissenschaft in seinen Vorträgen und Schriften (s. Baumgarten) aufstellte, enthielt mehr practische Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunst, vorzüglich der Dicht- und Redekunst, als eine Untersuchung über das Wesen der Schönheit überhaupt. Dieses Princip der sinnlichen Vollkommenheit aber, welches B. aufstellte, wurde von seinen Nachfolgern immer weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens immer genauer untersuchte, und bald auf physiologischem und psychologischem Wege, welcher durch Locke's Sensualsystem und anderer Engländer (z. B. Burke's) Untersuchungen sehr gangbar geworden war, die Natur ästhetischer Empfindungen erforschte, bald, vorzüglich durch Batteux und anderer Franzosen Beyspiel geleitet, eine Theorie der Künste unter diesem Namen aufzustellen versuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Aesthetik, wovon diese abhängig ist, durch ein tieferes Princip

hinlänglich begründet war, nothwendig schwankend und unsicher ausfallen und eine empirische Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philosophischen Wissenschaft seiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philosophischen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach dessen Untersuchungen die Philosophie als eine Wissenschaft von den ursprünglichen Vermögen und Gesetzen des menschlichen Geistes erschien, unterschied zwar genauer sinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch bloß in seiner Wirkung auf das Gefühl, und stellte so über das Schöne den Begriff des Aesthetischen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorstellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre besondern Theorien angewiesen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne also bezogen wurde, daß man voraussetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahrgenommen werden, existire bloß für das Gefühl, oder bestehe bloß in einer besondern Beziehung auf das Gefühl: so ist es begreiflich, wie er früherhin eine solche Wissenschaft für eine unmögliche halten und selbst den Namen verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. dessen, was schön ist) ist nach jenen Voraussetzungen empirisch und subjectiv. Allein theils haben schon die bedeutendsten seiner Schüler (z. B. der um die Aesthetik so verdiente Heidenreich) entgegnet, daß auch die Geschmacksurtheile, oder das ästhetische Wohlgefallen überhaupt, von gewissen ursprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig seyn müssen, — welche zur Wissenschaft erhoben eine Geschmackslehre werden, und sofern sie die Gegenstände nach ihrer Beziehung auf Lust und Unlust, oder als Gegenstände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbesondere betrachte, füglich Aesthetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in seiner nachher erschienenen Kritik der Urtheilskraft die Grundzüge zu einer solchen Geschmackslehre oder Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (des Geschmacks) wirklich aufgestellt, welche nun an die Stelle der Aesthetik trat, und in welcher er die Gesetze, nach welchen der Verstand bei der Beurtheilung dessen verfahre, was durch sich selbst gefällt, aufsuchen wollte. So scharfsinnig und treffend auch Kants Untersuchungen sind, so weit sie sich mit dem Schönen (welches er immer nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauche nimmt) und dem Erhabenen, nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, oder mit dem Geschmacke (der bald als ästhetische Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet seyn soll) beschäftigen; so wenig erschöpft doch die Theorie des Geschmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne nach seinen Wirkungen auf uns oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen betrachtet wird, die Aesthetik, als Wissenschaft des Schönen gedacht. Anderntheils beschränkte schon der Standpunkt, von welchem Kant ausging, die Untersuchung nothwendig. Denn indem zuerst gefragt wurde, ob es allgemeine Principien der Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Lust und Unlust bestimmen, bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne seinem Wesen nach schon vorausgesetzt, statt dessen trat nun der allgemeine Begriff des Aesthetischen auf, welcher alles dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust vorgestellt, und dadurch Sache des Geschmacks wird, und in engerer Bedeutung was lediglich durch seine Beziehung auf das Gefühl Gegenstand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff sich das Schöne (nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauche) und das Erhabene theilten. — Die Verbindung beider blieb ungeahnet,

weil blos von einer Verschiedenheit des Aesthetischen die Rede war, welches als Gegenstand der Beurtheilung betrachtet wurde, nicht von dem Schönen selbst, seinem Principe und der dasselbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Diese kantische Ansicht wurde von mehreren denkenden Männern dieser Schule ausgebildet und als eine Wissenschaft von den Gründen des ästhetischen Wohlgefallens dargestellt. Gegen jene der Kunst wenig zusagende Ansicht, namentlich gegen die formale Bestimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Vorstellung eines Zweckes, sträubte sich der immer wachsende Kunstsinn und die lebendigere Anschauung des Schönen. Um so dringender wurde bei denen, welche bei täglicher Erweiterung des Kunstgebietes durch die Werke großer Zeitgenossen dieses Interesse für die Kunst lebhaft fühlten, welches Kant, der in diesem Gebiete weniger heimisch war, in einem hohen Grade zu mangeln schien, das Bedürfniß einer unbeschränktern Untersuchung über das Wesen des Schönen, und die Bedingungen, unter welchen es sich dem menschlichen Geiste darstellt. Göthe, Schiller, Herder, Winkelmann, Klopstock, Lessing, Moritz und Heinse wirkten theils durch die geistvollen Erzeugnisse ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Ansichten, Beurtheilungen, und freie Behandlungen mehrerer der Kunst angehörigen Gegenstände; Schelling durch seine originelle Ansicht der Natur, so wie überhaupt durch eine Philosophie, welche von dem Absoluten ausgehend, dasselbe auch in der Schönheit und im Geiste des Künstlers in eigenthümlicher Gestalt wiederfindet, zu einer umfassendern und lebendigern Ansicht der Schönheit und Kunst. Ja wenn auch jene große Gährung, welche durch Kants Reform in der Philosophie begonnen, gegenwärtig noch nicht gestillt worden ist, und die Urtheile über des Letztern System nothwendig verschieden sind; so wird ihm doch für die Aesthetik das Verdienst bleiben müssen, auf die darstellende Kraft des Genius tiefere Rücksicht genommen und namentlich die durch Kants Anhänger vernachlässigte Phantasie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demselben Zwecke wirkten, doch mehr auf polemischem und kritischem als auf dem systematischen Wege, A. W. und Fr. Schlegel und ihre Freunde, wenn auch im Kampfe die Gränze der Wahrheit oft überschreitend, zum Vortheile der Aesthetik und zu einer freiern, lebendigern und umfassendern Anschauung des Schönen, besondern in der Kunst. Schellings Standpunkt aber, vermöge dessen er von dem Absoluten, in welchem das Reale und Ideale sich vereinigen soll, beginnend, auch seine Schüler auf die schaffende Kraft des Geistes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, vorzüglich zu reflectiren, das Kunstwerk aber als eine symbolische Erscheinung des Absoluten, durch den Geist des Menschen hervorgebracht, zu betrachten veranlassen mußte, wurde von mehreren derselben im Dünkel einer Wissenschaft des schaffenden Genius, und je mehr sie Kunstfreunde waren, so mißverstanden, daß sie die Aesthetik geradezu für eine Kunstphilosophie erklärten, als offenbare sich das Schöne nur durch Kunst des Menschen; welcher Ansicht S. eben sowohl, als dem Mißbrauch seiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem sie sich selbst von den Gebilden ihrer Phantasie hinreißen ließen, und statt einer Philosophie über das Schöne in Natur und Kunst, oft nur leere Phantasien über die Kunst hervorbrachten (in der Vorrede zu s. phil. Schriften und in der angeführten Rede nebst Anmerkungen) kräftig widersprochen hat. Nach unserer Ansicht muß die Aesthetik, als Philosophie des Schönen, von der

Idee des Schönen (καλλον) vergl. diesen Artikel) ausgehen — sofern wir sie der Idee der Wahrheit, welche die theoretische Philosophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die practische Philosophie entfaltet, entgegenstellen, — und zwar als Metaphysik des Schönen oder reine Aesthetik von dem Wesen des Schönen — oder von dem absoluten Schönen, das nie erscheint, aber dem gebildeten Geiste als Idee bei seinen Urtheilen, und dem Künstler in der Gestalt eines Ideals beim Schaffen vorschwebt, ausgehen, und diese Idee in dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß nachweisen; hierauf aber die verschiedenen Darstellungen des Schönen in Natur und Kunst nach ihrem Wesen bestimmen und würdigen, und in Hinsicht auf beide überhaupt die Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geschmackslehre ihre Stelle findet), in Hinsicht auf die Kunst aber insbesondere seine Hervorbringung durch die schaffende Kraft des Künstlers betrachten, dann aber von der Verschiedenheit der besondern Künste, sofern sie aus der Idee der Kunst erkennbar ist, und ihren besondern Gattungen handeln, durch welche philosophische Uebersicht, auch wohl (ästhet.) Theorie der schönen Künste, oder angewandte Aesthetik genannt, für jede besondere Aesthetik, oder für die Theorien der einzelnen Künste die philosophische Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptsächlichsten und in der Geschichte der Aesthetik Epoche machenden Ansichten derselben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen anderer Denker mehr oder weniger gemein haben. Ueberhaupt aber ist die Aesthetik verschieden nach der Ansicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch nach den herrschenden Gestalten, in welchen dasselbe in der Kunst eines Volks auftritt, davon s. den Artikel Schön. T.

Aesthetisch ist zufolge des vorhergehenden Artikels 1. in weitester Bedeutung, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust steht, oder zunächst in dieser subjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin 2. dieses Gefühl, namentlich das Gefühl der Lust, durch innere oder äußere Anschauung, entweder erweckt, (ästhetischer Gegenstand, ästhetische Anschauung,) — daher redet man auch von einer ästhetischen Deutlichkeit im Gegensatze der logischen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch Anschauung oder Beyspiele erlangt wird, — oder durch dasselbe bestimmt wird, (in dieser Beziehung redet man von einem ästhetischen Urtheile, und von ästhetischer Urtheilskraft, Geschmack in weitern Sinne); 3. in engerer Bedeutung a) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anschauung seiner das Gemüth (vornehmlich Verstand und Einbildungskraft) in harmonische Thätigkeit setzenden Form Lust zu erregen fähig ist, oder was durch seine bloße Beziehung auf das Gefühl, welches durch Anschauung des Gegenstandes hervorgebracht wird, gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung, nach kantischer Bestimmung, der Gegenstand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens. — Auch redet man in dieser Bedeutung von ästhetischen, d. i. solchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, sondern bloß durch die angeschaute (und zwar harmonische, in sich vollendete) Form eines Gegenstandes, welche durch die Kräfte des Geistes in harmonische Thätigkeit versetzt, erregt sind, b) was durch ein Gefühl dieser Art bestimmt und von demselben abhängig ist (daher ästhetisches Wohlgefallen, ästhetisches Urtheil oder Geschmacksurtheil, ästhetische Urtheilskraft, d. i. Geschmack im engern Sinne, und sein Gegenstand Geschmacksobject); 4. was zu dem Kreise der Aesthetik gehört, oder von ihr, als

Wissenschaft des Schönen, abhängig seyn, und auf ihre Grundsätze wenigstens zurückgeführt werden sollte. Nach dieser Bedeutung haben die Ausdrücke ästhetisches Urtheil, ästhetische Beurtheilung, Recension, ästhetische Kritik noch einen höhern Sinn, als Viele meinen, von welchen sie doch sehr häufig gebraucht zu werden pflegen. T.

Asträa oder Dike, Zeus und der Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Weltalter wohnte sie unter den frommen Menschen, im ausartenden silbernen kam sie nur selten einmal von den Gebirgen herab; als aber das eherne Geschlecht sich Waffen schmiedete und den Pflugstier erschlug, da flog sie zum Himmel, wo sie im Thierkreis als Sternjungfrau leuchtet. Sie ist als solche identisch mit Erigone, welche ihren Platz zwischen dem Scorpion und dem Löwen einnahm. Den Spätern war sie beflügelt.

Astrognosie wird die in der practischen Astronomie unentbehrliche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne genannt. (Vergl. Astronomie.)

Astrolabium (Planisphärium, Analemma, Winkelmesser), ist eigentlich ein Instrument, welches die vornehmsten Cirkel der Himmelskugel auf der Fläche eines ihrer größten Kreise, z. B. des Horizonts, des Mittagskreises, so vorstellt, wie sie dem Auge erscheinen würden, wenn es so hoch über die Kugel erhoben wäre, daß es die ganze Hälfte derselben auf einmal übersehen könnte. Man braucht es in der Astronomie, um damit die Höhen der Sterne über dem Horizont zu messen. Kann es an allen Orten des Erdkreises gebraucht werden, so heißt es ein universales, ist es aber nur auf eine gewisse Polhöhe gerichtet, so heißt es ein particulares. Die letztere Art war bereits dem Ptolemäus bekannt, wie aus seinem Almagest hervorgeht; die Zeit der Erfindung des allgemeinen Astrolabiums ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Ein anderes Astrolabium ist dasjenige, welches zur See gebraucht wird, und aus einer cirkelrunden Scheibe besteht, die im Durchschnitt etwa einen Fuß, und einen halben Zoll in der Dicke hat, damit es genugsame Schwere bekommt, mit einem Ringe, an dem es frei beweglich hängen und leicht auf alle Seiten zu wenden seyn muß, und einer beweglichen Regel mit Dioptern. Die Scheibe wird in vier Viertel und jedes in neunzig Grade getheilt. Der Horizontal-Durchmesser (Linea fiduciae), muß mit dem Horizonte, wenn das Instrument an seinem Ringe hängt, genau übereintreffen. Alsdann wird das Instrument mit seiner Seite gegen den zu messenden Stern gewendet, und die Regel so lange bewegt, bis der verlangte Stern durch die Diopter erblickt wird, oder wenn es die Sonne ist, ihre Strahlen durch dieselben hindurchscheinen. Außer dieser Abtheilung in Grade, sind auf derselben Scheibe noch zwei andere Cirkel, aus einerlei Mittelpunkt mit dem ersten beschrieben, deren einer 365 Theile, für die Tage im Jahre, der andere in zwölf Felder, und jedes wieder in dreißig, für die zwölf himmlischen Zeichen, abgetheilt ist. Diese Erfindung, das Astrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Aerzte Roderich und Joseph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johannes II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren: sie lehrten, wie man durch dasselbe, auch ohne Magnetnadel, auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sey. — Endlich versteht man auch unter Astrolabium ein Instrument, welches zum Aufnehmen der Winkel beim Feldmessen dient, und aus einem halben Cirkelbogen besteht, der in Grade und Minuten

abgetheilt, am Diameter mit zwey Dioptern versehen ist, und ein bewegliches, auch mit Dioptern versehenes Linial hat, das um das Centrum gewendet und auf den begehrten Punkt mit den Dioptern gerichtet wird, da es denn mit dem einen Ende auf dem abgetheilten Cirkel die Grade, und folglich die Weite des Winkels anzeigt.

Astrologie ist die eitle und betrügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne zukünftige Dinge, besonders die Schicksale der Menschen vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und entsprang, wie Bailly mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Gestirne, besonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, Witterung und Fruchtbarkeit der Erde hatten. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Gestirne nur um der Erde und um der Menschen willen geschaffen wären, und daß sie, da sie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rücksicht der Menschen von Bedeutung seyn, und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, sondern auch auf die Sitten und Schicksale einzelner Menschen Beziehung haben müßten. Aus einer Tradition der Aegyptier, daß nämlich Belus eine Colonie aus Aegypten nach Asien geführt, die sich am Euphrat niedergelassen, und nach Art der Aegyptier Priester gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit gewesen, und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunst eine Erfindung der Aegyptier sey, wie denn auch wirklich bei diesen sich besonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meisten Zeugnisse der Alten stimmen dafür, daß sich die Astrologie von den Chaldäern aus über andere Nationen verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftstellern durchgängig Chaldäi, sonst auch Genethliaci, genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Astrolog und Nativitätensteller gleichbedeutend. Die Zeit des Ursprungs der Astrologie kann nicht genau bestimmt werden. Ein Beweis ihres hohen Alterthums ist, daß sich die meisten astrologischen Vorhersagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erste Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der mosaischen Erzählung (V. 18, 10) läßt sich auf ihr hohes Alter schließen. Als in den spätern Zeiten die Astrologie aus Gewinnsucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben sich die Astrologen den Namen Mathematiker unter welchem sie zu den Zeiten der römischen Kaiser allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm so überhand, daß Tiberius sie aus Rom vertrieb. Das Gesetz im Codex unterscheidet jedoch ausdrücklich die eigentliche geometrische Kunst von der sogenannten mathematischen, d. i. astrologischen. So verwerflich uns auch die Astrologie gegenwärtig erscheint, so hat sie doch der Astronomie wesentlich genutzt. Sie hat mehr Theilnahme an den Himmelsbegebenheiten, mehr Aufmerksamkeit auf dieselben, und mehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt sich die Astrologie mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir noch verschiedene astrologische Schriften besitzen. Pico, Graf von Mirandola, der gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die Irrthümer der Astrologie sehr gründlich bestritt, fand noch wenig Eingang. Noch im 16ten und 17ten Jahrhunderte ward die Sterndeuterei von gelehrten Männern vertheidigt, und Cardanus trieb seine Thorheit so weit, daß er dem Heilande die Nativität stellte; auch soll er sich zu Tode gehungert haben, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Daß Keppler der Sterndeuterei anhing, beweisen häufige Spuren in seinem

Briefwechsel; er selbst stellte Nativitäten, wenn es verlangt wurde, und soll die Gunst Wallensteins, der ihn 1629 nach Sagan berief, durch Vorhersagung seines Glücks erworben haben. Das copernicanische System und die immer mehr erwiesene Richtigkeit desselben haben endlich das Ansehen der Astrologie völlig gestürzt.

Astronomie oder Sternkunde, d. i. Kenntniß des Laufes der Gestirne und seiner Gesetze. In der Gegend des alten Babylons, in den Ebenen von Syrien und Aegypten, unter jenem ewig heitern Himmel, wo die drückende Hitze des Tages die Bewohner nöthigt, einen großen Theil ihrer Beschäftigungen bei Nacht vorzunehmen, bei einfachen Hirtenvölkern hatte die Wissenschaft ihren Ursprung, auf welche das menschliche Geschlecht ein Recht hat stolz zu seyn, sowohl wegen ihrer theilweisen Unentbehrlichkeit im gemeinen Leben, da ohne sie gar keine genaue Zeiteintheilung und Zeitrechnung möglich ist, so wie deswegen auch der Geschichtschreiber und Alterthumsforscher ihrer bedarf, und die Schiffahrt, dieses verknüpfende Band entfernter Nationen und dadurch so mächtige Beförderungsmittel von Cultur und Wissenschaften, nur allein durch Hülfe der Astronomie zu ihrer jetzigen Höhe sich erheben konnte, als vielmehr noch, weil sie, was menschliche Geisteskraft vermag, in seinem schönsten Glanze zeigt. Doch, wie bei jeder Wissenschaft, so auch hier war der erste Anfang gering. Jene Hirten begnügten sich mit der ungefähren Kenntniß des Standes der hellsten Sterne zu gewissen Jahreszeiten und der Zeit ihres Auf- oder Unterganges, bis nach manchen einzelnen Beobachtungen und Fortschritten der Aegyptier (bei welchen zuerst der Ursprung der Sternbilder oder Constellationen und Sternennamen zu suchen ist, indem die üppige Phantasie der Orientalen auch den gestirnten Himmel mit ihrer Mythologie in Verbindung brachte, und Helden und Menschen in den Gestirnen zu verewigen bemüht war, während die Priester einige durch Beobachtung des Laufes der Gestirne bekannt gewordene Perioden und Cykeln in demselben in ein mysteriöses Dunkel hüllten, von wo dann auch die Chinesen und Indier sie erhalten zu haben scheinen, welche in ihren Cosmogenien davon Gebrauch machten, und ihre mythischen Weltalter oder die Jahre des Bramah, Shiwen, Wischnu und ihrer andern Götter danach bestimmten, sonst aber keine Fortschritte in der Astronomie machten, und fast merkwürdiger geworden sind durch die Mühe und den großen Scharfsinn, welchen der bekannte Bailly darauf verwendete, ihnen die Erfindung und hohe Ausbildung dieser Wissenschaft zu vindiciren, als durch ihre wirklichen Kenntnisse darin), der Phönicier, welche auf ihren Schiffahrten den Himmel fleißig beobachteten, und der Griechen, von welchen Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras und vorzüglich Eudoxus und Aristarch von Samos, der etwa 264 Jahre vor Chr. Geb. schon die Umdrehung der Erde behauptete, genannt zu werden verdienen, und nach manchen kühnen Muthmaßungen und Hypothesen einiger griechischen Philosophen, wie des Pythagoras und der Pythagoräer, Philolaus und Nicetas, auch des Democritus, die aber meist mehr auf bloß philosophischen Ansichten, als auf astronomischen Gründen beruhte, und daher von wenigem Einflusse auf die Wissenschaft selbst waren, die Astronomie, etwa 280 Jahre vor unserer Zeitrechnung, unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien anfing, eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen. — Doch vor allem, welches sind denn die Erscheinungen, welche die Astronomie ihrer Beobachtung und Betrachtung zu unter-

werfen hat? Sahen wir die Sonne ihren täglichen Kreislauf vollenden, so beginnt nun, aus ihren Strahlen hervortretend, mit dem Monde das zahllose Heer von Sternen eine ähnliche Bahn. In Osten sehen wir sie über den Gesichtskreis sich erheben, allmälich immer steigend bis zur Mitte des Himmels, von hier eben so niedersinkend, bis sie endlich unter dem westlichen Gesichtskreis sich verlieren, während der Himmel selbst uns als die Fläche einer vollkommenen Halbkugel erscheint (denn die scheinbar plattgedrückte Gestalt des Himmelsgewölbes bei Tage rührt nur von einer leicht erklärlichen Täuschung der Sinne her), in deren Mittelpunkte wir uns selbst befinden, an welche Fläche die gleichsam angeheftet scheinenden Sterne, mit beständig gleicher Geschwindigkeit, in einander völlig parallelen, größern oder kleinern Kreisen sich bewegen, welche mit denselben Horizont immer ein und eben denselben Winkel machen, und von denen sie einen Theil über, den andern, nach ihrem Untergange, unter dem Horizont beschreiben, bis sie nach Verfluß von 23 Stunden, 56 Minuten, 4, 1 Secunde wieder an demselben Punkte aufgehen, und in der nämlichen Ordnung denselben Kreislauf beginnen. Unter diesen Kreisen bemerken wir einen, dessen Mittelpunkt unser Auge selbst ist, und der daher vom Horizont in zwei Hälften getheilt wird, der Aequator oder Gleicher genannt. Nach diesem allen scheint es, daß statt der einzelnen Sterne die ganze Himmelsfläche mit den Sternen sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit um ihre Axe bewege, welche rechtwinklicht auf der Ebene steht, die man sich durch unser Auge und durch den Aequator gelegt denkt, und am Himmel zwei Punkte bestimmt (welche daher vom Aequator überall gleich weit um 90 Grade abstehen und unbeweglich bleiben), die Weltpole genannt, wovon aber nur der eine, der Nordpol, für uns sichtbar ist, der andere, der Südpol aber unter unsern Gesichtskreis fällt. Die Sterne, welche ihm am nächsten sind, werden die kleinsten Kreise beschreiben, je näher dem Aequator aber, desto größere, und dieser selbst ist der größte. Da nun der Nordpol uns immer in einer bestimmten Höhe (Polhöhe) über dem Horizont erscheint, so folgt daraus, daß Sterne, welche ihm näher sind, als diese Höhe beträgt, weder auf- noch untergehen können, sondern immer über dem Gesichtskreis bleiben; ferner daß bei allen Sternen nördlich vom Aequator mehr als die Hälfte ihres täglichen Weges, bei den südlich vom Aequator befindlichen hingegen weniger uns sichtbar ist. Die Punkte, in welche die Gestirne ihre größte Höhe erreichen oder culminiren, liegen deswegen alle in einem Kreise, der senkrecht auf dem Aequator, und den ihm parallelen Kreisen der Sterne steht, die Pole selbst schneidet, und daher die Himmelskugel auch in zwei gleiche Hälften theilt, weswegen er Mittagskreis oder Meridian genannt wird. Die Zeit von einer Culmination eines Sternes bis zu seiner zweiten heißt ein Sterntag, so wie, wenn wir statt eines Sternes die Sonne setzen, jene Zeit ein Sonnentag genannt wird, und wenn wir diesen in 24 Stunden theilen, so finden wir die Länge des Sterntages, der sich beständig gleich bleibt, nur zu 23 Stunden, 56 Minuten, 4, 1 Secunden. Nun bemerken wir, den Lauf der Sonne ferner beachtend, daß sie täglich von der Linken zur Rechten von einem Stern zum andern fortrückt, weil des Morgens von Zeit zu Zeit immer andere Sterne aus den Sonnenstrahlen hervortreten (heliotisch aufgehen, wie die alten Griechen und Römer es nannten), während des Abends Sterne, die vorher sichtbar waren, in den Sonnenstrahlen verschwinden (heliotisch untergehen), und daß an ver-

schiedenen Tagen auch verschiedene Sterne zugleich mit der Sonne aufgehen (cosmisch aufgehen bei den Alten), oder untergehen (achronisch untergehen), und eben so verschiedene zugleich aufgehen (achronisch aufgehen), während die Sonne untergeht, oder untergehen (cosmisch untergehen), wenn die Sonne aufgeht. Wir finden ferner, daß nach einem Sternjahre, oder nach 365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Secunden, die Sonne wieder zu demselben Sterne zurückkehrt, indem sie in einem größten Kreise (d. h. in einem, dessen Mittelpunkt unser Auge ist), der Ekliptik, sich bewegt, die den Aequator in zwei Punkten (Nachtgleichepunkte, Aequinoctialpunkte), und unter einem Winkel (Schiefe der Ekliptik) schneidet, der 23 Grad, 27 Minuten, 57 Secunden im Anfange des Jahres 1801 betrug, jährlich aber um 1/2 Secunde abnimmt, während die Aequinoctialpunkte jährlich 50 1/4 Secunde im Aequator rückwärts gehen, daher die Nachtgleichen jährlich verfrüht werden oder voreilen um 20 Minuten, 23 Secunden (weswegen das tropische Jahr, d. i. die Zeit, welche zwischen der Umdrehung der Sonne in der Ekliptik von einem Frühlingsäquinoctio bis wieder dahin verfließt, um eben so viel kürzer ist als das Sternjahr, also aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden besteht), da sie in einem Jahre 360 Grade, in einem Tage also im Mittel 59 Minuten, 8 Secunden, 33 Terzen in ihrem Kreise fortrückt, vorausgesetzt, daß sie immer in derselben Zeit einen gleichen Weg zurücklege, welches aber nicht ganz genau der Fall ist; sondern vom Frühlings- bis zum Herbstäquinoctio gelangt sie jetzt vom 20sten März bis zum 22sten September in 186 Tagen, und vom Herbstäquinoctio bis wieder zum Frühlingspunkte schon in 179 Tagen, so daß das Winterhalbejahr um ungefähr 7 Tage kürzer ist, als das Sommerhalbejahr. Am langsamsten ist die Bewegung der Sonne nur 57 Minuten, 11 Secunden täglich, in ihrem Sommersolstitio, und nimmt von da immer zu bis zu ihrem Wintersolstitio, wo sie 61 Minuten, 11 Secunden täglich beträgt, von wo sie, bis wieder zum Sommersolstitio, auf dieselbe Art abnimmt. Um aber zu der uns nöthigen, völlig gleichmäßigen Zeitbestimmung zu gelangen, mußten wir uns neben der wirklichen eine erdichtete Sonne denken, welche ihren Kreislauf aber im Aequator in derselben Zeit, wie die wahre in der Ekliptik, in einem Jahre, und zwar mit gleichförmiger Geschwindigkeit vollendete, und die hiernach eingetheilte Zeit nennen wir mittlere Sonnenzeit, im Gegensatz gegen die wahre, von der Sonne selbst bestimmte; daher heißt die Zeit von einer Culmination der eingebildeten mittlern Sonne bis zur andern ein mittlerer Sonnentag, den Unterschied dieser Culminationszeit von der Culminationszeit der wahren Sonne aber nennen wir die Zeitgleichung, welcher 16 1/4 Minute groß werden kann, und sich in den Calendern angegeben findet. Auf eine ähnliche Art, wie die Sonne, bewegt sich nun auch der Mond täglich von einem Fixsterne zum andern, aber mit weit ungleichförmigerer und größerer Geschwindigkeit als jene, so daß er schon in 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten, 12 Secunden seinen Umlauf am Himmel (periodischen Monat) vollendet, in einem Kreise, dessen Neigung gegen die Ekliptik 5 Grad, 8 Minuten, 49 Secunden beträgt. Außerdem beobachten wir am Monde den bekannten auffallenden Lichtwechsel oder die Phasen desselben, und er erscheint uns von der Sonne ganz erleuchtet, als Vollmond, oder nicht erleuchtet, als Neumond, je nachdem er der Sonne gerade gegenüber oder genau bei ihr steht, hingegen zur Hälf-

e erleuchtet im ersten oder letzten Viertel, wenn er in Osten oder Westen 90 Grad von ihr entfernt ist; die Zeit von einem Vollmonde bis zum andern, oder die Dauer eines synodischen Monats beträgt 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2 Secunden. Auch pflegt der Mond bei jenem Umlaufe bisweilen Sterne auf eine kurze Zeit uns zu verdecken, oder Sternbedeckungen zu bilden, und trifft es sich gerade, daß er zur Zeit des Neu- oder Vollmondes genau in der Ekliptik sich befindet, so verdeckt er uns im ersten Falle die Sonnenscheibe und verursacht die Sonnenfinsternisse, während im zweiten dagegen der Schatten der Erde die Mondscheibe trifft, und dadurch die Mondfinsternisse bewirkt. Außer der Sonne und dem Monde bemerken wir nun noch einige Sterne, die Planeten (Irrsterne), welche, so wie jene, ihren Ort verändern, und die wir daher von den übrigen sogenannten Fixsternen zu unterscheiden haben. Es sind Mercur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Jupiter (♃), Saturn (♄), und die neuentdeckten Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta, von welchen letztern noch Uranus und Vesta dem unbewaffneten Auge, die übrigen nur durch Fernröhre sichtbar sind. Ihre scheinbaren Bahnen schneiden die Ekliptik unter größern oder kleinern Winkeln, und Mercur und Venus entfernen sich, ersterer nie über 28 Grad, 20 Minuten, letztere nie mehr als 47 Grad 48 Minuten von der Sonne, während die übrigen mit der Sonne in Zusammenkunft (☌) oder Gegenschein (☍), 180 Grad von ihr entfernt, kommen. Bei dieser Bewegung finden wir sie aber bald schneller bald langsamer, bald vorwärts in der Ordnung der Himmelszeichen, bald rückwärts gegen diese Ordnung laufen und bald stille stehen. Ferner sehen wir durch gute Fernröhre den Jupiter von vier, Saturn von sieben und Uranus von sechs kleinen Sternen oder Trabanten ganz in der Nähe begleitet, und Saturn von einem Ringe umgeben. Außer diesen immer sichtbar bleibenden Planeten erscheinen noch von Zeit zu Zeit Cometen (Haarsterne, Schweifsterne), meist nur auf wenige Monate sichtbar, welche in allen Richtungen den Himmel zu durchkreuzen scheinen, und einen längern oder kürzern, bisweilen gar keinen Schweif haben, und sich überdies durch ihr neblichtes Licht auszeichnen. Auch sehen wir unter den Fixsternen mehrere Tausende von neblichtem Ansehen, wovon viele durch die stärksten Fernröhre eben so, wie die Milchstraße, in Haufen unzählicher Sterne aufgelöst erscheinen, und als entfernte Fixsternsysteme sich uns darstellen. — Dies sind nun im Allgemeinen die himmlischen Erscheinungen, deren genaue Bestimmung und Beobachtung vermittelst zweckmäßiger Instrumente (die man in den Lehrbüchern der Astronomie beschrieben findet) das Geschäft der praktischen Astronomie ist, auf welcher dann die theoretische beruht, welche nach streng mathematischen Gesetzen jene Beobachtungen ordnet und mit einander verbindet, dadurch die wirklichen Bewegungen auffindet, welche jene Erscheinungen hervorbringen, und endlich auch die Ursachen dieser Bewegungen erforscht. In so fern jene Erscheinungen an der Kugelfläche oder Sphäre des Himmels sich uns darstellen, lehrt insbesondere die sphärische Astronomie durch Beobachtung von Sternen die Polhöhe oder Aequatorshöhe eines Ortes (d. h. die Höhe, in welcher der Pol oder der höchste Punkt des Aequators über dem Horizont erscheint) bestimmen, und dann durch Beobachtung der größten Höhe eines Sternes, seine Abweichung vom Aequator (sie ist gleich dem Unterschiede zwischen der beobachteten Höhe des Sternes und der Aequatorshöhe)

und durch Beobachtung der Zeit, welche zwischen der Culmination von zwei Sternen verfließt, ihren Unterschied in gerader Aufsteigung, oder auch durch bloße Beobachtung von Höhe und Azimuth eines Sterns zu einer beliebigen Zeit, gerade Aufsteigung und Abweichung desselben finden. Ist nun die Lage eines Sterns gegen eine gewisse Ebene, wie die des Aequators, bekannt, so lehrt die sphärische Trigonometrie daraus die Lage desselben gegen jede andere Ebene, deren Lage gegen die vorige gegeben ist, finden, wie z. B. in Beziehung auf die Ebene der Ekliptik Länge und Breite, dasselbe, was in Beziehung auf den Aequator gerade Aufsteigung und Abweichung sind, aus dieser berechnet werden können. Die genaueste Beobachtung der Lage der Fixsterne, welche in den Sterncatalogen angegeben wird, macht die feste Grundlage aus, auf welcher erst die Beobachtung der Lage der Sonne, des Mondes und der Planeten beruht, deren Bewegungen nun insbesondere die theoretische Astronomie erklärt. Zuerst finden wir, daß die ungleichförmige Bewegung der Sonne und des Mondes sich durch Annahme ihrer Bewegung in einem etwas excentrischen Kreise, d. h. einem solchen, dessen Mittelpunkt nicht genau unsere Erde ist, ziemlich gut darstellen lasse, und denken wir uns die Planeten um einen gewissen Punkt sich im Kreise drehend, während zugleich jener Mittelpunkt dieses Kreises sich um unsere Erde bewegt, so sehen wir, daß durch diese Bewegung in sogenannten Epicykeln (ptolemäisches System) die oben angegebenen Erscheinungen der Planeten ungefähr erfolgen müssen. Genauere Beobachtungen lehren uns nun noch, daß die Sonne selbst der Mittelpunkt jener Kreise sey, die Planeten sich also um die Sonne, und diese mit den Planeten um unsere Erde sich bewege (tychonisches System); alle Erscheinungen würden aber auch offenbar dieselben bleiben, wenn wir, statt die Sonne um die Erde, sich diese nebst ihrem Monde um jene herumbewegen ließen, so daß die Erde in die Stelle der Planeten träte, und denken wir uns dieselbe noch täglich von Westen nach Osten um ihre Achse sich drehend (denn daß die Erde selbst eine Kugel von 1720 geographischen Meilen im Durchmesser sey, ist durch astronomische und andere Beobachtungen und Messungen entschieden, (s. Art. Erde), statt des täglichen scheinbaren Laufs des Himmels, als festen Himmelsgewölbes mit Sonne, Mond und Planeten von Osten nach Westen um die Erde (welche als wirklich anzunehmen, eine Drehung des Himmels mit den unzähligen Sternen in der erstaunlichsten Weite von uns, unter denen dann Sonne, Mond und Planeten doch wieder ihre eigene unabhängige Bewegung hätten, als die äußerste Absurdität erschiene! Uebrigens lehren auch die Beobachtungen, daß alle übrigen Planeten sich um ihre Axe drehen, so wie auch der Mond, und zwar dieser genau in derselben Zeit, als er selbst um die Erde sich bewegt, weswegen er uns auch immer dieselbe Seite zuwendet); so haben wir das copernicanische Weltsystem. Doch genau ließen sich die Beobachtungen in jenen excentrischen Kreisen noch nicht darstellen, und bei näherer Nachforschung findet sich, daß die Bahnen der Planeten Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befindet, so wie ebenfalls der Planet im Brennpunkte der Ellipsen seiner Trabanten, und daß sie in diesen Ellipsen von der Sonne ausgesehen in gleichen Zeiten gleiche Winkel oder Bogen am Himmel beschreiben. Auch verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten zu einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne, und auf diesen drei sogenannten keplerschen Gesetzen beruhet die ganze theoretische Astro-

nomie. Nun fragt sich noch, auf welche Art die Entfernung eines Himmelskörpers von der Erde bestimmt werden könne. Ist in einem Dreiecke die Grundlinie nebst zwei Winkeln an derselben gegeben, so kann man daraus bekanntlich nach trigonometrischen Lehrsätzen die beiden andern Seiten, oder die Entfernung des Scheitelpunkts des Dreiecks von den Endpunkten der Grundlinie berechnen. Man brauchte also nur an zwei Orten der Erde, deren Entfernung von einander bekannt ist, die Winkel, den die Linien zu dem Himmelskörper mit der Basis von einem Orte zum andern machen, zu messen, woraus man denn die Entfernung des Sterns von beiden Orten selbst berechnen kann. Der Winkel in der Spitze dieses Dreiecks am Sterne heißt die Parallaxe, welche wir immer in Rechnung bringen müssen, um Beobachtungen der Planeten an der Oberfläche der Erde auf ihren Mittelpunkt zu reduciren, und die Grundlinie jenes Dreiecks wird alsdann dem Halbmesser der Erde selbst gleich. Für die Fixsterne ist diese Parallaxe gleich Null, d. h. dieselbe sind so weit von uns entfernt, daß der Halbmesser der Erde gegen ihre Entfernung ganz verschwindet, und noch mehr, selbst keine jährliche Parallaxe ist bei den meisten Fixsternen bemerkbar, d. h. die ungeheure Linie von mehr als 40 Millionen Meilen, um welche die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die 20 Millionen Meilen von ihr entfernte Sonne ihren Ort im Raume ändert, ist nur ein Punkt gegen die Entfernung der Fixsterne. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne wird aber eine andere nur scheinbare Veränderung in dem Stande der Sterne bewirkt, welche Abirrung des Lichts heißt, weil, da das Licht doch einige Zeit braucht, um einen gewissen Raum zu durchlaufen, in dem Augenblicke, als ein Lichtstrahl von einem Himmelskörper ausging, die Erde sich an einem andern Orte im Raume befand, als in dem Moment, wo er auf derselben anlangt, daher wir den Stern in einer dadurch veränderten Richtung sehen. Beobachtungen hierüber haben gezeigt, daß das Licht mit einer Geschwindigkeit von 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitsekunde sich fortpflanzt. So wie wir fanden, daß die Planeten in Ellipsen sich bewegen, so zeigen die Beobachtungen auch unwidersprechlich, daß auch die unregelmäßig am Himmel umherzuirren scheinenden Cometen in fest bestimmten Bahnen und zwar in länglichten Ellipsen um die Sonne laufen. — Welches ist denn aber nun, um endlich zur physischen Astronomie überzugehen, die eigentliche Ursache jener Bewegungen? Keine andre, als die, welche den fallenden Stein zur Erde treibt, die allgemeine, allen Weltkörpern ohne Ausnahme eigenthümliche Schwerkraft oder Anziehungskraft, und daß diese im geraden Verhältnisse der Masse und im umgekehrten des Quadrats der Entfernung stehe, ist eine bloß mathematische Folge aus jenen vorher angeführten, durch Hundertausende von Beobachtungen bestätigten, kepplerschen Gesetzen, so daß, wenn man nun umgekehrt annimmt, die Anziehungskraft nehme ab im Verhältniß des Quadrats der Entfernung, und ein Körper sey bei seiner anfänglichen Bewegung nach einer unbestimmten Richtung in die Nähe eines ihn an Masse überwiegenden Weltkörpers gekommen, so daß dieser vermöge seiner Anziehungskraft auf ihn wirken könne, sich streng erweisen läßt, daß der angezogene Körper sich in einer krummen Linie von der Gestalt eines Kegelschnitts um jenen herumdrehen müsse, und aus andern Gründen ist unter den vier Kegelschnitten, Kreis, Ellipse, Parabel und Hyperbel, die Ellipse, in welcher Planeten und Cometen sich bewegen, auch die wahrscheinlichste. Doch noch eine Be-

trachtung bietet sich uns hier dar, daß nämlich die wechselseitige Anziehung der Weltkörper in unserm Sonnensysteme beständig gegenseitige Störungen in ihren Bewegungen hervorbringen müsse, so daß kein Planet oder Comet in einer reinen Ellipse um die Sonne sich bewegt, sondern daß man ihn sich in jedem Augenblicke als in einer etwas verschiedenen Ellipse befindlich denken muß, und so haben das oben erwähnte Voreilen der Nachtgleichen, die jährliche Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die vielen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes u. s. w. allein hierin ihren Grund. Mit Hülfe der scharfsinnigsten mathematischen Analyse ist es gelungen, diese Störungen zu berechnen, und je genauer alle in Rechnung gebracht werden, desto genauer stimmt immer die Rechnung mit der Beobachtung. Doch ihren höchsten Triumph feierte die Analyse da, als sie zeigte, daß bei allen diesen Störungen nie das Weltgebäude selbst zusammenfallen könne, sondern unerschütterlich feststehe, weil sie streng bewies, daß die Umlaufszeiten der Planeten nur von Zeit zu Zeit wiederkehrende periodische Störungen, keine, immer in einem Sinne fortwirkenden Säcularstörungen erleiden, daß die Umlaufszeiten daher nie Null werden, oder, was dasselbe sagt, die Planeten nie mit der Sonne zusammenfallen können. — Aber eine so hohe und umfassende Wissenschaft, von der hier nur ein schwacher Umriß gegeben werden konnte, war nicht das Werk weniger Jahre. Bei den Aegyptern, wo wir oben ihre Geschichte verließen, machte Hipparch 160 J. v. Chr. G. Epoche durch seine vielen Beobachtungen und einen großen Fixsterncatalog, und nach ihm, im zweiten Jahrhundert n. Chr. G., wurde Ptolemäus berühmt durch seinen Almagest und das von ihm erfundene System der Epicykeln, als die Astronomie bald nachher hier verlosch, und erst im Anfang des neunten Jahrhunderts, unter der glücklichen Regierung Almamums, bei den Arabern wieder anfing aufzublühen, mit deren Herrschaft in Spanien sie sich im elften Jahrhundert, während das übrige Europa noch in tiefer Finsterniß lag, auch dorthin verbreitet, wo Alphons X. König von Castilien, 1152 n. Chr. G. die verbesserten astronomischen Tafeln, die unter dem Namen der alphonsinischen bekannt sind, verfertigen ließ, biß endlich auch in Deutschland, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, unter Regiomontanus und Walther, die Wissenschaft anfing einige Fortschritte zu machen, indeß zu gleicher Zeit im entfernten Asien, zu Samarkand in Bactrien, der Tatarenfürst Ulugh Beigh, der in seiner Hauptstadt die Astronomen ganz Persiens und anderer Länder versammelte, große Instrumente aufstellen, eine Menge von Beobachtungen sammeln und astronomische Tafeln verfertigen ließ. Doch mit Copernicus, dem unsterblichen Erfinder des nach ihm benannten Weltsystems, begann für die Astronomie eine neue Periode, und nun gehörte nur noch ein Tycho de Brahe dazu, um auch in der practischen Astronomie eine neue Epoche, vorbereitet durch die Bemühungen des Landgrafen Wilhelm IV. zu Cassel, zu begründen. Auch nur dem unermeßlichen Schatze von Tycho's Beobachtungen verdankt Keppler's Genie die Gesetze über die elliptische Bewegung der Planeten, und nachdem im siebzehnten Jahrhundert Männer wie Landsberg, Galilei, Longomontan, Riccioli, und vor allen Hevel, Hunghens, Dominicus Cassini sich die größten Verdienste um die Astronomie erworben hatten, und Flamsteed seine schönen Beobachtungen anfing, legte der große Newton zu Ende dieses Jahrhunderts, veranlaßt durch die Beobachtung des Falls der Körper, den

Grund zur physischen Astronomie, und so konnte dann auf den Beobachtungen eines Halley, Flamsteed, La Caille, Bradley, Tobias Mayer, Maskelyne, Herschel, La Lande, Piazzi und von Zach, und auf den theoretischen Bemühungen eines Clairaut, Euler, Lagrange, La Place, Gauß und vieler anderer berühmten Männer, die Astronomie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sich erheben, während ersteres sich noch durch die Entdeckung des Uranus 1781 von Herschel, und der Anfang des letztern sich schon durch die Entdeckung von vier neuen Planeten, der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Vesta 1807 gleichfalls von Olbers, auszeichnete. Und so weit, kann man sagen, ist durch die vereinten Anstrengungen jener Männer die Wissenschaft gediehen, daß, wenn man sich dem Menschen die Kraft verliehen dächte, einen Körper von der Erde so weit wegzuschleudern, daß er nicht wieder auf sie zurückfiele, und nur Richtung und Stärke des Wurfs gegeben wären, man im voraus bestimmen könnte, welche Bahn im Raume dieser neugeschaffene Weltkörper auf ewige Zeiten beschreiben würde. — Wen Beobachtungen über die Natur und Größe des Weltgebäudes besonders interessiren, der wird in Kants allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels, in Herschels Abhandlungen über den Bau des Himmels, in Bode's allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, und in La Place exposition du systême du monde reichhaltigen Stoff finden, und über die eigentlich mathematischen Theile der Astronomie werden die größern Werke über dieselbe von La Lande, Schubert, Delambre und Andern, und für weniger mathematische Leser Bode's Schriften und Schuberts populäre Astronomie hinreichende Auskunft geben. — (Man vrgl. übrigens nebst mehreren andern besonders die Art. Ekliptik, Erde, Fixsterne, Planeten u. s.) L.

Asyl, eine Freistätte, wo Verbrecher hinfliehen können, und vor allen Angriffen gesichert sind. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre rc. eine solche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entstanden, gaben bisweilen Gelegenheit, auf die Heiligkeit eines solchen Asyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wohl einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freistätte anzulegen, um ihn so zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Oerter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu besonders geweihten. Kaiser Tiberius schaffte sie, den Tempel der Juno und des Aesculap ausgenommen, fast gänzlich ab. Jener heidnische Gebrauch ging inzwischen auf das Christenthum über; schon unter Constantin d. G. wurden die christlichen Kirchen Freistätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewalthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodosius dehnte dies Privilegium 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken bestätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freistätten bis dreißig Schritte von jeder Kirche, und seitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen catholischen Christenheit, und erhielt sich, so lange die Unabhängigkeit des päpstlichen Regiments bestand, in Italien unangetastet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geist der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung,

der alles unsicher machte, sehr wohlthätig, aber begreiflicher Weise auch eine Veranlassung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen, und den Bezirk der geistlichen zu erweitern. Daher wurde es in neuern Zeiten von den meisten Regenten und durch die Einführung der französischen Constitution auch in Rom abgeschafft. E.

Atabalipa oder Atuhulpa, letzter König von Peru, aus dem Geschlechte der Inka's, hatte seinen Bruder Huascar, der ihm die Krone streitig machte, besiegt, als 1525 die Spanier unter Pizarro in seine Staaten eindrangen. Der letztere nahm ihn treuloser Weise gefangen und ließ ihn 1533 tödten. (S. Pizarro.)

Atalanta. Dieses Namens kommen in der Mythologie zwei vor, welche von den alten Mythographen öfters sind verwechselt worden. Die eine war die Tochter des Jasus und der Clymene, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Colchis, und war nachher bei der Jagd des kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weßhalb Meleager, der sie liebte, ihr den Preis des Kampfes, Kopf und Fell des Ebers, darreichte. Die andere war des Schöneus Tochter, gleich berühmt durch ihre Schönheit, wie durch ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenschaft und dieser Fertigkeit sich bewußt, machte sie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder sollte mit ihr einen Wettlauf bestehen; er lief unbewaffnet voran, sie folgte mit einem Speer bewaffnet. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seine, holte sie ihn aber ein, so war der Tod sein Loos, und sein Kopf ward am Ziele aufgesteckt. Verschiedene hatte schon der Tod getroffen, als Hippōmenes, des Mēgareus Sohn, sie durch der Venus Hülfe überlistete. Ihm hatte die Göttin einige Aepfel gegeben, die er während des Laufs ihr von Zeit zu Zeit in den Weg warf. Atalanta versäumte sich, sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte sich jetzt in so unmäßige Begierde, daß sie sogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe beide in Löwen; als solche zogen sie fortan den Wagen derselben.

Ate, die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigungen, von der Homer sagt:

> Die Göttin wirkt ja zu allem,
> Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alle bethöret,
> Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
> Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
> Reizend die Menschen zum Fehl, und wenigstens einen verstrickt sie.

Als sie den Zeus bei des Herkules Geburt zu Pralereien verleitet hatte, wodurch er von der eifersüchtigen Here überlistet ward, faßte derselbe sie zornig bei den glänzenden Locken, schleuderte sie auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Sie stürzte auf die Werke der Menschen, und waltet seitdem verderblich. Hesiod nennt sie eine Tochter der Eris.

Athalia, die Tochter Achabs, Königs von Israel, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, ein ruchloses, herrschsüchtiges, grausames Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ochozias sich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königlichem Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrschte sechs Jahre; im siebenten Jahre setzte der Hohepriester Joiada des Ochozias jungen Sohn, Joas, den Joco-

bed gerettet und er heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron seiner Väter. Athalie, herbeigezogen durch den Lärmen des Volks, das von allen Seiten hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne saß, umringt von den Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Joiada ließ sie sogleich durch Trabanten außerhalb des Bezirks des Tempels führen, mit dem Befehl jeglichen niederzuhauen, der sie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palastes aber ward sie selbst, ohne den geringsten Widerstand, umgebracht. Dies geschah ungefähr 877 Jahre v. Chr. Die Altäre des Baal, die sie wieder hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttische zerrissen hatte, erneuert. Diese Geschichte hat den Stoff zu Racine's Tragödie Athalie gegeben, die als das erste Meisterwerk des französischen Theaters betrachtet wird.

Athamas, des Aeolus und der Enareta Sohn, beherrschte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phrixus, nachher, von ihr getrennt, mit seiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Eurykleia. Ino beschloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verursachte einen gänzlichen Mißwachs, und bestach des Athamas Abgesandte zum Orakel, welche des Unglücks Ursach erkunden sollten, daß sie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Diesen Gedanken hatte ihr Ino, der sie als des Bacchus gewesene Amme verhaßt war, eingegeben, um sie zu verderben. Aber ihre arglistigen Plane schlugen fehl, Nephele entrückte ihre Kinder mittelst des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen seyn würde, hätte nicht der dankbare Bacchus seine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte, sie hingerichtet zu haben, und vermählte sich zum dritten Male mit Themisto, des Hypseus Tochter, mit der er mehrere Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann seine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themisto zur Eifersucht, in welcher sie beschloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu diesem Behuf verordnete sie, die Lager von Ino's Kindern mit schwarzen, die ihrer eigenen mit weißen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechselte die Decken, und die so irre geleitete Themisto ermordete ihre eigenen Kinder, worüber sie in Verzweiflung sich erhenkte. Aber auch hier erzählen Andere anders. Durch Juno's Zorn verfiel Athamas in Raserei, in welcher er Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen ansah. In diesem Wahn ergriff er den Learch und schmetterte ihn gegen einen Stein; Ino aber verfolgte er, bis sie, den Melicertes im Arm, sich ins Meer stürzte. Mit Blutschuld belastet, verließ darauf Athamas Böotien, ging nach Phthiotis, wo er Alos erbaute, und sich jetzt erst mit Themisto vermählte. Nach Pausanias aber wendete er sich zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphystia abtrat, welche später an des Phrixus Kinder kam.

Atheismus, Gottesläugnung, wird als Lehre und System dem Theismus, als Denkart und Gesinnung dem Glauben und der Religiosität entgegengesetzt. Darauf gründet sich die Unterscheidung zwischen theoretischem und practischem Atheismus, welcher letztere jedoch passender Unglaube und Irreligiosität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen skeptischen, welcher die Möglichkeit des Daseyns Gottes zugibt, und in einen dogmatischen eintheilen, welcher

das Nichtseyn Gottes zu erweisen versucht. Es entspringt aber der Atheismus entweder aus dem Skepticismus, welcher die Realität aller menschlichen Erkenntniß bestreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorstellungen, denen keine Gegenstände entsprechen, erklärt, und läugnet, daß der Mensch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge, oder zweitens aus der Verkennung der verschiedenen Gebiete der menschlichen Erkenntniß und dem Verlangen da schauen und wissen zu wollen, wo dem Menschen nur zu glauben vergönnt ist, oder endlich, und zwar am öftersten, aus dem Wahne, daß der Mensch keine höhere, von dem Sinnlichen verschiedene Natur in sich trage, daß seine Ideen von Recht und Pflicht nicht aus ursprünglichen und nothwendigen Anlagen seines Gemüthes hervorgingen, sondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und des Staates wären, und daß er mithin keine sittliche Bestimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtseyn seiner höhern Natur und sittlichen Bestimmung ist, was den Menschen zu Gott führt, und zwischen der Philosophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechselseitiger, leicht begreiflicher Zusammenhang Statt findet, so ist es sehr natürlich, daß der Atheismus besonders in den Zeiten des Sittenverderbens zu entstehen und Eingang zu finden pflegt. Das war der Fall unter den Griechen seit den Zeiten des Perikles, wo die eben so atheistische als antimoralische Lehre vieler Sophisten auf der einen Seite aus der frivolen Denkart und Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laster und den Unglauben sicher zu machen. Das war der Fall unter den Römern seit den Zeiten Augusts, wo keine Lehre mehr Eingang fand, als die Lehre Epikurs, welche Gott und die göttlichen Dinge läugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte, und den Genuß für die letzte Bestimmung des Menschen erklärte. Das war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es sich die Encyclopädisten und viele andere Schriftsteller, namentlich der Verfasser des Système de la Nature, zum Zwecke ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machten, die religiösen Ideen zu bestreiten, und den Glauben in den Gemüthern der Menschen zu zerstören. Wie weit aber auch in solchen Zeiten der Atheismus sich ausbreite, nie kann er allgemeine Ansicht werden; denn unabweisbare Bedürfnisse des Geistes und des Herzens führen den Menschen zu Gott, und nie kann der in solchen Bedürfnissen gegründete Glaube, welcher allein den Menschen mit Tugendliebe zu erfüllen, und über das Schicksal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Resultate, in welchem die Forschung der weisesten Denker von Sokrates und Plato bis auf Leibnitz und Kant geendigt hat, zu dem Resultate, daß über die menschlichen Dinge ein Gott walte, den der Mensch zwar nicht zu schauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. N.

Athen, die Hauptstadt von Attika, einst der blühendste Sitz der der Künste und Wissenschaften, die Wiege der Humanität, der Sammelplatz der berühmtesten Männer Griechenlands, und eine lange Zeit das Haupt der griechischen Städte (s. Attika) ist gegenwärtig zu einem unbedeutenden Ort, Athinia, mit etwa 8000 Einwohnern in dem Paschalik von Negropont herabgesunken, und von der ehemaligen Herrlichkeit seiner Tempel und Gebäude zeugen nur noch einzelne Ruinen, von denen unter andern Choiseul Gouffier eine ausführliche Beschreibung gegeben hat. Der berühmte Hafen Piräeus, jetzt Porto Leone genannt, wird wegen seiner Sicherheit noch gern von den Schiffern besucht.

Athene, s. Minerva.

Aether. Dieses Wort kommt in der Physik in doppelter Bedeutung vor. In der eigentlichen Naturlehre versteht man darunter eine äußerst feine elastische Flüssigkeit, von der die Physiker, um die Gesetze verschiedener Erscheinungen in der Natur zu bestimmen, annehmen, daß sie durch den ganzen Weltenraum verbreitet ist. Erweisen läßt sich ihr Daseyn nicht, weßhalb auch über die eigentliche Beschaffenheit dieser feinsten Flüssigkeit durchaus nichts angeführt werden kann, und die Naturforscher in ihren Meinungen sehr von einander abweichen. Newton, der allen Hypothesen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Daseyn des Aethers im Weltraume, sondern erklärte aus demselben den Zusammenhang der Theile eines Körpers, den er nach seiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verursache, und leitete das Gesetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler ist der Aether fast 39 Millionen Mal dünner, und 1278 Mal elastischer als die atmosphärische Luft. — In der Chemie bedeutet Aether (Naphtha) eine feine, durchsichtige, sehr leichte, flüchtige, entzündliche Flüssigkeit von meist weißlicher Farbe und angenehmem, durchdringenden Geruch, die mittelst der Säuern aus Alkohol oder höchst gereinigtem Weingeiste erzeugt wird, und nach der Verschiedenheit dieser Säuern verschiedene Namen hat. Der Aether ist überaus flüchtig, und wird in der Medicin als ein stark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künsten wird der Aether mannigfaltig angewendet, z. B. zur Auflösung des elastischen Harzes, des Kopals u. s. w.

Aethiologie, die Lehre von den Ursachen einer Sache oder Erscheinung, z. B. in der Medicin, die Lehre von den Ursachen der Krankheiten.

Aethiopier, ein unbestimmter Name, womit in den frühesten Zeiten alle Völker von dunkler und schwarzer Farbe, sowohl in Asien als Afrika, bezeichnet wurden. Homer setzt daher Aethiopien in den Aufgang und Niedergang. Später werden darunter die Bewohner Abyssiniens, so wie unter Aethiopien Abyssinien verstanden. (Vergl. dieses und Habesch.)

Athleten hießen eigentlich die Theilnehmer an jedem Wettstreite, mithin verstand man darunter auch die Jünglinge, die in den Gymnasien körperliche Uebungen anstellten, um sich abzuhärten und zur Führung der Waffen geschickt zu machen. Im engern Sinne nannte man aber Athleten diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnastik ihr Hauptgeschäft machten, besonders Ringer und Faustkämpfer. Ihre Bestimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweise diesem Zweck gemäß. Sie wurden wohl genährt, und mußten sich der Liebe enthalten. Bevor sie aber zu öffentlichen Kämpfen gelassen wurden, untersuchte man eines Jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief seinen Namen öffentlich aus und forderte jedermann auf, zu sprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wisse. Erst nach bestandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geschworen, daß er allen Erfordernissen genügt habe, und die Kampfgesetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos bestimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, sondern auch Kronen und Statuen. Man führte ihn im Triumph auf, schrieb seinen Namen in die öffentlichen Verzeichnisse, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter priesen ihn in Lobgesängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmsten Platz.

Besondere Ehren erwies ihm seine Vaterstadt, denn alle seine Mitbürger theilten seinen Ruhm.

Athmen ist die Verrichtung des thierischen, mithin auch des menschlichen Körpers, die in einer abwechselnden Erweiterung und Verengerung der Brust besteht, wodurch Luft in die Lungen gezogen und wiederum herausgetrieben wird. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung steht, den Grund des thierischen Lebens aus. Das Hauptorgan des Athmens ist die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechselweise Aufschwellung und Verengerung der Lungenbläschen, bald angespannt, bald erschlafft werden. Durch diese fortwährende Bewegung wird das Blut feiner bearbeitet, und werden ihm gewisse heilsame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andere schädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zersetzung der atmosphärischen Luft (s. d.) Statt; das Sauerstoffgas wird dem Blute oder überhaupt dem Körper zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlensaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachsener Mensch athmet bei jedem Zuge 40 Cubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 Mal; folglich verschluckt er in dieser Zeit 720 Cubikzoll Luft, wovon sich 36 Cubikzoll in kohlensaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft verwandelt sich beim Einathmen in Wasser und geht in wässerigen Dünsten, die bei einer Temperatur von 40 Grad Reaumur sichtbar sind, aus dem Körper. Aus allen Beobachtungen erhellt zur Genüge, daß das Sauerstoffgas zum thierischen Leben unumgänglich nöthig ist. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber sind die Meinungen noch verschieden. Einige nehmen an, daß sich dieses Gas wirklich mit dem Blute in den Blutadern oder Venen verbinde, und die Röthe desselben verursache; Andere bezweifeln diese wirkliche Verbindung und glauben, daß sich aus dem Blute der Venen bloß gekohltes Wasserstoffgas beim Athmen absondere und sich mit dem Sauerstoffgas verbinde, und daher entstehe das kohlengesäuerte Gas beim Ausathmen. Aus der Verbindung des Wasserstoffgases mit dem Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft entständen Wasserdämpfe, welche ausgeathmet werden, und die aus dem Schwarzen ins Rothe übergegangene Farbe des Blutes rühre allein von dem Verluste des gekohlten Sauerstoffgases her. — Mit dem Athmen hängt auch die thierische Wärme zusammen, welche wenigstens bei den Säugethieren und Vögeln größer ist, als die Temperatur der sie umgebenden Luft. Sie hat nach Girtanners Theorie darin ihren Grund, daß der Sauerstoff mit dem venösen Blute verbunden, mittelst der Circulation in den Arterien durch alle Theile des Körpers verbreitet wird, sich mit ihnen verbindet, und die darin befindliche Wärme frei macht.

Athos, eins der höchsten Gebirge von Macedonien, auf dessen Gipfel einst fünf Städte lagen. Jetzt heißt der Berg Monte Santo. Auf ihm wohnen in 28 Klöstern ungefähr 6000 Mönche, die bei den Griechen in besonderm Ansehen stehen. Sie führen ein strenges und arbeitsames Leben, und sammeln in Rußland, der Wallachei, Moldau u. s. w. jährlich Almosen ein, um ihren beträchtlichen Tribut an der Bostangi-Bascha und den Sultan bezahlen zu können. Die Klöster und Kirchen auf dem Berge Athos sind die einzigen in der Türkei welche Glocken haben.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Insel in dem atlantischen Ocean, von der ihnen durch einzelne kühne Schiffer, die sich in früher Zeit in das Weltmeer hinausgewagt hatten, dunkele Kunde zu-

gekommen war. Ueber die Lage derselben mußten ihre Angaben natürlich sehr unzuverlässig seyn, und da sie sie in eine Gegend setzten, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so waren sie der Meinung, daß sie untergangen sey.

Atlas, die hohe Gebirgskette in der äußersten von den Alten gekannten Westgegend von Afrika, welche durch Entfernung, Lage und Gestalt das Colorit des Wunderbaren erhielt. Die Mythologie der Griechen schuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Clymene, der Tochter des Oceanus. Zeus, der Titanen Besieger, verurtheilte ihn, zur Strafe das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch seine himmelanstrebende Höhe entstand. Er war mit Weisheit begabt, und spätere Sagen legen ihm mannichfaltige Kenntnisse bey, besonders in der Astronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er sieben Töchter, die unter dem Namen der Plejaden (nach dem Vater hießen sie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch Vater der Hyaden. Von diesem Gebirge hat das ganze Meer zwischen den Westküsten Europa's und Afrika's und den Ostküsten Amerika's bis zum Eismeere den Namen des atlantischen Oceans.

Atmosphäre, Dunstkugel, wird zunächst die Luft, die unsern Erdball von allen Seiten umgibt, so daß er gleichsam in ihr zu schwimmen scheint, im weitesten Sinne aber jede Masse feiner elastischer Flüssigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben ist. Man spricht daher von einer Atmosphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, electrischer, magnetischer Körper u. s. w., deren Daseyn zwar nicht streng erwiesen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrscheinlich gemacht werden kann. Gewiß aber ist es, daß unsere Erde eine Atmosphäre hat, worunter wir, wie aus obiger Erklärung folgt, die sie allenthalben umgebende Luft- und Dunstmasse verstehen; daher wir sie auch **Luft-** oder **Dunstkreis** nennen. Vermöge ihrer Schwere ist die Atmosphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden, und folgt sowohl ihrer täglichen als jährlichen Bewegung. Sie drückt auf die Erde nach den Gesetzen schwerer elastischer Flüssigkeiten. Ihr gesammter Druck ist ihrem Gewichte gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern schweren elastischen Flüssigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umstand an einem Orte ein stärkerer Druck verursacht, so nimmt man besondere Erscheinungen und Wirkungen wahr, die so lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So steigt z. B. in der Röhre einer gemeinen Pumpe das Wasser, seiner Natur und den Gesetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, sobald zwischen demselben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entsteht. Die Ursache davon ist das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre, nicht aber auf gleiche Weise auf das innerhalb der Röhre befindliche Wasser drückt, weil innerhalb der Röhre keine Luft vorhanden ist. Durch diesen Druck wird das Wasser, wenn die Röhre lang genug ist, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies ist das Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf die Erde drückt, und welches eben so viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein solcher über dem ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt sich, daß die Atmosphäre auf dem menschlichen Körper, nimmt man diesen zu 15 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Mensch diesen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, überdies auch in seinem Innern befind-

lich ist, vermöge ihrer Elasticität von allen Seiten, so wie von innen nach außen wirkt, und also der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Auf dem Drucke der Luft beruht überhaupt die ganze Wirkung des Saugens. Die Alten, die solche auch wahrnahmen, wußten sie nicht anders als durch einen Abscheu der Natur gegen den leeren Raum zu erklären. Daß die Atmosphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt sich schon daraus vermuthen, daß die untern Gegenden die Last der obern mitzutragen haben, wodurch sie mehr zusammengepreßt und dichter werden. Versuche bestätigen dies vollkommen. Dem Gesetze des Mariotte gemäß, nimmt die Dichtigkeit der Atmosphäre in geometrischer Progression ab, so wie die Höhen der arithmetischen Progressionen zunehmen. Bis an die äußersten Gränzen der Atmosphäre mag indeß auch dies Gesetz nicht Statt finden, weil dort die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zustande, d. h. ohne irgend eine Aeußerung der Elasticität seyn muß. Die Höhe der Atmosphäre ist von den Physikern, theils nach dem Drucke, den sie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen ist, daß die Luft, so weit sie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, zu unserm Planeten gehört), auf acht geographische Meilen geschätzt worden. Ihrer Gestalt nach ist die Atmosphäre als ein Sphäroid zu betrachten, welches unter dem Aequator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, welche daselbst Statt findet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daselbst heftig wirkenden Sonnenstrahlen sehr erhaben ist.

Atmosphärische Luft, die Luft, in welche die Erdkugel eingehüllt ist. Sie ist aus zweierlei Luftarten zusammengesetzt. Die eine dieser Luftarten macht ungefähr drei Viertheile der atmosphärischen Luft aus, und wird Salpeterstoffgas, Stickstoff oder phlogistische Luft genannt; sie taugt für sich allein nicht zum Athmen, auch verlöschen die Lichter in derselben. Die andere Luftart, welche der vorhergehenden beigemischt ist, beträgt ungefähr Ein Viertheil, und heißt dephlogistisirte Luft, Lebensluft, Sauerstoffgas oder Feuerluft. Diese allein ist es, welche von lebendigen Geschöpfen geathmet werden kann, und die das Leben unterhält; nur vermittelst ihrer brennen Lichter, die in einer jeden andern Luftart verlöschen; daher der Name Lebensluft und Feuerluft. Außerdem sind der atmosphärischen Luft noch verschiedene andere Substanzen, nach Beschaffenheit der Umstände und der Ausdünstungen, beigemischt, z. B. Wasser, fixe Luft, Luftsäure u. s. w. Je höher eine Gegend ist, desto reiner ist die Luft, d. i. desto mehr enthält sie dephlogistisirte Luft; daher kommt es, daß man auf hohen Gebirgen ein Wohlbehagen empfindet, dessen man in niedrigen Gegenden nicht fähig ist. Man darf aber nicht glauben, daß dadurch das Leben verlängert wird; vielmehr verlebt man seine Tage in dieser Luft zu geschwind, so wie ein Licht in derselben zwar außerordentlich hell brennt, aber auch um so geschwinder verzehrt wird. Die Natur hat weislich in der atmosphärischen Luft eine solche Mischung getroffen, daß sie nicht mehr Lebensluft athmen läßt, als gerade zur Erhaltung unsers Lebens nöthig ist. Durch das Einathmen wird die Lebensluft mit dem Blute vermischt. Was wir wieder ausathmen, ist das Salpeterstoffgas oder die zum Athemholen untaugliche Luft. Daher kommt es, daß, in einem verschlossenen Zimmer, in welchem viele Menschen athmen, die Luft nach und nach ihre Güte verliert; wiewohl es nicht leicht in dem Grade geschieht, daß sie zum Athmen ganz untauglich würde, da die Lebensluft, vermöge ihrer größern specifischen Schwere, immer wieder zuströmt.

Aetna, in Sicilien, einer von den drei größten feuerspeienden Bergen in Europa, dessen senkrechte Höhe 12 bis 13,000 Fuß beträgt. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen oder Gegenden ab; die erste heißt die angebaute Gegend — sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt, und wird von kleinen Bergen von Lava gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend; die dritte die wüste oder nackte Gegend, welche mit Eis und Schnee bedeckt ist. Letzterer ist für die dortigen Länder ein unentbehrliches Bedürfniß zu kühlenden Getränken, zu denen er besser als Eis ist; und der Aetna versorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, sondern auch die Insel Malta damit. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Vesuv bei Neapel und der Aetna nur verschiedene Theile einer Kette von Bergen sind, welche unter der Insel Lipari fortlaufen: denn man hat bemerkt, daß, wenn einer dieser Berge einen großen Auswurf macht, der andere und der Vulkan von Lipari stärker als gewöhnlich glühen; auch hat der Aetna oft mit dem Vesuv zugleich Feuer gespien. Am heftigsten hat er 1693 gewüthet, wo er 90,000 Menschen tödtete. Uebrigens verdient auch angemerkt zu werden, daß man aus dem Aetna ein Alter der Welt, das unsere Zeitrechnung übersteigt, hat beweisen wollen.

Aetolier, die Bewohner Aetoliens, ein in den alten Zeiten merkwürdiges Volk. Die ersten Stammväter waren Hellenen. In mehrere kleine Völkerschaften getheilt, hatten sie keine gemeinschaftliche Hauptstadt, sondern mit Jagd und Raub beschäftigt, machten sie sich durch Räubereien zu Lande, wie zur See, furchtbar, so wie sie denn als frei, und keinem andern Volke unterworfen, die alten griechischen rohen Sitten am längsten beibehielten. Früh schon errichteten sie den großen **ätolischen Bund**, der sich zu Therma jährlich versammelte, aber erst zur Zeit des achäischen Bundes merkwürdig wurde. Wider diesen verbanden sie sich anfangs mit den Römern bey deren Kriegen in Griechenland, schlugen sich dann, weil sie wohl merkten, daß die Römer ihre Unterdrückung beabsichtigten, auf die Seite der Macedonier, und mußten zuletzt auch das nämliche Schicksal der Unterjochung mit diesen theilen.

Atomen sind nach der Meinung mehrere Naturforscher die nicht weiter theilbaren, wiewohl selbst noch körperlichen Grundbestandtheile der Materie. Schon Moschus aus Sidon, der noch vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, war der Meinung, daß die Materie aus untheilbaren Körperchen zusammengesetzt sey. Leucipp (510 Jahre v. Chr.) stellte ein ordentliches Lehrgebäude von der Entstehung der Welt durch den Zusammenfluß der Atomen auf; Demokrit und Epikur bildeten es, letzterer mit vielen Zusätzen, weiter aus. (S. beide.) Epikurs Lehre haben Lucrez und unter den Neuern Gassendi vorgetragen. Cartesius bildete daraus sein System von den Wirbeln; auch Newton und Boerhaave nehmen an, daß die Materie aus einer Anhäufung fester, harter, schwerer, undurchdringlicher, träger und beweglicher Theilchen bestehe, von deren verschiedener Zusammenordnung die Verschiedenheit der Körper herrühte. — Das auf die Lehre von den Atomen gegründete System der Naturlehre heißt das **atomistische**, es wird auch **Corpuscularphilosophie** genannt. Ihm entgegen steht das **dynamische** System, welches gewisse Grundkräfte annimmt, die dem Wesen der Materie anhängen. Beyde Lehrarten zählen unter ihren Anhängern große Naturforscher und Metaphysiker.

Atonie, die Erschlaffung und Abgespanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und sein Bruder Thyestes ermordeten aus Eifersucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chrysippus. Darauf flüchteten sie zu Eurystheus, mit dessen Tochter, Aerope, Atreus sich vermählte, und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Allein Thyestes, von unrechtmäßiger Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen, entehrte dessen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte, nach Entdeckung der ihm zugefügten Schmach, den Thyestes sammt den Söhnen. Allein dieser hatte, Rache dürstend, seinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt, und denselben beredet, seinen eigenen Vater zu ermorden. Dieses Vorhaben wurde entdeckt, und der Jüngling, den Atreus für seines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu spät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die fürchterlichste Rache sollte ihm Trost gewähren. Er stellte sich versöhnt, lud den Bruder Thyestes mit seinen beyden Bastarten zu einem Gastmahle, und nachdem er sich der letztern heimlich bemächtigt und sie schlachten lassen, setzte er das gekochte Fleisch dem Thyestes vor, warf diesem nach geendigter Mahlzeit die Gebeine seiner eigenen Söhne entgegen, und entdeckte ihm mit Hohngelächter seine gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine so scheußliche That nicht zu beleuchten.

Atropos, eine von den Parzen. (S. diese.)

Attika. Diese kleine Provinz des alten Hellas, deren Hauptstadt, Athen, einst durch Gelehrsamkeit, Bildung und feine Sitten die erste Stadt der Welt war, ist eigentlich eine Halbinsel, welche nur gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megara zusammenhängt. Die ursprüngliche Unfruchtbarkeit des Bodens schützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienser rühmten sich einer uralten und unvermischten Abstammung. Sie nannten sich Söhne des Bodens, den sie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entstanden zu seyn. Sie lebten in einem rohen ungesitteten Zustande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuser in zerstreuten Hütten umher bis auf Cekrops, der uns als ihr erster eigentlicher König genannt wird. Dieser war bemüht, ihre Sitten zu mildern, und sie zu einem genußvolleren Leben zu führen. Er lehrte sie den Oelbaum pflanzen, und verschiedene Getraidearten bauen, ordnete die Verehrung der Götter, und gebot, denselben von den Früchten des Landes zu opfern: er gab Ehegesetze und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, die sich bald bis auf 20,000 vermehrten, theilte er in vier Stämme, vermochte sie, ihre zerstreuten Wohnsitze einander zu nähern, und gegen die räuberischen Einfälle benachbarter Völker mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Ursprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Einer von Cekrops Nachfolgern, ihm gleich an Geist wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die sich aber in der Folgezeit gegenseitig zu befehden anfingen. Diese schädlichen Zwistigkeiten beizulegen, vermochte Theseus die sämmtlichen Staaten, sich durch ein genaues Band zu verbinden, die einzelnen Obrigkeiten abzuschaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptstadt des ganzen Landes die gesetzliche Macht über den gesammten Verein zu geben. Er selbst wollte, als der Erste im Staate, über die Beobachtung der Gesetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Classen, die Vornehmen, Ackerbauern und Handwerker. Aus der ersten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Gesetze erklärten. Zugleich verschönerte und vergrößerte er

Athen und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Codrus wurde die königliche Würde abgeschafft; an seiner Stelle herrschte ein Archont, der sein Amt lebenslänglich verwaltete. Dies geschah 1077 Jahre v. Chr., nachdem die königliche Würde von Cekrops an 487 Jahre gedauert hatte. Nach 316 Jahren wurde die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre darauf auf Ein Jahr bestimmt, dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Gesetzgebung. Der Archont Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber seine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 v. Chr. mildere Gesetze und eine bessere Verfassung. Die Regierungsform sollte demokratisch seyn, und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den drei Volksstämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Classen nach dem Vermögen. Aus den drei ersten sollten die Staatsämter besetzt, die vierte aber zur Volksversammlung gelassen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Allein diese Verfassung war zu künstlich, um zu bestehen. Pisistratus, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat scheinbar an die Spitze der armen Classe, und bemächtigte sich der Herrschaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber seine Söhne konnten sie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Klisthenes, ein Freund des Volks, bemühte sich, durch einige Aenderungen in der solonischen Verfassung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Stämme und ließ den Senat aus 500 Personen bestehen. Jetzt trat die glänzende Periode des berühmten persischen Krieges ein, welcher Athen auf den höchsten Gipfel der Größe und des Ansehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themistokles bei Salamis die fast zahllose Persermacht, jener zu Lande und dieser zur See; die Freiheit Griechenlands ging in jugendlichem Glanze aus einem Kampfe hervor, der ihr den gewissen Untergang zu bereiten schien, und begeisterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden noch beträchtlich erweitert. Die Archonten und andern Obrigkeiten wurden ohne Unterschied aus allen Volksclassen gewählt. Cimon und Perikles führten die höchste Flor Athens herbei, aber letzterer legte auch schon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmählichen Verfall des Staats. Unter ihm begann der unglückliche peloponnesische Krieg, der endlich mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Ueberwundenen mußten sehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten seiner Existenz. Es wurden dreißig obrigkeitliche Personen eingesetzt, welche den Staat regieren sollten, aber unter dem Schutze der lacedämonischen Besatzung Willkür und Grausamkeit übten. Nach acht schrecklichen Monaten zertrümmerte Thrasybul diese Tirannei, stellte die Freiheit her und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, sich unter den griechischen Staaten zu erheben, und war im Bündnisse mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein diese neue Periode der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind stand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phocischen Kriege hatten die Athenienser sich ihm widersetzt. Dafür nahm ihnen Philipp verschiedene ihrer verbündeten Colonien weg. Die Griechen griffen umsonst zu den Waffen; die Schlacht bei Chäronea ward das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebst andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos versuchten die Athenienser nach Alexanders Tode ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie mußten macedonische

Besatzung in Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten, die über 2000 Drachmen in Vermögen besaßen. Bald darauf wurde Athen vom Cassander eingenommen, da es sich gegen Phocions Rath auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte. Cassander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staates, der zehn Jahre demselben rühmlich vorstand. Aber die Athenienser, die ihn haßten, weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wieder herstellte, und dafür von den Atheniensern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er aber in den Krieg zog, erlosch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei seiner Rückkunft die Stadt verschloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er bloß eine Besatzung in Munychia und den Pyräeus legte. Diese vertrieben in der Folge die Athenienser und behaupteten nun eine Zeit lang ihre Freiheit. Antigonus Gonatas unterwarf sie wieder, und in diesem Zustande blieben sie, bis sie sich von Macedonien losrissen, und dem achäischen Bunde beitraten. Nachher verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, zogen sie die Rache Roms auf sich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis Vespasian behielt. Dieser Kaiser machte es förmlich zu einer römischen Provinz. Nach der Theilung des römischen Reichs gehörte Attika zum morgenländischen Kaiserthume, und theilte das Schicksal desselben, bis es von den Türken erobert und zerstört wurde.

Attika. Oft gibt man in der Baukunst diesen Namen jedem halben Stockwerk über einem höhern: doch ist nicht jedes Halbgeschoß eine Attika. So kommt nicht den zwischen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeschossen, Entresolen, sondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt sind, dieser Name zu. Die über dem Hauptgesims stehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewohl unrichtig, Attiken genannt.

Attila, der Sohn des Mandras, eines Hunen von königlicher Abkunft, folgte seinem Oheim Roas im Jahre 434, und theilte das höchste Ansehen mit seinem Bruder Bleda. Diese beiden Anführer der Barbaren, die sich in Ungarn und Scythien niedergelassen hatten, bedrohten das morgenländische Kaiserthum, und zwangen zwei Mal den schwachen Theodosius II., einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Asiens furchtbar. Die Hunnen selbst betrachteten den Attila als ihren unerschrockensten Krieger und als den erfahrensten Feldherrn. Ihre Liebe und ihre Achtung für seine Person gingen bald in abergläubische Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und stolz auf diese Waffe, die seiner Macht ein höheres Ansehen gab, dachte er darauf, sie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er morden, und da er vorgab, es sey auf göttliche Eingebung geschehen, so wurde dieser Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegerischen Volks mußte Attila, bei dem unbegränztesten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken setzen, und, wie er sich selbst nannte, die Geißel werden, deren Gott sich zur Züchtigung der Menschen bediente. In kurzer Zeit breitete er seine Herrschaft über alle Nationen Germaniens und Scythiens aus, und die morgenländischen

und abendländischen Kaiser waren ihm zinsbar. Die Vandalen, seine Bundesgenossen, die Ostgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten sich unter seinen Fahnen. Einige Geschichtschreiber versichern, daß seine Armee aus 700,000 Mann bestanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Persiens hatte rühmen hören, richtete er sich dahin, und nichts konnte seinen Zug hemmen. Aber in den Ebenen von Armenien wurde er geschlagen, und zog sich zurück, um seine Raubsucht im morgenländischen Kaiserthume zu stillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute versprachen, waren seine natürlichen Feinde, und alle Fürsten, die er zu besiegen hoffte, hatten Bündnisse gebrochen. Die Hunnen, unter Attila's Anführung, drangen nach Illyrien und verwüsteten alle Provinzen vom schwarzen bis zum adriatischen Meere. Der Kaiser Theodosius sammelte eine Armee, um sich ihrem reißenden Vordringen zu widersetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte sich das Glück für die Barbaren. Constantinopel verdankte seine Rettung bloß seiner Befestigung und der Unwissenheit der Feinde in der Belagerungskunst. Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der mit Feuer und Schwert überall hindrang und 70 blühende Städte zerstörte. Theodosius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Unterwerfung und Aufopferung seiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila, Edekon, ließ sich von einem Eunuchen, Chrysaphius, durch Bestechung zu dem Versprechen verleiten, seinen Herrn bey seiner Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen, aber da er den Attila sahe, hatte er nicht den Muth, die That zu vollbringen, stürzte zu seinen Füßen und bekannte sein verbrecherisches Vorhaben. Man fürchtete seine Rache, und Constantinopel zitterte; aber er begnügte sich, dem Theodosius wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe machen zu lassen, und den Kopf des Chrysaphius zu verlangen, den aber der Kaiser durch neuen Tribut erkaufte. Attila richtete darauf sein Augenmerk auf Frankreich, und drang mit einem ungeheuern Heere an den Rhein und die Mosel. Allgemeines Schrecken ging vor ihm her, und die Menschen flohen aus den Städten in die Wälder. Er ging über die Seine, kam an die Loire und lagerte sich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner, durch ihren Bischof Agnan (Anianus) aufgemuntert, hielten die ersten Angriffe der Barbaren ab, und bald sahen sie Hülfe herbeyeilen. Die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aätius, und der Westgothen, unter ihrem König Theodorich, zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, sich nach Champagne zurückzuziehen, und den Feind in den Ebenen bei Chalons sur Marne zu erwarten. Bald trafen die beiden Heere zusammen. Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrsager, und sie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg seine Bestürzung, durchlief die Reihen seiner Krieger, erinnerte sie an ihre Thaten, und zeigte ihnen seine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Tapfer fochten beide Armeen, aber die Reihen der Römer und Gothen wurden durchbrochen, und schon hielt Attila sich des Sieges gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen stürzte; er brachte sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihre Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog sich mit Mühe in sein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigste Schlacht,

die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern bedeckten 160,000 Todte das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Falle sich mit diesen zu verbrennen. Allein theils hatten die Sieger selbst zu viel gelitten, theils zu wenig muthige Anführer, um das Aeußerste zu wagen. Man begnügte sich, in der Nacht sich wieder zu sammeln, erwies dem mühsam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief seinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila seinem völligen Untergange. Die Franken allein setzten ihm feindlich nach, und verfolgten ihn seitwärts, bis er über den Rhein war. — Mehr gereizt als muthlos suchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schwester Valentins III., zur Gemahlinn. Diese Prinzessin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloster gebracht worden; sie trug dem Attila ihre Liebe an. Er hielt förmlich um sie an, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da diese Foderung ihm abgeschlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiser zitterte, und vergebens waren die Bitten der Gesandten. Attila eroberte und zerstörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüstete die Ebenen der Lombardei. Alle Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die vielen unbeachteten Inseln in den Lagunen des adriatischen Meeres, wo sie Venedig erbauten. Der Kaiser hatte keine Armee ihm entgegenzusetzen. Das römische Volk und der Senat nahm seine Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papst Leo I. begab sich mit den römischen Gesandten ins Lager zum Attila, und es gelang ihm den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer sahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geschreckt hätten, eine Legende, welche die Kunst Raphaels und Algarde's verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er sie zum zweiten Male mit dem Schwerte in der Hand fodern, aber ein neuer Zuwachs zu seinen zahlreichen Weibern an der schönen Ildiko, mit welcher er sich feierlich vermählte, hielt ihn ab, seine Drohungen zu erfüllen. Er überließ sich bei dieser Gelegenheit allen Ausschweifungen der Wollust. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu begrüßen, in das Zelt drangen, fanden sie die Ildiko verschleiert bei dem erstarrten Leichname ihres Gemahls sitzen. Während der Nacht war er in seinem eigenen Blute erstickt. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken in seinem Heere. Dies geschah im Jahre 453. Sein Körper wurde in drei Särge verschlossen. Der erste war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von diesem Barbarenkönig hinterlassen, erinnert an seinen tatarisch-calmückischen Ursprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, breite Schultern, einen kurzen, unförmlichen Wuchs. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend.

Attitüden. Mit diesem französischen Kunstausdrucke bezeichnet man, vorzüglich in den Künsten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, vorzüglich in Zuständen der Ruhe. Weil aber die Kunst, vermöge ihres Zwecks, nur bedeutungsvolle Gegenstände wählt, so müssen auch diese Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen

er Körper und ihre Verhältnisse an sich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in malerischer Hinsicht), in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch durch alles dieses einen bedeutungsvollen und interessanten Zustand des Lebens musterhaft darstellen. So sind also jene Stellungen in der Kunst nicht um ihrer selbst willen da, und dürfen nicht als solche auffallen, sondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen sie zugleich mit und an den Formen, denen sie beigelegt werden, bilden sollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darstellung sie verwebt seyn können. Denn fielen sie durch sich selbst als Stellungen auf, und wären sie nicht etwa bloß Lehr- und Uebungsbeispiele, durch welche der Schüler sich Leichtigkeit in Handhabung körperlicher Formen erwerben will, so würden sie dem gebildeten Beschauer, der nicht bloß körperliche Verhältnisse sieht, steif und unerfreulich erscheinen, oder, wenn sie der Darstellung einer Handlung untergeordnet seyn sollten, den Sinn des Ganzen durch die gesuchte Bedeutsamkeit des Einzelnen nothwendig zerstören. Daher nennt man auch im gemeinen Leben nicht jede, sondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutsame und schöne Stellung eines menschlichen Körpers, in so fern durch dieselbe ein innerer Zustand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menschenlebens bezeichnet wird, ja oft selbst die Situationen, aus welchen der Zustand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächst zu dem Körper gehört, eine Attitüde. Daß wir aber dieses selbst in unserer Sprache mit einem französischen Ausdrucke bezeichnen, scheint daher zu kommen, weil die Franzosen, welche Kant irgend einmal geborne Tanzmeister nennt gerade in diesem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres gesellschaftlichen Talents begünstigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen, bis zu dem Extreme, wo die Wahl selbst bemerkt wird, und diese Stellungen ins Gezierte, Gesuchte und Unwahre fallen, von den Deutschen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muster genommen worden sind. Auch die Mimik, welche mit Recht eine belebte Plastik genannt werden kann, hat von jeher auch Attitüden gezeigt. Daß aber dieselben zu einem Gegenstande besonderer Darstellung, zu besondern mimischen oder vielmehr pantomimischen Kunstwerken erhoben worden sind, ist eine Erfindung unserer Zeit, welche wir der pantomimischen Virtuosität einiger neueren Künstlerinnen verdanken. Die Attitüde, als besonderes Kunstwerk, welches vorzugsweise diesen Namen führt, stellt, ohne Mitwirkung der Sprache (also pantomimisch) und Bewegung (denn sonst wäre es nicht eine Attitüde) durch bedeutsame Stellungen und Lagen des lebendigen Menschenkörpers, einen idealen Zustand oder Charakter dar; daher man sie auch pantomimische Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an sich das Kunstwerk bildet, sondern zugleich die Formen, welchen diese Stellung gegeben wird, und in Hinsicht des Gesichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Gesten, so versteht sich, daß eine Attitüde nicht ohne einen wohlgestalteten, bildsamen Körper und ohne bedeutsame Mienen und Gesten gedacht werden kann, und daß diese, wie die ganze Stellung, auf welche sich die Attitüde beschränkt, in und durch den Körper einige Zeit lang festgehalten werden müssen; denn der Genuß des Kunstwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der wie jeder Mime, in seinem Körper zugleich den Stoff seiner Kunst trägt, muß Fähigkeit und Bildsamkeit besitzen, seinen Körper also zu regieren, daß er, wie das Ge-

mälde oder die Statue, einen schönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Gestalt seines Körpers auf mehrere Augenblicke festzuhalten vermöge. Dadurch unterscheidet sich aber die pantomimische Stellung von den übrigen pantomimischen Darstellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechseln, oder auch mehrere Attitüden durch Bewegung an einander gereiht seyn können, daß diese umfassender und dramatischer Natur sind, jene aber sich beschränkt, den Charakter durch die im Körper festgehaltene Geberde darzustellen. Der Genuß der Attitüde ist daher aber auch der volle Genuß des Moments, auf welchem sich die pantomimische Virtuosität in ihrer höchsten Blüthe, mit beschränkteren Kunstmitteln, aber desto concentrirterer Kraft zeigt. In wie fern nun die Mimik ein schauendes Publicum verlangt, dem es die köstlichen Früchte dieses Augenblicks bietet, in so fern hat man die Kunst der Attitüde nicht mit Unrecht Schaustellungskunst, und ihre Darstellungen auch Schaustellungen genannt, nur daß man diesen Namen nicht mißverstehe, und das Anschauen der Stellung und Vorbereitung des Körpers zu diesen Stellungen zum Wesen dieser Kunst rechne, da doch hierin nur das Technische dieser Kunst sich zeigt, dessen schnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Virtuosen, aber noch nicht das Kunstwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig ist, wenn auch der Eitelkeit der Virtuosen und Virtuosinnen weniger angemessen. Indem ferner dem Künstler ein Costum nothwendig ist, nichts Aeußeres aber am Kunstwerk willkürlich seyn darf, vielmehr jede gegebene Form zu dessen Zwecke hinwirken muß, so muß auch dieses Costum dem Charakter des Darzustellenden in jeder Hinsicht angemessen seyn; ja es wird, besonders wo es farbig ist, durch den Reiz einer künstlichen Beleuchtung, wodurch die Bedeutung der Haupttheile des Gemäldes von außen gehoben wird, und durch scenische Anordnung, die Darstellung selbst zu dem Ideale des Gemäldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemälde nothwendiger Zweck dieser Schaustellungen sey; vielmehr glauben wir, die Schaustellung liebe die Aehnlichkeit mit dem Gemälde nur darum, damit der Widerspruch zwischen der Lebendigkeit des darstellenden Körpers und dem Starren in der Darstellung hinter dem idealischen Schein der Malerei verschwinde. Dann aber wird die Attitüde auch deswegen stets mit dem Gemälde oder der Statue verglichen werden, weil diese Künste eben es sind, in welchen wir das Bedeutendste körperlicher Erscheinungen, gleichsam aus der Wirklichkeit herausgehoben, dem flüchtigen Augenblick entrissen und für längere Dauer aufbewahrt und festgehalten sehen, wodurch diese Künste mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poesie zur Prose des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemälde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunstwerk ist, kann es auch die Pantomime wiederum im Spiegel ihrer Kunst auffangen und auf ihre Weise darstellen. Aber selbst in diesem Falle scheint es nicht eigentlich die täuschende Nachahmung des Gemäldes zu seyn, worin das Wesen und der ästhetische Werth der Attitüde als Kunstwerk besteht, sondern die Darstellung dessen, was in dem Gemälde enthalten ist (seines Geistes), wie sehr auch beides zusammenhänge. Verschieden aber hat man über den Werth dieser Darstellungen geurtheilt. Da jedoch hier allein der ästhetische Standpunkt, der von den Ideen der Kunst und Schönheit ausgeht, der richtige ist, so mußte, was bis jetzt noch Keinem gelungen, der bisher

als Gegner dieser, jeden kunstgebildeten Sinn anziehenden Darstellung auftrat, der Begriff dieser Attitüden, vermöge dessen wir dieselben Darstellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der festgehaltenen Stellung und Geberde menschlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch diese angeführten Kunstmittel etwas Schönes darzustellen, gezeigt werden, wenn die Attitüde aus dem Reiche der Kunst mit Recht verwiesen werden sollte. Einen verschiedenen Rang der pantomimischen Darstellungen, zu welchem die Attitüde gehört, gibt es aber allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinsicht des Umfangs sind, wie angedeutet worden, die dramatischen von höherem Range; auch umfassen einige nur eine, andere mehrere Personen und Gruppen. In Hinsicht des Inhalts aber sind sie Phantasiebilder, in denen die Einbildungskraft sich freier zeigt, oder historisch, das heißt, ihre Gegenstände sind nach eigener Phantasie geschaffen, oder stellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geschichte, Mythologie oder Poesie darbietet, obwohl die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darstellungen zu bewirken, sich fast immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, anzuschließen genöthigt sieht. Die freiere Erfindung zeigt sich aber selbst in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargestellte keinem bestimmten Exemplare nachgebildet ist, sondern den Charakter einer Classe von Erscheinungen oder Kunstwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die historische Attitüde wiederum in die Phantasiedarstellung übergeht. — Diese Kunst nun wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst von der bewunderten Lady Hamilton geübt, und fing, wie alle Kunst, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Diese Lady Hamilton wendete nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches sie, wie mehrere englische Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, so daß sie bald an mehreren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifalle öffentlich zeigte, und Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug bestand dabei," wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Brust zusammengeknüpften Tunica, worüber sie einen Shawl warf, mit welchem sie alle erfoderliche Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte." Ihre Darstellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet, und erschienen zu London. Vielfach erweitert und erhöht wurde diese Kunsterfindung durch die unter uns berühmt gewordene geniale Madame Hendel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünstigt, und mit einem eben so feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und echt künstlerischen Erfindungsgabe ausgerüstet, unter ihren pantomimischen Darstellungen eine Reihe herrlicher Attitüden, nicht nur im antiken, sondern auch im modernen Kunststyle, und in jenem eben so wohl im ägyptischen als im griechischen, wie in diesem im italiänischen und deutschen Charakter zeigt. Es sind dieselben aber nicht bloße Nachbildungen einzelner bedeutender Statuen und Gemälde, sie sucht vielmehr den Geist der wichtigsten Veränderungen der antiken Plastik und modernen Malerkunst durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer interessanter Bilder der antiken und modernen Mythologie und Geschichte sichtbar zu schildern,

daher ein Kunstrichter treffend von ihr sagt: „indem sie Darstellungen der verschiedenen Style der bildenden Kunst in chronologischer Ordnung folgen läßt, gehen dem Blicke des Zuschauers gleichsam die Hauptzüge einer Kunstgeschichte in beweglichen Bildern vorüber, die eben so lehrreich für den Geist als anmuthig für das Auge sind." Dabei besitzt sie das noch größere Talent, poetische Attitüden zu erfinden, und in dem ihnen angemessensten Styl darzustellen, so daß Madame Schütz sowohl in Hinsicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Gestalten, in der Kenntniß des malerischen Effects, welche sie durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer sehr passenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen scheint. Auch ihre Attitüden sind, obwohl nicht immer glücklich von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und gestochen, einige auch in dem Taschenbuche Urania für das J. 1812 nachgebildet und mit einem interessanten Aufsatze von J. Falk begleitet worden. Unter den männlichen Künstlern kennen wir nur den Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher in diesem Gebiete der Kunst einige nicht unglückliche Versuche gemacht, und seine mimischen Stellungen, mit Vorlesungen begleitet, seit kurzem an einigen Orten gezeigt hat. Weniger Glück hat Madame Elise Bürger in der Nachahmung dieser Darstellungen gemacht. T.

Attraction, s. Anziehung.

Attribut, Attribute 1. im allgemeinsten Sinne jede, besonders eine ehrenvolle Eigenschaft, welche Jemanden beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2. in den bildenden Künsten, besonders in der Bildhauerkunst, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (s. diesen Art.), wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein solcher Gegenstand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines historischen Umstandes mit einer Figur mittelbar oder unmittelbar verbunden wird, um durch diese Verbindung die Bedeutung derselben vollkommen auszudrücken, oder das Verständniß derselben zu erleichtern. Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst und ihre Nothwendigkeit gründet sich aber auf die Beschränktheit derselben, sowohl in Hinsicht des Ausdrucks geistiger Eigenschaften und Begriffe, besonders wo diese nicht als Eigenschaften dargestellt, sondern personificirt werden sollen, (wie wenn z. B. nicht die Stärke einer bestimmten Person, sondern die personificirte Stärke dargestellt werden soll), als auch in der Darstellung und Bezeichnung individueller Umstände und historischer Thatsachen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig, oder doch nur in Darstellungen von größerem Umfange (durch Darstellung einer zusammengesetzten Handlung) sichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darstellung, deren sich die bildende Kunst bedient, sind an sich schon zu individuell, um etwas Geistiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verständlichkeit und Bestimmtheit, welche das Wort als Zeichen des Begriffs in der Poesie besitzt. Selbst die Menschengestalt, deren sich die bildende Kunst am meisten bedient, um geistige Eigenschaften und Begriffe zu versinnlichen, hat in sich selbst schon eine zu individuelle, sinnliche Bedeutung, als daß durch sie allein eine geistige Eigenschaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehrere Individuen umfassender, Begriff personificirt werden könnte, (man würde nach dem gewählten Beispiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den starken Mann erblicken); in anderer Rücksicht ist sie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen besondern

durch Geschichte oder Poesie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverständnisses auszusprechen, besonders wenn derselbe auf der Personification, eines leblosen Gegenstandes oder eines Collectivbegriffes beruht, z. B. des Elbflusses, der Stadt Dresden). Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel, und wählt daher zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Aehnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Uebereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen, und diese gebraucht man als Zeichen jener Eigenschaften und Umstände, und fügt sie der Figur bei, (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinsicht noch unbestimmten Sinn derselben zu bestimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben, und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erstere aber nennt man wesentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Wesentliche Attribute können und werden auch solche Gegenstände seyn, welche für sich allein gesetzt, schon bezeichnend (Sinnbilder) seyn würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichen Sinne aber und dem Wesen des Kunstwerks am angemessensten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend sind, oder derselben gerade diese besondere Bedeutung geben, für sich gesetzt aber nicht verständlich seyn würden, und daher gleichsam zur Figur selbst gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf den Mund des Harpokrates, die Brüste der Natur ꝛc. Denn auf diese Weise erscheint das Attribut nicht als ein äußerer Zusatz, sondern verschmilzt gleichsam mit der Figur, und das Kunstwerk behauptet somit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute aber beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunst, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Gesagten wird auch einleuchtend seyn, warum das Attribut vorzüglich in allegorischen und symbolischen Darstellungen (s. allegorisch und symbolisch) vorzukommen pflegt, und die Figuren selbst oft zu allegorischen erhebt; denn diesen Darstellungen fehlt, wie überhaupt den Phantasiebildern (im Gegensatze der historischen — s. diesen Artikel) größtentheils die sprechende Individualität, weßhalb sich der Künstler zu Attributen zu greifen genöthigt sieht. Die Bestimmung des Attributs ist aber nach dem aufgestellten Begriffe nur, die Bedeutung eines Gegenstandes erklären zu helfen, nicht aber für sich da zu seyn, oder den charakteristischen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung der Figur herabgewürdigt werden müßte. Die Figur muß vielmehr, so viel es durch Haltung, Physiognomie, Körperbau, Farbe, besonders aber durch Gesten und Minen möglich ist, ihren Charakter selbst ankündigen, und der Künstler zeigt sich um so größer, je mehr seine Figuren sich selbst erklären, und eines den Mund derselben erst gleichsam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigstens zu dem Sinne des Attributs in so weit hinstreben, daß ihnen der Charakter nicht erst von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht, daher z. B. nach Forsters feiner Bemerkung in einer Ausgießung des heil. Geistes die Begeisterung schon auf den Gesichtern der Apostel sich malen, und nicht bloß als Flämmchen über

ihren Häuptern schweben muß. Oft aber hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der persönlichen Beschränktheit der bildenden Künstler ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künstler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch sinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht bloß von Darstellung einzelner Figuren die Rede ist), vor allen aber durch charakteristischen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall aber gibt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der sichtbaren Darstellung eines Umstandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen ist: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieselben durch Attribute anzudeuten oder sichtbar auszuführen, die sichtbare Ausführung uninteressant seyn, und den Schönheitssinn des Zuschauers beleidigen müßte, oder auch die sichtbare Handlung sich durch sich selbst noch nicht erklären würde. Wo aber der Künstler des Attributes bedarf, da hat das Wesentliche den Vorzug vor dem Conventionellen. Denn wenn gleich das Attribut nicht alles seyn soll, — weil sonst die Figur nichts sagend seyn würde, — so soll es doch den Ausdruck unterstützen. Es ist aber um so ausdrucksvoller und lebendiger, je wesentlicher es ist; um so kälter und frostiger dagegen, je mehr es auf Willkür beruht. Dieser Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Ungesuchtheit desselben (schon die Fackel des Genius z. B. ist vieldeutig). Und auch darin hat das wesentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verstanden, dieses aber nur da, wo die besondere Uebereinkunft oder Gewohnheit, welche von verschiedenen Sitten eigenthümlicher Denkweise oder zufälligen Umständen abhängt, herrschend ist. Die äußere Form des Kunstwerks aber gebietet endlich, dasselbe in jedem Falle, selbst wenn es ein zufälliges ist, mit den räumlichen Verhältnissen der Figur, mit welcher es verbunden werden soll, in eine wohlgefällige und lebendige Uebereinstimmung zu bringen. In der Wahl des Attributs daher, wie in der sinnreichen Verbindung mit seiner Figur, zeigt sich Witz, Erfindungskraft, Geschmack, und die plastische oder malerische Anordnungsgabe des Künstlers in einem hohen Grade. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß die Künstler hierin meistens von dem Geschmacke und Charakter ihrer Nation mehr oder weniger abhängig sind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder schon durch ihre Sprache, Religion und Poesie überliefert wird, welche sie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinern Verständnisses, anzuwenden, und selbst der eignen Erfindung vorzuziehen bestimmt werden; mithin der größte Theil der Attribute in gewissem Sinne conventionell ist. Glücklicher ist daher der Künstler, dessen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder, den inneren Zusammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtschaft und Analogie geistiger und sinnlicher Gegenstände leicht und sicher trifft; seine Attribute werden bedeutungsvoller seyn. In dieser Hinsicht aber ist zwischen den Darstellungen der antiken und der modernen Kunst (s. diesen Art.) ein bedeutender Unterschied. Denn erstere, namentlich die Kunst der Griechen, gegründet auf eine anschauliche Denkweise, welche in dem Sinnlichen das Geistige fand und darstellte, und in lebendigerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derselben wohl verstand, wodurch auch ihre Kunstwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, ist auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (so verstärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Ansicht mehr auf Verstandesreflexion beruht, welche das Geistige und Kör-

perliche schärfer trennt, mithin weniger poetisch ist, deren Kunst daher auch mehr von dem Geistigen ausgeht, und dadurch allegorischer ist, suchen für das Geistige in allen Sphären das Sinnbild, und sind genöthigt, sich öfter dem bloß Conventionellen zu überlassen, welches doch meistens so vieldeutig und kalt ist. Dem griechischen und römischen Künstler, dessen Gestalten an sich schon so individuell und sprechend waren, stand auch noch zur Erklärung derselben eine Menge bedeutsamer und wohlgefälliger Attribute, durch seine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsansicht der Christen aber begünstigt hierin den Künstler weniger, und die meisten seiner Attribute, wofern er sie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben daher willkürlich und von partiellem Verständniß; ja selbst für letztere fehlt dem Publicum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechischen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegorischen Personen der Neuern oder mit der Darstellung der Evangelisten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Rost (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein anderes Marterinstrument zur Andeutung ihrer Persönlichkeit, aus ihrem Märtyrerleben hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künstlern gebrauchten Attribute und Symbole sehr brauchbar. Eine vollständige existirt noch nirgends. Einen Versuch findet man in dem ästhetischen Wörterbuche von Watelet und Levesque unter dem Art. Ikonologie. — Was übrigens die Poesie betrifft, so wird aus dem Gesagten einleuchten, daß dieselbe, weil sie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunst wegen ihrer natürlichen Beschränktheit nur andeuten kann, sich ihres Vorzugs unter den Künsten begeben, und ihre Würde vergessen würde, ohne doch den Effect der bildenden Kunst zu erreichen, wenn sie durch sinnliche Attribute, aus der Malerei entlehnt, einen Gegenstand oder Begriff personificiren und abschildern, oder gar diese Attribute neuverbunden aufhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beschreibung der Fortuna in Horazens bekannter Ode (I, 35) eine frostige Composition nennt, an welcher die freie bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter bildet, keinen Antheil nimmt, und vor welcher nicht nebeneinander bestehende und ruhende räumliche Formen, welche der Geist nicht in einem Blicke, wie am sichtbaren Bilde, durch das Auge übersehen kann, durch die sie bezeichnenden Worte gleichsam aufgezählt werden, sondern die Gestalten gleichsam entstehen und lebendig wirken sollen. Im Grunde gibt es also in der Poesie keine Attribute in diesem engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur Personificirung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunst, bedarf. Zuletzt heißen 3. in der Logik und nach strengem philosophischen Sprachgebrauch Attribute solche Merkmale, welche als Folgen wesentlicher Merkmale einem Begriffe immer zukommen; wie z. B. das Prädicat Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menschen, als Folge seines wesentlichen Merkmales, des animalischen Körpers, zukommt. T.

Atys, der Cybele Liebling, der als er einst das der Göttin gethane Gelübde der Keuschheit gebrochen, zur Strafe seines Vergehens sich selbst entmannte. (S. Cybele.)

Aetzkraft (vis caustica) ist die Eigenschaft gewisser Substanzen, z. B. der concentrirten mineralischen Säuren, der Alkalien, des unge-

löschten Kalks, des Arseniks, des scharfen Quecksilber-Sublimats, der Silbercrystallen, der Spießglasbutter und sogar der mehresten andern Salze mit einem metallischen Grundtheile, vermöge welcher sie zerstörend auf organische Körper wirken. Innerlich wirken sie als ätzende fressende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen sie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfressungen. Die Kraft solcher Substanzen ist also eine auflösende, d. i. eine Kraft, mittelst welcher ihre Grundmassen streben, sich mit den Theilen anderer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtschaft der Körper unter einander.

Aetzkunst, auch, weil man sich der Radirnadel dabei bedient, Radirkunst genannt, ist eine Art des Kupferstechens, welche mit Scheidewasser geschieht. Man nimmt eine metallene, gewöhnlich kupferne Platte, überzieht sie mit einem Firniß oder Wachs, in welches man mit einem spitzigen Eisen, das die Radirnadel genannt wird, die Zeichnung eingräbt, und dadurch den Ueberzug an denjenigen Stellen, welche tief geätzt werden sollen, hinwegnimmt; dann übergießt man die Platte mit Scheidewasser, welches an den von Wachs entblößten Stellen in die Kupferplatte eindringt und die Züge sichtbar macht. Der Erfinder dieser Kunst ist Albrecht Dürer, welcher im Jahre 1512 den harten Aetzgrund, oder die Kunst, auf Eisenplatten und Metall zu ätzen, erfand.

Aubaine (droit d'), Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, sich der Verlassenschaft jedes im Lande verstorbenen Fremden, mit Ausschluß aller Testaments- und Intestat-Erben desselben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieses alle Gastfreundlichkeit beleidigende Recht in allen europäischen Staaten üblich, aber nur Frankreich hatte solches bis auf die neuern Zeiten beibehalten. Indeß war es durch besondere Verträge mit vielen deutschen Staaten in den letztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6ten August 1790 beschloß die National-Versammlung in Frankreich die gänzliche Abschaffung desselben.

Audebert (Jean-Baptiste) zeichnete sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dadurch aus, daß er in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Malers mit den Kenntnissen eines Naturforschers vereinigte. Geboren zu Rochefort im J. 1759, genoß er nur einer mittelmäßigen Erziehung, und kam, achtzehn Jahre alt, nach Paris, um die Zeichen- und Malerkunst zu erlernen. Er bildete sich zu einem ungemein geschickten Miniaturmaler, und lebte von dem Ertrage seiner Kunst sehr anständig. Im J. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeschichte im Besitze ungeheurer Sammlungen, die seltensten Stücke derselben von ihm malen ließ, und ihn in der Folge nach England und Holland schickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Oliviers Geschichte der Insecten Gebrauch gemacht worden. Diese Beschäftigungen weckten Audeberts Geschmack für die Naturgeschichte, der bald bis zur Leidenschaft stieg. Müde, nach den Ideen Anderer zu arbeiten, unternahm er eigene Werke, durch die er seinen Ruhm für immer begründet hat. Das erste war seine Histoire naturelle des singes, des makis et des galéophithèques, in welchem er sich gleich geschickt als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller zeigte. In Ansehung der Farben, die für naturhistorische Gegenstände so wesentlich sind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verschiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, so daß eine Art von Gemälde daraus wurde, ging er weiter,

und bediente sich dabei statt der Wasserfarben, der dauerhaftern und festern Oelfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, dessen Farben er mannichfach veränderte, um die glänzendsten Wirkungen seiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeschichte gewann ungemein durch seine Werke, deren Pracht in Erstaunen setzt. Seine Histoire des colibris, des oiseaux-mouches, des jacamars et des promerops, 1 Vol. in-fol., Paris 1802, wird für das vollkommenste Werk gehalten, das je in dieser Gattung erschienen ist. Funfzehn Exemplare wurden davon mit goldenen Buchstaben gedruckt. Die ganze Auflage belief sich nur auf 300 Exemplare, da bei dem nothwendig sehr hohen Preise nur auf die reichsten Liebhaber gerechnet werden konnte. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längste Leben hingereicht haben würde. Dem seinigen aber machte schon im J. 1800 der Tod ein Ende, als er kaum die Histoire des grimpereaux et des oiseaux de Paradis begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Besitz der Materialien und der Verfahtungsart war, rühmlich beendigt. Auch um die Herausgabe von Levaillants Vögel Afrika's hatte Audebert große Verdienste; er leitete den Abdruck der Platten bis zur dreizehnten Lieferung.

Auditeur heißt beim Militair derjenige, welcher bei den Regimentskriegsgerichten die Stelle des ordentlichen Richters vertritt, mithin die Prozesse und andere Rechtssachen, welche bei dem Regimente vorfallen, im Namen des Feldherrn oder Regiments-Commandanten entscheidet. — Staatsraths-Auditeure sind in Frankreich junge Männer von vollendeten Studien, die vom Kaiser zu den höhern Staatswürden gebildet werden, und durch ihr Zugegenseyn bei den Verhandlungen des Staatsraths practische Kenntnisse vom Geschäftsgang erhalten. Diese Einrichtung ist in mehreren nach Frankreich organisirten Staaten, wie in Westphalen, nachgeahmt.

Auerstädt, ein sächsisches Dorf unweit Naumburg, auf der Straße von da nach Erfurt. Es hat durch die am 14ten October 1806 zwischen der Armee des Königs von Preußen und der französischen vorgefallene Schlacht einen Namen in der Geschichte erhalten, von welcher wir hier eine Skizze geben wollen. Nachdem das große preußische Heer durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände und falscher Maßregeln so zertheilt worden war, daß ein Theil desselben zwischen Vierzehnheiligen und Jena unter dem Fürsten Hohenlohe, und der andere unter des Herzogs von Braunschweig Oberbefehl bei Auerstädt stand, ohne mit einander in directer Verbindung zu seyn, wurde diese Abtheilung vom Corps des Marschalls Davoust geschlagen, während sie auf dem Wege war, über Naumburg abzumarschiren, um die nun doppelt wichtigen Operationslinien an der Elbe und Oder zu gewinnen, da man die an der Saale bereits verloren hatte. Diese Armee bestand aus drei Divisionen unter Oranien, Wartensleben und Schmettau, und zwei Divisionen Reserve unter Kalkreuth. Am 13ten Nachmittags traf die Division Schmettau bei Auerstädt und Gernstädt ein. Sie hatte die Bestimmung, die unangreifbaren Defileen von Kösen zu besetzen; doch man nahm, wie zu Allem, auch hierzu sich zu viel Zeit; denn als am 14ten früh die Vorposten bei Hassenhausen ankamen, stießen sie auf die dort bivouacquirende Division Gudin, welche durch einen forcirten Nachtmarsch (vor welchem die preußischen Offiziere sich so fürchteten) den kösener Berg bereits erreicht und besetzt hatte. Der Marsch nach Naumburg sollte nun forcirt werden, oder mit andern Worten, man

wollte sich durch die im Wege stehende französische Armee durchschlagen. General Blücher machte daher, indeß die Teten der Infanterie sich entwickelten, mit 25 Escadron Cavallerie und einer reitenden Batterie einen heftigen Angriff, und warf die Franzosen bis hinter Hassenhausen zurück; doch mit einem Male gerieth man in dem undurchdringlichen Nebel, der die ganze weite Landschaft bedeckte, in das französische Artilleriefeuer; die Batterie wurde fast gänzlich demontirt, und man mußte mit dem Verluste der meisten Kanonen wieder retiriren. Jetzt wollte der Herzog von Braunschweig die Armee zur förmlichen Schlacht formiren, um diese, wenn der Nebel gefallen sey, erst zu beginnen. Er wurde aber von Möllendorf und selbst dem Könige überstimmt, die Armee rückte fast im Laufen mitten durch den dicken Nebel gegen das feindliche Kartätschen- und Musketenfeuer vor. Allein in der Dämmerung, die Alles umhüllte, verlor man bald die Concentration; auf sechs verschiedenen Punkten, bei Rehhausen, Hassenhausen, bei Auerstädt, Poppelt, Trachwitz und Gernstädt schlug man sich, bald siegend, bald nicht; man sah weder die Batterien, noch die herangeschlichenen Tirailleurs, welche den unsichtbaren Tod in die Reihen der Preußen jagten. Früh um 9 Uhr ward General Schmettau durch einige Flintenschüsse tödtlich verwundet und außer Stand gesetzt, weiter zu commandiren; jetzt stellte sich der Herzog selbst an die Spitze des Grenadierbataillons Hanstein, um Hassenhausen mit Sturm wegzunehmen, da traf ihn eine Musketenkugel, die über dem rechten Auge eindrang; er stürzte vom Pferde; es war der letzte Augenblick, wo er eine preußische Armee sah. Mit seinem Falle war das Heer ohne Anführer; niemand, selbst der König nicht, kannte genau seinen entworfenen Operationsplan. Die Unordnung ward so allgemein, daß jeder Regiments- und Bataillonschef nach eigenem Gutdünken vorrückte oder retirirte; selbst ein entschlossener Cavallerieangriff, den Prinz Wilhelm wagen wollte, ward vom Feinde abgeschlagen, und es war eben Mittag, als die Cavallerie durch Auerstädt retirirte. Indeß war dem Marschall Davoust sein Hauptmanöver gelungen, der preußische linke Fügel war durch den Marsch eines französischen Corps um Eckartshausen herum völlig umgangen, und die bis dort vorgedrungene preußische Reserve mußte nun auch um und durch das brennende Auerstädt retiriren. Mitten im Gewühle der Schlacht schlug Blücher dem Könige vor, mit den beiden Reservedivisionen und der ganzen Cavallerie einen entscheidenden Generalangriff zu machen; der König gab seine Genehmigung, nahm sie aber schnell zurück, weil er zuvor durch die Corps von Hohenlohe und Rüchel sich verstärken und dann die Schlacht erneuern wollte. Er wußte nicht, daß beide in jenem Augenblicke ebenfalls verloren waren. Er beschloß daher, nach Weimar zu marschiren, doch schon auf der wickerstädter Höhe sah seine Avantgarde das bei Apolda stehende, über Dornburg hergekommene Corps des Marschalls Bernadotte. Von Weimar also bereits abgeschnitten, mußte der gänzliche Rückzug rechts ab nach dem Harz zu genommen werden. Der König selbst bahnte sich mitten durch die Feinde (er verlor unter sich ein Pferd) einen Weg nach Sömmerda; hier empfing er einen Brief des Kaisers Napoleon, datirt aus Gera vom 12ten October, zugleich aber auch die erschütternde Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Fürsten Hohenlohe, welchen an demselben Tage Napoleon selbst bei Jena geschlagen hatte (m. s. Jena). „Es ist also Krieg zwischen uns;" (sagte unter andern Napoleon in jenem Schreiben) „das Bündniß ist gebrochen für immer. Aber warum unsere Unterthanen morden? Ich fürchte die

Schlachten nicht. Aber Sire! Ew. Majestät werden besiegt, die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen werden Sie Preis geben, ohne den Schatten eines Vorwandes. Noch ist Alles unangetastet; noch können Sie auf eine Ihrem Range angemessene Art mit mir unterhandeln, nach einem Monate werden Sie es in einer andern Lage. Endigen Sie den kaum begonnenen Krieg, oder Sie werden über Ihr Volk ein Unglück bringen, das Ihr ganzes übriges Leben nicht wird heilen können" u. s. w. Warum das Schicksal wollte, daß dieser Brief, dessen Ueberbringer am 13ten Oct. Nachmittags beim Fürsten Hohenlohe eintraf, so spät in des Königs Händen kommen mußte? und ob er die Lage der Dinge geändert haben würde? dies sind Fragen, die sich nicht beantworten lassen. In der Predigerwohnung zu Sömmerda beantwortete Friedrich Wilhelm III. Napoleons Brief und schlug einen Waffenstillstand vor; doch der Sieger war nicht dazu zu bewegen, und nun ging der König eiligst mit Kalkreuth und etwa 12,000 Mann über die Oder, um dort eine neue Armee aufzustellen, und mit den langsam heranwogenden russischen Massen zur Fortsetzung des furchtbaren Kampfes sich zu vereinigen. I.

Auferstehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jesu Christi vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherstellung des menschlichen, durch den Tod zerstörten Leibes. Die Auferstehung Jesu Christi ist das merkwürdigste Ereigniß der evangelischen Geschichte, welche den Kreis ihrer Begebenheiten schließt und vollendet. Ihre Glaubwürdigkeit beruht theils auf dem Zeugnisse der Apostel, theils darauf, daß es ohne sie nicht erklärbar seyn würde, daß die Apostel, welche sich durch den Tod Jesu in ihren messianischen Erwartungen getäuscht gesehen und das Zutrauen zu Christo verloren hatten, sich wieder zu dem lebendigsten Glauben an die göttliche Sendung Jesu Christi erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Christenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirksamkeit gegründete Anstalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß sich die Vorsehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens steht, kann doch darum die in die ganz früheste Geschichte des Christenthums innigst verwebte Auferstehung seines Stifters nicht läugnen, ob er sie gleich nicht als ein Wunder, sondern als eine durch natürliche Ursachen, welche jedoch bei der Entfernung der Zeit bestimmt nachzuweisen unmöglich sey, bewirkte Begebenheit betrachten wird. — Von der Auferstehung des Leibes haben die Menschen allerdings oft grobsinnliche Vorstellungen gehegt. In dem Gedanken selbst aber, daß die Allmacht aus den Urstoffen des durch den Tod aufgelös'ten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiste in einer andern Ordnung der Dinge zum Organe diene, liegt nichts, was der Vernunft widerspräche. Auf jeden Fall ist die Erwartung der Auferstehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unsterblichkeit. N.

Auffodern. Wenn der Feind vor eine Festung gerückt ist, fodert er dieselbe zur Uebergabe auf. Dergleichen Auffoderungen können während der Blokade und Belagerung wiederholt werden. Am besten werden dazu Vorfälle benutzt, die ihrer Natur nach geeignet sind, den Commandanten zur Uebergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Aehnliche Aufforderungen zur Uebergabe ergehen auch an eingeschlossene Corps oder Armeen. Eine Festung

wird auf folgende Weise aufgefodert. Ist der Belagerer noch in der Ferne, so schickt er einen Trompeter ab, der sich der Festung nähert und Apell bläst. Der Belagerte sendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, welche ihn, nöthigenfalls mit verbundenen Augen, zum Commandanten führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieselbe Weise auf den ersten Platz zurückgeführt. Ist aber der Belagerer in der Nähe, so schlägt ein Tambour Apell; von Seiten der Festung wird geantwortet, die Feindseligkeiten hören auf, die Tambours nähern sich, und der Festungstambour bezeichnet den Ort, von welchem der Abgeschickte mit verbundenen Augen, wenn man solches für nöthig hält, zum Commandanten gebracht und wieder zurückgeführt werden soll.

Aufgang der Sterne nennt man das Sichtbarwerden derselben am Horizont. Vermöge der Form der Erdkugel und ihrer sonstigen Beschaffenheit ist der Aufgang der Gestirne an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Aequator gehen alle Sterne und zwar senkrecht auf; zwischen demselben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder südliche Abweichung kleiner ist als die Aequatorhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Gestirne Statt. Die Zeit des Aufgangs eines jeden Sterns für einen bestimmten Ort läßt sich aus der Dauer seiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit seiner Culmination finden. Ohne große Genauigkeit kann man sie auch mittelst der künstlichen Himmelskugel bestimmen.

Aufgebot hat eine dreifache Bedeutung. Es heißt erstens die Bestimmung des Preises, für welchen man eine feilgebotene Sache kaufen will; zweitens die durch die Gesetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu schließenden Ehe, die in Sachsen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel, nach dem Code Napoleon aber an zwei auf einander folgenden Sonntagen von dem Civilstandsbeamten vor dem Gemeindehause geschieht; und drittens der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürst an seine Unterthanen ergehen läßt.

Aufklärung ist eigentlich diejenige Handlung, wodurch man etwas klar oder hell macht. Man nimmt aber das Wort gewöhnlich in geistiger Bedeutung, und versteht darunter sowohl die Verdeutlichung der Vorstellungen, die jemand von einer Sache hat, als auch den Zustand der Seele, wo sie im Besitze deutlicher Vorstellungen ist. Doch sollte man diesen Zustand lieber Aufgeklärtheit nennen. Da es nicht möglich ist, von allen Dingen deutliche Vorstellungen zu haben, so ist jeder Mensch zum Theil aufgeklärt, zum Theil unaufgeklärt. Man nennt aber denjenigen schlechtweg aufgeklärt, der von den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, mithin von den Rechten und Pflichten des Menschen und von religiösen Dingen deutliche Vorstellungen hat. Bei dieser Deutlichkeit wird zugleich vorausgesetzt, daß die Vorstellungen auch richtig oder wahr seyen; denn falsche oder irrige Vorstellungen würden sich nicht mit einander vertragen, wenn sie gehörig verdeutlicht würden. Vollständig ausgedrückt würde also die Aufklärung oder Aufgeklärtheit darin bestehen, daß man über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nach deutlichen und richtigen Vorstellungen denkt und urtheilt. Da die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorstellungen ihre Grade hat, so kann auch die Aufgeklärtheit in einem hohen und niederen Grade Statt finden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derselbe Grad von Aufgeklärtheit erforderlich ist, so muß das Geschäft der Aufklärung mit einer gewissen Vorsicht betrieben werden. Daher unter-

scheidet man die wahre oder echte Aufklärung von der falschen oder unechten, d. h. den Verhältnissen und Umständen, unter welchen sich ein Mensch befindet, unangemessenen, und daher ihm selbst oder Andern nachtheiligen Aufklärung. Denn an und für sich kann die Aufklärung nicht schädlich oder gefährlich seyn; sie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, Andere aufzuklären, keine Rücksicht auf ihre Lage nimmt, und ihnen daher mehr Licht gibt, als sie ertragen können. Ein solches unbedachtsames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt Aufklärerei. Die Feinde der Aufklärung verwechseln beides mit einander, und heißen, wiefern sie der Aufklärung entgegenwirken, Verdunkler oder Obscuranten. Rußland ist der einzige Staat, welcher einen Minister der Aufklärung hat. In dieser Beziehung wird aber unter Aufklärung nichts anders als Volksbildung verstanden. D.

Auflage bedeutet die Anordnung eines Beitrages oder einer Leistung zu gemeinschaftlichen Bedürfnissen, und diesen Beitrag selbst. Im letztern Sinne versteht man alle die sogenannten indirecten Abgaben oder diejenigen Leistungen, z. B. Accise rc., welche auf bewegliche Güter und Sachen gelegt und entrichtet werden, vorzüglich solche Güter und Sachen, die durch den Gebrauch sich vermindern oder gar zu seyn aufhören. Hierdurch unterscheidet sich die Auflage wesentlich von Abgabe, die nur das reine Einkommen trifft. X.

Auflösung heißt in der Chemie der Prozeß oder Vorgang, bei welchem sich die Grundstoffe zweier ungleichartigen Körper so mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt, und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige, zusammengesetzter Körper gebildet wird. Dies kann nur geschehen, wenn wenigstens in einem dieser beiden Körper die Grundstoffe getrennt sind; dazu aber wird erfodert, daß einer derselben in einem flüssigen oder dampfartigen Zustande sey, da feste Körper nicht auf einander wirken. Die Chemisten pflegen den flüssigen Körper das Auflösungsmittel, den andern aber, der sich bloß leidend zu verhalten scheint, den aufgelösten zu nennen. Dieser ist indeß keineswegs leidend, sondern beide üben wechselseitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflösungen sind Wirkungen der Anziehung zwischen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraktion bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwischen den Theilen ungleichartiger Körper stärker als der Zusammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für sich ist, und dauern bis zur Sättigung (s. d.), deren Grade sehr häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zusammenhang der Theile nur in flüssigen, nicht aber in festen Körpern zu trennen, so erfolgt nur Adhäsion. Man unterscheidet Auflösungen auf nassem und Auflösungen auf trocknem Wege. Bei jenen muß von beiden Körpern wenigstens der eine schon im flüssigen Zustande sich befinden, bei diesen aber müssen sie erst flüssig gemacht, d. h. geschmolzen werden, wenn sie einander auflösen sollen. — In der Musik heißt Auflösung die nothwendige stufenweise Fortschreitung einer Dissonanz in ein consonirendes Intervall. Die Dissonanzen treten bei ihrer Auflösung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die sogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflösung eine Stufe über sich. Der Schritt, welchen dabei die Grundstimme macht, bestimmt das Intervall der Auflösung. Bei den regulär aufgeführten Dissonanzen, d. i. bei den in dem schlechten Tacttheile vorbereiteten, fällt die Auflösung immer wieder auf den schlechten Tacttheil; die irregulär, d. i. die im Durchgange gebrauchten Dissonanzen

werden auf der guten Tactzeit aufgelös't. Ueber die Auflösung des Canons s. Canon.

Aufnehmen, s. Messung.

Aufriß nennt man in der Baukunst die Zeichnung der Aussenseite oder Façade eines Gebäudes, geometrisch und nach verjüngtem Maßstabe. Man nennt ihn auch, zum Unterschied eines perspectivischen Risses, den orthographischen, weil in einer solchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und seiner einzelnen Theile genau angegeben seyn müssen, um den Werkleuten zur beständigen Richtschnur zu dienen.

Aufruhr, Erregung eines Widerstandes des Volks gegen das gesetzgebende Oberhaupt des Staates, und dieser Widerstand selbst, den man jedoch öfters auch Aufstand nennt, und von Aufruhr unterscheidet (wie Insurrection von Rebellion). Kaum ist eine Frage wichtiger, als die über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs. Die Naturrechtslehrer theilen sich bei ihrer Beantwortung in zwei einander gerade entgegengesetzte Parteien, deren eine man die Partei der Souverains, die andere die Partei des Volks nennen kann. Auf jener stehen Hobbes, Grotius, Graswinkel, Kant, Genz; auf dieser Hume, Barbeyrac, Schlözer, Feuerbach, Fichte u. A. Die, welche sich gegen die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs erklären, sagen, das Volk sey verpflichtet, selbst den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der obersten Gewalt zu ertragen, weil der Aufruhr die ganze gesetzliche Verfassung vernichte. Denn, um zum Aufruhr befugt zu seyn, müßte ein öffentliches Gesetz vorhanden seyn, welches ihn erlaubte; dann enthielte aber die oberste Gesetzgebung eine Bestimmung in sich, nach welcher sie nicht die oberste, sondern das Volk, als Unterthan, der Souverain über den wäre, dem es doch unterthänig seyn soll, welches sich widerspricht. Dieser Widerspruch falle besonders durch die Frage in die Augen: wer denn in diesem Streit zwischen Volk und Souverain Richter seyn solle? Hier zeige sich, daß es das Volk in seiner eigenen Sache seyn wolle, und folglich widerrechtlich handle. „Ist das gesetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Person (Monarch), so ist Aufruhr gegen ihn, unter dem Vorwande, er mißbrauche seine Gewalt, sey ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an seiner Person, ja an seinem Leben, am allerwenigsten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zustand mit einem Male aufgehoben. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath, und der Verräther dieser Art kann als einer, der sein Vaterland umzubringen versucht, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden." Dagegen erklärt sich Schlözer also: „Es gibt kein Crimen laesae majestatis in der Bedeutung der Nerone. Es gibt keinen leidenden Gehorsam im stuartischen Verstande. Diese Lehre hat die Stuarte einen der schönsten Throne der Welt gekostet. Dem zu Folge gibt es ein droit de résistence gegen Usurpatoren und Tyrannen, wiewohl nur im Falle hoher Evidenz. Das Volk darf widerstehen, zwingen, absetzen, strafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrags überhaupt. Das Volk hat diese Rechte, sagen die alten Staatsrechtslehrer; aber es darf sie nicht mehr ausüben. Welcher Widerspruch! Auch haben sie alle Völker der Welt ausgeübt. Bloß Appellationen an das Publicum helfen selten; die ans jüngste Gericht noch seltener." (Allg. Staatsrecht, S. 195 fg.) Nicht mit Unrecht beruft sich Schlözer hier auf den Vertrag, der ja nirgends bloß einseitige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten heischen kann. Hier gilt es besonders den Unterwerfungsvertrag, der das Verhältniß

des Souverains und der Unterthanen gegen einander so bestimmt, daß über beiden das Gesetz steht, welches beide anzuerkennen und zu befolgen sich verpflichten. Wie kann man nun bloß dem einen Theile das Zwangsrecht, dem andern bloß die Zwangspflicht zutheilen wollen? Feuerbach in seinem Anti-Hobbes erweis't folgende drei Sätze: 1. der Regent übernimmt durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten; 2. handelt er diesen Verbindlichkeiten zuwider, und verletzt mithin den Unterwerfungsvertrag, so hört er für die bestimmte Handlung, durch welche er diese Verletzung begeht, auf, Regent zu seyn, und nicht also der Oberherr, sondern eine Privatperson wird gezwungen, wenn sich das Volk wegen dieser Verletzung gegen ihn erhebt; 3. es läßt sich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volkes zum Gehorsam denken, als nur in denjenigen Verfügungen des Regenten, in welchen er dem Unterwerfungsvertrage nicht zuwider handelt. Constituirung des Regenten ist nicht Zweck, sondern nur ein Mittel der Gesellschaft; ein Mittel aber darf dem Zweck nicht widersprechen. So weit ungefähr die Natur- und die Staatsrechtslehrer. Fragt man noch bei der Geschichte nach, so findet sich, daß bei allen Nationen die Entscheidung für die letztere Partei ausgefallen ist. Das Volk murrt und duldet oft lange genug, und auch das gedrückteste ist nicht sehr geneigt zum Aufruhr, unter dem doch immer seine häusliche Ruhe, sein Glück, seine Sicherheit leiden; endlich aber drängt die Nothwendigkeit zu sehr, und es fühlt und fodert seine verletzten Rechte; es fühlt sich noch edel genug, um nicht die Schmach der Sclaverei zu ertragen. Warum ihm dies auch verargen? Steht es doch in der Macht der Fürsten, allen diesen Ausbrüchen durch Rechtlichkeit vorzubeugen, die ja wohl das mindeste ist, was man von ihnen erwarten kann. Diejenigen sind ihre ärgsten Feinde, die sie hier mit sophistischem Blendwerk täuschen. Besser, daß sie die Geschichte von der Vertreibung Tarquins, des achäischen Bundes, der schweizer Eidgenossenschaft, des Abfalls der Niederlande von Spanien, der neuern brabanter Unruhen, und der französischen Revolution studiren. Sie werden sehen, daß Tyrannei nirgends bestehen konnte, Despotenkünste niemals halfen, Trotz auf Rechte nur zum Verderben führte. Nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit können dem Aufruhr vorbeugen. Berühmte Staatsmänner, wie Macchiavell, Montesquieu, Sieyes u. A., behaupten übrigens, in dem Staate selbst müsse, wenn die öffentliche Freiheit erhalten werden soll, eine Opposition rechtlich organisirt seyn, weil jede Macht, auf den Fall des Mißbrauchs, eine Gegenmacht haben müsse; eine rechtlich organisirte und in und durch die Verfassung sanctionirte Opposition nicht gefährlich werde. Sieyes verlangte aus gleichem Grunde im J. 1795 ein über die Grundverfassung wachendes Geschwornengericht als Garant der Constitution. dd.

Aufsteigung. In der Sternkunde versteht man unter gerader Aufsteigung denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise enthalten ist, unter der Linie mit dem Sterne zugleich aufgeht, oder mit ihm gerade aufsteigt. Durch die gerade Aufsteigung und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel eben so bestimmt, wie die Lage der Oerter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer Aufsteigung versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Gleichers enthalten ist.

Auftritt, Aufzug, s. Schauspiel.

Auge, das Werkzeug des Gesichts, von dessen künstlichem Bau wir hier folgendes anführen. Der Augapfel ist bei dem Menschen und bei den mehresten Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen ziemlich kugelrund, und beträgt bei den mehrsten 11 1/3 pariser Linien im Durchmesser. Er ist hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und hinterwärts am Sehnerven befestigt. Drei Häute, die harte Augenhaut, die braune oder Gefäßhaut und die Netz- oder Markhaut, außerdem drei Feuchtigkeiten, die wäßrige, die gläserne und die crystallene, machen die Hauptheile dieses höchst merkwürdigen Organs aus. Die harte Haut besteht aus mehrern Blättern, ist hart, elastisch, fest, dick, weiß, und umgibt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil desselben verdünnt sie sich und wird vorn ganz durchsichtig. Dieser durchsichtige Theil führt insbesondere den Namen Hornhaut. Sie ist der Abschnitt einer Kugel von etwas kleinerem Durchmesser als der Durchmesser des ganzen Augapfels, und sitzt gleichsam auf der Kugel des letztern, daher sich dieser auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet sich eine Oeffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortsetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar über der harten liegt die braune Haut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und sich bis an die Hornhaut erstreckt. Sie sieht von außen braun, inwendig aber fast schwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt sie sich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Gestalt eines weißen Kreises, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich ist. Von dem Ciliarkreise wendet sich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem innern des Augapfels, und bildet daselbst dicke, schön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem schwarzen Leime überzogen sind, die Kapsel der Crystallinse umgeben und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entstehen die weiter einwärts laufenden und bis an den Rand der Crystallinse reichenden Strahlenfasern, welche um die Crystalllinse herum einen schön gestreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere mit schwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zusammen machen die Iris oder den Augenstern aus. In der Mitte dieser durchsichtigen Haut befindet sich die Pupille oder Oeffnung des Augensterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Diese Oeffnung ist äußerst empfindlich gegen das Licht, und erweitert und verengt sich, je nachdem dasselbe schwach oder stark ist. An die braune Haut schließt sich die Netz- oder Markhaut, welche eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven ist. Sie legt sich allenthalben bis zum größern Kreise der Strahlenfasern an die braune Haut an. Die sogenannten Feuchtigkeiten sind zum Brechen der Strahlen bestimmt. Sie liegen alle drei in der Mitte der beschriebenen Häute, oder sind vielmehr von innen umgeben. Die erste heißt die crystallene Feuchtigkeit oder Crystalllinse, und ist ein gallertartiger, doch noch etwas festerer Körper, von zelligter Structur. Sie liegt in einer durchsichtigen Kapsel und ist mit den Strahlenfasern eingefaßt. Die wäßrigte Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwischen der Hornhaut und der Kapsel der Crystalllinse. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, ist von dünnflüssiger Substanz, sehr durchsichtig und schmeckt etwas salzig. Sie wird leicht wieder ersetzt, wenn sie durch eine Oeff-

ung in der Hornhaut ausgeflossen ist. Die gläserne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus und nimmt den größten heil des Innern vom Auge ein. Vorn hat sie eine durch die Gealt der Crystalllinse, die sie berührt, verursachte Concavität, und ist rer Substanz nach eine sehr durchsichtige Gallert, die aus feinen Zeln besteht, in welchen die Flüssigkeit sich befindet. Dies ist der Bau :s künstlichen Werkzeuges, mittelst dessen wir sehen. Wie das Bild nes ins Auge fallenden Körpers in demselben entsteht, hat zuerst Kep r gezeigt. Es fahren von jedem Punkte eines leuchtenden oder erleuchten Körpers nach geraden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf :m Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornaut ruht. Der Strahlenkegel dringt durch die Hornhaut und durch ie wäßrige Feuchtigkeit; ein Theil seiner Strahlen wird zwar von der orliegenden Iris aufgefangen, das auf die Pupille fallende Licht aber rifft die Crystalllinse, dringt durch dieselbe und durch die gläserne euchtigkeit bis zur Netzhaut durch und leidet bei seinem Durchgange urch vier verschiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchigkeiten, vier Brechungen, bis sich endlich die Strahlen des Kegels in iniger Entfernung von der Crystalllinse in einem Punkte vereinigen. Es geht also auf diese Weise im Auge eben das vor, was in einem verfinterten Zimmer geschieht, in welchem sich eine mit einem erhabenen Glase ersehene Oeffnung befindet. Die aus einem Punkte des sichtbaren Gegenstandes kommenden Strahlen vereinigen sich hinter der Crystalllinse vieder, und bilden, wenn dieser Vereinigungspunkt genau auf die Netzaut trifft, auf derselben diesen Punkt deutlich ab. Da die Lichtstrahen aus allen Punkten des sichtbaren Körpers ins Auge fallen, und ılso das Bild eines jeden Punktes auf der Netzhaut dargestellt wird, o entsteht aus den Bildern aller dieser Punkte zusammen ein umgekehrtes Bild des äußerlich befindlichen sichtbaren Körpers, wie in einem erfinsterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenstände auf der dem Glase gegenüber befindlichen Wand entstehen. Auch ist der innere mit er gläsernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem solchen Zimmer völlig ähnlich, und wird durch den schwarzen, die braune Haut on innen bekleideten und durch die durchsichtige Netzhaut durchscheienden Leim verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, velche aus einerlei Punkt des sichtbaren Körpers ausgingen, ist die Urache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Diese wird auf der Netzhaut gestört, wenn die Vereinigungsunkte der Strahlen nicht genau auf dieselben treffen, sondern entweder or ihr oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden sie statt des Punktes einen Kreis ab. Wenn sich aber jeder Punkt des Bildes auf er Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, so muß nothwendig das Bild, ind folglich auch das Sehen, undeutlich seyn. Wiewohl eigentlich jees Auge seine eigne, von seiner eigenthümlichen Beschaffenheit abhängende Sehweite hat, so nimmt man sie doch für ein gewöhnlich gut geautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge besitzt zugleich ein Vermögen, seine Einrichtung zu ändern, und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu sehen. Worin dieses Vermögen ber eigentlich bestehe, darüber sind die Physiker eben so ungewiß, vie über die Ursache der Zusammenziehung der Pupille bei starkem Lichte ind ihrer Erweiterung im Dunkeln. Unmittelbare Ursachen der Blindeit sind unter andern: Verdunkelung oder Undurchsichtigwerden der Crystalllinse, welches man den grauen Staar nennt; desgleichen ähmung und Unempfindlichkeit des Sehnerven und der Netzhaut, wel-

ches man den schwarzen Staar nennt. Dieser ist unheilbar, ersterem hingegen kann durch Hinwegdrückung oder durch das Herausziehen der Crystalllinse abgeholfen werden; denn da die wäßrige und gläserne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen und ihre Kegel convergent machen, so entsteht auch ohne Crystalllinse ein Bild, wiewohl viele Operirte sich der Staarbrillen bedienen müssen, um die Brechung zu verstärken und den Mangel der Cristalllinse zu ersetzen, da sonst die Vereinigungspunkte zu weit hinter die Netzhaut fallen würden.

Augenmaaß, s. Messung.

Augereau, Herzog von Castiglione, Marschall von Frankreich, ist der Sohn eines Professionisten zu Paris, und stand bis 1787 als gemeiner Soldat in neapolitanischen Diensten; um diese Zeit ließ er sich in Neapel als Fechtmeister nieder, und ward von da 1792 mit seinen übrigen Landsleuten verwiesen. Er trat hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein, und eröffnete sich durch Verwegenheit und Einsicht eine schnelle Laufbahn. Im J. 1794 ward er bei der Pyrenäenarmee als Brigadegeneral angestellt, und that sich bei mehreren Gelegenheiten hervor. Als Divisionsgeneral diente er mit derselben Thätigkeit und demselben Glücke in Italien. Er nahm den 10ten April 1796 die Päße von Millesimo weg, vereinigte sich dadurch mit den Generalen Mesnard und Joubert, und vertrieb den Feind aus allen seinen Stellungen in der Gegend. Den 15ten dieses Monats bemächtigte er sich im Gefechte von Dego der Redouten von Montelesimo, und erleichterte dadurch die Vereinigung der Armee mit dem General Serrurier. Den folgenden Tag griff er das verschanzte Lager der Piemonteser von Ceva an und nahm es. Den 27sten Mai machte er sich zum Meister von Casale, stürzte sich auf die Brücke von Lodi, und forcirte sie nebst den feindlichen Verschanzungen. Den 16ten Juni ging er bei Borgoforte über den Po, kam den 19ten zu Bologna an, und machte daselbst 400 Mann päpstlicher Truppen nebst dem Cardinallegaten und den ganzen Generalstab zu Gefangenen. Im Laufe des Juli, bei einem Aufstande der Einwohner von Lugo gegen die Franzosen, begab sich Augereau dahin, zerstreute die Aufrührer und gab die Stadt der Plünderung Preis. In den ersten Tagen des Augusts nahm er seine Stellung im Mittelpunkte der Armee wieder, und kam Massena zu Hülfe, der sich in einer bedenklichen Lage befand. Er unterhielt einen ganzen Tag lang die hartnäckigsten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl, und nahm das Dorf Castiglione, von dem er seinen Herzogtitel hat. Den 25sten August ging er über die Etsch und schlug die Feinde bis Roveredo zurück. Den 10ten September wendete er sich von Padua aus gegen Porto Legnano, während Massena von Vincenza aus auf der Seite von Villa-Nova vorrückte, so daß sich General Wurmser mit 5000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie nur mit Mühe längs der Etsch nach Mantua rettete. Den 11ten griff Augereau Porto-Legnano an, und nahm es noch denselben Tag durch Capitulation in Besitz. In Uebereinstimmung mit dem General Sahuguet, bemächtigte er sich den 15ten des Forts St. Georg bei Mantua und des Brückenkopfs Favorite. An dem merkwürdigen Tage von Arcole sieht Augereau die Colonnen auf dem Punkte zu weichen, reißt eine Fahne an sich, läßt sie fliegen und stürzt sich mit ihr dem Feinde entgegen; ermuntert durch seine Unerschrockenheit und sein Beispiel folgten ihm seine Truppen zum neuen Angriff, der den Sieg entschied. In der Sitzung vom 27sten Januar 1797 wurde ihm durch einen Beschluß diese Fahne geschenkt. Den folgenden

ten August wurde er zum Commandanten der 17ten Militärdivision (Divis. von Paris) an General Hatry's Stelle ernannt. Die Resultate des 18ten Fructidor, der in der Ausführung als sein Werk zu betrachten ist, sind bekannt. Augereau ward von dem decimirten gesetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Gegen Ende Sept. 1797 ging er als Obergeneral zur Rhein-, Mosel-, Sambre- und Maasarmee. Bald aber wurde er vom Rhein abgerufen und zum Commandanten der 10ten Division (Perpignan), unter dem Vorwande einer Expedition gegen Portugal, ernannt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er sein müßiges Commando auf, übernahm diese neue Stelle und ward in der Sitzung vom 20sten Juni zum Secretär ernannt. Er war bei dem Gastmahle, welches Bonaparten vom Rathe in der Kirche St. Sulpice gegeben wurde, vermißt worden, aber alle Vermuthungen, welche sich aus dieser Abwesenheit hatten ziehen lassen, verschwanden, als er sich den 18ten Brumaire früh zu Bonaparte, der in den Tuilerien commandirte, begab, ihm seine Dienste anbot, ihn umarmte, und zugleich äußerte, daß er sich verspreche, Bonaparte werde nichts für die Republik thun wollen, ohne ihn Theil nehmen zu lassen. Nachdem Bonaparte zum Consul ernannt war, schickte er Augereau zum Commando der Armee in Holland. An der Spitze der französisch-batavischen Armee begab er sich an den Nieder-Rhein, um die Operation Moreau's zu unterstützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiserlichen Generalen zu verschiedenen Malen mit wechselndem Glücke zusammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel setzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im October 1801 vom General Victor abgelöst. Von da blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit England zum Commando der bei Bayonne versammelten Truppen ernannt wurde. Er kam den 24. December 1803 zu Bordeaux an und übernahm das Commando der gegen Portugall bestimmten Armee. Da aber diese Expedition unterblieb, ging er nach Paris zurück, wurde den 19ten Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben, kurz darauf zum Chef der 5ten Cohorte der Ehrenlegion ernannt, und erhielt den 1sten Februar 1805 als Großoffizier das rothe Band. Im Juli desselben Jahres schickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Commando der brester Expeditionsarmee, die gegen England bestimmt war, ab, und zu Ende 1805 commandirte er ein Corps der großen Armee in Deutschland, das die seit langer Zeit zu Brest unter seinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verschiedenen Erfolgen bei, welche den preßburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, sich gegen Franken zurückzuziehen, und besetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbste desselben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Gränzen dieser schnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderischen Kampfs bei Eylau im Februar 1807, welchen die Armee des Kaisers Napoleon und das russische Heer mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften, und worin das Corps des Marschalls Augereau durch die Verwundung seines Befehlshabers seiner Anführung beraubt wurde. Die Wunden nöthigten den Marschall nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; 1811, in den ersten Monaten, sandte ihn Napoleon nach Spanien, um das Commando eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anstellung und übernahm im Juli 1813 den

Oberbefehl der Armee, welche zur Deckung von Baiern und Schwaben aufgestellt werden sollte, und zu Würzburg ihren Mittelpunkt hatte. Aber am 26. Sept. brach er mit den daselbst gesammelten Truppen auf, und vereinigte sich bei Jena mit der großen Armee Napoleons. Er kämpfte in den Schlachten von Leipzig und Hanau: nachher kommandirte er in dem Süden von Frankreich, wo aber der österreichische General Bianchi eine so große Ueberlegenheit über ihn behauptete, daß er am 20sten März 1814 ohne Widerstand in Lyon einziehen konnte. Nach dem Sturze Napoleons erhielt er das Gouvernement zu Lyon, welches er aber bald wieder verlor. Als Napoleon von Elba zurück kam, schien ihm nicht die Sonne eines neuen Glückes aufzugehen; denn der Usurpator sprach in seiner Proclamation an das französische Volk, von dem Herzoge von Castiglione, in Beziehung auf sein Commando im südlichen Frankreich, er habe sein Vaterland, seinen Fürsten und Wohlthäter verrathen. Doch trafen ihn keine Verfolgungen; er erhielt die Erlaubniß, sich auf sein Landgut zurück zu ziehen. Unter diesen Umständen konnte die Wiederherstellung der Bourbons nicht nachtheilig für ihn werden.

Augias, König von Elis in Griechenland. Er hatte, wie die Fabel erzählt, einen ungeheuern Stall, welcher 3000 Rinder enthielt und seit dreißig Jahren nicht gereinigt worden war. Herkules übernahm diese Riesenarbeit und führte sie glücklich aus, indem er den Fluß Alphëus durch den Stall leitete. Da aber Augias dem Herkules den dafür bedungenen Lohn verweigerte, und selbst seinen Sohn, der für Herkules zeugte, verbannte, fiel dieser feindlich in Elis ein, erschlug den Augias und setzte dessen Sohn auf den Thron.

Augsburg (lat. Augusta Vindelicorum). Diese ehemalige freie Reichsstadt wurde durch den zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen presburger Frieden (d. 26. Dec. 1805) dem Könige von Bayern bestimmt. Zwar protestirte der Magistrat förmlich beim Reichstage gegen Bayerns Besitznahme; allein das Reich konnte hierbei nichts thun, da der französische Kaiser es zu einem Vergrößerungsgegenstand Bayerns bestimmt hatte. Dem zu Folge erschien am 4ten März 1806 der französische General René und übergab im Namen seines Herrn die Stadt Augsburg nebst ihrem Gebiete den bayerischen Commissarien, welche es auch übernahmen und sich den Huldigungseid ablegen ließen. Augsburg ist eine große, schön gebaute und befestigte Stadt in Schwaben an der bayerschen Gränze. Man schätzt die Zahl der Einwohner daselbst auf 37 bis 38,000. Fabriken und Manufacturen mancherlei Art, die bis jetzt noch berühmte Gold- und Silberarbeit, die feinen Kattune, die Kupferstecherkunst, der Buchhandel, mehrere Gewerbe, und Künste und Wissenschaften machen diese Stadt berühmt.

Augsburgische Confession heißt das, von den Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser und Reiche übergebene und mit der Unterschrift der protestantischen Reichsstände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte dieses Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Churfürsten von Sachsen, Johanns des Beständigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da sein Styl zu heftig war, hatte es Philipp Melanchthon, auf churfürstlichen Befehl und mit Einwilligung der sämmtlichen protestantischen Fürsten und Theologen, umgearbeitet. Diese Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25sten Juni 1530 übergeben und demselben vorgelesen. Das Original ist in dem kaiserlich-österreichischen Archiv befindlich, und nach solchem die zu Wittenberg 1531 erschienene Ausgabe der augsburgischen Confession ab-

gedruckt. In der Folge änderte aber Melanchthon eigenmächtig Einiges in derselben ab, und diese veränderte Ausgabe erschien 1540. Es entstand nun ein Unterschied zwischen der unveränderten und veränderten augsburgischen Confession; jene dem Reichstage übergebene, ist bei den Lutheranern, diese, von Melanchthon veränderte, bei den Reformirten angenommen.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewisse Priester, die aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, aus dem Blitze und gewissen andern Erscheinungen die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Ansehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren sehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten sie die Fortsetzung der Comitien hindern, und alle gefaßten Beschlüsse ungültig machen. Ihre Aussprüche, so wie die Anzeichen, nach denen sie sich richteten, wurden Augurien genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten: 1. Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens und Niederfahrens des Blitzstrahls. Die Beobachtung selbst geschah folgender Gestalt. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Aussicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet setzte er sich mit bedecktem Haupte, das Gesicht nach Osten gekehrt, und bezeichnete mit seinem Lituus die Gegenden des Himmels, in deren Gränzen er seine Beobachtungen anstellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2. Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorhersagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel hießen eigentlich Auspicien, und waren schon bei den Griechen gewöhnlich. Nach und nach wurden sie immer vollkommener und ausgebreiteter, und ihr Ansehen stieg so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres steten Umherfliegens die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach, oder mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie sich zeigten. Ueberhaupt aber zerfielen die ominösen Vögel in zwei Classen: in solche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. s. w.; durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren stets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3. Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner; jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. Man bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruspices, nebst dem Pullarius mit seinem Hühnerkasten folgen mußten. — Außer diesen drei Arten gab es noch gewisse, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte gesehen wurde, plötzliches Traurigwerden, das Niesen, das Verschütten des Salzes auf den Tisch u. s. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu versöhnen seyen.

August II. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, zweiter Sohn von Johann Georg III., Churfürst von Sach-

sen, und von Anna Sophie, Tochter Friedrichs III., Königs von Dänemark, wurde zu Dresden am 12ten Mai 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesstärke und Gewandtheit ausgestattet und die sorgfältigste Erziehung entwickelte in ihm einen Geschmack für alles Schöne und für geistige Beschäftigung, deren Einfluß sich in allen spätern Verhältnissen seines Lebens offenbarte. Er machte seinen ersten Feldzug am Rheine, wo sein Vater, mit dem Churf. v. Bayern vereinigt, die Reichsarmee commandirte. Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunst, so wie er seinem frühern Aufenthalt in Frankreich jenen feinen Ton, den Geschmack für Luxus und schöne Künste verdankte, der in der Folge den sächsischen Hof nächst dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendsten in Europa machte. Nach dem Tode seines Vaters im Jahr 1691 ging er nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joseph, nachher Joseph I., eine enge Freundschaft schloß, die ihn lange in Oesterreichs Interessen hielt. Durch den Tod seines ältern Bruders, Johann Georg IV., wurde er regierender Churfürst von Sachsen. Als solcher übernahm er 1695 das Commando der österreichischen Armeen gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Er hatte in diesem und im folgenden Feldzuge keine entscheidenden Succeſſe. Im Herbst 1696 verließ er die Armee, um Mitbewerber des polnischen Throns zu werden. — Johannes Sobieski hatte drei Söhne hinterlassen, allein der französische Hof hatte nicht vergessen, was im J. 1672 von diesem Fürsten, der damals nicht geahnet, daß er bald selbst zur Regierung gelangen werde, an Ludwig XIV. im Namen vieler polnischen Großen geschrieben worden, um von ihm entweder Turenne oder Condé als König zu erhalten, oder einen Prinzen von Conti, der damals noch Kind war, unter Turenne's Vormundschaft. Turenne und Condé waren seitdem gestorben, allein Conti war jetzt kein Kind mehr. Der Abbé von Solignac, franz. Gesandter in Warschau setzte alle Hülfsmittel der Intrigue, der Bestechung und der Beredsamkeit in Bewegung, um jetzt den Prinzen von Conti auf den polnischen Thron zu bringen. Alles schien diesen zu begünstigen, als Johann Przependowiski unerwartet den Churfürsten von Sachsen vermochte als Mitbewerber aufzutreten. Die Ersten des Reichs unterstützten allerdings Conti, aber August stand mit einer Armee an den Gränzen. Er hatte mehrere Rechte und Ansprüche in seinen deutschen Staaten verkauft, um Geld zu machen, und er wendete dieses Geld dazu an, sich Stimmen zu erkaufen. Er legte die lutherische Religion ab, und nahm die der neuen Unterthanen an. Der Reichstag versammelte sich den 25sten Juni 1697. Am 27sten hatte eine doppelte Wahl Statt. August bekräftigte die seinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachsen in Polen einrückte. Bestechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Solignac's Feinheit davon. So wurde August am 15ten Sept. in Cracau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereis't war, mußte nach Frankreich zurückkehren, indem er seinem Nebenbuhler eine Krone überließ, die schwerer zu behaupten als zu erlangen war. August verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verursachte; um die sächsischen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei sich behalten zu können, suchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Durch den Tractat von Oliva v. 7ten Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. August hatte bei seiner Thronbesteigung ver-

sprechen müssen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden sich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII. noch sehr jung, schien nicht im Stande zu seyn, dieser Coalition zu widerstehen. August ließ seine Truppen marschiren, um Riga zu belagern. In dem tapfern Gouverneur, dem alten Grafen von Dalberg, fand er hartnäckigen Widerstand, und da die Belagerung sich in die Länge zog, benutzte August einen Vorwand, um dieselbe aufzuheben und sich zurückzuziehen. Die Holländer hatten viele Waaren in Riga und die Generalstaaten ließen ihrem Alliirten August Vorstellungen machen, die Belagerung nicht fortzusetzen. Andere dringende Gründe waren aber das wahre Motiv der Aufhebung der Belagerung. August vernahm die Niederlage seiner Alliirten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Copenhagen aufs Haupt geschlagen, worauf den 18ten Aug. 1700 der Tractat von Travendahl erfolgt war. Czar Peter war ebenfalls zu Narva geschlagen worden, und Carl war auf dem Punkte in Polen einzudringen. August fühlte die Nothwendigkeit, jezt eher an seine eigene Vertheidigung denken zu müssen, als daran, Eroberungen zu machen. Er hatte eine Zusammenkunft mit Peter; beide Monarchen schlossen eine genaue Allianz und versprachen sich gegenseitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem sie 14 Tage lang sich allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geschmack des Andern lagen, hingegeben hatten, trennten sie sich, um für die Sicherheit ihrer Staaten zu sorgen. Jetzt entstand jener merkwürdige Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerksamkeit fesseln, obgleich August alles anwendete und that, was seine moralischen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit seinen treuen Sachsen eben sowohl die polnische Insubordination als die schwedische Tapferkeit zu bekriegen. Carl, durch seinen Minister, den Grafen von Piper, sehr gut berathen, sah in August nur einen Usurpator und trennte beständig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur sächsische Truppen zu bekämpfen, und von diesen konnte August nicht viele an sich ziehen, da die Polen sich ihrem Einmarsche stets widersetzten. Bei Riga wurde die erste Schlacht geliefert. August war selbst nicht dabei. Der Marschall von Stenau verlor sie gegen die Schweden und ließ Carln Meister von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der siegreiche Carl den Entschluß, August durch die Polen selbst enthronen zu lassen. Dieser schickte die Gräfin von Königsmark, seine Maitresse, an seinen Gegner, um einen günstigen Frieden zu bewirken, aber sie erhielt nicht einmal Audienz, und als darauf der Primas selbst ins schwedische Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Carl laut, daß er den Polen keinen Frieden geben werde, bis sie nicht einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Armeen trafen sich zwischen Warschau und Cracau; August hatte 24,000 Mann, Carl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang der Action wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachsen und Augusts Unerschrockenheit, erfocht Carl einen vollständigen Sieg. Er verfolgte August persönlich bis nach und durch Cracau und würde ihn erreicht haben, wenn er nicht mit dem Pferde gestürzt wäre und einen Fuß dabei verrenkt hätte. August benutzte die Ruhe, welche ihm dieser Umstand eine Zeit lang verschaffte, sich neue Freunde in Polen zu machen. Die Gefälligkeit seiner Sitten, seine Leichtigkeit in Versprechungen rissen die versammelten Woiwoden wieder zu ihm hin; der Minister, den

Kaiser Leopold auf den Reichstag geschickt, unterstützte August ebenfalls, und so wurde ihm eine Armee von 50,000 Mann und den Insurgenten eine sechswöchentliche Frist zur Unterwerfung zugestanden. Allein Letztere hatten in Warschau eine Conföderation organisirt, die Carl zu unterstützen im Begriff stand. Dieser hatte sich von seinem Sturze erholt, und wandte sich unerwartet gegen die Reste der sächsischen Armee, die bei Pultusk standen. Von neuem geschlagen, gelang es dem Marschall Stenau nur mit Mühe, sich mit zwei Regimentern zu retten. Am 19ten April 1704 erklärte nun der zu Warschau versammelte Reichstag August für unfähig, die polnische Krone zu tragen. Ein Interregnum wurde publicirt und man bestimmte den 12ten Juni zur Wahl eines neuen Königs. Die öffentliche Meinung und Carls Wille bezeichneten Jacob Sobieski zum Throne; allein August wußte abermal diesen seinen Nebenbuhler zu beseitigen. Sobieski wurde nebst seinem Bruder Constantin, als sie in der Gegend von Breslau sich auf der Jagd befanden, von dreißig sächsischen Reitern überfallen und beide als Gefangene nach Leipzig gebracht. Man bot zwar ihrem dritten Bruder Alexander jetzt die Krone an; allein dieser lehnte sie ab, und man wählte nun am 12ten Juli 1704 Stanislaus Leczinsky, Woiwoden von Posen. August versuchte bald nachher auch diesen in Warschau selbst, das nur mit 1500 Mann besetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die schwedische Besatzung, vom Grafen von Horn commandirt, zu Gefangenen machte. Ungeachtet der Anstrengungen Augusts und der ihm von Peter zugeschickten Hülfe, triumphirte Carls Glück und Genius über alle Hindernisse, und der schwedische General Renschild erfocht bei Frauenstadt den 13. Febr. 1706 einen vollständigen Sieg über den Grafen von Schulenburg, sächsischen Feldmarschall. Carl drang in Sachsen ein. August, der in Polen beim russischen Heere geblieben war, fühlte endlich die Nothwendigkeit Frieden zu schließen; allein um sich nicht mit Peter zu veruneinigen, der von keinem Frieden etwas wissen wollte, mußten die Unterhandlungen ganz ins geheim geschehen und er gab seinen Abgeordneten unbegränzte Vollmacht. Carl schrieb sehr harte Bedingungen vor: Verzichtleistung auf die polnische Krone; Anerkennung von Stanislaus; Aufhebung der Allianz mit Rußland; Freilassung der beiden Fürsten Sobieski, aller Kriegsgefangenen u. s. w. Indem noch über diese Bedingungen unterhandelt wurde, zwangen die Russen, die von dem allen nichts wußten, August, den schwedischen General Mardefeld anzugreifen. August erfocht hier seltsamer Weise einen ausgezeichneten Sieg, kehrte triumphirend in Warschau ein, und ließ eben das Te Deum singen, als man ihm Carls Bedingungen überbrachte. So sehr August versucht seyn mochte, von diesem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, so war doch der Zeitpunkt dazu nicht mehr da. Sachsen selbst wäre bei der Fortsetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. August ratificirte also den abgeschlossenen Vertrag, und besuchte Carln am 18ten Dec. 1706 in seinem Lager zu Alt-Ranstädt. Um seine Demüthigung vollständig zu machen, zwang ihn der Sieger, an Stanislaus einen Glückwünschungsbrief zu schreiben, und ihm damit die Juwelen und die Archive der Krone zurückzuschicken. August kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Carl unerwartet einen Besuch erhielt. Der Graf von Flemming, erster Minister des Churfürsten, rieth ihm bei dieser Gelegenheit, sich der Person seines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein August verwarf mit Unwillen diesen unrechtlichen Vorschlag. August beschäftigte sich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachsens; allein ganz hatte ihn seine

Neigung zum Kriege nicht verlassen und seine Liebe zur Pracht riß ihn zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes sehr zerrüttet wurden. 1708 machte er incognito den Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzosen mit und 1709 sahe er sich schon nach Polen zurückgerufen. Carl XII., bei Pultawa geschlagen, konnte Stanislaus nicht mehr schützen und Flemming bearbeitete schon seit einiger Zeit die Polen, um sie unter Augusts Herrschaft zurückzubringen. August protestirte nun gegen den Tractat von Alt-Ranstädt und rückte mit einer Armee in Polen ein, wo er gut aufgenommen wurde; er verkündete den Anhängern von Stanislaus eine allgemeine Amnestie und vermochte den Papst, die Polen ihres Eides der Treue gegen diesen Fürsten zu entbinden. Am 18ten publicirte er ein Manifest, worin er sich über diese Schritte zu rechtfertigen suchte. Mit dem Königthum kamen bei August auch seine beiden Lieblingsprojecte zurück: sich an den Schweden zu rächen, und die Polen zu unterjochen. Er verband sich wieder mit Peter, mit dem er zu Thorn eine Zusammenkunft hatte. In Vereinigung mit Dänemark ließen beide Monarchen Truppen in Pommern einrücken. Ungeachtet der Erschöpfung, worin sich Schweden befand, setzte es diesem Angriff lebhaften Widerstand entgegen und am 20sten Dec. 1712 erfocht der schwedische General Steinbock bei Gadebusch einen glänzenden Sieg über die Alliirten, welche eiligst die Belagerung von Wismar und Stralsund aufheben mußten. Die Demonstration der Türken und Preußens Einmischung, das Pommern sequestrirte, beschäftigten im folgenden Jahre August und Peter, bis 1714 in Braunschweig ein Friedenscongreß eröffnet wurde. Die übertriebenen Ansprüche Aller, die dazu concurrirten, ließen den Freunden des Friedens nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Carl XII. auf einmal in Stralsund erschien und zu erkennen gab, daß er den Krieg mit Erbitterung und Hartnäckigkeit fortzusetzen gedenke. Ein neuer Bund, von dem August der vornehmste Stifter war, bildete sich gegen Carl. Stralsund mußte sich den 21sten Dec. 1715 ergeben. Schweden schien seinem Ruin nahe zu seyn. Des Grafen von Görz Klugheit, der eine Allianz zwischen Rußland und Schweden unterhandelte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten: Peter war auf dem Punkte, sich mit Carln zu vereinigen, um August vom Throne zu entfernen und ihn Stanislaus zurückzugeben. Der Tod Carls 1718 machte diesen Intriguen ein Ende und August schloß mit Schweden Friede. Wir haben schon erwähnt, daß es Augusts geheime Absicht war, sich in Polen unabhängig und seine Gewalt unumschränkt zu machen. Die sächsischen Truppen, die im Lande zerstreut standen, schienen ihm dazu nützlich seyn zu können. Allein es bildete sich bald eine Conföderation, an deren Spitze Ledekuski, ein Edelmann, stand. Die Sachsen sahen sich auf allen Punkten einzeln angegriffen und wurden vernichtet. August erflehte Peters Vermittelung, und 1717 wurde der Friede zwischen ihm und der Republik geschlossen. Die sächsischen Truppen verließen das Königreich, und August, Verzicht leistend auf die Idee, die Nation durch Gewalt zu unterjochen, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, suchte von jetzt an, seinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gab sich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Als einen ihn charakterisirenden Zug führen wir an, daß er sein schönes Dragonerregiment gegen zwölf porzellanene Vasen an Friedrich Wilhelm, König von Preußen — einen ohnehin so gefährlichen Nachbar — verkaufte. Sein Hof war der glänzendste und cultivirteste in Europa. Die Polen, deren Sitten sich überhaupt zur Ausschweifung hinneigten, ergaben sich

nur zu sehr dem gefährlichen Beyspiele ihres Königs, und wenn die ersten Regierungsjahre desselben durch große Staatsbewegungen sich auszeichneten, so thaten es die letztern durch gränzenlose Ueppigkeit und Sittenverderbniß. Man lies't noch jetzt mit Erstaunen die Beschreibung der von ihm gegebenen Feste. August wurde indessen von seinen Unterthanen sehr geliebt, und er behauptete mit Würde seinen Rang unter den europäischen Mächten. Er verband in seinem Charakter großmüthige Gesinnungen mit despotischen Gewohnheiten, den Geschmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegerischer Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüstigen Lebens. Der Tod überraschte ihn endlich mitten unter seinen Festen und Entwürfen. Als er nach Warschau zu einem Reichstage reis'te, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte, und er starb dort am 1sten Febr. 1733. — Seine Gemahlin, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach — die lutherisch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August (siehe d. folgenden Artikel), dagegen hatte er von seinen zahlreichen Maitressen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin von Königsmark hatte ihm den berühmten Moriz von Sachsen geboren.

August III. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, Sohn August II., wurde 1696 geboren, und folgte seinem Vater im Jahre 1733 als Churfürst von Sachsen. Gegen Ende desselben Jahres versuchte Ludwig XV, Stanislaus Leczinsky, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, auf den polnischen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur kräftigen Unterstützung der Wahl Truppen genug nach Polen schaffen zu können. Ein Theil des polnischen Adels trennte sich vom Wahltage, und unterstützt von einer russischen Armee wurde August III. zum König gewählt. Indessen wurde August doch erst 1736 in dem warschauer Friedens-Congreß allgemein als König anerkannt. Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz dessen Beyspiele, indem auch er sich durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und die Unterhaltung seiner Capelle verwendete er ungeheure Summen, ohne jedoch von beiden etwas zu verstehen. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. Alle Regierungssorgen überließ er seinem ersten Minister und Günstling, dem Grafen von Brühl (s. d. Art.), der geschickt genug war, den schwachen, aber stolzen und auf seine Autorität eifersüchtigen Monarchen in der Idee zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Was Beider politisches System anlangt, so hatten sie kein anderes als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. August zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warschau vor, aber seine lange Abwesenheit aus Polen ließ die Regierung dieses Landes in gänzliche Unthätigkeit versinken. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloser durch den unbeugsamen Starrsinn der Mitglieder. Während der ganzen Dauer dieser Regierung versammelten sich die Repräsentanten der Nation immer ohne Erfolg oder Nutzen, und fast immer gingen der frivolsten Vorwände wegen die Reichstage aus einander. August war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachsen zurückkehren konnte, und so blieb dreißig Jahre lang dieses große Reich beinahe ganz ohne Administration. Bei aller dieser organisirten Anarchie schien Polen doch zufrieden und glücklich. In Sachsen war dem nicht so. Durch die schnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, verband August sich mit der Königin von Ungarn. Er verpflichtete sich, die-

ser, vermittelst der Subsidien, welche England und Holland ihm zahlen wollten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, und ließ solche in Schlesien einrücken, wo sie sich mit der österreichischen Armee vereinigten, aber eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachsen selbst an, und schlug unter den Mauern von Dresden die sächsische Armee abermal am 15ten December 1745. August verließ seine Hauptstadt, rettete seine Gemälde und Porzellane, vergaß aber die Staats-Archive, die in die Hände des Siegers fielen. Erst durch einen demüthigenden Frieden erhielt er im nächsten Jahre Sachsen zurück. 1756 sah sich August aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Vergebens suchte er das Ungewitter von seinen Staaten abzuwenden, indem er Friedrich Neutralitätsvorschläge machen ließ. Dieser lehnte solche ab, und August verließ seine Hauptstadt am 10ten September und begab sich ins sächsische Lager nach Pirna, wo 17,000 Mann sächsische Truppen versammelt waren. Friedrich schloß hier die Sachsen ein, die sich endlich am 15ten October zu Gefangenen ergeben mußten. August flüchtete für seine Person auf den Königstein und späterhin nach Polen. — Hier, wo seine Autorität schon vorher nicht sehr geachtet war, wurde sie es nach dem Verluste Sachsens noch weniger. Catharinens Gelangung auf den russischen Thron wurde für ihn eine neue Quelle vielen Verdrusses, da die große Kaiserin die sächsischen Fürsten, welche Alliirte Frankreichs geworden waren, auf alle Weise zu necken und selbst vom polnischen Thron zu verdrängen suchte. Es war daher kaum der hubertsburger Friede geschlossen, als er Warschau verließ und nach Dresden zurückkehrte, wo er aber schon am 5ten October 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Brust trat, starb. Auch er hatte, wie sein Vater, bei seiner Gelangung zum polnischen Thron die catholische Religion angenommen. Sein Sohn Friedrich Christian Leopold folgte ihm als Churfürst von Sachsen, und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

August (Friedrich), jetzt regierender König von Sachsen, der älteste Sohn des Churfürsten Friedrich Christians, wurde geboren am 23sten December 1750. Bei seines Vaters Tode war er erst dreizehn Jahre alt, und seine Lande wurden deßhalb unter der Administration seines ältesten Oheims, des Prinzen Xaver, regiert, bis am 16ten September 1768 der junge Fürst selbst die Regierung antrat. Der würdige Gutschmid war sein Lehrer in den Staatswissenschaften gewesen, die vielleicht nie in einem edlern Geiste sind angewendet worden als von Friedrich August. In einer ruhigen Zeit übernahm er die Regierung, beseelt von dem reinen Entschlusse, die ihm zugefallenen Länder nach Möglichkeit zu beglücken, und dieser Entschluß verloderte nicht schnell in einem jugendlichen Enthusiasmus, sondern blieb in allen Verhältnissen und zu allen Zeiten so fest, daß man mit Wahrheit sagen kann, dieser Fürst habe nur gelebt, um ihn durch die That zu bewähren. Niemals hat er den Grundsatz der strengsten Rechtlichkeit verläugnet, stets wahrhaft väterliche Gesinnungen bewiesen, und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle seiner Unterthanen unverträglich hätte scheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum ist in seiner ganzen Regierung kein Machtspruch, kein Eingriff in fremde Rechte geschehen; heilig war ihm seine Fürstenpflicht, und mit der anhaltendsten Thätigkeit, mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, mit der edelsten Mäßigung hat er sie erfüllt. Abhold jedem übereilten revolutionären Streben, unternahm er nichts blos für den Glanz und Schimmer oder aus Nachahmungssucht, sondern

nur dann kam das Neue, wenn er aus geprüfter Ueberzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber langsam aber desto sicherer gedeihen sollte. Der Wohlstand, die Blüthe seines Staates unter seiner Regierung zeugen, wie sicher es in der That gedieh; und die nähere Betrachtung der geräuschlosen Thätigkeit dieses Fürsten beweis't, daß er wohlthätiger für seinen Staate gewirkt hat, als kein Eroberer vermocht hätte. Er tilgte die Steuerschulden des Landes, und die erkannte strenge Rechtlichkeit der Verfassung bewirkte, daß, ungeachtet der geringen Zinsen, die sächsischen Staatspapiere, was bis daher ohne Beispiel war, um einige Procente den baaren Werth überstiegen. Oefters wendete Friedrich August durch eigene Aufopferungen Schulden vom Lande ab, suchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte, man solle sein und seiner Kammer Interesse nie dem Interesse der getreuen Unterthanen entgegenstellen. Von seiner ausnehmend landesväterlichen Fürsorge zeugen die schrecklichen Jahre der Theurung 1772, 1804, 1805, und die furchtbaren Ueberschwemmungen von 1784, 1799, 1804, wobei er sich als wahren Vater seines Volks nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, sondern auch durch Arbeiten bewies, die er nahrungslosen Unterthanen anweisen ließ. Die Magazine aber wurden so eingerichtet, daß ähnlich großer Gefahr künftig vorgebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbesserung der Viehzucht machten bedeutende Fortschritte, und wurden durch Belohnungen unterstützt; der Bergbau, die Salzwerke wurden durch sorgfältige Aufsicht, weise Berggesetze und nachdrückliche Unterstützung der Gewerken gehoben; Manufacturisten und Fabrikanten aller Art durch Pensionen, Geschenke und Vorschüsse unterstützt; der Handel, der durch den siebenjährigen Krieg und durch die von dem Administrator Xaver auf die ausländischen Waaren gelegten Imposten einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob sich zu einer vorher nie erreichten Blüthe, und ward auf vielfache Weise befördert. Wer gedenkt nicht hierbei der Verbesserung alter und Anlegung vieler neuen Kunststraßen, so wie der Schiffbarmachung der Unstrut und Saale, welche Flüsse durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der Elbe in Verbindung gesetzt werden sollten? die Armee wurde bei diesem allen auf einen bessern Fuß gesetzt, und die Bildungsanstalten blieben nicht dahinten. Bedeutende Unterstützungen erhielten die beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig; die drei Fürstenschulen Pforta, Meißen und die Grimma wurden neu organisirt, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer; die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninstitut zu Annaburg, die niedern Bergschulen im Erzgebirge, die verbesserte Einrichtung der Bergacademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landschullehrer, Prämien, welche an diese ausgetheilt wurden, u. a. m. beweisen zur Genüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung der Nation. Zeigt nun aber schon dieses daß man nicht blos auf die Administration des Landes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet habe, so dienen andere Umstände noch mehr, auch die eigentliche Regierung Friedrich Augusts von einer höchst achtungswürdigen Seite zu zeigen. Im Jahre 1770 wurde die Tortur abgeschafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesstrafen sehr beschränkt und menschlicher. 1791 wurde eine beständige Gesetzcommission errichtet, welche mit dem Entwurfe zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt ward, und 1810 erhielten einige ausgezeichnete Criminalisten den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Gesetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Ansehung einzelner Landescollegien und Behörden vor-

genommen, der nachtheilige Justizpacht in den Aemtern aufgehoben, sehr nützliche Polizeigesetze und eine allgemeine Vormundschaftsordnung gegeben, die sich in jeder Hinsicht vortheilhaft auszeichnet. Dies Wenige aus Vielem ausgehoben, beweis't einen eben so guten Willen als zweckmäßige Thätigkeit eines Regenten, der keine höhere Pflicht und keine süßere Lust kennt, als die Beglückung seines Landes. Auch breitete sich nicht blos ein schöner Wohlstand in demselben aus, sondern der Geist der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Treue waltete darin so allgemein, daß Sachsen auch von Seiten seiner Sittlichkeit sich auszeichnete. Wenn Friederich August nicht ein völlig ungestörtes, immer erhöhtes Glück seinen Unterthanen verschaffte, so war dies nicht seine, sondern der Zeitumstände Schuld; denn wie sehr er auch den Frieden liebte, so wurde er doch mehr als einmal genöthigt, das Schwert zu ziehen, und endlich seine blühenden Provinzen allem Drangsaale eines verheerenden Krieges Preis zu geben. Im Jahre 1778 führte er, wegen der Ansprüche seiner Mutter auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des Churfürsten von Bayern, in Verbindung mit Friederich dem Großen, einen Krieg gegen das Haus Oesterreich, den bayerischen Erbfolgekrieg, welchem aber bereits am 13ten Mai 1779 der Friede folgte. Das Interesse seines Landes und dessen geographische Lage erfoderten, sich an Preußen anzuschließen, und Friedrich August that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit. Einer der ersten trat er daher auch dem deutschen Fürstenbunde, dieser großen Stiftung Friedrichs, bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß diese Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich August die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Interesse des Hauses, dessen Schild wider grundlose Ansprüche in Tractaten ist, und seines Volks, dessen vielvermögende Stände in ihren zum gemeinen Besten geübten Vorrechten ein Kleinod besitzen, dessen Verlust beim Untergange der Gesetze gewiß und unersetzlich wäre." Dieselbe Weisheit, die ihn zu solcher Maßregel vermochte, bewog ihn auch, eine angetragene Königskrone auszuschlagen. Die Polen sendeten im J. 1791 den Fürsten Adam Czartorisky nach Dresden, um Friedrich Augusten aus eigner Wahl zur Thronfolge Polens für sich und seine weiblichen Nachkommen zu berufen. War es aber ehrenvoll für ihn, um seiner Tugenden willen von einer fremden Nation zum König berufen zu seyn, so war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider aber stand es bald nicht mehr in seiner Macht, die Ruhe dieses Vaterlandes zu sichern. In seinem Sommerpalast zu Pillnitz fand am 27sten August 1791 die berühmte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen Statt, worin Maßregeln gegen die in Frankreich ausgebrochene Revolution ergriffen wurden. Hatte Friedrich August dies nicht verhindern können, so hütete er sich doch, dem Bunde thätig beizutreten, rieth stets zur Mäßigung, und stellte erst im folgenden Jahre, als nach Leopolds Tode die Franzosen in die österreichischen Niederlande und Rheinländer einfielen, und nun ein Reichskrieg erklärt ward, die Truppen, die ihm als Reichsfürst zu stellen oblag. Vier Jahre lang nahm er auf solche Weise an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte, schloß aber, als Jourdan 1796 nach Franken eindrang, einen Waffenstillstand, und stellte eine Neutralitätsarmee an den südlichen Gränzen seines Landes auf. Bei dem rastadter Congreß vom J. 1797 bis 1799 suchte er nach allen Kräften die Sicherheit und Selbstständigkeit des deutschen Reiches zu behaupten, und bei

dem Entschädigungsgeschäft zu Regensburg (1802 und 1803), wozu er nebst sieben andern Reichsständen erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk als strengste Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigungsmasse. An einem neuen Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1805 nahm er keinen Theil, konnte aber nicht hindern, daß seine Länder durch die preußischen Durchmärsche vieles litten, und mußte selbst im folgenden Jahre, nachdem am 6ten August die völlige Auflösung des deutschen Reichs erfolgt war, an einer Rüstung Preußens gegen Frankreich Antheil nehmen. 22,000 Mann Sachsen stießen zu den Preußen. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14ten October das Schicksal der preußischen Monarchie entschieden war, war Sachsen zuerst dem eindringenden Feinde Preis gegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andere Weise entschieden worden, hätten nicht Friedrich Augusts persönliche Regententugenden dem Feinde selber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehreren Requisitionen, dem Lande eine Contribution von 25 Millionen Franken auf, die im Verlaufe des Jahres 1807 in drei Terminen aufgebracht werden mußten, richtete eine provisorische Verwaltung der in Beschlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, zu welchem Behufe das Land in vier Arrondissements vertheilt ward, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg, gestand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich August suchte dem bedrängten Lande auf alle Weise zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorschüsse und Lieferungen seiner Kammergüter die Leistungen unterstützte, theils den Friedensabschluß mit Napoleon möglichst beschleunigte. Dieser erfolgte am 11ten December zu Posen, und hatte auf das künftige Schicksal von Sachsen und dessen Regenten wesentlichen Einfluß. Der bisherige Churfürst von Sachsen wurde zum König erhoben, trat als solcher dem Rheinbunde bei, und stellte ein Contingent von 20,000 Mann. Der in der Niederlausitz gelegene cottbusser Kreis wurde ihm zugesichert, und er trat dagegen nachher an den König des neu errichteten Reichs Westphalen das Amt Gommern, die Grafschaft Barby und einen Theil der Grafschaft Mannsfeld ab. Durch den Frieden von Tilsit erhielt er späterhin auch die vom Königreiche Preußen getrennten Provinzen Südpreußen, einen Theil Neu-Ostpreußens, Westpreußens und Neu-Schlesien, unter dem Titel des Herzogthums Warschau, wozu dann durch den Frieden von Wien (den 14ten Oct. 1809) alles, was theils 1772, theils 1795 in Neu- und Alt-Gallizien an Oesterreich gekommen war, geschlagen wurde. Als König von Sachsen und Herzog von Warschau hatte nun aber Friedrich August doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Nur den gewöhnlichen nahm er an dem Kriege, der 1809 gegen Oesterreich geführt ward, und der, obschon glücklich geführt, doch dem bereits erschöpften Lande manches Opfer kostete. Aber härtere Prüfungen für das Herz des guten Königs sollten erst noch beginnen. Napoleon unternahm seinen Zug nach Rußland. Die Herstellung der Contingente von Sachsen und Warschau erforderten ungeheuere Anstrengungen, und die Durchmärsche der Heere verursachten in beyden Ländern große Kosten. Als die Unternehmung mißlungen war, rückten die Feinde herbei, und erst wurde Polen, und dann auch das Mutterland von ihnen überschwemmt. Der König, seinen Verbindungen getreu, ergriff mit seiner Familie die Flucht, und verweilte erst zu Plauen, dann aber zu Regenspurg. Die Schlacht bei Lützen gab Napoleon aufs Neue die Ueberlegenheit; da beschloß der König wieder in sein, durch die beiderseitigen Heere schrecklich verwüstetes Land zurück

ı kehren. Am 12. Mai (814) führte ihn Napoleon wieder in seine hauptstadt ein. Die gesunde Politik hatte ihm geboten, auf seinem Rückwege von Regenspurg in Prag den weitern Gang der Dinge abzuwarten, und dann zu derjenigen Parthie zu halten, der Oesterreich urch seinen Beitritt das Uebergewicht gab. Aber falsche Begriffe von Rechtlichkeit und Treue, und das wiederaufblühende Glück der franösischen Waffen hatten das sächsische Cabinet verleitet, sich dem so gealtig imponirenden Eroberer aufs neue anzuschliessen. Die Feindseligeiten brachen wieder aus, und der gute König war nu ein Zeuge der lutigen und greuelhaften Scenen, welche sein Land erfüllten, und zum Theil, unter seinen Augen, in den nächsten Umgebungen der Hauptadt vorfielen. Napoleon verließ die Position von Dresden und zog mit seiner Hauptmacht in die Gefilde von Leipzig. Hier befand sich er König, der unzertrennlich von ihm, ihn begleitet hatte, in der Mitte des schrecklichen Schauplatzes, auf dem, in einem fürchterlichen Kampfe, das Loos von Europa entschieden wurde. Als der Schlag geschehen war, trat der Besiegte den Rückzug an, seinen treuen Bundsgenossen aber überließ er seinem Schicksale. In dieser Noth sandte der König einen Parlamentair an den Kaiser von Rußland, mit der Erklärung, daß er sich ihm auf Discretion ergebe, und nur um Schonung der Einwohner und ihres Eigenthums bitte; worauf Alexander erwiederte: In Bezug auf die Stadt Leipzig und ihre Einwohner könne der König beruhigt seyn, in ihm persönlich aber sehe er nur einen feindlich gesinnten Fürsten. So wurde er denn auch behandelt. Man führte ihn gefangen aus dem Lande hinweg, und wies ihm seinen Aufenthalt in den preussischen Staaten an, wo er meistens auf dem Schloße zu Friedrichsfeld, unweit Berlin wohnte; Sachsen aber wurde unter die Verwaltung der Sieger gesetzt, und der Fürst Repnin als Gouverneur der Eroberung aufgestellt. Der König verweilte in seiner Gefangenschaft bis in den Frühling des Jahrs 1815, während die Verhandlungen über sein Schicksal oft eine so drohende Gestalt annahmen, daß es schien, daß das geliebte Stammland für ihn und seine Dynastie auf immer verlohren seyn dürfte. Im März des besagten Jahrs nahm er seine Wohnung zu Preßburg, um der Hauptstadt des Oesterreichischen Kaiserreichs, dem damaligen Mittelpunkte der europäischen Diplomatie, näher zu seyn. Am 18. Mai kam endlich der Vertrag mit Preussen zu Stande, in dem der König die politischen Fehler, die sein Cabinet begangen hatte, durch die Abtretung einer Strecke Landes büßte, die beinahe die Hälfte seines Reiches ausmachte, und von 853,305 Menschen bevölkert ist. Am 7. Jun. kam er nach einer zwanzig monatlichen Abwesenheit, unter den herzlichsten Aeusserungen von Freude und Liebe seines Volks, wieder nach Dresden zurück.

Augustinus, einer der berühmtesten Lehrer in der christlichen Kirche, wurde zu Tagast, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13ten Nov. 354 unter der Regierung des Kaisers Constantin geboren. Man hat über ihn von ihm selbst genauere Nachrichten in seinem Buche, dem er den Titel Bekenntnisse beilegte. Seine Aeltern bestimmten ihn für den gelehrten Stand, allein er entsprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernste und trockene Studium verabscheute, und stets nur von solchen Dingen angezogen wurde, die das Herz beschäftigten. Er wurde von seinen Aeltern nach Carthago geschickt, wo er seine Studien vollenden sollte. In seinem 16ten Jahre faßte er eine große Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre wurde er von einer Geliebten gefesselt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erst als

er seine ganze Lebensart änderte, verließ er sie. Ein Buch des Cicero, unter dem Titel Hortensius, das nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, leitete ihn auf das Studium der Philosophie, und da diese seinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang; aber als er zu einer deutlichern Erkenntniß gelangte, verließ er sie, und begab sich von Afrika nach Rom, und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit einzunehmen. Der heil. Ambrosius war daselbst Bischof, und durch die Reden desselben lernte er das Christenthum hochachten. Das Lesen der Briefe Pauli brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die catholische Kirche feiert jeden 5ten Mai ein eigenes Fest zum Andenken an diese Begebenheit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, schrieb hier mehrere Bücher, und bereitete sich auf die Taufe vor, die er im 33sten Jahr seines Lebens mit seinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambrosius empfing. Er kehrte nach Afrika zurück, verkaufte seine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur so viel für sich, um mäßig leben zu können. Als er einst in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeigte der Bischof, der sehr alt war, das Verlangen, einen Priester zu weihen, der ihn unterstützen und einst als Bischof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Augustinus in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge, und wurde 395 Bischof zu Hippon. Er gerieth mit dem Pelagius in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädestination, und schrieb über diese ein eignes Buch. Augustinus behauptet, daß der Mensch bloß durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. Er starb den 28sten August 430, da Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat bei weitem gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine bessere Sprache und einen reinern Geschmack besessen, aber keinen, der es verstanden hätte, mehr das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. — Augustinus hat seinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöster in Afrika ein freilich durch die Vandalen bald zerstörtes Denkmal gesetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Augustiner behaupteten, einen Orden mit fester Regel gestiftet. Die verschiedenen Zweige des Augustinerordens, regulirte Chorherren, Einsiedler, Einsiedlerinnen und Tertiarier, sind erst im 11ten und 12ten Jahrhunderte entstanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpste und Prioren. Pius V. setzte die Augustiner 1567 unter die Bettelorden, und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franziscanern und Carmelitern. Sie verbreiteten sich sehr weit, und es soll vor der Reformation 2000 Klöster dieses Ordens gegeben haben. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde er in 42 Provinzen und viele Congregationen getheilt. Die nützlichste von allen war unstreitig in den Klöstern der Augustinerinnen zu St. Catharine der Seiler und der vier heiligen Gekrönten zu Rom, welche sich mit der Erziehung junger Mädchen beschäftigten. Die Ordenskleidung der Augustiner ist, wenige weißgekleidete Congregationen ausgenommen, schwarz. Den Protestanten wurde der Augustinerorden durch den Umstand merkwürdig, daß Luther ihm angehörte, und die alte Anhänglichkeit an seinen Ordensheiligen durch manche Spuren des augustinischen Geistes in seinen Behauptungen verräth; noch

strenger hielten jedoch Calvin und die Jansenisten an Augustinus Lehrbegriff. (Vergl. Orden.)

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius), ursprünglich Cajus Octavius genannt, war der Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schwester Julius Cäsars. Die Familie der Octavier stammte aus Velletri im Lande der Volscer. Der Zweig, zu welchem Augustus gehörte, war reich und angesehen. Augustus Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen, und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Civil- und Militärämtern rühmlich auszeichnete. Octavius, von dem gegenwärtiger Artikel handelt, war unter Cicero's Consulat im J. Roms 689 geboren. Er verlor seinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt seiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia sich in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente entwickelten sich auf das glücklichste, und erwarben ihm die Gunst seines Groß-Oheims, des Julius Cäsars, der sich geneigt erklärte, ihn zu adoptiren, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand sich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Rhetor Apollodor die Beredsamkeit studirte, als er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Oheims und zugleich von seiner Adoption erhielt. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien unter Segel, um an Ort und Stelle selbst den Stand der Sachen zu erforschen, und, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchem die Adoption durch Julius Cäsar ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kam eine Deputation der daselbst versammelten Veteranen ihm entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäsars proclamirt, machte er feierlich seine Adoption bekannt, und nahm den Namen seines Oheims an, dem er den Namen Octavius beifügte. Er stellte sich, damals neunzehn Jahre alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte sich aller öffentlichen Gelder in Brundus zu seinem eigenen Gebrauch, und marschirte durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien; die Partei der Republikaner, die Cäsarn gestürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die, unter dem Vorwande jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebten. Damals triumphirte die letztere Partei, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Octavius begab sich zuerst zu Cicero, der sich auf seine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte; denn es schien ihm vortheilhaft, diesen großen Redner, der noch immer eine große Popularität hatte, und der den Antonius haßte und fürchtete, in sein Interesse zu ziehen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magistratspersonen, Soldaten und Bürger ihm entgegenkam; nur Antonius würdigte seine Ankunft keiner Aufmerksamkeit. Nachdem Octavius seine Adoption auf die feierlichste Art hatte bestätigen lassen, besuchte er Antonius, bot ihm seine Freundschaft an und foderte ihm die Verlassenschaft Cäsars ab, um die von demselben ausgesetzten Legate zu bezahlen. Antonius wies diese Ansprüche stolz zurück, söhnte sich jedoch bald mit ihm aus, als er des Octavius Ansehen immer mehr steigen, sein eigenes aber in gleichem Maße sich vermindern sah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwischen beiden gleich herrschsüchtigen Nebenbuhlern nicht seyn. Ihr Herz nährte gegenseitig Haß und Eifersucht; auch war ihre Feindschaft so wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beschuldigte, er habe Antonius ermorden lassen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpinische Gallien zog und Mu-

tina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend, die gegen Antonius beorderten Consuln begleitete, und nach dem Tode derselben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als jener nebst Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, sich mit ihm aussöhnte; wie zwischen den drei Feldherren ein Triumvirat geschlossen wurde, und wie sie, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, die republikanische Armee unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten, ist unter Antonius bereits erzählt worden. Von Antonius ward gerühmt, daß er das Andenken des überwundenen Brutus geehrt habe. Octavius zeigte sich minder großmüthig; er verhöhnte, wie die Geschichtschreiber erzählen, den Leichnam des Unglücklichen. Nach diesem Feldzuge fand sich des Octavius Gesundheit so zerrüttet, daß man, als er bei Brundus landete, sein Leben aufgab. Nachdem er in Rom angekommen war, unterzog er sich dem schwierigen Geschäfte, die Habsucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien zu befriedigen. Diese Vertheilung verursachte große Unruhen. Octavius sah dabei mehrmals sein Leben in Gefahr. Mitten unter den tumultuarischen Auftritten, die ganz Italien erschütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeschlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehreren Gefechten warf Lucius sich in die Stadt Perusia, wo er bald darauf capituliren mußte. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und dreihundert Senatoren zum Tode verurtheilt. Man stellte dieses Blutbad als ein den Manen des vergötterten Cäsar dargebrachtes Opfer vor. Auf Antonius Erscheinung in Italien erfolgte ein neuer Vertrag. Den Proscriptionen ward Einhalt gethan. Octavius erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren und die er jetzt nicht mehr fürchtete, zurückzukehren. Der Friede, der dadurch dem römischen Reiche gegeben war, wurde nur durch einige Unruhen in Gallien und durch den Seekrieg mit Sextus Pompejus unterbrochen. Letzterer dauerte mehrere Jahre, und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Nach seiner Rückkehr aus Gallien vermählte sich Octavius mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen, nachdem er selbst seine dritte Gemahlin Scribonia verstoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward seines Ansehens beraubt, und so wenig fürchtete man ihn, daß man ihm das Leben vergönnte. Antonius und Octavius beherrschten das unter sich getheilte Reich anfangs in scheinbarer Eintracht. Aber während Antonius sich im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavius mit Festigkeit seine Plane, sich zum alleinigen Herrscher zu machen, und benutzte dabei als ein geschickter Staatsmann die Fehler seines Collegen. Vor allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben, auf dessen Dankbarkeit er Ansprüche hatte, da durch ihn sich Italien des Friedens und Ueberflusses erfreute. Er gab Zeichen der Milde und Großmuth, ohne den Schein anzunehmen, als strebe er nach der höchsten Gewalt. Vielmehr erklärte er sich feierlich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt seyn würde. Er schien es mehr zu erlauben als zu verlangen, daß man ihn zum beständigen Tribun ernannte; eine Würde, die ihn zur höchsten Macht führte. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines

Testaments, worin Antonius die mit der Cleopatra gezeugten Söhne zu seinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Die Stimmung der Gemüther benutzend, ließ Octavius der Königin von Aegypten den Krieg erklären, rüstete eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande aus, und begab sich damit nach dem ambracischen Meerbusen, wo er, unterstützt von seinem Admiral Agrippa, die Schlacht bei Actium gewann, die ihn zum Beherrscher der Welt machte. Er verfolgte seinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte den Krieg, nachdem er mit seiner gewohnten Kälte den Vorschlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Sowohl diesen als die Cleopatra ließ er, nachdem beide gewaltsam ihr Leben geendet, prachtvoll bestatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward ebenfalls seiner Rache oder Sicherheit geopfert. Gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsars und der Cleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verschont, und Octavius gebrauchte überhaupt seine Macht nur mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens, Klein-Asiens und der Inseln zu ordnen; bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er mit großer Pracht einen dreitägigen Triumph. Befreit von seinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt. Agrippa, dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leisten; Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder vielmehr seiner eigenen Neigung, folgte Octavius. Treu seiner stets beobachteten Politik, suchte er dem Volke und dem Senate den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Regenten zu sehen. Er schaffte die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Verbesserung der während der Bürgerkriege eingerissenen Mißbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats (im J. 36 vor Chr. Geb.) begab er sich darauf in den Senat, und erklärte in einer wohl studirten Rede seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten. Octavius gab diesen dringenden Bitten nach, und fuhr fort durch den Senat zu regieren. Er empfing jetzt den Beinamen Augustus, der die Hoheit seiner Person und seines Rangs bezeichnete, und vereinigte nach und nach in sich die Würde eines Imperators oder Oberfeldherrn zu Wasser und zu Lande, der über Krieg und Frieden entschied; eines Proconsuls, als welcher er über alle Provinzen gesetzt war; eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen öffentlichen Beschlüssen widersetzen zu können; endlich auch eines Censors oder Sittenrichters und eines Pontifex maximus oder Oberhaupts aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Zu allen diesen wichtigen Vorrechten fügte man noch den ehrfurchtgebietenden Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, so übte sie August doch mit weiser Mäßigung und mißbrauchte sie nie. Es lag im Geiste seiner Politik, die alten Namen und Formen beizubehalten; denn er kannte ihre Gewalt auf die Gemüther der Menge. Er bemühte sich, die Hand zu verbergen, welche die Zügel der Welt hielt, und verweigerte es daher standhaft, den durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen. Augusts Regierungsgeschichte ist so reich

an Begebenheiten, daß wir uns begnügen müssen, nur die wichtigsten davon zu berühren. Er führte mehrere Kriege in Afrika, Asien, und besonders in Gallien und Hispanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; sie hielten die Dacier, Numidier und Aethiopier in Schranken. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, dem zufolge sie Armenien abtraten, und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, schloß er (das dritte Mal seit Roms Erbauung) im J. 744 den Tempel des Janus. Aber dieser Friede wurde bald durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanier unter Arminius (s. d.) verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte Augustus tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen, und rief oft im äußersten Schmerz, „o Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Indeß wurden die Deutschen durch Tiberius in Schranken gehalten, und die Besorgnisse, die sie dem Oberhaupte des römischen Reichs erregt hatten, hörten auf. Während des Friedens erließ August eine Menge nützlicher Verordnungen, und stellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Organisation, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besonders durch Begünstigung der Ehen, gab Luxusgesetze, stellte die Kriegszucht bei den Armeen und die Ordnung bei den circensischen Spielen und den Schauspielen wieder her, und verschönerte Rom, das er, wie er mit Wahrheit sich rühmte, aus Backsteinen erbaut gefunden hatte, und aus Marmor erbaut hinterließ. Er machte mehrere Reisen, um, wie Vellejus sagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er besuchte Sicilien und Griechenland, Klein-Asien, Syrien, Gallien u. s. w.; in mehreren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats wurde dem Monat Sextilis der Name August gegeben. Zwei Verschwörungen die Augusts Leben bedrohten, scheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode bestraft. Glücklicher war Cinna, dem August verzieh und seine Freundschaft schenkte. Diese Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, so daß dem Beherrscher Roms nichts zu wünschen übrig geblieben wäre, hätte seine Familie sich seinem Willen eben so gefügt, wie die Welt sich ihm fügte. Die Ausschweifungen seiner Tochter Livia verursachten ihm großen Kummer, und er zeigte sich härter gegen diejenigen, welche die Ehre seiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die sein Leben bedroht hatten. Die Geschichte sagt, daß er in seinem Alter von der Livia beherrscht wurde, der einzigen Person, die er vielleicht wahrhaft geliebt hatte. Durch den Tod verlor er seine Kinder und alle jungen Prinzen, auf die er die Hoffnung gesetzt hatte, daß sie einst ihm folgen sollten. Tiberius war ihm von allen allein übrig, dessen böse Eigenschaften er nur zu wohl kannte. Sein hohes Alter und seine stets schwächer werdende Gesundheit erweckten in ihm die Sehnsucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reise nach Campanien, von dessen gesunder Luft er sich eine günstige Wirkung versprach; allein zu Neapel mehrte sich sein Uebelbefinden. Er eilte nach Rom zurück; aber noch ehe er daselbst ankam, ereilte ihn der Tod zu Nola am 19ten August des J. 14. nach Chr. Geb. in einem Alter von 76 Jahren. Als August die Annäherung seines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete sein Haar und fragte die Umste-

enden: „habe ich meine Rolle gut gespielt?" Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „so klatscht in die Hände, sie ist aus!" — Wäre dieser letzte Zug aus dem Leben Augusts zuverlässig, so würde er hinreichen, seinen Charakter, seine Politik und selbst sein Glück zu erklären. Gewiß ist es, daß sein Betragen stets abgemessen und überlegt war, und daß er die große Gabe besaß, mitten unter den Stürmen der Herrschaft kalt und unerschüttert zu bleiben. Geschickt seine Plane verbergend, benutzte er die Leidenschaften wie die Talente Anderer, um sie zu erreichen. Er besiegte Brutus durch Antonius, und diesen durch Agrippa. Mehrmals wechselte er die Parteien, nie seine Plane, und wußte eine Herrschaft sich antragen, ja aufdringen zu lassen, die stets das Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen. Aber man darf zu seinem Lobe nicht verschweigen, daß er seine Macht mit Weisheit gebrauchte, und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch seine Regierung sich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünstigte die Künste. Mit einem feinen Geschmack und gewandten Geiste begabt, liebte und schätzte er die Wissenschaften und übte die Dichtkunst selbst, so daß er nicht unwerth war, einem Zeitalter seinen Namen zu geben, das in der Geschichte des Menschengeschlechts sich durch geistige Cultur auf das vortheilhafteste auszeichnet. Sein Tod versetzte das Reich, das seine Jugend einst beunruhigt hatte, in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei, und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Aureng-Zeyb (Zierde des Throns), wurde den 20sten Okt. 1619 zum Unglück für seinen schwachen und unglücklichen Vater geboren. Damals war sein Großvater Djehanguyr auf dem Throne von Hindostan, und hatte eine solche Freude über den Zuwachs seiner Familie, daß er ihm diesen Namen beilegte. Als er neun Jahre alt war, kam sein Vater Chäh-Djehân zur Regierung, und Aureng-Zeyb kündigte damals durch sein ernstes Aeußere, durch sein häufiges Beten und durch seinen Hang zur Einsamkeit, seine versteckte Heuchelei, seine Vorsicht und seine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ sich bald unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung, und zeigte die Neigung, sich nach Medina zum Grabe des großen Propheten zu begeben. Aber im 20sten Jahre legte er den Coran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geschicklichkeit eine Anzahl Truppen an, und erhielt das Gouvernement von Dekhan. Hier wollte er einst den Fakirn einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft geben, bat sie zu einem großen Gastmahle, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, neue, anständigere Kleider anzuziehen. Er ließ die alten Gewänder sogleich verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold- und Silberstücke, die ihm gute Dienste thaten, als er mit seinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte seine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern, und lockte seinen Vater in das Innere seines Harems, woselbst er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, bestieg im Jahre 1659 den Thron von Hindostan, und nahm den Namen Aâlem Guyr an. Er regierte mit Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und suchte seine eigene Macht zu begründen. Zwei Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er festsetzen und durch langsam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Visapur, und nach und nach wurden die Maratten von den Mongo-

len ganz aus ihrem Vaterlande vertrieben. Er starb den 21sten Februar 1707, nachdem er 50 Jahre, 2 Monate 27 Tage regiert hatte. Nach seinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen sogleich Kriege zwischen seinen Söhnen aus, und mehrere eroberte Provinzen suchten sich unabhängig zu machen. Zum Beweise seiner Gerechtigkeit kann folgende Anekdote dienen, die eine andere neuerer Zeit ins Gedächtniß zurückruft. Als Aureng-Zeyb in Deckhan sich gelagert hatte, leiteten seine Soldaten einen Bach ab, der eine Mühle trieb, die allein eine Frau und eine Familie ernährte. Er erfuhr es, und ließ nicht nur den Bach in sein voriges Bette leiten, sondern bat sie um Vergebung wegen des Unrechts, das er ihr gethan habe, und gab ihr ansehnliche Geschenke.

Aurora (griechisch Eos), Hyperions und der Thia Tochter, und Schwester des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeschlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Asträus, einem Sohne des Erius, gebar sie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenstern und die Gestirne. Sie fährt, von den göttlichen Rossen Lampus und Phäeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Rosenfingern den Schleier der Nacht, den Sterblichen leuchtend bis der Glanz des Tages sie verscheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin fesselte, nennen die Dichter besonders den Orion, Tithonus und Cephalus (s. d.)

Ausbeute, im Bergwesen, ist der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Besitzer der Kure, nach Abzug aller Kosten. Dieser Gewinn wird gemeiniglich in Speciebus bezahlt, welche Ausbeutethaler heißen.

Ausbruch, s. Wein.

Ausdruck, im figürlichen Sinne, bedeutet die völlig angemessene Veräußerung eines inneren Zustandes. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wohl auch Ausdruck nennt, sind davon sorgfältig zu unterscheiden. Worte, als Zeichen der Vorstellungen, sind noch keine Ausdrücke, sie werden es nur im Zusammenhange und durch die erforderliche Beschaffenheit. Außer dem Zusammenhange ist in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als die Interjection. Sollen sich Wörter als Ausdruck bewähren, so gilt es die Untersuchung, ob sie genau dem entsprechen, was der Darstellende uns durch sie mittheilen wollte. Dies ist aber nur aus dem Zusammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorstellung, die für sich betrachtet weder wichtig noch unwichtig ist, sondern beides erst durch die Verbindung wird, worinn sie erscheint. Eben so wenig ist Ausdruck mit Nachdruck zu verwechseln, wie so häufig von denen geschieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen seiner Unnatur höchst mißfällig wird. — Wir haben den Ausdruck die völlig angemessene Veräußerung eines inneren Zustandes genannt. Es liegt uns ob, einmal das gebrauchte Wort Zustand zu rechtfertigen, und dann zu zeigen, worin die völlige Angemessenheit besteht. — Wir setzen hier, wie gewöhnlich, den Zustand der Beschaffenheit, das Vorübergehende dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdrucke nicht die allgemeine Art geistiger Mittheilung, sondern eine besondere, von jener etwas unterschiedene, Statt finde. Der Unterschied wird sich durch Beobachtung leicht finden lassen. Wenn wir von einem Gesichte,

einem Porträt sagen, daß es Ausdruck habe, so wollen wir damit nichts anders sagen, als: dies ist nicht bloß die allgemeine Form eines menschlichen Gesichts überhaupt, sondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt sich in den Zügen dieses Gesichts an. Demnach bestünde der Ausdruck in Ankündigung, Offenbarung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck seyn, in so fern uns dadurch Seele enthüllt wird. Seele aber ist das Beharrliche, und folglich Ausdruck die Offenbarung eines Seelenzustandes, und zwar des Zustandes eines von einem Gegenstande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeisterten Gemüths. Diese Offenbarung aber muß völlig angemessen seyn, damit die äußere Darstellung der inneren so entspreche, daß genau dieselben Ideen und Gefühle in dem Geiste und Gemüthe des empfänglichen Andern entstehen, wie sie im Geiste und Gemüthe des Darstellenden selbst waren. Fragen wir, welche Eigenschaften der Ausdruck dazu erfodert, so finden wir, daß er in Beziehung auf den Gegenstand genaue Bestimmtheit und Anschaulichkeit, in Beziehung auf den Darstellenden aber Beseelung und richtigen Empfindungston haben müsse. Indem wir aber sehen, daß die zu machende Veräußerung des oben bezeichneten innern Seelenzustandes, worin das Wesen des Ausdrucks besteht, im eigentlichen Sinne Darstellung sey, werden wir auf die Wirksamkeit der Einbildungskraft hingewiesen, ohne welche wir weder in jenen Zustand kommen, noch einer Darstellung fähig sind. Den Gegenstand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffassen, stellen wir uns nicht so lebhaft vor, daß wir dadurch in einen besondern Zustand versetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem solchen Zustande drängte uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dies zusammenfassend, kann man sagen, Ausdruck sey beseelte Darstellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenstandes, gemäß der Beschaffenheit und Wirksamkeit desselben, in dem Zustande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. — Er ist schon seiner Natur nach ästhetisch, und in allen schönen Künsten nicht seinem Wesen, sondern nur den verschiedenen Darstellungsmitteln nach verschieden. Was in der Poesie durch Sprache, das geschieht in dem Gesang, der Declamation, der Musik durch Töne, in der Bildhauerei durch Gestalt und Attitüde, in der Schauspielkunst durch Mimik, in der Tanzkunst durch Bewegung und Stellung. Die Malerei vereinigt die Mittel von allen dreien, setzt Farben, Licht und Schatten hinzu; die Gartenkunst lernt von ihr, wie die Baukunst von der bildenden Kunst. Die jeder Kunst eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks bestimmen ihre Sphäre.

Ausdünstung ist die Umwandlung flüssiger und fester Körper durch Einwirkung des Wärmestoffs in elastische Flüssigkeiten. Setzt man z. B. Wasser der Hitze aus, so legen sich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäßes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufsteigen und hier zerplatzen. Diese Bläschen erheben sich um so häufiger, je stärker die Hitze ist. Sie machen den Dampf des Wassers aus, der in die Luft steigt und dort in beträchtlicher Höhe sich zu den Wolken vereinigt. Aber auch am bloßen Sonnenschein und ohne denselben in freier Luft verdunstet das Wasser, so wie jede andere Flüssigkeit. Die allgemeine Ursach der Ausdünstung ist die Wärme; bei den verschiedenen Substanzen aber werden verschiedene Grade derselben erfodert. Das Wasser, das überhaupt der Ausdünstung stark unterworfen ist, verdunstet schon bei einem sehr geringen Grad, und bei der un-

geheuern Menge, in welcher es über der Erde verbreitet ist, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, daß dadurch die wichtigsten Veränderungen in unserer Atmosphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünstung des Wassers zu messen, eigne Atmometer erfunden, deren Resultate jedoch ziemlich unsicher geblieben sind. Wenn man annimmt, (wozu die angestellten Versuche berechtigen), daß die jährliche Verdünstung im Durchschnitt 30 Zoll beträgt, so würden, die Oberfläche aller Gewässer auf unserer Erde nur zu 4 Millionen geographischer Quadratmeilen angenommen, jährlich 200 Cubikmeilen Wasser in Dämpfe verwandelt, welche Masse noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wäßrichten Theilen jährlich ausdünsten. Im Sommer ist allerdings die Ausdünstung beträchtlich stärker als im Winter, doch ist sie in der kalten Jahreszeit nicht so unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmestoffs schließen sollte. Selbst innerhalb der Polarkreise hört die Ausdünstung nicht ganz auf, denn auch das festeste Eis dünstet an der freien Luft noch aus. Die Erscheinung der Ausdünstung zu erklären, hat man verschiedene Hypothesen aufgestellt, die man in zwei Classen theilen kann. Nach der einen ist sie nämlich nichts anders als ein geringerer Grad der Verdampfung d. h. der Umwandlung der Flüssigkeiten in elastische Dämpfe, nach der andern hingegen eine wahre Auflösung der Flüssigkeiten in der Luft. Letztere Meinung ist besonders von de Luc mit triftigen Gründen bestritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünstung, indem sich das Wasser mit dem Wärmestoff verbindet, ohne sich in der Luft aufzulösen. Der Hauptgrund für diesen Satz ist, daß bei jeder Verdünstung einer tropfbaren Flüssigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte ist nichts anders als Entfernung oder Verbrauch des Wärmestoffs. Wenn nun bei Verdünstungen Wärmestoff verbraucht, d. h. mit dem verdünsteten Wasser verbunden wird, so muß dieser Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt die Luft zur Ausdünstung nicht nur nichts bei, sondern ihr Druck ist derselben vielmehr hinderlich. Ohne diesen Druck würde dieselbe Wassermenge weit wenigern Wärmestoff zum Verdünsten erfodern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Wasser im luftleeren Raum stärker und schneller verdünstet als an der Luft. De Luc setzt ein Maximum der Verdampfung für jede Temperatur fest, d. h. wenn in einem gewissen Raume, er mag voll Luft oder luftleer seyn, elastische Dämpfe sich erhalten sollen, muß auch dieser Raum selbst die Temperatur des verdünsteten Wassers enthalten. Kommen die Dämpfe in eine kältere Luftschicht, so setzen sie darin einen Theil ihres Wärmestoffs ab, wodurch nun ein Theil der Dämpfe zersetzt und wieder zu Wasser wird, welches äußerst feine sichtbarwerdende Bläschen bildet.

Ausfall. Zur guten Vertheidigung einer Festung gehören, wenn nicht besondere Rücksichten zum Gegentheil bestimmen, öftere Ausfälle, um den Feind von derselben entfernt zu halten und seine Belagerungsarbeiten zu zerstören. Man theilt sie in große und kleine, und diese wieder in äußerliche und innerliche, jene außerhalb, diese innerhalb des bedeckten Weges. Große Ausfälle geschehen, wenn der Feind noch an dem zweiten Waffenplatz (der zweiten Parallele) arbeitet; eine größere Entfernung würde die ausfallende Mannschaft zu sehr der Gefahr, abgeschnitten zu werden, aussetzen. Sie finden auch wohl in dem Fall Statt, wenn mehr Vertheidiger da sind als man füglich ernähren kann. Ihr Nutzen ist sehr groß, ja sie können bei einer schwa-

chen Belagerungsarmee oder auch dann entscheidend werden, wenn ein zum Entsatz der Festung herbeieilendes Heer den Belagerer zu eben der Zeit im Rücken angreift. Am vortheilhaftesten werden sie nach Mitternacht und bei Regenwetter unternommen; der Belagerer ist dann ermüdet und wird durch die Dunkelheit verhindert, unsern Angriff und dessen Stärke mit Sicherheit zu beurtheilen. Durch kleine Ausfälle, von höchstens 40 Mann, die mit vielem Geräusch hervorbrechen, sucht man den Feind bloß aus den Laufgräben zu locken, um ihn unter das Feuer der Festung zu bringen. Das Verjagen der Arbeiter ist dabei nur Nebenabsicht. Eben so beunruhigt man den Belagerer durch kleine Ausfälle von derselben Stärke, wenn er schon im letzten Waffenplatz oder noch näher ist, sucht seine Arbeiten zu vernichten u. s. w. Ist der Feind sehr nahe, so schleichen zehn, auch mehrere Soldaten herbei, springen mit Geschrei auf die feindlichen Werke, werfen Granaten nebst anderm Feuerwerk hinein und ziehen sich eilig wieder zurück. Ferner fällt man aus, wenn der Feind sich auf dem Glacis festzusetzen sucht, sich der Bresche nähert u. s. w. Auch macht der Belagerte Ausfälle auf den Uebergang über den Graben, um die Schulterwehr desselben zu zerstören, die Faschinen zu verbrennen u. s. w.

Ausgedinge, in Schlesien und in der Lausitz unter den Landleuten dasjenige, was der abgehende Wirth von seinem Nachfolger jährlich an Lebensmitteln erhält; in der Oberlausitz gewöhnlich nur Gedinge. In Südpreußen und andern Gegenden versteht man darunter alles dasjenige, was ein Landwirth bei Uebergabe seiner Wirthschaft an seinen Sohn, Schwiegersohn ꝛc. oder beim Verkauf derselben, so wie auch dasjenige, was in den Städten ein Wirth, Hausbesitzer ꝛc. bei der Uebergabe oder dem Verkaufe seiner Wirthschaft oder seines Hauses für sich ausdingt oder ausbedingt. Dieses Ausgedinge besteht nicht allein in einer gewissen Menge Lebensmittel, sondern auch in freier Wohnung, oft auch noch in einigem baaren Gelde, und bei den Landleuten in einigen Stücken Vieh, einem Garten und nicht selten in einem eigenen Häuschen. Daher die Ausdrücke: im Ausgedinge seyn, sitzen.

Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik und Interpretation.

Ausonius (Decius Magnus), der berühmteste römische Dichter des vierten Jahrhunderts, war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das Jahr 309 geboren. Sein Vater Julius, der die Gunst des Kaisers Valentinian genoß, und aus dem Arzte desselben Präfect von Illyrien geworden war, versäumte nichts, um ihm eine seiner würdige Erziehung zu geben. Ausonius studirte unter mehreren ausgezeichneten Lehrern, und war anfangs Sachwalter. Da aber sein Geschmack ihn zu den schönen Künsten zog, nahm er gern den Lehrstuhl der Grammatik an, der ihm an der Schule seiner Vaterstadt angeboten ward. Als bald darauf der Lehrstuhl der Beredsamkeit erledigt war, erhielt er diesen. Er versammelte eine große Anzahl von Schülern um sich, daß sein Ruf sich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian, der von seinen Verdiensten hörte, vertraute ihm die Erziehung seines Sohns Gratian, und ernannte ihn zur Belohnung zum Quästor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron bestiegen hatte, bezeigte er sich nicht minder dankbar gegen seinen Lehrer. Gegen das J. 379 ernannte ihn der Kaiser zum Consul in Gallien. Nach dem Tode Gratians aber zog sich Ausonius auf ein Landgut bei Bordeaux zurück, theilte hier seine Zeit zwischen seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und erreichte ein hohes Alter. Er starb um das J. 394. Da Valentinian der christlichen Religion zugethan war, so ist es wahrscheinlich,

daß Auson ebenfalls von dieser Religion war; auch beweisen dies mehrere seiner Gedichte. Die Kritiker sind über den dichterischen Werth des Ausonius nicht einig; unläugbar ist er geistreich und gelehrt, aber sein Styl und seine Versification haben die Mängel seines Zeitalters, und seine Latinität ist unrein; mit Unrecht hat man ihm aber den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht. Mit einem Wort, Ausonius kann nicht als ein Muster gelten, verdient aber dessen ungeachtet einen ehrenvollen Platz unter den spätern lateinischen Dichtern. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eclogen, Briefe in Versen und eine Rede an Gratian.

Auspicien. Das Hierhergehörige ist unter Augur und Augurien angeführt worden. Wir merken hier nur an, daß das Recht der Auspicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewisse Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforschen, nur dem Oberfeldherrn zustand; die Unterbefehlshaber fochten unter seinen Auspicien, d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward jenem allein beigemessen.

Aussatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, welche zwar eigentlich eine tropische Krankheit und im Morgenlande, besonders in Aegypten und in Palästina, zu Hause, jedoch schon zu den Zeiten der Römer durch römische Heere nach Italien gebracht worden, und späterhin durch die von den Kreuzzügen nach Europa zurückkehrenden Soldaten anderer europäischen Nationen noch mehr im Abendlande verbreitet worden ist. Was die Alten alles zu dem Aussatz rechneten, scheinen mehrere hartnäckige Hautausschläge gewesen zu seyn, welche nach dem Clima und der Lebensweise der Völker verschiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Die griechischen und arabischen Aerzte hatten unter den Namen lepra, lichen, impetigo, scabies u. s. w. verschiedene Hautausschläge, welche zwar auch sehr hartnäckig waren, doch nicht in dem Grade, wie der eigentliche vollendete Aussatz, und nicht so ansteckend, auch nicht so tödtlich als derselbe, bei welchem es oft so weit kam, daß ganze Glieder abfaulten. Das Vorzeichen desselben war nach den verschiedenen Climaten verschieden, und bestand theils in allen jenen unbestimmten Ausschlägen, Flecken, Flechten und Grindern, theils und besonders aber war eine dunkle Röthe der Haut und des Gesichts (die arge Röthe genannt) der gewisseste Vorläufer desselben. Der vollendeten Aussatzarten sind nach Henslers Untersuchungen drei: 1. der räudige Aussatz, Lepra und Psora bei den Griechen, wahrscheinlich Hiobs Krankheit; 2. der weiße Aussatz, Zaraah bei Moses, der in seinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Diese beiden Hautausschläge sind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße staubige Grinder, und so bösartig, daß sie nur sehr schwer eine Heilung zulassen; 3. der allgemeine knollige Aussatz, Elephantiasis der Griechen und Römer, ist jetzt noch besonders auf den westindischen Inseln. Er ist der schwerste von allen: es entstehen wenig Raude und Grinder auf der Haut, sondern diese wird durchaus, besonders im Gesichte, in Knollen umgewandelt. Er scheint mit weniger Jucken und Brennen, das bei den andern unausstehlich ist, verbunden zu seyn, daher ihn auch die Abendländer den ruhigen Aussatz nannten; ist aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern ist ein eigner Aussatz zu Hause, der eben so bösartig ist, wie der tropische. (Siehe den Art. Hautkrankheiten.) Der abendländische Aussatz ist in Europa wieder verschwunden, indem durch die vielen errichteten Aussatzhäuser der großen Ansteckbarkeit des Aussatzes Grenzen gesetzt wurden.

auch durch das Aufhören der Kreuzzüge die Gemeinschaft mit den Morgenländern verringert und endlich größtentheils aufgehoben wurde. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen auch weitverbreitete ansteckende krebshafte Geschwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Aussatz. Auch die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen ist, wird zuweilen, aber uneigentlich, Aussatz genannt. H.

Außenwerke sind alle Werke einer Festung, welche über den Graben eines Hauptwalls hinausgelegt werden. Zur Vollkommenheit derselben gehört; 1. daß sie von den Flanken des Hauptwalls vertheidigt werden; 2. daß sie von dem Hauptwall eingeschlossen werden können; 3. daß sie niedriger als der Hauptwall gebaut; 4. daß sie gegen den Hauptwall offen; und 5. unterminirt werden können. Ihr Zweck ist, dem Feinde den Angriff des Hauptgrabens und also auch des Hauptwalls beschwerlich zu machen. Man muß sie daher vom Hauptwall vertheidigen und nach Beschaffenheit der Umstände zerstören können, damit der Feind, wenn er sie auch mit Sturm erobert, sie nicht zum Nachtheil des Hauptwalls gebrauchen kann. Daraus erhellt ferner, daß die Außenwerke, welche der Feind, nachdem er sie erobert, zum Nachtheil der Hauptwerke gebrauchen kann, mit einem Graben, welcher in den Hauptgraben läuft, zu umziehen sind. Dieser Graben darf nicht breiter als sechs bis acht Ruthen gemacht werden. Wenn das Außenwerk aus gleich langen Fasen besteht, die einen eingebogenen Winkel machen, und durch lange Brustwehren an den Graben gelegt werden, so wird solches eine Scheere genannt; und zwar eine einfache, wenn es nur zwei Fasen, eine doppelte, wenn es mehr als zwei Fasen hat. Und dies heißt alsdann Schwalbenschwanz oder Pfaffenmütze, wenn die Brustwehren, womit sie an den Graben gehängt worden, unten näher bei einander sind als oben. Besteht das Außenwerk aus nicht gleich langen Fasen, so wird es vor die Seite eines Ravelins gelegt und eine Brille genannt. Besteht ein Außenwerk nicht allein aus Fasen, sondern auch aus Flanken, so werden diese entweder mit Cortinen verknüpft oder nicht. Ist dies der Fall, so wird das Außenwerk ein halber Mond genannt. Besteht endlich das Außenwerk aus Fasen, Flanken und Cortinen; so sind entweder zwei halbe Bollwerke mit einer Cortine, oder es sind ein ganzes und zwei halbe Bollwerke mit Cortinen zusammengehängt. Ist jenes, so heißt es ein Hornwerk, ist dieses, ein Kronwerk. Die Brustwehr, womit die äußersten Spitzen dieser Werke an das Hauptwerk gehängt werden, heißen die Flügel. Diese gehen entweder unmittelbar bis an den Hauptgraben, oder sie werden durch einen besondern Graben an den Hauptgraben gehängt. In diesem Fall wird es ein detachirtes Horn- und detachirtes Kronwerk genannt.

Aussüßen heißt in der Scheidekunst, aus einem Körper die darin befindlichen, auflöslichen Theile durch Waschen mit Wasser hinwegschaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Wasser befreien und reinigen.

Ausstellung nennen wir die öffentliche Zusammenstellung der in einem Lande oder Districte von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenstände der Kunst und Industrie. Weil aber die (schöne) Kunst durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfnisse des gebildeten Menschen, vor der Industrie, welche zunächst nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künstlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfnisse des äußern Lebens gerichtet ist, den Vorrang hat, so pflegt man öfter von Kunstausstellung zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunst jedoch jede, höhere Geistesthätigkeit

erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe; wodurch sie zugleich von den Producten eines mechanischen Fleißes unterschieden wird. Da nun die Kunstproducte in diesem weitern Sinne, wie alles Menschliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig sind, theils in Hinsicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche diesem Zwecke immer entsprechender, und an sich selbst wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch sie sich zum schönen Kunstwerk erhebt; so sind auch sie in Verbindung mit jenen der Ausstellung nicht nur werth, sondern beide können auch verbunden Kunstausstellungen genannt werden. Der Zweck dieser Ausstellung aber leuchtet von selbst ein, vorzüglich wenn wir auf diejenigen Künste blicken, deren Werke der Ausstellung fähig sind und bedürfen. Einige Kunstwerke nämlich werden vor dem Publicum gebildet oder ausgeführt (theatralische und musikalische Kunstwerke, so wie die Werke der Baukunst) oder können doch auf leichte Weise vor das Publicum gebracht werden, — wie die poetischen durch Druck, Declamation und theatralische Aufführung, — andere aber werden in der Einsamkeit gebildet, und existiren sonach zunächst nur für den Künstler selbst oder für Wenige. Dieses sind die Werke der Malerei, der bildenden Kunst und viele Gattungen der Industrieproducte. Allein diese Künste können nicht gedeihen, bei dieser gleichsam einseitigen Existenz ihrer Werke. Das Kunstwerk greift in das Leben ein, und soll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; ja es wird erst lebendig in der S e e l e des A n s c h a u e n d e n. Das wahre Werk der bildenden Kunst und Malerei soll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenossen und der Nachwelt. Es muß also ans Licht gestellt werden. Die Künstler aber, durch welche die Kunst entsteht und sich fortbildet, bedürfen ein Publicum, und müssen mit demselben in fortdauernder Wechselwirkung stehen, nicht bloß, wiefern sie äußerer Unterstützung bedürfen, und diese nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher besonders durch Concurrenz der Käufer bestimmt wird, gewinnen können; sie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verständigen im Publicum zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunst, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und nationellen Aufgabe — und dieses wird ihnen durch Ausstellungen vollkommen möglich oder wenigstens erleichtert. Hier können zugleich die Fortschritte einer Nation in Kunst- und Industrieproducten (denn von diesen gilt mehr oder weniger dasselbe, wo sie nicht für sich schon einen bedeutenden Nutzen gewähren) am besten erkannt werden; hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenossen, der Nation, sich ermunternd und aufregend zum Besten äußern; hier kann durch Ausstellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunst ersprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunstkenner und Sammler ist, den Künstler kennen; hier ist Privat- und öffentliche Belohnung möglich; hier können sich die Künstler gegenseitig verbinden, und können am besten durch Vergleichung wahrnehmen, woran es einem jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinschaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen bestehe; in wiefern sie das Gute oder Schlechtere sich zum Muster genommen haben; da sonst die Anerkennung und Aufregung manches großen Talents lediglich dem Zufall überlassen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate bestehenden Kunstmuseen, der Geschmack der Nation selbst fortdauernd ausgebildet, das Bessere wird von dem Schlechtern, die solidere Arbeit von der täuschenden leichter unterschieden, und da-

durch dem wahren Talente seine Laufbahn begründet. Dem Luxus wird durch Hinweisung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Industrieproducte werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müssen diese Ausstellungen auch nicht bloße öffentliche Aufstellungen seyn. Vor allem wird verlangt, daß sie unter einer kunstsinnigen Aufsicht stehen. Diese ehrt und erhebt die Anstalt. Diese Aufsicht gehört dem Staate, und letzterer wird sie mit Recht den Vorstehern seiner Kunstakademien und Industrieschulen übertragen. Denn der Staat, sofern ihm die Cultur seiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig seyn kann, soll auch der ästhetischen Cultur seine Sorge widmen. Dieses geschieht, wenn er, durch hohes Ansehen und Unterstützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet, wie überall, die in seinen Staaten zerstreuten Kräfte und Talente durch weise, dieselben richtig würdigende Männer auf den Punkt hinzuleiten und zu concentriren sucht, welcher zu einem den Bedürfnissen der Nation und der Zeit angemessenen höhern Ziele führt. Das Ansehen, welches der Staat den Künsten dadurch verleiht, daß er sich der Aufregung und Begünstigung der Talente, der möglichen Hebung aller äußern Hindernisse eines freiern Wirkens, durch Aufgaben zu Denkmälern, vorzüglich der Nationalgeschichte und Religion, und dem Wohlstande der Nation angemessenen Verzierungen und Verschönerungen der öffentlichen Versammlungsörter, durch Belohnungen des Ausgezeichneten, und Würdigung des Geleisteten durch Abstimmung kunsterfahrner Männer annimmt, macht die Kunst der Industrie zu einer wahrhaft nationellen Anstalt, und wirkt nothwendig bildend auf die Nation zurück. Dann muß aber auch das Aeußere dieser mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausstellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgestellten Werke sinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben sinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunststufe des Volks angemessen und der religiösen und übrigen Cultur nicht widersprechend seyn. Auch müssen alle äußeren Störungen von der öffentlichen Beschauung entfernt seyn, und Unsittlichkeiten, welche sich laut und öffentlich äußern, aus diesen Propyläen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunstausstellungen, diesem Ideale bald mehr bald minder nahe, finden wir in den Hauptstädten der gebildetsten Länder, als den Mittelpunkten höherer und geselliger Bildung, z. B. in London, Paris, seit 1812 eine Ausstellung der Werke vaterländischer Künstler in Wien, welche sich an die Akademie der bildenden Künste daselbst anschließt. Man sehe die treffliche Rede, mit welcher der österreichische Staatsminister Graf von Metternich diese Anstalt eröffnete. (N. Leipz. Literaturzeitung Nr. 65, 1813, und Fr. Schlegels deut. Museum, Märzheft 1813); ferner in Berlin, Dresden und vor einiger Zeit unter Göthe's Direction in Weimar. T.

Austerlitz, eine kleine Stadt von 140 Häusern in der fürstl. kaunitz-Rittbergischen Herrschaft gleiches Namens, im brünner Kreise in Mähren; sie hat ein prächtiges Schloß mit einem schönen Garten. Dieser Ort hat eine große Berühmtheit in der neuern Geschichte erhalten, durch die Schlacht, welche hier am 2ten December 1805 von den Franzosen gegen die vereinten Oesterreicher und Russen geliefert und gewonnen worden ist, und deren Resultate der nachherige preßburger Friede (m. s. d. A.) war. Das Terrain von Austerlitz zu gewinnen, um sich dort zu schlagen, soll Napoleon den Feldzug in Mähren verfolgt haben; denn vierzehn Tage vorher sagte er schon; „Untersucht alle diese Höhen genau; hier werdet ihr euch schlagen, ehe zwei Monate vergehen."

Seit dem 20sten November schon war Napoleon in Brünn. Als er erfuhr, daß die Kaiser Franz und Alexander von Ollmütz aus in Wischau angekommen waren, sendete er durch den General Savary ein freundliches Bewillkommungsbillet an Alexander; Savary mußte den lebhaften Wunsch nach Alexanders Freundschaft ausdrücken. Dieser antwortete dem „Chef der französischen Nation:" daß er nichts so sehr wünsche, als den Frieden in Europa mit Loyalität und auf billigen Grundlagen hergestellt zu sehen. Den Tag darauf ließ der französische Kaiser dem russischen eine Zusammenkunft vorschlagen. Fürst Dolgorucki, Alexanders Adjutant, erschien statt seiner; die Unterredung endete fruchtlos. Ein französisches Bulletin erzählt, daß dem französischen Kaiser zugemuthet worden sey, Belgien und die eiserne Krone abzutreten. *) Am 1sten December wurden alle Vorbereitungen getroffen, und Napoleon feuerte seine Soldaten mit folgenden Worten an: „Soldaten! die russische Armee steht vor euch, um die österreichische wegen Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillons, die ihr zu Hollabrun geschlagen, und seitdem unaufhaltsam bis hierher verfolgt habt. Unsere Positionen sind furchtbar und während sie marschiren werden, meine Rechte zu umgehen, werden sie mir die Flanke bloß geben. Soldaten! ich werde alle eure Bataillons selbst leiten; ich werde weit vom Feuer bleiben, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Glieder in Unordnung bringt. Sollte aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft seyn, so würdet ihr euern Kaiser den ersten Streichen ausgesetzt sehen. Der Sieg kann unmöglich wanken in einem Treffen, wo es auf die Ehre der französischen Infanterie ankommt. Jeder sey durchdrungen von dem großen Gedanken, daß diese Söldlinge Englands, die uns so tief hassen, überwunden werden müssen. Dieser Sieg wird unserm Feldzug ein Ende machen: wir werden in Winterquartiere ziehen und der Friede, den ich schließen werde, wird meines Volkes, eurer und meiner würdig seyn!" Als er Abends von einer Beschauung der Positionen in sein Bivouak (eine Strohhütte ohne Dach) zurückkam, rief er aus: „dies ist der schönste Abend meines Lebens! nur der Gedanke schmerzt mich tief, daß Morgen sicher viele dieser Braven nicht mehr seyn werden! In diesem Schmerze fühle ich es aber, daß ich sie wie meine Kinder liebe!" Um ein Uhr des Nachts war er bei den Vorposten: der Feiertag seiner Krönung, der zweite December, der Tag der Schlacht war angebrochen, die auch mit dem Grauen des Morgens begann. Die französische Armee war etwa gegen 80,000 Mann stark, und bestand aus den Corps der Marschälle Soult, Lannes und Bernadotte, aus dem größten Theile des Corps unter dem Marschall Davoust, der Reiterei unter Murat und aus der kaiserlichen Garde. Die gegenüberstehenden Alliirten konnten eher über als unter 90,000 Mann gewesen seyn, indem man über 70,000 Russen und 20,000 Oesterreicher annimmt; die Franzosen rechnen 80,000 Russen und 25,000 Oesterreicher, dagegen die Russen 100,000 Franzosen, sich selbst aber nebst den Oesterreichern noch nicht ganz 70,000 Mann stark angeben. Der linke russische Flügel unter Burhöwden sollte die französische Armee auf ihrer rechten Flanke umgehen und ihr so in den Rücken fallen; doch schon bei den Dörfern Talnitz und Menitz stieß Burhöwden auf das in der Nacht dorthin südwärts nach dem Kloster Raigern abmarschirte Corps von Davoust, und war daher gezwungen, sich gegen allen Plan zu schla-

*) Letztere an das Haus Sardinien.

gen. Die Anhöhen von Pratzen, welche die Ebenen des Schlachtfeldes beherrschten, von den Russen aber verlassen worden waren, wurden gleich beim Angriffe der französischen Armee auf die russische von Soult genommen, durch welches Manöver der ganze linke Flügel der Russen abgeschnitten, und von Davoust und Soult nun in die Mitte genommen wurde. Während dessen war die ganze französische Armee unter Bernadotte, Murat und Lannes vorgerückt. Das Centrum der russischen, bei dem auch die Oesterreicher standen, commandirte Kutusow, den rechten Flügel Großfürst Constantin und der Fürst Dolgorucki; hinter ihrer Fronte standen als Reserve die die kaiserliche Garde und ein Corps Infanterie unter Bagration. Nur die furchtbaren Wirkungen der gut benutzten französischen Artillerie konnten die russischen Linien brechen, die lange Zeit wie unerschütterliche Mauern standen. Als das Centrum gesprengt war, rückte die russische Garde vor und warf sich gewaltig auf die Franzosen, die auf einen Augenblick in Unordnung kamen, da eins ihrer Regimenter aus einander gesprengt wurde; aber in diesem Momente rückten auch die französischen Garden vor, und nach einem blutigen Gefechte faßte Kutusow den Entschluß, sich zurückzuziehen; der ganzen Armee folgte nun auch der Großfürst an der Spitze der Garden; dies alles geschah in der größten Ordnung. Noch schlug sich der russische linke Flügel unter Burhöwden, und dort litten auch die Franzosen am meisten; doch ein Unfall eigener Art betraf dies tapfere Corps, indem es versuchte, über einen zugefrornen See zu marschiren, Napoleon aber im Augenblicke seiner Ankunft auf diesem Punkte, Befehl gab, mit Kartätschen auf das Eis zu schießen, wodurch dieses einbrach und mehrere Tausende in den See versanken. Den Rest rettete Burhöwden glücklich zur Hauptarmee, die in der Nacht auf den 3ten December über Uhrschitz, Czeitsch, Göding hinter die March, auf der Straße nach Ungarn, doch mit Verlust von mehr als 100 bespannten Kanonen samt allen Pulverkarren, sich zurückzog. Die Arriergarde unter Bagration wurde am 3ten December noch einmal, doch ohne bedeutenden Verlust, angegriffen. Der russische Verlust in diesen zwei Tagen überhaupt wird französischer Seits auf 40,000 Mann an Todten und Gefangenen, in den russischen Berichten aber auf 12,000 Mann angegeben, so wie die Franzosen nur 1000 Todte und 3500 Verwundete von sich zugestehen, während Kutusow den Verlust der Franzosen auf wenigstens 18,000 schätzt. *) Die endlichen Resultate dieser Schlacht waren: die Zusammenkunft Napoleons mit Franz II.; die Trennung der russischen Armee von der österreichischen, indem sie in vorgeschriebenen Etappenmärschen in drei Colonnen über preußisch Schlesien in ihr Vaterland zurückkehrte; der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Oesterreich,

*) In der von Napoleon nach der Schlacht erlassenen Proclamation an seine Armee vom 3ten December wurden 40 Fahnen, 120 Kanonen, 20 Generale und mehr als 30,000 Gefangene als Trophäen genannt, welche Angaben aber, wie das in den lügenhaften französischen Schlacht-Berichten immer der Fall war, sehr übertrieben sind. Auch ist die Angabe von den Tausenden, die in den Teichen um Austerlitz ertrunken seyn sollen, ganz ungegründet. Man fand nachher in diesen Teichen, als man sie abließ, nichts als einige todte Pferde. Die Belohnungen und Auszeichnungen, welche Napoleon den Soldaten verhieß, die an diesem Siege Antheil gehabt hatten, wurden von den Meisten vergeblich erwartet.

und der am 26sten December zwischen beiden Mächten zu Preßburg geschlossene Friede. Von einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland aber war die Rede nicht gewesen, sondern die Russen blieben in Schlesien bis in den Februar 1806 stehen; der Großfürst Constantin war selbst mit dem Fürsten Dolgorucki in Berlin gewesen, um diese Armee dem Könige von Preußen zu seiner Disposition anzubieten, zu Zwecken, welche neun Monate später sich enthüllten. I.

Austrägal-Instanz war ein sonst übliches Recht deutscher Fürsten, daß sie nicht sogleich bei dem höchsten Reichsgericht belangt werden konnten, sondern erst ersucht werden mußten, die gegen sie angebrachten Rechtssachen von andern zu Schiedsrichtern gewählten Fürsten, welche Austräge genannt wurden, entscheiden zu lassen.

Australien, Südindien, auch da dieser Welttheil ganz aus Inseln besteht, Polynesien oder die Inselwelt genannt. Die zu Australien gehörigen Inseln reichen vom 86sten Grade östlicher bis zum 92sten Grade westlicher Länge, und vom 50sten Grade südlicher bis zum 22sten Grade nördlicher Breite, und enthalten einen Flächenraum von ungefähr 250,000 Quadratmeilen mit 5,000,000 Einwohnern, die zum malaischen Stamme gehören, der unter dem Gleicher in Neger übergegangen ist, und Fetischdiener sind. Sie ziehen sich westlich aus dem indischen fast ganz in das stille Meer. Nicht zu verkennen sind die Spuren einer großen Fluth auch bei diesen Eilanden, die in drei gesonderten Ketten vor uns liegen, einer südlichen, einer mittlern und einer nördlichen. 1. Zu der südlichen Kette, welche einen nach Süden geöffneten Halbkreis bildet, gehört in der Mitte das größte aller Eilande, von den ersten Entdeckern, den Portugiesen, (um 1525) Groß-Java, nach den zweiten Entdeckern, den Holländern, (1615) Neu-Holland, von den Bewohnern Ulimarao genannt. Sein ganzes Areal beträgt 150,380 Quadratmeilen. Ein so ausgedehntes Land muß von sehr verschiedenem Clima seyn. Wenn die unorganisirte Natur auf Neu-Holland im Ganzen die der übrigen Welttheile ist, so eröffnet sich für die organische gleichsam eine neue Erde. Pflanzen sowohl als Thiere bieten nicht nur neue Arten, sondern auch viele ganz neue Geschlechter dar. Neu-Holland gehört das Känguru an, eine Art Beutelthier mit langen Hinterfüßen, von der Größe eines Schafs, und das Schnabelthier mit Entenschnabel, von der Gestalt einer Fischotter. Auch scheint der haarlose Hund, den man gewöhnlich den amerikanischen nennt, hier einheimisch zu seyn. Aus dem Pflanzenreiche ist der Flachs und Hanf merkwürdig. Die Bewohner sind negerartig, sowohl nach Gesichtsbildung als Farbe. Sie scheinen sich in mehrere Racen zu theilen. Die mehresten Reisenden unterscheiden sie in Küstenbewohner und Binnenländer oder Waldbewohner, welche letzteren sich durch längere Gliedmaßen, namentlich durch längere Arme und Beine auszeichnen. Rohheit, Stumpfsinn und Unempfindlichkeit machen sie dem vernunftlosen Thiere ähnlich. Südwestlich von Neu-Holland liegt das Eiland der Verwüstung oder Kerguelenland, noch westlicher die wüsten Eilande, nördlich Amsterdam und St. Paul; südlich das kleine Kängurueiland und das durch die Bassestraße getrennte van Diemenland, eine fast eiförmig gestaltete, 1150 Quadratmeilen große Insel, von mehreren hohen Gebirgsketten durchschnitten, und höchst unfruchtbar und unwirthlich; südöstlich endlich Neu-Seeland, durch die Cooksstraße in den nördlichen und südlichen Theil geschieden, zusammen 4291 Quadratmeilen groß. Der dürftige Boden und das weiche Clima machen den Bewohner zum rohen Krie-

er; Grausamkeit und Verrätherei sind die Hauptzüge seines Charakters. 2. Die mittlere Inselreihe fängt an der westlichen Küste des Ostrumputerlandes, nördlich vom Aequator, bei den Adamanen und Nicobaren an, geht durch den Aequator und endet südöstlich mit dem Ostereiland. Sie ist wegen ihrer Lage unter dem Aequator die regste und belebteste, und außer den hier einheimischen Gewürzbäumen das Vaterland der prachtvollen Cocospalme, des saftigen Pisang und des wohlthätigen Brotbaums. Die größte dieser mittlern Inseln ist **Neu-Guinea** (Papua), durch die Oststraße von Neu-Holland getrennt, von einem Umfange von 13,000 Quadratmeilen, auf welchen Vegetation und Temperatur abwechseln. Außer Papous (Negern) bewohnen das Land die Haraforas oder Alfurier, die unter die wildesten und furchtbarsten Indier Asiens gehören. Westlich davon liegen die reichen **Gewürzinseln** (Molucken), voll vulcanischer Gebirge und von schwarzgelben Menschen bewohnt; die **Sundaeilande** und **Philippinen**; östlich **Neu-Britannien**, **Neu-Irland**, **Neu-Hannover**, ehemals wahrscheinlich ein einziges Land, bewohnt von schwarzen oder doch dunkel gefärbten, kraftvollen und wohlgebauten Menschen mit völlig krausem Haare; ferner **Neu-Georgien** oder die **Salomonseilande**, voll Gebirgsketten und unter einem heißen Clima, bewohnt theils von röthlich-schwarzen Menschen mit krausem, weichen Haare, theils von kupferfarbigen mit lichtem, langen Haare: die **Charlotteneilande**, die **neuen Hebriden**, fruchtbare Inseln mit Australnegern besetzt; **Neu-Caledonien**, 325 Quadratmeilen groß, von kraftvollen Menschen bewohnt, welche die Engländer als gutartig, die Franzosen als freche Diebe und Menschenfresser bezeichnen; die **Freundschaftsinseln**, 150 an der Zahl, mit friedliebenden Einwohnern; die **Blighs**; die **Schifferinseln**; die **Gesellschaftsinseln**, hohe, reich und herrlich ausgestattete, von der schönsten Menschenrace angebaute Eilande, unter denen **Taheiti** oder **Otaheiti** mit 16,000 Einwohnern die vorzüglichste ist; endlich die **niedrigen** und **Marquesaeilande** mit schönen, kraftvollen aber kriegerischen Bewohnern. 3. Die nördliche Inselreihe bildet einen nach Norden geöffneten Halbmond. In der Mitte liegt **Hogolen** (Hogeland), das größte dieser Eilande, durch eine Straße in zwei Theile getheilt; westlich die **Pelewinseln**, hoch, schroff und waldig, mit reizenden und ergiebigen Thälern, und bewohnt von wohlgebauten, fröhlichen, gutartigen Menschen, deren Zahl auf 30,000 geschätzt wird; die **Ladronen** (Diebsinseln), sechzehn oder neunzehn an der Zahl, von denen nur drei bewohnt sind; die **Carolinen** oder **neuen Philippinen**, denen die vierfüßigen Thiere fehlen; östlich endlich die **Fischer-**, **Mulgrave's-** und **Sandwichinseln**. Von letztern, dreizehn an der Zahl, ist die größte **Owaihi**, den Schiffern merkwürdig wegen ihres hohen aber abgeflachten Gebirges. Die Einwohner, gegen 400,000 an der Zahl, sind von nußbrauner Farbe, gut und fest gebaut, thätig, unternehmend und wohlgesinnt.

Auswanderung ist die freiwillige oder gezwungene Verlassung eines bisher bewohnten Ortes oder Landes für seine Person sowohl, als auch zugleich mit Habe und Gut, um sich an einen andern Ort oder in ein anderes Land zu begeben und darinnen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Hingegen **Auswanderungsrecht** — jus emigrandi — ist die Befugniß und Freiheit in gewissen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Zur Auswanderung war ehedem jeder Freie, Freigeborne und Freigelassene berechtigt, sobald es ihm an einem Orte und in einem Lande entweder wegen Unsicherheit seines Ei-

genthums, wegen Nahrlosigkeit und aus andern Ursachen, oder wegen Bedrückung durch Abgaben und Auflagen, durch Beamte und durch Einschränkung seiner Gewissensfreiheit nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat entvölkert wird, woraus sowohl in den Staatseinkünften und physischen Kräften, als auch in Ansehung der Nahrungsgewerbe ein großer Nachtheil entsteht; so hat man gegenwärtig die Auswanderung, unter Bedrohung harter Strafen, in allen Staaten verboten, und nur noch erlaubt, innerhalb der Gränzen eines Staates aus einem Orte in den andern zu ziehen. Allein die tägliche Erfahrung beweis't, daß Verbote nichts fruchten, da sie der Natur des Menschen gar nicht angemessen sind. Der einzige wahre Weg, die Auswanderung zu verhüten, besteht darinnen, daß man das Personal- und Real-Eigenthum der Einwohner auf das vollständigste und sorgfältigste schützt, den Bewohnern eines Staates die uneingeschränkteste Gewissensfreiheit und Ausübung ihrer Religion verstattet und unverletzt erhält, sie nicht wie vormals in Frankreich und Salzburg zur Auswanderung zwingt; ihnen unter dem Schutze der Gerechtigkeit eine unumwundene Freiheit der Gewerbe, des Handels und Wandels gestattet, und sie die Früchte ihres Fleißes ungestört genießen läßt; daß man sie ferner den Bedrückungen der Beamten und Unterrichter nicht Preis gibt und ihnen endlich das Zutraun abgewinnt, daß sie weder unbillige noch willkürlich zu erhöhende Abgaben und Auflagen besorgen dürfen. In einem Staate von dieser Verfassung bleibt gewiß nicht nur Jedermann gern wohnen, und hält es für ein wahres Unglück, wenn er solchen verlassen muß, sondern es werden sich auch darin mit Vergnügen Fremde niederlassen.

X.

Auswechselung der Kriegsgefangenen ist die Zurückgabe derselben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat, oder gegen eine sonstige Vergütung. Gewöhnlich findet die Auswechslung Grad für Grad Statt; nur nach geendigtem Kriege werden sie von beiden Seiten in Masse zurückgegeben. Zuweilen ist durch Verträge ausdrücklich die Auswechslung nach dem Range oder die Zahl der Gemeinen, welche für eine folgende Charge zu geben sind, festgesetzt.

Authentisch heißt urschriftlich, was eine Person eigenhändig geschrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, echt. Authentica heißt in der römischen Jurisprudenz ein Auszug einer Novelle, (s. Corpus Juris), wodurch ein Gesetz des Codex entweder abgeändert oder ganz aufgehoben ist. Es waren diese Excerpte meistens von Privatjuristen gemacht worden, welche sie zu ihrem eignen Gebrauch sogleich unter das Gesetz selbst geschrieben hatten, welches eben eine Abänderung dadurch erlitt; und so wurden sie in der Folge denn auch bei den Ausgaben des Codex selbst beigefügt. — Es gibt zweierlei Authent., theils aus den Constitutionen der deutschen Kaiser Friedrichs I. und II., theils aus den eigentlichen Novellen des Kaisers Justinian. Letztere sind eigentlich die gültigen.

Autocratie, die Selbstherrschaft, Eigengewalt. In der Philosophie die Selbstbeherrschung oder die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen. Autocrator, ein Selbstbeherrscher, der alle Staatsgewalt in sich vereinigt. So heißt der russische Kaiser: Selbstherrscher aller Reußen.

Auto da Fe, siehe Inquisition.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbstbelehrte, werden diejenigen genannt, die sich in einer Kunst und Wissenschaft ohne fremde Beihülfe Kenntniß und Fertigkeit erworben haben. Es liegt in der

Natur der Sache, daß dieser Weg zur Bildung die Geisteskräfte in freiere und lebendigere Thätigkeit setzt, Mechanismus und Nachbeterei nicht aufkommen läßt und der Entwickelung einer stärker hervortretenden Originalität günstig ist. Mehrere Autodidakten haben sich, eben weil sie mit großen Schwierigkeiten kämpften, überall selbst sehen und was die Schätze der Literatur und die Tradition der Kunstgriffe andern schon verarbeitet an die Hand geben, selbst aufsuchen und combiniren mußten, als Erfinder und Virtuosen ausgezeichnet, wobei wir nur an Pestalozzi erinnern. Aber nur vorzüglich kräftige und reich begabte Naturen scheinen fähig, auf diese Art zum Ziele zu kommen, und sich durch ihr Genie neue Bahnen zu brechen; der große Haufe mittelmäßiger Köpfe würde sich selbst überlassen über dem unstäten Suchen und Forschen eine Menge unersetzlicher Stunden verschwenden; das Ziel entweder gar nicht finden oder bald aus den Augen verlieren und unter den Schwierigkeiten einer Aufgabe, die ihre Kräfte übersteigt, erliegen. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß Autodidakten, wenn nicht wahres Genie ihnen die Universalität des Ueberblicks menschlicher Dinge sichert, gewöhnlich etwas von Pedantismus und Eigendünkel anhängt, der sie für ihre mühsam erworbene Kunst und Wissenschaft parteiisch, gegen die Leistungen anderer unbillig, der Gesellschaft lästig und in jedem Falle einseitig macht, wovon der arme Naturdichter Hiller uns ein lebendiges Beispiel gegeben hat. Es ist daher keinesweges zu wünschen, daß die Jugend, sey es aus pädagogischem Grundsatz oder um der Ersparniß willen, in den zu ihrer Bildung nothwendigen Lehrgegenständen dem Selbstunterricht überlassen werde; und wenn es auch wahr bleibt, daß die Einsicht und Fertigkeit, die wir durch eignes Streben erwerben, die beste ist, so wird doch kein Vernünftiger sich schämen, dem Beistande und der Leitung eines humanen Unterrichts die Kenntniß des Zieles seiner Bildung und der brauchbarsten Hülfsmittel dazu zu verdanken. E.

Automat, ein sich selbst bewegender lebloser Körper, überhaupt jede Maschine, welche ihre bewegende Kraft in sich verborgen hält, und sich also von selbst zu bewegen scheint. Schon Hans Slottheim um 1581 und Christoph Schißler, fast eben um die Zeit, verfertigten dergleichen Maschinen; besonders aber Achilles Langenbucher, welcher wegen seiner Geschicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren selbstspielende musikalische Instrumente; er machte sogar ein Instrument für eine Kirche, welches eine ganze Vesper von 2000 Tacten von selbst schlug. (M. s. von Stetten Kunstgeschichte der Stadt Augsburg.) Unter die bewundernswürdigsten Automaten gehört eine von Vaucanson verfertigte Maschine, welche einen Flötenspieler vorstellt, der verschiedene musikalische Stücke auf der Flöte mit der größten Genauigkeit in Unterscheidung des verschiedenen Tacts ausführt, ohne anders in die Flöte zu wirken, als der Mensch, nämlich mit den Lippen zum Ansatz, und mit den Fingern zur Modulation der Töne. Eben dieser Künstler verfertigte eine Ente, welche die Körner mit dem Schnabel aufnahm, kaute, verschlang und durch die natürlichen Wege verdaut wieder von sich gab. Die beiden Schweizer, Gebrüder Droz, haben es in der Kunst, Automaten zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derselben stellt ein Kind von zwei Jahren vor, das sitzend an einem Pulte seine Feder eintaucht, das überflüssige ausschüttet, und alles, was man ihm in französischer Sprache dictirt, niederschreibt. Das letztere dürfte wohl ohne menschliche Beihülfe nicht möglich seyn. Der berühmte Schachspieler, welchen Herr

von Kempelen zu Presburg verfertigte, gehört, nach dem Freiherrn von Racknitz (über den Schachspieler des Herrn von Kempelen und dessen Nachbildung), nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (versteckten) Menschen dabei nöthig ist. Eins der merkwürdigsten Automate ist des Herrn von Kempelen Sprachmaschine, über welche derselbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neuesten Automaten gehören: Siegmeiers Flötenspieler; ferner Mälzls Trompeter u. s. w.

Autonomie, die eigene Gesetzgebung des Willens, ist diejenige Beschaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er sich selbst Gesetz ist, sich selbst bestimmt, ohne Einfluß der Meinungen. Ihr entgegen steht die Heteronomie des Willens, wenn derselbe nicht seiner eigenen Gesetzgebung, als vernünftiger Wille, sondern einer fremden, nicht zur Vernunft gehörigen, folgt. Als Sinnwesen betrachtet, ist der Mensch freilich den Naturgesetzen unterworfen, aber als Vernunftwesen (Intelligenz) steht er unter Gesetzen, die von der Natur unabhängig, nicht empirisch, sondern bloß in der Vernunft gegründet sind. Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt ist Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieser steht der Begriff der Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung; mit dieser aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit, nämlich nicht anders zu wählen, als so, daß die Maxime der Wahl des Vernunftwesens in seinem Wollen zugleich als allgemeines Gesetz, welches für alle Vernunftwesen gilt, mit begriffen sey. Es ist daher diese Autonomie eine practisch-nothwendige Idee, wodurch die Möglichkeit eines unbedingten Imperativs und einer von allem fremden Interesse unabhängigen Güte der Handlung (Sittlichkeit) gedacht wird. Es wird dabei nicht auf das Object der Wahl, sondern nur auf die Form, wie der Mensch seine Wahl als Vernunftwesen einrichten soll, gesehen. Da nun ein solches Gesetz aus der Vernunft selbst fließt, so muß es auch für alle Vernunftwesen gültig seyn; da hingegen Heteronomie so verschiedene hypothetische Imperativen erzeugt, als es Naturursachen, Neigungen u. s. w. geben kann. Frei, autonomisch und sittlich gut handeln sind gleichbedeutend.

Auvergne (Theophile-Malo Corret de la Tour d'), erster Grenadier der französischen Republik, war zu Carhaix im Departement Finisterre im Jahr 1743 geboren, und widmete sich von erster Jugend den Waffen. Funfzehn Jahre alt trat er in die Armee, und ward 1779 Capitain im Regiment d'Angoumois. Im amerikanischen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieses Corps zu seyn. Er war der erste beim Angriff und der letzte beim Rückzug, dabei eben so menschlich als tapfer. Einst trug er einen Verwundeten auf seinen Schultern aus der Schlacht; der König von Spanien, der seine großen Verdienste erfahren hatte, ließ ihm eine Pension von 100 Pistolen anbieten, welches er aber ausschlug. Obgleich schon funfzig Jahre alt, war er einer der ersten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. Im Jahre 1792 diente er als Grenadier-Capitain im Regiment Angoumois, und im Jahre darauf commandirte er 8000 Grenadiere bei der spanischen Armee, ohne den Generaltitel annehmen zu wollen. Wohl aber wohnte er jedem Kriegsrathe bei. Gewöhnlich entschied unter Latours Anführung diese Avantgarde, welche die höllische Colonne genannt wurde, den Sieg, ehe die Armee anlangen konnte. Durch ihn

ernte damals die Infanterie das Bayonnet gebrauchen. Dabei widmete er mitten unter den Waffen seine Muße dem Nachdenken und der Wissenschaft; immer fand man ein Buch neben seinem Degen. Zwanzig Mal waren sein Hut und sein Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er selbst aber nie verwundet worden. „Unser Hauptmann," pflegten die Grenadiere zu sagen, „versteht die Kugeln zu behexen." Als er sich nach dem baseler Frieden nach der Bretagne eingeschifft hatte, fiel er einem englischen Caper in die Hände, und blieb ein Jahr lang als Gefangener in England. Darauf ließ er sich in Passy bey Paris nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, und an einem Glossarium über fünf und vierzig Sprachen und einem französisch-celtischen Wörterbuche arbeitete. Schon früher hatte er seine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das trotz seiner gewagten Hypothesen nicht ohne Verdienst ist. Hier erfuhr er, als im Jahre 1799 der Krieg aufs neue ausbrach, daß sein alter Freund Lebrigaud, ein achtzigjähriger Greis, dem er seine Liebe für die Literatur verdankte, durch Requisition von seinem einzigen Sohne, der ihn unterstützte, getrennt worden war. Latour stellte sich statt seiner, und machte mit grauen Haaren aber jugendlichem Herzen den Feldzug in der Schweiz unter Massena mit. Nach dem 18ten Brumaire berief ihn der erste Consul in den gesetzgebenden Körper. Latour schlug den Sitz darin aus. „Ich verstehe keine Gesetze zu machen," antwortete er, „aber vertheidigen kann ich sie; man schicke mich zur Armee." Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier ward er durch einen Beschluß des ersten Consuls im April 1800 zum ersten Grenadiere der französischen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrensäbel, den er unter Ablehnung der damit verbundenen Pension annahm. Er diente in der 46sten Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vordersten, als ein Uhlane mit der Lanze sein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben. An der Stelle aber, wo er fiel, wurde ein Sarkophag errichtet mit der Inschrift: A la mémoire de La Tour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 27. Juin 1800; und sein Name blieb in der Liste der Compagnie, in welcher er gedient hatte.

Avanien, allerhand Abgaben, Erpressungen, eine Art von Justiztyrannei in dem türkischen Reiche.

Avantgarde, Vortrab, sind die bei einem Marsch vorausgehenden Truppen. Sie besteht in der Ebene aus Cavallerie, von Fußgängern und Geschütz unterstützt, in einem durchschnittenen Boden aber aus Fußgängern, von leichter Cavallerie begleitet. Jede Colonne hat ihren eigenen Vortrab, der, nachdem es das Land oder die Sicherheit erlaubt, näher oder weiter vorangeht, nach allen Seiten kleine Parteien schickt und die Anhöhen, auf welche der Heerzug stößt, besetzt. Entdeckt der Vortrab etwas Feindliches, so gibt er ohne Verzug dem Befehlshaber Nachricht, treibt den Feind zurück, oder hält ihn wenigstens durch seine Bewegungen so lange auf, bis sich das Corps zum Schlagen geeignet hat. Er sucht, was besonders bei starkem Nebel oder in der Nacht angeht, gleich anfangs einige Gefangene zu machen, erforscht von ihnen die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. s. w. Das Hauptcorps macht unterdeß Halt und setzt sich, um von dem etwa zurückgeworfenen Vortrab nicht selbst in Unordnung gebracht zu werden, außerhalb des Weges in Schlachtordnung. Der Vortrab sammelt sich in diesem Falle hinter dem Corps wieder, wodurch auch der Feind vom weitern Verfolgen abgehalten wird.

Avarie, Averie, Havarie oder Haverie kommt wahrscheinlich von der englischen Average her, welches eine Durchschnittsrechnung bedeutet. Die Haverei wird eingetheilt in die particulare, große und ordinäre oder kleine. Unter der ersten versteht man allen Schaden, den ein Schiff oder eine Ladung durch Gewalt oder durch das Ungefähr erleidet, unter der zweiten allen freiwilligen Schaden, der dem Schiffe, um größern zu vermeiden, zugefügt wird, mit jenen Kosten, die zum Besten des Ganzen von Schiff und Ladung angewendet wurden, und unter der letzten alle Kosten, die dem Schiffer an dem Ladungs- und Ausladungsplatze, bei gewissen Reisen, wie auch auf der See, vorfallen. Doch ist diese Haverei nicht mit jener zu verwechseln, die der Zeichner (Assecurant) zu bezahlen hat; denn diese kann ohne Assecuranz Statt finden, jene aber entsteht nur, wenn das Schicksal es fügt. Schaden aber hat dann nur der Zeichner, wenn Schiff und Ladung, welche Haverei leiden, versichert sind, und sich sodann zur Aufmachung eines Schadens eignen. Schon in den Gesetzbüchern der Römer findet man das Seerecht betreffende Gesetze. Die Lex rhodia de jactu, welche die große Haverei gesetzmäßig bestimmte, wurde allen neuen zum Grunde gelegt, und die Rechtsgelehrten, welche im 6ten Jahrhundert auf Justinians Befehl die Pandecten sammelten, gaben diesem Gesetze im 2ten Titel des 14ten Buchs einen Platz. Die große Billigkeit dieses Gesetzes, so wie überhaupt alle Handelsverordnungen der Rhodier, war die Ursache dieses allgemeinen Beifalls.

Averani (Benedetto) war zu Florenz den 19ten Juli 1645 aus einer alten und angesehenen Familie geboren, und zeigte seit seiner frühsten Jugend die größte Neigung zu den Studien. Statt die Vergnügungen seiner Altersgenossen zu theilen, las er den Ariost und Tasso, oder studirte allein und ohne Lehrer die Arithmetik. In der Schule der Jesuiten machte er bewundernswürdige Fortschritte. Seine Arbeiten in Prosa und in Versen wurden seinen Mitschülern als Muster aufgestellt. Kaum hatte er die Rhetorik beendigt, als ein Dominicaner ihm ein Gedicht auf den heiligen Thomas von Aquinum auftrug, das Averani, wiewohl es 300 Verse enthielt, in zwei Tagen vollendete, und in welchem die geheimsten Mysterien der Theologie mit großer Klarheit dargelegt waren. In der Philosophie begnügte er sich nicht mit dem Unterrichte, den man ihm ertheilte; er wollte aus den Werken des Aristoteles und Plato selbst schöpfen. Die Lehre des Letztern hatte für ihn besondere Reize, und war in der Folge der Lieblingsgegenstand seiner Forschungen. Auch in der Geometrie, Astronomie und in allen Theilen der Mathematik erwarb er sich Kenntnisse ohne Lehrer durch die bloße Kraft seines Genies. Darauf studirte er zu Pisa die Jurisprudenz und ward daselbst Doctor, als der Cardinal Leopold von Toscana, ein großer Beschützer der Wissenschaften, der seine Verdienste kennen gelernt hatte, ihn aufmunterte, die rein literarischen Studien nicht zu vernachläßigen, weil er ihm den Lehrstuhl der Aesthetik auf dieser Universität bestimmt hatte. Averani lernte jetzt griechisch, ebenfalls ohne Lehrer, wie er alles übrige gelernt hatte. Nach Verlauf von sechs Monaten war er im Stande es zu lehren, und ward 1676 zum Professor der griechischen Literatur ernannt. Er erklärte als solcher die Anthologie, den Euripides und Thucydides. Dann ging er zum Lehrstuhl der humanistischen Wissenschaften über und las über den Livius, Cicero und Virgil. Alle diese Vorlesungen sind gedruckt. Er starb zu Pisa den 28sten December 1707 und ward feierlich auf dem Campo santo beerdigt.

Avernus, ein in Unter-Italien zwischen Cumä und Puteoli ge-

legener See, von mäßig hohen Hügeln umgeben, die ehemals mit ungeheuern Waldungen bedeckt waren, so daß schauriges Dunkel den See umlagerte, und die angehäuften Ausdünstungen desselben die Luft ungesund machten. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk sich vor seinen Feinden hierher geflüchtet, das nur bei Nacht sich hervorwagte. Die dadurch in Furcht gesetzten Nachbaren gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finsterniß lebten. Es entstand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides sagt schon Homer. Er versetzt daher an diesen See den Eingang in die Unterwelt, und die Scene von der Erscheinung des Ulysses in derselben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an diesem See gewisse Priester ihre Wohnung genommen, welche Geister beschwuren und nur zur Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate, und man erzählte eine Menge Fabeln davon.

Avers, die Haupt- oder Vorderseite auf Münzen und Schaustücken, auf welcher der Kopf oder die Hauptfigur befindlich ist; im Gegensatz von Revers.

Avignon, eine große, wohlgebaute Stadt an der Rhone in der ehemaligen Provence mit 21,000 Einwohnern, wichtigen Manufacturen von Seidenzeugen und verschiedenen andern Fabriken; ein Arm der Sorgue durchströmt sie. Ehemals hatte sie eine Universität. Die Gegend umher ist reizend und fruchtbar an Getraide, Wein, Oel; in einem Umkreise von einer Stunde ist die Stadt mit den schönsten Spaziergängen umgeben. — Avignon mit seinem Gebiete, so wie die angränzende Grafschaft Venaissin gehörten vormals dem Pabst. Venaissin wurde 1273 von Philipp dem Kühnen an Papst Gregor X. abgetreten; Avignon aber nebst seinem Gebiete im Jahre 1378 von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, an Clemens XVII. für 80,000 Fl. verkauft. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vicelegaten, der jährlich neu ernannt wurde, und besaß sie bis zum Jahre 1790, wo nach mehrern stürmischen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete sich an die französische Republik anschloß, der sie 1791 feierlich von der Nationalversammlung einverleibt wurde. Gegenwärtig ist sie die Hauptstadt im Departement der Vaucluse und der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Aix steht, und dessen Sprengel sich über die Departements der Vaucluse und des Gard erstreckt. Historisch merkwürdig ist Avignon in der Geschichte der Päpste, weil sieben derselben von 1305 bis 1377 hier residirten. (S. d.) Auch Petrarka verlebte mehrere Jahre in Avignon, und erblickte hier zuerst die von ihm gefeierte Laura, deren Grabmal in der hiesigen Franziscanerkirche gezeigt wird. In dem Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 wurde Frankreich in dem Besitze von Avignon und Venaissin aufs Neue bestätigt.

Avocatorien, Heimrufungen, dergleichen ein Staat bei Anfang eines Krieges zu erlassen pflegt, um seine in dem feindlichen Lande sich aufhaltenden Unterthanen zurückzurufen.

Axe. Innerhalb einer krummen Linie, z. B. eines Halbcirkels, lassen sich gerade Linien parallel ziehen. Läßt man auf diese Parallellinien eine andere gerade Linie perpendicular fallen, dergestalt, daß sie dieselben perpendicular in zwei gleiche Theile theilt, so heißt dieses die Axe der krummen Linie. Eine gerade Linie, welche von einem Punkte in der Peripherie durch den Mittelpunkt der Kugel gezogen wird, heißt die Axe der Kugel. Eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunkt der Grundfläche gezogen wird, heißt die

Axe des Kegels. Weltaxe ist die Linie, welche man sich durch die beiden Pole und den Mittelpunkt der Weltkugel gezogen denkt.

Axiom oder Grundsatz ist ein allgemeiner Satz, der die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjects und eines Prädicats, ausdrückt, und den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht. Dahin gehören die gleichgültigen oder leeren Sätze, d. h. diejenigen, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verschiedene Worte ausgedrückt sind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache sey das, was sie ist, z. B. a ist a; jede Größe ist sich selbst gleich; ein Ding ist sich selbst ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich seyn und nicht seyn u. s. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren Prädicat ein Merkmal des zum Subject gewählten Begriffs enthält, ohne welches dieser nicht gedacht werden kann. So ist der Satz: ein Triangel hat drei Seiten, ein Grundsatz, weil das Subject Triangel, nicht anders als dreiseitig gedacht werden kann. Jeder Wissenschaft liegt ein solcher Grundsatz zum Grunde; er ist die Basis derselben, und giebt ihr die systematische Einheit. Alles, was zu der auf ihm gegründeten Wissenschaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er selbst aber darf nicht aus der Wissenschaft erst bewiesen werden. Welcher Satz aber der absolut erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß sey, darüber ist vielfach gestritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerspruchs (es ist unmöglich, daß etwas zugleich ist und nicht ist), Andere den Satz: was ist, das ist; noch Andere den Satz: ein jedes Ding ist entweder oder ist nicht; noch Andere den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund etwas für wahr, und wider erkannte Gründe etwas für falsch halten.) Alle diese Sätze sind ursprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle das mit einander gemein, daß sie in der innern Einrichtung unserer Denkkraft gegründet sind. Wir können nicht anders als die Aeußerungen unserer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren diesen Gesetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinsame in allen diesen Sätzen ist also eine gewisse Nothwendigkeit, die als folgender höchste Grundsatz des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens hervortritt: Was der Mensch vermöge seiner ganzen inneren Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das ist wahr. — Dieser Grundsatz läßt sich, so ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieser oder jener Gedenkungsart anwendbar sind. — Die kritische Philosophie nimmt das Wort Axiom in der strengsten Bedeutung, und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philosophie nur discursive Grundsätze, weil ihre Wahrheit durch vermittelnde Begriffe und nicht durch Anschauung bewiesen werden müssen.

Azimuth bedeutet in der Astronomie den Winkel am Zenith eines Gestirns, den der Scheitelkreis desselben mit dem Mittagskreise eines Orts macht. Das Azimuth kann östlich oder westlich seyn, je nachdem die Grade desselben von dem Mittagskreise gegen Morgen oder gegen Abend gezählt werden. Ist ein Gestirn so eben im Durchgange durch den Mittagskreis begriffen, so ist sein Azimuth 0. Kennt man die Höhe und das Azimuth eines Sternes, so kennt man auch seine Stelle genau. Man findet beides durch den astronomischen Quadranten, an welchem sich zu diesem Zwecke ein in Grade abgetheilter Kreis, der Horizontalkreis, befindet.

Azoren oder Habichtsinseln, wegen der vielen daselbst vorhandenen Habichte und Geier, von ihren Entdeckern, den Portugiesen, also genannt, sind eine Gruppe von neun Inseln, die im atlantischen Meere, zwischen Afrika und Amerika, unter dem 40sten Grad südlicher Breite und dem 10ten Grad westlicher Länge von Ferro liegen, und fast ganz aus vulcanischen Felsen bestehen, unter denen der Pico auf der gleichnamigen Insel der höchste ist. Dennoch sind sie durch die Einwohner, deren Fleiß das gesunde Clima begünstigt, wohl angebaut und bringen Getraide, Wein, Flachs, Zucker, so wie alle europäischen Früchte hervor. Der daselbst gewonnene Wein ist unter dem Namen Wein von Fayal in Europa bekannt. Die Zahl der Einwohner wird auf 142,000 angegeben. Die Inseln St. Miguel mit 80,000 Bewohnern, Terceira und Pico sind die bedeutendsten unter den Azoren. Der Sitz des portugiesischen Gouverneurs ist zu Angra auf Terceira. Die Entdeckung dieser Inselgruppe machten die Portugiesen auf Antrieb des berühmten Heinrich des Seefahrers (s. d.) im Jahre 1446. Schon vor den Portugiesen behaupten die Holländer sie entdeckt zu haben, daher sie auch zuweilen den Namen der flamischen oder flandrischen Inseln führen.

Azur, himmelblau. Die Franzosen nennen auch den Lasurstein (Lapis Lazuli), aus welchem das Ultramarinblau gemacht wird, Azur.

Azzara (Nicolas Joseph, Ritter von), spanischer Botschafter bei dem französischen Gouvernement, geboren 1731 zu Barbanales in Aragonien. Er zeigte schon früh einen lebhaften Hang zu den Künsten und Wissenschaften, und dieser Hang verstärkte sich durch seine Verbindung mit dem berühmten Maler Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war. Azzara betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, ward nach Rom unter dem Papste Clemens XIII. als Agent in Angelegenheiten der Kirche bei der Dataria geschickt, und zeichnete sich in diesem Posten durch seinen angenehmen Umgang und seine tiefe Geschäftskenntniß sehr vortheilhaft aus; ward darauf bei der spanischen Gesandtschaft angestellt, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigsten Verhandlungen seines Hofes bei dem päpstlichen Stuhle. Im Jahre 1796 wurde er dem Eroberer Italiens entgegengesandt, seine Gnade zu Gunsten Roms zu erflehen. Bonaparte wußte ihn sogleich zu würdigen, und von der ersten Zusammenkunft schreibt sich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der seitdem der stete Gegenstand seiner Bewunderung war. Damals war es auch, als sich eine genaue und innige Verbindung zwischen ihm und Joseph Bonaparte bildete. Azzara urtheilte über seinen Freund, daß sein Scharfblick und schneller Fassungsgeist Frankreich bald in ihm einen der geschicktesten und glücklichsten Staatsmänner geben würde. Kurz darauf ward Azzara mit einem diplomatischen Charakter nach Paris geschickt, wo ihn die Annehmlichkeit der Gesellschaft und die Aufnahme, die man ihm schenkte, für den Verlust seiner alten Freunde, einer schönen Bibliothek und einer reichen Gemälde- und Antikensammlung entschädigen mußten. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechselnden Steigen und Fallen seiner Gunst am spanischen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwiesen, wieder mit dem Charakter eines Botschafters nach Paris geschickt, und von neuem dieses wichtigen Postens beraubt. Seine Gesundheit, die schon sehr gelitten hatte, konnte diese mehrmaligen Erschütterungen nicht ertragen. Sein Plan, nach Italien zu gehen, in

der Hoffnung, daselbst ganz den Wissenschaften und Künsten zu leben, ward vereitelt; eine schwere Krankheit ergriff ihn, er fühlte seine Kräfte schwinden, und sagte den Abend vor seinem Tode zu seinem Bruder: „Nur ein Schritt, und mein Uebergang von hier nach dem Jenseit ist geschehen, und dies wird jetzt seyn!“ Den Tag darauf, am 26sten Januar 1804, starb er. Er hinterließ ein ansehnliches Vermögen, nicht an liegenden Gütern, aber an Capitalien, Meublen, Gemälden, Büsten, geschnittenen Steinen u. s. w. Seine Erben waren eine Schwester und zwei Brüder, deren einer Felix von Azzara, in Paris 1802 ein sehr gelehrtes Werk über die Thiere in Paraguay herausgab, wo er sich über zwanzig Jahre aufgehalten hatte. Der Ritter Azzara beschäftigte sich viel mit den Wissenschaften und Künsten, und schrieb seine Sprache gefällig und kraftvoll. Man verdankt ihm eine Uebersetzung von Middletons Leben Cicero's und von einigen Bruchstücken des Plinius und Seneca.

B.

B bezeichnet in der Musik unter den Klangstufen der diatonisch-chromatischen Tonleiter den, um einen halben Ton erniedrigten Ton h., die kleine Terze zu g., die reine Quinte zu s. Man bedient sich aber dieses Buchstabens auch bei der Vorzeichnung (s. Versetzungszeichen.) — Die Alten bezeichneten in ihrer Musik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonsystems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verschiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet. — B dur ist in der modernen Musik diejenige der 24 Tonarten, in welcher der Ton b als Grundton der harten Tonart angenommen wird. Damit dieser Grundton in seiner Tonleiter die reine Quarte erhalte, muß der Ton e einen halben Ton erniedrigt und in es verwandelt werden. B moll ist diejenige Tonart, in welcher der Ton b als Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Außer der Erniedrigung des Grundtons durch das Zeichen b vor der H-Stufe müssen noch die Töne e, a, d und g um einen halben Ton erniedrigt werden. Die Vorzeichnung besteht demnach aus fünf b. Von vielen Tonkünstlern wird mit dem Ausdruck b moll auch unsre b Saite bezeichnet. — B zeigt auf französischem Gelde die Münzstadt Rouen, auf preußischem Breslau an; BB ist das Zeichen der Münzstadt Strasburg.

Baake, Bake heißt bei den Schiffern ein gewisses Zeichen, welches ihnen anzeigt, entweder wo Anfurt und Einfahrt ist, oder wo sie sich vor Klippen oder sonstiger Gefahr zu hüten haben. Es bestehen solche Zeichen entweder in hohen Feuerzeichen, Wacht- und Leuchthürmen, welche an dem Strande unterhalten werden, oder auf der See selbst in Tonnen an Ketten oder andern Dingen. Zu Unterhaltung dieser Einrichtungen wird von den Schiffenden ein gewisses Baken- oder Tonnengeld entrichtet.

Baarrecht war im Mittelalter die Gewohnheit, denjenigen, der als Mörder angeklagt oder verdächtig war, an die Bahre zu führen, auf welcher der Ermordete lag und ihn den Leichnam berühren zu las-

en. Fing dieser zu bluten an, so ward der Angeklagte für schuldig
rklärt.

Babet, s. Boursault.

Babo (Franz Maria), geboren 1756 zu Ehrenbreitstein, war Pro-
essor der Aesthetik zu München, und hat jetzt daselbst die Aufsicht über
as königliche Theater. Nicht unrühmlich bekannt ist er unter uns
urch seine dramatischen Werke, die, wenn sie auch nicht zu den voll-
ndeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Urhebers zeugen.
Selbst in denen seiner frühern Stücke, welche der bunten Reihe unmo-
ivirter Scenen einer Haupt- und Staatsaction ziemlich ähnlich sehen,
st doch Lebhaftigkeit der Imagination, kräftiges Gefühl und natürlicher
Beruf zu dramatischen Arbeiten nicht zu verkennen. Eigentliche Epo-
che zu machen, gelang ihm durch sein Trauerspiel; Otto von Wit-
telsbach (1782), nach Göthe's Götz das erste Ritterschau-
spiel, welches eigentlich aufführbar war, und unter der großen Anzahl
aufführbarer, die ihm folgten, weil sie Modegeschmack wurden, sich vor-
theilhaft auszeichnete. Späterhin versuchte der Dichter mit Erfolg das
bürgerliche Schauspiel und es gelang ihm, in seinem Bürgerglück,
Wahrheit, Einfachheit und Popularität in dem Grade zu treffen, in
welchem sie ohne Aufopferung des guten Geschmacks, zur dramatischen
Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, war im Alterthum ein berühm-tes asiatisches Reich, das östlich an Susiana, südlich an den persischen Meerbusen und Chaldäa, westlich an das wüste Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Mesopotamien gränzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, so wurden die Namen Chaldäa und Babylonien gleichbedeutend gebraucht. — Babylonien ist ein flaches, ebenes Land, durchströmt von zwei großen Flüssen, dem Euphrat und Tigris. Jener, dessen Wasser fast immer bis zum Rande seiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringsten Anwachs über. Regelmäßig aber überschwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armenischen Gebirgen herabströmenden Gewässer ihn anschwellen, und befruchtet es auf dieselbe Weise, wie der Nil Aegypten. Um diese Ueberschwemmungen zweckmäßig zu leiten und ihren schädlichen Wirkungen vorzubeugen, durchzog man das Land früh mit Cänälen und erbaute Dämme, und wirklich erreichte man dadurch, ungeachtet der glühenden Hitze und des seltenen Regens, eine so große Fruchtbarkeit, daß Herodot durch bestimmte Angaben derselben seine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen fürchtete. Bäume fehlen dem Lande ganz, ausgenommen Cypressen und Palmbäume. Den Mangel an Baumaterialien hatte die Natur an Ziegelerde ersetzt, die an der Sonne gedörrt, oder in Oefen gebrannt, die dauerhaftesten Steine gab, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen. Zum Mörtel bediente man sich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die Bewohner Babyloniens gehörten zu den ältesten Völkern auf der Erde. Ihre Sprache, ein aramäischer oder syrischer Dialect, zeigt sie als einen semitischen Völkerstamm. Ob sie aber aus Indien, oder, wie ihre Sprache anzuzeigen scheint, aus der arabischen Halbinsel gekommen, läßt sich nicht entscheiden. Schon früh erscheinen sie als ein Volk, das feste Wohnsitze und einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung hatte. Die mosaischen Nachrichten erwähnen ihrer gleich nach der Sündfluth, und nennen Nimrod als den Stifter des ersten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns die Namen Ninus, Belus, Semiramis aufbehalten, die sie als große Eroberer schildern. (S.

Assyrien.) Endlich um das Jahr 630 v. Chr. tritt Babylon auf kurze Zeit in hellem Glanze hervor. Damals kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nebukadnezar vom Taurus und Caucasus herab, eroberten ganz Südasien, zerstörten Jerusalem, unterwarfen sich Tyrus und Phönicien, und gründeten ein Reich, das sich bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres erstreckte. Babylon, schon früher der Sitz der Cultur und wissenschaftlicher, besonders astronomischer und astrologischer Kenntnisse, ward die Hauptstadt dieses Reichs und erreichte seine schönste Blüthe. Handel und Kunstfleiß führten Reichthum herbei, und dieser weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Besonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrsamkeit war das Eigenthum der Priester, die unter dem Namen Chaldäer vorkommen. — Nach Nebukadnezar verfiel das Reich nach und nach, bis Cyrus ihm durch die Zerstörung der Hauptstadt ein Ende machte und Babylonien mit Persien vereinigte. Es theilte Persiens Schicksale, bis es 640 nach Chr. Geburt Mahomeds Nachfolger eroberten, und Bagdad am Tigris erbauten. (755.) Hier war der Sitz der Califen, die Halaku, ein Tatarfürst 1258 verjagte. Im Jahre 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkischen Sieger, denen es Shah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam Babylonien unter die Herrschaft der Türken, die es noch besitzen.

Baccalaureus, ehedem bei den Franzosen ein Edelmann, der sich in Kriegsdienste begab, aber nicht Vermögen genug besaß, eine Fahne zu führen; gegenwärtig ein nicht sehr gewöhnlicher Titel, den man auf Universitäten denjenigen beilegt, welche die nächste Anwartschaft zur Doctorwürde haben. Auch heißen auf manchen Schulen die untersten Lehrer Baccalaurei.

Bacchius, Baccheus, ein Versfuß, der aus einer kurzen und zwey langen Sylben besteht. (◡ — —). Der Antibacchius oder Palimbacchius besteht aus zwei langen und einer kurzen Sylbe. (— — ◡).

Bacchus, griechisch Dionysus, der Gott des Weins, zwar von einer sterblichen Mutter geboren, aber dennoch gleich von seiner Geburt an einer der himmlischen Götter. Seine Geschichte gehört zu den verwickeltsten in der griechischen Mythologie. Semele, des Cadmus Tochter, der Zeus in sterblicher Gestalt liebend genaht war, bat ihn, von der arglistigen Here verführt, in seiner Herrlichkeit als der höchste der Götter ihr Lager zu besteigen. Die Bethörte hatte ihr Verderben erfleht. Zeus, durch den unverletzlichen Schwur gebunden, erschien ihr in seiner wahren Gestalt, aber Semele, unfähig die Nähe des Donnerers zu ertragen, ward von den Flammen seines Blitzes verzehrt. Zeus eilte mindestens die noch unreife Frucht seiner Umarmungen zu retten, und verschloß sie, bis zur Zeitigung, in seine eigene Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Juno und Athamas (s. beide), und in der Folge zu den Nymphen von Nysa brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als sein Lehrer und Erzieher wird sein nachmaliger beständiger Begleiter Silenus genannt. Hier in Nysa's Thälern war es, wo er aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand, und den Menschen die Pflanzung des Weinstocks lehrte. Um seine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuschränken, durchzog er fast die ganze damals bekannte Erde, und breitete mit seiner Wohlthat zugleich seine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andere nennen Pardel, Tieger und Lüchse) begann er seine, einem Triumphgepränge ähnliche Reise mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, Silenen,

Satyrn, Mänaden. Begeistert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den Thyrsus schwingend, mit Reben und Epheu begränzt, schwärmten und tanzten sie um ihn her, jauchzend scholl ihr Evoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf mischte sich phrygischer Flöten Getön und wirbelnder Paukenklang. In Thebe aber wollte man seine Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüstete sich sogar wider ihn. Bacchus beschloß den Frevel zu rächen. Eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häusern auf den Berg Cythäron, wo sie umherschwärmten, Pentheus aber ward von seiner eigenen Mutter und deren Schwestern, denen er ein wildes Thier schien, zerrissen. Auf ähnliche Weise strafte er des Minyas Töchter, die seine Feste nicht feiern wollten, mit Raserei und Verwandlung. Als er nach Naxos übersetzte, gedachten die tyrrhenischen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil sie aus seinem Purpurgewand auf einen Königssohn schlossen. Sie fesselten ihn; aber die Fesseln fielen ab, das Fahrzeug stand mitten im Meere fest, Reben und Epheu umschlangen das Schiff, der Gott verwandelte sich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raserei ergriffen, stürzten sich ins Meer, wo sie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er diejenigen, die ihn gastlich und mit Ehrfurcht empfingen. Midas, der ihm den verlornen, treuen Silen wieder zugeführt hatte, erbat sich für diesen Dienst, daß alles, was seine Hand berührte, sich in Gold verwandeln möge; daß er dadurch in Gefahr zu verhungern und zu verdursten kam, war die Schuld seiner thörichten Bitte. Doch half ihm der Gott durch den Rath, sich im Paktolus zu baden, womit das Unglück von ihm wich. — Seine Liebe gewannen mehrere, aber nur Ariadne, die er auf Naxos verlassen fand, erhob er zu seiner Gemahlin (s. d.) Sie ward durch ihn der Unsterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches seiner Mutter Semele zu gewähren, stieg er in die Unterwelt hinab, und führte sie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held, und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach andern entging er der ihn in diesem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er sich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu; Euan Euie! (Schön, mein Sohn!), ein Gruß, mit welchem Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer schönen Jungfrau, als einem Jünglinge ähnlich. Eine eigenthümliche Zierde ist ihm die Stirnbinde; die langen wellichten Haare sind hinten in einen Knoten geschürzt, und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich ist er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachlässig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell queer über der Brust. Der bärtige Bacchus ist eigentlich indischen oder ägyptischen Ursprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbesiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunst der Griechen zu verstecken, oder ließ sie nur wenig vorschimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feste hießen Bachanalien, Dionysien, auch im Allgemeinen Orgien. Besonders feierlich wurden sie in Athen begangen, wo man die Jahre danach zählte. Während ihrer Dauer war die geringste Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionysien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigste der Feier bestand in einer Prozession, welche den Triumph des Bacchus vorstellte. Es erschien dabei derselbe oben beschriebene Zug von Bacchanten und Bacchantinnen, die von wahrem oder angenommenem Weinrausche begeistert, schwärmend und tobend umherzogen, und

sich dem zügellosesten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirschhäuten bekleidet, und mit Euphen bekränzt, und trugen in den Händen Trinkgeschirre und Tyrsusstäbe. Mitten unter diesem wahnsinnigen Haufen zogen in schöner Ordnung die von den Phratien (Bürrgemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erstlinge der Früchte, Kuchen von verschiedener Gestalt, und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Diese Prozession geschah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauspielen und andern Lustbarkeiten. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wo theils Wettstreite der Chöre in Musik und Tanz, theils neue dramatische Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrschte Ausgelassenheit und Schwelgerei. Diese Feste kamen von den Griechen zu den Römern, die sie mit noch ärgerer Zügellosigkeit begingen, bis der Senat sie im Jahre der Stadt 567 durch ein feierliches Edict gänzlich untersagte. — Außer diesen großen Bacchusfesten gab es noch andere, die zu verschiedenen Zeiten des Jahres begangen wurden.

Bacchylides, aus der Insel **Cos** gebürtig, der letzte von den neun Lyrikern Griechenlands, welche der alexandrinische Canon für classisch erklärte. Ein Verwandter des Simonides und Zeitgenoß Pindars wird er auch als Dichter beiden an die Seite gesetzt. Hiero, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch. Uns sind leider von seinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgesängen nur wenige Fragmente übrig geblieben; es finden sich manche Spuren von ihm in Horazens Oden. Ohne Pindars stürmischen Adlerflug fehlt es ihm weder an Feuer und Kraft, noch an hohen und edeln Gesinnungen.

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen **Fra Bartolomeo di San Marco** oder **Frate**, geboren 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, kam sehr jung nach Florenz, und lernte die Anfangsgründe der Malerei von Cosimo Rosselli. Er machte schnelle Fortschritte, und gewann durch das Studium der Werke Leonardo's da Vinci jene schöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umrisses, die seine späteren Arbeiten auszeichnet. Aus dieser Periode ist sein berühmtes Frescogemälde auf dem Gottesacker des Hospitals Santa Maria Nuova, welches das jüngste Gericht vorstellt und von seinem Freunde Albertinelli, der seine Manier sich angeeignet hatte, vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatischen Savonarole, verließ er alles, um ihm zu folgen, und schloß sich mit einer großen Anzahl seiner Anhänger in das Kloster von St. Marcus ein, als dieser wüthende Aufruhrprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloster ward förmlich belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der ihm drohenden Gefahr glücklich entginge. In Folge dieses Gelübdes nahm er 1500 in demselben Kloster das Kleid des heiligen Dominicus und nannte sich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hatte seine Phantasie so erschüttert, daß er vier Jahre keinen Pinsel anrührte, und auf die Bitte der Geistlichen ihn nur wiedernahm, um ihn Gegenständen der Andacht zu widmen. Die Gemälde, welche er in dieser letzten Periode ausführte, sind seine vollendetsten. Man hat sie für Werke Rafaels gehalten. Dieser große Meister war 1504 nach Florenz gekommen, und beförderte allerdings durch Rath und Beispiel die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeo's. Sie tauschten wechselseitig ihre Kenntnisse aus. Dieser lernte die Perspective von seinem jungen Freunde und gab ihm Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher besuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Rafael in Rom, und

hatte die seltene Bescheidenheit ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachstehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehrere Kirchengemälde aus, unter denen auch der heilige Marcus und der heilige Sebastian waren, zwei Gemälde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Ersteres ist eine Zierde des Museums Napoleons. Fra Bartolomeo verdient der Vorläufer Rafaels genannt zu werden, und vielleicht wäre er sein Nebenbuhler geworden, hätte er dieselben Gelegenheiten gehabt, sein Talent geltend zu machen. Sein Styl ist streng und erhaben, aber dabei sehr anmuthig in seinen jugendlichen Figuren; sein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert sich darin dem Titian und Giorgione, und in dem Vertreiben und Verschmelzen der Farben weicht er kaum den besten lombardischen Coloristen. Besonders aber ist er ein Meister im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit so viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verstand. Er starb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Rustuci und Fra Paolo von Pistoja, der seine Zeichnungen erbte.

Bacciochi (Felix Pascal), geboren den 18ten Mai 1762 zu Ajaccio in Corsica, wo sein Vater Oberster war, gegenwärtig Fürst von Lucca und Piombino, General, Senator und Offizier der Ehrenlegion. Er war früh schon im Militärdienst, und damals Infanterieoffizier, als er die älteste Schwester Bonaparte's, damaligen Oberbefehlshaber der italiänischen Armee, jetzige Prinzessin Elise, heirathete. Er ward hierauf Oberster des 26sten leichten Infanterieregiments, im Juni 1804 Präsident des Wahlcollegiums vom Ardennendepartement und erhielt die Anwartschaft, in den Erhaltungssenat zu treten. Den 29sten November 1804 ward er wirkliches Mitglied desselben und Offizier der Ehrenlegion. Da der Kaiser kurze Zeit darauf seiner Schwester das Fürstenthum Piombino geschenkt hatte, ward Bacciochi selbst Souverain, und empfing zu gleicher Zeit in der Senatssitzung vom 13ten März 1805 aus den Händen des Kaisers das rothe Band. Er reis'te wenige Tage nachher mit seiner Gemahlin nach Piombino ab, um von dem Fürstenthume Besitz zu nehmen, und ward mit den Zeichen aller Bereitwilligkeit und Zuneigung empfangen. Den folgenden 23sten Juni ward er zum Fürsten von Lucca ernannt, wohin er sich den 10ten Juli mit seiner Gemahlin begab. Sie wurden auch hier mit Pomp und Pracht aufgenommen, und ließen sich huldigen. Am 1sten Mai 1806 wurden die Länder von Massa und Carrara als französische Reichslehen und la Garfagnana mit dem Fürstenthume Lucca vereinigt. Im Jahre 1809 ernannte Kaiser Napoleon den Fürsten zum Commandanten der Truppen in Toscana, das mit Frankreich vereinigt wurde; seine Gemahlin Elise aber zur Generalgouvernante, mit dem Titel einer Großherzogin. Beide residirten von dort an in Florenz. Mit dem Umschwunge der europäischen Angelegenheiten im Frühjahre 1814 nahmen aber alle diese Herrlichkeiten ein Ende, und die Familie Bacciochi trat wieder in den Privatstand zurück. Nach Napoleons Einfall in Frankreich wurde der Fürst und die Fürstin verhaftet, nach Oesterreich geführt, und dort auf den Spielberg bei Brünn gebracht, wo sie noch unter strenger Aufsicht leben.

Bach (Johann Sebastian), unter den deutschen Tonkünstlern des vorigen Jahrhunderts einer der berühmtesten, und der größte dieses in der musikalischen Literatur so ausgezeichneten Namens, war 1685 zu Eisenach geboren und starb 1754. Er studirte die Musik zu Lüneburg, trat anfangs in die Dienste des Herzogs von Weimar, ward dann Or-

ganist zu Mühlhausen, hierauf Capellmeister des Fürsten von Cöthen, und ging 1737 als Hofcomponist des Königs und Churfürsten nach Leipzig. Als Clavier- und Orgelspieler hatte Sebastian Bach in damaliger Zeit nicht seines Gleichen. Das Pedal behandelte er mit einer unerreichbaren Geläufigkeit. Er excellirte im Contrapunkt; seine Compositionen sind voll Originalität und Kraft; seine Harmonie ist kunstvoll, seine Melodie neu und reich, aber zuweilen wenig gefällig. Er hat mehrere Stücke für Kirchenmusik und vieles für das Piano hinterlassen. Aber die meisten seiner Compositionen erfodern einen Virtuosen zur fehlerfreien Ausführung; — Die Bachsche Familie stammte eigentlich aus Presburg in Ungarn, welches Sebastians Vater, der selbst ein guter Musikus war, der Religion wegen verließ, um sich in Deutschland niederzulassen. Mehr als funfzig Tonkünstler sind von ihr ausgegangen; Sebastian selbst hatte elf Söhne, sämmtlich als Musiker vortheilhaft bekannt, die berühmtesten waren folgende vier. — **Wilhelm Friedemann**, geboren 1710 zu Weimar, starb mit dem Titel eines hessendarmstädtischen Capellmeisters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmonisten und geschicktesten Orgelspieler. Man hat von ihm die bekanten sechs Fugen fürs Clavier — **Carl Philipp Emanuel**, 1714 zu Weimar geboren und 1788 zu Hamburg gestorben, kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, als Musikus in königlich preußische Dienste nach Berlin, und ward endlich Musikdirector zu Hamburg. Er hatte meistentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellerts geistlichen Liedern herausgegeben. Sein **Versuch über die wahre Art, Clavier zu spielen**, ist noch immer ein classisches Werk in seiner Art. — **Joh. Christoph Friedrich**, geboren 1732, Concertmeister zu **Bückeburg**, ein großer Orgelspieler, der auch durch seine herausgegebenen Musikalien bekannt ist. — **Johann Christian (der englische genannt)**, geboren 1735 zu Leipzig, gestorben zu London 1782, welcher wegen der galanten Manier, in der er geschrieben, lange Zeit ein Lieblings-Componist gewesen ist.

Bachaumont (François le Coigneux), geboren zu Paris 1624, gestorben daselbst 1702. Sein Vater war Parlamentspräsident in Paris, und sein Sohn wurde frühzeitig dabei als geistlicher Rath angestellt. Er nahm Partei gegen den Hof, und ihm verdankt diese Faction den Namen der **Fronde**, indem er sie einst mit den Schulknaben verglich, die sich in den Gräben von Paris mit Schleudern belustigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten schnell sich trennten, aber sobald er den Rücken gewandt, wieder beisammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarins trugen seitdem Hutschnüre in Form einer Schleuder, und nannten sich Schleuderer (Frondeurs.) Bachaumont fand bei diesen Streitigkeiten oft Gelegenheit, seinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulassen. Nach ihrer Beilegung zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz seiner Neigung zur Dichtkunst, für die er viel angebornes Talent hatte, zu leben. Gleichheit des Geschmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwischen ihm und **Chapelle** eine innige Freundschaft, und Beide arbeiteten gemeinschaftlich an jener angenehmen Reisebeschreibung, welche unter den Freunden der leichten tändelnd anmuthigen Poesie so vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehrere Lieder der leichten fröhlichen Gattung von ihm her, die aber zu zerstreut sind, als daß man sie zu sammeln im Stande wäre. Lefevre de St. Marc hat eine Sammlung veranstaltet, doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darein aufgenommene von Bachaumont herrühren.

Backhuysen (Ludolph), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, ward 1631 zu Embden geboren, und zeigte in seiner Jugend ganz besondere Anlagen zum Schreiben. Nachdem er bis in sein achtzehntes Jahr bei seinem Vater, der Secretär der Generalstaaten war, gearbeitet hatte, kam er in ein Handelshaus nach Amsterdam. Hier fing er an, mit der Feder ohne Anweisung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Diese Versuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, sich ganz der Malerei zu widmen. Er nahm jetzt Unterricht bei van Everdingen, und erlangte durch Fleiß und häufiges Besuchen der Werkstätten der besten Künstler in kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit; aber am meisten förderte seine Fortschritte der Eifer, womit er die Natur studirte. Um besonders furchtbare Naturscenen zu beobachten, scheute er keine Gefahr. Oft bestieg er bei einem herannahenden Sturme ein leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Blute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerstreute und zertrümmerte. Oft setzten ihn die erschrockenen Matrosen trotz seiner dringenden Vorstellung ans Land; dann eilte er, ohne ein Wort mit Jemanden zu sprechen, ohne durch irgend etwas sich zu zerstreuen, nach Hause, und führte mit bewundernswürdiger Genauigkeit in den Details die früher entworfenen Skizzen aus. Dieses muthige Streben verschaffte seinen Gemälden den ersten Rang in dieser Gattung der Malerei. Mehrere Fürsten besuchten seine Werkstätte, und Peter der Große wollte sogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeister von Amsterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seestücks auf, das sie mit 1500 Fl. bezahlten und im Jahre 1665 Ludwig XIV. übersandten. Dies schöne Gemälde, so wie noch sieben andere Seestücke von Backhuysen, besitzt das Museum Napoleon. In allen seinen Bildern herrscht die äußerste Wahrheit. Seine Farben sind trefflich und sein Pinselstrich ganz vorzüglich geeignet, das Wasser und dessen Bewegung nachzuahmen; seine Himmel sind leicht und unendlich mannichfach. Außerdem versuchte sich Backhuysen noch in der Dichtkunst, und unterrichtete in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Mit diesen seltenen Talenten verband er die liebenswürdigsten Eigenschaften, und genoß die Achtung der Gelehrten, Künstler und trefflichsten Menschen seiner Zeit. Seine Heiterkeit und die Stärke seiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die seinem Leben in einem Alter von 78 Jahren im Jahre 1709 ein Ende machten. — Seine Gemälde werden stets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemäldeauction des Herrn P. de Smeth in Amsterdam wurden die vier von Backhuysen darin befindlichen Stücke im Jahre 1810 mit 805, 980, 550 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Franz), Baron von Verulam, Viscount von St. Albans, Großsiegelbewahrer und Kanzler von England, einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich zu rühmen hat, würde nach Newton die erste Zierde Englands seyn, wenn nicht die Schwächen seines Charakters und einige Handlungen seines Lebens den Ruhm, den seine Talente und seine Arbeiten ihm sichern, einigermaßen verdunkelt hätten. Geboren zu London im Jahre 1561 gab er von seiner frühesten Kindheit an Proben eines überlegenen Geistes. In einem Alter von dreizehn Jahren bezog er die Universität Cambridge, wo er in allen Wissenschaften bewundernswürdig schnelle Fortschritte machte. Er zählte noch nicht sechzehn Jahre, als er schon ein Werk gegen die aristotelische Philosophie schrieb, die ihm eher geeignet schien, den Geist in

Streitigkeiten zu verwickeln als aufzuklären. Diese Wahrnehmung scheint alle seine Arbeiten geleitet zu haben. Der damals in England bestehenden Sitte gemäß, die für Staatsämter bestimmten Jünglinge ins Ausland, besonders nach Frankreich, zu schicken, ging der junge Baco im Gefolge des Gesandten Sir Amias Powlet nach Paris, der eine solche Achtung für ihn faßte, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte sich derselben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereis'te mehrere Provinzen dieses Landes, um die Sitten und Gesetze kennen zu lernen. Neunzehn Jahre alt, schrieb er ein Werk über den Zustand Europa's, in welchem er die auffallendsten Proben seiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um seiner Geburt gemäß leben zu können, sich für die Rechtsgelehrsamkeit entschied, und das Studium der Gesetze mit solchem Eifer und Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbesserung seiner äußern Umstände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der scholastischen Studien zu verbessern, und für eine gesunde Philosophie zweckmäßiger einzurichten. Der Platz, den er bei der Königin einnahm, war mehr ehrenvoll als einträglich; seine Talente und seine Verbindung mit dem Großschatzmeister Burleigh und dessen Sohn Sir Robert Cecil, erstem Staatssecretär, schienen ihn zu den ersten Aemtern zu berufen; aber die Feindschaft zwischen letzterm und dem Grafen Essex, Baco's Freund und Beschützer, verzögerte lange seine Beförderung. Der Graf Essex suchte ihn durch das Geschenk eines Landgutes zu entschädigen, wofür Baco die lebhafteste Dankbarkeit bezeigte. Aber er vergaß bald nachher, was er einem so großmüthigen Wohlthäter schuldig sey, und verließ ihn nicht nur, sobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zu entschuldigenden Kleinmüthigkeit, sondern trat sogar, als ihm der Prozeß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen diesen schändlichen Undank erhob sich die allgemeine Stimme, und was auch Baco zu seiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht, und die Königin zeigte sich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach diesen widrigen Erfahrungen schien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt worden, und stimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Minister, wiewohl er stets im Dienste der Krone blieb. Kann etwas seine großen Vergehungen entschuldigen, so war es seine Armuth. Er fand sich in einer solchen Zerrüttung, daß er zwei Mal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jacobs I. war ihm günstiger. Dieser Fürst, der ein Beschützer der Wissenschaften seyn wollte, nahm Baco mit Auszeichnung auf, und erhob ihn 1603 in den Adelstand. Baco zeigte sich durch sein Betragen im Parlament würdig dieser Gunst. Er ward beauftragt, dem Könige feierliche Vorstellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche sich die königl. Lieferanten in seinem Namen erlaubten, und er vollzog diesen gefährlichen Auftrag mit so viel Talent und Glück, daß er sowohl dem Parlament als dem Könige Genüge leistete. Das Haus der Gemeinen votirte ihm eine öffentliche Danksagung, und Jacob I. ernannte ihn zu einem seiner Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu bald noch eine Pension von 61 Pfund kam. Seine Lage verbesserte sich nach und nach immer mehr, er schloß eine vortheilhafte Ehe, stieg 1617 bis zur Würde

ines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folgenden Jahre mit dem Titel eines Viscount von St. Alban vertauschte, erhoben. Jetzt befand er sich in einer Lage, daß er ein gemächliches und glänzendes Leben führen konnte, ohne seinen Charakter durch Handlungen der Habsucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beschwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Kammer der Pairs an, Concessionen von Aemtern und Privilegien für Geld unter dem Staatssiegel ertheilt zu haben. Baco, der sich nicht rechtfertigen konnte, und das Aufsehen einer gerichtlichen Untersuchung zu vermeiden wünschte, gestand seine Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anspruch und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, sich auf die Beraubung des hohen Amtes beschränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umständliches Bekenntniß die Richtigkeit fast aller gegen ihn erhobenen Klagen eingestanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs selbst an einem ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder nahmen, zu einer Geldstrafe von 40,000 Pfund und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade. Außerdem wurde er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu sitzen und sich nur dem Orte zu nähern, wo der König seinen Hof hielte. Unstreitig war dies harte Urtheil gerecht für so große Verbrechen; dennoch müssen wir zu einiger Entschuldigung derselben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz und Habsucht, noch eine völlige Verderbtheit des Herzens, sondern vielmehr eine von Andern gemißbrauchte Charakterschwäche war. Züge von Edelmuth und Festigkeit, die sein Leben ebenfalls aufzuweisen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und schätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen Anderer abzulehnen. Er überlebte seinen Sturz nur wenige Jahre und starb 1626. Wir wenden den Blick ab von diesem traurigen Gemälde der Lebensumstände und Handelsweise eines von der Natur so herrlich ausgestatteten Mannes, um ihn auf die unsterblichen Werke seines Geistes zu richten, wiewohl der beschränkte Raum dieser Blätter uns nur eine flüchtige Betrachtung derselben verstattet. Wir haben schon angedeutet, wie er bereits früh den Gedanken einer gänzlichen Reform in dem System der Wissenschaften faßte. Alle seine Studien, alle seine Bestrebungen gingen dahin. Er übersah den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse, untersuchte die Beziehungen, durch welche sie unter einander verbunden sind, und classificirte sie nach den verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, welche sie vorzugsweise in Anspruch nehmen. Daher die Eintheilung in Wissenschaften des Gedächtnisses, des Verstandes und der Einbildungskraft. Mit Recht hat man Baco den Vater der Experimentalphilosophie genannt, denn er war der Erste, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der positiven Wissenschaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur sey. Wie diese Beobachtungen kunstmäßig zu leiten, und wie sie durch die Natur zu befragen sey, hat er in mehrern Methoden aus einander gesetzt. Er behandelt diesen Gegenstand in seinem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und dem Novum organum scientiarum. Sein allseitiger Geist hatte die sämmtlichen Wissenschaften studirt, er sah, auf welcher Höhe eine jede stand, welche falschen Richtungen sie genommen, und wie sie wieder zur Wahrheit zurückzuführen sey. Betrachtet man ihn als Metaphysiker, so zeigt er eben so viel Scharfsinn

als Tiefe in seinen Ansichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Ideenassoziation, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er setzt sehr deutlich das von Aristoteles aufgestellte und von Locke entwickelte Princip aus einander, daß die Begriffe des Verstandes aus sinnlichen Eindrücken entstehen. Als Physiker hat er sehr sinnreiche Ansichten gehabt, und sich auf dem Wege mehrerer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatischer Maschine ersonnen, mittelst welcher er die Elasticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, geahnt zu haben scheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton später bewies, hatte er die richtigsten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Versuche, um die Grundsätze derselben zu bestimmen. Auch die Naturgeschichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in seinem Werke Sylva sylvarum u. s. w. Ueber die Medicin hat er mehrere Werke geschrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod. Allein die Physiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zustande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müssen. Die Jurisprudenz hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, sondern auch als Gesetzgeber und Philosoph studirt. Man hat von ihm Aphorismen, eben so merkwürdig durch Tiefe der Ideen, wie durch die Energie und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eines seiner schönsten Werke, **Sermones fideles** betitelt, ein Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und der menschlichen Verhältnisse, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Historiker hat er in seiner Geschichte Heinrichs VII. und VIII. nur wenig geleistet. Von seiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt sein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch sehr sinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wissenschaft, in der Baco weniger gründliche Kenntnisse besaß, war die Mathematik, und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menschlichen Geistes entdeckte und die richtigen Methoden anzeigte, das copernicanische System bestreiten konnte. In diesem Punkte allein stand er tiefer als die aufgeklärten Männer seiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menschlichen Forschung hatte er sich zu einer Höhe emporgeschwungen, daß keiner seiner Zeitgenossen die Kraft seines Genies, die Richtigkeit seiner Ansichten und die Wichtigkeit seiner Arbeiten nur vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war sein Richter, und mit gerechtem Stolze sagt er in seinem Testamente: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wenn noch einige Zeit verflossen seyn wird.“ — Die schönste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist zu London 1765 in fünf Quartbänden erschienen. Sie sind theils in englischer, theils in lateinischer Sprache.

Baco (Roger), ein englischer Mönch des 13ten Jahrhunderts, der durch die Kraft seines Genies sich weit über sein Zeitalter erhob, und in mehreren Wissenschaften Entdeckungen machte, welchen die Bewunderung der aufgeklärtesten Nationen zu Theil ward. Er war 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Sommerset aus einer alten und angesehenen Familie geboren, und widmete sich, den Ansichten jener Zeit gemäß, dem Klosterleben. Interessant und lehrreich ist es wahrzunehmen, wie ein einfacher Klostergeistlicher, ohne allen Antrieb, den von der Natur empfangenen Geist der Forschung und Erfindung in Thätigkeit setzte, welche Hindernisse Unwissenheit und Aberglaube den

Regungen seines Geistes entgegenstellten, und welche Anstrengungen er machen mußte, um nicht in seiner Wirksamkeit von ihnen gehemmt zu werden. Nach den Elementarstudien bezog Roger die Universität Oxford und ging von da nach Paris, wo Schüler aus allen Ländern Europa's sich versammelten. Roger genoß mit Eifer den Unterricht der geschicktesten Lehrer, machte in allen seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte und erhielt die theologische Doctorwürde. Im Jahre 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und sich zu Oxford niederließ. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu seyn; aber dieses Studium foderte Hülfsmittel, deren Herbeischaffung seine Vermögensumstände ihm nicht verstatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wissenschaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand setzten, Bücher anzukaufen, Instrumente zu verfertigen und die nöthigen Versuche zu machen. Indem er mit Aufmerksamkeit die Geheimnisse der Natur untersuchte, entdeckte er gewisse Eigenthümlichkeiten, gewisse Verbindungen der Körper, woraus er neue Wirkungen ableitete, die dem Einsichtsvollen, der ihren natürlichen Zusammenhang begriff, Bewunderung abnöthigten, dem Unwissenden aber so außerordentlich schienen, daß er sie für Werke höllischer Zauberkunst ansah. Dieser Wahn wurde durch die Eifersucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geistlichen des Klosters seine Ueberlegenheit betrachteten. Ueberdies stand Roger in freundschaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Bischoff von Lincoln, einem Feinde des Papstes Innocenz IV., den er öffentlich für den Antichrist erklärte. Er selbst tadelte laut, mündlich und schriftlich, die Unwissenheit und Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und hatte sogar einen Brief an den Papst geschrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vorstellte. Aus Rache denuncirte man am Hofe von Rom sowohl die gefährlichen und verdächtigen Grundsätze Rogers als auch die außerordentlichen Dinge, die er verrichte, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papst verbot ihm, auf der Universität zu lehren. Bald aber ging man weiter, und verschloß ihn in ein Gefängniß, wo jeder menschliche Umgang ihm abgeschnitten war, und ihm selbst die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellsehenden, die Rogers Genie bewunderten und sein Unglück bedauerten, war der würdige Cardinal, Bischof von Sabina und päpstlicher Legat in England, der nicht sobald den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. bestiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite, und unter seinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller seiner Schriften foderte, schrieb Roger jenes unter dem Titel Opus majus gedruckte Werk, das er ihm durch seinen Lieblingsschüler Johann von Paris überschickte. Seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Unter Clemens Nachfolger, Nicolas III., erklärte sich der General des Franziscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen ihn, verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl ihn einzukerkern, den der Papst bestätigte. Diese neue Gefangenschaft währte zehn Jahre; umsonst versuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nicolas IV. erlangte er auf die Verwendung einiger vornehmen Engländer seine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, gab gegen das Jahr 1291 einen Abriß der Theologie

heraus und starb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Roger erscheint im Vergleich mit seinen Zeitgenossen als ein ausserordentlicher, weit über sein Jahrhundert hervorragender Geist, wiewohl er sich nicht von allen Vorurtheilen seiner Zeit freimachen konnte. Er glaubte an den Stein der Weisen und an die Astrologie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen ist er über andere Gegenstände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläser sagt, sind offenbar gewagte Hypothesen, die auf keinen Versuchen beruhen. Aus seinen irrigen Angaben geht deutlich hervor, daß er den Gebrauch der Telescops nicht kannte. Mit mehr Grund wird ihm die Erfindung des Schießpulvers zugeschrieben. Man sieht, daß er mehrere chemische Geheimnisse für die damalige Zeit besaß. Er spricht von einem unauslöschlichen Feuer, welches wahrscheinlich eine Art Phosphor war. An einem andern Orte sagt er, daß man aus Salpeter und andern Ingredienzien ein künstliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittelst dessen man den Donner und Blitz in der Luft nachahmen könne; eine Portion dieser Materie von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer und eine Stadt unter einem von einer ungeheuern Erleuchtung begleiteten schrecklichen Knall vernichten; und an einem andern Orte sagt er bestimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Blitz nachmachen könne. Ihm war keine Wissenschaft fremd. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er studirte mehrere Sprachen, und schrieb lateinisch mit großer Eleganz und Klarheit. Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Calender obwaltenden Irrthümer, ihrer Ursachen, und seine Vorschläge und Angaben, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Calender, von dem noch eine Copie auf der bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baden. Ein Zweig des alemannischen Bundes hatte zur Zeit der Völkerwanderung bis an den Rhein hin sich ausgebreitet, wo im 11ten Jahrhunderte im Breisgau der erste historisch beglaubigte Stammvater des noch jetzt blühenden badenschen Hauses erscheint. Dieser ist Berthold I., ein Sohn Landolins, der Erbauer des Schlosses Zähringen. Ob dessen Abkunft aus einem italiänischen oder aus einem helvetisch-burgundischen Geschlechte, oder von einem fränkischen Major Domus herzuleiten sey, läßt sich eben so wenig ausser Zweifel setzen, als daß das Geschlecht der Zähringer elsasischen Ursprungs sey, und mit dem habsburgischen und lothringischen Hause eine gemeinschaftliche Abstammung habe. Berthold, der vom Kaiser Heinrich III. die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt bekam, nahm noch bei Lebzeiten desselben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiser vor Otto starb, gab nach Otto's Tode die Kaiserin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, und entschädigte Berthold im Jahre 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, wobei er die Landgrafschaft über den Breisgau behielt. Aber im Jahre 1073 nahm ihm der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar ver-

söhnte er sich, als die Sachsen ihn auf der Harzburg eingeschlossen hatten, scheinbar mit Berthold und verdankte diesem seine Rettung; als ihm aber die Besiegung der Sachsen gelungen war, suchte er sich Bertholds durch Meuchelmörder zu entledigen. Empört durch diese Untreue erklärte sich Berthold jetzt öffentlich gegen Heinrich und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiser wählte, Rudolph von Schwaben seine Stimme. Doch Heinrich besiegte seine Feinde, und ließ Berthold nebst den übrigen schwäbischen Grafen und Herren nach dem alemannischen Gesetz richten, wodurch sie ihre Würden verloren. Berthold verheerte Ostfranken, starb aber vor dem Ende dieses Krieges 1078 und vererbte den Herzogstitel nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckergau auf seinen ältesten Sohn, Berthold II., dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten, und im Jahre 1218 mit Berthold V. in der männlichen Linie ausstarben. Diesen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen v. Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweizerischen und burgundischen Allodien erhielt. Das Uebrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn aber, Hermann I. besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er sich in ein Kloster nach Clugny zurück, und starb hier noch vor seinem Vater im Jahre 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II., der sich zuerst Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauses Baden ward. Er starb, nachdem er den hohenstaufischen Kaisern, Conrad und Friedrich I., wichtige und treue Dienste geleistet hatte, und von diesen zum Herzog von Verona ernannt worden war, im Jahr 1130. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaisers Friedrich I., und starb auf dem Kreuzzuge in Antiochien im Jahre 1190. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich theilten die Lande und stifteten zwei Linien, jener die badensche, dieser die hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehmaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Allodium und Ettlingen als Lehen. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den badenschen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Oesterreich, ein Recht auf dieses Herzogthum, kam auch in den Besitz desselben, wurde aber zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Conradin von Schwaben im Jahre 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Jedoch heirathete Elisabeth, Hermanns V. Schwestertochter, den Herzog Albert, des Kaisers Rudolph von Habsburg Sohn, und dieser erhielt nach der Meinung der damaligen Zeit nun erst ein volles Recht auf Oesterreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolph von Baden, vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinen Landen, und suchte auch mehrere hohenstaufische Güter während des großen Interregnums an sich zu ziehen; Kaiser Rudolph I. aber nahm sie ihm wieder ab. — Ihm folgte Hermann VI., dessen Söhne Fridrich und Rudolph IV. abermals zwei Linien stifteten. Friedrichs Linie starb bald wieder aus, Rudolph aber pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von Baden enthält wenig Merkwürdiges, als immer fortgesetzte Theilungen, die dem Lande sehr nachtheilig wa-

ren. Von Christoph I. (gestorben 1527) stammten die beiden Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Christophs I. Sohn, Bernhard, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die protestantische Religion in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp stand unter der Vormundschaft des Herzogs von Bayern, welcher während derselben die evangelische Lehre wieder abschaffte. Philipp starb schon 1588 und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der sich zur catholischen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolph II. übertrug daher die Administration des Landes den Herzogen von Bayern und Lothringen; der Markgraf Ernst Friedrich von Durlach aber protestirte dagegen und nahm das Land 1595 in Besitz: es wurde erst im Jahre 1629 dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Christophs I. zweiter Sohn, Ernst, (st. 1533) war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die evangelische Lehre an, welche von seinem Sohn Carl II. im ganzen Lande eingeführt wurde. Sein Sohn, Ernst Friedrich, regierte die ganze Markgrafschaft mit vielem Ruhme. Er starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat noch bei seinem Leben seinem ältesten Sohn Friedrich V. die Regierung ab, während er selbst mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiser Ferdinand II., und zur Beschützung des Pfalzgrafen Friedrich V. zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckschen Allodien erbte aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn, Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte er sich bis 1697 zu Basel aufhalten. Nach dem Ryswicker Frieden suchte er den Wohlstand des Landes wieder herzustellen und starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Carl III., der 1715 die neue Residenz Carlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue stiftete. Sein einziger Sohn Friedrich starb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteste succedirte und 1811 als Großherzog von Baden starb (s. Carl Friedrich.) Die ältere Linie Baden-Baden starb 1771 aus, und seit der Zeit ward das Land wieder vereinigt. Der jetzige Großherzog Carl ist ein Enkel Carl Friedrichs, und seit 1806 mit Stephanie Louise Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt, von der er eine Tochter hat. Bis zum lüneviller Frieden umfaßten die badenschen Länder 77 Q. M. mit 210,000 Einwohnern. In diesem Frieden wurden 8 Q. M. mit 25,000 Einwohnern abgetreten, und dagegen 60 Q. M. mit 245,000 Einwohnern erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf am 1sten Mai 1803 die Churfürstenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, wieder an Baden brachte, stieg der Umfang seiner Länder auf 289 Q. M. mit einer Million Einwohner, wovon man die Einkünfte auf 5 bis 6 Millionen Gulden schätzt. In den neuesten Zeiten sind die Abgaben jedoch bedeutend vermehrt worden. Am 12ten Juli 1806 trat Baden dem Rheinbunde unter dem Namen eines Großherzogthums bei, und hat als Bundesstaat ein Contingent von 8000 Mann zu stellen. — Seiner natürlichen Beschaffenheit nach gehört Baden zu den fruchtbarsten und angebautesten Ländern Deutschlands. Die Naturproducte sind: Getraide, Küchengewächse, Obst, und darunter auch Kastanien und Mandeln, Wein, Hopfen, Flachs, der beste Hanf in Deutschland, Tabak, Krapp, Rübesaat, Waldungen mit zahlreichen Theerbrennereien und Pottaschsiedereien, Hausvieh,

auch veredelte Schafe, Speisewild, Fische, Perlen, Eisen, Blei, Silber, Kupfer, Zink, etwas Waschgold, Gagat, Kalk, Gyps, Alabaster, Rheinkiesel, nützliche Thonerde, Torf, Küchensalz, aber nicht hinreichend, merkwürdige Steinbrüche zu Oeningen, Mineralwasser u. dergl. Die vorzüglichsten Kunstproducte liefern die Leinen-, Wollen-, Baumwollen-, Leder-, Fayance-, Tabak-, Krapp-, Metall-, und Bijouteriefabriken, die Glasfabriken, Crystall- und Granatschleifereien. Die hölzernen Uhren finden in allen Erdtheilen Absatz. Der Schiffbau und der Handel mit Schiffbauholz sind wichtig. — Das ganze Großherzogthum war im Jahre 1809 in zehn Kreise eingetheilt, da aber im Jahre 1810 der Odenwalderkreis aufgelöst, und unter die übrigen vertheilt wurde, so besteht es gegenwärtig aus folgenden neun Kreisen: 1. Seekreis, Hauptstadt Constanz; 2. Donaukreis, Villingen; 3. Wiesenkreis, Lörrach; 4. Treisamkreis, Freyburg; 5. Kinzingkreis, Offenburg; 6. Murgkreis, Rastadt; 7. Pfinz- und Enzkreis, Durlach; 8. Neckarkreis, Mannheim; 9. Mayn- und Tauberkreis, Wertheim. Die Hauptstadt des ganzen Landes und die Residenz des Großherzogs ist Carlsruhe.

Baden-Baden (Ludwig Wilhelm I. Markgraf von), Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden-Baden, wurde zu Paris den 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzessin von Carignan, seine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber sein Vater und sein Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er seine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß, wo dieser große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug der französischen Armee zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé das Commando übernahm. Montecuculi nahm seine Entlassung, und der Herzog von Lothringen trat an seine Stelle. Ludwig commandirte unter diesem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann im J. 1678 in seine Markgrafschaft zurück. Als der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen Sobiesky kamen dieser Hauptstadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall sich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entsetzt, die geschlagenen Türken zogen sich in Unordnung zurück, und Ludwig errang mehrere Vortheile über sie. Als ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich entstand, behielt er das Commando an der Donau, und schlug die Türken den 24. September 1689 bei Nissa und den 19ten August 1691 bei Salenkemen. Im J. 1693 wurde er nach Schwaben gerufen, um die Fortschritte der Franzosen zu hemmen; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsoperationen gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in das Elsaß ein, täuschte die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod des Königs Sobiesky im J. 1697 der polnische Thron erledigt war, bewarb er sich um diese Krone; aber der Churfürst von Sachsen, Friedrich August II. trug den Preis davon, und der Markgraf begab sich nach dem Frieden von Ryswik in sein Land zurück. Der spanische Successionskrieg ließ ihn nicht lange in Ruhe. Er

erschien an der Spitze einer kaiserlichen Armee, und nahm, ungeachtet des tapfern Widerstandes, Landau weg. Im J. 1703 bewies er sein Talent in der Befestigungskunst durch Anlegung der berühmten Linien von Stollhofen, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Indessen war ihm dieser Krieg doch weniger günstig, denn er wurde bei Friedlingen und Höchstädt geschlagen. Nachdem er 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen geleitet und dreizehn Schlachten geliefert hatte, starb er zu Rastadt den 4. Januar 1707. Er hinterließ sein Land, das sehr durch den Krieg gelitten hatte, seinem noch minderjährigen Sohne, Ludwig Georg I. Unter der Vormundschaft seiner Mutter Franzisca Sibilla Augusta, einer Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg, blühte die Markgrafschaft Baden wieder auf.

Bäder. Der Gebrauch der Bäder verliert sich in die entferntesten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüssen und im Meere zuerst dazu ein, und führte den Menschen früh auf den Gedanken, diesen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in seine Wohnung zu verpflanzen. Schon bei Homer finden wir das Bad im Hause als eine gewohnte Sitte. Als Ulysses den Palast der Circe betritt, wird ihm zuvörderst das Bad gerüstet, nach welchem er mit köstlichen Essenzen gesalbt und mit einem schönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weise ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gastliches Dach einkehrt, zuerst in das reinigende und von der Ermüdung der Reise erquickende Bad geführt, welches das erste Erfoderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht so gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten, wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meistentheils mit den Gymnasien verbunden, weil man sich ihrer nach den Uebungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer luxuriösen Periode auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder sowohl zum Privat- als zum öffentlichen Gebrauche. Folgende Beschreibung derselben paßt daher auf die griechischen und römischen Bäder zugleich. Das ganze länglich gestaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen stießen an einander, damit sie gemeinschaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand sich im Kellergeschoß das Heizzimmer, durch welches sowohl das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badstuben erwärmt wurde. Ueber dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel dergestalt stufenweise über einander gemauert waren, daß der unterste unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesem und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man in dem untersten kochendes, in dem zweiten laues und in dem dritten kaltes Wasser. Durch besondere mit Hähnen versehene Röhren wurde das Wasser aus diesen Kesseln in die daneben befindlichen Badestuben geführt, der Abgang aber aus einem Wasserbehälter sogleich ersetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem sich Sessel befanden, und um welches herum eine Gallerie ging, wo sich die Badenden, ehe sie ins Bad stiegen, und die sie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand sich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwizbade, welches durch Wärmeröhren ge-

heizt ward, und Laconicum hieß. Dieses Zimmer hatte oben eine Oeffnung, durch welche das Licht fiel, und von welchem herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verstärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es besondere Zimmer; ferner standen noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballspielen und Gärten damit in Verbindung. Alle diese Nebengebäude, nebst einer Menge von Badestuben, enthielt ein solches öffentliches Bad, das in seinem Innern mit den köstlichsten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Gegenständen ausgestattet war, in seinem Aeußern aber einem weitläuftigen Palaste glich. Der immer höheren Genüssen nachspähende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um das Meereswasser in die Bäder zu führen, bediente sich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte diese Anstalten auf eine Weise, daß sie uns noch in ihren Ueberresten Erstaunen und Bewunderung abnöthigen. Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künstlicher Bäder weniger allgemein. Unter den Europäern sind es eigentlich nur die Russen, welche eigenthümliche Badeanstalten haben, die von allen Volksklassen das ganze Jahr hindurch besucht werden. Das russische Bad besteht in einem einzigen Saale, aus Holz erbaut; in demselben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, der mit Flußkieseln bedeckt ist, welche die Hitze des Ofens glüht. Rings umher sind breite Bänke befindlich. Beim Eintritte fühlt man sich dergestalt von Gluth befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, diesen Zustand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande sind, einige Zeit in dieser Atmosphäre zu dauern, entkleiden sich und strecken sich auf einen der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, aus denen sich augenblicklich ein dicker heißer Dampf erhebt, der den also Badenden einschließt und dergestalt erhitzt, daß der Schweiß über seinen ganzen Körper ausbricht. Um die Dünste zu erhalten, wird von fünf zu fünf Minuten neues Wasser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 45 Grad Reaumur. Hat der Russe auf diese Weise sein Bad genossen, so läßt er sich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitschen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Wasser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt er auch wohl unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder streckt sich in den Schnee. Der vornehmste Russe genießt nachher ein Getränk aus englischem Biere, weißem Weine, geröstetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er sich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläser Branntwein, und geht wieder an seine Arbeit. Die Russen bedienen sich dieser Bäder sehr häufig; sie sind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft sie in jedem Dorfe. Aehnliche Bäder findet man auch in Finnland. — Bei den Asiaten sind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beschränken uns jedoch hier nur auf einige Nachrichten von den türkischen und indischen Badeanstalten. Die Türken sind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten täglichen Waschungen verpflichtet; außerdem müssen sich Männer und Weiber auch unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten besonders baden. Zu diesem Ende findet

sich in jeder Stadt mit einer Moschee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatpersonen besitzen noch eigene Badeanstalten, die mit allen Gegenständen asiatischer Ueppigkeit ausgeschmückt sind. Aber außer diesen warmen Bädern haben die Türken auch das trockne Bad der Alten. Die Gebäude, deren sie sich dazu bedienen, sind aus Stein erbaut, und enthalten mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten besteht. Diese Zimmer werden mittelst Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man sich in einem besondern Zimmer entkleidet hat, wickelt man sich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaschen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe bestrichen. Nach diesem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkischen Frauen baden auf diese Weise täglich; die Männer aber nicht ganz so oft. — Von ganz eigenthümlicher Art dagegen sind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beschreibung macht; Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser und beginnt darauf, den ganzen Körper desselben mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; hat er von einer Seite seine Manipulationen geendigt, so fängt er sie von der andern an, bald kniet er auf ihn, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er den Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel desselben erschüttert, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er fast selbst darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschiert. Diese Behandlung dauert etwa drei Viertelstunden, und man fühlt sich nach derselben neu geboren. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reiz durchdringt den Körper, und lös't sich bald in einen süßen Schlaf von einigen Stunden auf. — Wenn wir (einzelne Anstalten zum warmen Baden, ohne besondere Eleganz und Annehmlichkeit abgerechnet) nichts dem ähnliches kennen, so ist uns darum der Gebrauch künstlicher Bäder keineswegs fremd. Die Medicin hat vielmehr die heilsamen Wirkungen derselben durch vielfache Erfindungen neuer Mischungen und Anwendungsarten zu vermehren gesucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Materialien, aus denen sie bestehen, durch die Temperatur und durch die Einwirkungsart auf den Körper bestimmt. Man bereitet sie aus Wasser, Milch, Wein u. s. w., bald wärmer, bald kälter in verschiedenen Abstufungen, mischt ihnen Kräuter, Eisen, Seife u. s. w. zu, wie es die Absicht erfodert. Außerdem gibt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf-, und electrische Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere sind wieder Sturz- oder Plongirbäder, Tusch- oder Spritzbäder und Tropfbäder; die Wirkung derselben ist augenblicklich und sehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigsten bei Verrücktheit und Raserei Gebrauch; letztere gebraucht man am meisten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichsten verstehen wir unter dem Ausdrucke Bäder mineralische Bäder,

dies sind solche, wozu das Wasser in einer eigener Mischung aus der Erde quillt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anstalten zur Auffassung des Wassers, so wie zum Gebrauche desselben getroffen, und dabei für Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten gesorgt. Es versammeln sich an diesen Badeorten Gesunde und Kranke; sie vergnügen sich wechselseitig durch ihren Umgang und durch den gemeinschaftlichen Genuß von mancherlei Lustbarkeiten. Die gewohnten oft lästigen Geschäfte werden vergessen; man ist in andern Verhältnissen, und dies alles trägt, neben dem Gebrauche des Bades und dem Genusse des mineralischen Wassers, zur Genesung bei. Die einzelnen Arten von Bäder, als Soolbäder, Seebäder u. s. w. werden unter ihren Rubricken vorkommen. M,

Baert (Jean), geboren zu Dünkirchen 1651 als der Sohn eines gemeinen Fischers, verbreitete durch seine muthigen und tapfern Thaten seinen Ruhm über ganz Europa. Seine niedrige Geburt war Ursache, daß er stets einen Mangel an den feinern Umgangssitten, aber auch eine außerordentliche Gradheit behielt. Ludwig XIV. schätzte ihn sehr, und verdankte ihm den größten Theil der Achtung, die damals die französische Marine bei andern Nationen genoß. Einst war Jean Baert in Versailles, und der König redete ihn an; „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geschwaders gemacht.“ „Sire, daran haben Sie wohl gethan,“ antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten laut über die naive Antwort, aber Ludwig sagte zu ihnen; „dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt.“ Jean Baert rechtfertigte bald das Vertrauen des Königs. Er that den Flotten der Holländer und Engländer empfindlichen Schaden, brachte eine Menge ihrer Schiffe auf und verbrannte andere, bewerkstelligte eine Landung in Newkastle, und verheerte das Land. Gegen das Ende des Jahrs 1692 lief er mit drei Kriegsschiffen aus und begegnete einer holländischen Flotte, die, mit Getraide beladen, aus dem baltischen Meere kam, schlug die Schiffe, die sie deckten, und nahm sechzehn Kauffartheischiffe. Im Jahre 1694, als es in Frankreich an Getraide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen, ungeachtet der Wachsamkeit der Engländer, mehrmals Schiffe mit Getraide einlaufen zu lassen. Einst entriß er eine Anzahl solcher Schiffe auf die kühnste Art den Engländern wieder, in deren Hände sie gefallen waren, und wurde zur Belohnung dafür in den Adelstand erhoben. Nachdem er 1698 die Engländer getäuscht hatte, die mit einer drei Mal stärkern Escadre den Hafen blockirten, traf er auf die holländische Flotte, die aus der Ostsee kam, und aus 110 Segeln bestand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung mit vierzig Schiffen in die Gewalt der Franzosen; aber als er eben diese Prisen nach Dünkirchen führte, erschienen dreizehn holländische Linienschiffe, und er sah sich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil seiner Beute zu verbrennen. Nur der Friede, der in Ryswik geschlossen wurde, konnte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel setzen. Er brachte die letzten Jahre seines Lebens in Dünkirchen zu, und starb daselbst 1702, eben da der spanische Successionskrieg ausbrach, der seiner Erfahrung und seinem Muthe Gelegenheit zu neuen glänzenden Thaten gegeben haben würde.

Bagdad, ein türkischer Paschalik in Asien, 170 Meilen lang und 130 Meilen breit, der jährlich 7 1/2 Millionen Piaster einbringt, und eine Kriegsmacht von 30,000 Mann hat. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Tigris. Sie hat meistens aus Backsteinen erbaute Häu-

ser und enge Straßen, aber schöne Moscheen, Caravanserai's, Bazars u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 20,000. Wichtig sind die Seiden-, Baumwollen- und Wollenfabriken, ferner der Handel mit Seide, persischen Apothekerwaaren, indischen Stoffen und Shawls. Die Perser, denen die Stadt vormals gehörte, wallfahrteten häufig dahin, weil ihr Prophet Ali sich daselbst aufgehalten hat. Im J. 1638 wurde Bagdad von den Türken erobert, während der Schach von Persien gegen den Mogul im Felde stand, und auch 1742 von ihnen wider die Perser behauptet. Am 1sten Mai 1761 verwüstete ein Erdbeben einen großen Theil der Stadt. Das alte Bagdad, einst die Residenz der Califen, lag an der Westseite des Flusses, wo man noch die Ruinen sieht.

Baggesen (Jens), geboren 176. zu . . . im Dänischen. Er bereis'te auf Kosten der Regierung mehrere Male Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, war eine Zeit lang königl. Director des großen Theaters in Copenhagen, privatisirte darauf mehrere Jahre in Paris, wo er bei Marly ein kleines Gut besaß, kehrte 1810 in sein Vaterland zurück und ward Professor der dänischen Sprache und Literatur in Kiel. Er ist eben sowohl in seiner Muttersprache, als in der deutschen, als Dichter und prosaischer Schriftsteller berühmt. Ein reich und voll ausströmender Geist, verbunden mit der regsamsten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit, offenbart sich in allen seinen Werken, denen zu vollkommenen Meisterwerken jedoch die harmonische Vollendung fehlt. Unverkennbare Aehnlichkeit der Stimmung macht ihn zu Voßens Geistesverwandten, nur unterscheidet Voß einfache, prunklose, gediegene Kraft, Baggesen mehr dichterische Begeisterung und Zartheit in der Aeußerung. Sein vornehmstes Gedicht ist Parthenais oder die Alpenreise, ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Neue (aber oft zu gewagte) Wortbildungen und feurige Bilder zeichnen es aus. Die Einmischung mythischer, phantastischer Wesen in den modernen Stoff ist ebenfalls nicht ohne Grund getadelt worden. Ueber seine Reisen gab er ein geistreiches humoristisches Werk in dänischer Sprache heraus, zuerst unter dem Titel: das Labyrinth, dann verändert unter dem Titel: Dichterwanderungen. Es ist aber jedesmal nur Fragment geblieben. C. F. Cramer verfaßte von Ersterm eine Uebersetzung in seiner bekannten Manier, die nur seinen Freunden zusagen konnte. Unter dem letzten Titel versprach Baggesen eine von ihm selbst herrührende Bearbeitung, die aber bis jetzt (1813) noch nicht erschienen ist.

Bagrathion (Fürst), russischer General, galt für einen der talentvollsten Befehlshaber bei der russischen Armee. Er war in den beiden Feldzügen 1792 und 1794 gegen die Polen angestellt, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt von Catharinen Beweise ihrer Erkenntlichkeit. 1799 befehligte er unter Suwarow in Italien, und zeigte von neuem viel Einsicht und persönliche Tapferkeit, namentlich in den Schlachten an der Adda und Trebia. 1805 ward er zum zweiten Mal gegen die Franzosen angestellt; er commandirte eines der ersten russischen Corps, die den Oesterreichern zu Hülfe kamen, wurde zwar bei Juntersdorf am 16ten Nov. von dem Corps des Prinzen Murat eingeschlossen, schlug sich aber heldenmüthig mit dem Bayonnet durch, vereinigte sich am 19ten Nov. mit der Armee des Generals Kutusow bei Wischau, und brachte, obgleich nicht ohne bedeutenden Verlust, selbst noch einige Trophäen mit. Auch zeichnete er sich in der Schlacht von Austerlitz aus, wo seine Division beinahe die einzige war, die mit einigem Erfolg focht. In dem Feldzuge 1806 und 1807 com-

mandirte er die Avantgarde der russischen Armee, und hatte mehrere Kämpfe gegen die immer erneuerten Angriffe des Feindes zu bestehen. Durch ihn wurde der Antrag zum Waffenstillstande gemacht, auf den der tilsiter Friede folgte. Später war er Commandirender der finnländischen Armee gegen Schweden. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er eine von den Westarmeen, focht allenthalben mit großer Auszeichnung, commandirte in der mörderischen Schlacht bei Mosaisk den linken Flügel, und ward hier, nach den rühmlichsten Beweisen seines Muths und seiner Feldherrntalente, tödtlich verwundet. Bald darauf starb er an seinen Wunden.

Bahama-Inseln, auch die lucaischen genannt, liegen nordwärts von den großen Antillen, zwischen dem 21sten und 27sten Grad nördlicher Breite und dem 53sten und 62sten Grad westlicher Länge. Ihre Zahl belauft sich auf einige hundert, von denen aber die meisten nur über die Meeresfläche hervorragende Felsen sind. Die größte ist Bahama, von der die übrigen den Namen haben, die bevölkertste aber Providence, ungefähr 8 Quadratmeilen groß. Die Spanier, für welche Columbus diese Inseln entdeckte, achteten ihrer wenig, da weit wichtigere Länder ihrer Aufmerksamkeit beschäftigten. Schon in den Jahren 1672 und 1708 machten die Engländer Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, wurden aber beide Male von den Spaniern vertrieben. Endlich 1719 gelang es ihnen, festen Fuß zu fassen. Die Seeräuber, welchen die Inseln bisher zu Schlupfwinkeln gedient hatten, wurden vertrieben und die Engländer blieben im ununterbrochenen Besitz. Die ältesten Bewohner sind die eingebornen Wilden, wozu in der Folge Neger und Europäer kamen. Die ganze Volkszahl schätzt man auf etwa 6000. Man schildert sie als gastfrei, gefällig, genügsam und zufrieden.

Bahrdt (Carl Friedrich), der sowohl wegen seines Charakters und seiner Meinungen, als auch wegen seiner Lebensumstände den merkwürdigsten Theologen der neuern Zeit beizuzählen ist, war 1741 zu Bischofswerda im Meißnischen geboren. Den ersten Unterricht empfing er in dem Hause seines Vaters, eines würdigen Geistlichen. Darauf bezog er die Universität Leipzig. Mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet, that er sich bald unter seinen Commilitonen hervor, aber eben diese frühen Erfolge erzeugten einen Geist der Unruhe und Flüchtigkeit in allen seinen Studien, der auf seine ganze literarische Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Schon im J. 1762 ward er Catechet in Leipzig, und wenige Jahre nachher seinem Vater substituirt und zugleich bei der Universität außerordentlicher Professor der biblischen Philologie. Er hatte bereits vor diesem Zeitpunkt einige Schriften über Theologie und biblische Kritik herausgegeben, worin die Richtung seines Geistes und die Meinungen wahrzunehmen sind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm einen verdienteren Ruhm als diese ersten Versuche; allein eine jugendliche Ausschweifung, die durch ihre Folgen bekannt wurde, nöthigte ihn 1768 Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er als Professor der Philosophie und der hebräischen Alterthümer angestellt wurde. Im Jahre darauf erwarb er die theologische Doctorwürde zu Erlangen. Zu Erfurt schrieb er seinen Versuch eines Systems der biblischen Dogmatik und eine anonyme Schrift unter dem Titel: Wünsche des stummen Patrioten; zwei Werke, in denen er seine heterodoxen Grundsätze entwickelte und die ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologische Facultät zu Wittenberg verurtheilte seine

Lehre als ketzerisch; dagegen die göttinger theologische Facultät ein minder ungünstiges Urtheil fällte, und sehr thätig sich bemühte, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit seiner natürlichen Unruhe, machten ihm bald seinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er verließ es daher 1771 und ging nach Gießen, wo er theologische Vorlesungen hielt und mit Beifall predigte. Aber seine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geistlichkeit, die er zu wenig schonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein persönliches Betragen, das nie regelmäßig gewesen, brachte ihn in kurzem um die öffentliche Achtung. Er war bereits entschlossen Gießen zu verlassen, als er 1775 nach Marschlins in Graubünden berufen wurde, um die damals dort unter dem Namen eines Philanthropin bestehende Erziehungsanstalt zu dirigiren. Er blieb hier nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Chef des Instituts ergriff er die erste Gelegenheit, sich von ihm loszumachen, und ging als Generalsuperintendent nach Dürkheim im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg. Auch hier war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ sich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um ein dem Philanthropin ähnliches Institut zu errichten. Aber diese Anstalt, übel organisirt und geleitet, konnte nicht bestehen. Bahrdt machte vergeblich eine Reise nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein unvorhergesehenes Unglück erwartete ihn auf dem Rückwege. Eine Sentenz des Reichshofraths, von seinen persönlichen Feinden ausgewirkt, erklärte ihn für unfähig, irgend ein geistliches Amt zu verwalten, und verbot ihm im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in seinen früheren Schriften ausgesprochenen religiösen Meinungen widerrufen habe. Zum Vorwand dieses Urtheils diente die zweite Ausgabe seiner Uebersetzung des neuen Testaments, deren erste bereits angefochten worden. Aller seiner Aemter beraubt und gezwungen Deutschland zu verlassen, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Bahrdt begab sich 1779 nach Halle, wo er sein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geistlichkeit schonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptsächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unsterblichkeit der Seele nicht zu seinen positiven Sätzen. Bahrdt las zu Halle über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen und setzte zugleich mit Thätigkeit seine theologischen Arbeiten fort. Sein Ruf verschaffte ihm Zuhörer; aber sein unruhiger und polemischer Geist zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geistlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derselben einen Weinberg zu beziehen. Da er kein Bedenken trug, die Rolle eines Gastwirths zu übernehmen, so wurde dieser Weinberg bald der Sammelplatz ehemaliger Zuhörer von Bahrdt, so wie aller Neugierigen, die sein Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, das Religionsedict, ein Pasquill auf das königl. preußische Religionsedict, und die deutsche Union, worin der Vorschlag zu einer religiösen Verbindung gemacht wurde, der sowohl die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Untersuchung, in deren Folge er zu zweijährigem Festungsarrest in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König setzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieses Jahr, die Geschichte seines Lebens und seiner Meinungen zu schreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weise bei Halle und starb 1792. Unregelmäßigkeit, selbst bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten sein Leben ab. — Bahrdt sprach und schrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn

s darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war elegant, und sein mündlicher Vortrag angenehm und wahr. Sein Verdienst als Kanzelredner ist am wenigsten bestritten worden. Seine Werke, selbst seine gelehrtesten, verrathen nur unvollständige Kenntnisse; es fehlte ihm fast im ganzen Laufe seines Lebens an der Muße und Geistesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Uebung im Disputiren hatte er sich mit gewissen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht. Unleugbar hat er einen bedeutenden Einfluß auf die religiösen Ansichten und Meinungen seiner Zeit gehabt.

Bailly (Jean-Sylvain). Das Leben dieses berühmten Mannes zerfällt in zwei sehr verschiedene Perioden: die erste den Studien gewidmet, war ruhig, glücklich und ehrenvoll; die zweite, den öffentlichen Angelegenheiten hingegeben, war voll Unruhen, Widerwärtigkeiten und endigte mit dem Schaffot. Die Betrachtung beider Perioden ist höchst interessant und belehrend. Bailly war zu Paris 1736 geboren. Sein Vater, Aufseher der königlichen Bildergallerie, bestimmte ihn zum Maler; aber seine natürliche Neigung zog ihn zu literarischen Beschäftigungen. Seine ersten Versuche waren in der Dichtkunst. Gesellschaftliche Verhältnisse führten ihn mit Lacaille zusammen, dessen Freundschaft, Unterricht und Beispiel ihn ganz für die Astronomie gewannen. Er lernte die Kunst der Beobachtung unter diesem großen Meister und übergab im J. 1762 der Akademie der Wissenschaften Mondbeobachtungen, die er unter Lacaille's Leitung angestellt und berechnet hatte. Auch berechnete er die Bahn des Cometen von 1759, dessen Rückkehr die Astronomen beschäftigt hatte. Im J. 1763 trat er nach Lacaille's Tode in die Akademie. In demselben Jahre gab er die Berechnung vieler von jenem angestellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreises heraus; auch unternahm er um diese Zeit eine große Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht hatte, und gab darüber 1766 seinen Essay sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvements heraus. Der Preis, zu dem Bailly nicht mehr concurriren durfte, wurde Lagrange zuerkannt, dessen Analyse ungleich gründlicher war; indeß hatte Bailly die Genugthuung mehrere der von ihm angegebenen Ungleichheiten bestätigt zu sehen. Beider Arbeiten wurden in der Folge durch Laplace und Delambre übertroffen. Außerdem gab Bailly 1771 ein Memoire über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht heraus, dessen Intensität er auf eine sehr sinnreiche Weise zu messen unternahm. Aber mitten unter diesen mühsamen Arbeiten verließ ihn nicht sein Geschmack an der Litteratur, der einst die vorzüglichste Grundlage seines Ruhms werden sollte. Beweise davon sind seine schön geschriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz, Molière, Cook, Gresset und Lacaille, welche so günstig aufgenommen wurden, daß Bailly dadurch zu dem Entschluß geleitet wurde, einen wissenschaftlichen Gegenstand zu bearbeiten, der, eines schönen Vortrags fähig, ihm jenen literarischen Ruf sichern könnte, nach welchem er vor allen strebte. Er wählte die Geschichte der Astronomie, die er nach und nach in fünf Bänden abhandelte. Der Beifall, welcher diesem Werke zu Theil wurde, war allgemein, und wurde durch die Discussionen noch vermehrt, welche darüber zwischen dem Verfasser und Voltaire entstanden, und welche Bailly veranlaßten, seine Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Beurtheilen wir die Geschichte der Astronomie als ein wissenschaftliches Werk,

so müssen wir den hohen Werth derselben anerkennen, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß das Bestreben, die Spuren der Astronomie bis in das höchste Alterthum zu verfolgen, ihn zu unerweislichen Hypothesen über die astronomischen Kenntnisse der Indier und anderer asiatischen Nationen verleitet hat. Der Ruf, den dieses Werk ihm erwarb, ward Ursach, daß 1784 ihn die französische Akademie an Tressans Stelle zu ihrem Mitgliede wählte. In demselben Jahre ernannte die Regierung eine Commission, um die Wirkung des von Mesmer entdeckten thierischen Magnetismus zu prüfen. Bailly, der ein Mitglied dieser Commission war, stattete einen doppelten Bericht darüber ab; den einen für das Publicum, um ihm den richtigen Gesichtspunkt für diese Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Ursachen des Magnetismus und seinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer, dessen Bekanntmachung damals gefährlich schien, ist erst später gedruckt worden. Im J. 1785 ward Bailly auch Mitglied der Akademie der Inschriften, und im folgenden Jahre erstattete er auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften seinen wichtigen Bericht über die Errichtung der Hospitäler, der ihm neuen Beifall und Ruhm erwarb. Bailly genoß um diese Zeit des vollständigsten Glücks, welches dem Verdienst und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten ist, als ihn die Revolution plötzlich aus seiner friedlichen Laufbahn riß und in einen Abgrund von Leiden stürzte. Als man 1789 in Paris die Deputirten zu der allgemeinen Ständeversammlung wählte, war Bailly unter den Gewählten einer der ersten, und in der Versammlung selbst wurde er zum ersten Präsidenten ernannt. Er behielt diesen Platz, nachdem die Gemeinden sich zu einer Nationalversammlung constituirt hatten, und als der König dem dritten Stande untersagte, sich zu versammeln, war er es auch, der am 20sten Juni 1789 in jener berüchtigten Sitzung im Ballhause präsidirte, in welcher alle Deputirte durch einen Eid gelobten, nicht eher sich zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Constitution gegeben haben würden. Am 16ten Juli ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Er verwaltete auch dieses Amt mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber diese Privattugenden reichten nicht hin, die Bewegungen einer ausgelassenen Volksmasse in Schranken zu halten, die abwechselnd dem Einflusse entgegengesetzter Parteien Preis gegeben war. Die Palliative, welche Bailly zur Erhaltung einer scheinbaren Ruhe anwendete, konnten wohl den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht ersticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin gekommen, daß auch der kräftigste Widerstand vergeblich wurde. Dies möchte man wenigstens urtheilen, wenn man sieht, welche Folgen es für Bailly hatte, daß er ein einziges Mal und bei der gerechtesten Veranlassung zu gewaltsamen Maaßregeln griff. Dies geschah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitztesten Revolutionäre wollten, daß man diesen Augenblick benutze, um seine Absetzung auszusprechen. Eine große Menge derselben versammelte sich (am 17ten Juli 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altare des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittschrift zu unterzeichnen. Bailly begab sich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern auseinander zu gehen; auf ihre Weigerung ließ er sie zerstreuen. Die Nationalversammlung billigte sein Betragen; dennoch gab er am 19ten Sept. seine Entlassung, verwaltete aber auf die dringenden Vorstellungen seiner Freunde sein Amt noch bis zum November. Damals zog er sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und begab sich aufs Land in die Gegend von Nan-

tes. — Als aber die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen sichern Aufenthalt mehr gestatteten, schrieb er an seinen Freund Laplace und fragte bei ihm an, ob er nicht zu Melun in seiner Nähe eine Zuflucht finden könne. Nach sorgfältigen Erkundigungen antwortete ihm Laplace, daß er kommen möchte, und daß er in seinem eignen Hause Platz finden solle, da er entschlossen sey, sich selbst auf ein nahe gelegenes Dorf zu begeben. Inzwischen aber waren durch die Begebenheiten des 31sten Mai 1793 die Umstände verändert worden. Von der revolutionären Armee war auch eine Abtheilung nach Melun gekommen. Laplace unterrichtete sogleich Bailly von den eingetretenen Gefahren, aber unglücklicher Weise achtete dieser auf die Warnung nicht, sondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun ward er erkannt. Man wollte ihn von Seiten des Magistrats entlassen, der Maire wandte alle Mittel, die Tugend und Muth ihm eingeben konnten, zu seiner Rettung an; aber die Wuth der Menge vereitelte alle Anstrengungen. Man war gezwungen ihn nach Paris zu bringen, wo er am 11ten Nov. 1793 vor dem Revolutionsgericht zum Tode verurtheilt ward. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffene Maaßregeln und die Offenheit, mit welcher er sich über die Grundlosigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepunkte geäußert hatte. Am 12ten Nov. führte man ihn auf den Richtplatz. Die rothe Fahne, die er auf dem Marsfeld hatte aufpflanzen lassen, war an seinem Karren befestigt und ein Haufe Verworfener folgte ihm unter den schrecklichsten Schmähungen, während ein kalter Regen herabfiel. Vom Revolutionsplatz schleppte man den Unglücklichen auf das Marsfeld, wo man die Fahne vor ihm anzündete und brennend über ihn warf. Ueberwältigt von diesen Mißhandlungen, fiel er in Ohnmacht. Als er wieder zu sich gekommen war und seine erstarrten Glieder unwillkürlich zitterten, rief einer jener Henker ihm zu: „Du zitterst, Bailly.“ — „Ja, ich zittere,“ antwortete der Greis, „aber vor Kälte.“ Schon glaubte er das Ende seiner Leiden erreicht zu haben, als man nochmals das Schaffot niederriß, um nicht den heiligen Bezirk des Marsfeldes mit dem Blute eines so großen Verbrechers zu besudeln. Man richtete es über einem Misthaufen auf; er bestieg es und empfing endlich den Todesstreich. Es sind zwei nachgelassene Werke von ihm erschienen, das eine betitelt Essay sur l'origine des fables et des réligions anciennes, das andere sein Tagebuch während der ersten Zeiten der Revolution.

Bairaktar, s. Mustapha Bairaktar.

Baizen heißt in der Jägersprache Vögel und andere Thiere mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und fangen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen Baizhunde.

Bajaderen heißen in Ostindien junge Mädchen von zehn bis siebzehn Jahren, welche tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die in allen weiblichen Künsten und namentlich in der Kunst zu gefallen erfahren ist. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksclassen die schönsten Mädchen, in einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt ihnen, um sie vor den entstellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieselben inoculiren, und führt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, dessen Zweck und Bemühungen auf nichts anders gerichtet sind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhalt und sinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen sind nach und nach so zum Gegenstand des Luxus geworden, daß

sie bei den geringsten Festen erscheinen, um die Gesellschaft mit ihren Künsten zu unterhalten. Hat einer von den Anwesenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, so kostet es ihm nur einen Wink. Für ein Mädchen der besten Art erhält die Matrone, der sie angehört, für die Unterhaltung eines Abends hundert Rupien oder Gulden, eben so viel für eine Nacht, außer dem Geschenk für das Mädchen; doch gibt es auch Bajaderen von geringerer Gattung. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn die ersten Reize verblüht sind, pflegen die Bajaderen sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Braminen zu begeben: doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betschwestern zu werden. Sie setzen vielmehr auch beim Dienst im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was sie durch dieselbe gewinnen, gehört den Braminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Uebrigens wird dieses Gewerbe in Indien für nichts weniger als unsittlich oder unanständig gehalten.

Bajazet I., Sohn Amuraths I., wurde auf dem Schlachtfelde, wo sein Vater geblieben war, 1390 als Kaiser begrüßt. Der unerwartete und schnelle Tod hatte Amurath verhindert, seinen Nachfolger zu bestimmen, und der Bruder Bajazets, Jacub Chelebi, glaubte gleiche Rechte an das Reich zu haben. Bajazet, der in seinem Bruder nur einen Rebellen erblickte, ließ ihn morden. Innere und auswärtige Kriege riefen ihn während seiner Regierung stets von einem Ende seines großen Reichs zum andern. Immer unter den Waffen durchstreifte er mit Blitzes Schnelle Europa und Asien, und nicht unpassend war der ihm gegebene Beiname Ilderim (der Blitz). Da die türkischen Besitzungen größtentheils noch außer Europa lagen, so suchte er, wie schon sein Vater, sich auch hier festzusetzen, Er eroberte in einigen Feldzügen einen großen Theil von Servien, und machte sich zum Herrn der ganzen Bulgarei. Ein Theil seiner Truppen machte Eroberungen in der Wallachei, in Albanien, Bosnien und Slavonien; ein anderer drang nach Griechenland bis in den Peloponnes vor. Er selbst schloß Constantinopel ein, glaubte es durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, und, was erst ein halbes Jahrhundert später geschah, dem morgenländischen Kaiserthum ein Ende zu machen. Um seine Fortschritte zu hemmen und Constantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutscher Kaiser) eine große Armee zusammen, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis in der Bulgarei an, zu deren Ersatz Bajazet herbeieilte. Er errang über die verbundenen Polen, Ungarn und Franzosen einen entscheidenden Sieg im Jahr 1395. Sigismund entging verkleidet durch eine schleunige Flucht der Gefangenschaft und rettete sein Leben; doch der Kern des französischen Adels blieb auf dem Schlachtfelde oder war genöthigt, sich dem Sieger zu ergeben, und der furchtbare Name Bajazets schreckte die entferntesten Völker des Orients. Seinen Sieg aber schändete er durch unerhörte Grausamkeiten gegen die Gefangenen. Alle wurden getödtet, die sich weigerten, zur mahomedanischen Religion überzutreten, oder kein reiches Lösegeld versprachen. Die Einnahme von Constantinopel mangelte allein noch dem Ruhme seiner Waffen, da er den Griechen Tribut auferlegte, und ihren Kaisern Gesetze vorschrieb. Er hätte vielleicht auch diese Unternehmung ausgeführt, wäre er nicht durch den Angriff eines furchtbaren Feindes daran verhindert worden. Tamerlan hatte sich zum Herrn eines großen Theils von Asien gemacht, und er, der keinen Nebenbuhler duldete, wendete die Waffen gegen Bajazet. Hieraus entsprang ein blutiger Krieg. Bei Ancyra

in Galatien trafen am 16ten Juni 1402 beide Heere zusammen, die aus einer Million Streiter bestanden. Sie fochten mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung und das Menschenblut floß drei Tage und zwei Nächte. Zweihundert und vierzigtausend Mann blieben auf dem Schlachtfelde, aber das Glück entschied für Tamerlan. Bajazet wurde besiegt, gefangen und besonders durch die Großmuth des Siegers gedemüthigt. Tamerlan gab ihm seine Gemahlin und seinen Sohn wieder und hatte ihm selbst versprochen, ihn in seine Länder wieder einzusetzen; aber nachdem Bajazet den Versuch gemacht hatte zu entfliehen, wurde er härter behandelt, auf den Zügen gefangen mitgeführt, und zur Verschönerung des Triumphzuges seines Besiegers in Samarcand aufgespart. Dieser Schmach entging er jedoch durch einen Schlagfluß, der ihn am 9ten Mai 1403 zu Akscheher (Antiochien in Pisidien) traf. — Die Volkssage, daß ihn Tamerlan in einem eisernen Käfich gleich einem wilden Thiere mit sich geführt habe, ist historisch nicht bestätigt und wir führen sie nur an, da sie einem bekannten Kupferstiche zum Grunde liegt.

Bajazzo, von dem italiänischen Baja, ein Spaß, und Bajaccla, ein einfältiger Spaß, ist der bei Seiltänzern, Kunstreitern und ähnlichen herumziehenden Gesellschaften gewöhnliche Spaßmacher. Siehe Pickelhering.

Balaniten, versteinerte Seeeicheln, d. i. eichelähnliche, vielschalige Seemuschelthiere.

Balbeck, das alte Heliopolis in Cölesyrien, am Berge Libanon, funfzehn oder sechzehn Stunden von Damascus. Man findet hier die schönsten Ruinen des Morgenlandes. Besonders ausgezeichnet sind der große Palast und der noch prachtvollere, fast noch ganz unversehrte große Tempel, als dessen Erbauer Antoninus Pius genannt wird. Mehrere andere Tempel sind ebenfalls von großer Schönheit. Nach einem derselben ist die Paulskirche in London erbaut. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde Balbeck von einer Gesellschaft von Engländern besucht, welche 1757 eine Beschreibung der dortigen Alterthümer herausgaben. Damals hatte es gegen 5000 Einwohner, unter denen auch Christen und Juden waren, und stand unter einem Aga, welcher sich den Titel eines Emirs beilegte.

Balboa, (Vasco Nunnez de) war in Spanien gegen das J. 1475 geboren. Nachdem er in jugendlichen Ausschweifungen sein Vermögen verschwendet hatte, beschloß er in der neuen Welt sein Glück zu versuchen und begleitete Bastidas auf seiner ersten Reise nach der parischen Küste. Nach seiner Rückkehr nach Spanien häufte er neue Schulden, und entging den Verfolgungen seiner Gläubiger nur dadurch, daß er sich heimlich an Bord eines Schiffs bringen ließ, das nach Westindien ging. Enciso, der es befehligte, war über das Betragen des jungen Castilianers so erbittert, daß er ihn auf einer wüsten Insel aussetzen wollte; bald aber mußte er die Talente und den Muth Balboa's bewundern, der, nachdem das Schiff in dem Busen von Uraba gescheitert war, Enciso und die Mannschaft nach Darien führte, und gleich nach seiner Ankunft über 500 Indier einen vollständigen Sieg erfocht. Seine Gefährten ernannten ihn dafür zu ihrem Anführer. Der erste Gebrauch, den Balboa von seiner Gewalt machte, war, daß er Enciso mit schweren Anklagen überhäufte, ihn gefangen setzte und seine Güter einzog. Diese Ungerechtigkeit ward nachher der Vorwand seines Sturzes. Balboa durchzog das Land, dessen Schrecken er ward, an der Spitze seiner Spanier, und besteuerte es dermaßen, daß das Fünftel des Königs in kurzem auf hunderttausend Thaler stieg. Ein junger Cazi-

gue, der die Goldgier der Spanier wahrnahm, erbot sich, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieses Metall zu den gemeinsten Geschirren verbraucht ward. Man machte sich auf den Weg, und der Indianer führte sie nach dem ungeheuern Reiche von Peru, das jedoch Balboa mit seiner geringen Mannschaft nicht anzugreifen wagte. Er begnügte sich, Erkundigungen von demselben einzuziehen, und im Namen des Königs von Spanien, seines Herrn, Besitz von dem großen Ocean zu nehmen, dessen unabsehbare Fläche sich vor ihm ausbreitete. Als er nach vier Monaten nach Darien zurückkam, belastet mit Gold und Perlen, fand er zu seinem Erstaunen einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen sollte. Balboa, empört über diesen Undank, fügte sich dennoch, und wurde im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias söhnte sich zwar scheinbar mit ihm aus und gab ihm sogar seine Tochter zur Ehe, ließ aber bald nachher ihm wegen seines Betragens gegen Enciso und wegen anderer vorgeblichen Pflichtverletzungen den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward Balboa, 42 Jahre alt, 1517 enthauptet. Der König von Spanien verlor in ihm seinen besten Officier, der Pizarro in der Entdeckung von Peru zuvorgekommen seyn würde, und unter dem dieser furchtbare Eroberer sich gebildet hatte.

Balde (Jacob), geb. zu Ensisheim im Elsaß 1603, gest. 1668 zu Neuburg an der Donau. Er war Jesuit und Hofprediger des Churfürsten von Bayern, und gehört zu den vorzüglichsten neuern lateinischen Dichtern. Sein Andenken ist besonders durch Herders treffliche Uebersetzungen wieder geweckt worden. Dieser sagt von ihm: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Er sah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete er die Gesunkenen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer ächt philosophischen Geisteswürde. Er ist ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben." In gleichem Sinne sagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes, regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen, ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz, ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift, große sittliche Schnellkraft und Selbstständigkeit, kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in Balde's Werken allzuhervorstechend, als daß man ihn nicht für einen ausgezeichneten, ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte." — Minder ausgezeichnet sind seine deutschen Gedichte.

Balearen, eine Inselgruppe im mittelländischen Meere, nicht weit von den Küsten von Valencia in Spanien. Die vornehmsten sind Majorka und Minorca, jetzt beide der Krone Spanien gehörig.

diese Inseln, welche in den alten Zeiten ihren Namen von der außerordentlichen Fertigkeit der Einwohner im Schleudern erhielten, eroberte Jacob I. 1259 von den Mauren, verband sie mit Aragonien, und in der Folge kamen sie an das vereinigte Königreich Spanien, von dem sie jetzt unter dem Titel: el Reino de Mellorca eine eigene Provinz ausmachen.

Ballade (Ballata) nennen die Italiäner seit dem zwölften Jahrhundert eine Art von Gesang, der aus mehreren gleichen Strophen besteht. Der gewöhnliche Inhalt sind Liebesklagen. Balladen nannte man sie, entweder weil ihre Musik tanzend war, oder weil man beim Absingen derselben zu tanzen pflegte. Auf Letzteres scheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen. (S. d.)

Ballei, s. Orden.

Ballet nennen wir im weitern Sinne jede Darstellung einer Reihe leidenschaftlicher Regungen und Gefühle durch mimische und tänzerische Bewegungen, wobei die höchstmögliche ästhetische Ausbildung und Schönheit dieser Bewegungen Zweck ist. Nach dieser Bedeutung begreift man unter der Benennung Ballet auch Darstellungen von Gemüthsbewegungen und Gefühlen ohne Handlung. Im engern Sinne aber nennt man nur diejenigen Werke der Tanzkunst Ballete, deren Zweck es ist, durch mimische und tänzerische Bewegungen eine Handlung, Charaktere, Gesinnungen, Leidenschaften und Gefühle mit der höchstmöglichen ästhetischen Ausbildung und Schönheit darzustellen. Man kann jene, nach der Analogie der lyrischen Dichtkunst, lyrische Ballete, diese aber, welche eine Handlung darstellen, dramatische Ballete nennen. Das lyrische und dramatische Ballet zusammen machen die höhere Tanzkunst aus, im Gegensatz der niedern, deren Zweck geselliges Vergnügen ist, da hingegen jene auf Erregung der Gefühle des höchsten Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatischen Ballets in historische, deren Stoff ein geschichtliches Factum ist, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage ist, und in poetische, denen ein Werk der Dichtkunst zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegorischen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommensten seyn müssen. Gewöhnlich ist ein Ballet in fünf Acte getheilt, deren jeder mehrere Entreen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehrere Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Gesten und Attitüden einen bestimmten Theil der Handlung darstellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man besonders zu berücksichtigen, einmal die Wahl des Sujets, das Einheit der Handlung oder Leidenschaft haben, und einer kunstgemäßen Darstellung durch mimische und tänzerische Bewegungen fähig seyn muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müssen; und endlich die Musik und Decorationen, durch welche alles dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anschaulich machen kann. Das Ballet ist eine Erfindung der neuern Zeit, wiewohl einen pantomimischen Tanz schon die Alten kannten. Besondere Verdienste erwarb sich um dasselbe Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, sondern ihr Zweck nur ist, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballist, s. Geschütz.

Ballistik ist die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in

der Luft. Sie macht einen Theil der höhern Mechanik aus, und ist, besonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenwesens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geschützes, wichtig. Die Körper werden entweder senkrecht, oder horizontal, oder schief geworfen. Mit der aus dem Wurfe entstandenen Bewegung verbindet sich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Ist der Wurf senkrecht, so bleibt die Bewegung geradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geschieht, durch den Fall beschleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet ist, retardirt und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung seiner Schwere wieder herabfällt. Bei horizontalen und schiefen Würfen aber, wo die Richtungen des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entstehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nach den von Galilei entdeckten Gesetzen fallender Körper, Parabeln seyn müssen, in so fern der Widerstand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den galileischen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die parabolische Theorie der Ballistik, nach welcher sich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerstand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu bestimmen, heißt das ballistische Problem, und ist nach verschiedenen fruchtlosen Bemühungen Anderer von Tempelhof in seinem Bombardier prussien aufgelöst worden. Auch gehören zur Anwendung der Ballistik noch Untersuchungen über die Geschwindigkeit, welche Ladungen von bestimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs braucht u. s. w., wie denn die ganze Geschützkunde auf ihr beruht.

Ballspiel, bei den Alten ein gymnastisches Spiel, das vornehmlich in den Thermen gespielt wurde, und womit sich sowohl die Erwachsenen als auch die Jugend beschäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier verschiedene Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblasen, mithin unserm Ballon ähnlich; der zweite war ein lederner Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem Viele zugleich liefen; der dritte war ein kleiner Ball, der unserm Federballe glich, und den drei Personen, die sich in ein Dreieck stellten, einander zuschlugen; der vierte endlich, ein dicht mit Federn ausgestopfter Ball, der besonders auf dem Lande gebräuchlich war. Im Mittelalter war das Ballspiel sehr beliebt, und man hatte eigene Ballhäuser. Es waren dabei gewisse Personen angestellt, deren Amt es war, die Bälle der Spielenden aufzuheben, und welche man Naquets nannte, woraus das Wort Laquais entstanden seyn soll.

Balsame sind stark und meistens angenehm riechende, etwas dickflüssige Materien. Man theilt sie in natürliche und künstliche. Die natürlichen Balsame sind eigentlich verdickte ätherische Oele, so wie die Harze ausgetrocknete Balsame sind. Zu dieser Verdichtung der Balsame trägt wahrscheinlich der größere Antheil von Sauerstoff bei, welchen sie aus der Luft annehmen. Sie sind vegetabilischen Ursprungs, und werden erhalten, indem sie entweder von selbst aus dem Stamme verschiedener Bäume ausfließen, oder durch gemachte Einschnitte in die Rinde solcher Bäume zu einem häufigern Ausflusse veranlaßt werden. Die vorzüglichsten unter ihnen sind der Balsam von Gilead oder von Mekka, der kostbarste unter allen, der, so viel man weiß, von einem Baum in Arabien, nicht weit von Mekka kommt. Man gewinnt ihn durch vorsichtiges Aufritzen der Zweige, der beste aber tröpfelt von selbst aus denselben, jedoch so sparsam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als

drei bis vier Tropfen gibt. Ein Quentchen kostet in Mekka selbst gegen zwei Thaler. Der echte, reine Balsam wird für die vornehmsten Araber und Türken aufgehoben, andere bekommen ihn fast niemals unverfälscht. Anfangs sieht er blaß, trübe, und ist flüssig, mit der Zeit aber wird er zähe, gelblich und durchsichtig. Der Copaivabalsam wird von einem schönen großen Baume in Südamerika gesammelt, ist weißgelblich, durchsichtig und etwas dickflüssig. Er wird sowohl in der Medicin, als auch in der Oelmalerei und zu Firnissen gebraucht. Der peruvianische Balsam ist theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem spanischen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balsam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Carthagena in Amerika, sieht rothgelb aus, und ist zäher als die andern Balsame. Der flüssige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaum, welcher in sumpfigen Gegenden von Mexiko wächst, kommt dem peruvianischen Balsam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin, und Lerchenbaum, gehören gleichfalls hierher; ferner der carpathische Balsam, aus der Zirbelnußkiefer, der ungarische Balsam, aus dem Krummholzbaume. — Man nennt auch verschiedene künstliche pharmaceutische Zubereitungen Balsame, welche theils dickflüssig, wie Salbe und Oel, theils flüssig und hell, wie Spiritus sind. Zu den erstern wird als Grundlage (corpus pro balsamo) gewöhnlich das ausgepreßte Mußkatennußöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätherische Oele, z. B. Citron-, Bergamott-, Nelkenöl, auch Moschus u. dgl., gesetzt werden. Dergleichen sind die Schlag-, Wund-, Kopfbalsame u. a. m. Unter den flüssigen sind der hoffmannische Lebensbalsam, der schauersche Balsam u. s. w., die bekanntesten.
H.

Balsamiren, auch einbalsamiren, heißt eine Leiche mit mancherlei balsamischen Stoffen anfüllen und umgeben, um sie vor der Verwesung zu bewahren. Die Erfinder dieser Kunst waren die Aegyptier in den ältesten Zeiten dieser Nation. Andere Völker, z. B. die Assyrer, Scythen und Perser folgten ihnen, erreichten sie jedoch nicht darin. Von dem Grade, auf welchem diese Kunst bei den Alten stand, ist sie überhaupt sehr herabgesunken, vielleicht auch, weil die Veränderung in den religiösen Begriffen und Gebräuchen das Balsamiren der Todten seltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme und fürstliche Personen zuweilen noch einbalsamirt; allein diese Balsamirung erreicht die der Alten in keinem Falle. Aus den Höhlungen des Körpers werden die Eingeweide, nämlich das Gehirn, die Lungen, das Herz, der Magen und die Gedärme, die Leber u. s. w. herausgenommen, statt deren eine Mischung von balsamischen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. hineingefüllt; die großen Blut- und andere Gefäße werden mit Balsamen, die in Weingeist aufgelöst sind, ausgespritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus stark eingerieben u. s. w. (S. **Mumien**.) H.

Baltimore, eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaates, welche auf 44 Q. M. 40,000 Einwohner enthält. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Patapskofluß, der sich hier schon zu einer Bay erweitert und Seeschiffe trägt, hat verschiedene Manufacturen und Fabriken in Hüten, Tischler- und Sattlerwaaren, Tauen, Schnupftabak, Zucker, Pulver, Eisenwaaren u. s. w., und treibt einen lebhaften Handel. Sie hat 30,000 Einwohner, drei Schauspielhäuser, eine Börse, zwei Bankgebäude, eine Akademie und öffentliche Bibliothek, und mehrere gemeinnützige Gesellschaften. Die Schiffswerfte sind bedeutend.

Baltisches Meer (gewöhnlicher die **Ostsee** genannt), ein zwi-

schen den Küsten von Dänemark, Deutschland, Preußen, Curland, Liefland und Schweden befindlicher, mit der Nordsee zusammenhängender großer Meerbusen. Es hat keine Ebbe und Fluth, sein Wasser ist weniger salzig, und wirft, wenn es unruhig ist, an den Küsten von Curland und Preußen den bekannten Bernstein aus. Es treibt zwei große Meerbusen in das innere Land: den einen gegen Norden, welcher der bothnische, den andern gegen Osten, welcher der finnische Meerbusen genannt wird.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der französischen Akademie, wurde zu Angoulême 1564 geboren, und lebte anfangs in Rom als Geschäftsträger des Cardinals Lavalette, ließ sich aber nach einem Zeitraume von zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch seine Talente die Aufmerksamkeit des Cardinals Richelieu auf sich, der ihm eine Pension von 2000 Francs mit dem Titel eines Staatsraths ertheilte. Er galt in dieser Zeit für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünstler seines Jahrhunderts. Doch fanden seine zahlreiche Schriften nicht bloß Bewunderer, sondern auch heftige Tadler. Unter diesen letztern war besonders Goulu, General der Feuillanten (eines Klosterordens unter der Regel des heil. Bernhards), der äußerst bitter in seinen Kritiken war, und sie bis zu Schmähungen trieb. Dies veranlaßte endlich Balzac, Paris zu verlassen. Er endigte in Angoulême sein Leben am 18ten Februar 1655 in einem Alter von sechzig Jahren. Eine mißverstandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulst, Affectation und Hyperbeln verleitet, die sich freilich, als der Geschmack sich reiner ausbildete, nicht mehr in Ansehen erhalten konnten. Indeß muß man seinem harmonischen Periodenbau Gerechtigkeit wiederfahren lassen und bekennen, daß er zur Bildung der französischen Prosa manches Gute beigetragen hat. Er kannte die Alten und hatte sie studirt, und seine lateinischen Gedichte, wiewohl ohne sonderlichen poetischen Werth, sind rein, correct und von den Fehlern seiner französischen Schreibart frei. Das vollendetste seiner Werke ist ohne Zweifel seine Abhandlung über die lateinischen Verse. Zu hart ist über ihn das Urtheil Voltaire's und Laharpe's, daß er unter diejenigen Schriftsteller gehöre, die sich mehr mit Worten als Gedanken beschäftig hätten.

Bamberg, ein ehemaliges Hochstift im fränkischen Kreise, zwischen Culmbach, Anspach, Würzburg und Coburg, welches 65 Quadratmeilen mit 180 bis 200,000 Einwohnern enthielt. Vor Alters gehörte das Land meistens den mächtigen Grafen von Babenberg, nach deren Abgang 998 Kaiser Heinrich II. die Grafschaft in ein Bisthum zu verwandeln beschloß, welches auch 1006 geschah. Der Kaiser und seine Gemahlin Kunigunde bereicherten das Hochstift ansehnlich, und der kaiserliche Kanzler Eberhard wurde 1007 der erste Bischof. Ferner verordnete Heinrich II. im J. 1019 den König von Böhmen zum Oberschenken, den Churfürsten von der Pfalz zum Obertruchseß, den Churfürsten von Sachsen zum Obermarschall und den Churfürsten von Brandenburg zum Oberkämmerer des Bisthums, so daß sie diese Aemter von jedem Bischof zu Lehen empfingen. Diese Feierlichkeit geschah jedesmal zu Nürnberg in der St. Egidiencapelle. Jene vier Churfürsten hatten wieder vier ansehnliche Geschlechter in Franken mit den vier Unterämtern belehnt. Auf dem Reichstage hatte der Bischof die vierte Stelle unter den geistlichen Fürsten. Er wurde von dem Domcapitel, welches aus zwanzig Capitularherren und vierzehn Domicellaren bestand, aus dessen Mitte gewählt. Die Einkünfte betrugen 875,000 rhein. Gul-

den. Im J. 1803 kam dieses beträchtliche Land unter dem Titel eines Fürstenthums als Entschädigung an das Churhaus Pfalz-Bayern; der Bischof ward mit einem Jahrgelde von 50,000 Fl. abgefunden, und das Domcapitel nebst vielen Klöstern eingezogen, wodurch die Landeseinkünfte sich verdoppelten. — Was die Beschaffenheit des Landes anlangt, so sind die nördlichen und südlichen Theile rauh und waldig; dagegen ist zwischen Forchheim und Bamberg der Boden sehr fruchtbar an Getraide und Obst. Dennoch scheint das Landvolk in keinem Wohlstande zu seyn. Die Manufacturen und Fabriken sind im Ganzen von keiner großen Bedeutung. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt zu beiden Seiten der Pegnitz und zählt gegen 20,000 Einwohner. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört die neue fürstliche Residenz Petersburg, von Bischof Lothar 1702 erbaut, die Domkirche mit ihrem Kirchenschatze und den Grabmälern Heinrichs II. und seiner Gemahlin Cunigunde, Conrads III. und Papst Clemens II., die schöne Universitätskirche u. s. w. Die hiesige Universität wurde im J. 1585 als ein Gymnasium academicum errichtet, 1647 von Bischof Otto in eine Universität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Bischof Friedrich Carl mit der juristischen und medicinischen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollständigem philosophischen und theologischen Unterricht verwandelt. Auch die medicinisch-chirurgische Lehranstalt am großen Ludwigshospitale wurde beibehalten und neu dotirt. Ferner ist Bamberg seit 1803 der Sitz des Oberappellationsgerichts für alle fränkischen Länder, eines Hofgerichts zur Entscheidung der Prozesse in zweiter Instanz und der Criminalfälle, und einer Landesdirection zur Besorgung der staatsrechtlichen und staatswirthschaftlichen Angelegenheiheiten, womit auch das geistliche Departement verbunden ist. Berühmt ist die Stadt endlich auch durch die Zahl und Fleiß ihrer Gärtner, die eine große Zunft bilden.

Bambocciaden heißen in der Malerei solche Bilder, die Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens und niedrigen Verkehrs, und zwar auf eine grotteske Weise darstellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeste, Räuberbanden, Tabaksgesellschaften u. dgl. Sie erhielten diesen Namen nach Peter von Larr, einem geschickten niederländischen Mahler, der sich in dieser Gattung auszeichnete, und den die Italiäner wegen seiner seltsamen Mißgestalt Bamboccio (Krüppel, verschrobener Mensch) nannten.

Band, Bänder (ligamenta), sind gewisse Theile des menschlichen und thierischen Körpers, welche bestimmt sind, Zusammenhang unter die Knochen und andere schwebende Theile zu bringen. Die Kenntniß dieser Bänder gibt die Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern. — Sie unterscheiden sich von den Knochen durch ihre Biegsamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Festigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Bestimmung. Diese besteht darin, daß sie die Theile unter einander verbinden, ihnen die nöthige Haltung geben und zugleich zur Fortpflanzung und Einschränkung der Bewegung dienen.

Bandello (Matteo), ein berühmter italiänischer Novellist, der, wie es scheint, im Jahre 1480 zu Castelnuovo di Scrivia im Tortonesischen geboren war. Er studirte zu Rom und Neapel, und legte sich, sowohl den scholastischen Spitzfindigkeiten seiner Zeit als dem Studium der Alchymie abgeneigt, fast ausschließlich auf die schönen Wissenschaften. Er scheint mehrere Jahre in und um Mailand gelebt zu haben,

besonders von Pirro Ganzaga und Camilla Bentivoglio geschätzt, die ihre Tochter von ihm unterrichten ließen. Dann lebte er in Mailand, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er irrte einige Zeit von Ort zu Ort, ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cäsar Fregoso, der aus venetianischen in französische Dienste getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abschluß des Waffenstillstandes zwischen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode seines Beschützers lebte er zu Agen bei dessen Familie, und ward 1550 zum Bischof dieser Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung seines Sprengels dem Bischof von Grasse, und beschäftigte sich in einem Alter von siebzig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung seiner Novellen, von denen er 1554 die drei ersten Bände herausgab; ein vierter erschien 1573 nach seinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben ist. Außer den Novellen sind von Bandello gedruckt Canti XI delle lodi della S. Lucretia Gonzaga di Ganzuolo e del vero amore, col templo di pudicitia, Agen 1545; noch ein anderes Gedicht zu Ehren der Lucrezia Gonzaga, und eines auf die Geburt eines Sohnes von Cäsar Fregoso, sämmtlich ohne großen Werth. Andere seiner Gedichte sind handschriftlich auf der Bibliothek der turiner Akademie, und sollen den Werken der besten Dichter an die Seite zu setzen seyn. In seinen Novellen erreicht er zwar den Boccaz nicht; allein natürliche Einfachheit, ein rascher Gang der Erzählung und harmonische Kürze der Perioden zeichnen sie vortheilhaft aus, wobei jedoch der Inhalt nicht selten ziemlich unzüchtig ist. Dieser Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaz, da er gern bei schlüpfrigen Scenen verweilt, und seine Farben nicht spart, sie für die Phantasie auszumalen.

Bandwurm (taenia), gehört (nach Batsch) unter die zweite Abtheilung der vierten Classe der Eingeweidenwürmer, nämlich unter die der plattgedrückten, und hat seinen Namen von seiner bandförmigen Figur. Er besteht aus einer langen Reihe in einander hängender plattgedrückter Glieder, von welchen allemal der weitere und untere Theil, vom Kopfe an gerechnet, den engern und obern Theil des nächstfolgenden Gliedes umgibt. Diese Glieder werden nach dem Schwanzende zu breiter und größer, und in jedem der größern ist ein besonderer Eierstock. Am vordern Ende haben sie vier Saugöffnungen. Von dem Kopf entstehen drei Canäle, die durch den ganzen Körper der Länge nach fortgehen. Die Bandwürmer leben meist im Darmkanal, aber nicht bloß im Menschen, sondern auch in den Thieren, bei welchen sie zuweilen zu einer ungeheuren Menge anwachsen. Mehrere Thierarten scheinen eine eigene Art des Bandwurms zu haben. Man hat bei den Pferden, Affen, Hunden, bei Vögeln, in den Enten, Hünern, ja sogar in vielen Fischen, z. B. den Hechten, Bandwürmern gefunden. Im Menschen kommt der häutige und der breite Bandwurm mit rosenförmigen Eierstöcken, die sich auf der Gliedfläche öffnen, und der Kürbißbandwurm mit baumförmigen Eierstöcken am öftersten vor. Einige haben am Kopfe außer den Saugwarzen auch noch einen Hakenkranz, womit sie in den Eingeweiden sich befestigen. Unter den Darmbandwürmern des Menschen sind vorzüglich zu bemerken der langgliedrichte und kurzgliedrichte oder breite. Jener kommt am öftersten in Deutschland vor. Die einzelnen Glieder sind kleinen Kürbißkernen oder großen Gurkenkernen ähnlich, und erreichen oft nach dem hintern Ende zu die Größe eines halben Zolls. Gegen das Kopfende hin werden die Glieder immer kleiner und schmäler. An dem dünnen fadenförmigen Halse

sitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf des Wurms ist. Von den hintersten Gliedern, als den größten, lösen sich von Zeit zu Zeit einige los, welche auch zuweilen abgehen. Ob die Stücke für sich fortleben und zu vollkommenen Bandwürmern ausbilden, oder ob die Trennung nicht vielmehr ihr Absterben nach sich zieht, ist unentschieden. Der breite Bandwurm hat nur anderthalb Linien lange, aber einen halben bis ganzen Zoll breite Glieder. Der Hals ist sehr schmal und zuweilen eine halbe Elle lang. Der ganze Wurm kann über sechzig Ellen anwachsen. Die Personen, welche einen Bandwurm bei sich haben, müssen viele Beschwerden davon leiden, indessen sind die Kennzeichen von der Gegenwart desselben sehr unsicher, weil die Zufälle auch von andern Ursachen, z. B. Hypochondrie, Hysterie herrühren können. Das sicherste Zeichen ist immer der Abgang einzelner Glieder des Wurms. Wenn aber der Kopf nicht mit abgeht, so wächst er immer wieder nach, wenn gleich durch Wurmmittel noch so viel abgetrieben worden ist. Auf diese Weise können viele Ellen abgetrieben werden, wie denn ein Arzt in Berlin innerhalb drei Jahren von einem Mädchen an tausen Ellen Bandwürmer soll erhalten haben. Man hat von jeher viele specifische Mittel gegen den Bandwurm gerühmt, die zwar oft, aber auch nicht allemal geholfen haben, z. B. das schottische, welches aus gegossenem und sehr zart gekörntem Zinn besteht, das herrnschwandische und das nuffersche, deren Hauptbestandtheil aus der Farrnwurzel und Gummi Guttä besteht. Die Hauptsache der Cur läßt sich auf zwei Erfordernisse zurückführen: den Wurm zu schwächen, so daß er sich mit dem Kopfende nicht fest einhaken kann, und alsdann seinen Abgang zu befördern, wobei man aber darauf sehen muß, daß er nicht abreißt und das Kopfende zurückbleibt, weil sonst von diesem an der Wurm so lang und länger wächst, als er vorher gewesen ist. H.

Bank, eine Anstalt, bei welcher Capitalisten eine beliebige Summe Geld einlegen, und denjenigen, an welchen sie zu zahlen haben, Anweisungen darauf geben. Dieses geschieht theils Sicherheits, theils Bequemlichkeits wegen, um der Mühe des Auszahlens überhoben zu seyn; es werden aber gewöhnlich noch andere Vortheile dabei beabsichtigt. Wenn in einer Bank das Eigenthum des Geldes unter einem bestimmten Cirkel oder einer Anzahl von Eignern umhergeht, so heißt dieselbe eine Girobank; wenn hingegen die Bank so eingerichtet ist, daß ein jeder, der auch keinen Antheil an der Einrichtung der Casse hat, und folglich nicht zu den Eignern der Bank gehört, auf einen Bankschein das Geld, worauf derselbe lautet, ausgezahlt erhalten kann, so heißt sie eine Zettelbank. Von der ersten Art ist die älteste und das Muster die Bank von Venedig; von der zweiten ist die Bank von Genua die älteste, welche im Jahre 1407 errichtet worden ist. Beide Arten von Banken pflegen einen größern Zahlwerth in ihren Banknoten ins Publikum zu bringen, als sie Geld oder Geldeswerth besitzen, durch welche Einrichtung sie große Vortheile zu ziehen im Stande sind. Es sind daher gewöhnlich mit beiden Arten von Banken Leihbanken verbunden; jedoch so, daß die Girobanken bloß auf edle Metalle und unverderbliche Waaren, die Zettelbanken hingegen auf mehrere Arten von Geldeswerth, insonderheit auf liegende Gründe zu leihen pflegen. Eine vernünftig eingerichtete Zettelbank kann in einem Staate, in welchem das baare Geld rar, die Zinsen hoch sind und der Wucher freies Spiel hat, von großem Nutzen seyn. Unter die Hauptgläubiger der Banken gehört gewöhnlich der Staat. Eine classische Schrift über die Banken ist die Schrift von Büsch, in seinen kleinen Schriften über

die Handlung. Bankogeld, solches, wie es in der Bank genommen wird, gewöhnlich besseres oder schwereres, als das umlaufende. Das hamburgische Bankogeld z. B. besteht in alten vollwichtigen Speciesthalern, das Stück 1 1/2 Reichsgulden gerechnet; da hingegen die Speciesthaler in hamburger Curantmünze mehr, in Conventionsmünze zwei Gulden gelten. Banko-Agio, das Aufgeld, welches auf Curant gegen Banko gegeben werden muß. Bankobuch, Bankoconto ist das Buch und die Rechnung über das in eine Bank gelegte oder aus derselben empfangene Geld. Bankozettel, Banknoten, gedruckte Zettel, auf die verschiedene kleinere oder größere Summen lauten und im Lande überall für baar Geld, jedoch oft mit Verlust, zuweilen mit Gewinn genommen werden; wegen der österreichischen Bankozettel siehe österreichische Staatspapiere. Bankordnung ist diejenige Vorschrift, nach welcher sich sowohl die Administration der Bank, als Jeder, der mit derselben Geschäfte macht, zu richten hat.

Banks (Sir Joseph), ein berühmter englischer Naturforscher, geboren 1740, aus einer schwedischen adligen Familie, die seit einem Jahrhundert sich in England niedergelassen hatte. Seine Liebe für die Naturgeschichte veranlaßte ihn, mehrere Reisen zu unternehmen. Die erste führte ihn nach Labrador. Darauf ward er Begleiter des Capitains Cook. Nach seiner Rückkunft machte er die naturhistorischen Schätze Islands und der Hebriden bekannt. Seine Kenntnisse, seine Klugheit und Thätigkeit waren bei dieser langen Seereise oft von großem Nutzen; ihm verdankt man die Einführung des Brotbaums auf den amerikanischen Inseln. Nachdem er 1777 zum Präsidenten der königlichen Gesellschaft zu London ernannt war, bekam er viele Gegner, die er jedoch mit Glück bekämpfte. Der König ernannte ihn später zum Geheimenrath und Ritter des Bathsordens, und die Franzosen erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinstituts, weil sie es seiner Verwendung verdankten, daß sie die Papiere de la Perouse's, welche auf seine Reise Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurückerhielten.

Bann oder Acht, eine Strafe der catholischen Kirche, welche entweder von der Gemeinschaft der Heiligen, oder doch vom Gebrauche der Sacramente ausschließt. Im ersten Falle ist es der große Bann, Anathema, ehemals eine furchtbare Waffe der Hierarchie; im zweiten der kleine Bann, Excommunication. Auch die englische, griechische Kirche, so wie die jüdische Religion haben ihren Bann.

Banner, Bannier, schwedischer Feldherr im 30jährigen Kriege, stammte aus einem alten gräfl. Geschlechte Schwedens, that seine ersten Kriegsdienste in Polen und Rußland und begleitete seinen König, Gustav Adolph, der ihn sehr schätzte, nach Deutschland. Nach dem Tode desselben (1634) erhielt er ein Commando über 16,000 Mann und ward das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittstock 1636, welche er gegen die kaiserlichen und sächsischen Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmälich wieder emporkam, war das Werk seiner Thätigkeit. Er erlebte aber das Ende des Krieges nicht, sondern starb zu Halberstadt am 10ten Mai 1641, noch nicht 40 Jahre alt, wie man vermuthete, an Gift, das ihm beigebracht worden. Mit ihm verlor Schweden seinen einsichtsvollsten Feldherrn, wie die kaiserlichen ihren gefährlichsten Feind. Banner ließ sich in seinen Unternehmungen nur durch die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr hingegen wußte er geschickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu

stark war, zu entgehen. Unter seiner Anführung wurden bei verschiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geschlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er sich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geschäfte seines Amtes übrig ließen, und wahrscheinlich war der unmäßige Genuß derselben das eigentliche Gift, das seinen frühen Tod herbeiführte.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutschen ein Ritter so viel Ansehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße wohl erzeugter Leute gegen den Feind führen konnte, so erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn.

Bannus, Ban, war der Titel der Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Croatien, welche im Namen des Königs über alle Beamte gesetzt waren, auch zu Kriegszeiten das Obercommando führten. Es kommt diese Benennung von dem Worte Ban her, welches im Slawischen einen Herrn bedeutet. Eine Landschaft, über die ein Bannus gesetzt war, hieß Bannat. Jetzt giebt es nur noch einen Ban von Croatien, welcher unter den ungarischen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Banquerott, s. Falliment.

Banquette, in der Kriegswissenschaft eine Erdbank oder Erhöhung an der innern Seite des Walles, worauf die Soldaten stehen und über die Brustwehr schießen können; auch der erhöhte Fußweg neben einer Fahrstraße.

Banti (Brigida Giorgi), eine der vortrefflichsten Sängerinnen Italiens, war im Jahre 1780 Prima donna auf dem Theater zu Wien; im Jahre 1783 war sie zu Florenz, 1784 in Turin und 1785 in Venedig. Späterhin lebte sie in London, wo sie sich vielleicht noch befindet.

Bär, s. Sternbilder.

Baratier (Johann Philipp). Dieses frühzeitige, leider zu frühzeitige Genie, da es eben so schnell wieder dahin welkte, war am 19ten Januar 1721 zu Schwabach im Fürstenthum Anspach geboren, wo sein Vater, Franz Baratier, damals französischer reformirter Prediger war. Er war das einzige Kind seines Vaters, dieser sein einziger Lehrmeister. Sein Vater behauptete, man müsse dem Kinde von der Wiege an etwas lehren; diesen Grundsatz befolgte er bei seinem Sohne, jedoch so, daß er, weit entfernt ihm den geringsten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung von allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung, ohne Absicht der Belehrung. Schon im zweiten Jahre seines Alters fing sein Vater mit ihm die französische Sprache an, in der er geboren war. Um die Buchstaben zu erlernen, gab er ihm kein Buch in die Hände (Kinder werden bei der Betrachtung so vieler Buchstaben nur verwirrt); er zeigte ihm einen Buchstaben nach dem andern. Besonders gefiel dem jungen Baratier, daß er ihm die Buchstaben als etwas Lebendiges vorstellte, das mit ihm rede; er malte sie beim Trinken mit Wasser auf den Tisch u. s. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihn zu gleicher Zeit die Geographie; bei Tische sagte er ihm, die Suppe sey eine Suppe dieses oder jenes Herrn, der in der und der Stadt wohne. Auf diese Art lernte er in seinem dritten Jahre fertig lesen, im vierten fertig französisch und

deutsch, im fünften lateinisch sprechen: mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechische und hebräische Sprache, so daß er in seinem achten Jahre den Codex übersetzen konnte; worauf er auch noch andere orientalische Sprachen lernte. In seinem zwölften Jahre studirte er die Weltweisheit, nebst den mathematischen Wissenschaften und der Kirchengeschichte, und im vierzehnten endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krels wider die Gottheit Christi. Als sein Vater im Jahre 1735 als französischer Prediger nach Stettin berufen wurde, und bei seiner Durchreise durch Halle mit seinem Sohne den Professor Schulz besuchte, führte dieser beide zu dem Kanzler von Ludwig, welcher dem jungen Baratier versprach, daß er ohne Kosten zum Magister der Philosophie promovirt werden solle. Der junge Baratier ließ sich sofort den folgenden Tag immatriculiren, und den Tag darauf von der ganzen philosophischen Facultät examiniren. Hierauf entwarf er sogleich in der Versammlung vierzehn Theses, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag, in Gegenwart von mehr als zweitausend Zuhörern, von dem vierzehnjährigen Knaben zur Erlangung der Magisterwürde standhaft vertheidigt wurden. Sein Vater setzte nun mit ihm seine Reise nach Stettin über Potsdam fort, wo Vater und Sohn durch den geheimen Rath, Friedrich Hofmann, dem Könige von Preußen vorgestellt wurden, welcher denselben viele Gnade erzeigte, dem jungen Genie auf vier Jahre jährlich funfzig Thaler aussetzte, ihm Geld zu mathematischen Werkzeugen gab, und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu studiren befahl. Auch mußte ein Prediger der französischen Gemeinde zu Halle nach Stettin gehen, und der Vater Baratiers an dessen Stelle in Halle bleiben. Unser junges Genie studirte jetzt in Halle die Rechte, und verband noch andere Studien damit; auch arbeitete er viele Schriften aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden sind. — Eine so früh aufgeschossene Blume konnte aber unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, bekam er schon in seinem zehnten Jahre ein bösartiges Geschwür, an dem er viel litt, und zu welchem sich eine Auszehrung gesellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren, 8 Monaten und 16 Tagen, den 5ten October 1740, starb.

Barbados, eine der Antillen (s. d.), unter denen sie die östlichste ist, 7 Quadratmeilen groß. Die Engländer, welche sie 1625 entdeckten, wurden von dem milden Clima und fruchtbaren Boden der damals wüsten Insel eingeladen, sich dort niederzulassen, und schon 1650 sollen 50,000 Weiße und noch mehr Sclaven sich dort befunden haben. Um diese Zeit hatte man die Kunst der Zuckerbereitung gelernt, wodurch die Reichthümer der Colonien sich so sehr vermehrten, daß Carl II. hier dreizehn Baronets machte, von denen einige jährlich 10,000 Pf. einnahmen. Im J. 1675 betrug der Werth der jährlich ausgeführten Producte über 350,000 Pfund. Damals war die Insel auf dem Gipfel des Flors. Später aber verheerte sie einer der fürchterlichsten Orkane, wozu noch 1692 eine pestartige Seuche kam. Seitdem hat sie sich nie wieder zu jener Blüthe erhoben, wiewohl sie noch immer einer der wichtigsten englischen Besitzungen in Westindien ist. Sie liefert besonders Zucker (in den besten Jahren etwa 200,000 Centner,) Rum, Ingwer, Aloe, Baumwolle. Die Hauptstadt heißt Bridge-Town.

Barbarei, ein großer Theil von Nordafrika, dessen Name sich von den Berbern herschreibt, einem Volke, das Einige von den Cananiten herleiten. Sie besteht aus zwei Haupttheilen: der eigentlichen

Barbarei und der Wüste Sara. Die eigentliche Barbarei enthält die sechs Reiche: Barca, Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marocco (s. d.)

Barbaren, ein Name, welchen die Griechen allen denjenigen mit einer gewissen Verachtung gaben, die ihre Sprache nicht redeten. Ihnen ahmten die Römer darin nach, indem sie alle Nichtrömer und Nichtgriechen so nannten.

Barbetten, heißen im Festungsbau erhabene Plätze, auf welche das Geschütz gestellt wird, wenn keine Schießscharten da sind.

Barbiton ein musikalisches Instrument bei den Alten, welches seiner vielen Saiten wegen auch Polychordon hieß. Seine eigentliche Beschaffenheit ist uns unbekannt. Die Dichter verwechseln es oft mit der Laute und Cither.

Barbou, der Name einer berühmten Buchdruckerfamilie, die bis in das sechszehnte Jahrhundert hinaufsteigt. Die aus ihren Pressen hervorgegangenen Werke zeichnen sich durch Correctheit und Eleganz aus. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließen sie sich in Paris nieder. Hier setzte Joseph Gerard Barbou die Sammlung lateinischer Classiker fort, welche Antoine Coustelier angefangen hatte, und die sich durch ihren eleganten Druck empfehlen. Coustelier hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Sallust, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Persius, Martial und Terenz. Barbou druckte den Cäsar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Justin, beide Plinius und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Nicht-Classiker. Der jetzige Besitzer des Verlags, Auguste Delalain, hat ganz neuerlich die Sammlung noch mit vier Bänden vermehrt, wovon zwei den Quintilian, einer den Juvencius, und einer Musae rhetorices enthalten.

Barby, eine Grafschaft in Obersachsen an der Elbe, zwischen Magdeburg und Anhalt, welche nach dem Erlöschen des gräflichen Hauses Barby mit dem Grafen August Ludwig im J. 1659 als sächsisches Lehen an das Churhaus Sachsen, und zwar anfangs an die weißenfelsische Linie zurückfiel. Die übrigen barbyschen Besitzungen fielen theils an Anhalt-Zerbst, theils an Magdeburg heim. Gegenwärtig gehört Barby als ein Amt zum Kreisamte Wittenberg. Die Hauptstadt Barby liegt nicht weit von dem Zusammenfluß der Saale und Elbe, und zählt 3500 Einwohner. Sie ist wohlgebaut und hat ein altes Schloß. Im J. 1749 verlegte die Herrnhutergemeinde ihr theologisches Seminarium und akademisches Collegium hieher. Seit 1789 befindet sich jedoch nur noch das Pädagogium hier. Die Brüdergemeinde hat auf dem Schlosse ein Observatorium und große naturhistorische Sammlungen.

Barca, ein nordafrikanisches Königreich, zwischen Tripolis und Aegypten, von dem uns fast alle Nachrichten fehlen. Es ist theils der Pforte, theils Tripolis unterworfen. In jenem Theile ist Barca, in diesem, der gewöhnlich die Wüste Barca genannt wird, Derne die Hauptstadt; im innern Lande liegt die fast ganz unbekannte Republik Siwah mit der Hauptstadt gleiches Namens. Die Einwohner sind meist arabischer Abkunft und Mahomedaner.

Barcarolles, eine Art Gesänge der Gondelfahrer zu Venedig, zwar nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern selbst componirt, aber von höchst angenehmer Melodie. Der freie Zutritt, den die Gondelirer überall haben, setzt sie in den Stand, ihren Geschmack zu bilden. Die meisten von ihnen haben einen großen Theil von Tasso's befreitem Jerusalem, ja manche dasselbe ganz inne: sie singen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern; und

man kann wohl behaupten, daß vor Tasso nur Homer und außer diesen beiden kein anderer epischer Dichter so in dem Munde seiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona ist eine der größten Städte Spaniens und die Hauptstadt des Fürstenthums Catalonien. Sie liegt in Gestalt eines halben Mondes am Meere. Die Stadt selbst ist gut befestigt, und außerdem liegt noch auf der östlichen Seite eine starke Citadelle, welche im Jahre 1715 erbaut wurde, und mit der am Meere liegenden Schanze, San Carlos, eine verborgene Verbindung hat. An der Abendseite der Stadt liegt der Berg Montjui, auf dessen Gipfel sich ein Fort, das den Hafen beschützt, befindet. Im achtzehnten Jahrhundert wurden noch mehrere Festungswerke zur Vertheidigung der Stadt und des Hafens angelegt. Der Hafen ist zwar geräumig, aber für Kriegsschiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geschirmt, an dessen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich sind. Barcelona hat ein großes Arsenal, eine starke Kanonengießerei, eine Gewehrfabrik, und ist überhaupt ein wichtiger Kriegsplatz, der mehrere hartnäckige Belagerungen aushielt, sich aber auch mehrmal ergeben mußte. Die Stadt hat gegen 10,000 Häuser, breite Straßen, ansehnliche Marktplätze und über 100,000 Einwohner. Hier ist ein Bischof, 82 Kirchen, 27 Manns- und 18 Nonnenklöster; ferner eine Universität, mehrere öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturaliensammlung, eine Freischule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieschule, eine Akademie der schönen Wissenschaften, ein Findelhaus, ein großes Hospital und andere schöne Anstalten. Das Industriewesen dieser Stadt ist sehr wichtig. Man zählt 150 Baumwollenmanufacturen, viele Seidenwebereien, Wollenmanufacturen, Manufacturen von Spitzen, Franzen und guten Stickereien, Messer-, Waffen- und Kupferschmiede u. dgl. Es wird eine einträgliche Handlung getrieben, und überhaupt ist Barcelona ein Hauptplatz für den Handel im mittelländischen Meere. Seitdem es aber von den Franzosen besetzt ist, leidet der Handel dieser Stadt sehr, weil die Engländer den Hafen blokiren und die spanischen Insurgenten die Verbindung zu Lande unsicher machen.

Barclay de Tolly, s. Tolly.

Barden, Dichter und Rhapsoden der Celten oder Galen, welche die Thaten der Helden zur Harfe sangen, vor der Schlacht das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demselben zum Kampfe voranschritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren so heilig geachtet, daß der hitzigste Kampf stille stand, wenn sie sich zwischen die Kämpfenden stellten. Die Celten (Kelten, Jalen, von den Römern Gallier genannt) welche zu Cäsars Zeiten zwischen der Rhone und Garonne wohnten, (Jul. Caes. I. 1.) brachten sie mit nach England. Allein sie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inseln gedrängt. Hier, besonders in der obersten Spitze des abgesonderten Schottlands, erhielt sich ihre Sprache, und mit ihr der Bardengesang am längsten. Jeder Heerführer hatte Barden in seinem Gefolge. Ein solcher Barde war der berühmte Ossian, unter dessen Namen viele Gesänge gesammelt und kürzlich von Ahlwardt nach dem galischen oder gälischen (Gaulois) Original übersetzt worden sind. Man nennt die schottischen Barden auch kaledonische, und den Ossian vorzugsweise den kaledonischen Barden, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Kaledoniern, deren Wohnsitze die Galen einnahmen. Die Barden verschwanden mit der wachsenden

herrschaft des Christenthums allmälich; eben so die Druiden oder Priester der Galen, zu deren Orden sie gehört haben sollen. Ob auch die germanischen Völker, welche zu dem gothischen Stamme gerechnet werden, Barden gehabt haben, ist sehr bestritten worden; so viel ist aber gewiß, daß in der neuern Zeit mit diesem Namen die ältesten Sänger der Vorzeit überhaupt, ohne Rücksicht auf Nation belegt zu werden pflegten. Daß aber auch die Deutschen in letzterer Hinsicht (und da ohnehin das Wort Barde von dem celtischen und germanischen Bar, Gesang, Geschrei abstammt) Barden, d. h. ihre ältesten Nationaldichter, und Bardenlieder, obgleich nicht auf dieselbe Weise wie die Galen oder Celten besaßen, leidet kaum einen Zweifel. S. auch Skalden. T.

Bardiet (auch Bardit — der und das). Dieser Name ist auf eine sehr unbestimmte und bestrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7) gegründet. Selbst Heyne wagte nicht zu entscheiden, ob barditus, baritus oder baritus zu lesen sey, mit welchem Worte Tacitus den Vortrag der Schlachtgesänge bei den Germanen bezeichnet. Adelung, in seiner ältesten Geschichte der Deutschen ꝛc. Lpz. 1806. S. 387, zieht baritus vor, versteht darunter das Kriegsgeschrei, den Schlachtruf der Germanen, und läugnet damit zugleich, daß es bei ihnen Barden gegeben habe. Andere, welche barditus lesen, verstehen darunter den Bardengesang in der Schlacht, und nehmen daher auch Barden bei den Deutchen an. Indessen redet doch Tacitus auch an andern Stellen (Cap. 2 und 3) von alten Gesängen der Germanen, welche den Ursprung und die Thaten ihres Geschlechts besangen, mithin hatten dieselben auch Barden und Bardenlieder, nur in einem allgemeinen Sinne (s. d. vorigen Art.), als die Völker celtischen Ursprungs, welche in den ossianischen Gesängen Ueberreste ihrer Bardenzeit gerettet haben; und wir können uns folglich des Namens Bardiet mit Recht zur Bezeichnung des Bardengesanges fortbedienen, wenn wir nur nicht an die Eigenthümlichkeit jener celtischen Nationalsänger denken, welche ursprünglich allein Barden geheißen zu haben scheinen. Carl der Große ließ eine Sammlung deutscher Bardenlieder (uralter Nationalgesänge) veranstalten, welche aber leider verloren gegangen ist. Die scandinavischen Völker besitzen noch einige Bardenlieder in den Gesängen ihrer Skalden. Auch treffen die Gesänge der ältesten Nationaldichter eines Volks gewöhnlich in einem Gegenstande zusammen, d. i. in der Besingung der Thaten der Helden, welche an die Götter gränzen, und in dem kriegerischen Charakter der Gesänge, welcher zur Tapferkeit entflammt. Daß nun auch die Deutschen solche Gesänge hatten, sagt Tacitus in jener Stelle; daß aber der Gesang kaum mehr als ein wildes Geschrei gewesen, versteht sich von selbst, und ist auch aus mehrern andern Stellen zu beweisen. Letzteres nun ist in dem Begriff des neuern Bardiets, wie es vorzüglich zu Klopstocks Zeit aufkam, mit aufgenommen worden, und man versteht daher unter Bardiet in der neuern Poesie ein Lied, in dem vorgestellten Charakter eines Barden oder ältesten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, besonders ein religiöses und kriegerisches Lied, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der germanischen Völker; wovon das in Ton und Sitten cultivirte Kriegslied unserer bürgerlichen Zeit sehr weit verschieden seyn muß. Die Dichter nun, welche zu Klopstocks Zeit das Bardiet ausbildeten und bis zum Ueberdrusse erschallen ließen, ahmten in demselben jedoch meistentheils die sentimentale Weichheit des Ossian, der eben durch Mac-

pherson wieder erweckt worden war, nach, und arteteten im Gegentheil in rohes kunstloses Gebrüll aus, über welches sich schon Hölty (s. diesen Art.) und seine Freunde durch Parodien lustig machten. Im Ganzen konnte diese Gattung dem Publicum nicht lange zusagen; weil sie in dem einen Falle nur Nachahmung, und zwar eines sehr unbestimmten und nebelhaften Urbildes, seyn konnte, in dem andern aber dem schon sehr verständigen und modernen Publicum zumuthete, sich einige Stufen zurückzustellen und die Miene der deutschen Rohheit anzunehmen, welches bei dem großen Mangel individueller Züge, oder bei der Einmischung einer unausgebildeten Mythologie, die erst der Erklärung bedurfte, ohne großen Vortheil zu seyn schien. Doch müssen wir diese Ausartungen der neuern Poesie nicht mit den, wenn auch nicht durchaus gelungenen, Versuchen Klopstocks und einiger seiner Freunde vermischen. Denn Klopstock, welcher das neuere Bardiet erfand, vermischte zwar Celtisches und Germanisches, daher bei ihm auch von Druiden rc. die Rede ist, auch konnte es ihm nicht gelingen, die nordische Mythologie mit seiner Poesie zu assimiliren; aber nie verläugnet sich doch ganz der Genius, und seine Bardiets werden der Welt zeigen, mit welchem Ernste Klopstocks ahnender Geist die deutsche Kraft aufrufte und bei den Schatten der Vorfahren beschwor. Uebrigens gab Klopstock dem Bardiet auch die dramatische Form, wie in seiner Hermannsschlacht, in welche einige Schlachtgesänge verwebt sind. Denis und Gerstenberg behandelten diese Gattung richtiger in lyrischer Form; Kretschmann in epischer. Letzterer bildete sich auch eine Theorie des Bardiets, in welcher er den Bardengesang schon sehr idealisirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenstände bestimmt, die dessen historischen Charakter aufheben müßten; siehe K. F. Kretschmanns sämmtl. Werke, 1. Bd. Lpz. 1784. T.

Bardili (Christoph Gottfried), Hofrath und Professor der Philosophie an dem königl. Obergymnasium zu Stuttgart. Er war zu Blaubeuren im Wirtembergischen am 18. May 1761 geboren, studirte zu Tübingen, wurde darauf Vicar zu Kirchheim unter Teck, 1786 Repetent im theol. Stift zu Tübingen, 1790 ordentl. Professor an der hohen Karlsschule und 1795 an dem obengenannten Gymnasium, und starb im 47sten Jahre seines Alters (1808), als verdienstvoller Lehrer und scharfsinniger Schriftsteller gleich bedauert. Zuerst zeigte er sich durch seine Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe (Halle 1788) als einen scharfsinnigen Denker; dann auch im Gebiete der practischen Philosophie durch seine Schrift: Ueber den Ursprung des Begriffes von der Willensfreiheit (Stuttgart 1790); Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als Fundament der Weltweisheit (ebendas. 1794) und seine allgemeine practische Philosophie (ebend. 1795); in der Psychologie durch seine Schrift über die Gesetze der Ideenassoziation (ebendas. 1796). Eine ganz neue Bahn betrat er aber durch seinen, die Aufmerksamkeit des philosophischen Publicums erregenden Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irthümern der bisherigen Logik, besonders der kantischen (ebendas. 1800). In diesem Buche, wie in der später erschienenen philosophischen Elementarlehre, 2 Hefte (Landshut 1802 und 6) suchte er die Aufgabe der Philosophie durch eine in leere Spitzfündigkeiten verfallende Logik zu lösen. Hier gab er auch dem Gesetze der Identität eine neue Deutung. Das Denken besteht hiernach, wie das Rechnen, in einem unendlichen Wiederholen des Eins in Vielem. Die Materie, deren Charakter die Mannigfaltigkeit ist, wird hernach

zum Denken hinpostulirt, ist aber von dem Denken als dem Ersten und Absoluten abhängig. Durch ihre Verbindung mit dem Denken entsteht das Wirkliche; das Denken aber ist die reine Möglichkeit desselben. Auch Reinhold glaubte auf diesem Wege eines rationalen Realismus das Ziel der Philosophie erreicht, und empfahl in dieser Hinsicht öffentlich Bardili's Arbeiten, (s. K. Leonh. Reinholds Beiträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie beim Anfange des 19ten Jahrhunderts, Hamb. 1801, 6 Hefte; Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden, Wien 1805, 8. und Bardili's und Reinholds Briefe über das Wesen der Philos. und das Unwesen der Speculation, München 1804, 8.) welche Behauptung er aber in seiner letztern Schrift (Grundlegung einer Synonymik) selbst wieder zurückgenommen hat. Zu weit entfernt von dem Bedürfnisse der Zeit lag diese Ansicht, um einen ausgezeichneten Theil des Publikums gewinnen zu können; sie ist daher auch bald wieder vergessen worden. Dennoch können wir jenem scharfsinnigen Werke und den später (Landshut 1803) erschienenen Beiträgen zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre das Verdienst nicht absprechen, auf manche Mängel der Logik aufmerksam gemacht und zu ihrer Verbesserung beigetragen zu haben. T.

Barère (Bertrand von Vieuzac), geboren zu Tarbes, aus einer angesehenen Familie, war anfangs Parlamentsadvocat zu Toulouse, wo er durch seinen eleganten und leichten, doch zu sehr mit Gegensätzen überladenen Vortrag Aufmerksamkeit auf sich zog. 1789 kam er als Deputirter zu der Generalständeversammlung, wo er seine republikanischen Grundsätze bereits laut äußerte. Während der Legislatur trat er ins Cassationsgericht, und nach dem 10ten August erhielt er einen Platz unter den patriotischen Rechtsgelehrten, welche Danton, damaliger Justitzminister, mit seinem Ressort vereinigte. Im September 1792 erwählte ihn das Departement der hohen Pyrenäen zum Deputirten bei dem Nationalconvent, zu dessen Präsidenten er den 1sten December ernannt ward. An diesem Tage wurde Ludwig XVI. unter Barère's Vorsitz zum ersten Mal vor Gericht verhört. Barère ließ sich den Proceß sehr angelegen seyn, bestritt die Appellation an das Volk und votirte Ludwigs Tod. Den 26sten März ward er zum Mitgliede des ersten Wohlfahrtsausschusses ernannt, wo er, besonders nach der Erneuerung desselben vom 10ten Juli, das Organ desselben und Urheber des größten Theils jener revolutionären Maßregeln war, die diese Epoche auszeichneten und ihr den Namen der Schreckensregierung gaben. Er stattete Bericht über die Correspondenz der Generale ab, und man sah die Assemblee auf seine Veranstaltung nach und nach die schrecklichsten Decrete erlassen und die empörendsten Ungerechtigkeiten bestätigen. Den 22sten Jan. 1794 erhob er sich gegen die Partei, die für den Frieden stimmte, und bei Erwähnung der Bedingungen, unter denen die fremden Mächte die Republik anerkennen wollten, erklärte er: „daß die Republik, um zu bestehen, dieser Anerkennung nicht bedürfe, und daß ihre Bestimmung ihr auch nur erlaube, die andern Regierungen provisorisch anzuerkennen." Um alle Meinungen und Arbeiten Barère's kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 31sten Mai 1794 bis zum 27sten Juli 1794 (9ten Thermidor) aufführen. Es sind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Tribune einige Stunden lang behauptet hätte. Auch die Finanzen standen unter seiner Auf=

sicht: Bei Gelegenheit eines Berichts über die Einziehung der den Verurtheilten gehörigen Güter ließ er die Worte hören, die ihm später zum gerechten Vorwurf gemacht worden sind: „Auf dem Revolutionsplatze (wo die Hinrichtungen geschahen) schlagen wir Münzen!“ Noch den Tag vor Robespierre's Sturz hielt ihm Barère eine Lobrede, als er aber sah, daß der Convent sich gegen ihn erklärte, verließ er ihn plötzlich und schloß sich an seine Feinde an. Durch dieses Verfahren nahm Barère und Andere Theil an dem glücklichen Ausgange der Ereignisse vom 9ten Thermidor, und erhielt sich dadurch noch einigen Einfluß. Bald aber fiel er als Mitverschworner Robespierre's in Verdacht, und ob er gleich die trüben Wolken mehrere Monate lang zu zerstreuen wußte, so endete doch im Merz 1795 sein Proceß mit der Zuerkennung der Deportation. Er entging ihr durch die Flucht aus dem Gefängnisse. Nach der Revolution vom 18ten Brum. wandte er sich an den ersten Consul, mit der Bitte, seine Verbannung aufzuheben, und war so glücklich, die Gewährung seines Gesuchs zu erhalten. Später ließ er ein Journal unter dem Titel: Mémorial antibritannique, erscheinen. Seitdem zeigt er sich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons, ohne daß er jedoch wieder einen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte erlangt hätte.

Barfüßermönche, s. Orden (Geistliche).

Bariton, auch Bordon, Viola di Bordone genannt, ein mit sieben Saiten bezogenes Instrument, an Gestalt fast der Viola di Gamba gleich; außerdem sind unter dem Halse mehrere Drahtsaiten angebracht, welche mit dem Daumen gerissen werden, während jene der Bogen streicht. Es wurde um das J. 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidel, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Carl Franz zu Wien verbessert. — In der Vocalmusik heißt Bariton diejenige Stimme, welche zwischen Tenor und Baß fällt, so daß sie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des gemeinen Basses hat.

Barlow (Joel), berühmt als der Verfasser der Columbiade, des ersten in Nordamerika gedichteten Epos, war im Staate Connecticut von wohlhabenden Aeltern und als der jüngste von zehn Geschwistern geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters ward er in den Collegien zu Darmouth und Newhaven erzogen und zeigte schon hier seine dichterischen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden. Sein patriotischer Eifer stellte ihn im amerikanischen Freiheitskriege als Volontär in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und erst nach glücklich erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wissenschaften zurück. Ihn beschäftigte damals die Herausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politischen Verhältnissen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich studirte er die Gesetzgebung und Rechtsgelahrtheit. Im J. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Gesellschaft, die am Ohio weitläuftige Ländereien erkauft hatte und einen Theil davon wieder verkaufen wollte, eine Reise nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution machte ihn zu einem enthusiastischen Freunde derselben, weßhalb die Constitutionsgesellschaft zu London ihn zu ihrem Abgeordneten nach Paris ernannte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünschungsaddresse zu überreichen. In Paris verschlang die Politik alle seine Zeit. Er schrieb eine Broschüre über die Mängel der französischen Revolution von 1791, welche sein Freund, der bekannte Thomas Payne dem Convent übergab. Als bald darauf er selbst vor den Schranken mit seiner Sendung erschien, ward

mit dem rauschendsten Beifall empfangen. Im Febr. 1793 ließ sogar Guyton-Morveau ihm die Ehre des französischen Bürgerrechts decretiren. Desto unfreundlicher nahm ihn bei seiner Rückkehr Pitt auf, er ihn für einen Agenten der englischen Jacobiner ansah, und, wiewohl vergebens, strenge Maßregeln gegen ihn provocirte. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Washington 1795 den Auftrag, mit den Barbaresken in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte so glücklich, daß ihm die Regierung seines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach seiner Rückkunft in Paris gab er seine Briefe an seine Mitbürger heraus, welche in einer kraftvollen Sprache sehr gesunde Begriffe über Regierung und Gesetzgebung, aber auch Ideen von politischer und bürgerlicher Freiheit vortrugen, die ihm manchen Gegner weckten, ohne ihm jedoch weder die Achtung seines Vaterlandes, noch die Freundschaft der Edlern des Auslandes, mit denen er in Berührung stand, zu entziehen. Später kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er sich in der Nähe der Bundesstadt Washington ein Landgut ankaufte, dem er wegen seiner reizenden Umgebungen den Namen Calorama gab. Hier arbeitete er den Plan für eine große Universität oder polytechnische Schule aus, und brachte damit seine Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht mehr den zur Ausführung seiner Vorschläge nöthigen Gemeingeist, und war entschlossen, seine letzten Tage in ländlicher Ruhe der Ausarbeitung einer Geschichte der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen zu widmen, als er 1811 den Auftrag erhielt, sich als Gesandter der nordamerikanischen Freistaaten nach Paris zu begeben. Er nahm diese ehrenvolle Ernennung an, folgte 1812 dem französischen Kaiser nach Rußland, und starb zu Ende desselben Jahres in Litthauen, während des Rückzugs der französischen Heere. — Seine Columbiade, welche im J. 1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia erschienen ist, wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Fehler, lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben. Eigenthümlich ist die Art der Einkleidung; von der Form anderer Epopöien abweichend, ist der ganze Inhalt als eine Vision dargestellt, welche Columbus in seinem einsamen Kerker zu Valladolid hat.

Barmen, ein zwei Stunden langes Thal an der Wipper im Großherzogthum Berg, Departement Rhein, welches in den vier Ortschaften, Gemarke, Wipperfeld, Rittershausen und Heckinghausen, 9000 Einwohner enthält, die Garn, Band, Spitzen, Siamoisen, Zwirn, seidene Tücher ꝛc. verfertigen und damit einen sehr ausgebreiteten Handel treiben. Gemarke ist der Hauptort dieses höchst merkwürdigen Thals, das in Rücksicht seiner Industrie in Deutschland nicht seines Gleichen hat.

Barmherzige Brüder, s. Orden (Geistliche)

Barnabiten, s. Orden (Geistliche).

Barnes, (Josua), geboren zu London im J. 1650, ein bekannter englischer Kritiker, der sich durch ein ungeheures Gedächtniß auszeichnete, aber desto weniger Urtheilskraft und Geschmack besaß. Vielleicht hatte keiner seiner Zeitgenossen so viel griechische Wörter im Kopfe und schrieb diese Sprache mit so viel Leichtigkeit wie er, weßhalb Bentley von ihm sagte, er verstehe so gut griechisch wie ein Schuhflicker von Athen. Auch war Barnes auf seine Gelehrsamkeit nicht wenig stolz und zog sich dadurch eine Menge Feinde zu. Als man ihn einst auf

einige Fehler in seinen Werken aufmerksam machte, antwortete er: Armselige Abcschützen! ich habe mehr griechisch vergessen, als ihr je lernen werdet. Er war nicht mehr jung als er eine reiche aber sehr widerwärtige Dame heirathete. Sie hatte ihm in ihrem Testament eine Rente von 100 Pfund ausgesetzt, aber Barnes wollte dieses Geschenk nur unter der Bedingung annehmen, daß sie ihre Hand hinzufügte. Die Dame hatte ein zu gutes Herz, „um," wie sie sagte, „Josua etwas abzuschlagen, für den die Sonne stille gestanden." Er starb als Professor zu Oxford im J. 1712. Man hat zu seiner Grabschrift das bekannte Wortspiel vorgeschlagen:

Josua Barnes,
Felicis memoriae, judicium expectans.

Sein Euripides und Homer sind noch sehr geschätzt, weniger sein Anakreon. Seine übrigen Werke aber, z. B. seine Geschichte Eduards III., sind ziemlich vergessen. Eine Sammlung lateinischer und englischer Gedichte gab er in einem Alter von 15 Jahren heraus. Seiner Frau zu gefallen verfaßte er ein langes Gedicht, worin er darthun will, daß Salomo der Verfasser der dem Homer zugeschriebenen Werke sey.

Barneveldt (Johann van Olden), Großpensionär von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiste die einfachsten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das spanische Joch abgeworfen hatten. Als General-Anwald der Provinz Holland bewährte er eben so sehr seine Einsichten als seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienste und Arbeiten hatten seinen Ruf befestigt. Er, der sein Vaterland vor dem Ehrgeitze Leicesters geschützt hatte, betrachtete mit aufmerksamem Auge die geheimen Plane des Moritz von Nassau, den seine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte bald ein solches Mißtrauen gegen die Talente und Ansichten dieses Fürsten, daß er selbst das Haupt der republikanischen Partei wurde. Das Verlangen derselben war, daß die Macht getheilt und der Statthalter der gesetzgebenden Gewalt untergeordnet werde. Die vereinigten Provinzen, welche ihre Unabhängigkeit gegen Spanien behauptet hatten, waren im Begriffe, die Früchte ihrer Ausdauer und ihres Muths zu ernten. Spanien, erschöpft und ohne Hoffnung, seine Provinzen wieder zu erlangen, eröffnete, unter Vermittlung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. Barneveldt erschien dabei als Bevollmächtigter, und entwickelte in dieser schwierigen Angelegenheit die Talente eines Staatsmannes und die Festigkeit eines echten Republikaners. Erst nachdem die Souverainität der Staaten anerkannt worden, unterzeichnete er den Waffenstillstand und ging auf Verhandlungen ein. Aber noch blieben ihm die Hindernisse zu besiegen, welche Moritz von Nassau ihm entgegenstellte. Dieser, der den Krieg seines persönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeschäft entgegen, und sah in Barneveldt nur einen Feind seines Hauses und seiner Person. Er reizte einer Seits den Haß des Volks gegen diesen mächtigen Gegner auf, anderer Seits suchte er auf Barneveldt selbst, durch anonyme Briefe zu wirken, in welchen sein Leben bedroht wurde. Dieser konnte nur durch die dringendsten Bitten der Staaten bewogen werden, seine Geschäftsführung fortzusetzen, und schloß endlich 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Waffenstillstand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Barneveldts Ansehen stieg durch die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit noch höher, und reizte das Haus Nassau zu immer

rößerer Eifersucht. Schon waren beide Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologische Streitigkeiten diese Erbitterung noch vermehrten. Arminius griff einige Lehrsätze Calvins an und suchte sie zu mildern; Gomarre widersetzte sich ihm, und bald war ganz Holland in Arminianer und Gomarristen getheilt. Zu jenen gehörten die ausgezeichnetsten und gelehrtesten Männer, ein Vossius, Grotius, Ledenberg, Hoogenberts; auch Barneveldt trat ihnen bei. Dies war für Moritz Grund genug, die Gegenpartei zu ergreifen. Die Erbitterung der Gemüther ließ einen Bürgerkrieg befürchten. Diesem vorzubeugen schlug Barneveldt eine Kirchenverordnung vor, welche eine allgemeine Toleranz in Ansehung der streitigen Punkte festsetzte. Die Staaten gaben dieser weisen Maßregel auch anfangs ihre Zustimmung, bis später die Ränke der nassauischen Partei sie zu andern Ansichten brachten. Diese stellte die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; Barneveldt ward in Schmähschriften angegriffen, und in der Versammlung der Staaten selbst von dem Volke beleidigt, dessen Abgott Moritz geworden war. Da Barneveldt nicht mehr hoffen durfte, den reißenden Strom aufzuhalten, und voraussah, welches Schicksal ihm bevorstehe, dachte er aufs neue daran, sein Amt niederzulegen, um sich der Wuth seiner Feinde zu entziehen; doch seine Pflicht und seiner Freunde Bitten siegten auch diesmal über ihn. Moritz dagegen verlangte die Zusammenberufung einer Generalsynode, unter dem Vorwande, den dogmatischen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Auf Barneveldts Antrieb erklärten sich die Staaten gegen diese Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob sogar ohne Moritz Zustimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomarristen sie zerstört hatten, wieder herzustellen; aber selbst diese Eingriffe in die Gewalt des Statthalters raubten Moritz nichts von seiner Popularität und von seiner Macht. Er ließ die Angriffe und Schmähungen gegen Barneveldt verdoppeln, welcher zur Widerlegung derselben jene berühmte Denkschrift herausgab, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der nassauischen Partei vor Augen legte, und sie aufmerksam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. So überzeugend alle angeführten Thatsachen waren, so konnte er doch nicht mehr durchdringen. Moritz ließ 1618 die Synode zu Dordrecht halten, zu der fast alle calvinistischen Kirchen Europa's Deputirte schickten. Sie verurtheilte die Arminianer mit der ungerechtesten Strenge; für Moritz war diese Verurtheilung die Aufforderung zu noch gewaltsamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorstellungen der Staaten, Barneveldt, nebst den andern Häuptern der Arminianer, verhaften und von 26 erkauften Commissären richten, die wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths den Mann, dem sein Vaterland die politische Existenz dankte, zum Tode verurtheilten. Umsonst waren die Vorstellungen der verwitweten Prinzessin von Oranien und des französischen Gesandten, umsonst erhoben seine Freunde und Verwandten laut ihre Stimmen; Moritz blieb unerschütterlich. Am 18ten Mai 1617 bestieg der ehrwürdige 72jährige Greis das Blutgerüst, und litt den Tod mit derselben Festigkeit, die er unter allen Umständen seines Lebens bewiesen hatte.

Barometer, dasjenige Instrument, womit man den Druck der Luft und seine Veränderungen mißt. Gewöhnlich besteht es aus einer mit Quecksilber angefüllten, oben luftleeren und verschlossenen Glasröhre. Bei stärkerem Drucke der Luft steigt darin das Quecksilber höher, bei geringerem sinkt es herab. **Evangelista Toricelli**, ein Schü-

ler des berühmten Galilei und dessen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik in Florenz, ist der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Gedanken, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (s. Atmosphäre) — eine Entdeckung seines Lehrers Galilei — auch das vierzehn Mal schwerere Quecksilber und zwar nur 32/14 Fuß oder 27 1/2 Zoll hoch treiben und halten werde. Er fing an Versuche zu machen, und schmelzte zu dem Ende eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Oeffnung füllte er sie mit Quecksilber, kehrte sie dann mit Vorhaltung des Fingers um, und setzte sie, indem er den Finger von der Oeffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Quecksilber. Zu seiner Freude fand er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Quecksilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab, und blieb in einer 27 1/2 Zoll hohen Säule stehen. Nur einiges Nachdenken war erfoderlich, um Torricelli zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Erhaltung der Quecksilbersäule von 27 1/2 Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Quecksilberfläche im Gefäße ruhenden und sich bis an die Gränzen der Atmosphäre erstreckenden Luftsäule herrühre. Während sich Torricelli mit dem weitern Nachdenken über diesen Gegenstand beschäftigte, übereilte ihn im Jahre 1647 der Tod. Die beschriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer selbst ist, führt von ihm den Namen der torricellischen Röhre. — Pascal machte sich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen, und stellte zu ihrer Bestätigung mehrere Versuche an. Einem seiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Versuche auf dem Berge Puy de Dome anzustellen. Dieser fand dabei, daß das Quecksilber der torricellischen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Toisen hohen Berges über drei pariser Zoll niedriger stand, als es am Fuße des Berges gestanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewiesen, daß nicht, „Abscheu vor dem leeren Raume," (horror vacui) wie man bis dahin geglaubt hatte, sondern der Druck der Luftsäule die Aufrechthaltung der Quecksilbersäule in der Röhre verursache. Man bemerkte auch deutlich das allmählige Fallen der letztern beim Besteigen des Berges. — Schon den ersten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich der Stand des Quecksilbers in der torricellischen Röhre fast täglich verändere. Sie schlossen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmosphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen seyn müsse, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Bestimmung dieser Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten sie diesen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war hierauf vorzüglich aufmerksam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald darauf der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schwermesser, oder auch Baroscop, d. i. ein Instrument, welches zur Beobachtung der Schwere dient, und fing sogar bald an, aus dem Steigen und Fallen des Quecksilbers auf Wetterveränderungen zu schließen, wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Bestimmung der Witterung ist das Barometer ein durchaus unvollkommenes Instrument, und kann nur in so fern als solches angesehen werden, als gutes Wetter mit trockner, schlechtes Wetter aber mit feuchter Luft verbunden zu seyn pflegt, die Schwere der Luft aber sich nach ihrer trocknen oder feuchten Beschaffenheit verändert. Obwohl die einfache torricellische Röhre hinreichte, diese Veränderungen wahrzunehmen, so hat man doch mancherlei Verbesserungen damit vorgenommen,

diesem Instrumente eine bequemere Einrichtung zu geben. Ohne die verschiedenen Arten von Barometern anführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man der Bequemlichkeit wegen die torricellische Röhre unten krümmte, und an dem hinaufgekrümmten Ende derselben ein kugelrundes oder längliches, oben offenes Gefäß anschmolz, in welches das Quecksilber gegossen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befestigte man die ganze Röhre, nebst dem erwähnten daran angeschmolzenen und mit ihr in Verbindung stehenden Gefäß, auf ein Brett, und verzeichnete auf dasselbe eine Scale, um das Steigen und Fallen des Quecksilbers desto genauer zu beobachten. Diese Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer, welches jedoch für Höhenmessungen nicht hinreicht. De Luc fand, daß in dieser Hinsicht das Heberbarometer, welches seinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die besten Dienste leiste. In diesem Barometer haben die Quecksilbersäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmesser; auch ist an beiden Schenkeln eine Scale angebracht. Zu einem genauen Barometer wird besonders erfodert: 1. daß allein die Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die torricellische Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn enthält sie Luft, so bekommt die Quecksilbersäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Quecksilber. Um alle Luft herauszuschaffen, muß bei Verfertigung des Barometers das Quecksilber in der Röhre stark ausgekocht werden; 2. eine genaue Scale, und 3. daß das Barometer genau lothrecht hänge, daß das Auge völlig in einerlei horizontaler Ebene mit der Fläche des Quecksilbers gehalten werde, und daß man den Stand des Quecksilbers beim höchsten Punkte seiner Convexität messe.

Baron (Michael), eigentlich Boyron, geboren zu Paris 1653, war der Sohn eines Kaufmanns, der auch Schauspieler war, und wurde der Zögling und Freund Molières, dem er als Acteur und Schauspieldichter nachfolgte. So sehr er seinen Lehrer als Schauspieler übertraf, so sehr stand er ihm als Schriftsteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, und bemühte sich, dieselben durch Kunst zu entwickeln und auszubilden. Einer seiner Hauptgrundsätze bei der Action war, daß man die Hände bei der gewöhnlichen Bewegung nie über die Augen erheben solle: „erhebt sich aber die Leidenschaft über den Kopf, dann ist auch diese Bewegung vortrefflich; die Leidenschaft weiß mehr als die Kunst.“ Man nennt ihn einstimmig den Roscius seines Jahrhunderts. Im Jahre 1691 verließ er das Theater mit einer Pension von 1000 Thalern, betrat aber dasselbe im Jahre 1720 als ein Greis von 68 Jahren aufs neue, und fand seinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine sehr hohe Idee von seinem Stande; er pflegte zu sagen, die tragischen Schauspieler sollten an den Brüsten von Königinnen gesäugt werden. Nicht weniger groß als sein Enthusiasmus für seinen Stand war seine Eitelkeit; nach ihm sieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäsar, aber es werden Jahrtausende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Er starb im Jahre 1729, 77 Jahre alt. Im Jahre 1760 erschienen drei Bändchen Schauspiele unter seinem Namen.

Baron, s. Freiherr. Baronet ist in England eine von Jacob I. (1612) gestiftete Adelswürde, mit welcher der Titel Sir verbunden ist, und welche allen Ritterorden vorgeht, ausgenommen den Hosenbandorden. König Jacob I. verordnete, daß jeder, der zur Be-

schützung Irlands dreißig Mann stellen und drei Jahre lang auf eigene Kosten unterhalten würde, Baronet seyn solle.

Barras (Paul François Jean Niclas Vicomte von), Deputirter bei dem Nationalconvent, nachher Mitglied des vollziehenden Directoriums, geboren zu Fohempoutx in der Provence den 20sten Juni 1755, aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprichwort geworden war. „Ein Adel," sagte man, „gleich dem der Barras, so alt wie die Felsen der Provence." Er fing seine militärische Laufbahn als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc an, und diente bis 1775. Um diese Zeit machte er eine Reise nach Isle de France, wo einer seiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; und nachdem Pondichery sich ergeben hatte, diente er auf Suffrens Escadre und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach seiner Rückkunft nach Frankreich mit dem Charakter eines Capitains, überließ er sich seinem Hange zu Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch seine Vermögensumstände. Die Revolution trat ein, und er zeigte sich sogleich von 1789 an als Gegner des Hofes und figurirte in den Versammlungen des dritten Standes, während sein Bruder in denen des Adels saß. Den 14ten Juli nahm er Theil an dem Angriffe auf die Bastille, so wie den 10ten August gegen die Tuilerien. Im August 1692 ward er zum Geschwornen bei dem hohen Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im September zum Deputirten bei dem Nationalconvent, wo er den Tod Ludwigs XVI. votirte. Im October ward er nebst Freron in die mittägigen Provinzen geschickt, und zeigte sich zu Marseille minder heftig als dieser. Auf seiner Reise nach Toulon, das eben sich den Engländern ergeben hatte, gerieth er in Lebensgefahr; mehrere Kerle fielen seinen Wagen an, er mußte sich mit gewaffneter Hand durchschlagen, entkam glücklich, schiffte sich zu St. Tropez ein, erreichte in der Nacht Nizza, und ließ den General Brunet in der Mitte seiner Armee arretiren, weil er ihn nebst dem Contreadmiral Trogolff beschuldigte, heimlicher Urheber der Uebergabe Toulons an die Engländer gewesen zu seyn. So fest er sich den Ruf eines Patrioten in den mittägigen Provinzen Frankreichs begründet hatte, so mißfiel er doch Robespierre, der drei Mal Willens war, ihn nach seiner Rückkunft nach Paris arretiren zu lassen. Nur Barras Charakter und Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten ihn zurück, und er beschloß, ihn in die große Proscription, mit der er umging, zu verwickeln. Barras vereinigte sich mit den Ausschußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe sahen und einen Machtstoß versuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu stürzen, und spielte auf diese Art eine Hauptrolle am 9ten Thermidor (27sten Juli 1794). Er erhielt das Commando der bewaffneten Macht, trieb die Truppen Henriots zurück und bemächtigte sich Robespierre's. Den folgenden Tag legte er das Commando wieder nieder, und ward einige Tage darauf zum Secretär ernannt. Den 4ten Februar 1795 ward er Präsident. Am 10ten October 1795, als die Wahl des gesetzgebenden Corps neue Unruhen in Paris herbeiführte und die Sectionscolonnen gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents und das Bataillon der dem Convent zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieser Gelegenheit berief er den General Bonaparte an seine Seite, und machte von seinen Diensten trefflichen Gebrauch. In seinem Berichte schrieb er sogar den ganzen Sieg diesem jungen Generale zu, und erhielt wenige Tage darauf für ihn das Commando der Armee im Innern. Seine wichtigen Dienste beförderten ihn

is Directorium. Er schien anfangs sich mehr um Vergnügungen, als n Geschäfte zu kümmern, wußte jedoch seine Collegen durch seine estigkeit in einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten. Man it gesagt, daß Bonaparte ihm das Commando der italiänischen Ar- ee zu verdanken gehabt habe; eine Meinung, die Carnot in seinen Memoiren verdächtig zu machen sucht. Wie dem auch sey, so fühlte och Barras, daß Bonaparte dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein itschiedenes Uebergewicht geben würde, und brachte von Carnot das ortefeuille des Kriegsministers an sich. Dieses entzweite beide, und arnot neigte sich deshalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in essen Mitte sich eine Partei zur Einschränkung der Directorialmacht nd besonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Dieser ward der Gegenstand von Sarcasmen und Journalangriffen der Clichipartei. Die Spaltung konnte sich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes sank bei den Ereignissen des 18ten ructidor (4ten September 1797), davon Barras einer der Haupturhe- er war. Von diesem Zeitpunkte an regierte er unumschränkt bis zum 8ten Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat, der von einem iächtigen Anhange unterstützt wurde. Barras gelang es dessen unge- chtet, sich durch seinen festen Charakter neben jenem zu erhalten, wäh- end Merlin von Douai, Treilhard und Révellière-Lépeaux sich ge- öthigt sahen, ihren Abschied zu nehmen. Er selbst aber ward ein Opfer des 18ten Brumaire (9ten November 1799). In einem höchst ingeordneten Briefe, den er nach St. Cloud sandte, legte er seine Stelle nieder, und erhielt auf sein Verlangen vom ersten Consul eine Escorte, die ihn noch denselben Abend auf sein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieses und zog sich nach Brüssel zurück, wo er nehrere Jahre lang ein ansehnliches Haus machte. 1805 erhielt er die Erlaubniß, sich in das mittägige Frankreich zu begeben. Ohne ein roßer Kopf zu seyn, ist Barras nicht talentlos. Sein Betragen ist uvorkommend, sein Aeußeres einnehmend; er hat mehr Thätigkeit als Kenntnisse.

Barre ist ein Wort, das in dem Berg- und Münzwesen vor- ommt, wo eine Silber- oder Goldbarre so viel als ein langes icken Stück gegossenen Silbers oder Goldes bedeutet, zum Unterschie- e von dem schmalern Zain. — Außerdem hat Barre auch bei der Schiffahrt mehrere Bedeutungen, z. B. der Ruderstock, oder die Stü- ken Holz, die um den Mast unter den Mastkörben sich befinden, um iese zu halten rc. — Ferner eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen m Meere; endlich auch gewisse gefährliche Wellen längs der Küste von Guinea in Afrika.

Barri (Marie-Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die erühmte Favoritin Ludwigs XV., Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuer-Pachtwesen zu Voucouleurs, Na- nens Gomart von Vaubernier. Sie wurde 1744 geboren, kam ach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann u der berüchtigten Gourdan, wo man sie als Mademoiselle Lange annte, und ward dann des Grafen du Barri Mätresse, der auf ih- e außerordentlichen Reize höhere Speculationen baute. Er leitete es elbst dahin ein, daß sie dem Könige bekannt wurde (dont les sens taient blasés par la débauche, sagt ein französischer Schriftsteller, t qui ne savait plus ennoblir par son choix ses honteuses faibles- es. Le vieux monarque, fährt er fort, accoutumé à rencontrer le espect jusque dans les bras de ses maîtresses, retrouva des jouissan-

ces et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Schnell trat sie an die Stelle der Marquisin von Pompadour. Es schien dem König nöthig sie zu verheirathen: dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des vorigen, zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe eingeführt. Ihr Schwager unterrichtete sie, wie sie sich in ihrem neuen Posten zu betragen habe. Bald regierte sie ganz Frankreich: sie stürzte den Herzog von Choiseul, dessen stolzer Geist sich nicht vor ihr beugen wollte; erhob den Herzog von Aiguillon, und unterstützte denselben in seiner Rache gegen das Parlament, in welcher dieser so weit ging, daß das Parlament im Sommer 1771 aus Paris verwiesen und wenige Wochen darauf ganz aufgehoben wurde. Ihren Gegnern blieb zu einiger Rache nur der Spott übrig, den sie auch in vollem Maße gegen sie richteten. Dem Herzog von Nivernois ward ein Gesang zugeschrieben, welcher anfing:

Lisette, ta beauté seduit
et charme tout le monde,
en vain ta bourgeoisie en gémit,
et la Duchesse en gronde,
chacun sait que Venus naquit
de l'écume de l'ondo.

Man würde ihrem Geiste jedoch zu viel Ehre erzeigen, wenn man das, was sie wirkte, eigentlich aber nur zu wirken schien, ihrer Selbstthätigkeit, und nicht vielmehr der Cabale anderer Höflinge zuschreiben wollte, welche sich ihrer zu bedienen wußten; sie selbst war mehr eine Frau von Vergnügen als von Intrigue. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen, und sie in die Abtei von Pont-aux-Dames bei Meaux verbannt. Später erhielt sie Erlaubniß, in ihrem schönen Pavillon zu Louveciennes unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robespierre's Regierung lebte sie während der Revolution ruhig. Allein ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Brissotisten stürzten sie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt und den 9ten Dec. 1793 guillotinirt. Als sie zum Tode geführt wurde, hörte sie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; sie schrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man sie noch ausrufen: Monsieur le bourreau, encore un moment. Man hat bemerkt: daß von allen vom Revolutionstribunal in dieser schrecklichen Periode zum Tode verurtheilten Frauen und Mädchen sie die einzige gewesen, die so viele Schwäche und Todesfurcht gezeigt habe.

Barrieretractat. Dieser Tractat, vermöge dessen die Generalstaaten in die den französischen Gränzen zunächst liegenden Festungen (Barrierestädte) Namur, Dornick, Meenin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke Besatzungen von Truppen in ihrem Solde unter Commandanten, die von ihnen ernannt wurden, aber auch dem Kaiser schwören mußten, in Dendermonde aber eine gemeinschaftliche Besatzung legten, zu deren Unterhalt der Kaiser 1,250,000 niederländische Gulden aus den sichersten Einkünften des Landes hergab, dieser außerdem an die vereinigten Niederlande Venlo und einige andere Plätze in Geldern abtrat, und endlich beide Theile sich verpflichteten zur Vertheidigung jener Lande, jeder 25 bis 30,000 Mann bei ruhigen Zeiten zu halten, und bei drohender Gefahr sie auf 40,000 zu vermehren,

war dem Kaiser Leopold von den Niederländern bei ihrem Beitritte zum spanischen Successionskriege zur einzigen Bedingung gemacht worden, und dieselben hatten, um der Vollziehung gewiß zu seyn, sich die catholischen Niederlanden einstweilen überliefern lassen. Ungeachtet dieser gebrauchten Vorsicht war der Kaiser wenig geneigt, nach geschlossenem Frieden mit Frankreich einen so nachtheiligen Vertrag zu halten, und nur durch die angestrengten Bemühungen Englands gelang es, ihn in Ausübung zu bringen. Er bestand bis zum Jahre 1781, wo der wiener Hof, ungeachtet der Protestationen der Republik Holland, ihn mit der Erklärung aufhob, daß die Festungswerke der Barriereplätze geschleift werden sollten, und mithin keine Besatzung darin mehr nöthig sey; worauf auch die holländischen Truppen abgezogen, und die Werke größtentheils abgetragen wurden.

Barros (Joan de), der berühmteste portugiesische Geschichtschreiber, war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geboren, und stammte aus einer ausgezeichneten alten adligen Familie. Er wurde anfänglich Page bei dem König Emanuel, aber sein Verstand und seine Geschicklichkeit zeichneten ihn so aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 Jahren zum nähern Gesellschafter des Kronprinzen machte. Früh zeigte er seine Neigung zu den Wissenschaften, und alle seine Muße wendete er auf die Lectüre des Sallust, Livius und Virgil. Mitten unter den an einem Hofe unvermeidlichen Zerstreuungen, im Vorzimmer, wo er alle Augenblicke fürchten mußte unterbrochen zu werden, schrieb er sein erstes Werk, einen historischen Roman, Kaiser Clarimond betitelt, der sich vortheilhaft durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erschien 1520, als der Verfasser erst 24 Jahre alt war. Barros überreichte es dem Könige, der es wohlgefällig aufnahm, und ihm den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Portugiesen in Indien zu schreiben. Zwar starb der König einige Monate darauf, aber sein Auftrag wurde dennoch ausgeführt, und 32 Jahre später erschien dieses schöne historische Werk. König Johann III. ernannte ihn zum Gouverneur der portugiesischen Niederlassungen in Guinea, und in der Folge zum Generalagenten dieser Länder. Er verwaltete diese Stelle mit vieler Einsicht und Redlichkeit. Im Jahre 1539 schenkte ihm der König die Provinz Marahan in Brasilien, um dort eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Barros verlor aber dabei einen großen Theil seines Vermögens, und gab die Provinz dem Könige zurück, der ihn auf andere Weise dafür entschädigte. In einem Alter von 72 Jahren zog er sich auf sein Landgut Alitom zurück, wo er drei Jahre nachher, 1571, starb. Sein Werk über die Portugiesen in Indien besteht aus vierzig Büchern, führt den Titel: l'Azia Portugueza, und wird in diesem Fache immer ein classisches Werk bleiben. Außerdem hat er einen moralischen Dialog, Rhopicancuma, geschrieben, worin er zeigt, wie verderblich es ist, seine Grundsätze zu verlassen, um sich nach den Umständen zu fügen; allein dieses Werk wurde von der Inquisition verboten. Noch gibt es von ihm einen Dialog über falsche Scham, und eine portugiesische Grammatik, die erste, die herausgekommen ist.

Bar sur Aube, ein Städtchen in Champagne im Departement der Aube, das in unsern Tagen durch das Treffen berühmt geworden ist, welches am 27. Febr. 1814 in seiner Umgebung geliefert wurde. Seit der Mitte dieses Monats waren die in Frankreich operirenden verbündeten Heere in die Nothwendigkeit gekommen, retrograde Bewegungen einzuschlagen; nun aber beschlossen die Befehlshaber allenthalben die Offensive wieder zu ergreifen. In Gemäßheit dieses Plans,

rückten die Corps der Grafen von Wrede und von Wittgenstein, welche in dieser Gegend aufgestellt waren, gegen die Position des Feindes bey Bar sur Aube an. Es wurde von beyden Seiten mit unbeschreiblicher Tapferkeit und Anstrengung gefochten. Besonders erwiesen die Baiern einen glänzenden militärischen Charakter, in ihrem Angriffe auf das Städtchen, das sie zu verschiedenen Malen stürmten, verloren und wieder nahmen, und erst nach großem Blutvergießen behaupteten. Der Fürst von Schwarzenberg, der im Treffen zugegen war, erhielt eine leichte, der Graf von Wittgenstein eine bedeutendere Wunde. Es fielen den Siegern 800 Gefangene in die Hände; weit größer war, bey der Heftigkeit des Kampfs, die Zahl der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten. Der Feind ward überall geschlagen und zurückgedrängt. Rasch folgten die Verbündeten seinen weichenden Colonnen nach, und nachdem Wrede die Letztern, am 3. März bey la Guillotiere, noch einmal geworfen hatte, rückte er am folgenden Tage wieder in Troyes ein.

Bart, die Haare an Kinn, Wangen und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geschlechts sind. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart sprießt mit dem Eintritt der Pubertät; früher ist das Gesicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu seyn scheint. Den Zusammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweis't unter andern auch der Umstand, daß er sich bei den Verschnittenen gar nicht entwickelt; dagegen hat die Verschneidung im männlichen Alter den Verlust des bereits vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutschen sahen nach Cäsars Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verspätung des Bartes als günstig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß gibt es auch Individuen, bei denen die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche ist; diese Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig sind, besteht der Bart nur aus wenigen einzelnen Haaren, die sie als überflüssig ausraufen. Es ist nicht unwichtig auf die Verschiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil diese Eigenschaften mit dem Temperament der Individuen, dem Clima, das sie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzustand und ihrer Nahrung in Beziehung stehen. Sie sind schwarz, trocken, hart und einzeln bei Männern von jächzornigem Temperament, die im reifen Alter stehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockner Länder, wie die Araber, Aethiopier, Indier, Italiäner, Spanier. Dagegen haben Personen von lymphatischer Beschaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krausen Bart. Je nachdem dabei die Umstände zusammenwirken, erzeugt sich eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Textur der Haare sehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und saftvollen Nahrung ist der Bart weich und sanft; er ist hart und spröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich ist. Die Farbe scheint größtentheils von zufälligen Ursachen abzuhängen. — Im Allgemeinen ist von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes angesehen worden; den Juden verbot Moses das Scheren desselben; bei den alten Deutschen war die Beraubung des Bartes eine streng verpönte Schmach, bei den Indiern eine schwere Strafe. Noch jetzt ist bei vielen Nationen der Bart ein Zeichen besonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche

Abscheeren des Bartes schreibt sich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen sich die Hofleute und Bürger scheeren, um ihren Königen ähnlich zu seyn, und nach und nach wurde eine Sitte daraus, die immer allgemeiner ward.

Barthelemy (Jean Jacques), am 20sten Jänuar 1716 zu Cassis, unweit Aubagne, in der ehemaligen Provence geboren, erhielt eine gute Erziehung, und wurde eine Zeit lang nach Marseille geschickt, um von den Jesuiten zum geistlichen Stande vorbereitet zu werden. Er gewann aber diese Bestimmung so wenig lieb, daß er in der Folge alle Anträge zu geistlichen Stellen ablehnte, und den Titel eines Abbé bloß annahm, um anzuzeigen, daß er zu diesem Stand gehörte. Von Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, sogar der ältesten orientalischen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfsinn, womit er alle Gegenstände der mühsamsten und trockensten Untersuchung erforschte, setzte ihn bald in den Stand, den Gelehrten in diesem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyrenische Alphabet, das er bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon im Jahre 1747 wurde er Mitglied der pariser Akademie der Inschriften, nachdem er bald nach seiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufseher des königlichen Medaillencabinets zum Gehülfen beigesellt worden war. Um eben diese Zeit machte er die Bekanntschaft des nachher so berühmten Ministers Choiseul, welcher eben im Begriff stand, als Gesandter nach Rom abzugehen, und Barthelemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieser, seit 1753 Oberaufseher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an, und ging 1755 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, sammelte neue Schätze für Alterthümer, und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten, und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl kostbarer und seltener Medaillen vermehrte. Unter seinen Privatarbeiten zeichnete sich keine durch Gelehrsamkeit und schöne Darstellung so sehr aus, als die Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland, an der er schon 1577 zu arbeiten anfing, und auf deren Ausführung er dreißig Jahre wendete. Barthelemy selbst war bescheiden genug, dieses Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während alle geistreichen Köpfe Frankreichs und des Auslandes dasselbe mit der größten Hochachtung aufnahmen, und die glückliche Darstellungsgabe des Verfassers nicht genug bewundern konnten, der die heterogensten Theile des griechischen Alterthums aus verschiedenen Epochen des Staats in ein so schönes Ganze verwebt, und mit eben so viel Gelehrsamkeit als Geschmack verarbeitet hatte. Barthelemy, welcher noch in seinem Alter ein vollständiges Verzeichniß des königlichen Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die schon 1788 sich erhebenden Stürme daran verhindert wurde, blieb bei seinen eigenen Arbeiten stehn, und erwartete ruhig den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er nicht den geringsten Antheil nahm. Zwar raubte ihm die Revolution einen Theil seines Einkommens; allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. Am 20sten August 1793 wurde er von einem Officianten bei der Nationalbibliothek des Aristokratismus beschuldigt, und am 2ten Sept. verhaftet, jedoch noch an dem nämlichen Tage durch die Bemühungen seiner Freunde, und besonders der verwitweten Gräfin Choiseul, welche stets seine Gönnerin geblieben war, wieder in Freiheit gesetzt. Der Vorfall hatte aber auf seine ohnedies schon schwächliche Gesundheit die nachtheiligsten Fol-

gen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31sten Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an: er lehnte sie aber ab, um seine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er starb am 30sten April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtschaffenen Mannes.

Barthelemy, (François), des Vorigen Neffe, hatte sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet, und schon unter der königlichen Regierung mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe als Secretär begleitet, als er zur Abschließung des Friedens zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1795 nach Basel abgeschickt wurde; ein Geschäft, welches er am 5ten April desselben Jahres mit Glück beendigte. Er blieb seitdem als fränkischer Botschafter bei der Schweiz in Basel. Allein im Jahre 1797 rufte ihn ein höherer Posten in sein Vaterland zurück. Man hatte ihn mit 138 Stimmen im Rathe der Alten an die Stelle Latourneurs zum Mitgliede im vollziehenden Directorium gewählt. Alle Parteien waren mit dieser Wahl zufrieden, und schon wurden Anstalten gemacht, den künftigen Direktor mit allem Pomp einzuholen. Der bescheidene Barthelemy vermied aber dieses Gepränge, und kam in aller Stille in Paris an. Indessen erfuhr er auch hier das Schicksal so vieler Anderen: er wurde am 4ten Sept. (97) arretirt, und mit Pichegru und andern Proscribirten nach Rochefort und von da nach Cayenne deportirt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit sechs Andern und seinem treuen Kammerdiener, Le Tellier, der ihn nicht verlassen, und selbst das Exil mit seinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam, und bald darauf, da die Revolution vom 18ten Brumaire eintrat, einer der ersten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er zum Senator ernannt, unter der kaiserlichen Regierung aber erlangte er den Titel eines Grafen. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair des Reichs und ertheilte ihm das große Kreuz der Ehrenlegion. Auch während der Invasion von Bonaparte erhielt er sich das Zutrauen der Bourbonischen Regierung, wie ihm denn der König am 19. Sept. 1815 eine Stelle in dem von ihm errichteten Geheimen Rathe verlieh.

Barthelemy, eine gebirgige, trockne und an sich unfruchtbare aber gesunde Insel, voller Felsen und sandiger Thäler, ungefähr drei Q. M. groß, unter dem 18ten Grade nördlicher Breite. Im Jahre 1648 ward sie von den Franzosen besetzt, welchen sie die Engländer später wegnahmen, aber wieder zurückgaben. Diese schienen aber keinen besondern Werth darauf zu setzen, und überließen sie 1784 den Schweden, welche schon lange eine Besitzung in Westindien gewünscht hatten. Sie hatte damals 900 Einwohner.

Bartholomäer sind eine Verbindung von Weltgeistlichen in Bayern. Sie haben ihren Namen von Bartholomäus Holzhauser, einem Priester zu Ingolstadt, der sie im Jahre 1640 errichtete. Viele Weltpriester sind diesem noch bestehenden Institute beigetreten. Sie beschäftigen sich mit der Erziehung junger Leute und haben Kostgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen sie unentgeldlich, lassen sie studiren und promoviren, wofür ihnen diese nichts schuldig sind, als die Pflicht: wenn sie in gute Umstände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweisen. Ihre Tracht besteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäusnacht, s. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Francesco), einer der größten und berühmtesten Kupferstecher, geboren zu Florenz 1730, wo er die Zeichenkunst bei

ougfort, Feretti und Andern erlernte. In Venedig (wo er besonders
ı dem Hause des Dichters, Grafen Gozzi, wegen seines Talents auf
er Guitarre wohl gelitten war), bei seinem Lehrer Wagner, in Flo-
enz und Mailand äzte er eine Menge andächtiger Vorstellungen; ging
ann nach London, wo er die ansehnlichsten Unterstützungen und Auf-
unterungen fand, und seine Blätter endlich so allgemein gesucht wur-
en, daß eine vollständige Sammlung derselben bis auf 1000 Pfund
Sterl. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königlichen Kupferste-
hers, so wie ein Platz in der königlichen Akademie der Künste zu Lon-
on zu Theil. Vierzig Jahre blieb er in London, und nur die letzte
Zeit ging er, man weiß nicht, aus welchen Gründen, nach Portugal,
vo er im Jahre 1807 zu Lissabon noch von dem Prinz Regenten den
Christusorden erhielt. „Bartolozzi — dies Urtheil findet man
chon in Archenholz brit. Annalen von 1789 — ist einer der größ-
en und fleißigsten Künstler, gleich vortrefflich in mehrern Manieren,
ınd im Zeichnen so geübt, daß nicht selten die Mängel des incorrecten
Gemäldes, nach welchem er arbeitet, unter seiner Behandlung im Ku-
ofersti che verschwinden, oder wenigstens gemildert erscheinen. Wegen der
großen Anzahl seiner Zöglinge verdient er mit Recht der Stifter der
nglischen Kupferstecherschule genannt zu werden." Geschmack und
Genie finden sich in allen seinen Werken, und sein Grabstichel verbin-
det mit Richtigkeit der Zeichnung zugleich die höchste Zartheit der Aus-
ührung. Eines seiner vorzüglichsten Werke ist der Tod des Lord Cha-
am, nach Copvel, wovon schon vor vielen Jahren ein guter Abdruck
nit 150 Thlrn. bezahlt wurde; eines der lieblichsten seine Lady and
Child.

Basalt, eine mit dem Schörl nahe verwandte Steinart von
dunkler Farbe, welche vom Scheidewasser zum Theil aufgelöst wird,
isenhaltig ist und nur schwer im Feuer schmilzt. Man findet ihn in
ganzen Bergen. Dahin gehören die ungeheuern Basaltpfeiler in der
Fingalshöhle, der Riesendamm in Irland u. s. w. Auch findet er sich
n manchen Gegenden Deutschlands, Frankreichs u. s. w. Die Pfeiler
sind bald fünf- bald achteckig. Wegen der großen Aehnlichkeit mit der
Lava und anderer Eigenschaften hält man ihn für ein vulcanisches Pro-
duct, das sich verhärtet, crystallisirt und senkrecht gespalten habe. An-
dere glauben, er sey aus einer flüssigen Masse durch Crystallisation
ntstanden, noch Andere endlich, die Masse des Basalts sey anfangs
von Wasser durchgeweicht, aber nicht flüssig, sondern breiartig gewesen,
habe sich nach und nach verdichtet, Risse bekommen, und jene Pfei-
lergestalt angenommen, wobei vielleicht ein unterirdisches Feuer mitge-
wirkt habe.

Baschkiren oder Baschkurt sind ihrer Abkunft nach wahr-
scheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter sich aufgenommen haben;
wenigstens ist ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals
zogen sie unter eigenen Fürsten im südlichen Sibirien umher; von den
sibirischen Chanen beunruhigt ließen sie sich in ihren jetzigen Besitzun-
gen nieder, breiteten sich an der Wolga und dem Uralflusse aus, und
unterwarfen sich der Oberherrschaft des casanischen Chanats. Als die-
er Staat durch Iwan II. zerstört wurde, fügten sie sich freiwillig un-
ter Rußlands Scepter; empörten sich jedoch nachmals zu verschiedenen
Zeiten, wodurch ihr Wohlstand und ihre Volksmenge bedeutend ver-
mindert ward. Im Jahre 1770 machten sie 27,000 Familien aus, die
ihre Wohnsitze in den Statthalterschaften Ufa und Perm haben. Sie
sind Mahomedaner, meistens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaff-

net, und leben von der Jagd-, Vieh- und Bienenzucht. Aus gegorner Pferde- oder Kameelmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, Kumüß, das sie sehr lieben. (S. Tataren.)

Basedow (Johann Bernhard), gehört zu den merkwürdigen Männern seines Jahrhunderts. In Hamburg, wo sein Vater Friseur war, 1723 geboren, besuchte er das dasige Johanneum, studirte in Leipzig, von wo er als Hauslehrer nach dem Holsteinischen ging, 1753 Professor der Moral und der schönen Wissenschaften zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona wurde. Die Erscheinung des Emil von Rousseau (1762) begeisterte ihn mit dem Gedanken, Reformator des Erziehungswesens zu werden, und die Theorie Rousseau's und des von ihm sehr geschätzten Comenius zu realisiren. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und seine Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Rthlr. Beiträge von Fürsten und Privatpersonen deckten die Kosten seines Elementarwerks, das nach den pomphaftesten Ankündigungen als eine gemalte Welt mit 100 Kupfertafeln in deutscher, französischer und lateinischer Sprache 1774 erschien. Es sollte der Jugend eine Masse von Vorstellungen aus der wirklichen Welt an die Hand geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgersinn zu entwickeln, auf den es Basedow bei seiner Erziehungsmethode abgesehen hatte. Die Musterschule dieser Methode wurde sein 1774 zu Dessau, wohin der edle Fürst Franz ihn schon 1771 berufen hatte, eröffnetes Philanthropin. Doch versprach er mehr, als er leistete; sein unruhiger, immer mit weit aussehenden Projekten und Idealen beschäftigter Geist und eine seinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrschsucht ließ ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Mißhelligkeiten und Händeln besonders mit seinem fleißigern, aber eigensinnigen Collegen Wolke das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch pädagogische und philosophische Schriften für seine Ideen thätig zu seyn, bis er 1790 zu Magdeburg starb. Seine Wirksamkeit auf das Publicum und sein Einfluß auf die Denkart seiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutschland hat er ein entschiedenes Verdienst, und wenn ihm auch die Humanisten die voreilige Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meisten der Mangel an eigener gründlicher Gelehrsamkeit verleitete, und eine Menge von Uebertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben; so wird ihm doch niemand streitig machen, daß er für die von vielen vergessene heilige Sache der Menschenerziehung durch seine siegende Beredsamkeit, Aufmerksamkeit und Enthusiasmus zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in schnellen Umlauf zu setzen und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verstand, ob er wohl selbst lieber umwälzen und neu schaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. Ueber die Grundzüge seiner Methode und den Charakter seiner Musterschule vergl. die Art. Philanthropin und Philanthropinismus. E.

Basel, ein Canton der Schweiz, welcher gegen Westen an das Sundgau, gegen Norden an das Breisgau, gegen Osten an das Frickthal, und gegen Süden an Solothurn gränzt, und auf 8 1/2 Quadratmeilen ungefähr 37,000 Einwohner enthält, welcher Landesbestand eine Vermehrung von 3 Quadratstunden von dem ehemaligen Hochstift Basel erhielt, als das letztere durch die Entscheidungen des Wiener Congresses (1815) wieder an die Schweiz zurück gegeben wurde. Nach der neuen Anordnung von 1803 hat der aus den Bewohnern der Stadt und des

Landes gewählte große Rath von 135 Mitgliedern die gesetzgebende Gewalt, und versammelt sich halbjährig auf vierzehn Tage in Basel. Die vollziehende Gewalt hat der von dem großen Rathe aus seiner Mitte gewählte kleine Rath von 25 Mitgliedern, in dessen Direction zwei Bürgermeister wechseln. Jeder erwachsene Einwohner, der 500 Schweizerfranken an liegenden Gründen im Canton besitzt, hat das Stimmrecht. Da das Land weniger gebirgig ist, so wird in guten Jahren so viel Getraide gewonnen, als für das Bedürfniß hinreicht; Hanf aber wird ausgeführt. Wichtig sind die Seiden-, Seidenband-, Baumwollen- und Papiermanufacturen. Die Hauptstadt Basel ist die größte Stadt in der Schweiz. Sie hat 15,000 Einwohner, und wird durch den Rhein in die mehrere und mindere (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche beide durch die 715 rheinl. Schuh lange Rheinbrücke verbunden sind. Sie war ehemals eine Reichsstadt, trat aber 1501 in den Schweizerbund. Historisch wichtig ist Basel durch das von 1431 bis 1444 hier gehaltene berühmte Concilium, und durch den am 5ten April 1795 hier zwischen der französischen Republik und Preußen durch Barthelemy und Hardenberg abgeschlossenen Frieden geworden (s. Friedensschlüsse). Zu den Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, der Münster, die 1459 gestiftete Universität, (welche aber 1613 aufgehoben, und durch eine allgemeine höhere Lehranstalt ersetzt worden ist), das Gymnasium, mehrere Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen, die Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, die deutsche Bibelgesellschaft (welche Bibeln mit stehenden Lettern druckt, und bei jeder Auflage mehrere hundert an die Armen vertheilt); ferner bedeutende Manufakturen in Seidenband, Seidenzeugen, Kattun, Papier, Leinwand, Handschuhe u. s. w. Der Handel ist beträchtlich. Zu den Eigenheiten Basels gehört es, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren anderer Orte vorgehen.

Basilica. In den ersten Jahrhunderten Roms waren die Basiliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Gestalt, mit Säulen und Statuen ausgeschmückt und zu verschiedenen Geschäften bestimmt. Die Bürger versammelten sich hier zu Berathschlagungen über Gemeinwohl, Kaufleute stellten hier Waaren aus, junge Redner übten sich hier in der Declamation u. s. w. Die Römer führten diese Gebäude mit vieler Pracht auf, und zierten sie mit Säulen von dem schönsten Marmor. Es scheint, daß sie dazu besonders die corinthische Säulenordnung wählten. Constantin der Große räumte den Christen in Rom einige Basiliken zu ihrem Gottesdienste ein. Daher kam es, daß die ersten christlichen Kirchen selbst den Namen der Basiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Basiliken für sie beibehielt.

Basilius, der Heilige, auch zum Unterschiede von andern Kirchenlehrern gleiches Namens der Große genannt, geboren 329 und 370 Bischof zu Cäsarēa in Cappadocien, wo er 379 starb, ragt unter den griechischen Kirchenvätern an Gewicht und kirchlicher Autorität als der vorzüglichste hervor. Die entschiedenen Verdienste, die er sich um die Regulirung der Kirchenzucht, der Liturgie und der Verhältnisse des Clerus erworben, die Menge seiner erbaulichen und gehaltreichen Homilien, die Energie, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor allen seine erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde und Regeln entwarf, und in seinem eigenen streng ascetischen Leben selbst befolgte, erklären das große Ansehen dieses Heiligen. Die griechische

Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen, und feiert sein Fest den 1sten Januar; die Mönche und Nonnen, sowohl dieser als auch der übrigen orientalischen nicht unirten Kirchen, folgen fast durchaus seiner Regel, und auch in Italien und Spanien gab es sonst Klöster dieser Gattung. Die vom heil. Basilius verordneten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth sind die Norm aller Religiosen der Christenheit, ob er gleich vorzugsweise der Stammvater der orientalischen Religiosen ist, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländischen. E.

Basilisk, eine Art gelber, sehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Gestalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenschwanze haben sollte. Schon sein Blick sollte tödtlich seyn, man könne ihn selbst, fabelte man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel seinen giftigen Blick gegen ihn kehre. — Sonst hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldschlangen, Basilisken.

Basis, s. Säule.

Baskerville (John), ein berühmter englischer Buchdrucker, geboren 1706 zu Wolverley, in der Grafschaft Worcester. Nachdem er früher Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham gewesen, unternahm er es 1750, neue Schriften zu schneiden, die erst nach mehrjährigen Versuchen und vielen Kosten zu seiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denselben im Jahre 1756 seinen Virgil in Quart, dem, von lateinischen Classikern, später der Horaz, Terenz, Catull, Lucrez, Juvenal, Sallust und Florus in gleichem Formate folgten. Außerdem druckte er mehrere englische Classiker, z. B. den Milton und einige andere Werke. Seine Verdienste um die Buchdruckerkunst sind allerdings groß und um so mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muster dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Producte seiner Pressen jetzt übertroffen worden sind. Baskerville starb 1775 in einem Alter von 69 Jahren, und nach seinem Tode kaufte Beaumarchais die Schriften für 3700 Pfund, und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken. Baskerville war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finsterer Mann von schönem Aeußern. Als eine bizarre Eigenthümlichkeit wird von ihm angeführt, daß er die entschiedenste Abneigung gegen allen religiösen Cultus hatte, den er unter jeder Form und Gestalt für Aberglauben und Blendwerk erklärte. Er machte es daher auch seinen Erben in seinem Testamente ausdrücklich zur Pflicht, seinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, sondern ohne dieselben in einer auf seinem Grund und Boden zu diesem Zwecke erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Biscayer, der jetzige Name der Gasconier, eines Volks, das ehedem in Spanien an den Pyrenäen wohnte, und sich am Ende des 16ten Jahrhunderts an der mitternächtigen Seite dieses Gebirges niederließ. Nach langen Kämpfen unterwarfen sie sich den fränkischen Königen. Unter den Carolingern wählten sie sich einen eigenen Herzog; als aber die Familie desselben erloschen war, kamen sie im 11ten Jahrhundert unter die Herrschaft von Aquitanien. Sie haben ihre eigenthümliche Sprache.

Basrelief. Wir gebrauchen dieses Wort durchaus gleichbedeutend mit Hautrelief, und verstehen darunter mehr oder weniger erhabene Figuren auf einem flachen Grunde. Die Alten, und die ihren

Grundsätzen folgenden Künstler, bedienten sich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Versuche mehrerer Neuern, eines Bernini, Algardi, Angelo Rossi, haben gezeigt, daß das Basrelief keineswegs in so enge Gränzen beschränkt ist, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Verschießung der Lichter und Schatten sehr wohl eine verhältnißmäßige Täuschung in Rücksicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Malerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künstler im Relief mehrere Flächen dar, so muß er allerdings die Figuren der ersten Fläche weit hervorspringen lassen; dessen ungeachtet aber werden sie von einem talentvollen Künstler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Uebereinstimmung zu bringen seyn, sobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Gesetzen der Composition gemäß wird er die Hauptfiguren durch das höchste Licht und den höchsten Schatten herausheben. Aber dieser Hauptschatten wird durch keine kleinen und magern Schattenpartien unterbrochen werden, sondern vielmehr eine große Masse bilden, wodurch er gleichsam geschwächt und mit den übrigen in Accord gesetzt werden wird. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmasse gezogen, würden die Harmonie stören. Die Bekleidungen der Figuren der ersten Fläche seyen also im großen Styl, und an den Figuren selbst nichts von Verkürzungen, die, besonders nach vorwärts, von übler Wirkung seyn würden. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen und jeder Theil derselben seyen weniger hervorspringend, bilden keine so große Massen und festen Tinten, wie die ersten. Die Formen werden je entfernter, desto schwächer und in ihren Umrissen unbestimmter, die Lichter und Schatten vager; wobei der Künstler die Gesetze der Perspective auf das genaueste beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andere wirft, jede Täuschung vernichtet zu sehen, muß er die Figuren so anordnen, daß diese Schatten natürlich scheinen. — Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunst, und muß in Stoff, Zusammensetzung und Bekleidung mit dem Charakter des Gebäudes übereinstimmen.

Baß heißt in der Musik die unterste oder tiefste von den vier angenommenen Stimmen. Er ist die Hauptstimme und der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher besonders gut und stark besetzt seyn. Als Generalbaß (s. d.) wird er zu einer eignen Wissenschaft. Der Umfang des Basses ist vom großen F bis zum eingestrichenen d oder e. — Als einzelnes Instrument hat der Baß (auch Violono genannt) heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf ist e, a, d, g) bis ins $\bar{d}$ und $\bar{e}$. Der kleinere Baß (Bassetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung ist c, g, d, a) und geht bis ins $\bar{f}$ und $\bar{g}$.

Bassa, s. Pascha. Zu unterscheiden davon ist Bascha oder Baschi, eigentlich ein Oberer, dann aber ein Ehrentitel, der jedem türkischen Soldaten zukommt, und den fast jeder dem andern gibt, da sie sich alle als Soldaten betrachten.

Basselisse, s. Hautelisse.

Bassetaille heißt in der Musik die Tenorstimme, der Tenorist, die Tenorgeige oder Tenorflöte; in der Baukunst, etwas erhabene

oder halb erhabene Arbeit; auch die Art und Wissenschaft, dergleichen Arbeiten zu verfertigen.

Bassethorn, das tonreichste unter den Blasinstrumenten, wegen seiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt, und, wie man glaubt, in Passau erfunden. Später ist es vorzüglich durch Theodor Lotz in Presburg vervollkommnet worden. Es ist genau genommen ein größeres Clarinet und gleicht demselben, ungeachtet der Verschiedenheit in der Form nicht allein in Ansehung der Bestandtheile und des Tons, sondern auch in Ansehung der Intonation, des Ansatzes und der Applicatur, so daß jeder Clarinettist es ohne sonderliche Hindernisse spielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelst dessen das Instrument intonirt wird, besteht es aus fünf Stücken, welche zusammen funfzehn Tonlöcher enthalten, von den vier mit offenen und vier mit verschlossenen Klappen versehen sind. Sein Umfang beträgt drei volle Octaven, nämlich vom großen bis zum zweigestrichenen f.

Bassompierre (François de), Marschall von Frankreich, und einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Männer, die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Rolle gespielt haben, war 1579 in Lothringen geboren; er stammte von einem Zweige des clevischen Hauses ab. Nachdem er Italien bereis't hatte, erschien er am Hofe Heinrichs IV., wo seine Neigung für Pracht, Spiel und Galanterie ihn angenehm machte. Bassompierre glänzte bei den Festen und Lustbarkeiten der Hauptstadt; bald aber betrat er eine würdigere Laufbahn. Er machte 1602 seinen ersten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen mit Auszeichnung, und focht nicht minder rühmlich im folgenden Jahre unter der kaiserlichen Armee gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich führte ihn nach dieser Unternehmung dahin zurück; er erschien wieder am Hofe, wo ihm sein Geist, seine Gestalt, seine Geburt und sein Verdienst, die ihn zu den ersten Militärwürden beriefen, erlaubten, sich um die Tochter des Connetables von Montmorency zu bewerben, deren Reize dem guten Heinrich IV. die heftigste Leidenschaft einflößten. Bassompierre gab den Bitten und Versprechungen seines Königs nach und leistete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Nach Heinrichs Tode zeichnete er sich aufs neue durch Tapferkeit aus und 1622 ernannte ihn Ludwig XIII. zum Marschall von Frankreich. Der König gewann ihn so lieb, daß Luynes, der erklärte Günstling, darüber beunruhigt wurde und ihm offen erklärte, daß er auf seine Entfernung vom Hofe bestehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Gesandtschaft, ein Commando oder eine Gouverneurstelle übernehmen wolle. Bassompierre entschied sich für einen Gesandtschaftsposten, und bekleidete einen solchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach seiner Rückkunft in Frankreich trat er wieder in die militärische Laufbahn, und wohnte den Belagerungen von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf den König und ganz Frankreich seinem Despotismus unterwarf, fürchtete Bassompierre's Kühnheit und vertraute Verbindungen mit dem Hause Lothringen, und nahm, da jener sich in Intriguen gegen ihn einließ, diese zum Vorwand, ihn 1631 verhaften und in die Bastille setzen zu lassen, aus welcher er erst 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er starb 1646. — Bassompierre vereinigte in sich alle Vorzüge der Geburt, Gestalt, des Geistes und der Tapferkeit. Er hatte in seiner Jugend mit vielem Erfolg die Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Kriegskunst studirt. Während seiner Gefangenschaft arbeitete er seine Denkwürdigkeiten und die Geschichte seiner Gesandtschaften in

Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereignisse jener Zeit viel Licht verbreiten.

Bastard ist im Allgemeinen ein von zwei ungleichen Aeltern erzeugtes Geschöpf. Bei Menschen kann diese Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Aeltern bestehen. Man pflegt indeß auch mit dem Namen Bastard ein uneheliches, natürliches Kind zu bezeichnen. — Unter den Thieren nennt man Bastarde diejenigen, die von zwei Thieren verschiedner Art gezeugt sind, wie z. B. das Maulthier, der Maulesel u. s. w. Die Natur hat allen aus einer solchen Vermischung entsprungenen Bastardgattungen die Fähigkeit versagt, sich weiter fortzupflanzen, wodurch sonst die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß nur gewisse Gattungen von Thieren sich mit einander vermischen, andere hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geschieden bleiben. Endlich spricht man auch im Pflanzenreiche von Bastarden, und versteht darunter die unter einem fremden Himmelsstrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächse.

Bastia, die Hauptstadt auf der Insel Corsica, welche einen guten Hafen und eine feste Citadelle oben am Meere hat, deren Einwohnerzahl im J. 1632 auf 11,000 sich belief, und deren umliegende Gegend viel Oel, besonders aber viel Wein und Limonien hervorbringt. Gegenwärtig ist Bastia der Hauptort eines Arrondissements, so wie die Hauptstadt im Departement des Golo.

Bastille, ehemals ein altes Schloß zu Paris, mit acht Thürmen, die oben mit einer fortlaufenden Terrasse bedeckt waren, auf welcher dreizehn Kanonen standen. Carl V. ließ es gegen die Engländer errichten. Hugo Aubricot, Stadtmajor und Oberhauptmann der Kaufleute zu Paris, legte 1369 den ersten Grundstein dazu, und hatte das Schicksal, selbst als Gefangener hineingesetzt zu werden. Die Thürme dienten zu Gefängnissen, vorzüglich für Staatsverbrecher und solche, welche man zu Staatsverbrechern machte. Die Geschichte derselben ist zugleich die Geschichte der gemißhandelten, unterdrückten Menschheit. Die Nation hegte längst den tiefsten Abscheu gegen die Bastille, und die Bestürmung derselben war eine der ersten bedeutenden Unternehmungen des pariser Volks zu Anfang der Revolution. Sie wurde am 14ten Juli 1789 erstürmt und noch in demselben Jahre dem Erdboden gleich gemacht. Der letzte Gouverneur hieß de Launoy, und bewies bei der Vertheidigung wenig Entschlossenheit, dagegen focht der Lieutenant Flue mit seinen Schweizern sehr tapfer.

Bastion, Bastei, Bollwerk, heißt das über den Wall hinausgelegte Werk. Eine Bastion muß spitzig zulaufen, weil sonst todte Winkel entstehen, wodurch dem Feinde eine Blöße gegeben wird. Die beiden äußersten Linien, welche die Bollwerkspunkte oder Spitzen formiren, werden die Facen, Gesichtslinien, genannt. Ihre Größe ist 24 bis 30 rheinländische Ruthen. Denn die Vollkommenheit einer Festung erfodert, daß man vornehmlich auf die Vertheidigung der Fasen bedacht sey, weil der Feind, um einen todten Winkel zu bekommen, die Fasen mit seinem Geschütz zuerst angreift. Und da sie über den Wall hinaus angelegt werden, wo man den Feind in der Weite am besten beschießen kann, so dürfen sie nicht allzu klein seyn. — Der Wall, welcher zwei Bastionen zusammenhängt, heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Bastionen sind einfach, wenn sie geradlinichte Flanken haben; liegen die zusammengehörigen halben Kehlen in einer geraden Linie, so wird die Bastion eine platte genannt. Dergleichen werden

gewöhnlich auf Curtinen angebracht, die zu lang sind, um von den zunächst liegenden beiden Bollwerken hinlänglich vertheidigt zu werden. Detaschirte Bastionen sind solche, die durch einen Graben von dem Mittelwall abgesondert werden. Ist die Bastion vorn gerade oder hat sie hier einen einwärts laufenden Winkel, so heißt sie eine abgestutzte, abgeschnittene Bastion. Zu ihrer Brauchbarkeit gehört, daß der eingehende Winkel gehörig groß und die Seiten desselben hinlänglich lang gemacht werden. Componirte Bastionen entstehen, wenn die zusammenstoßenden Seiten des Polygons und folglich auch die halben Kehlen der Bastionen ungleich sind. Bei unregelmäßigen Bastionen geht der eine halbe Kehlwinkel ein, weil eine Flanke viel kürzer als die andere ist. Regelmäßige Bastionen sind alle diejenigen, welche nach den bestehenden oder angenommenen Dimensionen der Vorschrift gemäß erbaut sind. Hohle Bastionen haben nur eine Face und eine Flanke, und werden bei Horn- und Kronwerken angebracht. Doppelte Bastionen endlich werden diejenigen genannt, die über einander erbaut sind, wie solches auf Hügeln und Anhöhen zu geschehen pflegt.

Bataillon, die Unterabtheilung eines Fußregiments, die ein Major commandirt. Bataillon Quarré, eine Schlachtordnung, bei welcher die Mannschaft ins Gevierte gestellt wird.

Batarde (wiener), ein Fuhrwerk wiener Erfindung, das vortrefflich leicht und bequem zur Reise ist. Sie hat die Form der englischen sogenannten Postchaise, nur daß vorn außer dem Kasten noch ein Sitz angebracht ist, der aber auf der Reise abgenommen wird, und von innen Platz für eine Schatulle und für anderes kleines Gepäck gibt, auch noch einen Tisch mit Ressorts zum Auf- und Niederlassen enthält. Vorn zwischen den Rädern wird ein Koffer, und hinten ein Bedientenbock und im Nothfall noch ein Koffer angeschraubt. Oben auf dem Koffer läßt sich, wie auf jedem andern Wagen, eine Vache anbringen; und so wird das Ganze zum bequemsten zweisitzigen, auch dreisitzigen, Reisewagen, den es geben kann.

Bataver, ein altdeutsches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte. Ihr eigentlicher Wohnsitz war die Insel, welche derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leiden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erstreckte sich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren sie ursprünglich Catten, die sich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäsars Zeiten geschehen seyn. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Insel zum Sammelplatz seiner Flotte. Nachdem sie den Römern unterworfen waren, leisteten sie diesen gute Dienste und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römischen Volks. Man verschonte sie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmusik machten sie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Vespasians empörten sie sich unter Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen diese zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen sie wieder; zu Ende des dritten Jahrhunderts aber nahmen die salischen Franken die Bataverinsel in Besitz.

Batavia, 124 Gr. 53 Min. 46 Sec. O. L., 6 Gr. 10 Min. 33 Sec. S. B. die Hauptstadt der Insel Java und vormals der Sitz des General-Gouverneurs und des hohen Raths von Ostindien, der Mittelpunkt aller Macht und alles Handels der Holländer in Ostindien.

Sie liegt am Flusse Jakkatarg, der sie in vielen mit Bäumen bepflanzten Canälen durchschneidet, hat einen Umfang von zwei Meilen, eine steinerne Mauer, zwanzig schnurgerade Straßen und in der Stadt selbst 993 und in den meist von Chinesen bewohnten Vorstädten 3277 Gebäude. Die schönsten sind: das Rathhaus, der Palast des Oberstatthalters, das Hospital, Spinnhaus, Waisenhaus, chinesische Hospital, die chinesische Halle, eine große Herberge für Fremde 2c. 117,000 Einwohner, worunter 10,000 Europäer (3300 Officianten mit ihren Familien) 68,000 Javaner, 23,000 Chinesen; eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, viele Schulen 2c. Handel, Hafen und vor demselben mehrere Inseln, z. B. Unrust (Unruh) mit großen Schiffswerften; Kuiper mit Packhäusern und angelegten Dämmen zur Landung der Schiffe 2c. In der umliegenden Gegend wechseln Zuckerrohr und Reißfelder, Küchen- und Baumgärten mit den prächtigsten Landhäusern ab. – Seitdem die Holländer im J. 1617 sich der Niederlassungen der Engländer auf der Insel Java bemächtigt hatten, waren sie in ungestörtem Besitze derselben geblieben. Sie verdankten diese Sicherheit außer ihren Vertheidigungsmitteln besonders dem ungesunden Clima von Batavia, welches Ursach war, daß der einzige ernstliche Versuch der Engländer im J. 1799 scheiterte. Erst im J. 1811 wurde die Unternehmung wiederholt, und diesmal gelang sie. Die Seemacht befehligte dabei der Comodore Broughton; die Landmacht Sir Sam. Achmuty. Gouverneur von Batavia war General Jansens, welchen Napoleon kurz vorher statt des Generals Daendels zu diesem Posten ernannt hatte. Dieser, von den Rüstungen der Engländer unterrichtet, hatte nach Verbrennung der Magazine Batavia verlassen und sich mit seiner disponiblen Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, so daß die Engländer am 9ten August die Stadt ohne Widerstand in Besitz nehmen konnten. General Jansens hielt sich im Fort Cornelis bis zum 26sten, wo es die Engländer mit Sturm nahmen, leistete alsdann noch in verschiedenen Positionen Widerstand und unterzeichnete endlich am 18ten Sept. eine Capitulation, vermöge welcher er die Colonie übergab.

Bath, eine schön gebaute Stadt in Sommersetshire in England, am Flusse Avon. Sie hat 32,000 Einwohner und berühmte warme Quellen, wodurch sie der erste und glänzendste Badeort Englands wird. Man bedient sich des Wassers sowohl zum Baden als zum Trinken. Berühmt sind die hiesigen Tuchmanufacturen. Bath und Wehs haben zusammen einen Bischof, der unter dem Erzbischof von Canterbury steht.

Bathos, ein griechisches Wort, welches das Tiefe bedeutet. Wir bezeichnen damit das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetischen Darstellung, und zwar nach Swift, welcher in seiner Kunst, in der Poesie zu sinken, die Tiefe der Höhe, so wie die Oberländer des Parnasses den Niederländern entgegensetzt. Die lustige mit Beispielen ausgestattete Theorie dieses Bathos muß man in der genannten swiftischen Abhandlung suchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades und einer der berühmtesten Pantomimen des Alterthums, besonders ausgezeichnet in heiteren und wollüstigen Darstellungen. Er war ein Sclave Mäcens, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus vertraute Verbindungen mit ihm hatte. – In Anakreons Liedern wird unter dem Namen Bathyll ein schöner Knabe gepriesen.

Batrachomyomachie, der Froschmaus-Krieg, ein dem Homer zugeschriebenes Heldengedicht, worin ein Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen mit vielen komischen Details besungen wird. (S. Homer.)

Batterie nennt man in der Kriegskunst 1. jede Verschanzung, worin eine Anzahl Kanonen steht; 2. jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgestellt sind; 3. alle Linien einer Festung, hinter deren Brustwehren sich Kanonen befinden; 4. Geschützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebst 1 oder 2 Haubitzen. — In Hinsicht der Stellung gibt es Feldbatterien, Küstenbatterien, Belagerungsbatterien, schwimmende Batterien, je nachdem sie auf freiem Felde, auf Festungswerken, an See- und Meeresküsten, vor einem zu belagernden Platz oder auf Gewässern errichtet, erbaut und aufgestellt werden. Nach der Geschützaattung unterscheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörser-, Steinböller-Batterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche senkrecht in die Fronte des Feindes treffen, schräge, welche den Feind unter einem Winkel beschießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beschießen, Kreuzbatterien, deren zwei den nämlichen Ort dergestalt beschießen, daß die Schüsse in einem rechten Winkel zusammentreffen. In Ansehung des zu beschießenden Gegenstandes gibt es; Demontir-Batterien, welche die Brustwehren der feindlichen Werke und das dahinter befindliche Geschütz zerstören sollen; Scarpierbatterien, welche neben den Brechebatterien unter einem Winkel von 20 bis 30 Grad errichtet werden, um den zur Bresche bestimmten Ort schief zu beschießen; Bresche-Batterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem stark senkrecht auf dasselbe wirkenden Feuer angreift, um diesen Theil der äußern Seite des Walls und der Brustwehr so niederzustürzen, daß man darauf hinaufgehen und das Werk stürmen kann; Ricochetbatterien, welche zum Bestreichen der Linien dienen, so daß die abgeschoßnen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derselben Sprünge machen, wodurch die ganze Länge der Linie unsicher wird, und alles Entgegenstehende niederwerfen. Ihre Lage ist senkrecht auf der zu bestreichenden Linie; endlich Kessel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeschütz enthalten. In Ansehung der Lage unterscheidet man Horizontal-, erhöhte und versenkte Batterien. Die Einrichtung schwimmender Batterien kann sehr verschieden seyn. Gewöhnlich besteht eine solche aus einem Floß, auf dessen Mittellinie die Kanonen, und vor den Kanonen eine Brustwehr von Wollsäcken steht. Das Floß wird durch ein starkes Tau an einem Balken oder Anker befestigt, um welchen es sich, wie um einen Mittelpunkt bewegen läßt, und durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man sich seiner bedienen will, gebracht. Ueber die von Arçon erfundenen schwimmenden Batterien, von denen im J. 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht wurde s. Elliot. — In der Experimentalphysik nennt man Batterie eine Verbindung mehrerer Flaschen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Electricität und des Galvanismus zu verstärken. S. Electricität, Flasche und Galvanismus.

Batteux (Charles) machte in der ästhetischen Kunsttheorie, aus welcher sich die Aesthetik erhob, Epoche, und hat schon darum das Verdienst, zur weitern Entwickelung dieser Wissenschaft beigetragen zu haben. Seine Untersuchungen richteten sich aber, wie die der meisten Aesthetiker, zunächst auf Poesie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunst aufstieg. Dazu kam auch, daß die für classisch geachteten dramatischen Dichterwerke seiner Nation eine tiefere Würdigung foderten, und durch ihren Schimmer die Aufmerksamkeit derer, welche über die schöne Kunst Untersuchungen anstellten, vorzüg-

lich auf sich zogen. Wie man nun gewohnt war, diese Werke den classischen Dramen der Griechen in hohem Nationalgefühl an die Seite zu stellen, — wenn gleich die Franzosen diese erst zum Muster nahmen, und oft mit sclavischer Anhänglichkeit, selbst bis auf zufällige Einrichtungen, der griechischen Bühne nachahmten, — so schien es auch, als müßten die theoretischen Principien, welche von jenen Mustern abstrahirt waren, auch von den Werken der Nachfolger, und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Aristoteles geführt und für dessen Princip der Poesie, Nachahmung der Natur, so eingenommen, daß er es auch auf die Malerei anwendete, und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfordern schien, als „Nachahmung der schönen Natur" für alle Künste aufstellte. Denn ihm konnte nicht der Gegensatz zwischen dem Pathos der Dichterwerke seines Zeitalters, und der Prosa der Wirklichkeit entgehen, ja er war auch wohl selbst in einer ästhetischen Grundmeinung seiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunst für die verzierte Wirklichkeit hält. Denn in das Wesen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunst erst seine wahre Grundlage erhält, drang er nicht tiefer ein. War daher bei seinem Vorgänger Aristoteles die Ansicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil er vom Drama ausging, und bei einem schon poetischen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken seiner Kunst nur copirt zu haben schien, eine sehr verzeihliche Abstraction der ersten Kunsttheorie, durch welche zuerst die Außenseite der Kunst bezeichnet wurde: so mußte sie nun auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetische Ansicht der Natur, vermöge deren der Künstler nur das Aeußere wie im Spiegel aufzufangen scheint, und gleichsam nur das Schöne sieht, verschwunden oder wenigstens nicht mehr die herrschende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenstände der Natur die Rede seyn, für welche kein Maßstab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die schöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch schwankenden Künstler entweder sich zu den Alten zu wenden, und ihnen blind zu folgen, oder zu einem sogenannten Verschönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet also ein, welchen mittelbaren und unbestimmten Sinn dieses von Batteux aufgestellte Princip hatte, welches in der Theorie der Musik und der ihr verwandten Künste nicht einmal durchzuführen ist, ja daß dasselbe sogar, als Erklärung des Wesens der schönen Kunst, in einem fehlerhaften Kreise geht, indem es das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Wesen der schönen Kunst) in der Erklärung wieder voraussetzt, und es nur in eine andere Sphäre, nämlich in die von der Kunst geschiedene Natur verlegt, in welcher der Künstler es suchen soll. Der Künstler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer sich sucht, ja er täuscht sich in dem Drange seines künstlerischen, alles veräußernden Instincts, wenn er es äußerlich zu schauen und von außen erhalten zu haben glaubt. Diese Täuschung ist es eigentlich, welche in jenem Principe als psychologisches Factum ausgesagt wird; wer aber als Künstler dasselbe mit strenger Consequenz befolgen wollte, würde nur ein sclavischer Nachahmer, kein freier Künstler seyn. Der Werth des aristotelischen Princips beruht also, richtig verstanden, bloß auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Wesen — (nicht nach ihren einzelnen Erscheinungen) — und des lebendig gestaltenden Künstlergeistes (als einer höhern Natur). In so fern hat Göthe nicht Unrecht, wenn er in polemischer Hinsicht, und abgesehen von dem Ver-

dienste, welches die Ausführung jeder selbstständigen Behauptung für das Fortschreiten der Wissenschaft gewährt, Batteux „den Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur nennt, das allen so willkommen ist, die allein ihren Sinnen trauen, und dessen, was dahinter ist, sich nicht bewußt sind." Wenden wir unsern Blick aber auf das, was Batteux noch mit den Aesthetikern seiner Zeit und Nation gemein ist, und was ihn von diesen unterscheidet, so finden wir, daß er eines Theils der Erste war, der in die aufgehäufte Summe der Kunstregeln, welche man durch lange Abstraction gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenes Princip zu bringen suchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derselben und ein weiteres Fortschreiten erleichtert werden mußte; ferner eine Anwendung dieses Princips auf die einzelnen Künste, die er, wie Aristoteles, nach Verschiedenheit der Darstellungsmittel unterschied, gemacht hat; andern Theils aber blieb er, wie andere seiner Zeitgenossen, welche die Theorie der Kunst vor der Aesthetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus stehen, der über das Gebiet des Technischen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Principe stets begierig macht, ja er stellte so manches, was aus des Aristoteles Abstraction von den Werken der griechischen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeiten auf; worin ihn das moderne Gräcisiren der französischen Dichter, und die stolze Autorität, welche deren Dramen bei der französischen Nation, wie bei den gallisirenden Deutschen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterstützte. Die Schriften, in welchen Batteux diese Grundsätze mit vieler Leichtigkeit entwickelte, waren; Les beaux arts reduits à un même principe (Paris 1746 und mehrmals, deutsch: Die schönen Künste aus einem Grunde hergeleitet, Gotha 1751, und in einer Uebersetzung von Adolph Schlegel: Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, nebst mehrern Abhandlungen des Uebersetzers, 2 Bde. Lpz. 1769 und 1770, 3te Auflage; auch endlich in einem Auszuge von Gottsched, Lpz. 1751); dann Cours de belles lettres ou principes de la litterature (Par. 1747 — 50, 5te Aufl. 1774), deutsch in der sehr bekannten Uebersetzung von K. W. Rammler, Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Batteux, 4 Bände 8. Leipz. 1756 — 1758, 5te Aufl. 1802. Das letztere Werk, eine Umarbeitung und Erweiterung des Erstern, erhielt sich in Deutschland lange Zeit in großem Ansehen, bis vorzüglich die Bekanntschaft mit den Engländern, nämlich mit Shakspeare, und die Regung eines originalen und poetischen Geistes in der deutschen Nation seit Göthe, Schiller u. A. die Abwerfung dieser willkürlichen Fesseln bewirkten, und eine freiere, tiefere Ansicht des bei jeder gebildeten Nation sich eigenthümlich gestalteten Schönen herbeiführten, durch welche dieses Werk fast gänzlich in Vergessenheit gekommen ist. Zu seinen Schriften gehört übrigens noch eine Abhandlung De la construction oratoire (1763. 12.), welche er der dritten Abtheilung des zuvor genannten Werks zum Grunde gelegt hat; eine Uebersetzung des Horaz (2 Bd. Amst. 1762. 12.), und Les quatre poëtiques, d'Aristote, d'Horace et de Boileau avec les traductions et des remarques (Par. 1771. 2 Bde. 8.) und mehrere Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. Inscr. Von Batteux's Lebensumständen bemerken wir folgendes: Er war 1713 zu Allond'huy, einem Dorfe in dem Bisthum Rheims, geboren, wurde Canonicus zu Rheims, dann Professor der Rhetorik an dem königl. Collegium zu Paris, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften, und starb zu Paris 1780. T.

Battoni (Pompeo), geb. zu Lucca 1708, gest. zu Rom 1787. Dieser berühmte Mann, den man als den Wiederhersteller der neueren römischen Schule betrachten kann, würde der erste Maler seines Jahrhunderts seyn, wenn Rafael Mengs ihm den Vorzug nicht streitig machte. Man darf ihn einen gebornen Maler nennen. Den Professoren seines Vaterlandes verdankte er nur die Principien der Kunst; seit er sich aber zu Rom aufhielt, besuchte er keine Schule, sondern beschäftigte sich allein mit dem Studium der Antike, der Werke Rafaels, und lernte an ihnen das große Geheimniß, die Natur zu sehen und mit Einsicht und Wahrheit darzustellen. Dadurch erwarb er die große Mannichfaltigkeit, die man in seinen Gemälden wahrnimmt. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur gesehen hatte; sein Colorit ist glänzend, sanft, und hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Der Chevalier Boni, der ihn mit Mengs vergleicht, nennt diesen den Maler der Philosophie, ihn aber den Maler der Natur. Battoni malte viele Altarblätter und eine große Menge Portraits. Es war übrigens ein religiöser, gerader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten. Eine seiner Töchter wurde vor einigen Jahren für die beste Sängerin in Italien gehalten.

Bauart nennt man den eigenthümlichen Geschmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Dieser Geschmack wird bei verschiedenen Nationen sehr verschieden angetroffen. Die ägyptische Bauart zeigt eine außerordentliche Festigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit besteht. Die griechische ist voll Schönheit und Geschmack, und vorzüglich voll Regelmäßigkeit; sie hat drei Hauptzweige, die dorische (welche sich vorzüglich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die ionische (welche sich durch ein gefälligeres Ansehen) und die corinthische (die sich durch alle mit der Haupteigenschaft der griechischen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römische Bauart, eine Schülerin der griechischen, wich von dieser oft durch zu große Pracht ab. Später herrschte neben der gothischen Bauart die arabische, welche nach der griechischen, und die maurische, welche nach den Ueberresten römischer Gebäude in Spanien gebildet war. Was die letztere betrifft, so kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Ueberbleibsel der maurischen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabische zeichnet sich vorzüglich durch Galanterie und Pracht aus. Die gothische (worunter hier die neugothische verstanden wird, welche nach der Zerstörung des gothischen Reichs durch die Araber und Mauren üblich wurde; die altgothische Bauart, welche wahrscheinlich unter dem Theodorich, König der Ostgothen, entstand, unter dessen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altrömische Bauart nachahmten, ist plump und schwerfällig) zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit dem sorgfältigsten, nur von den Unkundigen kleinlich gescholtenen Detail verbunden ist; erst in neuern Zeiten hat man ihre großen Meisterwerke, als den Münster in Strasburg, den Dom zu Cölln u. s. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die italienische Bauart, welche nach den römischen Mustern, vorzüglich nach denen aus den spätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß sie zuweilen etwas Nachlässigkeit zeigt. Nach der italiänischen ist die englische Bauart gebildet worden, welche sich aber mehr der griechischen Genauigkeit nähert. Die französische ist leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der

Deutschen war anfangs gothisch, und näherte sich der altgothischen eben so sehr als der neugothischen, welche letztere die Deutschen unstreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm sie sich bald die italiänische, bald die französische zum Muster, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieser Nationen hatten. Die Baumeister, denen wir den Geschmack, der noch jetzt in der Baukunst herrscht, verdanken, sind die Italiäner Palladio, Vincent, Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio (unter dem Namen Vignola bekannt), welchen Männern Filippo Bruneleschi, Leon Baptista Alberti, vorzüglich aber Bramante und Giocondo, zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Bahn eröffnet hatten. (S. Geschichte der Baukunst.)

Bauchredner sind Personen, die durch ihre Organe und ihren Körperbau unterstützt, sich eine Fertigkeit erworben haben, durch Hinunterdrückung der Stimme in den Schlund Töne und Worte auf eine solche Art hervorzubringen, daß die Anwesenden glauben müssen, der Schall komme nicht von jenen, sondern von einer andern Gegend her. Wenn solche Personen diese Fertigkeit auf einen hohen Grad gebracht haben, so läßt sich an ihnen nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Ein Genfer, Comte, der vor einigen Jahren in der Schweiz und in Frankreich mehrere Proben seiner Kunst ablegte, soll unter den bis jetzt bekannt gewordenen Bauchrednern der geschickteste seyn. Von ihm erzählt man manche belustigende Anekdote. So fuhr er im Jahre 1807 mit der Postkutsche nach Grenoble. Die Reisegesellschafter hören auf einmal Stimmen von Spitzbuben, die ihnen zurufen, stille zu halten. Sie erschrecken, langen Geld hervor, um sie zu befriedigen. Comte nimmt es in Empfang und händigt es anscheinend den Spitzbuben ein. Im nächsten Wirthshause aber stellt er jedem sein Geld wieder zu, indem er ihnen erklärt, daß er es gewesen sey, der sie in Contribution gesetzt habe.

Bauer, der Bewohner des flachen Landes, im Gegensatze des Bürgers und Edelmanns, dessen Geschäft ganz eigentlich der Anbau des Grundes und Bodens ist. Von der Entstehung, der stufenweisen Entwickelung, so wie von dem gegenwärtigen Zustande des Bauernstandes werden wir ausführlich in dem Art. Stände sprechen.

Bauernkrieg. Wir bezeichnen in der deutschen Geschichte mit dieser Benennung jene Periode innerer Zerrüttung, in welcher die Landleute in Franken und Schwaben, und später auch in Sachsen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich um sich einer traurigen Lage zu entreißen, nach und nach aber, um eine chimärische Freiheit zu erkämpfen. Mehrere, besonders die catholischen Schriftsteller, pflegen diese Unruhen, welche sich bereits gegen Ende des funfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts äußerten, vorzüglich aber diejenigen, welche im dritten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts wütheten, bloß auf Rechnung von Luthers Reformation zu setzen. Allein der Umstand, daß sich die ersten Spuren derselben weit früher zeigten, als Luther auftrat, beweis't das Gegentheil. Die wahren Ursachen dieser verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern fast unterlagen, ungeachtet sich nicht läugnen läßt, daß Luthers mißverstandne Lehren späterhin einigen, wiewohl geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren wirklich leibeigen, oder mußten wenigstens so viele Zinsen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieselben nach und nach unerschwinglich wurden; es war daher natürlich, daß sie sich nach Befreiung sehn-

ten. Da jedoch weder der Adel noch die Geistlichkeit von ihren Gerechtsamen etwas nachlassen wollten, und die Landesherren selbst nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Abentrichtungen geradezu aufzuheben; so blieb den Bedrückten nichts übrig, als sich eigenmächtig Hülfe zu schaffen, wozu sie bald von einigen schwärmerischen Köpfen hingerissen wurden. Die Unruhen brachen zuerst im Würzburgischen aus, wo ein Schwärmer Johann Böhme (nicht mit dem görlitzer Jacob Böhme zu verwechseln), ein junger Mensch, der sich durch Liedersingen in den Herbergen sein Brot verdiente, als Freiheitsprediger auftrat, und, wie er sagte, auf Eingebung der Mutter Gottes bekannt machte, daß nun bald unter den Menschen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergestellt werden, Papst, Kaiser, Fürsten und Obrigkeiten nicht mehr bestehen, sondern das ganze Menschengeschlecht durch gemeinschaftlichen Fleiß sein Brot, einer wie der andere, gewinnen, und Wälder, Weiden und Gewässer zu jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführerische Vorspiegelungen, denen man den Namen Predigten gab, machte er sich weit und breit bekannt, und aus ganz Franken, Schwaben, Bayern und an dem Rheine herauf strömten ihm Zuhörer in so großer Menge herbei, daß einmal auf 40,060 Menschen um ihn versammelt gewesen seyn sollen. Er beschied diese auf einen bestimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erscheinen, Weiber und Kinder aber zu Hause zu lassen — eine Verfügung, die über seine Absichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Bischof von Würzburg, Rudolph, der diesen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein seine Zuhörer fanden sich zur bestimmten Zeit ein, und als sie seine Gefangenschaft erfuhren, rückten 46,000 Mann derselben vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ sie der Bischof durch seinen Marschall zur Ruhe verweisen; dieser mußte, um nicht gesteinigt zu werden, sich schnell entfernen. Der Bischof ließ darauf Geschütz gegen die Rebellen aufführen, und sie nochmals auffordern, sich zu entfernen, welches sie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden ihre Rädelsführer *) ergriffen, gefänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger Böhme zu Würzburg hingerichtet. Aber nicht bloß in Würzburg, sondern auch in Speier traten 1502 (mithin lange vor Luther) ein Paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Bischof und die Geistlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erst im Jahre 1525 zum völligen Ausbruch. Damals schickten die Bauern ihre in zwölf Artikel abgefaßten Beschwerden schriftlich nach Würzburg, und baten um schleunige Abstellung derselben, indem sie sich, in Ansehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung, besonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten sie 1. ihre Pfarrherren selbst wählen, 2. der Zehend sollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingesammelt, 3. Leibeigenschaft aufgehoben werden, 4. Jagd und Fischerei keine ausschließende Gerechtsamkeit des Fürsten und Adels seyn, 5. die Frohndienste billiger bestimmt werden und ein Lehnsherr von seinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienste fodern u. s. w. — Der Bischof versprach, diese Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen,

*) Diese Benennung soll ihren Ursprung dem Bauernkriege zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln weiter nichts als ein Pflugrad, als das Symbol ihres Gewerbes, führten, und einander zugeschworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades.

und selbst die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf die Seite der Bauern. Vergebens schrieb der Bischof einen Landtag aus, um die Unruhen zu stillen, vergebens ließ er einen der Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Ostern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, so daß der Bischof sich genöthigt sah, nach Heidelberg zu fliehen. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöstern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerstand leistete, wurde alles ausgeplündert, zerschlagen, gemißhandelt und die Orte selbst in Brand gesteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab sich ihnen; die Festung derselben aber, Marienberg, konnten sie nicht erobern, ungeachtet sie solche mit schwerem Geschütz beschossen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen sie ausgesendeten Truppen bei Königshofen, und ein anderer Haufen derselben gleich darauf bei Sulzdorf geschlagen. Beide Schlachten kosteten ihnen 9000 Mann. Weil man ihnen Schuld gab, daß sie geschworen hätten, keinem Gefangenen Pardon zu geben, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte sich wieder an die Sieger ergeben; am 8ten Juni 1525 kehrte der Bischof dahin zurück, und stellte in kurzem die Ruhe wieder her. Der Krieg war nun zwar hier geendigt; allein 189 Schlösser und Burgen waren theils zerstört, theils verbrannt, 26 Klöster vernichtet und gegen 12,000 Menschen hatten ihr Leben verloren. In Lothringen, am Ober-Rhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden ersten Ländern wurden sie ebenfalls in mehrern Treffen geschlagen, und im Breisgau legten sie bald selbst die Waffen nieder. So war dieser **Bauernkrieg** in Franken und Schwaben gestillt, nachdem er über 50,000 Bauern das Leben gekostet hatte, ohne daß sie ihren Zweck, Verminderung ihrer Lasten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf diese Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachsen und Thüringen, den besonders **Thomas Münzer** veranlaßte. (S. d.)

Baukunst ist im Allgemeinen (subjectiv) die methodisch erworbene Geschicklichkeit oder (objectiv) das System von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Absicht des Bauherrn und den dazu bestimmten Kosten, zur Beschützung, Wohnung, zum Vergnügen und Gewerbe stark, bequem und schön aufzuführen. Da nun diese Absichten sehr verschieden seyn können, wird die Baukunst, je nach den Gegenständen, mit denen sie beschäftigt ist, eingetheilt in die **bürgerliche**, **Kriegs-**, **Schiffs-**, **Mühlen-**, **Wasser-**, **Brücken-**, **Straßen-Baukunst**, und wiefern man alle diese Arten unter ihr befaßt denkt, ist sie Baukunst im weiteren Sinne. Im engeren Sinne versteht man bloß die **bürgerliche Baukunst** unter ihr, welche man wieder in die **Häuser**, **land-** und **staatswirthschaftliche Baukunst** eintheilt. Da es einleuchtet, daß mehrere dieser Arten und Unterarten nur dem Bedürfniß dienen und zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, so hat man ziemlich allgemein die **schöne** Baukunst in die Sphäre der **bürgerlichen** eingeschränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berücksichtigt. — Wie der Mensch von der Höhle des Berges, seiner ersten Zuflucht vor wilden Thieren und üblem Wetter, zur Erbauung von Hütten, und von diesen, als er der unstäten Lebensart entsagte und das Feld zu bebauen anfing, zu bleibenden Wohnungen, die außer der Sicherheit auch Bequemlichkeit gewährten, den Uebergang fand, können wir hier nicht weitläuftig aus einander setzen. Die Culturgeschichte weis't diese allmäligen Fortschritte mit vieler Deutlichkeit nach. Sie lehrt uns, daß der Mensch, nachdem er für sich selbst Häu-

er zu bauen gelernt hatte, auch den Göttern, die bisher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung Tempel errichtete, größer und kostbarer als die Wohnungen der Menschen. So entstand die schöne Baukunst, welche zuerst an Göttertempeln sich entwickelnd, später auf die Wohnungen der Fürsten und öffentlichen Gebäude überging, und endlich bei immer steigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlstande allgemeines Bedürfniß der Gesellschaft ward. So wurde endlich in der Baukunst die armselige Rohr- und Lehmhütte zum stolzen Palaste, der rohe Baumstamm zur schlank emporstrebenden Marmorsäule, und das natürliche Gewölbe einer Felsenhöhle zum prächtigen Pantheon. Doch nicht bloß in erweitertem Umfange, größerer Höhe, stärkerer Masse und der Kostbarkeit des Baustoffs bestand der Vorzug der Gebäude in dieser spätern Periode. Der für Schönheit empfängliche Grieche machte bald noch andere Ansprüche. Nicht zufrieden, den senkrecht in der Erde befestigten, das Dach tragenden Baumstamm in eine Säule mit einem das weitere Einsinken verhindernden Säulenfuße, die darüber gelegten Holzblöcke in ein Capitäl mit seinen Stäben und Platten, und die Hauptthölzer oder Plattstücke in den Architrav, aus dessen Bedeckung der Frieß entstand, verwandelt, den Karnieß und Giebel hinzugefügt, und das Ganze mit mancherlei Verzierungen geschmückt zu haben, fühlte er, die Schönheit eines Gebäudes bestehe nicht allein in der Säule, dem Gebälk, dem Giebel, sondern in der gehörigen Form eines jeden und in der Zusammenstimmung derselben unter einander, oder, was beides zugleich umfaßt, in der Säulenordnung. Durch sie erhält das Gebäude Regelmäßigkeit der Form, Richtigkeit der Verhältnisse und eine hieraus entspringende Zierlichkeit. Daß die Schönheit der Architektur in den Verhältnissen bestehe, ward bei Aufführung des Panionions, dieses Nationaltempels der verbündeten ionischen Städte, in dem damals zuerst aufgestellten Grundsatze ausgesprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rücksicht auf ein bestimmtes Verhältniß der Theile zu einander erscheinen müsse, welche die Natur in der Bildung des menschlichen Körpers beobachtet hat. — Hiermit war ein Hauptschritt zur Vollendung der griechischen Architektur gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunstgeschmack gelangte bald zu Wohlgestalt, harmonischer Bildung der Theile, und mittelst der festen Kenntniß, womit die Verhältnisse angegeben waren, zu reiner Schärfe und Zierlichkeit der Profile, wozu sich schöne Zeichnung und Arbeit der Verzierungen und Sparsamkeit in deren Gebrauch gesellten. — Doch nicht bei dem Profile dürfen wir stehen bleiben. Ein Gebäude ist ein in geometrischer Form eingeschlossener, oft in mehrere gleichfalls geometrische Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es bestimmt ist. Auch dieser eingeschlossene Raum mit seinen Abtheilungen ist in Betracht zu ziehen. Da aber die Zwecke des Bauens so unendlich verschieden seyn können und sind, und dadurch eine ungemeine Verschiedenheit des Besondern erzeugt wird, so war es mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu einem Allgemeinen zu gelangen. Endlich fand man, daß, welchen Zweck ein Gebäude auch habe, und aus welchen Materialien es errichtet sey, seine Zweckmäßigkeit sich auf zwei Eigenschaften zurückführen lasse: auf Festigkeit und Bequemlichkeit. Die Festigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes, und fodert, daß der Bau wohl gegründet, aus tüchtigen Materialien wohl zusammengefügt sey, damit er allen äußeren Einwirkungen und seiner eigenen Last möglichst lange widerstehe. Zu Errei-

chung dieses Zwecks hat der Architekt vornehmlich auf eine feste Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derselben, und endlich auf das Verhältniß zwischen Kraft und Last zu sehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes, daß nämlich Lage, Gestalt, Größe und Eintheilung desselben diesem Gebrauche möglichst angemessen seyen. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erfordernissen, daß es sich sicher, gesund und bequem bewohnen läßt, für die besondern Zwecke des Besitzers, für sein häusliches Leben und für sein Gewerbe eingerichtet seyn, wodurch Lage, Größe, Gestalt und Eintheilung des Gebäudes bestimmt werden. Festigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen sich nur auf die Nützlichkeit; erst wo zugleich dem Zwecke des Gefallens Einfluß auf den Bau verstattet wird, hebt das Gebiet ästhetischer Zweckmäßigkeit an. Es fragt sich aber, wie kann Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verschiedene Räume geometrisch abgetheilten Körper Statt finden? Freilich in dem geometrisch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wohl aber in dem architektonischen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an sich schön seyn, aber in dem wohlgeordneten Plane ist eine Grundlage zur Schönheit enthalten, dadurch ihm schöne Verhältnisse möglich werden. Die gefällige Zusammenstimmung der durch die zweckmäßige Eintheilung entstehenden Verhältnisse der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an sich bloß regelmäßige Figur eines Gebäudes, sey sie quadrat, oblong, cirkelförmig, oder was sonst, der Schönheit fähig; denn die bloße Anschauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck desselben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die sonstige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewohl ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie schön seyn könnte, da die architektonische Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und bestimmt ist, wie denn überhaupt jedes Kunsturtheil sich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben ist gesagt worden, die Schönheit der Baukunst liege in den richtigen, übereinstimmenden Verhältnissen. Dazu berechtigte uns der Grund, daß die Richtigkeit und Uebereinstimmung der Verhältnisse gefällt. Allein, was gefällt, ist darum nicht schön. Wir unterscheiden demnach und sagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältnissen geht auf die Form, das Wohlgefallen am Schönen auf den diese Form beseelenden Geist. Forschen wir aber dem gemäß nach dem Ausdruck ästhetischer Ideen in der Baukunst, wodurch allein sie in die Reihe der schönen Künste tritt, so ist nicht zu läugnen, daß sich manches Gegründete gegen sie sagen läßt. Zwar hat jede schöne Kunst ihren technischen und ästhetischen Theil, aber bei der Malerei, Musik, Poesie ist dieser jenem untergeordnet, er ist nur Mittel zum Zweck. Anders ist es mit der Baukunst, welche den Nutzen im Auge hat, und das ästhetische Wohlgefallen nur in so fern damit verbindet, als dieser mit dem Gebrauche verträglich ist. Bei ihr ist der ästhetische Theil dem technischen bloß zur Zierde beigeordnet. Mithin ist die Baukunst an und für sich keine schöne, sondern eine mechanische Kunst: keine Kunst des Gefallens, sondern des Nutzens. Der Begriff des Gebrauchs ist so wesentlich mit ihren Werken verknüpft, daß sie selbst da, wo sie nicht nützen, sondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung, fehlen, sie würden willkürlich, leer und zwecklos erscheinen. Soll aber die Baukunst als schöne Kunst sich erweisen,

in so fern sie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen und nach mechanischen Gesetzen construirten Werke, zugleich mit Rücksicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet; so hat sie die Aufgabe zu lösen, in ihren Producten die objective Zweckmäßigkeit des Gebrauchs mit der subjectiven Zweckmäßigkeit des Gefallens in der bloßen Betrachtung, oder mit zwei Worten, das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Aesthetische Ideen aber, und um so mehr das Ideal, müssen ihr nothwendig mangeln, da sie kein Vorbild in der Natur hat, dessen allgemeiner Begriff in ihren Darstellungen sichtbar würde, sondern ihre Werke nur nach der Vorstellung von Zwecken hervorbringt. Wie zweckmäßig und in ihrer Art vollkommen diese Werke auch seyn mögen, ihr Zweck bleibt immer nur technisch und auf das Nützliche beschränkt, unfähig einer idealen Erhöhung und Veredlung. Der Spielraum, den Einbildungskraft und Geschmack behalten, beschränkt sich nur auf die Verbergung der steifen geometrischen Einförmigkeit und auf Verzierung der Theile; auf die Formen, welche der Verstand den Zwecken gemäß bestimmt, dürfen sie ihren Einfluß nicht erstrecken. Die Ursache, warum die Baukunst kein Ideal hat und haben kann, ist die strenge technische Zweckmäßigkeit, die in ihren Producten herrschende geometrisch regelmäßige Form, das Uebergewicht des Mechanischen in ihr, das weder eine geistige Veredlung ihrer Zwecke, noch einen freien Vortrag derselben verstattet. Der Architekt hat bloß mit Form, Verhältniß und Masse lebloser Dinge zu schaffen, sein Geschmack ist bloß auf Verzierung eingeschränkt, und durch diese Mittel kann er wohl Eleganz und Größe, festliche Pracht, Ernst und Erhabenheit ausdrücken; aber in die Regionen des Ideals kaun er nicht dringen, und Geist, Seele und Leben liegen außerhalb der Sphäre seiner Kunst. Haben wir nun zwar der Baukunst das Ideal abgesprochen, so haben wir doch zugleich eingeräumt, daß ihre Werke einen verschiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter haben. Diesen Charakter enthält ein Gebäude, wenn seine Gestalt und Verhältnisse genau den Zweck ausdrücken, wozu es da ist. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entsteht er von selbst, kann aber auch geflissentlich von dem Künstler, um der ästhetischen Wirkung willen, stärker ausgedrückt, und durch bedeutende Verzierungen unterstützt und gehoben werden. Unterscheiden wir nun einen *logischen* und *ästhetischen* Charakter, so können wir nicht in Abrede seyn, daß die Baukunst des letztern fähig sey. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß sie einen ernsten oder erheiternden, einen schauervollen oder lachenden Eindruck hinterlassen, je nach ihrem verschiedenen Charakter. Ehe wir jedoch zeigen, daß die Baukunst, abgesehen vom Schönen, eine *ästhetische* Kunst sey, wollen wir versuchen ihre Theorie aufzustellen. Die Baukunst (bloß als Kunst betrachtet) ist die Kunst, Begriff von Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geschäftsplätzen, wiefern sie bloß in der Kunst ihren Ursprung haben, und ihre Form nicht die Natur, sondern einen willkürlichen Zweck zum Bestimmungsgrund hat, diesem Zwecke gemäß darzustellen. Ein architektonisches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der idealen Synthesis im Geiste des Künstlers, und sodann der Darstellung. Dort ist Entstehung der Form, hier Behandlung des Stoffs. Der Stoff erfodert Castruction nach mechanischen Gesetzen, die Form aber ist bedingt durch den Stoff. Der Stoff des Baumeisters ist Körper, dessen Merkmal Ausdehnung und Begränzung im Raume sind. Jene

bestimmt seinen Inhalt, diese seinen Umfang; jene ist sein positives, diese sein negatives Merkmal. Nehmen wir mehr das positive Merkmal der Ausdehnung wahr, so sagen wir, der Körper habe Masse; nehmen wir hingegen mehr das negative der Begränzung wahr, so sagen wir, er habe Form. Hieraus lassen sich die Sphäre und Eigenthümlichkeit der Baukunst und die dem Architekten nothwendigen Kenntnisse abnehmen. Ihre Sphäre geht so weit, als die Gesetze der Mechanik Construction aus Masse gestatten; ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie eine Kunst des Raumes ist; die Kenntnisse des Architekten müssen Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Physik und Chemie, Zeichenkunst und dazu gehörige Optik umfassen, theils damit er die Masse gehörig behandle, theils damit er schickliche Form wähle. Mit diesem allen ist der Architekt nur Techniker; ästhetischer Künstler wird er, wenn er durch seine Werke ästhetische Eindrücke, deren Masse und Form fähig sind, zu bewirken versteht. Dies wird ihm gelingen durch Nachahmung der Natur. Zwar sagten wir oben, daß die Baukunst kein Vorbild in der Natur habe, allein wir modificiren diesen Satz jetzt dahin, daß sie zwar nicht, wie andere Künste, schon etwas Fertiges vorfindet, das sie nur zu copiren braucht, daß aber dennoch die Natur, in so fern sie als ein Bewirktes, Ruhendes erscheint, ihr Urbild sey. Das ästhetische Gemüth bemerkt an ihr Masse und geometrische Form, die theils an sich, theils durch gegenseitige Verhältnisse, kraft der Analogie des Physischen zum Geistigen, durch die bloße Betrachtung Eindrücke machen und Ideen wecken. Wie diese Eindrücke bei dem Landschaftsmaler und Gartenkünstler, bei jedem nach seiner Weise, bestimmend werden für die Producte seiner Kunst, so auch bei dem Architekten für die seine; sein Geist strebt die durch die Natur in ihm hervorgerufenen Gefühle durch seine Kunst zu erregen, so weit sie dies vermag. Dazu aber muß ihm, außer der Fähigkeit, ästhetische Ansichten von der Natur zu fassen, jene schöpferische Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunst hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, sondern selbst einen höheren im Gemüth zu bewirken vermögen, weil seine Kunst das einzeln Zerstreute, wie in einem Brennpunkte gesammelt, durch das Medium seines Geistes zurückstrahlen soll. Er wird also Genie, d. h. original in seinen Productionen seyn müssen; denn sein Werk, für das kein fertiges Vorbild da ist, wird nur durch eigene Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer ästhetischen, welcher gemäß er alles in seinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit vor sich niederwirft, denn ihn leitet bloß ästhetische Zweckmäßigkeit, durch welche er seine Kunst zur freien, d. h nicht heterogenen Zwecken dienstbaren Kunst erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Massen, Formen, Verhältnisse des Lichtes und Schattens, als hier gebrauchter Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunst, als ästhetische Kunst definirt, diejenige bildende Kunst, welche ästhetische Ideen in wirklicher Raumerfüllung, nach bloß ideeller Norm, unter Bewegungsverhältnissen bloß für das Auge darstellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da scheiden sich eigentlich ästhetische und bürgerliche Baukunst; in Fällen aber, wo die Gänzen in einander überzugehen scheinen, wird man auf das Ueberwiegende sehen müssen. Wichtiger ist es, die Darstellungsfähigkeit und daraus entspringende eigenthümliche Wirksamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übri-

en schönen Künste, zu erforschen. Die Darstellungsfähigkeit einer je- en schönen Kunst ist durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur ist urch die ihrigen eine Kunst des Raumes, dies unterscheidet sie von Poesie und Musik; sie ist eine bildende Kunst, die aber nicht durch Sinnenschein wirkt, wodurch sie von der Malerei, und keine schon fer- igen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch sie von der Plastik unterschieden ist. Kann sie demnach weder mit der Poesie in niversaler Darstellung, noch mit der Musik in Gefühlsübergängen, noch mit der Malerei in Reiz und Mannichfaltigkeit, noch mit der Plastik in Bestimmtheit wetteifern, so dürfen wir doch nur auf die Aehnlichkeiten sehen, die sie mit jenen Künsten hat, um uns zu über- eugen, daß sie nicht wirkungslos ist. Mit den bildenden Künsten, so ern diese auch räumlich sind, hat sie unmittelbare Anschauung und Beschränkung auf einen Moment gemein. Was sie gegen die Malerei an Sinnenschein verliert, gewinnt sie an Sinnenwahrheit, die sie mit der Plastik gemein hat; und geht ihr gegen diese Bestimmtheit ab, so gewinnt sie dagegen wieder an Freiheit. Uebrigens kann sie nach Art der Malerei Farben und Licht mitwirken lassen, und selbst bis auf ei- nen gewissen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältnisse mit Sinnenwahrheit Sinnenschein zu desto größerer Wirkung verbinden. Der Ausdruck des Geistigen aber, oder die Poesie der Architektur, ist nicht im Raume zu suchen, sondern an die Zeit gebunden. Daher die Aehnlichkeit der Architektur mit Poesie und Musik, als Künsten der Zeit, wiewohl jene mit ihren Mitteln nicht, was diese mit den ihrigen zu wirken vermag. — Was die Theo- rie der Baukunst betrifft, so sind für ihren wissenschaftlichen und tech- nischen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abstra- hirt und in vielen trefflichen Lehrbüchern zusammengestellt worden. Der ästhetische Theil kann sich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieser Kunst gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vor- handene hinaus, und verfuhr auch dabei höchst einseitig. Die großen Verschiedenheiten, die man in verschiedenen Zeiten und bei verschiede- nen Völkern in der Baukunst wahrnahm, hinderten, nach einem allge- meingültigen Schönen zu fragen. Man glaubte sich durch eine be- stimmte Wahl entscheiden zu müssen, und entschied sich ziemlich allge- mein für die griechische Architektur, die allerdings als die eigentlich schöne zu preisen ist. Ihre Schönheit ist aber nicht das Aesthetische überhaupt, welches als das Allgemeine sorgfältig davon zu unterschei- den ist. Erst wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt ha- ben, daß keine Nation die Kunst allein und ganz besessen habe, daß die griechische Baukunst als schöne im engern Sinne, die ägyptische in ihrer Düsterheit und Größe, die gothische in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die maurische in ihrer phantastischen Leichtigkeit, die fran- zösische in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. s. w. zu schätzen sey, werden wir durch vorurtheilsfreie Vergleichung aller unter einander zu einer Theorie der ästhetischen Architektur gelangen und einen Schatz be- währter Regeln erhalten, wozu die mißlungenen Versuche sowohl, als die gelungenen nützlich werden können. In allen Fällen aber wird sich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künstler sei- nen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und bestimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringste Verzierung in Bezug auf denselben als nothwendig erscheinen.

Baukunst (Geschichte der). — Die Entstehung der Baukunst

verliert sich in das Dunkel des Alterthums, da eine Wohnung, die gegen Witterung und wilde Thiere Schutz gab, zu den ersten Bedürfnissen des Menschen gehörte. Diese frühesten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfnisse ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menschen aus dem ersten Zustande der Rohheit heraustraten, sich gesellschaftlich vereinigten, und den Boden, den sie bewohnten, zu bebauen anfingen, dachten sie auch darauf, sich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen und sie einander näher zu rücken. Man bearbeitete das Holz sorgfältiger, und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmassen, und fügte sie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zusammen. Aus der das Dach tragenden Stütze entstand die Säule u. s. w. Aber besondern Fleiß wandte der Mensch im Fortgange seiner Ausbildung auf die Wohnungen, die er seinen Göttern widmete. So wie die Wohnungen für ihn selbst größer und zierlicher wurden, erhielten auch die Tempel einen größern Umfang, und wurden mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeschmückt. — Die ältesten und bekannten Völker, bei welchen die Baukunst einige Ausbildung erhielt, sind die Babylonier, deren berühmteste Gebäude der Tempel des Belus, der Palast und die schwebenden Gärten der Semiramis waren; die Assyrier, deren Hauptstadt Ninive reich von prächtigen Gebäuden war; die Phönicier, deren Städte Sidon, Tyrus, Aradus und Seraphta sich durch Pracht und Reichthum auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunst gepriesen wird; die Syrer und Philister. Doch von allen diesen Völkern sind keine architektonischen Denkmäler auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen sehen wir noch auf der Insel Elephanta und Salsette unterirdische in Felsen gehauene Tempel; von den Persern die Ruinen von Persepolis; von den Aegyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläste, Grabmäler; von den Etruskern einige Grabmäler und Ueberbleisel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühen Baukunst war unerschütterliche Festigkeit, riesenhafte Größe, verschwenderische Pracht, welche Erstaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerst gingen von dem Rohen und Riesenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Unter ihnen wetteiferten, nachdem die Ruhe von außen und innen erkämpft war, die größten Meister, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterstützt. Es erhoben sich der schöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyleen, das Odeum und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunstsinn regte sich im Peloponnes und in Klein=Asien. Hohe Einfalt verband sich mit majestätischer Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunst nicht bloß auf Tempel, sondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnasien an. Neben der dorischen Säule entstand noch die ionische und korinthische. Mit dem peloponnesischen Kriege war die Blüthe der Baukunst dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Diesen Charakter trägt die Kunst zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte, deren achtzehn seinen Namen führten. Immer aber herrschte neben der Zierlichkeit noch strenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander brachte das stets zunehmende Bestreben nach Schmuck und Putz die Kunst ihrem Falle immer näher. In Griechenland selbst wurde sie wenig mehr ge=

rieben, und in Asien unter den Seleuciden, in Aegypten unter den Ptelemäern in einem unreinen Geschmacke ausgeübt. Die Römer hatten n der Baukunst nichts den griechischen Meisterwerken ähnliches aufzuweisen, wiewohl sie schon früh ihren Fleiß an andere Fächer der Baunst, an Wasserleitungen, Cloaken und an den Wasserbau gewandt atten. Das Capitol und den Tempel des capitolinischen Jupiter hatn etruscische Baumeister aufgeführt. Bald nach dem zweiten punichen Kriege aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla rachte zuerst die griechische Baukunst nach Rom; er, Marius und Cäar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erst nter dem August erhob sich die Kunst zu der Vollkommenheit, deen sie zu dieser Zeit fähig war. Er gab den griechischen Künstlern, ie ihr Vaterland mit Rom vertauscht hatten, Aufmunterung, und ührte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunst auf. Agrippa baute Tempel, Wasserleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder rächtig erbaute man die Landhäuser, deren die reichen Römer oft mehere besaßen. Das Innere wurde mit Kunstwerken, die in Griechenand erbeutet waren, ausgeschmückt. Die Wände überzog man mit ünnen Marmorplatten, oder malte sie aus und theilte sie in Felder, in eren Mitte Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte vorgetellt, und die ringsum mit zierlichen Einfassungen versehen waren. Diese Einfassungen waren das, was wir Grottesken nennen. Augusts Nachfolger verschönerten fast alle mehr oder weniger die Stadt, erricheten die prächtigsten Paläste und Tempel, und schmückten auch die erberten Provinzen mit denselben, bis endlich Constantin der Große die Residenz von Rom nach Constantinopel verlegte, wo denn für Roms Verschönerung nichts weiter geschah. — Als die Römer die Baukunst on den Griechen empfingen, war sie bei diesen schon von ihrer Vollommenheit und Reinheit herabgesunken. Zierlichkeit war an die Stelle er großen edeln Schönheit getreten; zwar erhob sie sich kurze Zeit in Rom zu ihrer ersten Höhe, artete aber bei der immer steigenden Prachtiebe der Kaiser durch Ueberladung und Spielerei bald wieder aus. Um diese Zeit ward die corinthische Säule, deren man sich gemeiniglich ei Tempeln und Prachtgebäuden bediente, ausgebildet, und erhielt ein igenes Gebälk, das vorher aus dem dorischen und ionischen zusammenesetzt war. Schon von Nero an nahm der Luxus überhand; das Aeuere und Innere der Gebäude ward überflüssig verziert. Hadrian, der ie Künstler möglichst aufmunterte, konnte den edeln Geschmack in der Baukunst nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, ollte man Neues erfinden und das Schöne noch schöner machen. Daurch entfernte man sich aber immer mehr von dem Großen. Jetzt enttanden die Verschröpfungen, die Postamente unter den Säulen, die vieen Basreliefs an den Außenseiten der Gebäude, die Cannelirungen er Säulen, die Verjüngung derselben nach einer krummen Linie, ie gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaster hinter den Säulen, leine Säulen zwischen großen, runde und durchschnittene Giebel, ie ausgebauchten Friese. So wurde die Kunst von den Zeiten Vepasians an bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meisterstücke angesehen werden könen, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geschmack noch tiefer gesunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunst noch mehr; man bemühte sich, noch häufigere Verierungen anzubringen als bisher, welches besonders der sogenannte Ba-

gen der Goldschmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein sie versank unter seinen Nachfolgern nur desto schneller, und nahte sich allmälich ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieser Zeit sind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra, oder gränzen an das Rohe, wie die unter Constantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaisern geschah, wegen der steten Unruhen der Araber, Alemannen, Gothen und anderer Völker, wenig für die Verschönerung der Städte. Justinian baute wieder viel. Sein vorzüglichstes Gebäude war die Sophienkirche zu Constantinopel. Die alten schönen Werke der Baukunst sanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Aegypten, Asien, und Afrika großen Theils in Trümmer, und was der Zerstörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Ostgothen, ein Freund der Künste, zeigte sich sorgsam für die Erhaltung und Herstellung der alten Gebäude, und ließ selbst viele neue aufführen. Unter ihm entstand die altgothische Baukunst (s. Gothen). Die Longobarden, die in Italien einfielen, hegten keine Achtung für die Alterthümer, und mochten sie weder schonen noch erhalten. Was sie bauten, war geschmacklos und fehlerhaft. Die andern europäischen Staaten, die durch die römische Cultur verfeinert worden waren, Gallien, Spanien und das südliche Britannien litten zwar auch durch die großen Völkerwanderungen; bald aber nahmen die Ueberwinder die Sitten der Ueberwundenen an, wodurch die Cultur sich hob. In andern Ländern, wie Deutschland, wohin die Römer nicht gekommen waren, konnte sie nur langsame Fortschritte machen. Die Normannen, die sich in Sicilien festgesezt hatten, bauten die Cathedrale von Messina, ein großes aber geschmackloses Gebäude, auf den Grund eines alten Tempels, an welchem man, nach den damit in verschiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunst neben einander sieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben sie und zerstörten das gothische Reich. Diese waren jezt fast allein im Besitze der Künste und Wissenschaften. Saracenische Baumeister traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden sich nach einiger Zeit viele christliche, besonders griechische Meister, und sie stifteten unter einander eine Zunft, die ihre Kunst und Regeln geheim hielt, und deren Mitglieder sich an gewissen Zeichen erkannten. In dieser Periode sind drei verschiedene Bauarten herrschend: die arabische, eine eigene, nach griechischen Mustern gebildete Bauart; die maurische, in Spanien aus den Ueberresten römischer Gebäude entstanden, und die neugothische, welche aus der altgothischen entstand. Die beiden ersten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich aber zeichnet sich die maurische durch ihre Bogen in Hufeisenform von der arabischen aus. Sehr verschieden aber ist die gothische. Swinburne gibt folgende Unterscheidungszeichen an: die gothischen Bogen sind spitzig, die arabischen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothischen Kirchen haben spitzige und gerade Thürme; die Moscheen endigen sich in Kugeln, haben hin und wieder schlanke Minareen, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt sind; die arabischen Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, welches man in keiner alten gothischen Kirche findet. Die gothischen Säulen stehen oft in Gruppen beisammen und sind in einander gewachsen, worüber entweder ein sehr niedriges Gebälk angebracht ist, auf welchem sich Bogen er-

-eben, oder die Bogen stehen unmittelbar auf den Capitälen der Säu-
en auf. Die arabischen und maurischen Säulen stehen einzeln, und
venn ja etliche neben einander angebracht sind, um einen sehr schweren
Theil des Gebäudes zu tragen, so berühren sie sich doch nie einander;
ie Bogen aber werden von einem starken und dicken Unterbogen unter-
tützt. Trifft es sich in einem arabischen Gebäude, daß vier Säulen
eben einander vereinigt sind, so geschieht dies durch eine kleine vier-
ckige Mauer unten zwischen den Säulen. Die gothischen christlichen
Kirchen sind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenster, oft
nit bunten Scheiben. In den arabischen Moscheen ist meistentheils die
Decke niedrig, ihre Fenster sind von geringer Höhe und oft noch mit
ieler Bildhauerarbeit bedeckt, so daß man das Licht weniger durch sie,
ls durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der
othischen Kirchen gehen tief hinein, und sind an den Anschlag- oder
Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierrathen
eschmückt; die Thore der Moscheen aber und anderer arabischen, so
vie auch der maurischen Gebäude, sind flach und auf die Art, wie man
ie Thore jetzt baut. Ueberdies bemerkt Swinburne, daß er unter den
erschiedenen arabischen Capitälen, die er gesehen, keines gefunden, das
n Absicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den
othischen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die maurische
Baukunst erscheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaste
er mahomedanischen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus
eißt, und eher einem Zauberpalast als einem Werke von Menschen-
händen gleicht. Damals war die beste Schule der Künste zu Constan-
inopel; von hier gingen die Künstler nach allen Gegenden aus. Ganze
Gesellschaften derselben sollen die Päpste nach dem Norden geschickt ha-
ben, um die verfallenen Kirchen wieder aufzubauen. Der Charakter der
arabischen Baukunst war Galanterie und Pracht. Reiche Verzierungen
und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen sie dem Auge gefällig.
Die neugothische Baukunst, welche dadurch entstand, daß die griechi-
schen Baumeister das Plumpe und Schwerfällige der altgothischen durch
den Anschein der Leichtigkeit zu verdecken suchten, erregt die Phantasie
durch ihre reichgeschmückten Gewölbe, ihre großen Perspectiven und ihr
heiliges, durch gemalte Fenster hervorgebrachtes Dunkel, und gefällt
dem Kenner ungeachtet ihrer gänzlichen Verschiedenheit von den Werken
alter griechischer Kunst. Sie behielt von der altgothischen Bauart die
hohen, kühnen Gewölbe, die festen und starken Mauern bei, verkleidete
sie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Nischen, durchbrochene
Thürmchen, so daß sie leicht und schwach zu seyn scheinen. Man ging
darin in der Folge weiter, durchbrach die hohen ungeheuern Thürme,
daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab den Fenstern
eine außerordentliche Größe, und zierte das Gebäude selbst mit Statuen
und Figuren. Dieser Styl, in dem alle Kirchen, Klöster und Abteien
erbauet wurden, bildete sich in Spanien, und verbreitete sich von da
über Frankreich, England und Deutschland. Alle diese Länder besitzen
bewundernswürdige Denkmäler gothischer Baukunst. — Die Deutschen
waren bis auf Carl den Großen mit der Baukunst unbekannt geblie-
ben. Dieser beförderte auch in Ansehung ihrer die Cultur seines Volks;
er baute zu Aachen, Angelheim und andern Orten große Gebäude und
schöne Schlösser, wozu er den in Deutschland noch unbekannten Mar-
mor aus Italien bringen ließ. Aber troß der Bemühungen des großen
Kaisers konnte die Baukunst sich erst unter Heinrich I. heben. Unter
ihm wurden die Städte größer und reicher; man umgab sie mit Mauern,

baute Kirchen und andere öffentliche Gebäude von Stein, und schmückte die Kirchen mit Kunstwerken und köstlichem Geräthe. Die Bauart dieser Zeit war gothisch, und näherte sich der alten gothischen Art eben so sehr als der neuen, wie die merkwürdigen Ueberreste einer Kirche zu Memleben an der Unstrut beweisen, die zu Heinrichs Zeiten erbaut wurde, und weder ein schwerfälliges noch ein mit vielen Verzierungen besetztes Gebäude ist, an dem sich die schönste Harmonie, die beste Anordnung und das richtigste Verhältniß der Theile offenbart. Die neugothische Baukunst erhielten die Deutschen unstreitig aus Frankreich. Der Bischof Werner zu Strasburg ließ 1015 den Grund zu dem berühmten Münster daselbst legen, der 1275 bis an den Thurm vollendet wurde. Den Thurm begann darauf 1276 Erwin von Steinbach, und 1438 vollendete ihn Johann Hölz (s. strasburger Münster). Außer diesem Münster sind in Deutschland besonders nur noch zwei Kirchen aus dieser Periode merkwürdig: die Stephanskirche zu Wien, 1140 von Heinrich I. begonnen und 1360 von Rudolph IV. vollendet, und die Sebalduskirche zu Nürnberg. Viele alte Kirchen aber wurden um diese Zeit theils verschönert, wie der Dom zu Meißen, theils neu gebaut, wie der Dom zu Magdeburg. Italien hatte die neugothische Bauart noch nicht aufgenommen; erst nach und nach machte man sich von dem unter Theodorich herrschenden Geschmack los. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts ward die Markuskirche zu Venedig von einem Baumeister aus Constantinopel aufgeführt; die Cathedrale zu Pisa begann 1074 der damals berühmte griechische Baumeister Busgretto da Dalichio; ähnliche große Werke wurden zu Bononien, Modena, Ferrara, Rom, Bologna, Florenz unternommen. Unter den damaligen Baumeistern war Jacob, ein Deutscher, den die Italiäner Lapo nennen, vorzüglich berühmt. Er baute das Franciscanerkloster zu Florenz, sein Sohn oder Schüler Arnolfo aber ebendaselbst die Kirche des heiligen Kreuzes und machte den Riß zu der Kirche Santa Maria de' Fiori. — Von den Kirchen und Abteien ging die neugothische Bauart auch auf andere Gebäude, als Schlösser, Paläste, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden sechszehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläste, in Padua sieben Brücken und drei neue Paläste, in Genua zwei verschlossene Häfen und eine prächtige Wasserleitung, und die Stadt Asti 1280 fast von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob sich die Baukunst in Italien, besonders im 14ten Jahrhundert. Galazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia, und erbaute einen Palast, der seines Gleichen noch nicht hatte. Um dieselbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Este bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Pallast zu Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des heiligen Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhaftesten zeichnete sich das funfzehnte Jahrhundert aus. Die Herzoge von Ferrara, Borso und Hercules von Este ermunterten die Baumeister zum thätigsten Eifer. Herzog Franz verschönerte Mailand mit dem herzoglichen Palast, dem Castel Porta di Giova, dem Hospital und andern großen Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Universitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpste verzierten Rom, und Lorenz von Medicis Florenz mit herrlichen Gebäuden. Ihrem Beispiel folgten mehrere kleinere Fürsten und Herren. Diese Aufmunterungen erweckten den guten Geschmack wieder; man kehrte zu den Denkmälern des Alterthums zurück, und studirte an ihnen die schönen Formen und richtigen Verhältnisse. Die berühmtesten

Baumeister dieser Zeit waren Filippo Brunelleschi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S. Spirito und den Palast Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Pisa, Pesaro und Mantua errichtete; Baptista Alberti, der zugleich über die Baukunst schrieb; Bramante, der den Bau der Peterskirche begann, und Giocondo, der vieles in Frankreich baute, und später nebst Rafael dem Bau der Peterskirche vorstand. Diesen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten andere, die in ihrem Geiste weiter strebten, ein Palladio, Vincent Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie sind die Begründer des noch jetzt in der Kunst herrschenden Geschmacks. Daß sie indeß ihre Kunst an Werken des Alterthums studirten, die sich schon weit von ihrer ersten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweisen an ihren Gebäuden die vielen Verschröpfungen, die runden, ausgeschweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Postamenter und andere Dinge, welche die Kunst zu Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunst begonnen. Italiänische Meister und nach Italien geschickte junge Künstler brachten den römischen Geschmack ins Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothischen trat. Seitdem erfuhr die Baukunst in den verschiedenen Ländern Europa's noch mancherlei Schicksale; sie stieg und fiel in verschiedenen Perioden; doch äußert sich in der neuesten Zeit allenthalben ein rühmliches Bestreben, die Kunst ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewohl sich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. Wir bezeichnen mit dieser Benennung solche Gewächse, die mit Stamm und Aesten mehrere Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige innerlich holzig sind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der sich nur oben in Aeste und Zweige verbreitet, dagegen der Strauch mehrere Stämme aus Einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Aesten und Zweigen besetzt ist. Durch eine genaue Gränze werden jedoch beide Gewächsarten nicht von einander geschieden; sie gehen vielmehr in einander über, und mancher Strauch bildet sich unter gewissen Umständen entweder von selbst oder mit Hülfe des Menschen zum Baum, so wie umgekehrt mancher eigentliche Baum unter Umständen zu einem Strauche wird. Der Baumstamm, so wie die ihm in der Structur ganz ähnlichen Aeste und Zweige, bestehen aus verschiedenen Lagen, wovon die erste die Rinde, die zweite das Holz und die dritte das Mark genannt wird. So lange diese Theile noch nicht beisammen sind, oder mit andern Worten, so lange der Baumstamm überhaupt oder ein Baumzweig insbesondere noch jung und weich ist, dehnt er sich in die Länge und Dicke aus; wird er aber allmälich härter, welches von unten nach oben geschieht, so nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab, und hört endlich bei gänzlicher Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt sich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimmt sowohl der Stamm als die Aeste an Dicke zu. Dies geschieht aber durch keine Ausdehnung von innen nach außen, sondern dadurch, daß sich neue Holzlagen von aussen ansetzen. Diese Holzlagen bilden sich aus der Rinde, deren das Holz zunächst umgebende Theile (Bast) sich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den sogenannten Jahresring bilden. Diese Meinung wird auch dadurch unterstützt, daß, wie die Erfahrung lehrt, das Holz eine neue Rinde hervorzubringen vermag. Man darf nur einen von aller Rinde entblößten Baumstamm mit Stroh dergestalt umwinden, daß dieses

noch einen Raum zwischen sich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, so bildet sich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geschieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die sich an den alten ansetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungssäfte zu, wodurch dieselben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche sich so lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis sie sich allmälich von unten nach oben verhärten. Auf diese Weise lebt oder vegetirt der Baum fort, bis er allmälich abstirbt.

Baumannshöhle, eine aus mehrern Abtheilungen bestehende natürliche Höhle auf dem Harz, als dessen vorzüglichste Merkwürdigkeit sie zu betrachten ist, im Fürstenthum Blankenburg, an dem linken Ufer der Bode. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und besteht aus sechs Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfstein, Dripstein oder Stalaktit überzogen sind, dessen erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Alle sechs Höhlen halten zusammen 758 braunschweigische Fuß Länge. Der Eingang ist 136 Fuß über der Sahle des Bodethals erhaben. Die erste Höhle von 31 Fuß Höhe ist die größte und schauerlichste. Ueberall findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichsten sind, und worunter eine, die sogenannte klingende Säule, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich giebt. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann Baumann, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, im Jahre 1670 zuerst befuhr, aber den Eingang, als er zurückkehren wollte, lange vergebens suchte. Nach zwei Tagen endlich fand er ihn, starb aber, von Hunger und Angst entkräftet, bald darauf. Sie liegt von Blankenburg zwei und von Elbingerode eine halbe Stunde entfernt.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), geb. 1714 zu Berlin, gest. 1762, ein durch scharfe Analyse und Klarheit der Begriffe ausgezeichneter Schüler Wolfs, und Stifter der Aesthetik (s. d. Art.). Baumgarten sah schon das Unbefriedigende und Verwirrende der von Kunstwerken und ihrer Wirkung abstrahirten Kunstregeln ein; so lange man daher, sagt er selbst, die Regeln des Geschmacks auf nichts anders bauen kann, verdienen sie auch den Namen einer philosophischen Wissenschaft nicht. (Hierdurch unterschied sich Baumgarten schon vortheilhaft von den Kunsttheoristen seiner Zeit, vergl. z. B. Batteux, denn er suchte die Kunsttheorie selbst wissenschaftlich zu begründen.) Die Resultate einer solchen, behauptete er, müßten vielmehr allgemeingültig seyn, welches sie nicht sind, wenn sie sich bloß auf Induction oder Auctorität gründen. Man müsse also zu den ersten, allgemeinen, aus der Natur des menschlichen Geistes geschöpften Grundsätzen aufsteigen, wenn eine wahre Philosophie des Geschmacks entstehen solle. In der Schönheit aber bestehe das Wesen aller Künste. So weit war Baumgartens Behauptung richtig. Die Schönheit selbst aber erschien ihm unter dem Begriff der wolfschen Schule, als sinnlich erkannte Vollkommenheit, sinnlich vollkommene Erkenntniß, des sinnlich Vollkommenen. Durch diese Erklärung machte er eines Theils das Schöne bloß zu einem Gegenstande der sinnlichen Empfindung, wobei das Ideale desselben ganz übersehen wurde,

ndern Theils wurde die Wissenschaft desselben, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, (diese Bedeutung hat bei ihm der für dieselbe gewählte Ausdruck Aesthetik), eine von der Logik abgesonderte, in ihrem Wesen aber ganz logische Theorie des sogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus seinem Begriffe des Schönen, „daß die Regeln der Aesthetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen;" Vollkommenheit ist ihm aber, wie seinem Lehrer Wolf, Uebereinstimmung des Gegenstandes mit seinem Begriffe. Dadurch unterscheidet er aber die logische von der ästhetischen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, diese eine dunkle Erkenntniß ist, wodurch der Begriff einer Wissenschaft des Schönen wiederum sehr schwankend wird. Die Idee einer solchen Wissenschaft nun stellte er zuerst in seiner akademischen Streitschrift de nonnullis ad poema pertinentibus (Halle 1735, 4.) auf, und sieben Jahre darauf wurde er aufgefodert, diese Wissenschaft öffentlich vorzutragen. Aus seinen Dictaten entstand Georg Fr. Meiers Werk: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften, 3 Thle., Halle 1748 ff. Erst acht Jahre nachher gab Baumgarten selbst sein größeres Werk über dieselbe (Aesthetica, Frankf. a. d. O., 1750 bis 58, 2 Thle., 8. und mehrmals) heraus, dessen Vollendung aber sein Tod verhinderte. Das Ganze sollte aus zwei Theilen bestehen, einer theoretischen und practischen Aesthetik: erstere theilte er wiederum in die Hevristik (Lehre von der Erfindung), Methodologie (Lehre von der Anordnung) und Semiotik (Lehre von der Bezeichnung oder Darstellung) ein. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebst der Hevristik ist vollendet. Uebrigens hatte er fast überall bei Aufstellung seiner Regeln die sogenannten redenden Künste vor Augen. (Eine genauere Würdigung der baumgartischen Ansicht findet man in Heydenreichs System der Aesthetik S. 65. u. f., und in desselben Abhandlung: Entstehung der Aesthetik, Kritik der baumgartischen ꝛc., im St. phil. Magaz. von Abicht und Born.) Weniger ist Baumgarten durch seine übrigen philosophischen Schriften (z. B. philosophia generalis, von Chr. Förster, Halle 1770 herausgegeben; seine metaphysica, Halle 1739, 8., von Eberhard, 1783; ethica philosophica, Halle 1740, 8.; annotatt. in logicam 1761; jus naturae 1765, Halle ...;) berühmt geworden. — Baumgarten studirte zu Halle das wolfsche System, wurde daselbst nachher außerordentlicher Prof. (1738), dann ordentl. Prof. der Philosophie zu Frankfurt (seit 1740), wo er mit vorzüglichem Beifalle lehrte. Daselbst starb er auch. Sein Leben ist von Meier, seinem obenerwähnten Schüler, beschrieben worden (Halle 1763, 8.); vergl. Abbts Werke, 4 Bd. u. Adelung zu Jöcher. T.

Baumgarten (Jacob Siegmund), ein sehr gelehrter Theolog, Historiker und Literator des 18ten Jahrhunderts, welcher mit großem Fleiße und vieler Gründlichkeit alle Theile der Theologie bearbeitete (z. B. Hermeneutik 1742, nach Ausg. von Semmler; primae lineae breviarii antiquitatum christianarum 1747, 8., seinen damals sehr brauchbaren Auszug der Kirchengeschichte v. d. Geb. Jesu an, 3 Thle., 2te Aufl., Halle 1743 bis 1746 u. m. a.); und die Herausgabe mehrerer bedeutenden historischen und literarischen Werke (die englische allgemeine Weltgeschichte, zu welcher er Anmerkungen hinzufügte, 16 Thle., 1744 bis 1756, 4; Nicerons Nachrichten, 15 Thle., 1749 bis 1757, 8.; Ferrera's allgem. Historie Spaniens, 8 Bde., 1753 bis 1757, 4.; die Lebensbeschreibungen aus der britannischen Biographie, 10 Thle., gr. 8. 1754, ff. u. a.) besorgte, auch durch seine litera-

sche Sammlungen (Nachrichten von der hallischen Bibliothek 1748 bis 1751, 8 Bde., 8, und seine Nachrichten von merkw. Büchern, 12 Bde., 1752 bis 1757) sich sehr verdient gemacht hat. Er war 1706 geb. zu Wolmirstädt, seit 1734 Prof. der Theologie zu Halle, und starb daselbst 1757. Sein Leben hat Semmler (1758, 4.) genau beschrieben.

Baumschlag nennen wir in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach charakteristischer Verschiedenheit, und in den zeichnenden Künsten die Art der Darstellung derselben. Der Künstler hat dabei den Anfoderungen der Natur, der ästhetischen Idealisirung und der Technik ein Genüge zu leisten. Naturgemäß wird er seine Darstellung liefern, wenn er sich durch ein anhaltendes Studium mit der Natur vertraut gemacht hat. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Ansatze, der Stellung der Aeste und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus diesem allen sich bildenden Krone. Einige dieser Eigenschaften sind wieder dem Wechsel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächste Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt eines Baumes und seiner einzelnen Theile. Alles dies kann der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Wie weit er aber in treuer Darstellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man sich oft bei allzugenauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Details verwickelt, welche die Wirkung des Ganzen stören, diese Untersuchung weis't auf die Anfoderungen der zweiten Art hin. Diese Anfoderungen sind, daß die dargestellte Landschaft Charakter habe, denn eine Landschaft ohne Charakter ist leer und unbedeutend. Dem ästhetischen Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden soll, liegt der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteristische kann das Schöne gar nicht zur Erscheinung kommen. Darum aber ist an keine bloße Copie zu denken, sondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter mit reinster Bestimmtheit sich aussprechen soll, muß der Künstler Nebendinge von dem Wesentlichen sondern. Geschickte Technik endlich hilft zur Vollkommenheit. Der Baum soll rund, der Baumschlag nicht massen- und klumpenartig, sondern hohl und luftig erscheinen, d. h. die untere Ansicht von Massen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, soll man eben so deutlich als die hinter derselben befindlichen Massen, rundum, wenigstens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Colorit, Perspectiven sind die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, wozu Studium der Natur in so fern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten.

Baumwerk. Eins der wichtigsten Mittel, deren die Gartenkunst, um ästhetische Zwecke zu erreichen, sich bedient, ist der Baum, der jetzt die Erquickung eines kühlenden Schattens gewährt, jetzt durch seine Belaubung das Auge, durch die süßen Düfte seiner Blüthen den Geruch reizt, durch sein ganzes Wesen den Geist mit der dichterischen Idee eines Charakters anspricht, und so auf mannichfaltige Weise auf das empfängliche Gemüth wirkt. Der Gartenkünstler, der ihn zu seinem Zwecke gehörig benutzen will, muß ihn unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, zuvörderst den Unterschied zwischen Baum und Strauch ins Auge fassen, dann sehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entsteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher

steht Hecke, Gebüsch, Wildniß, Labyrinth, vereint mit Bäumen Wal-
ng. Alles zusammen umfaßt die Benennung **Baumwerk**. Seit
n, die französische Künstelei in der Gartenkunst verlassend, die Na-
selbst zum Muster nahm, ward **Bestandheit in dem charak-
ristischen Ausdrucke der Form der Bäume, Belau-
ng, Malerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit
r Blüthe, Dauer der Belaubung, Beschattung**
uptaugenmerk des Künstlers. Daß verschiedene Bäume durch ihre
ße Form einen verschiedenen Charakter ausdrücken, den auch der
tlaubende Herbst ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine
fahrung. In ihrer höchsten Vollkommenheit aber erscheint diese äst-
tische Eindrucksfähigkeit in der wechselnd gleichförmigen Bekleidung
s Frühlings und Sommers. Um also eine Charakteristik des Baum-
rkes zum Behufe ästhetischer Gartenanlagen zu Stande zu bringen,
uß der Künstler sehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe
d Frucht, je nachdem diese bald ästhetische Ideen zu wecken, bald
n Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig sind, wozu in
irschfelds Gartenkunst treffliche Fingerzeige gegeben werden.
at er so durch ein sorgfältiges Studium sich eine hinreichende, natür-
che Charakteristik dieser Darstellungsmittel seiner ästhetischen Ideen
twerfen, so bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu
achen. Diese geschieht entweder im Einzelnen, oder, wovon die
auptwirkung abhängt, in Zusammenstellung mehrerer, wobei es vor-
iglich ankommt auf die Form der Gruppen, die Malerei des Laub-
erks, Licht und Schatten, alles in Gemäßheit des eigenthümlichen
harakters einzelner Partien, deren Uebergang und Contrast.

Baumwolle. Das Gewächs, welches dieses wichtige Product
ervorbringt, ist entweder Baum, oder Staude, oder auch wohl Kraut,
nachdem die Beschaffenheit des Bodens und Clima's verschieden ist.
ie **gemeine** oder **krautartige** Baumwollenpflanze ist ein Som-
ergewächs, hat eine fasrige Wurzel, einen aufrechtstehenden, zwei bis
rei Fuß hohen, etwas rauhen krautartigen Stengel, der unterwärts
raun, oder aber mit schwärzlichen Punkten gezeichnet ist. Das Sa-
nenbehältniß hat bei dieser Gattung gemeiniglich nur drei Fächer und
ben so viele Klappen. Wann es sich öffnet, quillt gleichsam ein Knaul
erwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner festgebunden
ind. In Arabien und Persien wächst diese Pflanze wild. Sie wird
m Orient, auf Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn
nd Spanien in Menge angebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapseln
ich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle gesammelt. Demnächst
st die wichtigste Arbeit das Absondern der anhängenden Samenkörner,
velches mittelst einer eigenen, im wesentlichen aus zwei über einander
iegenden Cylindern bestehenden Maschine geschieht. Dann wird die
Wolle, nachdem sie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haar-
decken gepackt und so versandt. Die Baumwolle, welche in Natolien
und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meistentheils
über Smyrna nach Europa, die syrische über Akre und Saide. Die
in Macedonien gebaute steht der orientalischen nach; sie kommt theils
über Salonichi zu Wasser, theils über Semlin zu Lande. Persien ge-
winnt besonders in Masenderan von der krautartigen Staude viel
Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht
wird. Von noch geringerer Güte ist die in Italien und Spanien ge-
wonnene. Die baumartige Baumwollenpflanze hat einen strauchartigen,
mehrere Jahre dauernden Stamm, und wächst in Ostindien auf dür-

rem Boden wild. In Aegypten, der Levante, auf Cypern, den westindischen Inseln und in Amerika wird sie angebaut. Ihre Cultur ist fast die nämliche wie bei der vorigen; eben so die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unser Clima ist für die Baumwollenpflanze viel zu kalt. Selbst im Sommer muß sie bei uns im Glashause gehalten werden, außerdem bringt sie nur selten reife Früchte. Der Unterschied unter der Baumwolle ist sehr groß. Die beste und feinste wird in Siam und Bengalen, und zwar meist von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, sondern wird in China und Ostindien zu den feinsten Zeugen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten ist die syrische und cyprische die beste; schlechter ist die smyrnische und die in Nordafrika gewonnene. Die westindische soll der ostindischen am nächsten kommen.

Baumwollenspinnmaschinen, s. Spinnmaschinen.

Baurisse sind Entwürfe und Zeichnungen von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude, aus denen man sich einen vollständigen Begriff von dessen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wornach die Bauwerker sich richten müssen, damit das Gebäude der Absicht des Erbauers gemäß ausfalle. Man hat ihrer folgende Arten: Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchschnitte, perspectivische und Deckenrisse.

Bautzen oder Budissin, die wohlgebaute Hauptstadt der Oberlausitz, auf einer westlich, wo unten im Thale die Spree vorüberfließt, von steilen Felsen bewehrten Anhöhe, beherrscht eine weite, meist ebene, nur im Süden von bedeutenden Bergen begränzte und durchaus von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königliche Schloß Ortenburg ist der Sitz des Oberamts, als der höchsten Behörde der Oberlausitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die aus Prälaten, Adel und Sechsstädten bestehenden Stände dieser Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen. Diese Verhältnisse werden sich aber jetzt, nach den in der Oberlausitz statt gehabten politischen Abänderungen, bei denen die Stadt bei Sachsen verblieb, sehr modificiren. Unter den 9 bis 10,000 meist lutherischen Einwohnern gibt es viele Wenden, für welche in einer lutherischen und in einer catholischen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Das Domstift, dessen Dechant Bischof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Catholiken in der Oberlausitz ist, hat das für die kleine catholisch deutsche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derselben dient der lutherischen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und die gegenseitige Toleranz beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von diesem Verhältniß zu besorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch seine sich immer gleichbleibende bedeutende Frequenz excellirenden lutherischen Gymnasium nehmen die Catholischen Theil. Der ehedem vorzüglich blühende Leinwandhandel der Bauzner Kaufleute ist durch die Sperrung der Schiffahrt und den Krieg in Spanien ganz unterbrochen; der Handel mit wollenen Strümpfen und Mützen, den die dasigen Fabrikanten im Großen treiben, steht und fällt mit dem Frieden des östlichen Europa's; die besten Geschäfte machten bis jetzt noch die Tuchhändler. Reste des ehemaligen Flors dieser Stadt sind das artige Schauspielhaus, die durch ihr Ensemble ausgezeichneten Concerte des durch seine originellen Compositionen vortheilhaft bekannten Organisten August Bergt, und die gebildete Geselligkeit der höheren Stände, welche die Anstalten zum öffentlichen Vergnügen noch immer mit rühmlicher Li-

ralität unterstützt. — Das achttägige Verweilen der großen französischen und russisch-preußischen Armeen, und die Schlachten vom 20sten und 21sten Mai 1813 (s. d. folgenden Art.) haben den nächsten Umgebungen von Bautzen eine durch schreckliche Verwüstungen ins Auge fallende Celebrität verschafft. Nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Uebereinkunft blieb die Stadt selbst aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. Größern Schaden hat die Discretion der Commandirenden und das kluge Benehmen des Magistrats abgewendet, doch die der ohnehin nicht reichen Commun in diesem Feldzuge erwachsene Schuldenlast wird ein Jahrhundert nicht tilgen können.

Bautzen und Wurschen (Schlachten bei) im Jahre 1813. — Der Ausgang der Schlacht bei Lützen (oder Groß-Görschen) vom 2ten Mai 1813 hatte zur Folge, daß die Armeen der verbündeten nordischen Souveraine hinter die Elbe sich zurückzogen. Dies geschah unter immerwährenden Gefechten zwischen ihrer Arriergarde und dem feindlichen Vortrapp. Am 12ten Mai näherten sie sich Bautzen; brennende Ortschaften, unter ihnen das unglückliche Bischofswerde, bezeichneten den Weg der nachrückenden Franzosen, die mehr noch wie jene mit dem Hunger kämpften, da der Mangel an Lebensmitteln so groß war, daß man diesseits Bautzen sogar die gelegten Kartoffeln wieder aus der Erde grub. — Hier bei Bautzen war es, wo die Verbündeten wieder eine feste Stellung zu nehmen beschlossen; sie bezogen ein Lager, befestigt durch Natur und Kunst, und erwarteten so den Feind. Der Kaiser Alexander befand sich in Wurschen, der König von Preußen in Kaditz; beide Orte liegen zwei Stunden östlich von Bautzen auf dem Wege nach Görlitz; ihre Armee, etwa 120,000 Mann stark, war (nach französischen Berichten, denn preußische sagen hierüber nichts) so geordnet, daß am 19ten Abends der linke Flügel an bemeldte steile Berge längs der Spree, ungefähr eine Stunde von Bautzen, das durch Verschanzungen und Redouten gedeckt war, und der rechte an befestigte Hügel gegen Nimmschütz hin anlehnte, die ganze Fronte aber durch die Spree gedeckt war, während etwa 3000 Klaftern (Toisen) rückwärts eine zweite Reihe von Verschanzungen angelegt war, bis wohin der linke Flügel sich noch ausdehnte und das Dorf Hochkirch hinter sich hatte. Das Centrum hatte drei verschanzte Dörfer zur Anlehne und vor sich Sümpfe; die ganze Ausdehnung dieser Stellung mochte etwa anderthalb Stunden betragen. — Dagegen bildete bei der französischen Armee (am 19ten Mai) das Corps des Herzogs von Reggio (Oudinot) den rechten Flügel, der an die Gebirge auf dem linken Spreeufer sich lehnte und von dem feindlichen linken durch den Thalweg des Flusses getrennt war, auf der dresdner Straße, die nach Bautzen führt, stand vor dieser Stadt der Herzog von Tarent (Macdonald); links davon, Nimmschütz gegenüber, stand der Herzog von Ragusa (Marmont) und General Bertrand am linken Flügel des Ragusa, mit der Fronte gegen Zaslitz. An diesem Tage (19ten Mai) wurde zur Vorbereitung auf die beiden nächsten der General Lauriston über Hoyerswerde detaschirt, um den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen oder doch anhaltend zu alarmiren; diese Expedition verunglückte; die Franzosen verloren in dem dadurch veranlaßten Gefechte bei Weisig (zwei Stunden unterhalb Bautzen) gegen Barclay de Tolli und York sechs Kanonen, 1500 Gefangene und das Gelingen ihres Planes; dem französischen General Perry wurden öffentlich Vorwürfe über schlechte Anordnungen dabei

gemacht. Unterdessen waren der Fürst von der Moskau (Ney) und Regnier nachgerückt; der erstere war in Markersdorf, der letztere eine Stunde weiter rückwärts, während Lauriston Weisig besetzt hatte, das von den Verbündeten verlassen worden war, als die Nacht einbrach.— Am folgenden Tage (20sten Mai) gab der Kaiser von Frankreich seine Befehle an die Marschälle Oudinot, Macdonald, Marmont, Soult und Ney; alle sollten in gewissen bestimmten Momenten über die Spree gehen, den rechten und linken feindlichen Flügel angreifen, auf das Centrum nach dem Dorfe Wurschen, wo das rußisch-preußische Hauptquartier sich befand, losgehen und von da weiter nach Weißenburg vorrücken. — Um 12 Uhr Mittags begann Napoleons Angriff zuerst auf die Höhen von Kreckwitz, wo der preußische General Kleist stand, und verbreitete sich bald auf der ganzen Linie, außer welcher jedoch Bautzen, nach einer Tags vorher zwischen den beiden Kaisern getroffenen Uebereinkunft, geblieben war. Nur wenige französische Kugeln fielen daher in die Stadt, wodurch nur einige Dächer beschädigt wurden. Bis zwei Uhr war es den Franzosen gelungen, den Bogen um Bautzen herum zu umgehen; jetzt drangen sie in die Stadt. Bei diesem General-Angriffe erlangte der linke französische Flügel eine Stellung nordöstlich von Niederpurig bis Baruth, das Centrum von Kreckwitz bis Auritz und der rechte Flügel von Auritz bis Grubditz. Das Resultat des, besonders durch die Artillerie, mörderischen taglangen Kampfes war, daß Napoleon Abends sein Hauptquartier in Bautzen nahm und die Verbündeten rechts überflügelt waren. Eine zahllose Menge unglücklicher Schlachtopfer, die Mehrzahl derselben aber auf Seiten der französischen Armee, bedeckte, todt oder verwundet, das Schlachtfeld; die Verbündeten hatten keine Artillerie verloren. — Die Franzosen nannten die Ereignisse dieses Tages „das Vorspiel des Kampfes von Wurschen." — Dieser begann am folgenden Tage (21sten Mai) mit Sonnenaufgang. Um 5 Uhr früh konnte Napoleon sich auf die Anhöhen begeben, die drei Viertelstunden jenseit Bautzen (nach der schlesischen Gränze zu) sich befinden. Der Widerstand der Verbündeten war furchtbar, der Fürst von der Moskau ward mehrere Male zurückgeworfen, das Dorf Preilitz, das er besetzt hatte, ihm wieder genommen; der Herzog von Dalmatien kam auch in Verlegenheit; da manoeuvrirte Napoleon mit seiner Garde sich links schwenkend so, daß die Verbündeten ihre Stellung verändern mußten; ihr linker Flügel lehnte sich an das berühmte Hochkirch; aber er mußte, nachdem wirklich der rechte Flügel sich ganz umgangen sah, nachdem Wurschen von Ney und Lauriston besetzt worden war, von den Corps der Herzoge von Ragusa und Taent heftig gedrückt, auch seine Position verlassen und nun begannen die Alliirten den Rückzug nach Görlitz. Am Abend befand Napoleon sich in Klein-Raschütz. — Der größere Verlust an Mannschaft war ebenfalls auf Seiten der Franzosen, die auch (nach preußischen Berichten) mehrere Kanonen eingebüßt, während die Verbündeten deren keine verloren. Ueberhaupt wurde von den Alliirten der eigentliche Verlust der Schlacht nicht zugestanden, sondern angeführt, daß man aus „höhern Rücksichten" solche nicht fortgesetzt habe. — Das bedrängte Bautzen ward von den Unglücklichen überfüllt und Zeuge mehrerer herzzerreißenden Auftritte; so wurde der dortige Gottesacker verwüstet: die Särge wurden aus den Grüften gerissen, die Todten hinaus geschleudert und die morschen Breter zu Wachfeuern verbraucht. Die Ruinen von 30 niedergebrannten Dörfern werden noch lange von den Schrecknissen jener Tage zeugen. — Die französische Armee setzte sich nun in

Marsch gegen Schlesiens Gränze. — (Man vergl. hiemit noch Hochkirch.) I.

Bavius und sein Geistesverwandter Mävius, zwei elende Versemacher und noch jetzt als Anfeinder der veredelten Poesie berüchtigt. Beide werden von Virgil in der dritten Ecloge gezüchtigt, wo denen, die des Bavius Verse leiden mögen, zur Strafe auferlegt wird, die noch schlechtern des Mävius schön zu finden.

Wer nicht Bavius haßt, sey, o Mävius, deinem Gesang hold!

In der neuern Poesie wird besonders noch Bavius als Repräsentant des Ungeschmacks, kurzsichtiger Krittelei und schlechter Verskunst verhöhnt.

Baxter (William), ein bekannter englischer Kritiker, war im Jahre 1650 zu Banlugany, einem kleinen Orte in der Grafschaft Shrep, geboren. Seine Erziehung war in dem Grade vernachlässigt worden, daß er in einem Alter von achtzehn Jahren noch nicht lesen konnte, und keine andere Sprache verstand als die wallische; sein späterer Fleiß aber holte das Versäumte schnell nach, und er ward einer der gelehrtesten Alterthumskenner seiner Zeit. Im Ganzen verrathen seine Arbeiten mehr Gelehrsamkeit als Geschmack. Im J. 1695 gab er den Anakreon und 1701 den Horaz heraus; beide sind mehrmals neu gedruckt worden. Er starb 1723, nachdem er einen großen Theil seines Lebens dem Unterrichte der Jugend gewidmet hatte.

Bay heißt in der Schiffahrtsprache ein kleiner Meerbusen, oder Arm der See, der sich zwischen zwei Erdreichen ins Land hinein erstreckt, und hinten gleichsam einen Sack bildet. Von der Bucht unterscheidet sie sich darin, daß ihre Tiefe ins Land hinein größer, im Eingange sehr breit, und am Ende nach dem Lande zu enger ist, dagegen jene eben so weit beim Eingange als nach hinten zu sich zeigt.

Bayard (Pierre-du-Terroil, Herr von), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, dessen Leben ohne Flecken ist, und der uneingeschränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach, bescheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menschlich und hochherzig, vereinigte sein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einstimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller versucht seyn möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine solche Vollkommenheit zu erreichen gewesen. Er war im Jahr 1476 auf dem Schlosse Bayard unweit Grenoble geboren. Das Haus Terroil, eines der ältesten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge Bayard, auferzogen unter den Augen seines Oheims George-du-Terroil, Bischofs von Grenoble, sog früh in der Schule dieses würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einst auszeichnen sollten. „Mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „sey edel wie deine Vorfahren; wie dein Ururgroßvater, der zu den Füßen König Johanns getödtet ward in der Schlacht bei Poitiers; wie dein Urgroßvater und dein Großvater, die dasselbe Schicksal hatten, der eine zu Azincourt, der andere zu Montlhery, und wie dein Vater, der mit ehrenvollen Wunden bedeckt ward im Kampfe für das Vaterland.“ — Bayard war kaum dreizehn Jahre alt, als er, den Waffen sich widmend, in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen trat. Carl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen sah, war erstaunt über die Geschicklichkeit, mit welcher der Jüngling sein Roß bändigte, erbat ihn sich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxen-

burg, Grafen von Ligny. Die Tourniere eröffneten ihm zuerst ein Feld des Ruhms und der Ehre; bald aber riefen ihn ernstere Kämpfe. Er begleitete, achtzehn Jahre alt, Carl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Fornova Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne, die er dem König überreichte. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit solcher Erbitterung bis zu den Mauern von Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen wurde. Ludwig Sforza ließ ihm seine Waffen und sein Roß zurückgeben, und entsandte ihn großmüthig ohne Lösegeld. Während die Franzosen in Apulien standen, schlug Bayard ein spanisches Corps, und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, sondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit seinen Gegner zum Zweikampf foderte und erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete die französische Armee, indem er den Marsch des siegreichen Feindes verzögerte. Für diese tapfere That erhielt er zur Devise einen Igel mit der Umschrift; Vires agminis unus habet. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueser und Venetianer. Als Julius II. sich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papst gefangen zu nehmen, scheiterte; aber nicht minder groß als Fabricius zeigte er sich, als ein Verräther sich erbot, den Papst zu vergiften. Mit Unwillen verwarf sein edles Herz so schändlichen Verrath. Schwer verwundet bei der Bestürmung von Brescia, wurde Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war, und seine Frau nebst zwei Töchtern dem Uebermuthe und der Rohheit der Soldaten Preis gegeben hatte. Er ward der Schutz der Wehrlosen, schlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Ducaten aus, und kehrte, sobald er genesen war, in das Lager Gastons zurück, der vor Ravenna stand. Er stimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und verfolgte die Flüchtlinge. Gaston, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayards Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzug von Pavia ward Bayard aufs neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; sein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod schmerzt mich," sagte er, „aber daß ich sterben soll auf dem Bette, wie ein Weib." — Kaum waren seine Wunden geheilt, als die heftigste Leidenschaft für ein reizendes Mädchen sein Herz entzündete. Sie wird ihm zugeführt; Verwirrung nnd Schmerz erhöhen ihre Schönheit. Kaum wagt sie die nassen Blicke zu ihm zu erheben. „Ach!" ruft sie aus, indem sie zu seinen Füßen niedersinkt, „ihr seyd Herr meines Schicksals; wißt, daß ich aus edlem Blute bin; entehrt nicht ein Opfer des Elends." — Diese Worte reichten hin, den Helden sich selbst wiederzugeben. Durchdrungen von heiliger Achtung für die Unschuld, wird er ihr Beschützer, bestimmt ihr eine Mitgift und macht der Mutter Vorwürfe, daß sie sich durch die Noth habe können verleiten lassen, die Tugend ihrer Tochter aufopfern zu wollen. So ward Bayard dem Scipio gleich, der als ein Jüngling einen ähnlichen Sieg über sich davon trug, und auch auf ihn passen die Worte des Livius: Et juvenis, et coelebs, et victor. — Bayard genoß der Huldigungen seiner Landsleute, als der von Ferdinand dem catholischen begonnene Krieg, ihn nach Navarra rief, wo er dieselben Talente, denselben Heldenmuth entfaltete, die ihn jenseit der Alpen berühmt gemacht hatten; die Unglücksfälle, welche die letzten

Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf Bayards persönlichen Ruhm nur einen noch helleren Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie im Jahre 1513 und belagerte Terouane. Die französische Armee nahm schimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, sie aufzuhalten. Bayard bietet umsonst mit seiner gewohnten Unerschrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl ist seine Truppe im Begriff die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen englischen Offizier, sprengt auf ihn zu, setzt ihm das Schwert auf die Brust und ruft ihm zu: Ergib dich, oder ich durchbohre dich. Der Engländer gibt ihm seinen Degen; Bayard reicht ihm sogleich den seinigen mit den Worten hin: Ich bin Bayard und euer Gefangener, wir ihr der meinige. — Dies sinnreiche und kluge Benehmen wurde dem Kaiser und dem König von England hinterbracht, welche entschieden, daß Bayard keines Lösegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenseitig ihres Wortes entbunden seyen. Als Franz I. den Thron bestiegen hatte, sandte er Bayard in die Dauphiné, um seiner Armee den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Prosper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber Bayard nahm ihn gefangen. Aber diese glänzende That war nur das Vorspiel zu der berühmten Schlacht von Marignan, in welcher Bayard Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete und den Sieg entschied. Nach diesem ruhmvollen Tage foderte Franz den tapfern Bayard auf, den er für den würdigsten Ritter erklärte, ihn selbst zum Ritter zu schlagen. Bayard entschuldigte sich bescheiden. „Thue meinen Willen und Geheiß," sprach der König, und ließ sich vor ihm auf die Knie nieder. Jener aber berührte des Königs Nacken mit seinem flachen Schwerte und rief: Mög' es so kräftig seyn, als ob es Roland wäre oder Olivier, Gottfried oder Balduin, sein Bruder; Sire, ihr seyd wahrlich der erste Fürst, der Ritter geworden. — Dann küßte er sein Schwert und sprach: Gar glücklich bist du, mein Schwert, dem tugendhaftesten und mächtigsten König den Ritterorden gegeben zu haben; du wirst als eine Reliquie betrachtet und vor allen andern geehrt werden. — Bald sollte dieses Schwert in Bayards Händen noch glorreicher und furchtbarer werden. Nie war das Vaterland in größerer Gefahr; Carl V. war mit einer ungeheuern Macht in Champagne eingebrochen, und drohte bis in das Herz des Reichs vorzudringen. Bayard eilt herbei, wirft sich in das schwach befestigte Mezieres, und vertheidigt es gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigt. Bayard ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heiligen Michael, und übergab ihm eine Compagnie von hundert Mann, um sie in seinem eigenen Namen anzuführen; eine Ehre, die bisher nur Prinzen von Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf stand Genua gegen Frankreich auf; Bayards Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte sich plötzlich das Glück, und die bisher triumphirenden Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet hatte bei Rebec, unweit Mailand, Bayard schlagen lassen, und gab, da er auf dem Rückzuge selbst verwundet worden, in Bayards Hände die Armee, der sie retten sollte. Dieser sah die ihn umringende Gefahr, doch versprach er die Armee mit Aufopferung seines Lebens zu erhalten. Es kam darauf an, die Sesia im Angesicht eines überlegenen Feindes zu passiren. Bayard, stets der letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an,

als ein aus einem Doppelhaken geschossener Stein ihn in die rechte Seite traf, und ihm den Ruckgrath zerschmetterte. Mit den Worten: „Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!" sank der Held nieder. Man eilt herbei. „Setzt mich unter jenen Baum," sagt er, „also, daß mein Gesicht den Feind sieht." Dann küßte er, in Ermangelung eines Kreuzes, das Kreuz seines Schwertes, beichtete seinem Stallmeister, tröstete seine Diener und Freunde, empfahl ihnen sein Lebewohl an seinen König und sein Vaterland, und starb von Freunden und Feinden umringt, die sämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergossen. Dies geschah am 30sten April 1524. Sein Tod setzte ganz Frankreich in Trauer. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denselben einbalsamirt und den Franzosen übergeben. Er ward nach Grenoble gebracht, und eine halbe Stunde von dieser Stadt in der Kirche eines Minoritenklosters beigesetzt. Sein Mausoläum besteht in einem einfachen Brustbilde mit einer lateinischen Inschrift.

Bayern. — Die Geschichte Bayerns und seiner Bewohner verliert sich in die dunkelste Vorzeit. Ob die Nation von Celten oder Germanen abstamme, ist noch nicht entschieden; wahrscheinlich sind die heutigen Bayern aus einer Vermischung der alten Bojer mit den Bojoariern (die nach Mannert keine andern als die Marcomannen waren, welche die Bojer besiegt hatten) entsprungen; und eine Denkwürdigkeit in der deutschen Geschichte ist es, daß die Nachkommen jener Völkerschaften noch dasselbe Stammland bewohnen, worin ihre Urväter sich einst niedergelassen haben; denn außer ihnen haben nur noch die Sachsen sich erhalten, wiewohl dieser Name zu Anfang des 12ten Jahrhunderts auf Gegenden und Völkerschaften übergegangen ist, die vorher nie denselben führten. — Unter dem Namen Vindelicien war Bayern der römischen Herrschaft unterworfen; als aber Theodorich nach der Besiegung Odoacers ein neues ostgothisches Reich stiftete, da fiel auch Bayern in die Gränzen desselben; Theodorich trennte die aufgenommenen Alemannen (Schwaben) durch den Lech von den angränzenden Bayern (496). Der Sturz des ostgothischen Thrones brachte diese unter den fränkischen König Theodorich von Austrasien; doch retteten sie ihre Vorrechte, und die Freiheit ihre Regenten und Feldherren selbst zu wählen; man ist nicht gewiß ob sie ihre Fürsten Könige oder Herzoge nannten. Die Geschichte nennt uns das Geschlecht der Agilolfinger, das bis gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts sich in jener Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir die Namen Garibald, der zu Regensburg residirte und dessen zweite Tochter, Theodelinde, sich mit dem longobardischen Könige Autharis vermählte; Thassilo I., (590) dessen Regierung durch das Beginnen der Kriege mit den slavischen Stämmen, welche Illyrien, Steyermark, Kärnthen und Krain überströmten, und deren Bundesgenossen, den Avarern, merkwürdig wurde; Odilo, der Schwiegersohn Carl Martells, der den königlichen Titel förmlich annahm, mit den Sachsen und Schwaben sich verbündete, aber von seinen Schwägern Carlmann und Pipin besiegt wurde, als er der fränkischen Oberhoheit sich gänzlich entziehen wollte (743), unter dessen Regierung der Erzbischof Bonifacius die bayersche Kirche in die vier Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen theilte; Thassilo III., (748) der mit dem nachmaligen großen Carl an dessen Vaters (Pipin), seines Oheims, Hofe erzogen worden war, und diesem letztern auf dem Reichstag zu Compiegne den Vasalleneid schwören mußte; kurze Zeit darauf diesen aber für ungültig erklärte,

mit dem Longobardenkönige Desiderius (seinem Schwiegervater) und dem aquitanischen Herzoge sich verbündete, (777) seinen Sohn Theodo zum Mitregenten annahm, nach dem Fall der lombardischen Dynastie, deren Krone der nunmehrige Carl der Große sich aufgesetzt hatte, gegen diesen mit den Avaren einen Bund schloß, von Carl hierauf besiegt, in der Folge aber von diesem aufs neue der Felonie beschuldigt, von dem Reichstage zu Ingolheim (788) zum Tode verurtheilt, von Carl aber mit seiner ganzen Familie in Klöster verbannt wurde, wo sein Geschlecht erlosch. — Carl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogliche Würde in Bayern — nun eine fränkische Provinz — auf (obwohl es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), bestellte seinen Schwager, den schwäbischen Grafen Gerold, zum Statthalter, führte die fränkische Lehnsverfassung in Hinsicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein: Die Familienbesitzungen der Agilofinger wurden königliche Domainen, der Zehnten für die Geistlichkeit ward eingeführt, der bischöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Gränzen wurden Markgrafschaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. Im Jahre 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Bayerns Gränze, das nun, außer dem eigentlichen Bayern, Tyrol, Salzburg, den größten Theil von Oesterreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichstädt, Anspach, Bayreuth, Bamberg, Nürnberg und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. — Bei der Ländertheilung, die Carl der Große noch bei seinem Leben vornahm, erhielt Pipin auch Bayern, wie Thassilo III. es besessen hatte. Nach des Kaisers Tode gab Ludwig der fromme dies Land seinem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf dem Kaiserthrone (817) an Ludwig (den Deutschen) fiel. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bis hierher sich immer mehr befestigt, und die an die Stelle des aufgehobenen Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Ansehen. Nach Ludwigs Tode (876) ward sein Sohn Carlmann König von Bayern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Baierns in diesem Lande, wovon aber Kärnthen abgerissen wurde; durch seinen Tod (882) kam Bayern an Carl den Dicken, nach diesem an Arnulph (887) und dann (899) an dessen Sohn Ludwig IV. Von Carl dem Dicken an machte Bayern einen Theil der wieder unter Einen Herrn vereinigten Staaten Carls des Großen aus, litt aber besonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das carolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulph II., Sohn des bayerschen Feldherrn Luitpold, seit 907 Markgraf und General, nahm mit Zustimmung des Volkes die herzogliche Würde und souveraine Gewalt an, als „aus Gottes Vorsehung Herzog der Bayern und der umliegenden Länder," wie er sich selbst schrieb. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Conrad, empfing er von diesem Bayern feierlich in Lehen. Unter seinen Nachfolgern Eberhard (937), Barthold (948 †), Heinrich I., Heinrich II. (955), Otto, Hezilo (983), war Bayern der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von Außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen, Grafen Arnulph von Scheyern, Empörung gegen Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutsche Reich selbst oft meh-

rere Könige neben sich und wider einander hatte; so besaß auch Bayern mehrere Male zwei Herzoge zugleich. Unter Heinrich III, (995) ward Kärnthen, Krain und die Mark Verona von Bayern getrennt. Heinrich IV. (von Luxemburg) wurde wegen seines Streites über das vom Kaiser Heinrich II. projektirte Bisthum Bamberg von diesem (1008) entsetzt, jedoch 1017, bis wohin Bayern vom Kaiser unmittelbar verwaltet wurde, wieder restituirt. Nach seinem Tode (1026) erhielt der nachmalige Kaiser Heinrich III. das Herzogthum Bayern, und setzte erst (1042) den Grafen Heinrich von Luxemburg zum Statthalter, und verlieh nach dessen Tode dem Grafen Conrad von Zütphen (1049) das Herzogthum selbst, entsetzte ihn aber (1055) wieder und gab das Land seinem eigenen dreijährigen Sohne, dem nachmaligen Kaiser Heinrich IV., nach dessen Besteigung des deutschen Kaiserthrones (1056) es an den Prinzen Conrad und, als dieser bald starb, an die verwitwete Kaiserin Agnes kam, die (1061) es an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim überließ. Aber dieser — beschuldigt des beabsichtigten Meuchelmordes an Kaiser Heinrich IV. — ward (1070) seiner Würde wieder entsetzt, und Graf Wolf ward Herzog von Bayern, zugleich Stammvater des jüngern welfischen Hauses in Bayern und des braunschweigischen. — Dieser Herzog Wolf verlor aber wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst, der Heinrich IV. so erniedrigend behandelte, (1077) sein Land wieder, das nun 19 Jahre lang durch kaiserliche Statthalter verwaltet wurde. Doch die Streitigkeiten Wolfs mit seiner Schwiegertochter, der Markgräfin Mathilde von Tuscien (Gregors VII. Freundin) wegen ihrer Erbschaft veranlaßten ihn, öffentlich sich wider den Kaiser zu erklären, und dieser restituirte ihn (1096). Der Zug Peters von Amiens durch Bayern in diesem Jahre veranlaßte einige Zeit darauf (1101) auch den alten Wolf noch das Kreuz zu nehmen; doch er sah das heilige Grab nicht, denn er starb noch in demselben Jahre zu Cypern. Unter seinem ältesten Sohne Wolf II. verlor Bayern viel durch das vom Kaiser Heinrich V. für seinen Neffen, Conrad von Hohenstaufen, gestiftete Herzogthum Franken. Heinrich IX., der seinem Bruder, Wolf II. (1120) folgte, resignirte (1126); sein Sohn Heinrich X. (der Stolze) ward sein Nachfolger. Dieser regierte mit Kraft und Glück; er besiegte die Hohenstaufen, die seinen Schwiegervater, Lothar II. nicht als Kaiser anerkennen wollten, und vergrößerte seine Besitzungen durch das Herzogthum Sachsen, womit Lothar ihn belieh, dessen Familienländer und die vom Papste endlich erhaltenen Allodialbesitzungen der verstorbenen Markgräfin Mathilde; die Nordsee, Ostsee und das mittelländische Meer umspülten die Gränzen seiner Lande. Seine Widerspenstigkeit gegen Kaiser Conrad (von Hohenstaufen) zog ihm (1138) die Acht und den Verlust seiner gesammten Lehen zu. Leopold von Oesterreich, Conrads Stiefbruder, ward Herzog von Bayern. Zwar wollte Heinrich mit den ihm treugebliebenen Sachsen den neuen Herzog bekämpfen, doch Gift endete (1139) sein Leben. Leopold hatte die bayerschen Großen, Anhänger der Welfen, sich noch nicht gänzlich unterworfen, als er (1141) starb, worauf Kaiser Conrad, Leopolds Bruder Heinrich Jasomirgott, mit Bayern belehnte. Jetzt begann der in der Geschichte Deutschlands so berühmte Kampf der Guelphen (Welfen) gegen die Waiblinen oder Gibellinen (Hohenstaufen), während dessen Friedrich von Schwaben, ein Hohenstaufe, Kaiser wurde. Dieser fand Veranlassung, den Heinrich Jasomirgott des Herzogthums Bayern verlustig zu erklären und es dem Sohne Heinrichs des Stolzen, dem

jungen Heinrich (der Löwe genannt), zu verleihen. Jasomirgotts Vorstellungen brachten es dahin, daß Oesterreich von Bayern unabhängig erklärt und zu einem Herzogthume mit vielen Vorrechten erhoben wurde; so regierte nun Heinrich der Löwe allein in Bayern (1156); doch seine Weigerung den Kaiser bei seinem Zuge nach Italien zu unterstützen, und der Einfluß seiner mächtigen Feinde brachten den Kaiser so gegen ihn auf, daß er durch einen förmlichen Reichsschluß aller Reichslehen verlustig, in die Reichsacht gethan und mit dem Banne belegt wurde (1179). Der bayersche Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs von Arnulph (Grafen von Scheyern) erhielt nun das Herzogthum Bayern (1180); wovon jedoch Steyermark, die welfischen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien (diese letztern zu Gunsten der Geistlichkeit) abgerissen wurden. Er ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses: sein Bruder, Otto VI., ward an seiner Statt Pfalzgraf in Bayern. Sein Sohn, Otto VII., war es, der den Kaiser Philipp von Hohenstaufen (1208) ermordete. — Herzog Otto, der durch seine weise Regierung sich den Beinamen „der Große" erwarb, legte den Grund zur Stadt Landshut und starb 1183. Unter seinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Bayerns Umfang und Gebiet beträchtlich wieder erweitert; er ward (1231) wahrscheinlich auf Anstiften des deutschen Königes Heinrich, über dessen Empörung gegen seinen Vater, Kaiser Friedrich II., der Herzog sich sehr unzufrieden geäußert hatte, ermordet und hatte seinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rheine, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter ihm machten sich die Bischöfe unabhängig, das Gebiet des Staates wurde nicht unbedeutend vermehrt; seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstlichen Bannstrahl zu, dessen Zurücknahme er auch nicht erlebte (1253 †). Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten zwei Jahre gemeinschaftlich; sie theilten (1255) sich in das Land, so daß Ludwig Ober-Bayern, Heinrich aber Nieder-Bayern erhielt; an beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Conradin (von Hohenstaufen). Herzog Heinrich, der sich Kaiser Rudolph (von Habsburg) und seinem Bruder, Herzog Ludwig (der Strenge genannt), des Kaisers Schwiegersohn feindlich entgegenstellen wollte, ward in die Reichsacht gethan; er starb 1290, und Ludwig, der nach Rudolphs I. Tode die Reichsverwaltung geführt hatte, 1294. In Ober-Bayern regierten nun Ludwigs beide Söhne, Rudolph und Ludwig, in Nieder-Bayern aber Heinrichs Söhne, Otto und Stephan, dann deren Söhne, Heinrich (der Natterberger), Stephan und Heinrich der ältere, über welche während ihrer Minderjährigkeit Herzog Ludwig von Ober-Bayern die Vormundschaft führte; sie starben, und auch Heinrichs des ältern Sohn, Johann, alle bis zum Jahre 1340, womit die nieder-bayersche Linie erloschen war. Unterdessen war Herzog Ludwig zur Kaiserwürde gelangt (als Ludwig IV., der Bayer genannt) (1314), sein Bruder Rudolph aber, der die Churwürde erhalten hatte, gestorben. Da errichtete er mit dessen Söhnen, Rudolph II. und Ruprecht I., und Ruprecht dem jüngern, dem Enkel des verstorbenen ältesten Sohnes Adolph, einen Theilungsvertrag, geschlossen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- oder Ober-Pfalz überließ, für sich aber bloß Ober-Bayern behielt, worin auch das Wechseln der Churstimme zwischen beiden Linien und die Succession derselben nach dem Erlöschen des Mannsstammes der einen oder andern Linie genau bestimmt wurde, und welcher Vertrag bis auf die

neuesten Zeiten das wichtigste Hausgesetz der wittelsbachischen Dynastie geblieben ist. Nach dem Erlöschen der nieder-bayerschen Linie vereinigte Kaiser Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Nieder-Bayern mit Ober-Bayern; die Ansprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Oesterreich wurden dabei nicht beachtet; bloß ein Aversionalquantum erhielten sie in der Folge (1348). — Kaiser Ludwig, groß als Kaiser Deutschlands und groß als Regent von Bayern, erwarb sich um sein Stammland unendliche Verdienste: indem er ein neues Gesetzbuch für Ober-Bayern, eine Gerichtsordnung in Nieder-Bayern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, regulirte er auch die innere Verwaltung. Dieser große Kaiser, Bayerns strahlender Ruhm, starb den 11ten Oct. 1347, mit Hinterlassung seiner sechs Söhne aus zwei Ehen, Ludwig, Stephan, Ludwig (der Römer), Wilhelm, Albert, Otto. — Nach einer zweijährigen gemeinschaftlichen Regierung kam durch die Theilung von Landsberg (1349) Ober-Bayern an den Churfursten Ludwig, Ludwig den Römer und Otto; Nieder-Bayern aber an Stephan, Wilhelm und Albert. Gegen die Bestimmung des Vertrags von Pavia erklärte die goldene Bulle die Churwürde als ein ausschließliches Vorrecht der pfälzischen Linie des wittelsbachischen Hauses. Die drei Söhne des Herzogs Stephan, Stephan, Friedrich und Johann fanden nach einer funfzehnjährigen gemeinschaftlichen Regierung für gut, das ganze Land in drei Linien zu theilen; dies geschah 1392 zu München. Stephan stiftete die ingolstädtische, Friedrich die landshutische und Johann die münchner Linie. Die ingolstädtische zählt vier regierende Glieder, Stephan I. und II., Ludwig den Bärtigen und Ludwig den Höckrichten, sie erlosch 1447; die landshuter, welche jene beerbte, zählte ebenfalls vier Regenten, Friedrich, Heinrich, Ludwig, Georg, und erlosch 1503. Bis zu diesem Augenblicke hatte die Linie von Bayern-München in sieben Gliedern, Johann, Ernst, Wilhelm, Albert III., Johann, Siegismund, Albert IV., geherrscht. Die landshuter Erbschaft verursachte viele harte Kämpfe unter den Agnaten, bis des Kaisers Machtspruch die Fehden endete. Den größten Theil der landshuter Lande erhielt Herzog Albert IV. von München, einen Theil die Söhne des verstorbenen Schwiegersohns, Herzogs Georg von Landshut (der diese Linie beschlossen hatte), Pfalzgrafen Ruprecht, und den dritten der Kaiser selbst für den geleisteten Beystand. Außer diesen Abtretungen waren die bayerschen Lande nun wieder vereinigt. Im Jahre 1506 wurden die ober- und nieder-bayerschen Landstände zu einer gemeinschaftlichen Repräsentation verbunden, und Herzog Albert IV. von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete, mit Einwilligung seines Bruders Wolfgang, der eine Apanage erhielt, und der Landstände, eine pragmatische Sanction, in welcher das Recht der Erstgeburt eingeführt und die Apanage der nachgebornen Söhne bestimmt wurde. Die kaiserliche Bestätigung erfolgte jedoch erst 1578 unter Kaiser Rudolph II. — Albert starb 1508. — Von seinen drei Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernst) sollte also Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung zwischen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1545 dauerte, wo Wilhelm starb, und durch den Widerstand, den beide Fürsten Luthers Reformation leisteten, sich auszeichnete. Luthers ergrimmtester Widersa-

cher, Johann Eck zu Ingolstadt, lebte unter ihrem Schutze, den sie vorzüglich auch den Jesuiten ertheilten. Ludwig starb 1550; sein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünstigte den Jesuitismus, war aber ein sehr freigebiger Beförderer aller Wissenschaften und Künste. Die Landstände erlangten von ihm große Vorrechte; das Recht der Erstgeburt sicherte er durch eine neue Verordnung (den 11ten April 1573), die der Kaiser (1578) bestätigte. Er starb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteste, Wilhelm V. *) genannt der Fromme, der schon 1596 seinem ältesten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ, und sich selbst in klösterliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian, mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges wurde Maximilian vom Kaiser Ferdinand II. (1623) mit der pfälzischen Churwürde (auch dem Erbtruchsesamte) belehnt; beides wurde (1628) auf die ganze wilhelmische Linie ausgedehnt. Der westphälische Friede sicherte Maximilian die Churwürde, den Besitz der Ober-Pfalz und die Herrschaft Cham, dem pfälzischen Hause aber die Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöschen der wilhelmischen Linie. Maximilian starb (den 27sten Sept. 1651) nach einer 55jährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria, noch minderjährig, folgte ihm anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter, und diesem 1679 sein ältester Prinz Maximilian Emanuel, ebenfalls noch minderjährig, und daher bis zur erlangten Volljährigkeit unter der Vormundschaft seines Oheims, Maximilian Philipp von Leuchtenberg. In dem spanischen Erbfolgekriege erklärte sich der Churfürst für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt (oder Blendheim) ward Bayern von dem Kaiser völlig als ein erobertes Land behandelt, der Churfürst (1706) geächtet, und erst im Frieden zu Baden (1714) wieder in seine gesammten Länder restituirt; getreue Stände hatten ihm nach der Schlacht bei Höchstädt einen kostbaren Schatz gerettet, den sie nun ihm wieder übergaben. Nach seinem Tode (1726) folgte ihm Carl Albrecht in der Churwürde. Ob dieser gleich die pragmatische Sanction Kaiser Carls VI. unterzeichnet hatte, so nahm er dennoch nach des Kaisers Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfang des ersten schlesischen Krieges die ganze österreichische Erbschaft in Anspruch **), unterwarf sich mit Gewalt der Waffen ganz Ober-Oesterreich, nahm den Titel

*) Sein zweiter Bruder Ferdinand verheirathete sich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentschreibers zu München, gegen Begebung der Successionsrechte, so lange die wilhelmische Linie existire und des herzoglichen Titels, Namens und Wappens; er erhielt dafür jährlich 6000 Fl. und zwei Rittergüter. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiser zu Grafen von Wartenberg ernannt. —

**) Er gründete seine Ansprüche auf den Ehevertrag zwischen Herzog Albert V. und dessen Gemahlin, Anna, Kaisers Ferdinand I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben soll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle österreichischen Staaten erben sollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben aussterben würde.“ (Dieser Vertrag war auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es stehe in jenem Vertrage: „ohne eheliche Erben.“

eines Erzherzogs von Oesterreich an (1741), ließ sich in demselben Jahre, nach der Einnahme von Prag, als König von Böhmen huldigen und ward sogar (1742) zu Frankfurt zum deutschen Kaiser (als Carl VII.) gewählt. Doch hier war der höchste Gipfel seines Glücks erreicht. Wie er von Oesterreich und Böhmen sich hatte huldigen lassen, so ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks, im folgenden Jahre (1743) Maria Theresia sich von Bayerns Ständen und der Ober-Pfalz huldigen. Ungeachtet der zwischen ihm, dem Landgrafen von Hessen-Cassel und Friedrich II. geschlossenen Union (1744) und der Fortschritte, welche die preußischen Waffen machten, kam Carl besonders durch des österreichischen Feldmarschalls von Seckendorf Talent und Glück abermals in die Verlegenheit, sein Bayern Preis geben zu müssen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20sten Jun. 1745 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joseph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich angenommen hatte, versöhnte sich mit Oesterreich wenige Monate darauf im Frieden zu Füssen (22sten April 1745), trat der Garantie der pragmatischen Sanction bei, sicherte dem Grosherzoge Franz seine Stimme zur Kaiserwahl zu, und erhielt dagegen alle von Oesterreich eroberten bayerschen Lande zurück. Maximilian Joseph widmete sich nun ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Industrie, Bergbau, Gerichtspflege, Polizey, Finanzwesen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umsicht und regem Eifer beachtet; die Wissenschaften erhielten einen Stütz- und Centralpunkt durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München (1759) und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. — Alle seit dem Vertrage von Pavia (1329) bestehenden Erbverträge mit dem pfälzischen Churhause bestätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte noch vor seinem Tode selbst dem Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz die Mitregentschaft. — Sowohl nach den Verträgen des wittelsbachischen Hauses, als auch nach der Bestimmung des westphälischen Friedens gehörte dem Churfürsten von der Pfalz unbestreitbar die Nachfolge in Bayern, da mit dem Absterben Maximilian Josephs (30sten Dec. 1777) die wittelsbachische-bayersche Linie erlosch. Aber plötzlich trat Oesterreich mit Ansprüchen auf Nieder-Bayern hervor, die es noch vor einer bestimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollte. Der kinderlose Carl Theodor ließ sich bereden, eine Convention zu ratificiren (1778) den 3ten und 14ten Jan.), in welcher er auf die bayersche Erbschaft völlig verzichtete. Allein der Herzog von Zweybrücken (Bruder des jetzt regierenden Königs) protestirte als nächster Agnat und präsumtiver Erbe gegen jene Verzichtleistung, indem er zugleich die Hülfe Friedrichs II. anrief. Hierdurch wurde der sogenannte bayersche Erbfolgekrieg veranlaßt, welcher jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert worden war (hauptsächlich nach der russischen Erklärung wider Oesterreich), durch den teschner Frieden (13ten Mai 1779) wieder beendigt wurde. Dem Churfürsten von Pfalz-Bayern wurde der Besitz Bayerns, von welchem Oesterreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q. M.), auf die pfalzbayerschen Hausverträge zugesichert und garantirt. Durch diese Vereinigung der bayerschen Lande erlosch zugleich, nach der Vorschrift des westphälischen Friedens, die achte Churwürde. — Doch sechs Jahre darauf (1785) erwachte in Wien der Wunsch nach dem Besitze des schönen Bayerns mehr als je und man suchte nun zu seiner Verwirklichung ein Tauschproject hervor, das hundert Jahre früher schon

usgesprochen worden war. Kaiser Joseph II. nämlich ließ dem Churfürsten den Antrag machen; Bayern gegen die österreichischen Niederlande (mit Ausschluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von drei Millionen Gulden für sich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund, zu vertauschen. Doch die ganzen damals von Rußland begünstigten Unterhandlungen scheiterten an der Festigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieser, Preußens Schutz gewiß, erklärte; „daß er nie seine Einwilligung in eine Vertauschung seiner altväterlichen Erblande geben werde." — Das lebhafte Interesse, mit welchem Friedrich II. für die Sache Bayerns sich interessirte, da er einen solchen Tausch nicht nur als einen Bruch des von ihm mit garantirten teschner Friedens, sondern hauptsächlich auch als eine Verletzung des reichs-constitutionsmäßigen Gleichgewichtes der deutschen Staaten betrachtete, verursachte, daß man in Wien jene Idée wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltsamen Tausch nie gedacht habe und nie denken werde. *) — Merkwürdig ward außerdem Carl Theodors Regierung noch durch den in Bayern unter seinen Augen entstandenen Orden der Illuminaten und den gegen diese Verbindung geführten Prozeß, durch die Streitigkeiten über Cryptocatholicismus und den sich wieder emporhebenden Jesuitismus: die Preßfreiheit wurde unter diesen innern Krämpfen immer mehr beengt und es drohte eine Zeit wahrer Verfinsterung einzubrechen, als der Anfang der französischen Revolution die damit verbundene Revolution der Ideen und Ansichten auch nach Bayern fortpflanzte. Als diese französische Revolution losgebrochen war, stellte der Churfürst sein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt schon sehr viel, aber bald (1796) ward Bayern selbst der Schauplatz des Krieges. Der Friede von Campo Formio gestattete dem Lande die Hoffnung auf baldige Erholung; aber die Unterhandlungen des Congresses zu Rastatt rechtfertigten diese Erwartung nicht, und Bayern wurde aufs neue das interessante Theater des blutigen Schauspiels. Aber mitten in dieser Crisis (16ten Febr. 1799) starb Carl Theodor, und zwar, ungeachtet er erst vier Jahre zuvor (1795) sich mit der achtzehnjährigen Leopoldine von Oesterreich vermählt hatte, ohne Erben, so daß mit ihm der sulzbachische Stamm des pfälzischen Hauses erlosch und der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken (geb. den 27sten Mai 1756) zum Besitz der gesammten baierschen Lande und der Churwürde gelangte. — Der Friede von Lüneville (9ten Febr. 1801) machte endlich dem wieder ausgebrochenen Kriege, in welchem Bayern für englische Subsidien ein Corps von 12,000 Mann gestellt hatte, ein Ende, und sein hauptsächlichstes Resultat „die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich" wurde für Bayern von den wichtigsten Folgen. Indem es auf der einen Seite seine sämmtlichen schönen Besitzungen auf dem linken Rheinufer (Theile der rheinischen Pfalz, die Herzogthümer Jülich und Zweibrücken, die Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, Parzellen von der Grafschaft Sponheim rc.) verlor, dazu aber auch noch seine diesseit des Rheines gelegenen pfälzischen Lande abtrat, so daß sein Totalverlust 220 Quadratmeilen mit 692,000 Einwohnern (nach

*) Wie dieser Vorgang aber zur Errichtung des deutschen Fürstenbundes, unter Preußens Aegide, Veranlassung gab, das sehe man in dem Art. „Fürstenbund" nach, wo mit mehrerer Ausführlichkeit davon die Rede ist.

Andern 225 Q. M. mit 800,000 Einwohner und 5000,000 Gulden) betrug, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptschluß (v. 25sten Febr. 1803) 329 3/4 Q. M. mit 898,000 Einwohnern (nach Andern 290 Q. M. mit 854,500 Einw. und 6,600,000 Gulden) zur Entschädigung, so daß sein Totalgewinn hierbei 99 3/4 Q. M. mit 206,000 Einwohnern (nach Andern 65 Q. M. mit 54,500 Einw. und 1,600,000 Gulden) betrug. Ein Tauschvertrag mit Preußen (geschlossen in dems. Jahre) verbesserte noch mehr die Arrondirung des bayerschen Churstaates, der mit schnellen Schritten einer wohlthätigen Umwandlung entgegenging; doch weniger gelangen ihm seine damaligen Versuche auf die Mediation der in den erworbnen Entschädigungsländern gelegenen reichsritterschaftlichen Besitzungen. Aber bald fand sich die Gelegenheit zu unerwartetem neuem Ländererwerbe. Oesterreich und Rußland erhuben sich im Sommer des Jahrs 1805 um die französische Macht, die alle Staaten von Europa zu überschwemmen drohte, einzudämmen, und den ehrgeizigen Eroberer, der an ihrer Spitze stand, zur Achtung für die Verträge zu zwingen, die er mitten im Frieden, mit unerhörtem Trotze, gegen alle seine Nachbarn verletzte. Da der baierische Staat zwischen den feindselig sich rüstenden Kolossen mitten inne lag, so war es unvermeidlich, daß er in ihre Bewegungen hineingezogen wurde. Der Kaiser Franz ließ an den Churfürsten das Ansinnen machen, daß er seine Truppen mit der österreichischen Armee vereinigen möchte. „Die Neutralität, ward hinzugesetzt, könnte ihm nicht bewilligt werden, da voraus zu sehen sey, daß Frankreich sie auch nur so lange bestehen lassen würde, als sie mit seinem Vortheile vereinbar sey." Indem diese Erklärung gegeben wurde, rückten auch schon die Oesterreicher in das Land ein. Der Churfürst befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Indessen glaubte er die Parthie ergreifen zu müssen, welche das natürliche Interesse von Baiern in Beziehung auf Oesterreich zu fordern schien. Er überließ sein Land seinem Schicksale, reiste von Nymphenburg ab, flüchtete seine Kostbarkeiten, und schickte seine Truppen nach Franken, wo sie sich an das von Bernadotte herbeygeführte französische Heer anschlossen. Der baierische Hof zog sich durch diese Politik viel Tadel zu: aber der Erfolg bewies, daß sie wenigstens sehr richtig berechnet war. Napoleon erschien in Schwaben, und in wenigen Tagen war das Heer zertrümmert, das ihm entgegen gezogen war. Am 6. October hatten die Feindseligkeiten begonnen: am 12ten zog der Vortrab von Bernadotte in München ein: und am 26sten — da die Franzosen den Inn überschritten — war kein Mann von den Oesterreichern mehr in Baiern. Die folgenden Ereignisse sind bekannt. Der Friede von Preßburg gab dem Churfürsten Tyrol, Vorarlberg, den Rest von Passau, den östlichen Theil des österreichischen Schwabens, mit der Stadt Augsburg, wogegen er jedoch Würzburg abtreten mußte, so daß ihm ein reiner Gewinn von 500 Quadratmeilen, mit beinahe einer Million Menschen blieb. Zugleich ward ihm die königliche Würde mit voller Souverainetät. Nun setzte sich Baiern auch, gleich Württemberg und Baden, in den Besitz der in seinen Gränzen enclavirten reichsritterschaftlichen Besitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politische Band ward durch die Vermählung der Prinzessin Augusta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vicekönig von Italien ernannten Stiefsohn des französischen Kaisers, nur noch fester geknüpft. Unmittelbare Folgen dieser innigen Vereinigung waren die Vertauschung Bergs, das Bayern an Napoleon abtrat, gegen Anspach, welches Preußen an

Frankreich gegen Hannover überlassen hatte, und endlich der wichtigste Schritt: die Unterzeichnung der rheinischen Conföderationsakte (12ten Aug. 1806), wobei Baiern die Verbindlichkeit zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 Mann von jeder Waffengattung, und die Befestigung der Städte Augsburg und Lindau übernahm. Zugleich überließ der König einige Parzellen an Württemberg, wofür er Nürnberg, die innerhalb der Markgrafschaft Burgau gelegenen Commenden des deutschen Ordens (Rohr und Waldstette) und die Lehnsherrlichkeit über alle bis dahin noch verbliebenen reichsunmittelbaren Länder der Fürsten von Schwarzenberg, Oettingen, Hohenlohe, Thurn und Taxis, Fugger u. s. w. erhielt. Ein besonderer, mit Württemberg abgeschlossener Tractat, (13ten Oct. 1806) gab ihm noch über mehrere Rittergüter die Souverainetät. — In Folge der durch die Bundesacte übernommenen Verpflichtung mußte Baiern im J. 1806 an dem Kriege gegen Preußen Antheil nehmen, der dem Staat großen Aufwand verursachte, ohne daß ihm der Friede eine Entschädigung dafür darbot. Beträchtlicher war der Gewinn, den der Krieg von 1809 gewährte, der aber freylich auch den Regenten und das Volk mit größern Gefahren bedroht, und größere Opfer nothwendig gemacht hatte. Der König acquirirte bey dieser Gelegenheit nicht nur Salzburg, Berchtolsgaden, und eine große Strecke von dem Lande ob der Ens, sondern auch das Fürstenthum Baireuth, und ob er wohl dagegen das südliche Tyrol an Italien, und einen schönen Theil seiner schwäbischen Lande an Württemberg abtreten mußte, so blieb die Erwerbung doch immer, sowohl in Hinsicht auf ihren innern Werth, als auch in Beziehung auf ihr Verhältniß zu den andern Theilen des Königreichs sehr schätzbar. Als im J. 1812 der Krieg gegen Rußland ausbrach, stellte Baiern sein verfassungsmäßiges, 30,000 Mann starkes Contingent zur französischen Armee. Auch in diesem Feldzuge bewährte dieses brave Corps den bisher behaupteten Ruhm der Tapferkeit: aber es theilte gleiches Schicksal mit dem ganzen, so unbesonnen aufgeopferten Heere; nur einzelne Trümmer davon kamen in das trauernde Vaterland zurück. Dem ungeachtet wurde von dem Beschützer des Rheinbundes die Hülfe von Baiern abermals in Anspruch genommen, als er in den letzten Tagen des Aprils 1813 den Feldzug in Sachsen wieder eröffnete. Eine Division baierischer Truppen, die sich, unter dem Befehle des Generals von Raglovich, an der nördlichen Gränze des Königreichs zusammen gezogen hatte, um als Observationscorps zu dienen, folgte den Bewegungen der französischen Armee ins nördliche Deutschland, und hatte hier an allen wichtigen Ereignissen Antheil, wodurch sie aber allmählich so geschwächt wurde, daß sie nach der Schlacht bei Jüterbock auf eine bloße Brigade zusammen geschmolzen war. Indessen waren die Augen der baierischen Regierung vorzüglich auf Oesterreich gerichtet. Denn nachdem sich diese Macht dem großen Bunde zur Befreyung von Europa angeschlossen hatte, zog sie bedeutende Truppenmassen in dem Lande ob der Ens zusammen, welche die Bestimmung hatten, die Fürsten des Rheinbundes erst in Unthätigkeit zu erhalten, und dann zu überfallen. Diesen Truppen setzte der König von Baiern, mit äußerster Anstrengung aller seiner Kräfte, ein ansehnliches Armeecorps, unter den Befehlen des Grafen von Wrede entgegen, zugleich aber eröffnete er, des Druckes müde, den er bisher unter dem französischen Joche empfunden hatte, und indem er sich von dem Protector ganz seinem Schicksale überlassen sah, Unterhandlungen, welche am 28. October zu dem Vertrage von Ried führten, worin der König dem rheinischen

Bunde entsagte, und sich verbindlich machte, seine Heere mit denen der verbündeten Mächte zu vereinigen, wogegen ihm die volle Souverainetät und die Integrität seiner Staaten zugesichert wurde. Es vereinigte sich sogleich die österreichische und baiersche Armee, und nachdem Wrede das Commando über das Ganze übernommen hatte, rückte dasselbe vor, lieferte dem Kaiser Napoleon die Schlacht bey Hanau, und zwang ihn dadurch das rechte Rheinufer zu räumen. Auch in den Operationen, welche nachher jenseits des Stromes erfolgten, zeichnete sich das baierische Heer auf die rühmlichste Weise aus. Ehe jedoch über die neuen Territorial-Verhältnisse der Glieder des deutschen Bundes noch etwas im Allgemeinen entschieden war, waren Oesterreich und Baiern über die ihrigen bereits mit einander übereingekommen. Tyrol und Vorarlberg wurden, wie das ungestümme Verlangen der Innwohner es forderte, wieder an die alte geliebte Herrschaft zurück gegeben; dagegen erhielt Baiern Würzburg und Aschaffenburg, nachdem das letztere durch die Auflösung des Großherzogthums Frankfurt, das erstere aber durch die Wiederherstellung des Großherzogs in seinem väterlichen Erblande, ledig geworden war. Damit scheinen aber noch nicht alle Ansprüche, weder von Baiern, noch von Oesterreich erledigt, sondern vielmehr auf die Unterhandlungen ausgesetzt, welche hiernächst in Frankfurt beginnen sollen; weßwegen wir auch, indem wir Baiern in statistischer Ansicht darstellen, es auf dem Standpunkte betrachten, auf dem es sich seit dem Wiener Frieden befand. Auf diesem Standpunkte angesehen, hat es einen Flächengehalt von 1736 Quadrat-Meilen, und eine Bevölkerung von 3,800,000 Menschen, von denen drei Millionen zur catholischen Religion sich bekennen. Dieser Gesammtbestand ist durch eine Verordnung vom 23sten September 1810 in neun Kreise getheilt, nämlich: 1. den Mainkreis, mit 21 Landgerichten; 2. Rezatkreis, mit 20 Landgerichten; 3. den Regenkreis, mit 20 Landgerichten; 4. den Ober-Donaukreis, mit 23 Landgerichten; 5. den Unter-Donaukreis, mit 18 Landgerichten, 6. den Illerkreis, mit 27 Landgerichten; 7. den Isarkreis, mit 22 Landgerichten; 8. den Salzachkreis, mit 33 Landgerichten und 9. den Innkreis, mit 30 Landgerichten. Die jährlichen Einkünfte werden zu 18 Millionen Gulden, die Staatsschulden auf 90 Mill. angegeben. Zu Tilgung der letztern ist ein bedeutender Fonds angewiesen, so daß sie in 30 Jahren bezahlt seyn sollen; doch bei den großen Opfern, die Bayern, wie jedes andere deutsche Land immer mehr darbringen muß, ist fast zu besorgen, daß auch der sicherste Tilgungsfond endlich selbst mit verschlungen werden wird. Das Militär besteht nach der neuen Organisation aus 50,000 Mann; die Ergänzung der Armee geschicht durch die Conscription. Außer der activen Armee und dem Bürger-Militär ist noch neuerlich eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Classen besteht, deren 1ste die Reserve-Bataillons für die active Armee ausmacht, während die 2te, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Gränzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die 3te nur zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit innerhalb der Landgerichtsbezirke verpflichtet ist. — Die Staatsverfassung gründet sich auf die vom Könige gegebene Constitution, promulgirt am 1sten Mai 1808 und eingeführt am 1sten Oct. desselben Jahres. Der König ist im Besitze der vollen Souverainetät und Staatsgewalt in allen ihren Zweigen; die Gesetzgebung und Besteuerung ist jedoch der Abstimmung der Nationalrepräsentation unterworfen. Die Krone ist erblich im Mannsstamme des regierenden Hauses, nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-linealischen Erb-

olge; nach gänzlicher Erlöschung des Mannsstammes fällt die Erbschaft auf die Töchter und deren männliche Nachkommenschaft. Sollte in successionsfähiger Erbe gänzlich fehlen, so soll der letzte König durch Adoption eines Prinzen aus einem fürstlichen Hause sich einen Nachfolger bestimmen. Aus der königl. Schatzkammer werden die Apanagengelder für die nachgebornen Prinzen, das Heirathsgut der Prinzessinnen, (nicht über 100,000 Gulden) und das Witthum der Königin (nicht über 200,000 Gulden) gezahlt. Alle Glieder der königl. Familie stehen unter der Gerichtsbarkeit des Monarchen. Die Volljährigkeit tritt mit dem 18ten Jahre ein; der Monarch wählt den Reichsverweser für die Zeit der Minderjährigkeit seines Nachfolgers; außerdem gebührt sie dem nächsten volljährigen Agnaten. — Die Prinzen und Prinzessinnen haben den Titel königliche Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg residirt, vorher Bayern-Berg, und seine Nachkommen aber herzogl. Durchlaucht, er selbst schreibt sich Herzog in Bayern). — Die Gemahlin des jetzigen Königs Maximilian Joseph heißt Caroline und ist eine Tochter des verstorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden. Der Kronprinz (aus der ersten Ehe des Königs mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt) heißt Carl Ludwig August und ist vermählt mit Therese, einer Tochter des regierenden Herzogs von S. Hildburghausen; außer ihm hat der König aus beiden Ehen noch 11 Kinder gezeugt. — Zum Glanz der Krone gibt es vier Kronämter (Kron-Oberst-Hofmeister, Kron-Oberst-Kämmerer, Kron-Oberst-Marschall, Kron-Oberst-Postmeister, und vier Orden (der des heiligen Hubert, des heil. Georg, der bayerschen Krone (ein Civil-Verdienstorden), und der Militär-Maximilian-Josephs-Orden). — Die Constitution gewährt die Rechte der Staatsbürger, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Gewissensfreiheit und Preßfreiheit *); die Leibeigenschaft ist aufgehoben; alle drei christliche Confessionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der Staatsbürger erwerben. — Das ganze Reich wird durch eine National-Repräsentation vertreten, die aus Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabrikanten besteht, aus den Kreisen gewählt wird, welche die Reichsversammlung bilden, die vom König einen Präsidenten erhält und wenigstens einmal im Jahre auf den Ruf des Königs sich versammelt; sie theilt sich dann in Commissionen für die Finanzen, die Gesetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsschuldentilgung. Indessen hat seit der Promulgation dieser Staatsverfassung noch keine Versammlung der Nationalrepräsentation Statt gehabt. — In allen Theilen des Königsreichs ist der Codex juris Bavarici judiciarii seit dem 1sten Jan. 1811 in gesetzliche Kraft getreten. Für die Staatsverwaltung gibt es einen geheimen Rath, der aus den Staatsministern, Kronbeamten und zwölf bis sechzehn Mitgliedern besteht und über die wichtigsten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathschlagt. Das Ministerium theilt sich in die fünf Departements der auswärtigen Verhältnisse, der Finanzen, des Innern, der Justiz und des Kriegswesens. — An der Spitze jedes der neun Kreise steht ein General-Kreis-Commissär mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreise; außer ihm besteht noch in

*) Es gibt gar keine Büchercensur, indem Schriftsteller und Verleger nicht verbunden sind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durchsicht einer Behörde zu unterwerfen; nur politische periodische Schriften machen eine Ausnahme.

jedem Kreise eine Kreis-Finanz-Deputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe sind dem General-Commissariate untergeben. — Die Justizbehörden sind: das Oberappellationsgericht, die Apellationsgerichte (für zwei Kreise eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfassung der Catholischen ist noch nicht definitiv organisirt. Das Königreich ist in neun Bisthümer (Augsburg, Bamberg, Brixen, Eichstädt, Freisingen, Constanz, Passau, Regensburg und Salzburg) eingetheilt. Für die Protestanten gibt es ein protestantisches General-Consistorium. — Unter der musterhaften Regierung Maximilian Josephs hat Bayern übrigens im Allgemeinen eine hohe Stufe der Cultur in jeder Hinsicht, im Vergleich mit dem, was es nur noch vor 20 Jahren war, erlangt. Während Landbau, Manufacturen und Fabriken sich erhoben haben, die Polizey in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, sind die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten stets ein Gegenstand der besondern königlichen Fürsorge gewesen, welche liberal und geistvoll für die Menschenerziehung und höhere Geistescultur wirkt. Der öffentliche Unterricht ist vortrefflich und eigens entworfenen Instructionen unterworfen. Universitäten sind zu Landshut und Erlangen (die zu Inspruck und Salzburg sind aufgehoben). Zu München befindet sich auch eine Central-Veterinär-Schule für das ganze Königreich, woneben wir auch des landwirthschaftlichen Vereins für ganz Bayern gedenken. Die Akademie der Wissenschaften und die der bildenden Künste zu München besitzt mehrere ausgezeichnete Gelehrte des In- und Auslandes, und wenn auch gleich für das ungestörte Fortblühen dieser Institute in jenem Augenblicke Besorgnisse rege werden wollten, wo der Name des Freiherrn von Aretin öfter als sonst neben denen der nord- und süddeutschen Gelehrten genannt wurde, so ist doch jene Streitsache ohne allen sichtbaren Einfluß geblieben und es existirt in der That, nach Würden und Verdienst, kaum noch das Andenken daran. l.

Bayle (Pierre) geboren zu Carlat in der ehemaligen Grafschaft Foix im J. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, der ein reformirter Geistlicher war. Früh gab er Proben eines bewundernswürdigen Gedächtnisses und einer besondern Lebhaftigkeit des Geistes. Mit neunzehn Jahren begab er sich auf die Schule von Puy-Laurens, um hier seine Studien zu vollenden. Die Leidenschaft, mit der er studirte, kostete ihm beinahe das Leben; seine Gesundheit ward dadurch für immer geschwächt. Alle Bücher waren ihm gut; sein Geschmack an der Dialektik zog ihn besonders zu den Controversschriften; aber Amyots Plutarch und Montaigne waren seine Lieblingswerke. Letzterer schmeichelte ohne Zweifel seinem Hange zum Skepticismus; beide theilten vielleicht seinem Styl jene Lebendigkeit, jene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkischen Anstrich mit, die darin wahrzunehmen sind. In Toulouse, wohin er gegangen war, um die Philosophie zu studiren, besuchte er die Hörsäle der Jesuiten. Die Argumentationen seines Professors, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem catholischen Geistlichen, der neben ihm wohnte, bestärkten ihn in den Zweifeln, die gegen die Orthodoxie des Protestantismus bereits in ihm entstanden waren, in dem Grade, daß er die Religion zu vertauschen beschloß. Sein Uebertritt war ein Triumph für die Catholiken, aber ein Donnerschlag für seine Kirche und für seine Familie, die alles anwandte, ihn wieder zu gewinnen. Auch kehrte er nach siebzehn Monaten zu ihnen zurück. Um sich der Strafe des ewigen Banns, womit

ie catholische Kirche damals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ing er nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm ie Erziehung seiner Söhne anvertraute. Aber dieser Aufenthalt und ieses Geschäft wurden ihm bald lästig; er kehrte nach Frankreich zurück, und ließ sich in Rouen nieder, wo er abermals genöthigt war, Unterricht zu ertheilen. Von da kam er nach Paris, wo ihn wenigstens die Gesellschaft gelehrter Männer für die Beschwerden einer Beschäftigung schadlos hielt, der er sich zum dritten Mal hatte unterziehen müssen. Im J. 1675 erhielt er den philosophischen Lehrstuhl zu Sedan, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie im J. 1681 lehrte. Er ward hierauf in derselben Eigenschaft nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Cometen im J. 1680, der ein fast allgemeines Schrecken verursacht hatte, gab er 1682 seine Pensées diverses sur la comète heraus; ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem tausend Gegenstände aus der Metaphisik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Diesem folgte die Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Malmbourg. Dieses Werk, das von Catholiken und Protestanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Achtung genannt wurde, erweckte die Eifersucht des Theologen Jurieu, dessen Refutation du P. Maimbourg kein Glück gemacht hatte, und verwickelte Bayle in Streitigkeiten, von deren nachtheiligen Folgen für ihn weiter unten die Rede seyn wird. Er unternahm indeß eine periodische Schrift unter dem Titel: Nouvelles de la république des lettres. Ein darin aufgenommenes Schreiben aus Rom reizte den Unwillen der Königin Christine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe schreiben ließ. Bayle rechtfertigte sich und seine Entschuldigungen genügten der Königin so vollkommen, daß sie seitdem einen literarischen Briefwechsel mit ihm führte. Ernstlicher ward seine Ruhe durch den Tod seines Vaters und seiner beiden Brüder gestört. Diese Verluste, verbunden mit den immer steigenden Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains-les d'entrer, der weder in Ansehung des Styls, noch des Tons seiner würdig ist. Auch wollte sich Bayle nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, der an dem Eifer, womit die Toleranz in diesem Werke vertheidigt wurde, den Verfasser erkannt haben mochte, griff dasselbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen Bayle selbst auszubrechen; diesen gab ihm der Avis aux réfugiés, ein Werk, worin die Protestanten mit wenig Schonung behandelt sind. Jurieu beschuldigte Bayle nicht nur, der Verfasser dieser Schrift zu seyn, (die gewiß nicht von ihm ist), sondern er stellte ihn zugleich als die Seele einer dem Interesse Frankreichs ergebenen Partei gegen die Protestanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle beide Beschuldigungen; aber die Verleumdung siegte und im J. 1693 entsetzte der Magistrat von Rotterdam Bayle seines Amts, und verbot ihm sogar Privatunterricht zu geben. Da er sich auf diese Weise von allen Geschäften frei sah, die Arbeit aber seinem rastlos thätigen Geiste Bedürfniß war, widmete er jetzt seinen ganzen Fleiß der Abfassung seines Dictionnaire historique et critique, den er zuerst im Jahr 1696 in zwei Foliobänden herausgab. Dieses Werk war das erste, das unter seinem Namen erschien. Jurieu, dessen Wuth noch nicht gestillt war, trat abermals als Bayle's Gegner auf, und veranlaßte das Consistorium, bei dem er nur in zu großem Ansehen stand, dem Verfasser verschiedene heftige Vorwürfe zu machen.

Bayle versprach zwar alles, was das Consistorium anstößig gefunden, zu vertilgen; da er indeß fand, daß das Publikum andere Ansichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit seiner Leser als seiner Richter gelegen war, so ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben sich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die beide seine Religion angriffen; andere verfolgten ihn als einen Feind seiner Religionspartei und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten waren langwierig und hartnäckig, aber sie trübten weniger seine Seelenruhe als sie seine Körperleiden vermehrten. Seit lange war seine Brust in einem gereizten Zustand; sie entzündete sich. Bayle wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und unheilbar ansah. Er starb, so zu sagen, die Feder in der Hand im J. 1706, in einem Alter von 59 Jahren. — „Bayle," sagt Voltaire, „ist der erste Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müssen zugeben, daß in seinen Werken sich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Lästerung gegen das Christenthum wäre; aber seine größten Vertheidiger auch gestehen, daß in seinen Controversartikeln sich keine Zeile findet, die nicht den Leser zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe." Er selbst vergleicht sich mit Homers Herrscher im Donnergewölk Zeus: „Mein Talent," sagt er, „besteht darin, Zweifel zu erregen, aber es sind nur Zweifel." Die Zuversichtlichkeit der meisten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewisse Dinge nicht so unerschütterlich und sonnenklar sind, wie sie sich einbildeten. Er übersprang aber nach und nach das Ziel, und zog selbst die erwiesensten Thatsachen in Zweifel. So groß er als Dialektiker war, so wenig verstand er von der Physik; nicht einmal die Entdeckungen Newtons waren ihm bekannt. Sein Styl ist zwar natürlich und klar, aber oft weitschweifig, nachlässig und incorrect. Er selbst nennt sein Dictionnaire eine unförmliche Sammlung an einander gereihter Säze. Ohne dieses zu bescheidene Urtheil zu unterschreiben, muß man gestehen, daß die Artikel selbst wenig werth, und daß sie nur der Noten wegen da sind, in denen der Verfasser zugleich seine Gelehrsamkeit und die Stärke seiner Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle sanft, gefällig, uneigennützig, höchst bescheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wissenschaften. Wir unterlassen die Aufzählung der sämmtlichen Werke Bayle's und begnügen uns anzuführen, daß die geschätzteste Ausgabe seines Dictionnaire historique die vom J. 1740 in 4 Foliobänden ist (einen basler Nachdruck gibt es von demselben Jahre) und daß im Haag seine vermischten Werke unter dem Titel Oeuvres diverses de P. Bayle (ebenfalls 4 Foliobände) erschienen sind.

Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei). Schon war König Don Joseph Napoleon in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren den französischen Siegern unterworfen und entwaffnet. Doch im Süden, am Quadalquivir, in dem von der Natur selbst befestigten Andalusien, in Cordova, Grenada, Jaen, herrschte mit voller Gewalt der Geist der Insurrection, von dem die Junta zu Sevilla die Rettung von den Unterdrückern erwartete. Dorthin marschirte mit drei Divisionen am Schlusse des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den schrecklichsten Scenen mit Sturm erobert; auch das Heiligste ward gemißhandelt. Da versprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem jeden, welcher drei Franzosen geopfert haben würde. Diese Anweisung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald sah der spanische Insurgenten-Feldherr, Don Xaver von Castannos, sein

Heer auf 30,000 Mann angewachsen. Doch weniger diese Mannszahl, als die strategischen Operationen des spanischen Heerführers; die Hungersnoth und die zunehmenden Krankheiten in der französischen Armee, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazarethbedürfnissen, da die umherschwärmenden Insurgenten die dazu gehörigen Wagen weggenommen hatten, bereiteten dem General Dupont ein Schicksal vor, das allerdings nicht nur für ihn, sondern für die Sache Napoleons in Spanien überhaupt von dem entschiedensten Nachtheile war. Dreitausend Spanier hatten sich in Duponts Rücken, zwischen ihn und Madrid, gestellt, indem sie die schwierige Sierra-Morena besetzten; um die unterbrochene Verbindung mit der Hauptstadt möglichst wieder herzustellen, detaschirte Dupont die Division Vedel, die Stadt Baylen, und die Division Gobert, Carolina zu besetzen, während er mit der dritten Division eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfes nahm. Jaen wurde vom General Castagne besetzt. Diese Anordnungen geschahen, nachdem bei Pennaflor ein Sieg über die Spanier erfochten worden war. Am 14ten Julius begann Castannos seine offensiven Operationen gegen die Franzosen; 18,000 Mann, mit schwerem Geschütz versehen, rückten vor die Fronte der französischen Position bei Andujar; 3,000 andere Mann kamen durch die ihnen bekannten Defileen der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 Mann stellten sich auf Duponts linke Flanke. Dupont hielt sich mit Tapferkeit und Besonnenheit drei Tage lang; doch der 18te Julius entschied. Die spanischen Generale Reding und Compigny griffen Baylen an, Pennas und Jones beschäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieser mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunstündigen hartnäckigen Kampfe sah Dupont sich genöthigt, auf einen Waffenstillstand anzutragen, der aber nur unter der Bedingung, „sich auf Discretion zu ergeben," verwilligt werden wollte. Da griff die Division des Generals Vedel, der von dem Schritte Duponts noch nicht unterrichtet war, die Spanier noch einmal an, nahm auch das Regiment Cordova mit zwei Kanonen gefangen, mußte aber endlich doch auch der Uebermacht unterliegen; denn ermattet waren die Franzosen, gestärkt an Leib und Seele die Insurgenten. Am 23sten Julius capitulirte die ganze eingeschlossene französische Armee, 17000 Mann stark, nachdem 3000 Mann auf dem Platze geblieben waren. Die Artikel der Capitulation waren: „Die Division von Dupont ist kriegsgefangen; die von Vedel legt die Waffen nieder, bis zu ihrer Ankunft in Cadix, wo sie nach Rochefort eingeschifft wird." Doch wurde noch vermittelt, daß auch Duponts Division über Rochefort nach Frankreich zurückkehren sollte. Dem General Dupont nahm man in Paris diesen Ausgang seiner Expedition sehr übel und wollte ihn mehrerer großen Fehler bezüchtigen. „Wie Sabinus Tilurius (hieß es in einem officiellen Artikel) wurde er durch einen Geist des Schwindels zu seinem Untergange hingerissen, und ließ sich durch die Ränke und Versicherungen eines zweiten Ambiorix täuschen; allein die römischen Soldaten waren glücklicher als die unsrigen, sie starben alle mit den Waffen in der Hand." Uebrigens hatte dies Ereigniß die Folge, daß in den schon fast ganz beruhigten Provinzen der Aufruhr aufs neue mit verstärkter Gewalt losbrach. (Man vergl. hiermit die Art. Dupont und spanische Insurrektion.) I.

Bayonne, eine große, schöne, reiche Handelsstadt im französischen Departement der untern Pyrenäen, an dem biscayischen Meere, mit ei-

nem guten Hafen an dem Einfluß der Nive in den Adour, und breiten schönen Straßen und Plätzen rc. versehen. Die Stadt, deren Einwohner sich sonst auf 26,000 beliefen, deren jetzt aber kaum noch 14 bis 15,000 sind, wird durch die oben genannten Flüsse in drei Theile getheilt, wovon die beiden ersten ein kleines festes Schloß haben, der dritte aber eine Citadelle, welche alle drei Theile, so wie den Hafen und die umliegende Gegend beschützt. Die Einwohner unterhalten Wallfisch- und andern starken Fischfang. Im Mai 1808 fand hier die berühmte Zusammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien Carl IV. und dem Prinzen von Asturien Statt, in deren Folge am 10ten Mai d. J. von Beiden eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin sie und sämmtliche andere Infanten alle ihre Rechte auf die spanischen Reiche in Europa und den Indien dem französischen Kaiser übertrugen. Am 4ten Jun. ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Spanien, und berief zugleich eine Generaljunta oder Reichsversammlung zur Abfassung einer neuen Constitution, welche am 15. Jun. ebenfalls in Bayonne eröffnet wurde. Am 6ten Jul. wurde diese Constitution bekannt gemacht, und am 9ten reis'te Joseph von Bayonne nach Madrid. — Von dieser Stadt hat auch — entweder, weil es hier erfunden, oder sonst am besten gefertigt worden — das Bayonet seinen Namen, eine Art von kurzem Spieß (Flintenspieß) ohne Gefäß, welcher auf den Lauf einer Flinte gesteckt wird.

Bayreuth. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem hohenzollerschen Hause hatten sich vom 13ten Jahrhunderte an die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth (vormals Onolzbach und Culmbach) erworben, in so fern diese Lande auch als Theile des ehemaligen fürstlichen Burggrafthums Nürnberg betrachtet wurden. Als die ältere Linie der Markgrafen von Onolzbach aus dem zollern-brandenburgischen Hause erloschen war, wurden diese Lande unter die beiden jüngern Söhne des Churfürsten Johann Georg zu Brandenburg vertheilt; Christian erhielt Bayreuth, Joachim Ernst Anspach. Doch am 20sten Januar 1769 erlosch auch der bayreuther (oder culmbacher) Ast in männlichen Erben, und Bayreuth fiel an den damaligen Besitzer von Anspach, Markgraf Christ. Friedr. Carl Alexander, zurück; da dieser aber 1791 die Regierung niederlegte, wurde Bayreuth, wie Anspach, vom Könige von Preußen in Besitz genommen. Der Friede von Tilsit (1807) entriß diesem Monarchen Bayreuth, nachdem er Anspach schon früher an den Kaiser von Frankreich überlassen hatte, und bei der neuen Ländervertheilung nach dem Frieden von Wien (1809) kam Bayreuth (das bis dahin für französische Rechnung administrirt worden war) an Bayern, welches bereits auch im Besitze von Anspach war. — Diese schöne Provinz hat einen Flächengehalt von 57 1/2 Q. M. mit 223,000 Einwohnern (nach Andern 72 Q. M. mit 180,000 Einw.), 18 Städte und 232 Flecken und Dörfer; ihr nördlicher Theil wird das Oberland, ihr südlicher das Unterland genannt. Das Fichtelgebirge (6 1/2 Meile lang, 4 1/4 Meile breit) zeichnet sich vorzüglich aus; seine höchste Spitze, der Ochsenkopf, ist 3621 pariser Fuß hoch; eine Merkwürdigkeit auf ihm ist der Fichtelsee. Auf diesem Gebirge entspringen die Saale, die Eger, die Nabe und der Main, welcher letztere unterhalb Culmbach aus dem rothen und weißen Main entsteht; das Unterland durchfließt noch die Rednitz und Pegnitz. Marmor, Serpentin, Speckstein, Pferde und Rindvieh sind die vorzüglichsten Producte; bei Culmbach und Neustadt wächst auch Wein. Manufacturen und Fabriken gewähren den Einwohnern guten Verdienst. Die Hauptstadt Bayreuth, am rothen Main in

schönen Umgebungen gelegen, hat 856 Häuser mit 10,000 Einwohnern. Sie hat ein schönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, ein Gymnasium, mehrere Manufacturen und Fabriken in Schnupf- und Rauchtaback, Tabackspfeifen, Leder und Pergament.

Bazar heißt in den Morgenländern der Markt oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölber haben.

Beattie, (James) als philosophischer und poetischer Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt. Er war 1735 in der Grafschaft Kincardine in Schottland geboren, ward Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Edinburgh, und dann zu Aberdeen, wo er 1803 starb. Er hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit seines Landsmanns Hume, gegen dessen Skepticismus er nebst Thomas Reid und Oswald zu gleicher Zeit auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die sich dem gemeinen Menschensinne, von welchem er ausging, und an welchen er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten appellirte, sehr empfahl; daher er auch unter den Popularphilosophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine philosophischen Schriften sind ein Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (zum ersten Mal 1770, Edinb.; in der fünften Auflage 1774, London; deutsch, Kopenhagen 1772 und Leipz. 1777, auch in Beattie's Werken, Leipz. 1779 und 1780 2 Bd. 8.); Elements of moral science 1790 (deutsch von Moritz, Grundlinien der Psychologie 1790. 1 Thl. 8.) eine Theory of the language 1788 8. (deutsch von Meiners 1799. 2 Bd. 8.); endlich moralische und kritische Abhandlungen, London 1783 4. (deutsch v. K. Grosse 1789. 3 Bd. 8.) In den letztern Schriften theilt er viele nützliche Beobachtungen über Sprache, Natur, Kunst, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter seinen poetischen Werken, worunter sich besonders viele Elegien befinden, ist vorzüglich der Minstrel, oder die Fortschritte des Genies, sein beschreibendes Gedicht in zwei Büchern (1776; v. Ausg. 1799 2 Bd. 8.) und sein allegorisch didactisches Gedicht das Urtheil des Paris (1765 4.) bekannt geworden. Beattie ist zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber seine Darstellung ist angenehm, seine Sprache elegant, und seine Tendenz immer edel. Seine Gedichte sind gesammelt in seinen Originals poems 1760. 8., und in den Poems on several subjects. London 1766. 8. T.

Beaucaire, eine wohlgebaute Stadt mit 8000 Einwohnern an der Rhone in Nieder-Languedoc, jetzt im Departement des Gard, mit einem berühmten Jahrmarkte, der am 22sten Jul. anfängt und 10 Tage währt. Für die fremden Kaufleute, die nicht alle in der Stadt unterkommen können, werden außerhalb derselben Hütten aufgeschlagen. Zugleich fanden sich eine Menge von Dieben und Gaunern ein, (wozu ehemals die Nähe des päpstlichen Gebiets von Avignon, wohin man sie nicht verfolgen konnte, vieles beitrug), so daß mancher Kaufmann eine Bedeckung von 20 — 50 Soldaten brauchte. Die Geschäfte sind indessen nicht mehr so wichtig wie sonst. Noch bis 1744 belief sich der Vertrieb der Messe zu Beaucaire auf mehr als 14 Millionen Livres, in spätern Zeiten betrug er kaum 8 Millionen. Durch die Revolution hat vollends dieser Handel, welcher größtentheils mit Seide, Wein, Oel, Mandeln &c. geführt wurde, einen beträchtlichen Stoß erlitten. Es können ziemlich große Fahrzeuge die Rhone bis zur Stadt hinauffahren, welche durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüberliegenden Tarascon verbunden ist.

Beauharnois (Alexander Vicomte von) wurde 1760 auf der

Insel Martinique gebohren. Als er in seiner Jugend nach Paris kam, machte er sich durch seine ausgezeichnete Bildung und durch seine mannigfaltige Talente, unter denen seine Meisterschaft im Tanze besonders glänzte, bald bei den Großen und am Hofe bemerkbar, und stieg bis zum Major eines Infanterieregiments, in welcher Eigenschaft er die Mademoiselle Josephine Tascher de la Pagerie, die nachherige Gemahlin Napoleons heurathete. Nach dem Ausbruche der Revolution erschien er, als Deputirter von Blois, in der constituirenden Versammlung, zeichnete sich auch hier durch Einsicht und Beredtsamkeit aus, stattete im Namen des Militärcomité mehrere Berichte ab, und ward zweymal zum Präsidenten ernannt. Diese letztere Stelle begleitete er gerade auch, als Ludwig XVI. mit seiner Familie seine unglücklicher Weise wieder vereitelte Flucht versuchte. Nach dem Ausbruche des Kriegs stand er zuerst, als Adjutant-General bei Luckners Armee; noch im Jahre 1792 aber erhielt er das Obercommando über die Rheinarmee. Hier ward ihm, im folgenden Jahre, die große Aufgabe, in Vereinigung mit Houchard, das bedrängte Maynz zu entsetzen. Er rückte zu diesem Ende am 18. Jul. 1793 aus dem Lager von Weissenburg vor, lieferte mehrere wüthende Gefechte, und hatte bereits wichtige Vortheile erfochten, als er die Nachricht erhielt, daß der Platz capitulirt habe. Da damals das Unglück für ein Verbrechen galt, so wurde er vom Commando abgerufen, als Verdächtiger verhaftet, und nach einem Spruche des Revolutionstribunals, vom 23. Jul. 1794 guillotinirt. Von seiner Gemahlin Josephine hinterließ er zwey Kinder, den nachherigen Vicekönig von Italien Eugen, und die nachherige Königin von Holland, Hortensie.

Beauharnois (Franz Marquis von), 1789 zum ergänzenden Deputirten des Adels von Paris extra muros ernannt, und in der Folge zur Nationalversammlung berufen, zeigte sich immerwährend der Monarchie zugethan, und unterzeichnete die Protestationen vom 12ten und 15ten Sept. 1791. Seine feste und unveränderliche Handlungsweise erwarb ihm den Beinamen: Beauharnois der Unnachgiebige. Er endete einen seiner Vorträge mit der Behauptung, daß mit der Ehre sich die Nachgiebigkeit nicht vertrage. Seine bekannte Anhänglichkeit an die Monarchie nöthigte ihn, 1791 Frankreich zu verlassen. Im Febr. 1805 ward er von Napoleon zum Botschafter bei der Königin Regentin von Etrurien und zu einem der Commandanten der Ehrenlegion, später zum Gesandten in Spanien, zum Senator und zum Grafen ernannt. Eine Tochter von ihm, Stephanie, hat Napoleon an Kindes-Statt angenommen und 1806 mit dem Erbprinzen von Baden vermählt.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron von), war zu Paris den 24sten Januar 1732 geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn für seine Kunst bestimmte, und seine ersten Studien verschafften ihm ausgebreitete Kenntnisse in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entschiedenste Neigung für die Künste des Geistes. Anfangs übte er mit Leidenschaft die Musik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Gesellschaft gelassen, und benutzte diese mächtige Protection, um mit dem reichen Financier Päris Duverney in Verbindung zu treten. Dadurch befestigte sich sein Credit, und schon in seiner Jugend gelangte er durch seine Unternehmungen zu einem bedeutenden Vermögen; darauf bemühte er sich, durch literarische Erfolge seinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. Eugénie

erschien 1767, Les deux amis 1770. Das erste dieser beiden Schauspiele verdient unter den zahlreichen Producten dieser Gattung, welche so nachtheilig auf die französische Bühne gewirkt hat, ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Interesse, wovon Diderot in seinem Père de famille das Beispiel gegeben hatte, erhält es sich noch auf dem Theater; die deux amis hingegen sind längst davon verschwunden. Man erkennt, daß Beaumarchais bis dahin die Gattung noch nicht gefunden hatte, in welcher er sein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geschah in seinem Prozeß gegen die Herren La Blanche und Goëzmann. Die Streitigkeiten des Ministeriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Interessen und Meinungen, oder vielmehr, alles vereinigte sich gegen jene unbesonnene und sclavische Behörde, welche man das Parlament Maupeou nannte. Goëzmann war Mitglied desselben. Beaumarchais faßte auf den ersten Blick alle Vortheile dieser Lage auf. Er foderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht beträchtlichen Rechnungsrestes. Wenn er die Thatsachen mit gehöriger Klarheit auseinandergesetzt, und für seine Rechte mit der ihn charakterisirenden eindringlichen Logik gestritten hätte, so würde er die Richter überzeugt und seinen Prozeß ohne Aufsehen gewonnen haben. Da er mit eben so viel Gewandtheit als Muth die Leidenschaften in Anspruch nahm, verlor er ihn, aber er beschäftigte ganz Frankreich mit sich. Zum ersten Male vielleicht fand die Boßheit in einer juridischen Streitsache Comödienscenen, Romanenanekdoten, die Galle der bittersten Satire, die ganze Macht der bündigsten Logik vereinigt. Jene sonderbaren Memoires begründen noch jetzt die höchsten literarischen Ansprüche ihres Verfassers. Sie verschafften ihm einen lärmenden Ruf, der selbst den auf jede Art des Ruhms eifersüchtigen Voltaire beunruhigte, und Beaumarchais in eine gewisse öffentliche Gunst versetzte, die allen seinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der Barbier von Sevilla, der bald auf das erste Memoire folgte, ist ein sehr unterhaltendes Intriguenstück, in welchem der Verfasser auf eine originelle Weise die ältesten Theaterpersonagen, schelmische Bediente und hintergangene Vormünder verjüngte. Es sind darin hochkomische Scenen, deren Lustigkeit man nicht leicht widerstehen kann. Die Hochzeit des Figaro zeichnet sich noch mehr aus. Man hat gesagt, daß mehr Talent dazu gehört, dies Stück aufzuführen als zu schreiben; allerdings wird zu beiden viel Talent erfordert. Die Zeit hat den Tadel bestätigt in Ansehung der Unwahrscheinlichkeiten des fünften Actes, der Indecenz mehrerer Situationen und des Cynismus des Styls, der durchgängig von satirischen Späßen und ausgelassenen Wortspielen entstellt ist; aber die Zeit hat auch die Wirkung des zweiten Actes bestätigt, der voll dramatischer Verwickelungen ist; und nie hat das Werk aufgehört, die Menge anzuziehen. Darauf aber beschränkt sich Beaumarchais Verdienst in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in den Prozeß des Banquiers Kornmann verwickelt, und fand in Bergasse einen Gegner, dessen männliche und strenge Beredsamkeit weit über dem halb ernst-, halb scherzhaften Talent erhaben war, das die Goëzmann, die Marie, die Arnaud u. s. w. zu Boden geschlagen hatte. Statt jener kühnen Schlußfolgen und jener unerschöpflichen Heiterkeit, die das Glück seiner ersten Memoiren gemacht hatten, gab er in diesen nur ungefällige Scherze und geistlose Beleidigungen zum Besten. Bergasse dagegen trat in der Sache eines einfachen Privatmannes als der Rächer der öffentlichen Sittlichkeit auf; und wiewohl er die Schranken einer gesetzlichen Vertheidigung überschritt, so belohnte doch allgemeiner

Beifall seine Rechtschaffenheit und seinen Muth. Beaumarchais verlor um diese Zeit einen Theil seiner Rechte auf das öffentliche Wohlwollen, und seine Oper Tarare (1787) verschaffte sie ihm nicht wieder. Nie hatte ein monströser philosophisches Werk jenes Theater in Erstaunen gesetzt, auf dem allerdings weder Philosophie noch Regelmäßigkeit zu Hause sind. Im Jahre 1792 brachte er La mère coupable auf die Bühne, das werthloseste von allen seinen Werken. Seine Absicht war klärlich, den furchtbaren Gegner, den er in dem kornmannischen Prozeß gefunden hatte, unter dem Namen Begearß dem öffentlichen Abscheu Preis zu geben, und er verschmähte zu diesem Zwecke die schändlichsten Verleumdungen nicht. Aber das Publicum ahnete nicht, daß man die Ehre und Tugend unter den Zügen der schändlichsten Heuchelei zu schildern gewagt habe, und der Angegriffene fand es nicht werth, von der gehässigen Absicht Notiz zu nehmen. Doch abgesehen davon ist die mère coupable zugleich ein Stück ohne Geschmack und Werth. Beaumarchais fand nur noch einmal nach der Hochzeit des Figaro sein wahres Talent wieder, in dem Memoire, welches die Aufschrift hat: Mes six époques. Er erzählt darin mit eben so viel Interesse als Nachdruck die Gefahren, denen er ausgesetzt war und ausgesetzt seyn mußte in einer Revolution, wo ein berühmter Name, Talente, Reichthum hinreichende Gründe zur Verbannung waren. Damals besaß er, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren, noch die ganze Kraft seiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Die Zeiten waren für ihn sehr verändert. Der nordamerikanische Krieg hatte seine Glücksumstände erhöht, von denen er stets einen edeln und großmüthigen Gebrauch machte; der Revolutionskrieg stürzte das Gebäude seiner Industrie und Arbeitsamkeit um. Er hatte schon bei der berühmten Ausgabe der voltaireschen Werke, deren sehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuern Kostenaufwande entspricht, fast eine Million verloren. Er vollendete seinen Ruin, um 60,000 Flinten nach Frankreich zu schaffen, deren die Armeen bedurften. Dies geschah zu Ende des Jahres 1792. Er glaubte irriger Weise, daß diese Unternehmung ihn zugleich ehren und retten würde. Indeß überstand er auch diese verderbliche Periode. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath sah er noch nichtswürdigere und nicht minder grausame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und seinen Gläubigern über die Trümmer seines Vermögens zu streiten, starb er in einem Alter von 69 Jahren, plötzlich und ohne Krankheit im Mai 1799. — Im J. 1802 ist seine Lebensbeschreibung und 1809 eine Ausgabe seiner Werke in sieben Bänden erschienen. Werfen wir einen prüfenden Blick auf dieselben, um zu erfahren, wie er als Mensch nach Geist und Charakter darin erscheint, so finden wir eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, dabei aber so eindringenden Verstand, so treffende Beurtheilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommner Geschäftsgeist, daß das Verwickeltste ihn nur wie Spiel beschäftigte und vermöge seiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmsten war, und eine Thätigkeit, die sich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, sondern immer alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm sein durchdringender Verstand die Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Ueberredungskunst nicht leicht jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor

Verzagtheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindsam ohne weichliche Schwäche, fröhlich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften, kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmuth, noch Geistesgegenwart und konnte seine Lage stets übersehen und beherrschen. Zu diesem allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, Witz, List, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung. Beaumarchais, wo er auch gestanden hätte, würde sich überall ausgezeichnet haben. Die Art, wie er es that, offenbart zunächst die Eigenthümlichkeit seines Wesens. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten. Lebhafter Geist der Intrigue, von dem er beseelt war, sollte ihn zum Ziele führen. Dieser war es, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen trieb, in den verwickeltsten am meisten sich gefallen, und weil er selbst zweideutig ist, ihn auch zweideutig erscheinen ließ, indem die Gränzen, wo hier Witz und Boßheit, List und Tücke in einander laufen, sehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zum andern führen, oft unmerklich sind. Daß er als Dichter recht eigentlich und allein im Intriguenstück glänzte, ist aus dem Angeführten leicht erklärlich. Mit Recht gibt ihm Bouterweck das Zeugniß, daß er die raffinirteste Feinheit mit der schlausten Kunst zur Verstärkung des komischen Effects benutze, und jeder gesteht ihm Meisterschaft in der Intrigue zu. (Vergl. Clavijo.)

Beaumont (Francis) und John **Fletcher**, zwei ausgezeichnete englische Schauspieldichter, von denen jener 1585 geboren war, zu Cambridge studirte und schon 1615 starb, dieser aber 1576 zu London geboren war, und ebendaselbst 1625 an der Pest starb. Von früher Neigung zur Dichtkunst beseelt, widmeten beide sich ihr gemeinschaftlich, und da ihre Schauspiele, gegen funfzig an der Zahl, ohne Absonderung unter ihren beiden Namen erschienen sind, so ist es jetzt unmöglich anzugeben, was von dem einen und was von dem andern herrührt. Wir wissen jedoch, daß Beaumont in der Blüthe seiner Jahre starb, und Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, ihn um zehn Jahre überlebte. Daher können wir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von diesem allein ist. Nach dem Zeugnisse einiger Zeitgenossen war Fletcher das erfindende Genie, Beaumont dagegen, obwohl der jüngere, der ordnende und gestaltende Verstand; allein es ist wahrscheinlich, daß nicht diese gleichsam supplirenden Eigenschaften, sondern vielmehr Gleichheit der Gesinnung sie vereinigt habe. Shakspeare, dessen Zeitgenossen sie waren, diente ihnen bei ihren Arbeiten zum Muster; sie lassen, wie er, pathetische und niedrig-komische Scenen mit einander abwechseln, aber die oft nicht zu verkennende Absicht, ihr Vorbild darin zu überbieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor; wie es ihnen denn bei den ausgezeichnetsten Talenten nur an der künstlerischen Mäßigung und Besonnenheit gefehlt zu haben scheint, um das Höchste und Vollkommenste in ihrer Gattung zu leisten. Der Wunsch, dem Publicum, welches in jener Periode roher Kraft leichter Ausschweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte sie von der reinen künstlerischen Ansicht ab; aber die genaue Kenntniß dieses Publicums, und der Mittel, ihm zu gefallen, läßt sie mit Festigkeit und Zuversicht auf dem gewagtesten Wege gehen, und dadurch ersetzen sie zum Theil, was an innerer Harmonie und Uebereinstimmung ihnen abgeht. Am besten gelingen ihnen komische und burleske Scenen, minder die tragischen, die nicht genug die Tiefen der menschlichen Natur anspre-

chen. Ihre Zeitgenossen nahmen ihre Arbeiten mit dem lautesten Beifall auf, und zogen sie selbst dem Shakspeare vor, mit der Behauptung, daß durch sie erst die englische Bühne den höchsten Gipfel erreicht habe. Die unparteiische, nicht mehr vom Rausche des Augenblicks ergriffene Nachwelt hat dieses Urtheil verworfen, und Shakspeare die Palme zuerkannt. — Von ihnen wird erzählt, daß sie Schenken und Wirthshäuser gern besuchten und dort die menschlichen Charaktere studirten, und daß sie einstmals, als sie an einem solchen Ort über den Schluß eines Stückes gestritten, wobei der eine auf der Ermordung des Königs, der andere auf dem Gegentheile bestand, beide arretirt worden seyen, weil man sie für Leute angesehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das auf unsere Bühne mit Beifall gebrachte Lustspiel: Stille Wasser sind tief, ist eine freie Bearbeitung ihres Rule a wife and have a wife. L. Kannegießer hat angefangen, eine Auswahl ihrer Schauspiele in einer deutschen Uebersetzung zu liefern.

Beaumont (Madame Le Prince de), geboren zu Rouen 1711 und gestorben zu Anneci in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich, theils in England, zwar nur in mäßigen Glücksumständen, aber in derjenigen Achtung, die nützlichen Talenten gebührt. Sie widmete die ihrigen dem Unterrichte der Jugend. Ein einfacher und leichter Styl, eine gefällige Moral, gut gewählte historische Züge, eine glückliche Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewohl manches darin zu weit ausgesponnen ist, auch die theologischen Ansichten keinen Werth mehr haben. Sie hat viel geschrieben, theils Romane, theils Kinderschriften. Erstere sind: Mémoires de Villette; Civan, roi de Bungo; Lettres de Madame du Moutier; Lettres d'Emérance à Lucie; Mémoires de Batteville; La nouvelle Clarice; Contes moraux; Nouveaux contes moraux. Letztere sind: Magasin des enfans; Magasin des adolescentes; Magasin des artisans et gens de la campagne; Lettres diverses et critiques; Bibliothèque instructive; Education complète; Anecdotes du quatorzième siècle; Lettres curieuses et amusantes; Instructions pour les jeunes dames, qui entrent dans le monde et qui se marient; Les Américains; Le Mentor moderne: Manuel de la jeunesse; Oeuvres mêlées; Magasin des dévotes.

Beaune, eine ziemlich befestigte Stadt in Bourgogne, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Cote d'or, mit einem Schlosse und fünf Vorstädten, an dem kleinen Flusse Bourgeoise. Sie hat über 8000 Einwohner, ein von dem Kanzler Rollin gestiftetes schönes Hospital, und ist wegen ihres Vertriebs der burgunder Weine wichtig. Die Gegend um Beaune, welche le Beaunois heißt, ist sehr ergiebig an trefflichem Weine.

Beaurepaire, französischer Commandant in Verdun, als 1792 die Preußen, unter dem Herzog von Braunschweig, diese Stadt auffoderten. Nachdem in einem gehaltenen Kriegsrathe die Uebergabe der Stadt beschlossen wurde, und er dieselbe nicht hintertreiben konnte, erschoß er sich in der Versammlung. Diese heroische That erweckte allgemeine Begeisterung, und verdient in dem Andenken der Nachwelt aufbehalten zu werden.

Beccaria, (Cesare Marchese de) geb. zu Mailand 1735, wurde durch die Lectüre der Lettres Persannes von Montesquieu zur Entwikkelung seines philosophischen Talents in seinem 21sten Jahre angeregt, und nachher durch seine, von edelm Feuer für die Menschheit erfüllte merkwürdige Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. 8.

und mehrmals (von den Strafen und Verbrechen, auch in mehreren, besonders deutschen Uebersetzungen, z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798. 8.) als philosophischer Schriftsteller der Italiäner ruhmvoll bekannt. Mit der Beredsamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft bestreitet er in demselben die Todesstrafe und Tortur. Aber für die Sache war durch dieses Werk nur so viel gewonnen, daß man dadurch desto eifriger auf eine festere und wissenschaftliche Begründung des Criminalrechts, als das trügliche Gefühl seyn kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abscheu gegen eine unmenschliche Strenge der Criminaljustiz dadurch allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigte die Schwäche seiner Gründe gegen die Todesstrafe (s. dies. Art.), aber er thut B. Unrecht, den die edelsten Bewegungsgründe „Liebe für die Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menschen, als Sclaven so vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. Auch als Mensch verdiente Beccaria große Achtung, denn er war ein treuer Freund, ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menschenfreund. Uebrigens ist er auch noch durch eine philosophische Sprachlehre und Theorie des Styls unter dem Titel: Ricerche interno alla natura dello stilo, (Milano 1770. 8.), und als Verf. mehrerer guten Abhandlungen über den Styl, über den rednerischen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. A. herausgegeb. ital. Zeitschrift Il Caffè, das Kaffehaus) in seinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 sein gemeinnütziges Leben. — Ueber ihn s. Bergk in der Vorrede zur angeführten Uebersetzung, und Fuhrmanns denkw. Personen der alten und neuen Zeit 1. B. S. 301. T.

Beccaria (Giovanni Baptista), geb. den 3ten October 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er studirte, und dann den Auftrag erhielt, Grammatik und Rhetorik zu lehren; zu gleicher Zeit widmete er seinen Fleiß mit glücklichem Erfolge der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philosophie zu Palermo, und dann zu Rom, und erregte an beiden Orten große Aufmerksamkeit. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn daher 1748 als Professor der Physik an die Universität von Turin. Zu eben der Zeit war die Electricität durch Franklins, Dalibords und Delors Versuche ein Gegenstand des allgemeinen Interesse geworden. Dies gab ihm Veranlassung, ein Buch über die natürliche und künstliche Electricität herauszugeben, welches den Titel führt: Dell' elettricismo naturale ed artifiziale. Turin. 4. In demselben setzte er Franklins Theorie in ein helleres Licht; die Versuche, die dieses Werk über die atmosphärische Electricität enthält, sind so zahlreich und mannichfaltig, daß Priestley in seiner Geschichte der Electricität davon behauptet, daß Beccaria's Arbeit alle andere, die vor und nach ihm über diesen Gegenstand unternommen worden wären, weit überträfe. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitglied auf. Er schrieb noch eine Menge von Werken über diesen Gegenstand, die alle einen großen Werth haben. Das wichtigste derselben erschien 1772 unter dem Titel: Dell' elettricismo artifiziale, und enthält alles, was man bis dahin von der Electricität wußte. Franklin, der Beccaria's Arbeiten sehr schätzte, veranstaltete davon eine englische Uebersetzung. Im J. 1759 bekam Beccaria vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er begann die Messung 1760, gemeinschaftlich mit dem Abt Canonica, und machte das Resultat derselben

1774 bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er seine Lettere d'un Italiano ad un Parigino, und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müsse. Da sein Geist sich unablässig mit seiner Wissenschaft beschäftigte, ließ er sich oft kleine Vernachlässigungen des Wohlstandes zu Schulden kommen, wodurch aber keineswegs die allgemeine Achtung vermindert wurde, in der er stand. Er starb den 27sten Mai 1781.

Becher (Johann Joachim), berühmt als Verfasser der ersten Theorie der Chemie, wurde zu Speyer 1628 geboren. Nach dem frühzeitigen Verluste seines Vaters war er genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Doch überwanden sein Eifer und seine großen Anlagen alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik, Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Professor in Mainz, kaiserlicher Hofrath in Wien und erster Leibarzt des Churfürsten von Bayern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und das Project zu einer indischen Compagnie entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab sich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 sein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Charlatanerie; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. Er war der erste, der sie der Physik näher brachte und in beiden Wissenschaften die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen in der Welt suchte. Dies ist der Zweck seines wichtigen Werks, Physica subterranea betitelt. Zugleich fing er an eine Theorie der Chemie zu gründen; er suchte eine Grundsäure, von der alle andern nur Modificationen wären. Auch den wichtigen Prozeß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte jedes Metall bestehe aus einem gemeinschaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Substanz. Erhitze man ein Metall, so daß es seine Gestalt verändert, so entbinde man die mercurielle Substanz und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erste Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoisier galt. Bechers zahlreiche Schriften sind noch jetzt nicht ohne Interesse.

Beck (Christian Daniel) als einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Historiker in der gelehrten Welt bekannt. Er wurde geboren zu Leipzig 1757, wo er auch von Jugend auf die philologischen Wissenschaften mit großem Eifer trieb, dann seit 1779 durch seine vielseitigen und kenntnißreichen Vorlesungen im Fache der Theologie, Philologie und Geschichte der Universität daselbst, dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutschland überhaupt mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. Während dieser Zeit empfing er mehrere akademische Würden und Aemter (seit 1785 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache, seit 1809 das Directorium eines königl. philologischen Seminars u. a.), welche er mit der größten Sorgfalt und stets zum Vortheile der Universität verwaltet hat. Auch wurde er 1808 zum königl. sächs. Hofrath erhoben. Alle seine Zeit, welche ihm von diesen akademischen Beschäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet, und ist durch eine sehr bedeutende Anzahl geschätzter philologischer, archäologischer und historischer Werke, von denen mehrere noch unvollendet sind, als einer der fleißigsten und gelehrtesten Schriftsteller unserer Zeit bekannt. Vorzüglich

und anzuführen seine Ausgaben der alten Classiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Aristophanes, Calpurnius; seine trefflichen und lehrreichen Programme über historische und archäologische Gegenstände, ein reichhaltiges geschichtliches Werk: Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte (1787 — 1806 4 Bde. bis zur Entdeckung von Amerika) seine Uebersetzungen von Goldsmiths Geschichte der Griechen, Fergusons Geschichte der römischen Republik, und sein für Theologen wichtiges Werk: Comentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther. 1800. Lpz. 8., welche alle eben sowohl von ungemeiner Belesenheit, als von seltener Schärfe und Feinheit des kritischen Urtheils zeugen.

Becken ist eine am untern Theile des Unterleibes bei Menschen und Thieren befindliche, aus sieben Knochen zusammengesetzte, oben völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meist unveränderliche Höhle. Auswendig ist dieselbe rundlich, oben breiter, unten schmaler. Im Stehen ruht es auf dem dicksten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Spitzknorren. — Das ganze Becken ist sowohl unter den Lendenwirbeln, als auf den Schenkeln beweglich, daher steigt das Hüftbein z. B. beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man sich vorzüglich auf den Schenkel stützt; es sinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgesetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle sind abgeebnet, glatt und hin und wieder mit Fleisch bedeckt. Eine fast in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt dasselbe in zwei Theile, wovon das eine das obere oder große, das untere aber das kleine genannt wird. In wohlgebauten Personen von mittlerer Größe beträgt der Durchmesser des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern, beim männlichen Geschlechte neun, beim weiblichen eilf Zoll. Daß das Becken bei den Menschen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müsse, als bei Thieren, läßt sich von selbst schließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Mastdarm, die Urinblase, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüsen.

Becker (Wilhelm Gottlieb), geboren 1753 in Calemberg im Schönburgischen, gestorben den 3ten Juni 1813 zu Dresden als königl. sächs. Hofrath und Antiken-Inspector, hat sich als anmuthiger Dichter und Erzähler und als geübter Kunstkenner nicht unrühmlich bekannt gemacht. Als er in den Jahren 1773 bis 1776 in Leipzig studirte, wo sich ein Kreis eifriger Musenfreunde gebildet hatte, zog auch ihn innere Neigung in diesen Bund. Der um Leipzig so hochverdiente Bürgermeister Müller nahm sich des Jünglings in mancherlei Verhältnissen thätig an. Durch ihn ward er mit Oeser, und durch Oeser mit der Kunst bekannt, die seine Gefährtin durchs Leben bleiben sollte. Einige seiner poetischen Erstlinge sind damals als Briefe an Elisen und als Episteln an Gärtner gern gelesen worden. Früchte seiner Kunststudien waren das auf eine Idee von Hagedorns Betrachtungen über die Malerei gegründete Büchlein vom Costum an Denkmälern, einige Hefte eines Kunstjournals und die Uebersetzung von Bardons Schrift über das Costum. Im Jahre 1776 ging Becker als Lehrer an dem Philanthropin nach Dessau, verließ diesen Posten aber schon im nächsten Jahre, da sich ihm eine einladendere Aussicht in Basel eröffnete. Dort in von Mechels und anderer Kunstfreunde Umgang bil-

dete sich sein Geschmack an Kupferstichen und seine Kenntniß alter Meister. Dort verband er sich mit Iselin, dessen Ephemeriden er nach Jenes Tode noch ein Jahr lang allein fortsetzte. Er bereis'te die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Die auf dieser Reise gemachte persönliche Bekanntschaft des Marquis von Girardin veranlaßte ihn, dessen Schrift über die Verschönerung ländlicher Wohnungen zu übersetzen. Auch bekam er von diesem das Fragment aus Rousseau's noch geheim gehaltenen Bekenntnissen über den Banddiebstahl, durch dessen Mittheilung er Wieland so heftig erzürnte, daß er sich in einem eigenen Schreiben deßhalb rechtfertigen mußte. Des großen Meisters Hans Holbein Malereien und satirische Einfälle hatten Becker in Basel vielfach beschäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von Erasmus Lob der Narrheit mit den holbeinischen Federzeichnungen dazu, aufs neue in Kupfer gestochen, sowohl im Original als in einer Uebersetzung. Außerdem übersetzte er mehrere damals Aufsehen erregende französische Producte, und hatte sich überhaupt mit der französischen Literatur so vertraut gemacht, daß er nach seiner Rückkehr nach Leipzig 1780 ein durch zwei Jahrgänge fortgesetztes Magazin der neuen französischen Literatur fast allein herausgab. Beckers Plan war, in Leipzig als akademischer Lehrer aufzutreten. Allein eben war die Stelle eines Professors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden eröffnet. Auf den Rath seiner Freunde bewarb er sich darum. Er erhielt diese Stelle, welcher er von 1782 bis 1795 vorstand, worauf er die durch Wackers Tod erledigte Aufsicht über die churfürstliche Antikengallerie und das damit verbundene Münzcabinet unter dem Titel eines Inspectors erhielt, die er auch bis zu seinem Tode verwaltete, damit aber seit 1805 die Aufsicht über das grüne Gewölbe als geheimer Kämmerer mit dem Charakter eines Hofraths verband. Die mäßigen Amtsgeschäfte, welche Becker in diesen Lagen hatte, erlaubten ihm, sich mannichfaltigen schriftstellerischen Unternehmungen zu widmen. Diese wurden nur einmal, im Jahre 1784, durch eine Reise nach Italien unterbrochen, die seinen Kunstblick schärfte, und ihm einen Beruf mehr zum beurtheilenden und darstellenden Schriftsteller im Kunstfache gab, wobei er jedoch immer mehr durch gefällige Einkleidung und anmuthige Deutlichkeit, als durch erschöpfende Tiefe und Neuheit der Ansicht sich einen zahlreichen Kreis von Lesern gewann. Bei der Würdigung seiner literarischen Verdienste muß man den darstellenden und beurtheilenden Schriftsteller, den Dichter und Künstler unterscheiden. In der schönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte, die er aber selbst nie in einer eigenen Sammlung vereinigte und viele Erzählungen, die sich zwar weder durch Erfindung, noch Form vorzüglich auszeichnen, aber zur angenehmen Unterhaltung zu empfehlen sind. Er wollte sie in vier Bänden zusammenstellen, von denen die beiden ersten kurz vor seinem Tode erschienen. Größer noch war sein Verdienst um die Lesewelt durch die Herausgabe seines Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, welches seit 1794 in ununterbrochener Folge erschien; seiner Erholungen, die von 1796 bis 1806 vierteljährlich herauskamen, und seiner Guirlanden, welche an die Stelle der Erholungen traten. Becker wußte für diese Unternehmungen viele treffliche Mitarbeiter zu vereinigen; er selbst aber hatte größtentheils nur das Verdienst der Auswahl und Zusammenstellung. Gleiche Verdienste erwarb er sich durch seine beurtheilenden und künstlerischen Schriften. Dahin gehört sein Taschenbuch für Gartenfreunde, 1795 bis 1800, seine Garten- und Landschafts-

zebäude in drei Lieferungen, das seifersdorfer Thal und der)lauische Grund bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturzeschichte und schöne Gartenkunst. Letztere Schrift gab dem Verfasser noch zu einem andern schönen Werke Veranlassung, worin er ;eigte, wie dieses von der Natur so reich ausgestattete Thal durch Hin:utritt der Kunst in einen großen Naturgarten umgeschaffen werden könne. Verdienen diese verschiedene Werke eine rühmliche Erwähnung, so)erdient sie noch mehr das Augusteum, welches von 1804 in zwölf Heften erschien, und Dresdens antike Denkmäler auf 154 Kupfertafeln, nebst einem erläuternden Texte, enthält, wiewohl der Kenner sich die Schwächen des Letztern nicht verbergen kann. Um so beifallswürdiger iber sind die mit größtem Fleiße gearbeiteten Abbildungen, die unter Beckers Leitung von mehreren ausgezeichneten Künstlern ausgeführt wur)en. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in inem eigenen Werke dem Publicum bekannt zu machen, und hatte Vie:es dazu vorbereitet. Um den Kennern zu zeigen, was sie von ihm zu :rwarten hätten, gab er vorläufig eine Schrift heraus, welche die Auf;chrift führt: Zweihundert seltene Münzen des Mittelal:ers in genauen Abbildungen und historischen Erläu:erungen, und in Ansehung der Genauigkeit der Münzabbildungen illes übertrifft, was bis dahin in dieser Art erschienen ist. Dieses schöne Werk war Beckers Schwanengesang. Sein, wiewohl nicht unerwarteer, Tod wird von zahlreichen Freunden, die außer dem Gelehrten zugleich den redlichen, gefühlvollen und liebenswürdigen Menschen in ihm chätzten, herzlich betrauert.

Becker (Rudolph Zacharias) lebt seit dem Jahre 1783 mit dem Charakter eines Schwarzb. Rudolstädtischen Hofraths, in Gotha, wo r eine Buchhandlung besitzt. Er bildete sich frühzeitig, durch eigene ›ractische Lebensansichten und durch ein rastloses Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit, zu einem weltbürgerlichen Volksschriftsteller im eigentlichen Sinne des Worts, und steht in dieser Hinsicht, sowohl durch eine vielfältigen dahinschlagenden schriftstellerischen Unternehmungen, als iuch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, ondern auch unter den höhern Classen gestiftet haben dürfte, vielleicht ›or allen andern deutschen Schriftstellern als der Einzige da. Schon eit einem Zeitraume von mehr als dreißig Jahren hat er sich bemüht, n den mannigfaltigsten schriftstellerischen Gewändern diejenigen practichen Grundsätze, welche er sich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, ur Kenntniß des großen Haufens zu bringen, und dadurch gleichsam ils allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils ›urch eine verdammliche Gewohnheit, theils auch durch eine noch ver›ammlichere Absicht, in einem Zustande von physischer und sittlicher Rohheit gehalten worden sind, welcher auch dem gleichgültigsten Beobichter nicht entgangen seyn kann: wir meinen die niedern Volksclassen. Unter seinen schriftstellerischen Unternehmungen, durch welche er die beagten Zwecke zu verwirklichen sich bemühte, steht sowohl ihrer Nützlicheit, als auch ihrer größern Verbreitung wegen, sein Noth- und Hülfsbüchlein in Vereinigung mit dem mildheimischen Lie›erbuche oben an, von welchem erstern, nach Beckers eigner Angabe, eit der fünf und zwanzigjährigen Erscheinung desselben, die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt vorden sind. Dieser beispiellose Absatz bürgt uns für die Zweckmäßigeit des Werks, also für die richtige und practische Ansicht seines thäigen, um das allgemeine Wohl rastlos bemühten Verfassers. Eine nicht

minder nützliche, obgleich nicht so sehr verbreitete, aber dessen ungeachtet sehr verdienstliche Unternehmung ist sein allgemeiner Reichs-Anzeiger, der im J. 1791 begann und 1806 wegen der veränderten Lage Deutschlands den Titel allgemeiner Anzeiger der Deutschen erhielt und jetzt noch als allgemeiner Anzeiger fortgesetzt wird. Auch die National-Zeitung der Deutschen, welche der im J. 1782 begonnenen Zeitung für die Jugend von 1796 — 1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln strebt. Aber nicht minder wie die genannten Schriften zwecken auch alle seine übrigen schriftstellerischen Unternehmungen, deren vollständige Erwähnung uns hier die Beschränktheit des Raums verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab und erreichen diese Absicht, wie die bereits genannten, auf eine ausgezeichnete Weise. Einige den Verdacht des Marschalls Davoust erregende Aufsätze in den genannten Journalen waren Ursache, daß er im J. 1811 von den Franzosen in seinem Hause verhaftet, nach Magdeburg geführt, daselbst einer lästigen Untersuchung unterworfen, und in einer engen Gefangenschaft gehalten wurde, welche letztere jedoch die französischen Behörden später milderten. In diesem Verhafte verweilte er bis in den Frühling 1813, da seine Gattin seine Freyheit bey dem durch Gotha reisenden Napoleon erbat. Die Muße seiner Gefangenschaft wandte er zu einer verbessernden Bearbeitung des Noth- und Hülfsbüchleins und des mildheimischen Liederbuches an.

Becker (Balthasar), ein aufgeklärter Theolog des siebzehnten Jahrhunderts, wurde 1634 zu Metselavier in Friesland geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studirte in Gröningen und Franecker und wurde dann Prediger in Osterlittens. Hier schrieb er einige kleine Schriften, und zog sich durch die darin geäußerten Meinungen über einige Dogmen Verfolgungen zu. Man beschuldigte ihn, ungeachtet seiner Vertheidigung, des Socinianismus und Carthesianismus. Er verließ daher seinen bisherigen Wohnort und wurde Pfarrer in Lonen und Wesop und dann Feldprediger. Im J. 1679 ließ er sich in Amsterdam nieder, und erweckte bald durch neue Schriften den Haß seiner Amtsbrüder, denn er schrieb eine Untersuchung über die Cometen, in der er bewies, daß sie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch unter dem Titel: De betoverde waereld (die bezauberte Welt), in dem er die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über Hexen u. a. m. angreift. Diese Schrift setzte alle Federn in Bewegung. Er trug selbst darauf an, daß man sie vor der Synode untersuchen möchte, und schrieb eine Apologie derselben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieses Werks und entsetzte ihn seines Predigeramts. Becker starb den 11ten Juni 1698, ohne daß er wieder eine Anstellung erhalten hatte.

Becket (Thomas), bekannt unter dem Namen Thomas von Canterbury und berühmt durch die Rolle, die er unter Heinrichs II. Regierung spielte, war zu London im J. 1119 geboren. Nachdem er zu Oxford, Paris und Bologna seine Studien vollendet hatte, ernannte ihn auf die Empfehlung Theobalds, Erzbischofs von Canterbury, König Heinrich II. zum Großkanzler und Lehrer seines Sohnes. Becket machte auf diesem Posten ungeheuren Aufwand und war eben so sehr bemüht, sich beim Volke durch seine Freigebigkeit, als durch unbegränzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, so daß der Letz-

tere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen seinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieser hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er sich von einer neuen, dem Könige höchst unerwarteten Seite zeigte. Nicht nur ging er von dem höchsten Luxus und Wohlleben plötzlich zu dem Ernst und der Strenge des andächtigsten Geistlichen über, trug ein härnes Gewand, geißelte sich und genoß nur Wasser und Brot, wobei er unbezweifelt die Absicht hatte, sich auf Volk und Geistlichkeit Einfluß zu verschaffen, sondern er trat zugleich als eifrigster Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieser berief zu Beschränkung derselben eine allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit nach Clarendon, wo mehrere dem Willen des Königs gemäße Bestimmungen gemacht wurden, denen sich Becket auch, aus Unvermögen sich zu widersetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papst ihnen seine Genehmigung versagte, trat auch Becket, ungeachtet seines geleisteten Eides, laut dagegen auf. Heinrich, um sich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, seine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beschlag belegen und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu suchen. Dessen ungeachtet blieb Becket unbeugsam, und der stolze und gereizte Heinrich, dem daran lag, sich mit ihm auszusöhnen, ließ sich nicht nur zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf der Gränze der Normandie herab, sondern demüthigte sich so sehr, dem stolzen Prälaten beim Auf- und Absteigen den Zügel des Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte sich aber eben so unabhängig von der königlichen Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einst vor seinem Hofe darüber fallen ließ, bestimmte vier Edelleute sich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie waren bereits abgereis't, als der davon unterrichtete König zu ihnen schickte, um ihnen jede Unternehmung gegen die Person des Erzbischofs zu verbieten, kamen auf verschiedenen Wegen nach Canterbury, begaben sich zu Becket und hatten mit ihm eine heftige Unterredung, nach welcher sie sich, da sie unbewaffnet gekommen waren, in den Hof des Palasts begaben, die ihnen von ihren Trabanten nachgebrachten Waffen nahmen, und mit denselben zurückkehrten. Nur auf die Zurede der gegenwärtigen Mönche war Becket zu bewegen, sich in die Kirche zu begeben, wo man die Abendmesse begann. Langsam und furchtlos ging er dahin, die Mörder drangen ihm nach, und da er die Kirche zu verlassen sich weigerte, erschlugen sie ihn, der sich ruhig und gefaßt ihren Streichen darbot, am Fuße des Altars. Dies geschah im J. 1170. Nur mit großer Anstrengung und vielen Opfern gelang es dem Könige den furchtbaren Bannstrahl, der für diesen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei Jahre darauf als ein Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen vom ersten Range versetzt. Im J. 1221 ließ Heinrich III. seine Gebeine in eine eigne Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Fest und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der römischen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Bischofe solche Ehren erwies, der der königlichen Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte sich des reichen in Beckets Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Calender gestrichen, die Feier sei-

nes Festes untersagt, und seine Gebeine verbrannt und in die Winde gestreut.

Beckmann (Johann), der fast 45 Jahre Professor in Göttingen war, wurde zu Hoya 1739 geboren. Sein Vater war Steuereinnehmer und Postmeister in diesem Städtchen, und beschäftigte sich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundstücks. Dies scheint seinem Sohne Liebe für die Feldwirthschaft eingeflößt zu haben. Er verlor seinen Vater in einem Alter von sieben Jahren, und verdankte seine Erziehung seiner Mutter, die ihn in seinem funfzehnten Jahre auf die Schule in Stade schickte und der besondern Leitung des Rectors Gehlen übergab. Er wurde zum Prediger bestimmt, und begab sich zur Vollendung seines Studiums 1759 nach Göttingen. Hier änderte er aber, vielleicht auf Hollmanns Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Kästner und Tobias Meyer veranlaßt, seinen vorgefaßten Entschluß, und wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf Naturwissenschaft und deren nützliche Anwendung für die bürgerliche und Staats-Oekonomie. Er verlor im Jahre 1762 seine Mutter, und da er nun aller Hülfsquellen fortzustudiren beraubt war, nahm er den Antrag des Geographen Büsching an, die Stelle eines Professors der Physik und Naturgeschichte am lutherischen Gymnasium in Petersburg anzutreten. Als aber Büsching Petersburg verließ, legte auch Beckmann seine Stelle nieder, und machte eine Reise nach Schweden, um sich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verschaffen. In Upsal machte er die Bekanntschaft mit Linné, hielt sich hier längere Zeit auf, und benutzte den Umgang und Unterricht dieses großen Naturforschers. Auf Büschings Empfehlung wurde er 1766 zum Professor in Göttingen ernannt, gab hier mehrere Werke über Naturwissenschaft und Landwirthschaft heraus, und brachte letztere zuerst in eine wissenschaftliche Form. Sein großer Ruf zog viele Studirende nach Göttingen und beförderte das Ansehen dieser berühmten Universität. Er starb am 3ten Februar 1811, nachdem er Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Deutschlands und der nordischen Reiche geworden war. Er war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein in jeder Rücksicht liebenswürdiger Mann. Seine Frau war die Tochter seines Lehrers und Freundes Hollmann, die ihn nur wenige Wochen überlebte, und ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die Zwillinge waren, geboren hatte.

Bedeckter Weg heißt der äußerste Wallgang hinter dem Glacis einer Festung disseits des Grabens vom Felde herein. Er läuft daher zwischen der äußern Grabenböschung (Contrescarpe) und dem freien Felde um die ganze Festung. Seine Brustwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmählich nach dem Felde zu ab. Sein Nutzen ist mannichfach. Er verschafft eine sichere Gemeinschaft um die ganze Festung; erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen; zwingt den Feind, seine Belagerungsarbeiten in einer sehr großen Entfernung anzufangen; erschwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breschbatterien und deckt durch seine Brustwehr die hinter ihm liegenden Werke.

Bedeutung ist die Beziehung eines Zeichens auf einen Gegenstand. Dem zufolge ist dreierlei dabei zu berücksichtigen: das, was sich auf einen Gegenstand bezieht, oder das Zeichen desselben; das, was durch das Zeichen dargestellt werden, oder auf dessen Vorstellung das Zeichen führen soll, oder der Gegenstand selbst, endlich ein solches Verhältniß des Zeichens zum Gegenstande; daß die Vorstellung desselben dadurch in dem der Vorstellung fähigen Wesen möglich ge-

nacht wird, oder die Beziehung. Der Gegenstand ist immer etvas in der Wirklichkeit, in der Erfahrung Gegebenes, das Zeichen ist in nothwendiges oder willkührliches Product des Subjects, die Beziehung ein Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit. Auf der Wechselwirkung dieser drei Momente beruht die ganze Theorie der Bedeutung. — Der Gegenstand ist gegeben entweder in der äußern oder in der innern Erfahrung und die Vorstellung desselben erlangt entweder durch Anschauung des Sinnes, oder der Einbildungskraft oder durch eine Operation des Verstandes, und alle Vorstellungen lassen sich unterscheiden nach ihrem Inhalt, ihrer Beschaffenheit und ihrem Umfang. Gegenstand der äußern Erfahrung ist alles durch den äußern, der innere durch den innern Sinn Wahrnehmbare, Gedanken, Meinungen, Affecte u. s. w.; Vorstellungen, durch Anschauung des Sinnes und der Einbildungskraft erlangt, sind anschaulich, individuell, durch Operation des Verstandes abstract, allgemein. Nach ihrem Inhalt sind die Vorstellungen also sinnlich oder nicht sinnlich, nach ihrer Beschaffenheit anschaulich oder abstract, bloß denkbar, und nach ihrem Umfang individuell, oder gemeinsam, oder allgemein. — Schon ein flüchtiger Blick auf diese Unterscheidungen muß lehren, daß durch sie eine Verschiedenheit in der Art der Bezeichnung nothwendig wird. Das Zeichen ist der Substitut oder Repräsentant des Gegenstandes selbst, und wie schon angeführt worden, ein nothwendiges oder willkührliches Product des Subjects, von demselben erzeugt aus dem Bedürfniß der Mittheilung. Wo das Zeichen nothwendiges Product des Subjects ist, da erscheint es als unmittelbare Folge und Reaction irgend eines einwirkenden Reizes; so in den Empfindungstönen, in dem pathognomisch-mimischen Gesichtsausdruck, der Gesticulation; wo das Zeichen willkürliches Product des Subjects ist, da kann es nur Folge überlegter Wahl einer Denkkraft seyn, welche sich dabei auf Natur oder Uebereinkunft stützen, aber auch im letztern Fall der Natur so nahe wie möglich zu kommen suchen wird. Viel kommt hiebei auf das Mittel an, wodurch das Zeichen dargestellt wird: Ton, Geberde, Bild, Wort. — Ton und Geberde sind Zeichen eines innern Empfindungszustandes, Bild und Wort dienen zugleich als Zeichen äußerer Gegenstände. Am natürlichsten wird die Aufmerksamkeit eines Andern dadurch auf einen Gegenstand geleitet, daß ich auf ihn hinweise. Dies ist aber nur möglich, wenn derselbe gegenwärtig ist; ist er abwesend, so muß ich das von ihm in der Einbildungskraft vorhandene Bild zu veräußern suchen. Dies geschieht durch bildliche Nachahmung des Gegenstandes, woraus die Bilderschrift entsteht, oder durch einen articulirten Laut; Wort, mittelst dessen ich Begriff und Bild des Gegenstandes in der Einbildungskraft des Andern hervorrufe, woraus die Sprache entsteht. Beide sind reich genug, um eine große Menge Vorstellungen durch ihre Hülfe zu erwecken; für beide aber gibt es auch Fälle, wo sie um Zeichen wenigstens eine Zeit lang verlegen seyn können. In Fällen nämlich, wo Gegenstände von nichtsinnlicher oder übersinnlicher, bloß denkbarer Natur, oder abstracte, allgemeine Begriffe von natürlichen Gegenständen, dergleichen bloß durch eine Operation des Verstandes entstehen, darzustellen sind, ist man bald mit der Sprache, bald mit dem Bilde in Verlegenheit, welche nur durch Vermittlung der Einbildungskraft geendigt wird, die, um eine solche Vorstellung anschaulich zu machen, die Sphären verwechselt, das Innere veräußernd und das Aeußere verinnernd, und so aus Elementen wirklicher

Anschauungen ein neues entsprechendes Bild erschafft. Alles dies muß man ins Auge fassen, um über die Beziehung beider auf einander, des Zeichens auf den Gegenstand oder die Vorstellung davon sich zu verständigen. Wir haben sie einen Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit genannt. Sie ist nämlich frei, in so fern das, was mitgetheilt werden soll, nur von dem mittheilenden Subject abhängt; in so fern aber Mittheilung geschehen soll, muß das Gesetz der Verständlichkeit beobachtet werden, jedesmal solche Zeichen zu wählen, wodurch die Vorstellung des Bezeichneten auch wirklich geweckt wird. Daß dies mit genauester Angemessenheit geschehe, ist besonders in solchen Fällen nöthig, wo es dem mittheilenden Subject wichtig ist, in Andern eben die bestimmten Vorstellungen und Gefühle zu erregen, die es selbst hat, wo es denn auch nicht bloß um Verständlichkeit überhaupt, sondern neben dieser um eine besondere Erregung der Aufmerksamkeit und Richtung derselben auf einen gewissen Punkt hin zu thun ist.

Bedienung des Geschützes begreift die zum Gebrauch des schweren Geschützes nöthige Mannschaft. Die neuesten Zeiten haben gelehrt, daß die vormals dazu bestimmte Anzahl zu groß war, und daß eine dreipfündige Kanone mit 8 Mann, ein Sechspfünder mit 10, ein Zwölf- oder Achtzehnpfünder mit 12 Mann u. s. w. vollkommen ausgerüstet ist.

Bedingung ist im Allgemeinen jede Voraussetzung, unter der man etwas anderes gelten läßt. Enthält dieselbe für den Verstand einen Grund, warum er einem Subjecte ein gewisses Prädicat beilegt, so ist es eine logische; enthält sie etwas Zufälliges oder Ungewisses von dessen Wirklichwerdung etwas anderes abhängt, so ist es eine juridische; enthält sie endlich den Grund oder ein nothwendiges Erfoderniß, das man voraussetzen muß, um etwas anderes zu verstehen oder zu begreifen, so ist es eine metaphysische Bedingung. Aus der erstern entspringen die logisch bedingten Sätze und Schlüsse; aus der zweiten die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedingungen in mögliche und unmögliche, im physischen sowohl als moralischen Sinne. Jene stehen entweder in unserer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder beides findet zugleich Statt. Ferner sind sie entweder verneinend oder bejahend, und in Hinsicht ihres Effects entweder aufschiebend oder aufhebend. In metaphysischer Hinsicht setzt z. B. die Abwechslung der Eigenschaften oder der Bestimmungen etwas Beharrliches voraus, an dem es wechselt; eine Begebenheit eine Ursach, woraus sie entsteht, und das Zugleichseyn der Dinge ihre Wechselwirkung. Hier ist das Beharrliche der Grund, welcher vorausgesetzt werden muß, wenn etwas wechselt; Ursach der Grund, woraus das Entstehen eines andern Dinges begriffen wird. Die kritische Philosophie nennt sie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, ist das Unbedingte. Die kritische Philosophie erkennt drei Arten des Unbedingten; das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt.

Bedlam, ein berühmtes Hospital für Wahnsinnige in London. Es enthält über 200 Zimmer für die Unglücklichen, unter denen die Armen unentgeldlich verpflegt werden. Seinen Namen hat es von einem vormaligen Kloster, das der heiligen Maria von Bethlehem gewidmet war.

Beduinen oder Bedewi, die Bewohner der Wüste, sind

Araber, welche in Aegypten, Syrien u. s. w. zerstreut leben und sich sehr von einander unterscheiden. Sie leben in Familien unter Schachs oder in ganzen Stämmen unter Emirn beisammen. Die Wohnungen der meisten bestehen in Zelten und Hütten; andere leben in Höhlen, Grotten, Ruinen und an abgelegenen Orten, wo sie Wasser und Weiden in der Nähe haben. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Viehzucht. Sie vertauschen oder verkaufen ihr überflüssiges Vieh gegen andere Bedürfnisse. Alle sind gute Reiter; einige lieben die Jagd. Als Feinde betrachten sie alle diejenigen, die nicht ihre Brüder, Bundesverwandte und Schutzgenossen sind. Manche Stämme kommen auf ihren Zügen aus weit entfernten Gegenden des innern Afrika und Arabiens bis an den Nil, wohin die reichlichen Weiden an diesem Flusse sie locken; andere bleiben das ganze Jahr in Aegypten, und suchen Weiden für ihr Vieh auf. Ihre Anfälle und Räubereien sind immer gegen solche Gegenden und Caravanen gerichtet, wo sie die stärkere Partei sind, damit sie leicht die Oberhand behalten; der Ueberzahl weichen sie jedesmal durch eine schleunige Flucht aus. Manchmal verbinden sich auch mehrere Beduinenstämme und bemächtigen sich großer Districte auf lange Zeit. Im Allgemeinen sind die Beduinen arm, unwissend, roh, wild und stolz; ihre Lebensart aber ist einfach und patriarchalisch.

Beelzebub, auf hebräisch der Fliegengott, ein Abgott der Moabiter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberste Teufel verstanden wird.

Beerdigung, das Vergraben eines menschlichen Leichnams in die Erde. Zu früh ist die Beerdigung, wenn sie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Mensch wirklich, und nicht bloß scheinbar, todt ist, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem schrecklichen Zustande wieder erwachen könnte. Daß der Mensch äußerlich todt scheinen, und doch noch Leben in ihm seyn kann, lehrt uns die Erscheinung der Ohnmacht, der Asphyxie, der Winterschlaf mancher Thiere, in welchem sie ohne Zeichen des Lebens, ohne Nahrung zu brauchen, ohne Ausleerung u. s. w. liegen. Der Tod selbst erfolgt nur in seltenen Fällen plötzlich, meistens allmälich. Eine Function des Organismus hört nach der andern auf, thätig zu seyn. Sie können aber alle ruhen, und doch kann man den Organen des Körpers die Fähigkeit, daß wieder Bewegung und Leben in sie zurückkehren könne, nicht absprechen, so lange sie nicht physisch so zerstört sind, daß jenes nicht möglich ist. Die gewöhnlichen Zeichen des Todes, z. B. Aufhören des Puls- und Herzschlages, des Athmens, des Gefühls, der Bewegung, Kälte, Steifheit, oder auch Schlaffheit des Körpers, Herabsinken der untern Kinnlade, kein Ausfluß des Blutes aus geöffneten Adern, gebrochene Augen u. s. w., sind alle trüglich und können vorhanden seyn, ohne daß alles Leben aus dem Körper entwichen ist. Man kann nicht eher überzeugt seyn, daß der Verstorbene wirklich todt ist, bis die Organe zur Wiedererlangung der Lebensfähigkeit ganz unfähig sind: also bis man die Zeichen der anfangenden Fäulniß bemerkt. Diese sind der eigene Todtengeruch, das leichte Abschälen des Oberhäutchens, grünliche Flecken des Unterleibes. Jeder Mensch, welcher ohne diese Zeichen begraben wird, ist in der schrecklichen Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es gibt aber besonders verschiedene Zufälle und Krankheiten, welche vor andern einen Scheintod darstellen können. Hierunter gehören mancherlei Nervenkrankheiten, Kopfverletzungen, Schlafsucht, Schlagfluß, Erstickung, alle Arten der Asphyxie, Ohnmachten, besonders die oft lang dauernden Ohnmachten

hysterischer Frauenzimmer, Entkräftung, Blutflüsse u. a. m. Ob wirkliches Zurückkehren im Grabe möglich ist, daran ist wohl kein Zweifel, da mehrere Erfahrungen es beweisen, obschon viel darüber gestritten worden ist. Daß Scheintodte, die von allen, die sie gesehen hatten, für wirklich todt gehalten wurden, doch wieder lebendig geworden sind, lehren viele wirkliche Erfahrungen. Warum sollte dies nicht auch im Sarge geschehen können? Gerade die Stille und Ruhe, der Mangel an starken Reizen, welche den schwachen Lebensfunken vielleicht eher ausgelöscht hätten, die Ausdünstungen der Erde, die gleichförmige Temperatur, können eher bewirken, daß der schwache Lebensfunke sich sammelt und wieder zur Lebensflamme auflodert. Die wenige Luft im Sarge kann wohl Ursach seyn, daß das wieder erwachende Leben nicht lange dauern kann, aber nicht, daß es gar nicht erwache. Und ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, wenn ein Wiedererwachter nur Minuten lang in einem so qualvollen Zustande seyn müßte? Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei seyn. Schon die ältern Völker bestrebten sich, durch mancherlei Vorkehrungen und Gebräuche mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Aegyptier ließen sich einbalsamiren, die Römer schnitten den Todten einen Finger ab, ehe sie sie verbrannten; andere Völker ließen sie vielmals waschen und salben. Wie die Behandlung der Todten bei uns ist, kann es öfters geschehen, daß noch Leben in ihnen schlummert, wenn sie begraben werden. Nie sollten daher Beerdigungen bei denen, welche an oben benannten Zufällen gestorben sind, Statt finden dürfen, bis sich die gewissesten Merkmale der Fäulniß eingestellt haben. Selbst bei den an andern Krankheiten Verstorbenen sollte man im Winter wenigstens drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am sichersten aber ist es, eine Todtenschau einzuführen, vermöge welcher ein vom Physikus darin unterrichteter Mann, oder in dessen Ermangelung die gewöhnliche, hierzu aber besonders unterrichtete und in Pflicht genommene Leichenfrau, dahin verpflichtet würde, jeden Todten zu verschiedenen Malen genau zu untersuchen, so daß keiner eher begraben werden dürfte, als bis das Attestat des Leichenbeschauers den wirklichen Tod des Verstorbenen bestätigte. In manchen Fällen ist das längere Aufbewahren des Todten im Hause freilich lästig, auch wohl gefährlich, z. B. bei ansteckenden Krankheiten, bei schnell eintretender Fäulniß, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hause. Daher wäre es sehr zweckmäßig, wenn überall Todtenhäuser dazu bestimmt und eingerichtet würden, dahin jedermann seine Todten gleich nach den ersten Stunden bringen könnte, wo nun, im Fall, wie z. B. bei oben angeführten Krankheiten, der Tod noch zweifelhaft wäre, alle möglichen Mittel zu dessen Wiederbelebung angewendet werden könnten, und wo die Verstorbenen mit der gehörigen Ordnung und Ruhe so lange liegen blieben, bis die unbezweifelten Merkmale eines wirklichen Todes eingetreten wären. H.

Beethoven (Louis von), einer der genialsten Tonkünstler unserer Zeit, geb. zu Bonn 1772, ein Sohn des ehemaligen Tenoristen an der churfürstlichen Capelle daselbst; nach einer andern von Fayolle angeführten Meinung aber ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Schon in seinem elften Jahre hatte er die Fertigkeit im Clavierspielen so weit gebracht, daß er Sebastian Bachs wohltemperirtes Clavier spielte, und im dreizehnten componirte er schon eigne Sonaten für sich. Diese ausgezeichneten und vielversprechenden Eigenschaften bewogen den damaligen Churfürsten von Cöln, ihn 1792 auf seine

osten nach Wien zu Haydn reisen zu lassen, damit er sich durch den nterricht desselben in der Kunst des Satzes vervollkommnen möchte. Nach einiger Zeit, ungefähr 1794 oder 1795, entschloß er sich, ganz n Wien zu bleiben, wo er denn auch bis jetzt sich aufhält. Nach Mozart haben sich vielleicht die Deutschen, was Instrumentalmusik etrifft, keines ihm so nahen Genies wieder zu erfreuen gehabt, wie in Beethoven. Diese Fülle, diese Neuheit, dieser Reichthum an Ideen, diese Kunst, mit welcher er alle seine Compositionen durchführt, ind in der That bewundernswerth, obgleich man nicht in Abrede seyn ann, daß er sich vom Fluge seiner Phantasie bisweilen verleiten läßt, eine Zuhörer in unverständliche Regionen zu führen. Am meisten beurkundet sich sein großes Genie in den vielstimmigen Arbeiten, besonders in den Sinfonien, die jetzt mehr bekannt werden, und unter deen vorzüglich eine große charakteristische Sinfonie (sinfonia eroica) ich auszeichnet, und in seinen Clavierconcerts. Auch für die Singmusik hat er geschrieben; doch scheint diese, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, die man davon hatte.

Befehlen heißt, durch gesetzliche Vorschriften über die Handlungen eines andern bestimmen. Befehle und Rathschläge sind dadurch von einander verschieden, daß die Befolgung dieser von der Willkür des andern abhängt, jene dagegen befolgt werden müssen. Mithin muß dem einen das Recht zu befehlen zukommen und der andere die Verbindlichkeit zu gehorchen haben. Es fragt sich, ob dieses Recht ein angebornes oder ein durch Einwilligung des andern erworbenes ist. Der große Unterschied in Ansehung der Geistesgaben ist allerdings Ursach, daß Menschen von großen Eigenschaften durch ihre Befehle über andere herrschen. In diesem Sinne sagt Abbt: Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen, starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhaben, ohne allemal das Eingeständniß dazu zu haben; diesen unterwirft es sich ohne Widerstreben. Die letztern haben allein das angeborne Recht zu herrschen; sie besitzen die Feeneigenschaft, alle schwächeren Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreien des Volks verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig wie ein Gesetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: Kommt her oder geht hin: so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist das Reich über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil worden. Die Wogen legen sich, sobald die starke Seele erscheint, und die Winde werden still auf ihr Wort. — Allein so wahr dies auch ist, so ist es doch nur in dem Sinne zu verstehen, daß durch die Ueberlegenheit gewisser Talente, des Muths, des äußern Anstands, der Beredsamkeit, andere untergeordnete Geister geneigt gemacht werden zu gehorchen. Ein Recht aber, Andere mit Gewalt zu unterwerfen, ist darin nicht enthalten. Die natürliche Gleichheit der Menschenrechte im Naturstande ist der Grund, warum das Recht zu befehlen kein angebornes, sondern nur ein erworbenes seyn kann. Sie haben alle gleiches Menschenwesen, einer wie der andere; jeder ist Selbstzweck als ein Vernunftwesen. Folglich müssen auch die Rechte, welche aus der Gleichheit ihres Menschenwesens fließen, der Quantität und Qualität nach vollkommen gleich seyn. Dies nennt man aber angeborne Rechte. Diese Gleichheit der Rechte nun untersagt einem jeden, daß er einen andern nicht als ein bloßes Mittel zu seinen willkürlichen Absichten gebrauche, weil er ihn sonst nicht als eine Person, nicht als

einen Selbstzweck behandeln würde. Er würde sich eines Rechts über ihn anmaßen, welches ihm doch von der Natur nicht verwilligt worden. Soll also das Recht zu befehlen Statt finden, so setzt dasselbe Einwilligung von Seiten des Andern voraus, welche nicht erzwungen werden darf, unter übrigens gleichen Umständen. Das heißt aber, alles Recht zu befehlen ist ein erworbenes Recht. — Regenten und Staatsoberhäupter haben dasselbe kraft ihrer ausübenden Gewalt, nach welcher sie unmittelbare Handlungen zum Zweck des Staats vornehmen können. Mithin müssen sie zu dem nämlichen Zweck auch über die Handlungen ihrer Unterthanen auf gesetzliche Weise zu disponiren berechtigt seyn.

Befestigungskunst ist die Kunst, einen Ort so einzurichten, daß sich darin Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Oft hat schon die Natur Vorrichtungen dazu getroffen. Dergleichen natürliche Befestigungen sind Orte, die auf unersteiglichen Felsen liegen, deren Zugänge leicht ungangbar zu machen, die mit natürlichen Morästen umgeben sind, über welche kein Geschütz reicht u. s. w. Die künstlichen Befestigungen sind entweder beständige, oder Feldbefestigungen. Jene sind die eigentlichen Festungen oder befestigten Städte (s. Festung); diese die Verschanzungen, welche blos für einen Krieg, für einen Feldzug oder für eine noch kürzere Zeit aufgeworfen werden (s. Schanze).

Befruchtung. Jeder organisirte Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. — Zur Fortpflanzung und Erzeugung seines Geschlechts erhielt jeder organische Körper eigene Theile, welche man Zeugungs- und Befruchtungs-Werkzeuge nennt. Sie sind eben so verschieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geschäft, durch welches die organisirten Wesen diese Befruchtung bewirken, heißt Begattung. Es liegt ein großes Geheimniß in diesem für die Erhaltung der organischen Schöpfung so wichtigen Geschäfte. Bei den Menschen und Säugthieren geschieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß sich ein oder mehrere Bläschen, die den ersten Keim des jungen Geschöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierstocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung der befruchtenden Substanz mit dem Keime vor sich geht. Wie aber aus dem befruchteten Keime durch allmäliche Ausbildung die Frucht entstehe, ist eine der schwersten Fragen, die wohl Niemand genüglich beantworten wird. Die bekannte Evolutions- oder Entwicklungs-Hypothese, nach welcher angenommen wird, daß alle neuentstehenden organischen Wesen schon von der ersten Schöpfung an völlig bereitet gewesen und so in den Aeltern gelegen, scheint im ersten Augenblicke die Sache genügend zu erklären; aber bei näherer Beleuchtung finden sich große Schwierigkeiten. Nach jener Theorie liegen die Keime, wie eben gesagt, in der Mutter vorräthig, bis sie sich durch die befruchtende Substanz entwickeln. Wäre dies, woher bei Menschen und Thieren die Aehnlichkeit zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum zeugen Neger und Weiße einen Mittelschlag? Woher die Bastarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die sowohl Aehnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? Demnach bleibt überhaupt genommen die Vorstellung, daß die neuentstehenden organisirten Körper durch allmäliche Ausbildungen hervorgebracht werden, unserm Erkenntnißvermögen und selbst den Regeln aller philosophischen Nachforschung weit angemessener, als die Lehre

on der Entwickelung. Zufolge dieser Hypothese, denn so dürfen wir e wohl immer noch nennen, nimmt man an, daß der Zeugungsstoff er Aeltern, der an sich ungeformt ist, wenn er zur rechten Zeit und nter den erfoderlichen Umständen an den Ort seiner Bestimmung geangt, für eine in demselben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, ämlich den Bildungstrieb, zuerst empfänglich wird, kraft dessen bei er Empfängniß die allmäliche Ausbildung erfolgt. Durch die bestimme zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes in den bestimmten daür empfänglichen Stoffen wird nun die eben so bestimmte Form und er Habitus aller einzelnen Gattungen von organisirten Körpern erhalen. Die Befruchtung der Gewächse, folglich ihre Erzeugung, geschieht uf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächse haben ebenalls männliche und weibliche Geschlechtsglieder, die sich mit bloßen Augen sehen und unterscheiden lassen, doch sind bei ihnen diese Theile ewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, getrennt, sondern fast immer in inem und demselben Körper verbunden. Der Samenstaub wird in ignen hierzu bestimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und ufbewahrt. Sein feinster Theil dringt durch die in dem weiblichen Geschlechtstheile, der Narbe, befindliche Oeffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierstock oder Fruchtknoen, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf ein Mal.

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß etwas zu thun oder zu assen, besonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moralische Möglichkeit sie zu verrichten, ja auch die Handlung selbst, deren Möglichkeit auf diese Erlaubniß begründet, oder velche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß selbst kann entweder daraus entspringen, daß durch ein Gesetz eine gewisse Classe von Handungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt ind, oder die Befugniß dazu vor andern ausdrücklich zugestanden vird, (wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag.) Ist enes Gesetz ein Gesetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menschen gegen einander, oder zur ganzen Gesellschaft innerlich oder auch äußerlich festsetzt, ein Gesetz für die vernünftige Gemeinschaft unter den Menschen in Beziehung auf ihr gegenseitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgesetz, oder ist die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem solchen gemäß: so hat der Handelnde einen Anspruch oder Foderung an andere, welche von ihrer Seite ine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit ist, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlassung einer Handlung nicht zu stören; eine Foderung, die, wenn sie Wirkung haben soll, auch gegen den Willen des andern, d. i. mit Zwang muß geltend gemacht werden können. Dieses nennen vir aber eine rechtliche Befugniß, ein Recht, welches mithin seinem Wesen nach ein Rechtsverhältniß voraussetzt, das erst im Staate vollkommen vorhanden ist. Nicht jede Befugniß ist daher ein Recht, veil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgesetze oder einer rechtlichen Thatsache beruht. Der Freund ist z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenseitiges Verhältniß, eine Unterstützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine solche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang gefodert werden können. Doch finden vir im gemeinen Leben die Ausdrücke ein Recht und eine Befugniß oft verwechselt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergestellt; besonders wenn von einer Handlungsweise geredet wird, welche durch ein Gesetz im Staate sanctionirt ist. T.

Beg, Fürst oder Herr, der Titel gewisser türkischen Beamten, deren mehrere unter einem Beglerbeg stehen, welches wörtlich ein Fürst der Fürsten oder Herr der Herren heißt. Dieser ist ein türkischer Hofbeamter, welcher als Statthalter und Pascha von drei Roßschweifen über eine große Landschaft gesetzt ist, und verschiedene Sangiacs, Begs, Aga's, und mehrere geringere Beamten unter sich hat.

Begehrungsvermögen ist in der Seelenlehre ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter sich begreift. Kant rechnet dazu, daß irgend etwas dadurch bewirkt werde: „Es ist das Vermögen eines Wesens, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellung zu seyn.“ Dieß ist aber kein wesentlicher Theil des Begriffs von diesem Vermögen, weil wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen, noch verwirklichen können. Es gibt ein vernünftiges, und ein sinnliches Begehrungsvermögen. Dieses, Liebe, das Gefühl der Sinnlichkeit aus einem Triebe; jenes, Achtung, das Gefühl der Vernunft aus dem Bedürfnisse der Sittlichkeit entspringend. Beide zusammen werden auch unter dem Ausdruck Gemüth begriffen. Das Sinnliche erscheint gepaart entweder mit Geist oder mit Sittlichkeit, oder mit beiden zugleich, und nur in solcher Vereinigung vermag es ein Wesen zu interessiren, das über die Thierheit erhaben ist. Was nicht zu dem Geiste spricht, und bloß ein sinnliches Interesse erregt, ist gemein, zeigt es aber gar Rohheit des Gefühls und verächtliche Gesinnung, so ist es niedrig; dagegen kann auch das Sinnliche, wo es mit Geist genossen oder gesucht wird, weit mehr noch, wo es in sittlicher Verschönerung erscheint, das Interesse des am reinsten gebildeten Menschen erregen.

Begeisterung (siehe Enthusiasmus) oder der Zustand ungewöhnlicher Regsamkeit des Gemüthes, namentlich der Einbildungskraft und des Gefühls, in welchem gleichsam ein höherer Geist über den Menschen kommt, und in ihm wirkt, unterscheidet sich von der zügellosen und verworrenen Schwärmerei nur durch die festere Richtung des Gemüthes auf einen bestimmten Gegenstand, welcher die Seele so erfüllt, daß der Geist desselben oder etwas Ideales an demselben mit lebendiger Einbildungskraft aufgefaßt wird, und das bewegte Gefühl sich mitzutheilen antreibt; von dem Entzücken aber dadurch, daß dieses eine stillere, sprachlose, jedoch tiefe, und durch verklärtere Geberde sich ankündigende Begeisterung ist. Dieser Zustand aber kann unmittelbar durch einen äußeren Gegenstand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt seyn. Auch ist die Begeisterung verschieden, je nachdem in einem mehr empfänglichen als productiven Geiste, das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung seiner Regungen treibt, oder das der selbstthätigeren und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth, zu einem in seiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das ist zur Hervorbringung einer den idealen Gegenstand selbst darstellenden, oder seiner Wirkung nach aussprechenden vollkommenen Form angeregt wird. Letztere ist die Begeisterung des Künstlers, die man auch vorzugsweise Begeisterung nennt; und sein Werk, in dieser Begeisterung empfangen, zugleich Symbol dieses innern vollendeten Zustandes, ist das Kunstwerk. Aus diesem läßt sich auch abziehen, wie die Begeisterung des Künstlers, oder, weil das Vollendete in der Kunst nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beschaffen seyn müsse, und sich äußere. Das Kunstwerk ist ein abgeschlossenes, selbstständiges, har-

monisches Werk, welches in seiner anschaulichen vollendeten Form, eine Idee auf eigenthümliche Weise offenbart. Diese Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtseyn der Regeln, nach welchen die Kunst wirkt, hervorgebracht, sondern setzt eine natürliche, durch Uebung zur Fertigkeit erhobene Fähigkeit des Gemüthes voraus, einen bestimmten Stoff zu Folge einer leitenden Idee, welche man demselben einprägt, zu organisiren; welche Fähigkeit, in Hinsicht der äußeren Bedingungen der Bearbeitung, mit spielender Leichtigkeit, und, wie ein höherer Instinct, den Kunsttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Diese Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüthes an den gewählten oder gefundenen Gegenstand befördert, vermöge dessen der hervorbringende Künstler seine äußeren zufälligen Umgebungen ganz vergißt, und einzig in seinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieses Zustandes ist daher das in dem Wesen des Genius begründete natürliche, und nur momentan aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtlosen Kraft, welche gleichsam instinctmäßig bildet und gestaltet, und des Bewußtseyns, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt sich an dem Kunstwerke durch seine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf die ihm zum Grunde liegende Idee, so wie im Gegensatze der Verworrenheit und Zügellosigkeit, welche im Traume und im schlechten Werke herrscht; erstere in der Unendlichkeit harmonischer Beziehungen, welche das Kunstwerk in sich trägt, ohne einen bestimmten äußeren Zweck und Absichtlichkeit in seiner Zusammenstellung zu verrathen. Man kann aber Momente der Begeisterung unterscheiden, obwohl niemals als in der Zeit geschieden bestimmen. Denn erstlich faßt der Künstler irgend einen Gegenstand in idealischem Lichte auf, und dieser setzt seine Kräfte in außerordentliche Regsamkeit; dann bildet ihn die Phantasie in seine Theile vollkommen aus, und das innerlich angeschaute Bild wird endlich in einem anschaulichen Darstellungsmittel (Sprache, Ton, Gestalt), lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anschauung treibt zur Mittheilung. Jene Regsamkeit der Kräfte aber, die hier, ohne der Willkür unterworfen zu seyn, das in sich Vollendete so sicher und leicht hervorbringt, daß ihre Producte den Künstler selbst überraschen müssen, der sich von diesem Zustande keine Rechenschaft zu geben weiß, hat man schon im Alterthume einer höheren Eingebung zugeschrieben, vermöge welcher der Künstler gleichsam als Organ der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künstler werde geboren. Wie nun das wahre Kunstwerk selbst eine lebendige Regel für sich ist, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu lassen, so ist des wahren Künstlers Begeisterung keine, das schöne Gleichgewicht des Geistes aufhebende Aufwallung, die sich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Convulsionen, oder durch andere Wirkungen eines jeglichen Weinrausches ankündigt, sondern die tiefe, mit Ruhe wohl bestehende Bewegung, und der Drang eines harmonischen Gemüthes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form seines Wirkens geworden ist, bei Bildung und Darstellung eines harmonischen Werkes. Auch leuchtet ein, daß derjenige, welcher ein reichhaltiges harmonisches Werk hervorbringen soll, einen Reichthum von Ideen und Anschauungen überhaupt schon in sich tragen müsse, welche in der Begeisterung nur leichter und freier zuströmen und sich entwickeln, keineswegs aber überhaupt erst in diesem Zustande ohne Zuthun des Künstlers entspringen; weßhalb manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, sich durch künstliche Mittel in Begeisterung zu versetzen streben. Ist aber die

Begeisterung des Künstlers nicht nothwendig eine stürmische Aufwallung, sondern tiefe energische Regung der productiven Kräfte des Gemüthes; so kann sie, obwohl nicht immer in gleichem Grade, herrschende Stimmung des Künstlers seyn. Uebrigens ist die Begeisterung des Künstlers auch nach der wesentlichen Verschiedenheit der Künste und Kunstgattungen verschieden, indem z. B. die bildende Kunst, eine hohe Regsamkeit der durch Naturanschauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunst eine ungemeine Elasticität des Gefühles, welche in harmonischen Tönen ihren Ausdruck findet, voraussetzt. Ueberall aber ist kein wahres Kunstwerk ohne Begeisterung möglich, und in so fern ist sie Quelle des Kunstwerkes, und Princip der Kunst. Ueber die Künstlerbegeisterung hat der Abt Bettinelli ein besonderes Werk (dell' entusiasmo nelle belle arti, (zuerst 1769 Milano); und in seinen Opere; deutsch von Werthes, Bern 1778, 8.), und Fernow (in sein. röm. Studien) eine besondere Abhandlung hinterlassen. T.

Beglaubigungsschreiben, s. Creditiv.

Begleitung in der Musik (franz. accompagnement, ital. accompagnamento) heißt im Allgemeinen derjenige musikalische Vortrag, welcher zur Unterstützung einer Hauptmelodie zu dienen bestimmt ist. Diese Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) kann entweder von der menschlichen Stimme, oder auch von jedem beliebigen musikalischen Instrumente geführt, und von allen andern Instrumenten, nach der Willkür des Tonsetzers (Componisten) begleitet werden. So können alle, oder doch wenigstens die gebräuchlichsten Instrumente (Orchester), oder auch nur einzelne Instrumente, die Hauptstimme unterstützen. Man hat also Compositionen (musikalische Stücke) mit Begleitung von mehrern und auch von einem einzigen Instrumente. Die Verzeichnung alles dessen, was nun sowohl die jedesmalige Hauptstimme, als auch die dazu gehörige Begleitung, besonders wenn diese von mehrern Instrumenten geführt wird, vorzutragen hat, ist in demjenigen vorhanden, was man Partitur nennt (s. d.). In dem Falle jedoch, wo die Hauptstimme nur von einem einzigen, oder höchstens von zwei Instrumenten begleitet wird, pflegt man die Verzeichnung dessen, was die begleitenden Instrumente, nebst der Hauptstimme, zu spielen oder zu singen haben, nicht Partitur zu nennen. In künstlerischer Hinsicht kann die musikalische Begleitung in doppelter Hinsicht betrachtet werden; einmal als Erzeugniß des Tonsetzers und zweitens, als darzustellendes Product des Instrumentalisten (desjenigen, der die in Noten gesetzte Begleitung auf seinem Instrumente zum Gegenstande des Gehörs macht). Beide, der Componist sowohl, wie der Instrumentalist, haben, jener bei dem Satze der Begleitung, und dieser bei dem Vortrage derselben, große Schwierigkeiten zu überwinden, und dies um so mehr, weil beide, bei der Wirkung, die sie hervorzubringen haben, von keiner eigentlichen Regel, von keiner Vorschrift, sondern einzig und allein von ihrem Genie, und nebenbei auch von der Erfahrung geleitet werden müssen. Die Wirkung, welche die Begleitung, als musikalischer Satz genommen, zu machen im Stande ist, beruht auf so unbewußten und von dem Verstande noch so wenig logisch aufgefaßten Grundsätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht schwieriger ist, als die Hervorbringung der Melodie (Hauptstimme) selbst. Bald bringt irgend ein musikalischer Gedanke durch die Begleitung eine gute, bald eine schlechte Wirkung hervor, ohne daß jedoch sehr häufig der Verstand vermag, den Grund von dieser Verschiedenheit klar und deutlich aufzufinden. Bis

jetzt sind noch immer vorzugsweise die Italiäner im Besitze des Verdienstes einer klaren, sich auf wenige Noten beschränkenden und dennoch höchst wirksamen Begleitung gewesen, und in dieser Hinsicht unterscheiden sich die italiänischen Compositionen auf eine sehr auffallende Weise von denen der Deutschen und Franzosen. Ueberhaupt scheint noch die Kunst, mit wenigen Noten einen großen Effect hervorzubringen, als der schwierigste Theil des musikalischen Satzes zu betrachten seyn, der gerade das größte Genie und die höchste Ausbildung durch practische Erfahrung erfodert, worin, wie gesagt, die Italiäner bisher das meiste geleistet, denen die Deutschen aber, besonders in der neuesten Zeit, rühmlichst nachgeeifert haben. Die Franzosen sind auch in diesem Theile der Composition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derselben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung, als Product des ausübenden Instrumentalisten, anbetrifft; so erfodert diese ebenfalls das erdenklichste Studium und die sinnigste, feinste Ausbildung des ausübenden Künstlers. Besonders ist die Begleitung der einzelnen Soloinstrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. s. w., von der höchsten Schwierigkeit und setzt, wenn sie zweckmäßig seyn soll, große Einsicht und Gewandtheit voraus. So machen die italiänischen Componisten aus der Begleitung des Flügels zu dem ganzen Orchester, besonders aber zu dem Recitative (s. d.), eine eigentliche Kunstaufgabe, die sie mit dem angestrengtesten Fleiße zu lösen suchen. Denn da der Zweck jeglicher musikalischen Begleitung kein anderer seyn kann und seyn soll, als die Wirkung der Hauptstimme zu erhöhen; so geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters besonders in der Kunst bestehe, sich jener anzuschmiegen, sie zu unterstützen, keinesweges aber sie beherrschen oder gar unterdrücken zu wollen. Aus dieser doppelten Natur des Begleiters, daraus nämlich, daß er handelnd und leidend zugleich seyn muß, ergibt sich nun schon von selbst, wie schwierig die ausübende Begleitung im Allgemeinen ist, und daß, wenn wir diese mit dem Solospiele vergleichen, letzteres unstreitig schwieriger ist, als die Begleitung selbst. So auffallend auch diese Behauptung dem ersten Anscheine nach seyn möchte, so wird sie nichts desto weniger jeder wahre Kenner der Musik gegründet finden. Pq.

Beglerbeg ist der Titel eines türkischen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann **Beglerbeglic** heißt, gesetzt ist. Diejenigen Statthalter, welche zu Sophia, Kiutahya und Damaskus ihren Sitz haben, bekommen vorzüglich diese Benennung. S. **Beg**.

Begnadigungsrecht, ein in dem Rechte der Gesetzgebung enthaltenes Majestätsrecht, vermöge dessen dem Staatsoberhaupte zusteht, Strafen, die durch die Gesetze bestimmt sind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon ist, weil der Gesetzgeber am besten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgesetzes, dessen authentischer Ausleger er ist, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; er ist mithin nicht subjectiv (aus der Person des Gesetzgebers hergenommen) sondern objectiv (auf die Person des zu Strafenden sich beziehend).

Begräbnißplätze, diejenigen Oerter, welche zur Beerdigung der Verstorbenen bestimmt sind. Bei jedem Volke ist es wohl im Anfang willkürlich gewesen, wo sie ihre Todten hinbegraben wollten. In der Folge, da zunehmende Cultur die Völker in engere und zahlreichere gesellschaftliche Verbindungen brachte, wurde ein gemeinschaftlicher

Ort ausgewählt, an welchem sie alle ihre Todten begruben. Diesen Gebrauch findet man bei allen, auch den ältesten Nationen. Die Römer hatten ihn in den frühesten Zeiten: späterhin aber, da die Republik am blühendsten war, wurden die Todten verbrannt, und nur die Asche, in Töpfen (urnae) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in die von ihren Priestern geheiligten Haine. Mit Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurden gemeinschaftliche geweihte Oerter dazu bestimmt, und nun wurde es für Schande gehalten, wer nicht in die geweihte Erde kam; daher die Verweigerung des Begräbnisses dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Diese Begräbnißplätze bekommen in verschiedenen Gegenden und Gemeinden auch verschiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbnisse wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem der Name des Verstorbenen, und der Wunsch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, die Erde sey ihm leicht) bezeichnet war. Dies erhielt sich auch bei den Christen und pflanzte sich zu den Deutschen fort. Auch die Begräbnisse in den Kirchen rühren aus den Zeiten der ältesten Nationen, oder vielmehr von einem dem Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, seine Angehörigen noch im Tode zu ehren, oder auch durch besondere Gebräuche auszuzeichnen. Daher wurden schon bei den ältesten Völkern, Aegyptiern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder sonst merkwürdiger Personen Gebäude, Pyramiden, Mausoleen oder Tempel gesetzt, so wie in den christlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den ersten Zeiten des Christenthums begrub man die Märtyrer in Felsenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdischen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andere schätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deßwegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen der Christen nachließen, und sie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten sie sich Kirchen, und späterhin, als die christliche Religion die herrschende wurde, wandelte man sogar die Tempel in christliche Kirchen um. Schon im vierten Jahrhunderte bauete man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Asche derselben vorzüglich geheiligt werde, so suchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidnischen Tempel in christliche Tempel, die Ueberbleibsel (Reliquien) der Märtyrer sorgfältig auf, und begrub solche unter dem Altar der neuen Kirche, um diese dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück sey, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt sich und wurde immer allgemeiner unter den Christen. Kaiser Constantin, der im J. 337 starb, war der erste, von dem man weiß, daß er sein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apostelkirche zu Constantinopel bestellte, wozu er, als der Erbauer derselben, wahrscheinlich ein Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Bischöfe bald nach, und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirchen reichlich beschenkten, zu gleicher Ehre. Theodosius und Justinian untersagten zwar die Begräbnisse in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weise erlaubte sie jedermann wieder. Man erhielt indessen in neuern Zeiten viele Beweise, daß es äußerst nachtheilig für die Gesundheit der Lebendigen sey, wenn sie in der Gesellschaft der Todten längere Zeit zubringen sollen, vollends wenn die Leichen in

bloßen Särgen stehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meistens in den Grabgewölben in Kirchen ist, wo die giftigen Dünste um so eher aufsteigen und sich in der Luft verbreiten können. Es trug sich zu, daß, wenn solche Begräbnißgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche sie öffneten und welche zunächst dabei standen, todt niederfielen, sondern daß es sogar lange Zeit niemand wagen durfte, in diese Kirche zu gehen, ohne sich gefährlichen Zufällen auszusetzen. Auch wenn sie nicht geöffnet werden, steigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder- und Leichendunst in die Luft und gibt Veranlassung zu Krankheiten. Auch durch Einstürzen solcher Grabgewölbe kann Unglück geschehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienstes geschah, wo mehrere Menschen mit hinunterstürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das Begraben in die Kirchen abgeschafft oder doch sehr beschränkt. Selbst in Neapel und in Rom wurden im J. 1809 durch königliche Decrete die bis dahin allgemein üblichen Begräbnisse in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig ist hierin die Sitte der herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Gottesacker einen Garten bilden, und sonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, sondern vielmehr bei dem Genuß einer heitern Natur und dem erquickenden Duft der Blumen und Blüthen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigern Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiedersehen und an das unvergängliche Leben des Unsterblichen in uns, zur sanften und heilsamen Rührung mildern, und in erhebende, trostvolle Hoffnung umstimmen. H.

Begreifen, im moralischen Sinne genommen, heißt, von der innern Verbindung und dem vorhandenen Zusammenhang einer Sache in ihrer Wirkung nach außen hin deutlich überzeugt seyn. Da wir nun, um zu einer solchen Ueberzeugung zu gelangen, den gegebenen Gegenstand bis in die unterste Tiefe zu ergründen suchen müssen; so ist dazu erfoderlich, daß wir uns bemühen, stets den letzten Grund von der gegebenen Sache aufzufinden und zu durchschauen; denn nur in diesem Falle können wir sagen, daß wir die Sache begriffen haben.

Begriff, Vorstellung, Gedanke, Idee können im Allgemeinen als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen werden, ob sie gleich, streng geprüft, von einander zu unterscheiden seyn möchten. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir diese wahrgenommen haben und uns dessen mit Bewußtseyn zu erinnern im Stande sind, das heißt, wenn wir die Merkmale einer Sache (dasjenige, welches eine Sache dergestalt von der andern unterscheidet, daß der Verstand diese nicht mit einander verwechseln kann) aufgefunden und uns gehörig versinnlicht haben. Es erhellt aus sich selbst, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtseyns bedürfen, weil ohne ein solches durchaus kein Begriff möglich ist. In Ansehung ihres Ursprungs sind die Begriffe entweder **ursprüngliche** oder **abgeleitete**. Ein **ursprünglicher Begriff** ist die bloße Ankündigung von dem veränderten Zustande eines Organs, unabhängig von jeder Wirkung eines Geistes; **ein abgeleiteter Begriff** ist ein solcher, welcher durch irgend eine Wirkung des Geistes, durch Reflexion und Abstraction, hervorgebracht wird. Zu den abgeleiteten Begriffen gehören auch die **analogen Begriffe**, die wir weder durch innere, noch durch äußere Anschauung bekommen, sondern nach gewissen Aehnlichkeiten bil-

den, die sie mit andern Vorstellungen gemein haben. Sinnliche Begriffe sind in demjenigen Resultate begründet, welches durch die Wirkung der Objecte auf die Sinne hervorgebracht wird. Sie zerfallen wiederum, je nachdem man dabei auf die Sache selbst, oder auf die Empfindung sieht, in sinnliche und Empfindungsbegriffe, welche letztere wiederum in die äußern und innern getheilt werden. Absolute Begriffe sind diejenigen, in welchen ein absolutes Ding vorgestellt wird, das für sich selbst, und ohne Beziehung auf ein anderes, gedenkbar ist. Unter relativen Begriffen verstehen wir solche, welche das Verhältniß der Dinge unter einander darthun, in so fern sie sich nämlich die Gegeneinanderhaltung und Vergleichung der Dinge zum Geschäft machen. Empirische Begriffe sind solche, die Merkmale in sich fassen, welche sich sinnlich empfinden lassen; sie werden hingegen zu reinen Begriffen, sobald nichts dergleichen sinnliches in ihnen vorhanden ist und sie kein zu Empfindendes, wohl aber ein zu Denkendes darbieten. Die reinen Begriffe sind wiederum reinsinnliche Begriffe, wenn sie in der reinen Anschauung ihren Gegenstand a priori darstellen, wie zum Beispiele Triangel; oder reine Verstandesbegriffe, wie z. B. Ursache. Letztere sind entweder reine Verstandesbegriffe an sich (Categorien, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verstandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztern durch die Verknüpfung mehrerer Categorien unter sich und durch Beziehung derselben auf reine Anschauung, oder auf Empfindung überhaupt entstehen. Erheben sich aber die reinen Verstandesbegriffe bis zur höchsten Einheit, bis zum Absoluten: so heißen sie Ideen; enthalten sie hingegen logische Vergleichungen der Vorstellungen von Raum und Zeit unter sich; so werden sie zu Reflexions- (Vergleichungs-) Begriffen. Haben die reinen Verstandesbegriffe ihre Anschauung und die Gegenstände derselben in der Sinnenwelt, das heißt, finden dieselben die Materie zur Anschauung und dadurch also wirkliche Objecte derselben in der Natur, welche sich in einer möglichen Erfahrung (Natur) zeigen und anschaulich machen lassen können; so heißen sie Natur- oder Erfahrungsbegriffe. Andere heißen transcendentale Begriffe, wenn die Formen derselben so beschaffen sind, daß ihnen keine Materie in der Anschauung und Erfahrung angemessen seyn kann, daß sie vielmehr alle Möglichkeit der Erfahrung übersteigen und für sie in der Sinnenwelt kein ihnen entsprechender Gegenstand vorhanden ist, wie z. B. Wesen aller Wesen. Problematisch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit, noch die Unmöglichkeit seines Gegenstandes erkannt wird; unmöglich, wenn er sich selbst, oder dem Gegenstande widerspricht; usurpirt, wenn sein Gebrauch sich weder auf Erfahrung, noch auf Vernunft gründet, wie z. B. Glück. In Hinsicht auf die Form unterscheidet man 1. der Quantität nach, die Extension der Begriffe, welche alle diejenigen Begriffe in sich zusammenfaßt, welche unter einem allgemeinen Begriffe stehen und den Umfang und die Sphäre desselben ausmachen, z. B. eine geradlinige, krummlinige Fläche, und die Intension (Comprehension) der Begriffe. Diese ist der Inbegriff aller Merkmale, welche in dem Begriffe überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeschlossener Raum. Hierbei ist die Regel der Logiker zu bemerken: wie die Intension zunimmt, so nimmt die Extension ab, und wie die Intension abnimmt, so nimmt die Extension zu. Wenn wir z. B. die menschlichen Triebe erklären wollen

und den Begriff aller derselben in einer engern Bedeutung nehmen, wo also dieser Begriff alle diejenigen Merkmale oder Bestimmungen bekommt, welche jenen Trieben eigen sind; so werden natürlich dieser Triebe weniger, oder es lassen sich vielmehr nicht alle darunter rechnen. In diesem Falle hat also die Extension zugenommen, die Intension hingegen abgenommen. Und so auch umgekehrt. 2. Die Qualität der Begriffe, welche sich auf die Güte und Vollkommenheit derselben bezieht, bringt deutliche oder undeutliche, vollständige oder unvollständige, ausführliche oder unausführliche hervor. Analytische Begriffe sind diejenigen, durch welche dasjenige bestimmt angegeben werden kann, was in dem Begriffe gedacht wird und in demselben enthalten ist. Durch die synthetischen Begriffe werden alle diejenigen Begriffe gedacht und aufgezählt, welche, nebst ihren Unterbegriffen, unter einem allgemeinen Hauptbegriffe enthalten sind. Durch die analytischen Begriffe soll man die Frage beantworten: was ist die Sache? Durch die synthetischen Begriffe: wie vielerlei ist dieselbe?

Beguinen oder Begutten hießen die weiblichen Religiosen, die sich, ohne die Klostergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Uebungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Gesellschaften bildeten, welche in eigenen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäusern oder Beguinereien zusammenlebten, und sich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Gesellschaften waren seit Ende des elften Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden entstanden, und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die sich, auf ähnliche Weise verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen so viel als Beter und Bettler bedeutet, mußten von der Eifersucht der geistlichen Orden manche Verfolgungen leiden, und wurden wegen ihres leisen Singens (Lollen) spottweise Lollharden genannt. Sie waren die Pietisten des Mittelalters. Am längsten erhielten sich die Beguinen in Deutschland, wo sie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil sie sich der Seelsorge ihres Geschlechts annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen zu Löwen gesehen hat. Unter dieselbe Classe ohne päpstliche Autorität und Regel zusammengetretener Gesellschaften, gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in Deutschland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meist Reste der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franziscaner-Orden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. E.

Behaim (Martin), geboren zu Nürnberg gegen das Jahr 1430, gestorben den 29sten Juli 1506 in Lissabon, war einer der gelehrtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts. Er hatte die Handlung erlernt, trieb aber nebenbei mathematische und nautische Wissenschaften, reis'te nach Antwerpen, und ging von da 1480 nach Lissabon. Hier in einem Lande, wo man auf neue Entdeckungen ausging, wurde dieser geschickte Erdbeschreiber mit vieler Auszeichnung empfangen, machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreise, und untersuchte die Inseln an der Küste von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte. Nach dieser Reise wurde er zum Ritter ernannt, und ging auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurück, wo er 1492 einen

Erdgloben verfertigte, der alle Spuren der damaligen Unbekanntschaft mit dem wahren Umfange der Erde an sich trägt. Seinen Ruhm verdankt er nicht sowohl seinen wahren Verdiensten als vermeintlichen Entdeckungen, die man ihm zuschrieb, an die er aber nie gedacht hat; denn man versicherte, er habe die Inseln von Amerika und die magellanische Meerenge gekannt, und dem Columbus eigentlich die Idee von einem neuen Erdtheile gegeben.

Behandlung ist, in Beziehung auf das Aesthetische, die Art und Weise, einem Stoffe, gemäß einer ästhetischen Idee und demnach entsprechend dem Zwecke schöner Kunst, eine Form zu ertheilen. Ist der Gegenstand glücklich gefunden, sagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten. Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive: und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich, und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Daseyn, ihre Wirklichkeit verschafft. — Regeln für die geistige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeisterung ist, lassen sich nur finden durch Erforschung derselben an den vollkommenen Werken solcher Künstler, die mit Genie und Begeisterung darstellten. Im Allgemeinen ergibt sich die Foderung, ein in sich beschlossenes Ganzes ästhetischer Ideen in organischem Zusammenhange harmonisch und mit lebendigster Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Daseyn ästhetischer Ideen in des Künstlers Seele wird vorausgesetzt; die Gesetze für die geistige Behandlung sind demnach lediglich auf die Organisation derselben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Imagination reflectirende Verstand vorschreibt. Sucht nun der Künstler die innere Schöpfung seiner Einbildungskraft außer sich darzustellen, so tritt die mechanische Behandlung ein, welche verschieden seyn muß nach den verschiedenen Mitteln und Stoffen, deren sich die verschiedenen Künste bedienen. Der Tonsetzer setzt seine Ideen in Noten, der Dichter setzt sie in gemessene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut sie in Stein oder andere Massen, der Maler trägt sie mit Farben auf einen Grund. Für die mechanische Behandlung gibt die Technik Gesetze. Die geistige Behandlung macht eine Darstellung zum schönen Werke, die mechanische zum Kunstwerke; beide machen ein schönes Kunstwerk. Die eine gibt demselben seine formale, die andere seine materiale Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit besteht. Die formale Zweckmäßigkeit gibt Zusammenstimmung der Wirkungen, die materiale gibt Zusammenstimmung der Theilverhältnisse zum Ganzen. Damit diese bewirkt werde, muß Vollständigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunstwerke seyn, welches demnach die Punkte sind, worauf es bey der mechanischen Behandlung ankommt. Die sinnliche Behandlung endlich bezieht sich zum Theil auf das Geistige, zum Theil auf das Mechanische im Kunstwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit; diese Eigenschaft als durchgängige Angemessenheit eines Kunstwerks im Aeußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Gesetze

der Schönheit gedacht. Die Eigenschaften, welche ein Kunstwerk dadurch erhält, sind Reinlichkeit im Innern und Aeußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch die erste wird es lieblich, nur durch die letztere wird es faßlich. Nun erst spricht es als wahrhaft schön das Gemüth an, nun erst ist der Geist desselben im Aeußern anzuschauen. Frei von Plumpheit und Trockenheit, wie von Ueberladung und Ueppigkeit, ohne Hartes und Rauhes steht das Werk da in einer Lieblichkeit, die das Gemüth immer neu anzieht, in einem Reize, der es immer neu fesselt, und in einer Leichtigkeit, als sey es ohne Mühe und gleichsam von selbst geworden. — Man könnte jene drei Behandlungsarten ästhetischer Stoffe zu schönen Kunstwerken auch die Behandlung des Genies, des Verstandes und des Geschmacks nennen, welche drei Geistesvermögen nur in vereintem Zusammenwirken ein Werk schöner Kunst hervorbringen können. Das erste erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt so hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Beichte ist der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Christ zu gewissen Zeiten, namentlich vor dem Genusse des heiligen Abendmals, ein Bekenntniß seiner Sünden vor dem Geistlichen ablegt. Die catholische Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß seiner einzelnen Vergehungen; die evangelische Kirche verlangt bloß ein allgemeines Bekenntniß. Doch stellt es auch diese Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, und das schuldbewußte Herz durch ein solches Bekenntniß zu erleichtern, weßhalb die protestantischen Geistlichen, eben so wie die catholischen, verpflichtet sind, das ihnen im Beichtstuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren. In der evangelischen Kirche ist die Beichte an einigen Orten eine besondere, indem jeder einzeln das Bekenntniß seiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem diese von mehreren, welche sich zu diesem Zwecke versammelt haben, zugleich geschieht. Es ist viel darüber gestritten worden, welche Art der Beichte den Vorzug verdiene. Da, wo der Geistliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, scheint die besondere Beichte zweckmäßiger zu seyn, weil sie es dem Geistlichen möglich macht, bei seinen Ermahnungen und Tröstungen individuelle Verhältnisse zu berücksichtigen und darum eindringlicher zu sprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geistlichen darbietet, Anleitung zur Selbstprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu trösten, wird sie ein sehr heilsamer, den Zweck der öffentlichen Religionsübung befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieser Handlung gesprochen werden, pflegen stärker als die Predigt zu wirken, weil sie individueller seyn können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden aufmerksamer gehört und näher auf seinen Zustand bezogen werden. Auch gründet sich die Beichte auf eine sehr wahre Idee, auf die Idee der Unvollkommenheit der menschlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des schuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß seiner Schuld sich zu erleichtern. Das erkannten die Reformatoren, und darum behielten sie diesen Gebrauch bei, ob sie gleich sehr wohl wußten, daß er nicht von Christo vorgeschrieben, sondern aus den disciplinarischen Anstalten der alten Kirche entstanden sey, weßhalb sie auch keine absolute Nothwendigkeit dieses Gebrauches behaupteten. Daß mit der Beichte, in der catholischen Kirche besonders, mancher Mißbrauch getrieben worden ist, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; denn es ist das Loos aller,

auch der ehrwürdigsten und heilsamsten Anstalten, daß sie von dem Wahne und der Leidenschaft entstellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. N.

Beil (Joh. Dav.), wurde 1754 zu Chemnitz in Sachsen geboren. Wiewohl er das einzige Kind seiner Aeltern war, so konnte doch sein Vater, ein Tuchmacher, bei beschränktem Erwerb wenig auf seine Erziehung und Ausbildung wenden. Die Natur hatte ihn am Körper und Geist vortheilhaft ausgestattet und ihm einen glücklichen Leichtsinn gegeben, womit er das Aeußliche seiner Lage nach seinen gemachten Planen leicht weglächelte. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunst, wozu Klopstocks Messiade die Hauptursache war. Begebenheiten, welche in seiner Vaterstadt vorfielen, besang er mit komischer Laune, ohne hämische Galle. Die Erfüllung seines Wunsches, die Universität Leipzig zu besuchen, dankte er einem würdigen Manne aus dem Kriegsstande, der ihn von jeher geliebt hatte. Seine wesentlichste Unterstützung genoß er von dem Hause Frege daselbst, wodurch sein Plan, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, befestigt wurde. Die Vorliebe zu Platners Vortrage setzte indeß bald seinen Plan in Hinsicht des Studiums der Rechte zurück. Die Zwischenzeit widmete er der Dichtkunst. Ein unseliger Zufall führte ihn einst in die Gesellschaft reicher Landsleute. Man ermuntert ihn zum Spiele. Er spielt und gewinnt so viel, daß er nun neue und vortheilhafte Entwürfe für den Fleiß der Zukunft und die Einholung des Versäumten macht. Das Glück soll sich verdoppeln, deßhalb spielt er täglich fort, verliert täglich, und mit dem Gelde geht auch seine bisherige gute Laune zu Grabe. Er besucht oft nach aufgehobener Bank mit seinen Spielcollegen das Schauspiel. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterschilderung beschäftigt ihn, seine frohe Laune wacht wieder auf. — Die seylersche Gesellschaft gab damals Vorstellungen in Leipzig, welche einen Reinecke, Opitz, Thering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte. Er suchte Engagement; Seyler schlug es ihm ab. Er ging nach Naumburg zu einer Gesellschaft und wurde angenommen. Er spielte alt und jung, Bediente, Greise, Fürsten, Jünglinge, Bauern, Geister und Helden. Diese Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl von Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. Auf einen vortheilhaften Bericht verschiedener vom Herzoge dahin abgeschickter Schauspieler wurde er Mitglied am gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel dem Hofe und dem Publicum ausnehmend. Er spielte komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche. Nach ihm erschien auch Beck und Iffland, und so besaß die gothaische Bühne drei Jünglinge, welche aus Liebe zur Kunst im engsten Verein nur sich und ihrem Fache lebten. Im Jahre 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil, nebst den meisten Mitgliedern, engagirten sich bei dem neuzuerrichtenden churfürstl. Theater zu Mannheim. Seyler war Director, und Herr von Dalberg unterzog sich mit dem reinsten Kunstgefühle der Sache. Schröder erschien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichsam eine neue Periode für die deutsche Schauspielkunst. Gegen das Ende seiner Lebensbahn ergriff Beil abermals die Spielsucht, die er aber bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholischer Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele, welcher auch endlich seine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er starb im Jahre 1794 in seinem vierzigsten Lebensjahre. Beil ist als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir besitzen von ihm ver-

schiedene Schau- und Lustspiele. Iffland ward sein Biograph; sein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemselben auf das Jahr 1808.

Beilbrief ist der schriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffes; desgleichen die Beschreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Bairam, das Osterfest der Mahomedaner, welches unmittelbar auf den Ramasan oder Fastenmonat folgt und drei Tage dauert. Es nimmt, wie der Ramasan, seinen Anfang, sobald von gewissen dazu verordneten Personen der Neumond verkündigt wird. Es ist gebräuchlich, daß an diesem Feste die Geringern den Vornehmern Geschenke verehren, welche Sitte sich sonst auch auf die Europäer erstreckte, die den Großen der Pforte, den Bassen und Cadi's Geschenke machen mußten.

Beireis (Gottfried Christoph), Professor der Chemie und Medicin auf der Universität Helmstädt, hat durch seine Sonderbarkeiten in Deutschland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen 1730 geboren, wo sein Vater eine Magistratsperson war, und sich mit Pharmacie beschäftigte. Beireis besaß manche gute Eigenschaften, hatte vielen natürlichen Verstand, einen großen Reichthum an Kenntnissen; war ein geschickter, uneigennütziger und sorgfältiger Arzt; seine Gespräche waren interessant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und vornehmer Reisenden besucht, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller seiner Handlungen, und um diese zu befriedigen, scheute er kein Mittel. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb stets unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenständen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils mit besonderer Geschicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte siebzehn verschiedene Sammlungen von Gegenständen schöner Kunst, der Wissenschaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte sein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, sie zusammenzubringen. Seine Gemäldesammlung enthielt manches kostbare Stück, ob er gleich auch die Copien für Originale ausgab, wie z. B. die Nacht von Correggio, und sogar behauptete, von jedem großen Meister die vorzüglichsten Stücke zu besitzen, so daß seine Sammlung unter allen die reichste sey. Ausserdem besaß er drei bekannte Automate, unter denen eine Ente war, die alle Verrichtungen einer lebenden that, und die er für die vaucansonische ausgab, ob man gleich weiß, daß sich diese in den kaiserlichen Sammlungen in Petersburg befindet. Sein Münzcabinet enthielt selbst viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Selten und mit vieler Vorsicht zeigte er auch eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sey, den alle Fürsten der ganzen Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dieses kostbare Juweel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allen Details auszuführen. Merkwürdig ist es, daß man nach seinem Tode diese vorgebliche Kostbarkeit nicht gefunden hat; Kunstverständige behaupten, daß es ein madagaskarischer Kiesel gewesen sey. So übertrieben auch der Werth seyn mochte, den Beireis selbst diesen allerdings schätzbaren Sammlungen beilegte, so kann man doch nicht läugnen, daß sie ein außerordentliches Vermögen erfordert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieses Räthsel zu lö-

sen, gab Beireis selbst vor, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und zeigte auch Beweise derselben vor. Das wahrscheinlichste ist, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die bessere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß Holländern mittheilte, welche sich dafür sehr dankbar bewiesen; ferner die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er Andere unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Er sprach häufig von seinen großen Reisen, und streute sich in diesen Erzählungen durch eingemischte Anekdoten reichlichen Weihrauch; obgleich Personen, die ihn näher kannten, behaupteten, daß er Helmstädt nie verlassen habe. Was er geschrieben hat, besteht in einigen unbedeutenden physiologischen und numismatischen Abhandlungen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künste alle jene mit dargestellten Gegenstände, welche, streng genommen, zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich erfodert werden, dem Künstler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakterisirung der dabei obwaltenden Nebenumstände, theils zur Ausfüllung seiner Darstellung dienen, damit diese als kunstmäßige Composition eben so wenig lückenhaft erscheine, als die dargestellte Idee ein in sich vollendetes Ganzes bilden soll. Bisweilen endlich erscheint das Beiwerk als Anspielung, wodurch es in größerer Bedeutung hervortritt. In jedem Falle muß der Künstler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, so sparsam wie möglich damit seyn, es weder in Menge noch Ausführung auf Kosten des Hauptgegenstandes hervortreten lassen, und es so schicklich anbringen und einweben, daß es fast nothwendig scheine.

Beiwort (lat. nomen adjectivum) ist, nebst dem Hauptworte (nomen substantivum), einer von den acht Redetheilen (s. d.), in welche die alten Grammatiker die sämmtlichen Wörter der lateinischen und griechischen Sprache eingetheilt haben, und welche für die neuern Sprachen ebenfalls beibehalten worden sind. Das Beiwort zeigt stets die Beschaffenheit oder Eigenschaft des Hauptworts (s. d.) an, und kann auch durch die Vorsetzung des Artikels (s. d.) zum Hauptworte werden; z. B. gut ist ein Beiwort; setzt man diesem nun einen Artikel vor, so wird es zum Hauptworte, wie z. B. das Gute, in welchem letztern Falle dies Beiwort, nachdem es nämlich durch den vorgesetzten Artikel zum Hauptworte geworden ist, stets mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden muß, da hingegen das Beiwort stets einen kleinen Buchstaben erhält. In der Poesie bedeutet das Beiwort (epitheton, das Hinzugesetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte hinzugefügt ist, und welcher dazu dient, die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern, oder im Allgemeinen auch zu verschönern. Dem Sinne nach kann das ästhetische Beiwort (epitheton) doppelter Art seyn: nämlich einmal logisch, wenn z. B. gesagt wird, der starke Geist, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verstandes anheim fällt; zweitens hat dasselbe auch einen poetischen Sinn, und gehört somit in das Gebiet der Phantasie, wo man es alsdann das verschönernde Beiwort (epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein solches ist, wenn gesagt wird, das rosige Mädchen. Daß die Beiwörter in der Poesie mit Aufmerksamkeit gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müssen, ergibt sich von selbst; denn so sehr sie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verschönerung und zur Verstärkung des Sinnes beizutragen im Stande sind, eben so sehr können sie auch, zur Unzeit und zu

häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verursachen.

Beizen heißt bei gewissen Künstlern und Handwerkern diejenige Arbeit, die durch chemische Mittel bewirkt wird. Es ist eine Behandlung, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zusammenhange der Theile gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringt, indem man sie der Einwirkung einer eigenen, meistentheils salzartigen Feuchtigkeit auf gewisse Zeit aussetzt, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper, welcher in dasselbe gelegt oder damit bestrichen wird, mehr oder weniger tief ein, und machen entweder die Consistenz derselben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpöckeln des Fleisches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Essig; sie machen seine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Ueberzugs geschickter, wie beim verzinnten Eisen; oder sie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewasser. Je feiner oder gröber die Beschaffenheit des zu beizenden Körpers ist, desto gelinder oder schärfer müssen auch die Bestandtheile der Beizmittel seyn, um den Zweck zu erreichen. — In der Forstsprache heißt beizen, Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln jagen.

Belagerung, wenn der Feind eine Festung umringt, einschließt, beschießt, Verschanzungen gegen dieselbe errichtet, die Parallelen eröffnet, durch Laufgräben immer näher an dieselbe heranrückt, sie bestürmt, so belagert er die Festung. Die dabei thätigen Truppen bilden das Belagerungscorps, dessen Stärke, so wie die Zeit der Belagerung, sich nach dem Umfange der Festung, der Stärke der Besatzung und der etwa zum Entsatz anrückenden Armee richtet (s. Festung). Zu dem Belagerungsgeschütze gehören die 12-, 18-, und 24pfündigen metallenen Kanonen, die 10pfündigen Haubitzen, 10-, 30-, 60- und 100pfündigen metallenen Bombenpöller, dann die 6-, 12- und 18pfündigen eisernen Kanonen und 60pfündigen eisernen Steinpöller. Belagerungspark ist der Verein der zu einer Belagerung erfoderlichen Artillerie, Munition und übrigen Bedürfnisse. Eine Stadt in den Belagerungsstand erklären, heißt: die Wirksamkeit aller Civilbehörden suspendiren, oder dieselben dem Militärgouvernement unterordnen.

Belehnung ist die mit gewissen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutschen Reichsverfassung war ein Unterschied zwischen Thronlehen und andern. Ueber letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Churfürsten- und Fürstenthümer waren, vom Kaiser in Person. Das übliche Ceremoniel war folgendes. Zwei bevollmächtigte Gesandten des Fürsten, der die Lehn empfing, erschienen im feierlichsten Aufzuge, in einem dazu bestimmten Saale der kaiserlichen Burg, wo der Kaiser mit bedecktem Haupte auf seinem Throne saß. Auf einer Seite neben ihm stand der Reichsvicekanzler, auf der andern die Obersthofbeamten, und vor ihm ein Halbkreis von Kammerherren, von der Leibwache umgeben. Bei dem Eintritt in den Saal fielen die Gesandten auf die Knie, und näherten sich mit zwei Mal wiederholter Kniebeugung dem Throne durch den eröffneten Kreis. Hier hielt der erste Gesandte knieend eine Rede, worin er um Ablegung des Lehnseides bat. Der Reichsvicekanzler trat zum Kaiser hinauf, vernahm seine Erklärung und machte sie den Gesandten in einer kurzen Gegenrede bekannt. Darauf nahm der Kaiser

den Hut ab, gab ihn dem Obersthofkämmerer und bekam dagegen ein Evangelienbuch, um es auf seinen Schooß zu legen. Die Gesandten rückten einige Stufen des Thrones hinauf, legten die Finger auf das Evangelienbuch und schwuren knieend die Worte des Eides nach, die ihnen der Reichsvicekanzler vorsagte. Der Inhalt des Eides war: daß der Fürst dem Kaiser und Reiche treu, hold, gehorsam und gewärtig seyn und beider Nutzen befördern wolle. Hernach setzte der Kaiser den Hut wieder auf, nahm statt des Evangelienbuchs ein bloßes Schwert in die Hand, und ließ beide Gesandte den Knopf desselben küssen, worauf diese wieder an ihren vorigen Platz herunter rückten. Der zweite Gesandte hielt eine Danksagungsrede, worauf sie sich rückwärts wieder mit dreimaliger Kniebeugung aus dem Saale entfernten, und der Kaiser den Thron verließ. Während der ganzen Handlung mußten die Gesandten auf den Knieen bleiben. — Im J. 1788 erst hatte Kaiser Joseph dieses Kniebeugen abgeschafft, und dadurch einen Anstand gehoben, der mehrere größere Reichsstände in den letzteren Zeiten abgehalten, sich der Verfassung gemäß über ihre Staaten belehnen zu lassen.

Belemniten, Pfeilsteine, gewisse Steinmassen, die aus der höhern Atmosphäre auf die Erde fallen. S. Meteorsteine.

Beleuchtung wird in der Malerei die Art und Weise genannt, wie sich das natürliche oder künstliche Licht über ein Gemälde verbreitet, welches abhängt von der angenommenen Scene, der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. s. w., und zum Theil eine Folge der malerischen Anordnung oder der Disposition ist. Anders ist die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verschlossenen Raum; und die Gegenstände werden, je nachdem man die eine oder die andere Beleuchtung wählt, ein verschiedenes Ansehen gewinnen, und einen verschiedenen Eindruck machen. Sie ist demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, ein Mittel, mit welchem der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur, sowohl in Rücksicht der besondern Wirkungen der Localfarben, als auch in Rücksicht der Modificirung derselben, durch die größeren oder kleineren dazwischen liegenden Luftmassen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung ist einem Gemälde eben so nothwendig, als die Einheit der Zeit; sie wird den Künstler, im Einverständnisse mit den Gesetzen des Accordes und der Harmonie, besonders in historischen Stücken, oft zu einer relativen Wahl, oder doch zu einer Milderung oder Verstärkung der Localfarben nöthigen; indem er nach dem besondern Orte der Gegenstände ihnen oft eine hellere oder dunklere eigenthümliche Farbe geben muß, als sie in der Natur haben. (Vergl. Farbengebung.)

Belgier. Sie bestanden aus einem Gemisch von deutschen und celtischen Nationen, und wohnten am westlichen Ocean bis an den Rhein und von der Marne und Seine bis an die südliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt ist. Anfangs wohnten in diesen Gegenden Celten; aber da bis auf Cäsar von Zeit zu Zeit deutsche Völker über den Rhein drangen und die Celten theils verjagten, theils sich mit ihnen vereinigten, so entstand daraus ein gemischtes Volk, das sich in Sprache und Sitten mehr den Deutschen als den Celten näherte. Cäsar nennt sie tapferer als die übrigen Gallier, besonders diejenigen, welche nördlich an den Gränzen Deutschlands wohnten, und mit den Deutschen noch in genauer Verbindung standen. Durch Cäsars Kriege ward die Verbindung der Belgier und Deutschen, so wie die Einwanderung der letztern, verhindert. Belgier wohnten auch in Brittannien. — In

ieueren Zeiten bezeichnete man mit dem Namen Belgien die ehemali-
en österreichischen Niederlande.

Belgrad, oder Griechisch-Weißenburg, eine Stadt und Festung n Servien an dem Zusammenfluß der Donau und der Sau. Sie besteht aus dem Oberschloß, aus der Stadt, aus der Wasserstadt und aus er Raitzenstadt, liegt auf der Gränze von Ungarn und der Türkei, und gehört zur letztern. Belgrad, das zwischen 25 bis 30,000 Einwohner und 14 Moscheen hat, ist vielen wichtigen Belagerungen und Eroberungen ausgesetzt gewesen; im Jahre 1522 wurde es von Solimann II., 1688 von den Kaiserlichen und 1690 wieder von den Türken erobert. 1717 nahm Prinz Eugen den Ort, und im Passarowitzer Frieden 1718 verblieb er dem Kaiser, bis im Jahre 1739 die sehr stark befestigte Stadt von den Türken belagert, und diesen ohne Eroberung abgetreten wurde. Laudon belagerte sie 1789 wieder und nahm sie auf Kapitulation, sie wurde aber 1791 beim Frieden zurückgegeben. Bei dem Aufstand der Servier gegen die Pforte bemächtigten sich diese der Stadt und Festung Belgrad, und behielten sie in ihrem Besitz, bis nach dem Frieden, der im J. 1812 zwischen der Pforte und Rußland geschlossen wurde, da der Großvezier mit seiner Armee in Servien einrückte, die Macht der Insurgenten vernichtete, und Belgrad wieder für die Pforte n Besitz nahm.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürst.

Belisar, einer der größten Helden seiner Zeit, lebte unter der Regierung des Kaisers Justinian, der den Talenten, der Treue und den Siegen dieses tapfern Feldherrn den größten Theil des Glanzes seiner Regierung verdankte. Er war in Thrazien aus einer unbekannten Familie entsprossen, und diente anfangs unter der Leibwache des Kaisers, empfing bald ein Commando über eine Armee von 25,000 Mann an der persischen Gränze, und trug durch seine Klugheit im Jahre 530 über eine persische Armee von 40,000 Mann einen vollständigen Sieg davon. Nicht so glücklich war er im nächsten Jahre in Syrien, wohin die Perser gedrungen waren, um Antiochien zu überfallen. Er verlor eine Schlacht, zu der ihn wider seinen Willen die Ungeduld seiner Soldaten gezwungen hatte; und diese von ihm vorhergesehene Niederlage, die einzige, die er auf seiner ganzen militärischen Laufbahn erlitt, bewirkte seine Zurückberufung. Auch jetzt war Belisar die Stütze seines Fürsten. Die Unruhen von zwei Parteien, die sich die Grünen und Blauen nannten und große Verheerungen in Constantinopel anrichteten, setzten 532 das Leben und die Herrschaft Justinians in die größte Gefahr, und schon hatten sie den Hypatius zum Kaiser gewählt, als Belisar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die alte Ruhe wieder herstellt. Der Kaiser gab ihm aus Dankbarkeit den Befehl über eine große Armee, die nach Afrika segelte, um dem Könige der Vandalen, Gelimer, sein Reich zu entreißen; er landete 533 fünf Tagreisen weit von Carthago, begleitet von seiner Gemahlin, Antonia, die durch ihre Intriguen und Ausschweifungen bekannt ist, und über ihren Gemahl eine so unbegränzte Gewalt besaß, daß sie den hochgesinnten Helden nicht selten zu unedlen Handlungen zu verleiten vermochte. Um die Herzen der Afrikaner zu gewinnen, führte er unter seinen Truppen eine strenge Disciplin ein. Er drang mit Schnelligkeit vor, schlug den Gelimer mehrere Male, und bemächtigte sich aller seiner Reichthümer und selbst seiner Person. Aber während er diese glänzende Thaten verrichtete, gelang es den Neidern seines Ruhms, ihn bei Justinian verdächtig zu

machen, als ob er damit umginge, sich unabhängig zu machen. Doch seine Erscheinung am Hofe in Constantinopel siegte über seine Feinde. Der Kaiser bewilligte ihm einen Triumph, den ersten, der in Constantinopel gehalten wurde, und ließ ihm zu Ehren Münzen mit der Aufschrift: Belisarius gloria Romanorum (Belisar der Ruhm der Römer), schlagen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Die Spaltungen der Gothen in Italien bereiteten dem Helden neue Trophäen, und eröffneten Justinians Ehrgeize ein weites Feld. Theodorichs Tochter, Amalasonte, Königin der Westgothen, war durch die Treulosigkeit Theodats, ihres Verwandten, mit dem sie sich vermählt hatte, unter den Streichen ihrer Feinde umgekommen. Justinian ergriff diese Gelegenheit, einen Krieg in Italien zu beginnen. Belisar landete in Sicilien; sein Ruf ersetzte, was der Menge seiner Truppen abging. Palermo allein widerstand ihm einige Zeit. Indeß verzögerte ein Aufstand in Afrika seine Fortschritte in Italien. Belisar eilte Carthago zu retten, kehrte schnell nach Sicilien zurück, setzte von da nach Reggio über, und bemächtigte sich mit Sturm Neapels, in welches er durch eine ehemalige Wasserleitung eindrang. Der Verlust dieser Stadt setzte die Gothen in Wuth; sie ermordeten Theodat und machten Vitiges zu ihrem Könige. Belisar rückte indeß siegreich vor Rom, das ihm gegen Ende des Jahres 53- die Thore öffnete. Im Frühjahre darauf erschien Vitiges an der Spitze von 100,000 Mann, schloß Rom ein und fing an es zu belagern, mußte jedoch, nachdem er ein ganzes Jahr lang vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, die Belagerung aufheben, als Narses mit Hülfsvölkern für Belisar sich näherte. Aber dieser Narses war ein Nebenbuhler Belisars und hinderte denselben, die Früchte seiner tapfern Vertheidigung zu ernten. Vitiges gewann Zeit, seinen Verlust zu ersetzen und machte Justinian Friedensvorschläge, die dieser annahm. Belisar weigerte sich den Frieden anzuerkennen, nahm Ravenna weg, und machte den Vitiges selbst zum Gefangenen. Justinian, stets zweifelhaft über die Treue seines Feldherrn, rief ihn zurück, sandte ihn 541 und 543 gegen die Perser, dann aufs neue gegen die Gothen, die unter Totila sich Italiens wieder bemächtigt hatten, und endlich gegen die Bulgaren. Allenthalben war ihm der Sieg getreu. Späterhin zog er noch gegen die Bulgaren zu Felde und nahm den Vitiges, seine Schätze und andere Personen von Bedeutung mit sich. Nachdem er aber nach Constantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, und mußte sich dagegen rechtfertigen. Justinian soll seine Unschuld erkannt und ihm seine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Doch diese Demüthigung verkürzte seine Tage, und er starb im Jahre 565. Die Dichter, und besonders der in seiner Art treffliche, philosophisch-politische Roman von Marmontel haben die Geschichte Belisars sehr entstellt; nach diesen ließ der Kaiser ihm die Augen ausstechen, und der Unglückliche mußte auf den Straßen von Constantinopel sein Brot erbetteln. Nach Andern ließ ihn Justinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt und den Thurm des Belisar nennt. Hier soll er einen Beutel an einen Strick befestigt, herunter gelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit (gebt dem Belisar einen Obolus, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat). Kein gleichzeitiger Geschichtschreiber aber weiß etwas davon, und diese Fabel verdankt ihren Ursprung einem wenig geschätzten Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts, Tzetzes, dem man sie ohne Prüfung nacherzählt hat. Zuverlässig ist es, daß

Schwäche gegen seine Gattin Antonina, ihn zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und er eine knechtische Gefälligkeit gegen die abscheuliche Theodora, die Gemahlin des Justinian, bewies.

Belle Alliance (la) ein einzelnes auf einer Höhe liegendes Wirthshaus, mit 2 1/2 dazu gehörigen Hectaren Landes, an der Straße von Brüssel nach Namur, 3 1/2 Stunden von der erstern Stadt, und 1 1/2 von Genappe entlegen. Man findet es auf keiner Landkarte; aber sein Name ist in unsern Tagen durch ganz Europa berühmt geworden durch die blutige und entscheidende Schlacht, welche die verbündeten Heere am 18ten Jun. 1815 in seiner Umgebung, Napoleon geliefert haben. Es lag im Mittelpunkte der französischen Stellung; in ihm befand sich Napoleon während des Kampfes; wie ein Fanal rings umher sichtbar, war der Marsch aller preussischen Colonnen darauf gerichtet; hier entschied sich die Niederlage des Feindes, und hier trafen in der Dunkelheit, durch eine erfreuliche Gunst des Zufalls, Blücher und Wellington zusammen, und begrüßten sich als Sieger. Deßhalb, und um zugleich das Andenken an den brüderlichen Bund der Preussen und der Engländer, durch den hier eine so herrliche That geschehen war, zu verewigen, befahl Blücher, daß diese Schlacht die Schlacht bei la Belle Alliance genannt werden sollte. Die Geschichte derselben ist folgende: Als Napoleon die Heere der europäischen Mächte gegen die Ostgränze von Frankreich heran rücken sah, um ihn von dem abermals usurpirten Thron zu stoßen, zog er seine besten Truppen, ein Heer von 120,000 Mann, zwischen der Maas und der Sambre zusammen, um hier erst die Macht der Engländer und der Preussen zu brechen, dann auf die herbeiziehenden Russen und Oesterreicher zu stürzen, und so durch einige schnell ausgeführte Hauptstreiche alles Land jenseits des Rheins wieder zu erobern. In der Nacht vom 11ten — 12ten Jun. war er von Paris abgereist, um die Operationen in den Niederlanden zu eröffnen. Am 14ten Jun. zog er sein Heer, das aus fünf Armeecorps und den Garden bestand, zwischen Maubeuge und Beaumont zusammen. Die vier preußischen Armeekorps, welche der Feldmarschall Fürst Blücher befehligte, hatten ihre Vereinigungspuncte zu Fleurus, Namur, Ciney und Hanut; der Herzog von Wellington aber stand an der Spitze der englischen, hannoveranischen, braunschweigischen und niederländischen Truppen bei Ath und Nivelles. An dem besagten Tage ging Napoleon bei Thuin über die Sambre, warf den General Ziethen, der das erste preußische Corps commandirte, zurück, nahm Charleroi, und trieb seine Avantgarde gegen Fleurus vor, wo sich Ziethen behauptete. Blücher, entschlossen dem Feinde unverzüglich eine Schlacht zu liefern, ordnete die deßhalb nöthigen Bewegungen an. Er stand am Morgen des folgenden Tags (16ten Jun.) mit drei Armeecorps auf den Höhen zwischen Brie und Sambreff, das vierte Corps, das bei Hanut gestanden hatte, zog gegen seine Stellung heran; eine starke Abtheilung des Heeres von Weilington hatte sich zu seiner Unterstützung in Marsch gesetzt. Seine Stärke belief sich auf 80,000 Mann. Indessen verfloß der größte Theil des Tags unter den Zubereitungen, und ehe dieselben noch vollendet waren, entwickelte der Feind den auch von ihm entworfenen Angriffsplan. Es war Nachmittags um 3 Uhr, als das Corps des Generals Vandamme auf das auf der Fronte der preußischen Position liegende Dorf Amand losstürzte. Das Dorf ward, unter einem heftigen Gefechte, zu verschiedenen Malen genommen und wieder verlohren; zuletzt blieben beide Theile, jeder halb, in dem Besitz desselben. Noch blutiger ward der Kampf bei Ligny, auf das der General Girard, mit

dem vierten Armeecorps, Abends um 5 Uhr seine Angriffe richtete. Fünf Stunden lange ward hier mit einer Erbitterung und mit einer Hartnäckigkeit gestritten, wovon man in der Kriegsgeschichte wenige Beispiele hat. Fürchterlich donnerte das Geschütz von den gegenseitigen Anhöhen. Unaufhörlich rückten frische Truppen herbei. Nur in kleinen Räumen bewegte sich das Gefecht vor= und rückwärts. Die Schlacht ward stehend. Die Uebermacht der Franzosen drängte die Preussen. Mit banger Sehnsucht blickten diese nach ihrem vierten Armeecorps, das immer noch nicht herbei gekommen war. Auch blieb die Hülfe der Engländer aus, welche, da sie von dem Marschall Ney bei Quatre=Bras angegriffen worden waren, aller ihrer Kräfte bedurften, um ihre Stellung zu behaupten. Schon begann der Tag zu dämmern. Die Erschöpfung der Preussen hatte den höchsten Grad erreicht. Da führte Napoleon seine Garden gegen das Dorf, und große Massen von Infanterie und Cavallerie stürmten in den Rücken desselben heran. Diese Bewegung entschied das Schicksal des Tages. Die Preussen zogen sich überall zurück; jedoch in fester Haltung und immer tapfer fechtend. Die Schlacht war für sie verloren; Tausende ihrer Streiter waren gefallen und verwundet; 15 Kanonen wurden dem Feinde zur Beute; doch war der Ruhm der Tapferkeit und der Treue ihnen geblieben. Eine Viertelmeile vom Schlachtfelde stellte sich die Armee wieder auf. Das erste und zweite Corps gingen hinter das Defilee von Mont St. Guibert, das dritte nach Gemblaux zurück, wo der General Bülow mit dem vierten in der Nacht angekommen war. Eine große Gefahr hatte der Feldmarschall Blücher an diesem Tage erstanden. Von einem Schuße getroffen stürzte sein todtes Pferd nieder, und bedeckte den Helden, vom Sturze betäubt mit seinem Leibe. In wilder Eile jagten die Feinde an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Seine Rettung verdankte er seinem Adjutanten, dem Major von Nostitz. Dagegen hatte man den Tod des tapfern Herzogs von Braunschweig zu bedauern, welcher an der Spitze seines Corps, von einer Musketenkugel getroffen, für die gute Sache fiel. Den folgenden Tag brachten beide Theile mit Rüstungen und Bewegungen hin, die Verbündeten, um die erlittene Niederlage wieder gut zu machen, Napoleon um den errungenen Sieg zu verfolgen. Die Preussen zogen sich bei Wavre enge zusammen; die Engländer aber stellten ihren Mittelpunkt bei Mont St. Jean, den rechten Flügel gegen Branie=la=Leud, und den linken gegen la Haye auf. Zugleich verabredeten sich die beiden Feldherrn der Verbündeten, in dieser Position entweder den Feind zu erwarten, oder ihn aus ihr anzugreifen. Napoleon nahm sein Hauptquartier in der Maierei Caillou bei Planchennoit. Mit dem Anbruche des Tages setzte sich die preußische Armee, um ihren offensiven Zweck zu verfolgen, in Bewegung. Das 4te und 2te Corps stellte sich in dem Walde vor Frichemont auf, um in dem Rücken des Feindes zu operiren; das erste erhielt seine Richtung über Opain, in die rechte feindliche Flanke; das dritte sollte als Reserve langsam nachfolgen. Das brittische Heer behielt seine Stellung auf den Höhen von Mont St. Jean, Napoleon dehnte das seine auf den Höhen vorwärts Planchennoit aus. Seine Macht belief sich auf 130,060 Mann; die der Verbündeten war 30,000 Mann stärker. Es war um den Mittag, als die französische Armee anfing sich in Bewegung zu setzen. Erst begann sie mit einer heftigen Canonade; bald aber rückten auf ihrer ganzen Linie zahlreiche Cavalleriecolonnen hervor, welche mit Ungestümm auf Wellingtons Heer losstürzten. Diese ersten Angriffe wurden standhaft zurückgewiesen. Napoleon richtete dann seine Operationen gegen den rechten

und linken Flügel des Herzogs. Der Kampf wurde über die Maßen heftig und mörderisch. Die ganze englische Armee gab die herrlichsten Beweise von Tapferkeit und Todesverachtung. Aber die Uebermacht der Franzosen und das Ungestümm, mit dem ihre Colonnen immer wieder andrangen, gab ihnen entschiedene Vortheile. Die Engländer, entkräftet und auf vielen Punkten vom Feinde getrennt und überragt, wichen zurück. Der Tag schien verderblich für sie zu enden. Es ertönte das Siegesgeschrey der Franzosen. Sie zweifelten nicht mehr, daß die Zusage Napoleons in Erfüllung gehen werde, daß sie heute in Brüssel zu Abend speisen sollten. Aber in den Augenblicken der höchsten Noth erschien die Hülfe für die Bedrängten. Es war 5 Uhr, als der Fürst Blücher mit drei Armeecorps heranzog, und sich mit Wellington vereinigte. Sogleich brach der General Bülow, mit zwei Brigaden und einem Corps Cavallerie in den Rücken des feindlichen rechten Flügels hervor. Es entstand ein heftiger Kampf. Auch gegen die Engländer wurde das Gefecht fortgesetzt. Die Schlacht breitete sich auf allen Punkten bei der Armee aus. Immer mehr verstärkten sich die Preußen, und immer zuversichtlicher rückten sie vor. Ihre Erscheinung hatte alle Plane Napoleons zerrüttet. Derselbe hatte nämlich dem Marschall Grouchy Befehl gegeben, die preußische Armee zu beschäftigen, während er selbst seine Macht dazu anwandte, Wellingtons Heer aufzureiben. Blücher aber, indem er sich mit dem größten Theile seiner Truppen auf die Seite der Engländer wandte, ließ das dritte Armeecorps, unter dem General Thielemann, bei Wavre zurück, mit dem Auftrage Grouchy zu beobachten, und in dem Falle eines Angriffs sich vor ihm zurückzuziehen. So gingen alle Kräfte, in deren Besitz dieser Marschall war, für den Zweck des Tages verlohren, und die Verbündeten gewannen den Vortheil der Ueberlegenheit an Menschen und Hülfsmitteln. Mit ängstlicher Sehnsucht blickte Napoleon dem Corps entgegen, von dem er in diesen kritischen Augenblicken alles Heil erwartete. Es lief auch Abends um 7 Uhr das Geschrey durch die Reihen des Heers, daß Grouchy bereits heranziehe, und schon den Kampf mit dem linken Flügel der Feinde begonnen habe. Durch die eitle Hoffnung ermuthigt, verdoppelten die Franzosen ihre Anstrengungen. Das Blutbad wurde immer gräßlicher. Man stritt mit einer Wuth, die den ältesten Kriegern als beispiellos erschien. In dieser Hitze des Kampfs rückte das Armeecorps, das der General Ziethen befehligte, herbei, schnell warfen sich seine ersten Colonnen, bei dem Dorfe Smonhen, auf den rechten Flügel des Feindes, und mit Kraft und Zuversicht ward von ihnen der Angriff eröffnet. Von dreyen Seiten sahen sich nun die Franzosen auf diesem Punkte bestürmt; Schrecken und Verzweiflung ergriff ihre Reihen; sie wichen zurück, indem die Preußen im Sturmschritte und unter Trommelschlag auf sie eindrangen. Zu gleicher Zeit hatten die Engländer einen wüthenden Angriff, der von den auserlesensten Truppen Napoleons auf sie gemacht worden war, siegreich zurückgeschlagen, und alles vor sich her niedergeworfen und zertrümmert. Von diesem Augenblicke an entfiel alle Hoffnung und aller Muth dem Feinde; seine Colonnen wankten; eine allgemeine Verwirrung verbreitete sich durch das Heer; „man stürzte sich — wie der französische Bericht selbst sagt, — in größter Unordnung auf die Communicationslinie; Soldaten, Canoniere, Wagen, alles drängte sich dahin; die alte Garde, die in Reserve stand, wurde angerannt, und selbst mit fortgerissen. In einem Augenblicke war die Armee nichts mehr, als eine confuse Masse, alle Waffengattungen durch einander gemengt; es war unmöglich ein Corps wieder zu bilden. Sogar die

„diensthabenden Escadrons, um Napoleons Person gereiht, wurden ge„worfen und aufgelöst durch diese stürmischen Wogen, und es blieb „nichts mehr zu thun, als dem reissenden Strome zu folgen." — Es war halb zehn Uhr Abends, als sich die Schlacht für die Verbündeten so glorreich entschied. Da befahl Blücher, „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden sollte." — „Die Spitze der Armee, sagt der preußische Bericht, beschleunigte ihre Schritte. Rastlos verfolgt, gerieth das französische Heer bald in eine gänzliche Auflösung. Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzählichen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art, wie besäet. Aus mehr als neun Bivouacs wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen, und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben. In einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen. Doch, so wie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie, oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht und gefangen wurden. Der Mond schien hell, und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getraidefeldern. So ging es bis zum Anbruche des Tages rastlos fort. Im wildesten Durcheinander haben kaum 40,000 Mann, als Rest der ganzen Armee, zum Theil ohne Gewehre, sich durch Charleroi gerettet, mit nur 27 Kanonen, den Ueberbleibseln einer zahlreichen Artillerie." Der Triumph dieser Verfolgung blieb ausschließend der preußischen Armee, da die englische, die den ganzen Nachmittag im Feuer gestanden hatte, der Ruhe bedurfte. Man hat wenige Beispiele, daß ein Heer eine so gänzliche und entscheidende Niederlage erlitten hat, wie hier das französische. Wenigstens zwei Drittheile seiner gesamten Masse wurden aufgerieben und vernichtet; der Rest aber, der sich hinter die Festungen flüchtete, war dergestalt zertrümmert und entmuthigt, daß er nicht mehr zu neuem Widerstande vereinigt werden konnte. Die Zahl der Getödteten und Verwundeten an den beyden Schlachttagen erstieg auf feindlicher Seite eine schauerliche Höhe, da die erbitterten Soldaten niemand Pardon gaben, und viele Angriffe im heftigsten Feuer ausgeführt wurden; erst nach erfochtenem Siege fing man an Gefangene zu machen, und auch ihre Zahl mehrte sich während der Verfolgung sehr; dazu gingen viele französische Officiere und Soldaten freiwillig zu ihren Ueberwindern über, als sie Napoleons Glücksstern untergehen sahen. 300 Kanonen und über 500 Pulverwagen fielen den Siegern in die Hände. Aber auch der Verlust der letztern war sehr bedeutend. Sie zählten gegen 30,000 Todte und Verwundete, unter welchen sich viele Officiere von ausgezeichnetem Range befanden. Napoleon hatte während der Schlacht die meisten Angriffe selbst geführt, und sich großen Gefahren ausgesetzt. Aber als er alles verloren sah, überließ er sich dem hinreissenden Strome der Flucht. In einem Wagen dahin jagend, wurde er in der Nacht von den leichten Truppen der Preußen überrascht. Er sprang heraus, warf sich, ohne Degen, zu Pferde, wobei ihm der Hut entfiel, und so entkam er begünstigt durch die Dunkelheit. Der Major von Keller erbeutete seinen Wagen. Sein Hut, sein Degen, sein Staatsmantel, sein Perspectiv und seine Equipagen wurden Blüchern als Trophäen dargebracht. Alle seine Juwelen und Kostbarkeiten wurden den Truppen zur Beute. Manchem Soldaten ward ein Gewinn von 5 — 6000 Thalern. — So glänzend der Sieg der Verbündeten auch war, so übertrafen seine Resultate doch alle Erwartung. Es war dieser einzige Schlag, der den Aufstand des Usurpators gänzlich vereitelte, dem Krieg ein Ende mach-

e, und dem aufgeschreckten Europa die Ruhe und die durch den Pariser Frieden hergestellte Ordnung der politischen Verhältnisse wieder gab. Schon vier Tage nach der Schlacht legte Napoleon die Regierung nieder. Am 6. Jul. zogen die Sieger in Paris ein.

Belleisle (Carl Ludwig August Fouquet Graf von), Marschall von Frankreich, geboren den 22sten September 1684 zu Vilfranche, war einer der berühmtesten Staatsmänner und glücklichsten Feldherren in Frankreich. Noch Jüngling, empfing er von Ludwig XIV. ein Dragonerregiment, und that sich hervor. Bei der Belagerung von Lille erhielt er eine Wunde, und wurde Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem spanischen Successionskriege ging er mit dem Marschall Villars nach Rastadt, wo er sich auch als Staatsmann zeigte. Im Feldzuge 1734 diente er unter dem Marschall Berwick, commandirte ein eigenes Corps an der Mosel, und wohnte der Belagerung von Philippsburg bei. Der Friede von 1736 sicherte Lothringen der Krone Frankreich zu, und diese Abtretung war besonders das Werk des Grafen Belleisle, dem der Cardinal Fleury sein ganzes Vertrauen schenkte. Der König übergab ihm das Gouvernement von Metz und der drei Bisthümer, das er sein ganzes Leben hindurch verwaltete. Er wurde Marschall von Frankreich. Einige Monate vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reis'te er an die ersten Höfe Deutschlands, um sie nach Carls des VI. Tode insgeheim für die Ernennung des Churfürsten von Bayern zum römischen Kaiser zu gewinnen, und verfuhr dabei mit so viel Würde, Geschicklichkeit und Glück, daß er die Bewunderung Friedrichs II. erregte. Als der Krieg ausbrach, trat er an die Spitze der französischen Armee, um die Heere Maria Theresia's zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte sich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen Separatfrieden geschlossen hatte, und machte diesen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Sein Bruder, Ludwig Carl Armand Fouquet von Belleisle, war Ritter, und begleitete ihn in diesem Kriege. Im Jahre 1748 belohnte der König seine Verdienste dadurch, daß er ihn zum Herzog und Pair des Reichs erhob; er wurde ins Ministerium aufgenommen, wo er das Kriegsdepartement erhielt, schaffte bei dem Militär eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte und verschönerte die Militärschule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienstordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Dieser Mann, der als General, Minister und Familienvater sich Ruhm und Achtung erworben hatte, starb den 26sten Januar 1761, nachdem er alle seine Kinder überlebt hatte.

Bellĕrophon (ursprünglich Hippŏnoos), ein Sohn des Glaucus, Königes von Corinth, tödtete ohne Vorsatz seinen Bruder und flüchtete zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gastfreundlich aufnahm und sühnte. Aber die Königin, Antea mit Namen, eine lykische Fürstentochter, faßte bald eine sträfliche Liebe für den Jüngling, und, als Bellerophon aus Achtung für das heilige Gastrecht ihre strafbare Neigung nicht erwiederte, rächte sie sich durch Verleumdung und Anklage des Unschuldigen bei ihrem Gemahl. Aber Prötus wollte die Rache nicht selbst an dem Gastfreunde vollziehen, sondern schickte ihn zu seinem Schwiegervater Jōbates, mit einer zusammengelegten Tafel, worauf dem Ueberbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Glücklich vollendete er, im Geleit obwaltender Götter, seine Reise. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gastfreundlichem Heldengebrauch neun Tage, ehe er ihn um seine Aufträge befragte, und, als er am zehnten die Zeichen erkannt, und die Absicht der ganzen Sendung verstanden

hatte, da scheute auch er sich Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber ein halsbrechendes Abenteuer zu bestehen und die feuerspeiende, dreigestaltete Chimäre (s. d. Art.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der kühnste Wagehals aus diesem Kampfe nicht mit dem Leben davon kommen könne. Bellerophon bekämpfte sie auf dem Pegasus aus den Lüften und seine tapfere Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er auch noch die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Ursprung (Bellerophon war des Sisyphus Enkel), vermählte ihm seine Tochter, und theilte sein Reich mit ihm. Mit seiner Gemahlin erzeugte Bellerophon Isandros, Hippolochos und Hippodamia, erhielt sich aber in seinem Glück nicht bis ans Ende, denn wahnsinniger Uebermuth brachte ihm Verderben. Er wollte sich auf dem Flügelrosse zum Olymph emporschwingen, und zog dadurch die Rache der Götter auf sich. Nach Einigen traf ihn der Blitz des Zeus, nach Andern warf ihn der Pegasus, von einer Bremse gestochen, ab, und er durchirrte einsam und menschenscheu die Ebene von Aleia.

Bellona, die Schwester, nach Einigen die Gemahlin des Mars, den sie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmälern, auf welchen sie erscheint, ist sie schwer von der Minerva zu unterscheiden. Bellona, (welche von Einigen auch für die Wagenlenkerin des Mars ausgegeben wird, dessen Rosse sie mit blutiger Geißel antreibt), ist eigentlich eine von der Minerva ganz verschiedene Göttin, denn in ihr erkennt man nur die Wuth, Mordlust, Grausamkeit und alles Zerstörende und Scheußliche des Krieges; daher wird sie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minerva's Weisheit und Mäßigung selbst im Getümmel der Waffen noch sichtbar ist.

Belloy (Pierre Laurent Buirette de), ein nicht unberühmter französischer Dramatiker, wurde den 17. Nov. 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren, und als ein Kind von fünf Jahren nach Paris gebracht. Hier verlor er seinen Vater nach einem Jahre; seine einzige Stütze war ein Oheim, der ein Parlamentsadvocat war, und ihm denselben Beruf anwies. Er trieb dieses Geschäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent und Neigung für dramatische Kunst. Sein Oheim kämpfte diesem Geschmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, sich heimlich zu entfernen. Er erschien nun an mehrern nordischen Höfen als Schauspieler unter dem Namen **Dormont de Belloy**. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehrere Jahre verlebte er am Hofe in Petersburg, wo die Kaiserin **Elisabeth** ihm viele Güte erwies. Aber Frankreich blieb immer der Gegenstand seiner Sehnsucht, und er ging 1758 dahin zurück, um seine Tragödie **Titus** aufführen zu lassen. Sein Oheim, nun sein unversöhnlicher Feind geworden, wirkte bei dem Könige einen Verhaftsbefehl, aus, der vollzogen werden sollte, sobald sein Neffe die Bühne betreten würde. Belloy hoffte durch den guten Erfolg seines Titus seine Familie zu versöhnen; aber diese Hoffnung schlug fehl und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf starb sein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er bald seine Tragödie **Zelmire** mit dem entschiedensten Beifall gab. Hierauf folgte Le Siège de Calais, das außerordentliches Aufsehen machte, und noch immer zu den schönsten Trauerspielen der französischen Bühne gerechnet wird. Er erhielt die Medaille, die der König denjenigen Dichtern zugesagt hatte, deren Stücke drei Mal auf dem Theater mit Glück

zegeben werden würden, und die nur dieses Mal ausgetheilt worden ist. Die Stadt Calais überschickte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapsel, mit der Aufschrift: Lauream tulit, civicam recipit. Er schrieb noch mehrere Theaterstücke; in vielen ahmte er den Metastasio nach, aber nirgends kann man eine gewisse Genialität verkennen. Belloy besaß ein überaus glückliches Gedächtniß, und hatte sich mit Hülfe desselben eine große Kenntniß der französischen Geschichte und der dramatischen Literatur erworben. Er starb am 5ten März 1775, wozu der Fall eines seiner Stücke viel beitrug, in einem Alter von 48 Jahren.

Belohnung. Es gibt dreierlei Arten von Belohnung: eine bürgerliche (Entschädigung für Dienstleistungen und für den damit verbundenen Zeit- und Mühaufwand) eine moralische (das Gefühl, eine gute Handlung nur ihrer selbst wegen, und nicht aus Streben nach Gewinn gethan zu haben), und eine natürliche (das Wohlseyn, zum Beispiele, welches eine natürliche Folge der Mäßigkeit ist). Es ist bisher noch immer ein Streit unter den Moralphilosophen gewesen, der auch so bald nicht entschieden werden möchte, ob die Erwartung endlicher Belohnung nach diesem Leben der Zweck moralisch guter Handlungen seyn müsse oder nicht. So sagt Lossius in seinem philosophischen Lexicon, S. 535: „es ist eine sehr gegründete Wahrheit, daß in einem moralischen Reiche Belohnungen Statt finden müssen, weil hier moralische Vergeltung zur sittlichen Ordnung gehört, d. h. das tugendhafte Betragen eines redlichen moralischen Wesens begründet die sichere Erwartung einer seiner Tugend angemessenen Belohnung; ob es gleich nicht um dieser Belohnung willen allein, sondern aus edleren und reineren Antrieben seines Willens die Tugenden ausübte, auch nicht jure perfecto dieselbe fodern kann, weil seine Pflicht, nach dem höchsten Ideale der Sittlichkeit zu streben, eine unbedingte Pflicht ist.“ Wir sehen aus dieser Stelle, daß der Verfasser selbst noch nicht hinlänglich zu wissen scheint, wie er über das eigentliche Moralprincip denken soll, ob nämlich dasselbe als rein unbedingt anzunehmen sey, d. h. ob man eine gute Handlung bloß ihrer selbst wegen thun müsse, oder ob dasselbe als bedingt aufzustellen sey, d. h. ob man eine gute Handlung der einstigen Belohnung wegen zu thun habe. Wenigstens geht aus der angezogenen Stelle und aus den schwankenden Begriffen, die in derselben aufgestellt sind, deutlich hervor, daß der Verfasser gleich sehr für ein unbedingtes Moralprincip als dagegen gestimmt seyn möchte. Wozu uns in der Moral sowohl, wie überhaupt im ganzen Gebiete der Wissenschaft, jene Forderungen, daß man etwas thun, aber auch zu gleicher Zeit etwas nicht thun müsse, gebracht, und auf welchen Punkt uns diese beliebte Manier etwas zu wollen und etwas auch nicht zu wollen, die so ziemlich die Sache jedermanns ist, geführt habe, das wird niemanden, der eines aufmerksamen Blicks fähig ist, entgangen seyn. Wir unserer Seits wenigstens glauben, daß allenthalben, in der Wissenschaft sowohl wie in der Moral, nur die strengste Bestimmtheit der Grundsätze, nur die unwandelbarste Anwendung derselben von ersprießlichem Nutzen seyn könne. Daher fühlen wir uns geneigt, in der Moral, als dem hier gegebenen Falle, auf eine unbedingte Ausübung guter Handlungen, die weder in diesem, noch in jenem Leben auf Belohnung hofft, dringen zu müssen, und dies um so mehr, da besonders die jetzige Zeit dem Egoismus und dem Streben nach Gewinn, abgesehen von jeglichem reinen Enthusiasmus für die Sache selbst, nur allein zu fröhnen scheint. Es kann überhaupt im strengsten Verstande als eine moralische Täuschung angesehen werden, wenn man uns zwar verbietet,

hier im Leben auf Belohnung für Tugend und sittlichen Wandel zu hoffen, aber es uns doch dagegen gleichsam zur Pflicht macht, dieser Belohnung in jenem Leben entgegenzusehen. Denn was wird durch ein so schwankendes Princip für die reine Moral eigentlich gewonnen? Man wende uns nicht etwa ein, daß, wenn Belohnung für Rechtschaffenheit nur nicht in diesem Leben gehofft und nur nicht für diese allein gehandelt wird, wir schon bedeutende Fortschritte in der Ausübung der Tugend gemacht haben. Denn, was kann ein Moralprincip, wenn es nicht in seiner ganzen Reinheit aufgestellt ist, für wahren Nutzen für das eigentliche Glück der Welt stiften, welches zum Theil gebietet, gute Handlungen ihrer selbst wegen zu thun, zum Theil aber auch erlaubt, der Ausübung dieser Handlungen sich nur in Hinsicht auf eine einstige Belohnung für dieselben zu unterziehen? Was wir hier für das Leben im Allgemeinen behaupten, gilt auch insbesondere im Fache der Erziehung, wo man ebenfalls die Frage aufgeworfen hat, ob es nützlich sey, die Kinder durch Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflicht anzureizen, oder ob man vielmehr diese bisher bei der Pädagogik übliche Verfahrungsmethode als verderblich anzusehen, und sie als solche auch abzuschaffen habe? Wenn es überhaupt die Pflicht jeder Theorie zu seyn scheint, ihre Grundsätze so streng und so unwandelbar als möglich aufzustellen, weil die Ausübung derselben ohnehin durch die der menschlichen Natur einmal inwohnende Schwachheit und Gebrechlichkeit schon genug gefährdet zu werden pflegt; so müssen wir auch in der Erziehungswissenschaft jede Belohnung für erfüllte Pflichtleistungen als verderblich aufzustellen, und streng vor derselben, als vor einem dem Zwecke gänzlich entgegengesetzten Mittel, zu warnen suchen. Ueberhaupt, dünkt uns, dürfte jede Erziehung und jeder Unterricht auf durchaus schlechten Grundsätzen beruhen, die eigentliche Belohnungen und Bestrafungen zur Stütze ihres pädagogischen Strebens machen wollten. Denn wir sind davon wie von der unumstößlichsten Wahrheit überzeugt, daß da, wo nicht schon durch reinsittliche Beispiele das moralische Gefühl und die practische Handlungsweise in den Kindern gebildet, und gleichsam zur Gewohnheit und andern Natur geworden ist (in welchem letztern Falle durchaus weder Belohnung noch Bestrafung, weder Lob noch Tadel vonnöthen sind), von einer eigentlichen Erziehung und Bildung zur höhern weltbürgerlichen Tugend durchaus nicht die Rede seyn könne. Tq.

Belt ist der eigenthümliche Name des Meeres zwischen Scandinavien, Dänemark und Deutschland (auch unter dem Namen **Ostsee** bekannt). Es gibt zwei Belte: der **große Belt** ist eigentlich dasjenige Wasser, welches die Inseln Seeland und Laland von den Inseln Fühnen und Langeland trennt; seine Breite ist von drei bis fünf Meilen; der **kleine Belt** hat zwischen Fühnen und Schleswig eine Breite von zwei bis fünf Meilen, welche sich aber zwischen den Inseln Fühnen und Jütland bis auf eine Viertelmeile verengt.

Belvedere (franz. Bellevue), nennt man in Italien solche Gebäude, die zum Genusse einer schönen Aussicht bestimmt sind. Auch benennt man mit demselben Namen kleine, sich über die Häuser erhebende Thürmchen, die man besteigt, theils um frische Luft zu schöpfen, theils sich des Anblicks der schönen Natur zu erfreuen. Dergleichen Thürmchen haben in Rom die meisten Häuser; eigentliche sogenannte Belvedere's aber findet man nur in den Palästen und Häusern der Reichen. Unter allen diesen ist in jeder Hinsicht der Vaticano in Rom das merkwürdigste, welches nicht bloß von allen Seiten die Ansicht reicher Gefilde der Apenninenkette und der Stadt selbst gewährt, sondern auch

ehemals verschiedene Antiken vom ersten Range auf dem Museo Pio Clementino in sich faßte, unter denen sich besonders die bewunderte Statue Apollo's, die deßhalb der Apollo von Belvedere genannt wurde, auszeichnete. Diese Antiken kamen zur Zeit der französischen Unterjochung meistens in das Pariser Museum; nach den Ereignissen von 1815 aber wurden sie reclamirt und wieder nach Rom zurückgebracht. In Frankreich gibt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt, und sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen schützt. In Deutschland hat man mehreren fürstl. Lustschlössern diesen Namen beigelegt. So gibt es z. B. bei Wien, am Rennwege (einer Vorstadt), einen kaiserlichen Sommerpalast und Garten mit einer kostbaren Bildergallerie, welcher Belvedere heißt, und ehemals dem Prinzen Eugen von Savoyen gehörte; ein gleiches Lustschloß mit demselben Namen, nebst einem Garten und schöner Orangerie, findet man eine halbe Stunde von Weimar, woselbst sich kurze Zeit eine Erziehungsanstalt für junge Engländer befand. In Cassel heißt die eine von den vier Gassen, aus welchen die französische Neustadt besteht, Bellevue, weil sie, über die Aue hinweg, eine der schönsten Aussichten gewährt, die es in Norddeutschland geben kann. Belvedere heißt auch ein schlechter Ort auf der Westseite von Morea (dem ehemaligen Peloponnesus), der bei den Griechen Calloscopium (schöne Aussicht) genannt wird, und wo ehemals Elis stand. Sie liegt in der Landschaft Belvedere, welche eine von den vier Provinzen ausmacht, in welche Morea jetzt getheilt wird, und welche heißen: Belvedere, Clarenza, Saccania und Zacconia. Auch gibt es eine Stadt Belvedere in Sicilien nicht weit von Syracus, und ein Lustschloß und Flecken Belvedere im diesseitigen Calabrien, welches dem Hause Caraffa unter dem Titel eines Fürstenthums gehört.

Bembo (Pietro), einer der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Italiens, welche das 16te Jahrhundert verherrlicht haben, war zu Venedig im Jahre 1470 geboren. Er war acht Jahre alt, als sein Vater, der als Gesandter nach Florenz ging, ihn dahin mitnahm. Hier begann er bereits das Studium der lateinischen Sprache, das er nach seiner Rückkunft in Venedig vollendete. Die Begierde, auch die griechische Sprache zu erlernen, führte ihn 1492 nach Messina, wo damals der berühmte Constantin Lascaris sich aufhielt. Zwei Jahre lang besuchte er mit Eifer die Lehrstunden dieses geschickten Meisters, und kehrte alsdann in sein Vaterland zurück, wo er, um die vielen an ihn gerichteten Fragen über den Aetna auf einmal zu beantworten, eine Schrift über diesen Vulkan abfaßte. Er ging darauf nach Padua, um einen philosophischen Cursus zu machen, und wollte dann, nach dem Willen seines Vaters, in die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte treten; aber bald fand er Mißbehagen daran, und widmete sich ganz der Cultur der Wissenschaften. Er trat in den geistlichen Stand, der ihm einen ruhigern Wirkungskreis eröffnete. Zu Ferrara, wo er seine philosophischen Studien vollendete, verband er sich genau mit Hercules Strozzi, Tibaldeo und besonders mit Sadolet, der für immer einer seiner liebsten Freunde blieb. Er gewann auch die Gunst des jungen Fürsten Alphons von Este, und als dieser Fürst sich 1502 mit der berühmten Lucretia Borgia, der Tochter Papst Alexanders VI., vermählt hatte, erwarb Bembo in gleichem Maaße und auf noch andere Weise auch das Wohlwollen dieser Fürstin. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo sich in dem Hause des Aldus Manutius eine gelehrte Akade-

nie gebildet hatte. Bembo ward eines der vorzüglichsten Mitglieder derselben, und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die schönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieser berühmten Druckerei hervorgingen. Nach einem Besuche in Rom, wo sein Glück noch nicht gereift war, begab er sich 1506 an den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wissenschaften am meisten in Ansehen standen. Er verlebte hier ungefähr sechs Jahre, und erwarb sich mächtige Freunde. Er war im Jahre 1512 Julius von Medicis (dem Bruder des Cardinals Johann, nachmaligen Papstes Leo X.) nach Rom gefolgt, als man Julius II. aus Dacien ein altes Buch überschickte, das niemand erklären konnte. Bembo dechiffrirte es, wofür der Papst ihm die reiche Commende von Bologna vom Orden des heiligen Johannes von Jerusalem verlieh. Julius starb bald darauf, und Leo X., sein Nachfolger, ernannte, noch ehe er das Conclave verließ, Bembo zu seinem Secretär, mit einem Gehalte von 3000 Thalern, und gab ihm seinen Freund Sadolet zum Amtsgenossen. Bald erhöhte der Papst diesen Gehalt noch um 3000 Goldfloren. Um diese Zeit machte Bembo die Bekanntschaft mit einer jungen und hübschen Dame, Namens Morosina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichsten Einverständniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Schon früher hatte er verschiedene Geliebten gehabt. Seine vielen Amtsgeschäfte, seine literarischen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er zu ihrer Wiederherstellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leo's X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgestattet war, beschloß er, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen, und den Rest seiner Tage in Padua, dessen Luft ihm wunderbar zusagte, in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und dem Umgange mit seinen Freunden zu verleben. Sein Haus ward ein Tempel der Musen. Die Gelehrten dieser berühmten Universität besuchten es eifrigst und die Fremden strömten dahin. Bembo brachte eine ansehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmälern zusammen, die damals für eine der reichsten in Italien galt, und legte einen schönen botanischen Garten an. Den Frühling und Herbst brachte er auf einer Villa, Bozza genannt, zu, welche von Alters her seiner Familie gehörte. Die ungetrübte Muße des Landlebens wandte er besonders für seine Arbeiten in Prosa und Versen an. Im Jahre 1529 wurde ihm von der Republik Venedig, nach Andreas Navagero's Tode, das Amt eines Historiographen angetragen, das er, wiewohl mit einigem Widerstreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehalts, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St. Marcusbibliothek ernannt. Papst Paul III., der 1534 Clemens VII. gefolgt war, und bei einer von ihm beschlossenen Cardinalpromotion die Augen auf die berühmtesten Männer seiner Zeit warf, hatte auch Bembo dazu ausersehen, und würde ihn schon 1538 zum Cardinal ernannt haben, wenn nicht die Feinde desselben die Wahl um ein Jahr verzögert hätten. Ihr Entgegenwirken war Ursach, daß Bembo erst 1539 den Cardinalshut empfing, als er sich eben in Venedig befand. Er begab sich sogleich nach Rom, und empfing am Weinachtstage die Weihe. Von jetzt an entsagte er der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu seinem Hauptstudium. Von seinen frühern Arbeiten setzte er allein die Geschichte von Venedig fort. Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald

arauf, um ihn in den Stand zu setzen, seiner Würde gemäß in Rom u leben, da Bembo sein Vermögen durch die Ausstattung seiner Tochter erschöpft hatte, der Papst aber ihn um sich zu haben wünschte, das eiche Bisthum von Bergamo. Er lebte noch drei Jahre, mit Ehren berhäuft, und starb 1547 in einem Alter von 77 Jahren an den Folen einer starken Verwundung, die er erhielt, als er auf dem Lande urch eine Thür reiten wollte welche zu eng war. Er ward in der Kirche Santa Maria della Minerva zwischen den Päpsten Leo X. und Clemens VII. beerdigt. Sein Sohn und Erbe Torquato ließ folgende Inschrift auf sein Grabmal setzen:

Petro Bembo Patricio Veneto
ob cujus singulares virtutes
a Paulo III. Pontif. Max.
in Sacrum Collegium Cooptato
Torquatus Bembus P.

Der Schmerz seiner zahlreichen Freunde war tief, und drückte sich in iner Menge von Gedichten aus. Bembo vereinigte in seiner Person, einem Charakter, in der Anmuth seiner Unterhaltung und seines Geites alles, was liebenswürdig ist. Sein literarisches Verdienst war schon bei seinen Lebzeiten allgemein anerkannt. Er war der Wiederhersteller des guten Styls sowohl in der lateinischen Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäsar zu steten Mustern wählte, als auch in der taliänischen, wo er besonders Petrarca nachahmte. In Ansehung der Reinheit des Styls war er so scrupulös, daß er, wie man erzählt, gegen vierzig verschiedene Fächer hatte, welche seine Schriften nach und nach, so wie er sie mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erst, wenn sie alle vierzig Prüfungen bestanden hatten, machte er sie bekannt. Seine sämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, sind 1729 zu Venedig in vier Foliobänden erschienen. Die wichtigsten derselben sind **die Geschichte Venedigs** von 1487 bis 1513 in zwölf Büchern, die er sowohl lateinisch als italiänisch abfaßte; **Le prose**, Dialogen, in welchen die Regeln der toscanischen Sprache aufgestellt werden; **Gli Asolani**, Dialogen über die Natur der Liebe; **Le rime**, eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; Seine Briefe, sowohl die italiänisch als die lateinisch geschriebenen; **De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber**; **Carmina**, eben so geistreich als elegant, aber zum Theil von einem freiern Geiste, als der Stand des Verfassers erwarten ließ, und einige andere.

Benares, eine große Landschaft in Hindostan, in welcher ungefähr zwei Millionen Menschen wohnen. Die Hauptstadt, gleiches Namens, am Ganges gelegen, war bisher als der Sitz der echten indischen Gelehrsamkeit berühmt, wo die Braminen in der heiligen Sprache Sanskrit und andern Wissenschaften unterwiesen wurden. Sie wird auch wegen einer alten Pagode nächst der Pagode von Jaggrenat in Orixa für besonders heilig gehalten, und fleißig von indischen Pilgrimmen besucht. Uebrigens sind die Einwohner meistens Kaufleute und Wechsler, denn hier ist der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelsteine, die aus Bundelkund gebracht werden; auch sind die Fabriken von Gold- und Silberstoffen sehr wichtig. Bis 1781 hatte die Provinz Benares einen eigenen Rajah, wiewohl derselbe schon seit 1775 den Engländern zinsbar war; aber im Jahre 1787 vertrieben sie ihn, unter dem Gouverneur Hastings, aus seinem Fürstenthume, weil er sich, außer dem gewöhnlichen Tribut, nicht zu außerordentlichen Subsidien

verstehen wollte. Jetzt gehört dieses ansehnliche Land den Engländern; der Rajah, den sie selbst eingesetzt haben, besitzt nur den leeren Titel, und ist seiner Würde nur so lange sicher, als kein anderer dem englischen Präsidenten von Bengalen einen höhern Tribut anbietet. Der jetzige Rajah zahlt jährlich über zwei Millionen Thaler.

Bench, Kingsbench (Königsbank) ist ein hohes Gericht in England, welches zu London in dem Palast von Westminster gehalten wird, und über Sachen, welche die Krone betreffen, auch über Verbrechen, welche das Leben angehen, urtheilt. Es besteht aus einem Präsidenten und drei Beisitzern. Außerdem aber heißt auch Kingsbench das in London in der Vorstadt Southwark gelegene, aus mehreren Gebäuden und Hofräumen bestehende Gefängniß, das für die geringere Vergehen, besonders aber Schulden halber Verhafteten bestimmt ist, welche im Umfange des Gefängnisses der vollkommensten persönlichen Freiheit genießen, und ungehindert ihre Geschäfte fortsetzen können, auch einem eigenen Gerichte unterworfen sind. Sehr interessante Nachrichten theilt unter andern Archenholz darüber mit.

Benda (Hans Georg), der Vater der berühmten Künstlerfamilie gleiches Namens, war ein Leinweber zu Altbenatky in Böhmen und, nach der Weise seines Landes, auf verschiedenen Instrumenten selbst ein wenig musikalisch. König Friedrich II. von Preußen nahm ihn mit seiner ganzen Familie im ersten schlesischen Kriege mit sich nach Berlin, wo er die Kinder desselben, welche sämmtlich Anlage zur Musik zeigten, in dieser Kunst unterrichten ließ.

Benda (Franz), ältester Sohn des vorigen, der Stifter einer eigenen Violinschule in Deutschland, war königl. preußischer Concertmeister und 1709 zu Altbenatky in Böhmen geboren. Er hatte sich auf das Studium der Geige gelegt, aber es gebrach ihm so sehr an allen Hülfsmitteln, daß er sich zu einer Truppe herumziehender Musikanten begeben mußte, um seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Unter diesen befand sich ein blinder Jude, mit Namen Löbel, der in seiner Art ein Musiker von ganz besonderm Talente war. Er brachte nämlich in seinen Tanzmelodien so schwere, gewagte und die äußerste Höhe des Griffbretes erreichende Passagen auf eine so geniale Weise hervor, daß jedermann, der es hörte, darüber in Erstauen gerieth. Dieser Löbel kann demnach als das erste Vorbild betrachtet werden, nach welchem Franz Benda sich auf der Geige bildete. Müde dieses unsteten Lebens, kehrte unser Franz in seinem achtzehnten Jahre nach Prag zurück, wo er schon vorher Sopransänger an der St. Nicolaikirche gewesen war. Nachdem er daselbst einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konyczeck Unterricht genossen hatte, unternahm er eine Reise nach Wien und fand daselbst Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franciscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei Jahren als Capellmeister in die Dienste des Starosten Szaniawsky, wo er bis 1732 verblieb, in welchem Jahre ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz Empfehlung in seine Dienste nahm. Im Jahre 1772 wurde er an Grauns Stelle zum königl. Concertmeister ernannt, und starb als solcher am 7ten März 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 Jahren. Burney drückt sich über ihn also aus: „Seine Manier war nicht Tartini's, noch Somi's, noch Veracini's, noch irgend eines andern bekannten Oberhaupts einer Musikschule. Es war seine eigene, die er sich nach den Mustern der großen Meister gebildet hatte.“ Hiller, im ersten Bande seiner Biographie, sagt: „Er brachte auf seinem Instrumente die schönsten, reinsten, lieb-

ichsten Töne hervor, die man hören kann. Keiner kam ihm gleich in Präcision des Spiels und in der Schärfe des Bogenstrichs. Er kannte alle Schwierigkeiten und alle Hülfsmittel seines Instrumentes vollkommen, und verstand die letztern zu benutzen. Der erhabene Gesang hatte für ihn den meisten Reiz.“ Von seinen vielen Compositionen hat er nur zwölf Solo's für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter seine Zöglinge im Gesange zählt man seine beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeister Reichard und Wolff.

Benda (Johann), zweiter Sohn von Hans Georg, Violinist, starb in preußischen Diensten.

Benda (Georg), dritter Sohn von Hans Georg, gothaischer Capelldirector, 1721 zu Altbenatky in Böhmen geboren, wurde zuerst von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angestellt, trat aber 1748 als Capellmeister in die Dienste des Herzogs von Gotha, wo er Gelegenheit fand, sein Talent für Composition, besonders für den Kirchenstyl, immer mehr auszubilden, worin ihn der damalige Herzog von Gotha, Friedrich III., der selbst ein großer Freund und Beschützer der Tonkunst war, nicht allein auf das liberalste unterstützte, sondern ihn auch im Jahre 1765 eine Reise nach Italien machen ließ, und ihn hierauf mit erhöhtem Range zum Capelldirector ernannte. In Venedig traf Georg Benda den damals so sehr berühmten Hasse an, dessen freundschaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weise genoß. Als dieser die ihm daselbst aufgetragene Oper, wegen schneller Abreise, nicht componiren konnte, erhielt Benda den Auftrag, diese Composition zu übernehmen, lehnte aber denselben, so schmeichelhaft das in ihn gesetzte Zutrauen auch für ihn seyn mußte, dennoch ab, weil sein Urlaub so eben zu Ende laufen wollte. Auch mit seinem künftigen Nachfolger, dem Capellmeister Schweizer, traf Benda in Venedig zusammen. Diese Reise gab seinem Geschmacke und seiner Ausbildung einen Umfang und eine Vielseitigkeit, welche ohne dieselbe Benda vielleicht nie erreicht haben würde. Hiervon kann folgende Anekdote zum Beweise dienen. Als er in Italien die erste Oper von Galuppi hörte, ward er, der an die fleißig gearbeitete berlinische Musik gewöhnt war, so unwillig über das leere Tongeklingel, wie er es nannte, daß er nach dem ersten Acte hinauslief. Sein Freund, der Musikdirector Rust aus Dessau, der sich mit ihm zugleich in Venedig befand, hatte indessen die Oper nicht nur mit Vergnügen bis zu Ende gehört, sondern er ging auch die folgenden Abende wieder hinein. Benda hatte zu Hause einen langweiligen Abend gehabt, und begleitete ihn also am dritten Tage, doch mit dem Vorsatze, bald wieder hinauszugehen. Aber er blieb nicht nur bis an das Ende, sondern er ging auch zur vierten und zu allen Vorstellungen wieder hin, und gestand am Ende seinem Freunde, ihm sey über den Effect wahrer Theatermusik in der klaren, durchsichtigen Manier des Italiäners ein neues Licht aufgegangen. Aus dieser Anekdote sieht man, daß Georg Benda dem Studium der italiänischen Musik seine eigentliche Bildung und den Erfolg, den seine Werke in Deutschland gehabt haben, zu verdanken hat. So sprach er auch noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dankbarem Enthusiasmus von seiner Reise nach Italien. Benda's Talente hatten seit einer geraumen Zeit gleichsam geschlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., welcher 1772 erfolgt war, hörte die Kirchenmusik in der Hofkirche auf, für welche Benda seine vorzüglichsten Werke geschrieben hatte. Jetzt aber begann in Benda's Leben eine neue, glänzendere Periode. In Folge des Brandes, der im Jahre 1774 das Schloß zu Weimar zer-

störte, ward nämlich die ehemals sehr berühmte seilersche Schauspielergesellschaft gezwungen, von dort auszuwandern und sich nach Gotha zu begeben. Mit ihr kam auch Schweizer, der Nachfolger Benda's, der damals durch die Composition der wielandischen Oper Alceste vorzüglich bekannt geworden war, nach jener Stadt. Da Schweizer außer dieser Oper auch noch mehrere seiner Arbeiten in Gotha aufführte; so regte sich dadurch das große Talent, welches Benda'n früher schon die die beiden Opern Ciro riconosciuto und il buon marito hatte componiren heißen, von neuem in ihm auf, und er setzte dies Talent nun ausschließlich für das Theater in Thätigkeit. Die erste, sehr bekannt gewordene Frucht davon war seine Ariadne, mit deren Entstehung es folgende Bewandniß hatte. Die Schauspielerin Brandes, die Mutter der nachmals so berühmten Minna Brandes, hatte kein Talent für den Gesang, aber Benda war ein großer Bewunderer ihrer Declamation und ihres Geberdenspiels. Er sann daher darauf, wie er ihre Kunst als Schauspielerin zugleich mit der Kraft der Musik verbinden könnte. Auf diese Weise faßte er die Idee zu einem Melodrama, die nun auch nach Gotters und Engels Angaben, welcher letzterer eben in Gotha war, von dem Schauspieler Brandes ausgeführt wurde. Benda componirte den Text und somit entstand das Melodrama Ariadne, welches nachher fast in ganz Europa bekannt geworden ist. Als eine Sonderbarkeit verdient es angeführt zu werden, daß J. J. Rousseau schon einige Jahre früher dieselbe Idee gehabt, und sie auch in seinem Pygmalion ausgeführt hatte. Doch ist es erwiesen, daß Benda, als er den Plan zu seiner Ariadne faßte, von Rousseau's Unternehmung auch nicht die allergeringste Kenntniß gehabt hat. Ariadne wurde nun bald in ganz Deutschland und nachher auch in dem übrigen Europa mit dem enthusiastischen Beifalle aufgenommen, welchen diese Composition in der That wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und wahrhaft genialen Ausführung verdient. Dies Urtheil kann uns jedoch nicht die Pflicht auferlegen, die äußere Form dieses Werks, die in der That in ihrer steten Unterbrechung gegen die künstlerische Einheit auf das allerunangenehmste verstößt, als vollkommen gelungen anzuerkennen. Im Gegentheile müssen wir gestehen, daß jenes Werk, so wahrhaft originell es auch in seiner Form und Ausführung dasteht, stets einen peinlichen, dem wahrhaften Kunsteffecte gerade entgegenstrebenden Eindruck auf uns gemacht hat. Daß überhaupt die Form desselben als rein verfehlt zu betrachten ist, geht auch schon daraus hervor, daß dieses Werk, so allgemeine Sensation es auch eine lange Zeit gemacht hat, dennoch durchaus keine Nachahmungen veranlaßt hat. Dieser Umstand allein entscheidet schon auf eine wahrhaft sprechende Weise gegen die äußere Form der Ariadne. Diesem Werke ließ Benda übrigens die Medea von Gotter folgen, in welcher er jedoch, gleichsam als fühle er schon damals das Unstatthafte seiner Form, mehrere Stellen arienmäßig behandelte, also jener Zerstückelung wenigstens theilweise wiederum entsagte, und sich der einmal bestehenden Gattung näherte. Nachher setzte er noch folgende Stücke: der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzhauer, Pygmalion, welches letztere Stück er in Wien arbeitete, und das tatarische Gesetz, das in Mannheim zuerst aufgeführt wurde. Alle diese Stücke haben zu ihrer Zeit wegen der wirklich in ihnen wohnenden Genialität einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Benda suchte übrigens gegen das Jahr 1778 um seinen Abschied in Gotha nach, weil er sich seinem Nebenbuhler Schweizer nachgesetzt zu seyn glaubte, und beharrte, trotz der

Einreden des Herzogs und der dringenden Bitten des ganzen Hofes und seiner sämmtlichen Freunde, auf seinem Entschlusse, worauf er eine Reise durch Deutschland machte, bald aber, seines unsteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte und dort, wo er ehemals mit einem Gehalte von mehr als 1200 Thlrn. nicht hatte leben können, jetzt um eine Pension von 400 Thlrn nachsuchte und sie auch erhielt. In diese Zeit fällt auch seine Reise nach Paris, wohin er 1781 gerufen wurde, um dort seine Ariadne, der man einen französischen Text untergelegt hatte, in Person aufzuführen. Ob nun gleich der Beifall, den diese Arbeit in Paris fand, getheilt war; so kehrte Benda dennoch hinlänglich für seine Reise entschädigt nach Gotha zurück, von wo er sich in seinen ländlichen Aufenthalt nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, begab. Im Jahre 1785 zog er aber nach Ronneburg und von dort nach dem nahe gelegenen Köstritz, wo er von nun an ganz in der Stille lebte, und von der Musik gänzlichen Abschied nahm. Hier starb er 1795 in einem Alter von 73 Jahren. Die wahrhaft interessanten Anekdoten, zu welchen seine Zerstreutheit, so wie seine ganze übrige Originalität, Anlaß gegeben hat, müssen wir aus Mangel an Raum, hier mit Stillschweigen übergehen. Sein Sohn Friedrich Benda, der als Tonkünstler nicht unberühmt war, und in mecklenburg-schwerinischen Diensten stand, starb noch vor dem Vater. Pq.

Benda (Joseph), vierter Sohn von Hans Georg, war preußischer Kammermusikus.

Benda (Anna Francisca), Tochter von Hans Georg, verheirathet an den Kammermusikus Hattasch in Gotha, galt für eine der größten Sängerinnen Deutschlands ihrer Zeit und starb 1780.

Bender, eine starke Festung an der Moldau, am Dniesterfluß, an dessen Ufer sie mondförmig erbaut ist. Im Jahre 1771 ward Bender von den Russen unter dem General Panin mit Sturm genommen. Die Besatzung, so wie die Einwohner, deren Anzahl zusammen sich auf 30,000 Seelen belief, wurden dabei größtentheils niedergehauen; die Stadt brannte ab, wurde aber im nachfolgenden Frieden den Türken zurückgegeben. Früher ward Bender durch Carl XII. berühmt, der sich nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Pultawa 1709 dahin flüchtete, und bis 1713 daselbst blieb. (S. Carl XII.)

Benedict XIV., einer der ausgezeichnetsten Päpste, folgte Clemens XII. und ward am 17ten August 1740 gewählt. Er hieß Prosper Lambertini und stammte aus einer ansehnlichen Familie zu Bologna, wo er 1675 geboren war. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch schnelle Fortschritte in allen Wissenschaften aus. Die ernstesten Studien genügten kaum seinem Eifer für die Arbeit, und verminderten um nichts die ungemeine Lebhaftigkeit seines Geistes. Mit besonderer Vorliebe studirte er den heiligen Thomas. Er legte sich mit gleichem Erfolg auf das canonische und bürgerliche Recht, und ward Consistorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er veranlaßt wurde, sich mit den bei der Beatification üblichen Gebräuchen bekannt zu machen, und später ein schätzbares Werk darüber zu schreiben. Leidenschaftlich für die Wissenschaften, für historische Forschungen, für die Denkmäler der Kunst eingenommen, verband Lambertini sich mit allen berühmten Männern seiner Zeit. Er hegte die höchste Achtung für den Pater Monfaucon, denn er in Rom kennen lernte, und der von ihm sagte: „daß er zwei Seelen habe, eine für die Wissenschaften und eine für die Gesellschaft.“ Seine ernsten

Studien hinderten ihn nicht, sich auch mit den trefflichsten Dichterwerken bekannt zu machen, durch die er seinen Geist erhob und seinen Ausdruck belebte. Nach und nach wurden ihm mehrere geistliche Aemter und Würden ertheilt. Benedict XIII. verlieh ihm 1727 das Bisthum von Ancona, wozu 1732 noch das Erzbisthum von Bologna kam. Lambertini zeigte allenthalben große Talente und Tugenden, und erfüllte seine Pflichten mit dem gewissenhaftesten Eifer. Er widerstand dem Fanatismus selbst mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit, nahm sich der Unterdrückten an, und äußerte sich selbst gegen Clemens XII. mit seltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen desselben zu verlieren. Die höchste Bestimmung harrte seiner nach dem Tode dieses Papstes. Der Cardinalshut, den er von Benedict XIII. im Jahre 1728 empfangen hatte, verschaffte ihm Zutritt in das Conclave im Jahre 1740, wo vornehmlich die Intriguen des Cardinals Tencin die Wahl über den gewöhnlichen Zeitpunkt hinaus verzögerten. Die Cardinäle, die in ungefähr gleiche Parteien getheilt waren, konnten sich über die Wahl nicht vereinigen, als Lambertini zu ihnen mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit sagte: „Wenn ihr einen Heiligen wollt, so nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich.“ — Diese gleichsam von ungefähr hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das ganze Conclave. Tencins Plane wurden vereitelt, und Lambertini bestieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpstlichen Stuhl. Die Wahl der Minister und Freunde, mit welchen er sich umgab, gereichte seiner Urtheilskraft zur höchsten Ehre. Er ernannte zu seinem ersten Minister den Cardinal Valenti, dessen Verlust ihm in der Folge den lebhaftesten Schmerz verursachte. Dieser war ein Mann von den größten Verdiensten, so wie auch die Cardinäle Passionei und Quirini, welche Benedict gleichfalls in sein Vertrauen zog. Auch weiß man, daß er den Verfasser des Anti-Lucrez sehr schätzte. Der Zustand der Kirche und die Lage des römischen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lambertini's nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Fürsten nicht mehr vor dem Bannstrahle des Vatican. Die Päpste hatten ihren Ansprüchen auf die zeitliche Oberherrschaft entsagt, und Lambertini sah wohl ein, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weise Mäßigung erhalten werden könne. In diesem Geiste handelte er unabweichlich, und so gelang es ihm selbst unter verwickelten und widerstreitenden Verhältnissen nicht nur die catholischen, sondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften, die er mit Leidenschaft liebte, waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönsten Gemälde in St. Peter in Mosaik ausführen, die besten englischen und französischen Werke ins italiänische übersetzen, und auf seinen Befehl fing man an, eine Notiz der Manuscripte der vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Er beschützte und belohnte die Gelehrten. Die Verwaltung des Innern gereicht seiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab strenge Gesetze gegen den Wucher, begünstigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Festtage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und tolerant. Er bemühte sich, die Dogmen und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er selbst das löblichste Beispiel gab. Er lieh den Jo-

suiten in Portugal eine Reform u. s. w. Nach einer schmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit seiner Seele, noch die Lebhaftigkeit seines Geistes verlor, starb er am 3ten Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere. Wirklich füllen seine Werke sechzehn Foliobände, in denen sie zu Venedig erschienen sind. Das wichtigste derselben ist seine Schrift von den Synoden, worin man den großen Canonisten erkennt.

Benedictiner, s. Orden (Geistliche).

Bengalen, ein großes Land in Ostindien dies- und jenseit des Gangesflusses, das vormals zu dem Reiche des großen Moguls gehörte, aber nach den bengalischen Kriegen von 1756 bis 1765, durch das Glück und die Tapferkeit des Lords Clive, an die ostindische Compagnie in England kam. Bengalen wurde von einem Nabob regiert: als aber der Großmogul dasselbe nebst dem reichen Bahar und Orixa den Engländern abtrat (in der Folge überließ er ihnen auch die Provinz Benares), blieb dem Nabob nichts als der leere Titel und ein geringer Theil seiner Einkünfte übrig. — Der Tod des alten Nabobs Mir Jaffir setzte die Engländer 1770 in den vollen Besitz des Landes und aller Rechte, und der jetzt lebende Nabob (die Engländer haben die Nabobswürde aus Politik beibehalten) bekommt von ihnen eine Pension von noch nicht einer Million Thaler. Bengalen, zu dem jetzt die beiden benachbarten Provinzen Bahar und Orixa und seit 1781 auch Benares gehören, hat in dieser Vergrößerung einen Umfang, der, nach Rennels Schätzung, gewiß 6000 deutsche Quadratmeilen beträgt. Es ist ein herrliches fruchtbares Land; die Mongolen nennen es das Paradies der Welt. Die vornehmsten Handelsartikel, welche aus Bengalen gezogen werden, sind seidene und baumwollene Waaren, Tapeten, Opium, Spezereien und Salpeter (welcher aus dem Erdboden hervorwächst, und weil er zusammengekehrt wird, im Handel den Namen Kehrsalpeter führt). Bis 1770, wo eine fürchterliche Hungersnoth den dritten Theil der Einwohner in den inländischen Provinzen aufrieb, und fast vier Millionen Menschen das Leben kostete, war Bengalen sehr bevölkert, und zählte damals auf funfzehn Millionen Einwohner; allein auch ohne diese und ähnliche Ereignisse, nimmt die Anzahl der bengalischen Einwohner täglich ab. Die neuen Oberherren saugen das Land durch beinahe unglaublich scheinende Staatseinrichtungen aus, und die Habsucht der Engländer richtet alle Industrie und den Landbau zu Grunde. Jetzt ist Calcutta die Hauptstadt von Bengalen, der englische Generalgouverneur von ganz Ostindien hat hier seinen Sitz aufgeschlagen.

Bengel (Johann Albrecht), ein berühmter lutherischer Geistlicher, geboren im J. 1687 zu Winnenden im Würtembergischen. Er studirte zu Stuttgart und Tübingen, und ward dann Prediger und Professor zu Denkendorf. Die griechische Sprache war ein Hauptgegenstand seines Unterrichts. Besonders beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern und dem neuen Testament. Seine Kenntnisse und Arbeiten ließen ihn nach und nach zu verschiedenen geistlichen Würden steigen. Er starb im J. 1752. Bengel ist der erste lutherische Theolog, der die Kritik der Schriften des neuen Testaments in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfsinn, der Geduld, und Reife des Urtheils behandelt hat, die eine solche Arbeit erfodert. Besonders hat er sich um die Berichtigung des Textes große Verdienste erworben. Weniger Werth haben seine Bemerkungen, in welchen der Verfasser sich zuweilen durch eine Neigung zum Mysticismus hat irreleiten lassen. Seine Auslegung

der Apokalypse hat ihn bei einigen in den Ruf eines begeisterten Propheten, bei den meisten aber eines Schwärmers gebracht. Er hatte eigne Ideen über das Ende der Welt, die er gern entwickelte. Seine Sitten und sein Charakter wurden allgemein geschätzt.

Benjowsky (Moritz August Graf von), ein Mann von rastloser Thätigkeit und von so mannichfaltigen und außerordentlichen Schicksalen, daß man seine Geschichte auf den ersten Blick für einen Roman hält, wiewohl die Echtheit derselben keinem Zweifel unterworfen ist. Er war 1741 zu Werbowa in Ungarn geboren, wo sein Vater General in kaiserlichen Diensten war, trat in das nämliche Heer ein, und diente im siebenjährigen Kriege bis 1756, wo ihn ein Oheim, dessen Güter er einst erbte, nach Litthauen rief. Seine Schwäger entrissen ihm indeß sein Vermögen in Ungarn, wohin er zurückkehrte, um sie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber die wiener Kanzlei erklärte ihn für einen Rebellen, und Benjowsky war genöthigt nach Polen zu flüchten, wo er nach verschiedenen Reisen den polnischen Conföderationen gegen die Russen beitrat. Er ward nach und nach Oberster, Befehlshaber der Cavallerie und Generalquartiermeister. Bei Kumenka schlug er ein russisches Detachement; bald nachher aber verlor er ein Treffen und ward von den Russen gefangen. Er entfloh dieser höchst grausamen Gefangenschaft, ward wiedererlangt, und gegen das Versprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieser Umstand verschaffte ihm bei dem Gouverneur Nilow eine gute Aufnahme, in dessen Hause er in der Folge Eingang fand, und dessen Kinder er in der französischen und deutschen Sprache unterrichtete. Hier verliebte sich Aphanasia, des Gouverneurs jüngste Tochter, in ihn; und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freiheit zu setzen und ihn mit derselben zu verloben. Während dessen hatte er schon den Plan entworfen, mit mehreren Mitverschwornen aus Kamtschatka zu entfliehen. Er war nahe daran verrathen zu werden: sogar Aphanasia erfuhr sein Vorhaben; aber sie verließ ihn nicht, sondern beschloß ihm zu folgen, und warnte ihn, als man damit umging, sich seiner Person zu bemächtigen. In Begleitung Aphanasiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich sie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet sei, verließ er Kamtschatka im Mai 1771. Seine Absicht war, nach China zu segeln; statt dessen aber kam er nach vielen Mühseligkeiten, die er sowohl von der Natur als von seinen Leuten zu erdulden hatte, nach der japanischen Insel Usmay Ligon, wo man ihn überaus gut empfing. Er mußte sich hier mit einem jungen Frauenzimmer verloben und den Insulanern das Versprechen zurücklassen, wiederzukommen und eine Colonie zu errichten; ein Versprechen, daß er auch nach seiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er segelte nach Formosa, wo er sich selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht bewegen ließ, von seiner Reise abzustehen. Endlich kam er nach Macao; hier wurden ihm von den Franzosen, Holländern und Engländern Vorschläge gethan. Da er die ersten annahm, so erkauften die Engländer einen Theil der Besatzung seines Schiffes; und Stepanov, ein Russe, der schon früher mehrmals Meutereien zu erregen gesucht hatte, zettelte eine Verschwörung wider ihn an. Allein sie mißlang; Stepanov wurde mit 4000 Piastern abgefunden und ging in holländische Dienste. Viele von Benjowsky's Begleitern starben zu Macao am Fieber, unter denen auch Aphanasia war, die ihrem Geliebten stets treu verblieb. Er kam endlich glücklich nach Frankreich, und wurde hier bestimmt, auf der In-

Madagascar ein Etablissement anzulegen; ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit er selbst vorhersah, besonders da der glückliche Erfolg desselben ganz von dem gutem Willen der Beamten der Insel Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theils seiner Ausrüstung und Unterstützung verwiesen war. Dennoch begab er sich auf die Reise, kam im Jun. 1774 in Madagascar an, und betrug sich, trotz der Widerwärtigkeiten des Clima's und der Vernachlässigung, die er vom französischen Ministerio erfuhr, überaus standhaft und klug. Er gewann verschiedene Nationen und Chefs. Mehrere derselben schickten feierliche Gesandtschaften an ihn, und gaben ihm den Wunsch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampansacabe oder König zu ernennen. Der Graf nahm diese Anerbietung an, behielt sich jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis er seine Entlassung von demselben erhalten habe. Dieser Fall trat bald ein, als französische Commissarien nach Madagascar kamen, welche Befehl hatten, sich seiner Person zu bemächtigen, denen er jedoch auszuweichen wußte. Nachdem er endlich das Commando gänzlich niedergelegt hatte, wurde er im Jahr 1776 feierlich zum Ampansacabe erklärt; die Weiber schwören seiner Gemahlin (die er schon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen lassen) den Unterwerfungseid. In der Folge erklärte er seinen Vorsatz, selbst nach Europa zu reisen, um der Nation einen mächtigen Alliirten und Handelsaussichten zu verschaffen. Vergebens stellten ihm seine Unterthanen vor, daß er seinen Tod suchen wolle. Es scheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz habe ihn getrieben, Gelegenheit zu suchen, seinen Gegnern die Gerechtigkeit seiner Sache unter die Augen zu stellen. Bei seiner Zurückkunft in Frankreich wurde er durch die Verfolgungen des französischen Ministeriums genöthigt, in kaiserliche Dienste zu treten, in welchen er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil ihm der Kaiser zu seinem Plane nicht behülflich seyn konnte. Von da wandte er sich an den König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bei Londner Particuliers, und vorzüglich bei einem Handelshause zu Baltimore in Amerika, wohin er segelte, Unterstützung. Im October 1784 reis'te er ab, ließ aber seine Gemahlin in Amerika zurück, und landete glücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er aber hier Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfing, schickte die Regierung von Belle Isle 60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht wurde er von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen, und starb wenig Minuten nachher. Dies geschah im Mai 1786. Beniowsky hat seine Begebenheiten selbst französisch beschrieben. William Nicholson hat dieselbe aus der Handschrift englisch übersetzt herausgegeben; wir besitzen mehrere deutsche Uebersetzungen davon. Kotzebue hat diesen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

Bennigsen (Levin August Freiherr von), russischer General, ward 1745 im Hannöverischen geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen gegen die Polen bei mehrern Gelegenheiten aus, erhielt den St. Georgen-, dann den Alexanderorden, und wurde endlich Generalgouverneur in Litthauen. Er hatte, wie man versichert, Theil an den Ereignissen, welche die Tage Pauls des Ersten endigten. Im Jahr 1805 commandirte er ein Corps Russen gegen die Franzosen, kam aber zu der Schlacht von Austerlitz zu spät, und kehrte wieder nach Rußland zurück. In dem Feldzuge der Russen gegen die Franzosen im Jahr 1806 commandirte er anfangs ein Corps unter dem General Kamenskoi, erhielt aber nachher den Oberbefehl über die ganze russische Armee. In dieser wichtigen Stelle zeigten sich seine Feldherrntalente in einem

vortheilhaften Lichte. Er lieferte gegen den Kaiser Napoleon die zwei berühmten Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. Nach dem tilsiter Frieden zog er sich auf seine Güter zurück. In dem 1812 mit Frankreich begonnenen Kriege hatte Bennigsen bis zum Rückzug der Franzosen aus Moskau kein Commando, sondern befand sich, laut frühern Zeitungsnachrichten, um die Person des Kaisers; im folgenden Jahre aber erschien er an der Spitze einer bedeutenden Reservearmee, oder der sogenannten Armee von Polen, mit der er sich nach dem Norden von Deutschland wandte, Hamburg einschloß, und dann am 31 Mai 1814 nach dem Abmarsche der letzten Franzosen seinen Einzug in die Stadt hielt, von wo er am 28ten Jan. 1815, nachdem er sich viele Verdienste um die Stadt erworben hatte, nach Hannover abreiste. Hier erhielt er im Jul. 1815 die Bestimmung, das Commando der Rußischen Südarmee in Frankreich zu übernehmen. Bennigsen trat auch als militärischer Schriftsteller auf und schrieb über die Cavallerie.

Benserade (Isaak von), ein berühmter witziger Dichter Frankreichs, wurde 1612 zu Lyons-la-Forêt, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, geboren. Er schrieb mehrere Theaterstücke, und verfertigte eine große Menge sinnreicher Verse für den König Ludwig XIV. und andere ausgezeichnete Personen. In der ersten Hälfte der Regierung dieses Königs begünstigte noch der Hof, und wer sich nach dem Hofe bildete, die galanten Lieder, Rondeaus, Triolets, Madrigale und Sonette, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, besonders aber Galanterien waren, die man im precidsen Hofstyle den Damen sagte. Niemand hatte es in dieser Kunst so weit gebracht, als Benserade, der deswegen auch vorzugsweise le poëte de la cour hieß. Er empfing dafür mehrere Pensionen, so daß sich seine Einkünfte jährlich auf 12,000 Livres beliefen, und er im Stande war, einen ungewöhnlichen Aufwand zu machen. Er besaß viel Leichtigkeit im Reimen und reichen Witz. In seinem Alter litt er an Steinschmerzen, und entschloß sich, ihn schneiden zu lassen; aber der Chirurg traf eine Pulsader und entfloh, anstatt das Blut zu stillen. Benserade starb wenige Stunden darauf den 19ten October 1691.

Bentley (Richard), einer der gelehrtesten und genialsten Kritiker. Er war 1661 in Oulton bei Wakefield in der Grafschaft York geboren, und zeigte sehr früh außerordentliche Talente mit einem seltenen Fleiß verbunden. Er besuchte zuerst die Schule von Wakefield, ging von da nach Cambridge, welches er 1681 verließ, um Schulhalter zu Spalting, dann Lehrer bei dem Sohne des Dechanten von St. Paul, und hierauf Capellan des Bischofs von Worcester zu werden. Mit welchem Eifer er die alten Sprachen studirte, beweist der Umstand, daß er vor seinem 24sten Jahre sich ein alphabetisches Verzeichniß aller hebräischen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäischen, syrischen, lateinischen u. a. Bedeutungen zusammengesetzt hatte. Da Robert Boyle, einer von den Söhnen des Grafen Cork, in seinem Testamente ein Legat für eine bestimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden sollten, gegründet hatte, wurde Bentley 1692 dazu gewählt, den Willen dieser Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete acht Reden aus, deren Gegenstand die Ungereimtheit des Atheismus ist, und wobei er sich auf die philosophischen Ideen Newtons stützt und selbst einige von Locke angenommen hat. Diese Schrift hat im Englischen mehrere Ausgaben erhalten, und ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Im Jahre 1697, als Grävius den Callimachus herausgegeben hatte, schickte ihm Bentley er-

ie große Sammlung von Fragmenten dieses Dichters nebst seinen Bemerkungen, und in demselben Jahre schrieb er, in der Folge der wotonschen Schrift über die Gelehrsamkeit der Alten und Neuen, eine Dissertation über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Aesop. Sie wurde eigentlich durch einen ungefälligen und streitsüchtigen Charakter veranlaßt. Boyle, Graf von Orrery, hatte zwei Jahre zuvor die Briefe des Phalaris herausgegeben, und sich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm ein Manuscript von der St. James-Bibliothek nur auf so kurze Zeit vergönnt hatte, daß er es nicht gehörig benutzen können. Bentley, um sich für diesen Angriff zu rächen, bewies die Unächtheit der Briefe. Im Jahre 1700 ward er Lehrer an dem Collegium der heil. Dreieinigkeit zu Cambridge. Er resignirte auf das Canonicat von Worcester, und wurde das Jahr darauf zum Archidiaconus von Ely ernannt. Während er sich hier in die verdrießlichsten Streitigkeiten verwickelte, setzte er seine gelehrten Arbeiten fort, und gab 1710 seine kritischen Bemerkungen über zwei Lustspiele des Aristophanes, und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis seine Verbesserungen der Fragmente des Menander und Philemon, im Jahre 1711 seinen trefflichen Horaz (dritte Ausgabe, Amsterdam 1728) und im Jahre 1726 seinen Terenz und Phädrus heraus. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beste gelten darf, ist als sein vorzüglichstes Werk zu betrachten. Tadel erhielt er von den Engländern über seine Ausgabe des verlornen Paradieses von Milton, worin er ohne Rücksicht Veränderungen vornahm, und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwischte. Er starb 1742 in einem Alter von 81 Jahren.

Benzel-Sternau (Graf Carl Christian von), seit 1808 Geheimer Rath und Ministerialdirector für das Departement des Innern im Großherzogthum Baden; früher churfürstl. erzkanzl. Staatsrath zu Regensburg; als einer der ausgezeichnetsten humoristischen Schriftsteller unserer Zeit, und Geistesverwandter J. Pauls bekannt. Seinen literarischen Ruhm begründete das goldene Kalb, (eine Biographie, 1802 bis 1804, 4 Bände 8., in der ersten Ausgabe), welches geistvolle Werk ein sehr großes Publicum unter den Deutschen fand; ihm folgten die Lebensgeister, Gotha 1804, 8.; Gespräche im Labyrinth, 3 Bände, 1806, 8.; der steinerne Gast; die Zeitschrift Jason u. a. — Mannichfaltigkeit und schwelgender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppiger Witz, Feinheit der Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die sich vorzüglich in Ausmalung der Charaktere und Einwebung feiner Bemerkungen und kräftiger Sittensprüche zeigt, dunkle Mischung von Scherz und Ernst sind seinen Werken eben so eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine desultorische, oft nach Witz jagende, räthselhaft dunkle und spitzfündig tiefe Behandlung seiner Gegenstände, welche nebst dem Seltsamen, Frappanten und Ueberladenen der Composition den reinen Genuß nicht selten stört, und die Gediegenheit der Form unmöglich macht. Dennoch bleibt die Lectüre derselben höchst interessant, und wenn sie nicht lange Zeit ununterbrochen fortgesetzt wird, sehr genußreich.

Beobachtung ist der Zustand des Geistes, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um mit ungestörter Aufmerksamkeit auf ihre Veränderungen und Wirkungen das Eigenthümliche und Unterscheidende derselben kennen zu lernen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Absicht verbunden, und auf Erfahrung oder ge-

wisse Kenntniß der Erscheinungen gerichtet ist, welche man durch dieselbe zu gewinnen sucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne alle Beobachtung erworben wird. Ferner leuchtet ein, daß zur Beobachtung, wenn sie dieses Resultat hervorbringen soll, nicht nur ein Gegenstand, welcher in dem Kreise der Erfahrung liegt, sondern auch von Seiten des Beobachtenden ein feiner Sinn (des Aeußern oder Innern, je nachdem eine äußere oder innere Erfahrung gemacht werden soll), d. i. ein natürlich unverfälschtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit gesunden Organen, im Zustande des ruhigen, leidenschaftlosen Bewußtseyns, und eine gewandte Reflexion, welche das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterscheiden und ihm seinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweisen fähig ist, erfodert werde. Wo diese Erfodernisse in einem hohen Grade vorhanden, und durch Uebung und Ausbildung zu einem besondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, sicher, vollkommen und genau aufzufassen, entwickelt und verbunden sind, da redet man von dem Beobachtungsgeiste. Unentbehrlich ist er dem ausgezeichneten Geschäftsmanne, und demjenigen, welcher die Erfahrungswissenschaften bearbeitet. Doch unterscheidet sich die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen und leitenden Principien, welche aus dem Wesen der Wissenschaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, angestellt werden muß, und auf das Ausfinden allgemeiner Gesetze, so wie auf die Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen, ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. So ist z. B. die Beobachtung ästhetischer Gegenstände hauptsächlich von einer ruhigen aber lebendigen Einbildungskraft, und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künstler, einer andern der Tonkünstler, Dichter, der Staatsmann u. s. w., um in seinem Kreise etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunst insbesondere setzt Beobachtungen zwar voraus, aber der geniale Künstler bildet nicht durchaus abhängig von der Beobachtung, sondern nur mittelbar. Die Beobachtung entspringt in ihm aus einem regen Interesse für die beobachteten Gegenstände der Kunst und Natur, oder irgend einen bedeutsamen Gesichtspunkt derselben, ist ohne Aengstlichkeit und Zwang, und trägt dem Künstler früher oder später bei der Bildung seiner Ideale herrliche Frucht, indem die gewonnene Wahrnehmung in den selbstgeschaffenen Kreis seiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darstellung verwebt, oder in eine höhere Anschauung verwandelt wird, und dem sinnigen Beschauer aus dem Werke des Künstlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwohl in einem höhern Lichte, entgegentritt. Zur Anwendung und glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunst aber gehört Freiheit, Geschmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunstwerke verschiedene Vortheile. Der ästhetische Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunstwerke, nebst den leitenden Ideen der Kunsttheorie und Aesthetik, auch der vielseitigen Beobachtung, um denselben an sich und im Verhältniß zu andern Werken seiner Gattung, den gebührenden Platz anzuweisen. Eine besondere Art der Beobachtungen wird durch Versuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenstande vornimmt, um ihn in verschiedenen Lagen und von verschiedenen Seiten zu betrachten, und dadurch das Wesentliche von dem Zu-

fälligen genauer abzusondern. Daher stellt man auch oft Versuche den Beobachtungen entgegen, und setzt für die letztern, obwohl etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenstand in ruhigem, von dem Beobachter nicht verändertem Zustande betrachtet werde. Beobachten heißt sonach die Natur und das Verhalten eines Gegenstandes mit Aufmerksamkeit betrachten und wahrnehmen. T.

Bepunkten (in der Musik), mit Punkten versehen. Der musikalische Punkt ist zweierlei Art: 1. Ein Punkt über der Note bedeutet, daß dieselbe abgestoßen werden soll; dies pflegt man auch durch den italiänischen Ausdruck staccato zu bezeichnen. Das Abstoßen steht übrigens dem Schleifen (legato), welches durch einen halbcirkelförmigen Strich über den Noten angedeutet wird, gerade entgegen. Man zieht nämlich in diesem Falle so viele Noten zusammen, wie der darüber gesetzte Strich andeutet. Auf den Bogeninstrumenten, auf welchen das Schleifen leichter hervorgebracht werden kann, als auf den Blaseinstrumenten und auf den Clavieren, wird dasselbe dadurch bewerkstelligt, daß man den Bogen auf den Seiten liegen läßt und ihn nur da aufhebt, wo der cirkelförmige Strich über den Noten aufhört. Zuweilen trifft es sich aber auch, daß unter diesem Striche, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten selbst sich noch Abstoßungspunkte obenein befinden. In diesem Falle ist der Vortrag der Passage halb schleifend, halb abstoßend, d. h. bei den Bogeninstrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Saite aufgehoben, fährt aber in derselben Richtung fort. Geht z. B. der Strich des Bogens aufwärts; so bleibt dieser, ungeachtet er bei jeder Note aufgehoben wird, in derselben aufwärts gehenden Richtung, und umgekehrt. 2. Der Punkt neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derselben in der Quantität ihrer Dauer. Steht z. B. der Punkt hinter einer Viertelnote; so wird dieselbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtel-Note; steht er hinter einem Achtel, so wird daraus eine Anderthalbachtel- oder Dreisechzehntheil-Note u. s. w. Stehen zwei Punkte hinter einer Note; so gilt der zweite wiederum die Hälfte von dem ersten, so daß z. B. eine Viertelnote mit zwei dahinter gesetzten Punkten den Werth von sieben Sechszehntheilchen erhält. — Die Indianer bepunkiren (tattowiren) ihre Leiber, einmal, um sich dadurch eine größere Bedeutendheit, eine höhere Würde beizulegen, zweitens auch in dem Glauben sich dadurch schöner zu machen, in welchem letztern Falle das Tattowiren also ein Gegenstand der Mode ist. Aus der Art und Weise, wie der Leib tattowirt ist, und aus der Mehrheit der Glieder, welche diesen Schmuck aufzuweisen haben, geht das Ansehen und der Stand der Person hervor. So z. B. tattowirt der geringe Indianer nur ein oder ein Paar Glieder seines Körpers, wie etwa den Oberarm und das Bein; der vornehme Indianer hingegen läßt sich mehr oder weniger den ganzen Leib tattowiren. Aus der Wichtigkeit, mit welcher besonders die Indianer der Südseeinseln das Tattowiren betreiben, geht schon von selbst hervor, daß dasselbe unter ihnen zu einer Art von Kunst ausgebildet seyn müsse. Und dies ist denn auch wirklich der Fall. Es wird nämlich von besonders dazu angesetzten Künstlern betrieben, die ihre Kunst handwerksmäßig erlernen müssen, und diese hernach für bestimmten Lohn öffentlich ausüben. Das Tattowiren geschieht übrigens auf folgende Weise. Der Künstler macht zuvörderst, nach besonders dazu entworfenen Zeichnungen, Punkte und Einschnitte in die Haut, welche er nachher mit gewissen unauslöschbaren Farben ausfüllt. Nachdem nun jene Punkte und Einschnitte in der Haut vernarbt

sind, werden die in dieselben eingeriebenen Farben unverwischbar. — Bepunktet heißt in der Pflanzenkunde, wenn auf den Pflanzen kleine feine Punkte bloß durch das Gesicht und nicht durch das Gefühl zu bemerken sind, oder wenn ein Blatt, statt der Rippen oder Adern, Punkte hat. Pq.

Berchtold (Graf Leopold von), Ritter des militärischen St. Stephansordens, zuletzt wohnhaft auf seiner Herrschaft Buchlau in Mähren, starb im Jahre 1809 zu Smradiatka, einem mährischen Badeorte im hradischen Kreise. Den größten Theil seines Lebens brachte er damit zu, Unglückliche aufzusuchen, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demselben zu entreißen. Dreizehn Jahre durchreis'te er Europa, und vier Jahre Asien und Afrika, um Menschenglück und Menschenelend kennen zu lernen, und überall das erstere zu befördern und letzteres zu mildern. Seine auf allen diesen Reisen gemachten Erfahrungen, die die erprobtesten Vorschriften und sichersten Vorsichtigkeitsmaßregeln für Reisende herbeigeführt hatten, legte er zuerst in einem Werke nieder, welches er unter dem Titel: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers, in London 1789 in zwei Theilen herausgab, welches Werk sein Freund, der um die Veredlung der Schafzucht verdiente Lasteyrie, 1797 ins Französische übersetzte. Außer diesem Werke verfaßte er noch mehrere, meistens kleinere Schriften, welche sämmtlich den Zweck haben, durch Verbesserung der polizeilichen Verfassung größeres Wohlseyn des Volks zu befördern, und welche er meistens, und zwar in mehreren europäischen Ländern, auf seine Kosten drucken und unentgeldlich unter das Volk austheilen ließ. Zu diesem Zwecke setzte er auch aus seinem großen, der Menschheit ganz gewidmeten Vermögen Preisaufgaben aus, durch welche er theils unmittelbar, theils auch durch seine großen Verbindungen in allen Ländern Europa's, die mancherlei Flug- und Preisschriften, welche damals über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten herauskamen, veranlaßte. Er war der Stifter der Humanitätsgesellschaft in Mähren und der Rettungsanstalten in Prag und Brünn. Im Jahre 1801 errichtete er auf seinem Schlosse Buchlowitz in Mähren eine überaus wohlthätige Schule für die Jugend. Als bei der großen Theurung im Jahre 1805 vorzüglich die Bewohner des Riesengebirges mit Mangel und Elend kämpften, eröffnete er zum Besten derselben eine Subscription, wozu er selbst vieles beitrug, und für welche er mehrere Hauptstädte der österreichischen Monarchie durchreis'te. Durch diese Bemühungen brachte er eine bedeutende Summe zur Unterstützung jener Unglücklichen zusammen. Zu gleichem Zwecke gab er im Jahre 1807 Tabellen heraus, worin er die Landleute und Handwerker auf die Gefahren, welche mit ihrem Berufe verknüpft sind, und auf die Mittel, denselben entgegenzuwirken, aufmerksam machte. In den Jahren 1795 bis 1797 bereis'te er die asiatische und europäische Türkei hauptsächlich in der Absicht, um sich den Verheerungen der Pest zu widersetzen, und, wo möglich, um Mittel zu ihrer Heilung aufzufinden. In Folge der deßfallsigen Bemühungen setzte er, theils um die Pest zu heilen, theils auch um sich gegen dieselbe zu schützen, die Oeleinreibung als specifisches Mittel außer allen Zweifel. In den letzten Jahren beschäftigte ihn auch die Verbreitung der Schutzpocken ungemein. Er impfte selbst, und förderte diese wohlthätige Erfindung aus allen Kräften. Noch ist uns im frischen Andenken, wie er einen Preis von 1000 Gulden für das beste Lehrbuch der Humanitätsanstalten aussetzte, und in der furchtbaren

Hungersnoth, welche von 1805 bis 1806 in dem Riesengebirge herrschte, dort Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbeischaffte. Zuletzt hatte er auf seinem Gute Buchlau in Mähren das schöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten österreichischen Krieger eingerichtet, und hier raffte den Patrioten und Menschenfreund eine ansteckende Seuche des Nervenfiebers hinweg.

Beredsamkeit heißt im Allgemeinen die Fähigkeit, sich so auszudrücken, wie es erforderlich ist, um den mit der zu haltenden Rede beabsichtigten Zweck erreichen zu können. Dieser Zweck ist doppelter Art: man kann nämlich einmal belehren und zweitens überreden wollen, woraus also für uns neuere Völker Kanzel- und gerichtliche Beredsamkeit hervorgeht. Die bloße mittheilende Beredsamkeit des gesellschaftlichen Lebens kann, da hier nur von einer künstlichen Beredsamkeit die Rede ist, auf welche die bloß mittheilende keinen Anspruch machen darf, hier nicht berücksichtigt werden. Die künstliche Beredsamkeit hat es, wie jede Kunstproduction überhaupt von sich selbst ausgehend, mit zwei Gegenständen zu thun, nämlich mit dem Inhalte und mit der Form. Da jedoch der Zweck der künstlichen Beredsamkeit an sich selbst kein rein künstlerischer, sondern im Gegentheile geradezu ein bürgerlicher ist, d. h. da die künstliche Beredsamkeit, welche einen bedingten, in das bürgerliche Leben eingreifenden Endzweck hat, in so fern durchaus keinen Anspruch darauf machen kann, das Gemüth rein ästhetisch, d. h. unbedingt, erfreuen zu wollen; so geht hieraus schon von selbst zur Genüge hervor, daß bei der künstlichen Beredsamkeit weniger von der äußern Form, als besonders von dem innern Gehalte die Rede seyn müsse, daß es also bei derselben mehr auf scharfsinnige Zerschneidung und Aneinanderreihung der Begriffe, als auf die Kunst ankomme, diese auch poetisch schön auszudrücken. Wenn man daher bis jetzt von dem künstlichen Redner im Allgemeinen verlangt hat, daß er bei seinen Reden auf das Begehrungs-, Gefühls- und Geschmacksvermögen hinarbeiten müsse, um seinen vollen Endzweck als Redner zu erreichen; so möchten wir, unserer Ueberzeugung nach, allerdings geneigt seyn, zu verlangen, daß nur die Einwirkung auf das Begehrungs- und Gefühlsvermögen, der Geschmack des Hörers aber durchaus nicht uneigentlich und unmittelbar zu berücksichtigen sey. Und zwar wagen wir diese Vorschrift dem unumstößlichen Grundsatze der Einheit zu Folge: denn es ist physisch und moralisch bewiesen, daß der menschliche Geist sich nicht auf einmal mit zwei Dingen zugleich beschäftigen könne. Bei der künstlichen Beredsamkeit kommt es also, wie gesagt, durchaus weniger auf die äußere künstlerische Form, als vielmehr besonders auf den innern Gehalt, und auf die Kraft des Geistes an, mit welcher dieser im Stande ist, den gegebenen Stoff nicht etwa mit der Phantasie, sondern einzig und allein mit dem reflectirenden Scharfsinne verarbeiten zu können. Es ist dabei demnach vorzüglich auf die Anordnung des Stoffes zu sehen, welche so beschaffen seyn muß, daß dadurch theils das Ganze, theils auch seine einzelnen Theile dem Erkenntnißvermögen der Zuhörer auf die möglichst klarste Weise vorgestellt und deutlich gemacht werden, wobei es denn vorzüglich, als auf Mittel, die zu diesem Endzwecke führen, auf die Kunst ankommen dürfte, die Haupt- und Unterabtheilungen der Rede in so scharfen Umrissen von einander zu trennen, daß es dem Zuhörer leicht werde, jene mit der möglichsten Leichtigkeit aufzufassen. Nächst diesem Erfordernisse dürfte besonders zu beobachten

seyn, daß der Redner sich einer solchen äußern Einkleidung befleißige, durch welche die schnellste und deutlichste Einsicht der vorzutragenden Ideen, überhaupt eine möglichst vollkommene Versinnlichung derselben bewirkt werde; wobei die eigentliche ästhetische Form, wie schon oben gesagt worden ist, durchaus nicht absolut nothwendig seyn möchte: ja der eigentliche Styl einer Rede kann vernachlässigt, und die Rede selbst dennoch ein Meisterstück seyn. Der Redner überhaupt soll eher zur Prosa des gemeinen Lebens hinabsinken, mit welcher er immer noch seinen beabsichtigten Endzweck zu erreichen im Stande seyn dürfte, als sich dem höhern Schwunge der Dichtkunst überlassen: denn letztere würde, da der Stoff selbst diesem durchaus widerspricht, nur zur absoluten Störung des beabsichtigten Endzwecks dienen. Die wirkliche Beredsamkeit findet übrigens nur in der eigentlichen Rede Statt. In dieser glänzten besonders die alten Griechen und Römer, deren sämmtliche Staatsverhältnisse und gerichtliche Gegenstände öffentlich verhandelt wurden, wobei es demnach natürlich das erste und einzige Erfoderniß der Redner seyn mußte, durch den künstlichen Vortrag und durch die scharfsinnige Darstellung der Rede das Volk gleichsam zum Verstehen und zur Annahme ihrer Ideen zu zwingen, wodurch bei ihnen die eigentliche Kunst der Beredsamkeit gebildet wurde, da hingegen wir weder politisch, noch gerichtlich ein öffentliches Leben führen, und also auch keinen Zweck haben können, in dieser Hinsicht auf das ganze Volk zu wirken. Was die öffentlichen gerichtlichen Reden in Frankreich und England, nebst den Parlamentsverhandlungen in letzterm Lande anbetrifft; so sind diese, die nicht des ganzen unbefangenen Volks, sondern nur einiger interessirten Personen wegen gehalten werden, durchaus nicht im Stande, die eigentliche Beredsamkeit, wie sie die Römer und Griechen hatten, bis zur Kunst auszubilden. Alles, was demnach Frankreich und England in der öffentlichen Beredsamkeit geleistet haben dürften, möchte besonders im ersten Lande in Vergleichung mit den großen Mustern der vormaligen Griechen und Römer nur Stückwerk zu nennen seyn. Pq.

Berenger von Tours, Lehrer der philosophischen Schule daselbst und 1040 Archidiaconus zu Angers, ist eben sowohl durch seinen philosophischen Scharfsinn unter den Scholastikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er sich seit 1050 gegen die Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahle erklärte und seine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehrere Mal mit Gewalt zum Widerruf gezwungen und dennoch immer wieder zu der Ansicht, das Brot im Abendmahl sey ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Christi, worin er mit dem Schotten **Joh. Erigena** übereinstimmte, zurückgekehrt, rechneten ihn die Orthodoxen unter die schlimmsten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn anfangs schützte und immer glimpflich behandelte, waren doch die Scholastiker von der Partei des großen Anselm Lanfrank von Canterbury zu sehr gegen ihn aufgebracht, als daß er und seine Ansicht hätte wieder zu Ehren kommen können. Berengar zog sich daher [illegible] auf die Insel St. Cosmas bei Tours zurück, wo er, von den Unterthanen geachtet, sein Leben unter frommen Uebungen in hohem Alter beschloß (1088). Ueber die von den Benedictinern sehr entstellte Geschichte seines Streites hat Lessing in seinem **Berengar** (1770) neues Licht verbreitet. Dieser Berengar darf übrigens nicht mit **Peter Berengar** von Poitiers verwechselt werden, der durch eine geistreiche Apologie seines Lehrers Abälard bekannt ist. E.

Berenhorst (Franz Leopold von), ein berühmter englischer [illegible]

strategischer Schriftsteller, der in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit zuerst die neuern Grundsätze dieser Wissenschaft systematisch aufzustellen versuchte, und als der Vorläufer Bülows anzusehen ist. Seine Verdienste um die Kriegswissenschaften werden wir unter den Art. Tactik und Strategie würdigen. Von seinen Lebensumständen wissen wir, daß er 1733 zu Sandersleben geboren worden und 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in königl. preußische Dienste trat. Im Jahr 1757 ward er Brigademajor im Generalstab des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau, ging mit diesem und späterhin mit dem Prinzen Hans Görge auf Reisen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete nach der Rückkunft mehrere ansehnliche Aemter am fürstliche Hofe zu Dessau, erhielt den Charakter als Oberhofmeister und lebt seit 1790, von Geschäften frei, sich und den Musen.

Berenice (ein griechischer Name, welcher wörtlich eine Bringerin des Sieges bedeutet). Unter den großen Anzahl Frauen, welche diesen Namen in der alten Geschichte geführt haben, bemerken wir 1. die Gemahlin des pontischen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ sie, als er sich vom Römer Lucullus geschlagen sah, umbringen (gegen das 71ste Jahr vor Chr. G.), damit sie nicht in die Hände seiner Feinde fallen möchte. Eben so verfuhr er gegen seine andere Gemahlin Monime und seine beiden Schwestern Roxane und Statira. 2. Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, welcher auf Agrippa's Vorbitte vom Kaiser Caudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald starb. Trotz ihrer Ausschweifung wußte sie sich dem Kaiser Vespasian und seinem Sohn Titus so gefällig zu machen, daß sie der letztere fast zu seiner Gemahlin gewählt hätte. 3. Die Gemahlin des Ptolemäus Euergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieser nach Syrien in den Krieg ziehen mußte, ein Gelübde that, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geschah, und Berenice schnitt ohne Bedenken die Locken ab, um sie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Astronom Canon aus Samos breitete aus, die Götter hätten dasselbe hinweggenommen und als Sternbild an den Himmel versetzt. Daher heißen die sieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das Haupthaar der Berenice.

Berennen. Die Berennung einer Festung geht der Belagerung voraus und besteht darin, daß man Truppen abschickt, welche alle Zugänge besetzen und die Zwischenräume beständig durchsuchen müssen, damit nichts zur Festung heraus- noch hineinkommen könne. Dies Vorhaben zu verbergen, bedient man sich des Mittels, daß man eine andere Festung bedroht, wodurch der Feind veranlaßt wird, diejenige zu schwächen, auf welche die Absicht eigentlich gerichtet ist.

Berezina. Der Uebergang der französischen Armee, unter dem Oberbefehle des Kaisers Napoleon am 26sten und 27sten November 1812, über die Berezina, einen Fluß im russischen Gouvernement Minsk, ist eine der interessantesten Partien in dem schon an sich ewig denkwürdigen Rückzuge der sogenannten großen französischen Armee aus Rußland. Alle Augenzeugen stimmten darin überein, daß keine Sprache Worte habe, um die gräßliche Scene zu schildern, welche dort sich begab; um so mehr muß unsere Feder auf eine einfache Darstellung der Haupt-

sache sich beschränken, während nähere Details darüber einem andern Orte vorbehalten bleiben. — Der für die französische Armee so gefährliche Umstand, daß der Admiral Tschitschakow mit der Moldauarmee von unten heraufdrängte, um mit der Hauptarmee sich zu vereinigen, daß dieser, nach der Wiedereinnahme von Borissow, auch dem wittgensteinschen Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten, und daß auf diese Weise Napoleon von der Weichsel ganz abgeschnitten werden konnte, nöthigte diesen, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Terrain, Witterung und der schon so bedenkliche Zustand seiner Armee ihm entgegenstellten, Minsk, oder wenigstens die Berezina, eher zu erreichen und zu passiren zu suchen, als die Russen. Jedoch nur mit Vernichtung eines großen Theils der Bagage und selbst der Artillerie war es möglich geworden, daß am 25sten November die Armee an dem linken Ufer der Berezina ankommen, und an diesem Tage die beiden Ufer recognoscirt werden konnten. Nachdem die Avantgarde der Moldauarmee von Oudinot nach Borissow zurückgeworfen worden, die daselbst befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26sten November früh, etwa funfzehn Werste oberhalb Borissow, bei Sembin zwei Brücken geschlagen, deren Herstellung um so schwieriger war, als an beiden Ufern des Flusses breite Moräste gränzen, die, wie der Fluß, nur mit schwacher unhaltbarer Eisdecke belegt, die schicklichsten Uebergangspunkte aber schon von den lauernden Russen bedroht waren. Woher auch endlich hinlängliche Mittel zu den nöthigen Brücken nehmen? — Nur mit völliger Verachtung der Gefahren, denen so viele Tausende in diesen Augenblicken Preis gegeben waren, durfte der Uebergang gewagt werden, und er ward es, auf diese Verläugnung hin. Im Sturmschritt stürzte die halb verzweifelnde Armee über die Rettungsbrücken, die jeder Einzelne zuerst betreten wollte. Schon seit längerer Zeit war die Disciplin aus dem Heere verschwunden; Napoleons sonst so mächtiges Commandowort verhallte ungehört, und er selbst mochte auch wohl mit seiner eigenen Person zu sehr beschäftigt seyn, als daß er an alle Uebrigen hätte sollen denken können. Mit jeder Minute nahm die Verwirrung überhand. Wer auf den Brücken, diesen schmalen Pfaden, sich nicht retten zu können glaubte, suchte sein Heil auf dem Treibeise der fluthenden Berezina; doch die mehresten fanden den Tod unter den Schollen, während viele andere von ihren Kameraden in den Fluß hinabgestoßen, oder im Sturze von den Rädern der Kanonen und Wagen zermalmt, oder von den russischen Kartätschen zerschmettert wurden. Bei diesem schrecklichen Zuge führte der Herzog von Reggio (Oudinot) die Avantgarde, an deren Spitze die Polen unter Dombrowski marschirten; die Arrieregarde bildete das Corps des Herzogs von Belluno. Mehrere Male wurde der Vortrab von Tschitschakof zurückgedrängt, doch der französische Oberfeldherr kannte zu gut die Wichtigkeit des Augenblickes, wußte zu gewiß, daß er keine Stunde verlieren durfte, wenn nicht seine Rettung mit dem ermatteten Heere ohne Cavallerie, durch die Vereinigung der südlichen russischen Armee mit der nördlichen, fast rein unmöglich werden sollte. Endlich, den 27sten November Mittags, war man an dem theuer erkauften Ziele, und schlug nach einigem Bedenken die Straße über Willna nach Warschau ein, indem man die über Minsk verließ, da man in Willna sich erholen und in Allem wieder completiren zu können hoffen durfte. Wie sehr aber man sich auch in den mäßigsten Erwartungen täuschte, hat das Ende dieses Rückzuges gelehrt. — Außer den zahllosen Opfern, die jenseits der Berezina in den Tagen des Ueberganges zurückgeblieben

waren, war auch der letzte Nachtrab der Arriergarde, die Division Partonneaux, noch verloren gegangen. Ihre Bestimmung war, die Brücken hinter sich abzubrennen: allein sie fiel (nach französischen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach russischen ganz, mit 7500 Mann und fünf Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit diesem Uebergange (sagt der russische Major von Pfuel in seiner Darstellung des „Rückzugs der Franzosen bis zum Niemen") endigte sich die zweite Periode dieses Rückzuges; die Resultate derselben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute." — Unter solchen Umständen mußte freilich der frühere Plan für die französische Armee, den das Journal de l'Empire mit den Worten ausdrückte: „eine siegreiche Armee bewegt sich frei im Mittelpunkte des feindlichen cultivirten Gebietes, und verläßt die unnützen Trümmer von Moskau nur, um das zu bedrohen, was in Rußland von erobernswerthen Städten noch übrig ist," aufgegeben werden. I.

Berg, ein Großherzogthum während der Zeit des rheinischen Bundes auf der rechten Seite des Nieder-Rheins, nun aber ein preußisches Herzogthum in der Provinz Cleve und Berg. Dieses Land und mehrere angränzende Gebiete hatten sich nach und nach, nachdem sie vorher einzeln beherrscht und mannichfaltig vererbt worden waren, zu einem einzigen, in sich zusammenhängenden Staate gebildet, welcher dadurch zu einer der vorzüglichsten Provinzen des nördlichen Deutschlands geworden, und endlich im Jahre 1609 aus den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein zusammengesetzt war, welchen Staat im angezeigten Jahre der Herzog Johann Wilhelm (Wilhelm III.) unter seiner alleinigen Oberherrschaft vereinigte. Der Tod dieses Fürsten, welcher am 25sten März jenes Jahres erfolgte, gab Veranlassung zu dem berühmten jülichschen Erbfolge- (Successions-) Streite. Da nämlich jener Fürst keine männliche Erben hinterlassen hatte; so traten die beiden sächsischen Häuser der albertinischen und ernestinischen Linie auf und machten die Ansprüche geltend, zu denen sie insofern berechtigt zu seyn glaubten, als sie bereits im funfzehnten Jahrhunderte unter der Bedingung eine kaiserliche Anwartschaft auf Jülich erhalten hatten, als der Mannesstamm desselben Hauses aussterben würde. Hierbei begründete die ernestinische Linie noch außerdem ihre Ansprüche auf den Umstand, daß der Churfürst Johann Friedrich mit der clevischen Prinzessin Sybilla, der Vatersschwester Herzogs Wilhelm III., vermählt gewesen war. Außer jenen beiden sächsischen Häusern machten noch der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, dessen Gemahlin Anne die Tochter der bereits verstorbenen ältesten Schwester des erwähnten Herzogs Wilhelm III. war, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Gemahl der zweiten Schwester desselben Herzogs, auf die Erbfolge in den besagten Ländern Anspruch, indem sie sich auf das privilegium habilitationis (Anwartschaftsrecht) beriefen, welches Carl V. im Jahre 1546 der Prinzessin Maria von Oesterreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg, dem vorletzten Regenten, auf den Fall ertheilt hatte, daß der jülichsche Mannesstamm erlöschen sollte, nach welchem Anwartschaftsrechte alsdann die Töchter des erwähnten Herzogs Wilhelm II., welche derselbe mit Maria von Oesterreich erzeugen würde, so wie deren nachgelassene männliche Erben, folgen sollten. Dieses den Häusern Brandenburg und Pfalzneuburg später er-

theilte kaiserliche Privilegium, welches der frühern sächsischen Anwartschaft entgegenstand, suchten jene beiden Häuser nach Wilhelms III. Tode geltend zu machen, indem sie sogleich von den erledigten Ländern Besitz nahmen, und deßhalb am 10ten Juni 1609 zu Dortmund einen Provisionalvergleich abschlossen, nach welchem sie mit Einwilligung der Landstände die streitigen Länder bis zur Entscheidung der ganzen Angelegenheit gemeinschaftlich besitzen wollten, und sich gegenseitig dabei zu schützen und zu vertheidigen versprachen. Jetzt berief der Kaiser die gesammten Prätendenten binnen vier Monaten an seinen Hof, um dort die Sache zu entscheiden, und übertrug interimistisch dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, die Sequestration des Landes. Dieser bemächtigte sich auch in der That der Festung Jülich. Als es aber den Häusern Brandenburg und Neuburg nicht entging, daß der Kaiser die erledigten Länder als ein eröffnetes Reichslehen an sein eigenes Haus zu bringen suchen wollte: so eroberten sie, unterstützt von Frankreich und den Niederlanden, im Jahre 1610 Jülich wieder, hoben die kaiserliche Sequestration auf und behaupteten sich auch, aller Widersprüche Sachsens ungeachtet, die selbst durch den westphälischen Frieden nicht aufgehoben wurden, in dem Besitze, worauf sie endlich im Jahre 1666 die Länder dergestalt unter sich vertheilten, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälzische, das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg an das brandenburgische Haus kamen, worauf diese beiden Häuser auch im Jahre 1678 unter gewissen Modificationen die kaiserliche Belehnung erhielten. Dieser brandenburgisch-pfälzische Besitzstand dauerte in den sämmtlichen jülich-clevischen Ländern fort bis zu den Resultaten des baseler Friedens, welchen Preußen 1795, und des lüneviller Friedens, welchen das deutsche Reich 1801 mit Frankreich abschloß. Nach dem fünften Artikel des baseler Friedens trat Brandenburg (Preußen) sein jenseit des Rheins gelegenes Cleve bis zur allgemeinen Friedensunterhandlung zwischen Frankreich und Deutschland an die französische Republik ab, und erhielt dafür in geheimen Artikeln die Zusage, daß dasselbe demnächst durch Säcularisation (Einziehung geistlicher Staaten unter weltliche Herrschaft) entschädigt werden sollte. So ging ebenfalls bei Abtretung des linken Rheinufers im lüneviller Frieden für Pfalzbayern das Herzogthum Jülich verloren. Im Allgemeinen erhielten Preußen und Bayern für diese Abtretungen durch den Reichs-Deputations-Hauptbeschluß sehr bedeutende Entschädigungen auf dem rechten Rheinufer, so wie auch bis zum Jahre 1806 Bayern in dem Besitze des diesseit des Rheins gelegenen Herzogthums Berg (70 Q. M., 294,700 Einw.), und Preußen in dem Besitze seines eben daselbst gelegenen Theils des Herzogthums Cleve (24 Q. M., 77,300 E.) blieb. Diese Lage der Dinge ward aber verändert, als der preußische Minister, Graf von Haugwitz, kurz nach der Schlacht bei Austerlitz, am 15ten Dec. 1805, einen Tractat zwischen Frankreich und Preußen schloß, in welchem Frankreich das Churfürstenthum Hannover an Preußen abtrat und Preußen dagegen die Fürstenthümer Anspach, Neufchatel und Cleve diesseits des Rheins der Disposition des Kaisers Napoleon überließ. Nach einem zweiten Tractate vom 25sten Febr. 1806, welcher zu Paris zwischen Haugwitz und Duroc abgeschlossen ward, nahmen die Franzosen von diesen Ländern Besitz, wogegen Hannover dem Könige von Preußen übergeben wurde. Das von Preußen abgetretene Fürstenthum Neufchatel und Valengin gab der Kaiser Napoleon dem Marschall Berthier und das Fürstenthum Anspach dem König von Bayern,

gegen dieser das am Rheine gelegene Herzogthum Berg dem Kaiser Napoleon überließ. Aus diesem von Bayern abgetretenen Herzogthume Berg, und dem diesseit des Rheins gelegenen preußischen Herzogthume Cleve, bildete Napoleon einen neuen deutschen Staat, das Herzogthum Berg, zu dessen Herzog und Regenten er am 15ten März 1806 seinen Schwager, den Prinzen und Reichsmarschall Joachim Murat, ernannte. Dieser neugeschaffene Staat umfaßte bey seinem Entstehen 94 Q. M. und 372,000 Einwohner. Als wenige Monate nachher die Stiftung des Rheinbundes die ganze politische Form des westlichen und südlichen Deutschlands veränderte; so wurde der Herzog Joachim von Berg und Cleve eins der ersten Mitglieder dieses Bundes und nahm in Folge dessen den großherzoglichen Titel an, so wie denn auch der neue Staat von Cleve und Berg seit dieser Zeit das Großherzogthum Berg hieß. Der Rang des Großherzogs wurde zwischen Baden und Hessen bestimmt, so wie mit demselben auch alle Rechte, Ehrenbezeigungen und Vorzüge, welche der königlichen Würde zukommen, verbunden worden sind. In Folge der Bundesacte cedirte der Herzog von Nassau dem Großherzoge von Berg Stadt und Gebiet von Deutz (Duytz), Stadt und Amt Königswinter und das Amt Willich. Unter die Souverainetät des Großherzogs von Berg kamen, außer der innerhalb seines neuen Gebietes enclavirten ritterschaftlichen Besitzungen, zum Theil der Fürst von Nassau-Oranien; zum Theil der Fürst von Wied-Runkel; der Graf von Bentheim-Steinfurt (28 Q. M., 44,000 E.); die Grafen Gimborn und Neustadt; die Besitzungen des Grafen Walmoden-Gimborn (2 1/2 Q. M., 6,500 E.); die Grafschaft Horstmar, welche dem Rheingrafen von Salmo gehört (31 Q. M., 47,000 E.), zum Theil der Herzog von Looz; die Herrschaft Styrum, dem Grafen von Limburg-Styrum zugehörig; die Herrschaft Hardenberg, dem Freiherrn von Wendt zugehörig; die Herrschaft Wildenberg, dem Grafen von Hatzberg zugehörig; die Herrschaft Bruch, der Witwe des Prinzen Georgs von Darmstadt, einer gebornen Gräfin von Leiningen zugehörig, von der sie an die Kinder dieses Prinzen selbst fallen werden; die Grafschaft Homburg, am linken Mainufer, dem Grafen von Sayn-Witgenstein-Berleburg gehörig; und die Herrschaften Westerburg und Schadeck, den zwei Linien der Grafen von Leiningen-Westerburg zugehörig. Kaum war aber in dem darauf entstandenen Kriege zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 der Hauptschlag in Thüringen gegen die Preußen geschehen, als der Kaiser Napoleon durch ein Decret vom 23sten Oct. desselben Jahres nicht nur alle preußischen Länder diesseit der Elbe in Besitz nahm, sondern auch erklärte, daß nebst andern Fürsten auch der Fürst von Fulda aufgehört habe zu regieren. Von den im darauf folgenden tilsiter Frieden (am 9ten Juli 1807) von Preußen abgetretenen westphälischen Provinzen verband der Kaiser Napoleon hernach durch ein Decret vom 1sten März 1808 mit dem Großherzogthum Berg den preußischen Antheil von Münster (27 Q. M., 130,000 Einw.); die Grafschaft Mark (46 Q. M., 138,000 E.); die Grafschaften Tecklenburg und Lingen (13 Q. M., 45,000 E.); und die Abteien Elten, Essen und Werden (8 Q. M., 23,300 E.). Nachdem der Kaiser Napoleon seinen Bruder Joseph, der seit dem 30sten März 1806 König von Neapel gewesen war, auf den spanischen Thron erhoben hatte, erklärte er den bisherigen Großherzog von Berg, Joachim Napoleon, zum Könige von Neapel. Dieser trat seine Regierung am 1sten Aug. 1808 an, und das erledigte Großherzog-

thum Berg ward bis zum 3ten März 1809 für den Kaiser Napoleon administrirt. An diesem Tage ernannte er seinen Neffen, den damaligen Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig (geb. am 11ten Oct. 1804) zum Großherzoge von Berg, behielt sich aber die Regierung und Administration des Landes bis zur Volljährigkeit des Prinzen Napoleon Ludwig vor, und übernahm zugleich die Erziehung des Prinzen. Seit dieser Zeit wurde die Regierung von dreien Ministern, unter der Leitung eines kaiserlichen Commissairs geführt. Bestandtheile des Landes, einen Flächenraum von 315 Quadratmeilen umschreibend, waren die Herzogthümer Berg, Cleve und Münster, die Grafschaften Mark, Lingen, Tecklenburg und Dortmund, und mehrere standesherrliche Bezirke. Das Ganze war, nach französischer Manier, in vier Departements, mit den Hauptstädten Düsseldorf, Dillenburg, Dortmund und Münster eingetheilt. Als aber Napoleon am 10. Dec. 1810 die Vereinigung der Schelde- Maas- Rhein- Weser- und Elbemündungen mit seinem ungeheuern Reiche verfügte, wurde eine Landesfläche von 60 Quadratmeilen von dem Großherzogthum abgeschnitten, wofür es in der Grafschaft Reklinghausen einen dürftigen Ersatz von 12 Quadratmeilen erhielt. Die französische Herrschaft nahm auch hier durch den siegreichen Feldzug von 1813 ein Ende, das Großherzogthum wurde durch die Wiener Unterhandlungen dem Könige von Preußen zugeschieden, und ein königliches Patent vom 5ten April 1815 kündigte den Innwohnern die Besitznahme des neuen Souverains an. Bei der Organisation der westlichen Provinzen der Monarchie ward Berg zu einem Bestandtheile der Provinz Cleve und Berg gemacht, und der Regierung zu Düsseldorf untergeordnet, deren Wirkungskreis das jetzige Herzogthum Berg umschreibt. Dasselbe enthält auf dem rechten Rheinufer das alte Herzogthum Berg, mit Broich und Styrum, Essen und Werden, die von Nassau und Oranien erworbenen Länder, die Neuwiedischen und Runkelschen Besitzungen zum Theil, die Solmsischen, welche unter Nassauischer Hoheit standen, die Herrschaften Homburg, Gimborn und Neustadt, auch Windenburg; auf dem linken Rheinufer die Kantone Uerdingen, Neersen, Viersen, Odenkirchen, Elsen, Neuß und Dormagen. Zur Beförderung der Industrie hat die lange Regierung des Churfürsten Carl Philipp Theodor von 1743 bis 1799 am meisten mitgewirkt. Er, durch die Landesconstitution zum Theil dazu gezwungen, ließ dem Gewerbe und dem Handel volle Freiheit, und bestrebte sich ernstlich, alle Hindernisse derselben aus dem Wege zu räumen. Nach dem siebenjährigen Kriege besonders nahm die allgemeine Industrie einen kräftigen Schwung, der immer im Steigen war, bis die französischen Gesetze den Fabriken des Großherzogthums die Einfuhr in Frankreich und Italien versperrten, und der Seekrieg die Ausfuhren aus Holland lähmte. Um den Handelsflor des ehemaligen Bergischen zu bezeichnen, hat man es sehr oft ein England im Kleinen genannt. Man findet darin ein Manchester (das Thal Barmen), ein Leeds (Lennep), ein Birmingham und Sheffield (Remscheid und Solingen), so wie denn auch viele neuere Fabrik- und Manufacturanlagen mit ähnlichen Namen, unter andern die großen Maschinenspinnereien bei Ratingen mit dem Namen Cromford, nach dem in Derbyshire belegenen Orte, wo Arkwright (s. d. Art.) zuerst seine Baumwollenspinnereien errichtet hatte, belegt worden sind. In Elberfeld befinden sich große Banquiers und Wechselhäuser, die durch ihren Credit auf allen Handelsplätzen Europens zur Belebung des Ganzen sehr thätig mitwirken. Der jährliche Umsatz des

Wechselhandels im Bergischen wird auf zwölf, und der des Waarenhandels auf zehn Millionen Thaler angegeben.

Bergamo, Stadt im mailändischen Gouvernement des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, ehemals die Hauptstadt im Departement des Serio, im vormaligen Königreiche Italien. Sie ist etwas befestigt, liegt an einem Hügel zwischen den Flüssen Brembo und Serio und hat eine Citadelle, die im Mittelpunkte der Stadt liegt und mit einer außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Festung La Capella durch unterirdische Gänge Gemeinschaft hat. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 25,000. Zwischen den Vorstädten St. Leonardo und St. Antonio ist ein mit vielen Buden besetzter Platz, auf dem die in dortigen Gegenden berühmte Bartholomäus-Messe gehalten wird, die vierzehn Tage dauert. Der Handel der Stadt mit Seide, Wolle, Eisenwaaren und Wein ist beträchtlich. Der Bischof steht unter dem Erzbischof von Mailand und führt den gräflichen Titel.

Bergbau. Das Wort begreift alle zur bergmännischen Gewinnung nutzbarer Fossilien erfoderlichen Verrichtungen und Arbeiten in sich. Da nun diese Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Fossilien (s. d. A.), theils nach den Lagerstätten (s. d. A. Gang), worauf dieselben gewonnen werden, sehr verschieden sind, so ist daher auch der Bergbau verschieden. In Beziehung auf die Fossilien gibt es mithin Goldbergbau, Silberbergbau, Kupferbergbau, Zinnbergbau, Bleibergbau, Eisenbergbau, Kobaldbergbau &c., und in Hinsicht der Lagerstätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wissenschaft also, welche sich über die mechanischen Beschäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die Bergbaukunst, in welcher die Bergtechnik ganz, von der Bergwerkskunde aber nur diejenigen Theile enthalten sind, welche unmittelbaren Bezug auf den practischen Bergbau haben. Die Bergwerkskunde oder die Bergwerkswissenschaft enthält theils die Vorbereitungswissenschaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmännischen Hülfswissenschaften. Hingegen die Bergbaukunst ist gleichsam ein Auszug aus der Bergwerkskunde und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche uns die nutzbaren Fossilien aufsuchen, vortheilhaft gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, so wie auch die dabei vorkommenden physischen Hindernisse geschickt und zweckmäßig überwinden lehren. Herr Bergrath Werner nimmt zwei Haupttheile der Bergbaukunst an; nämlich einen mechanischen und einen technischen. Der mechanische Haupttheil enthält in sieben Abschnitten einige geognostische Vorkenntnisse; eine Uebersicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematischen, besonders markscheiderischen Kenntnisse; einen kurzen Unterricht in der bergmännischen Untersuchung der Gebirge, mit Hinsicht auf die darin vorkommenden Lagerstätten der Fossilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmännischen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Gestein und den dazu gehörigen Geräthschaften oder Gezähe; die Lehre von den Grubenbauveranstaltungen und Betriebe, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der technische Haupttheil der Bergbaukunst aber behandelt in sechs Abschnitten die Wetterlehre, die Bergmaschinenlehre, die Wasserwirthschaftslehre, die Wasserhaltungslehre, die Förderungslehre und die Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von practischer Aufsuchung der Erz-

lagerstätte durch Schürfen, Ueberröschen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnerkunst und die Grubenbauveranstaltungskunst; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Destillir- und Sublimirhüttenkunde, Siedehüttenkunde und Cementirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unserer Erde, so wie auch anderer Planeten; die Hügel unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zusammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen Gebirge. Berge, die in Meilen langen Reihen fortlaufen, führen den Namen Bergketten oder Bergrücken. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meistens finden sich mehrere derselben beisammen. Die Vertiefungen, welche zwischen den Bergen laufen, werden Thäler genannt. Die Oberfläche der Erde ist sehr ungleich und selbst in ebnen Gegenden gibt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß sie weniger auffallend als in Gebirgsländern sind. Die Seeküsten sind insgemein die niedrigsten Stellen des festen Landes, das von ihnen her sich allmälich erhebt, so daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Continents der höchste und mit ansehnlichen Gebirgen bedeckt ist. Die nähere Kenntniß unseres Erdbodens lehrt, daß die vornehmsten Gebirge mittelst großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammenhängen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa scheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembia sendet, hängt mit dem Sewo-Bergrücken zusammen, der die Gränze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erstreckt sich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaschemir, woselbst es die höchste Gegend von Mittel-Asien bildet, nach Westen durch Persien und nach Osten durch China hinläuft. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen scheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südlich nach Tibet, eine andere zieht sich westlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zusammen: eine dritte läuft ostwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet sich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inseln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, welches Sibirien vom Irtisch bis zum Amur begränzt. Die kleinen Ketten und Nebenzweige dieser hohen asiatischen Gebirge sind unzählbar. Zwischen dem caspischen und schwarzen Meere liegt der Caucasus, eins der höchsten Gebirge Asiens. Sein etwaniger Zusammenhang mit einer der vorhergehenden Bergreihen ist noch nicht ausgemittelt; allein er sendet Zweige durch Klein-Asien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das schwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo sie verschiedene Namen führen. Vom schwarzen Meere erstreckt sich zwischen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Carpatengebirge, welches durch Polen und Schlesien reicht und mit Deutschlands Gebirgsländern zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Oesterreich zwischen Böhmen und Schlesien hin und sendet nord- und westwärts durch Meißen und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet sich in mehrern Zweigen durch die Mitte von Deutschland. Europa's höchste Länder sind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (s. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutschlands, Italiens und Frank-

reichs zusammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchschneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht wahrscheinlich, unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrika's; die rhätischen Alpen gehen zwischen Graubünden und Mailand, die tridentinischen zwischen Tyrol und dem Venetianischen, die norischen zwischen Tyrol und Salzburg, und die kärnthenschen zwischen Kärnthen, Krain, Friaul und Istrien. Westwärts erstreckt sich ein Zweig der Alpen in einer Kette von Bergen durch Frankreich und schneidet unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika ist der Atlas das berühmteste Gebirge. Man unterscheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zusammenhängt, läuft westwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid scheidet; dieser reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs der Ufer des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Aegypten, Nubien und Habesch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo sie mit den Mondbergen zusammenhängen. Von da mögen sich Bergketten in das südliche Afrika erstrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden sind. Amerika hat unter allen Erdtheilen die höchsten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Cimborasso, der höchste Berg der Erde, gehört, ziehen sich nach der Westküste von Chili und Peru. Mit diesem Hauptgebirge stehen andere Bergketten in Verbindung, die sich durch das übrige Südamerika erstrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo sie längs der Westküste gegen Mitternacht läuft und verschiedene Zweige landeinwärts oder nach Osten sendet, die im höchsten Norden wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asiens zusammenhängen. Die Höhen der berühmtesten Berge unserer Erde sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Männern gemessen worden. Wir setzen ein Verzeichniß von den vornehmsten dieser Messungen hieher, wobei zu bemerken ist, daß die angeführte Zahl allemal die senkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach ist der Cimborasso 3220, der Cayambeorcu 3030, der Antisana 2950, der Pitchincha 2430, die Stadt Quito 2462, der Montblanc 2426, die Aiquille d'Argentiere 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Aetna 1672, die Furka 973, der Brocken 546, das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 432, die Stadt Genf 188 Toisen über der Meeresfläche erhaben. — So colossalisch auch viele Berge an und für sich erscheinen, so unbedeutend sind sie doch im Vergleich mit der großen Masse der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird; denn der höchste Berg, der Cimborasso, verhält sich zum Erddurchmesser noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuße allmälich in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Diese allgemeine Form aber leidet, besonders bei hohen Gebirgen, verschiedene Modificationen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen sind, bestehen aus einer ungeheuern Sammlung der verschiedensten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet sind. Von diesen Bergketten befindet sich die höchste in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse; die sich anschließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwischen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, welche allenthalben, die steilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwi-

schen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden u. dgl. die höchste Bergkette krönen, befinden sich Thäler, in welchen, weil sie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getraide und Obstbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eise ausgefüllt sind und Gletscher heißen (s. d.). Diejenigen Bergketten, welche sich zunächst an die Hauptkette anschließen, von der sie durch tiefe begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieselben Erscheinungen, nur nach einem kleinern Maßstabe, dar. Ihre Gipfel bestehen nämlich auch aus Felsenspitzen mit Schluchten, die selbst im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter sich die Ketten von der Hauptkette entfernen, desto niedriger werden sie. Schnee und Eis verschwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erscheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit schönem Grün bedeckt, und verlieren sich allmälich in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verschiedenen Höhen die Erscheinungen verschiedener Climaten innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. Man steigt allmälich aus den blühendsten entzückendsten Thälern, welche mit Getraide, Obstbäumen und Weinreben prangen, zu den mit aromatischen Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, sieht die Vegetation immer mehr und mehr abnehmen, bis sie endlich, so wie alles organische Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterdringen verhindert. Die Gränze, wo die Vegetation aufhört und die Eis- und Schneeregion beginnt, ist nach der Lage des Landes sehr verschieden; sie liegt um so höher, je heißer, und um so tiefer, je kälter das Land ist. Daß die Luft auf Bergen kälter seyn müsse als in Ebenen, erhellt aus dem Gesagten und wird allenthalben wahrgenommen. Die Ursachen davon scheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenstrahlen in niedrigen Ebnen stärker wirken und heftiger zurückprallen, sondern es kommt unstreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die stärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner sey als die gewöhnliche, ist allerdings wahr, daß sie aber auch gesünder sey, gilt nur für eine gewisse mäßige Höhe. In beträchtlichen Höhen fühlt man sich im Gegentheil ungemein beschwert und ein fast unnennbares Uebelbefinden, verbunden mit großer Kraftlosigkeit, bemächtigt sich des ganzen Körpers, welches Saussure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erschlafften Elasticität herleitet. — Das Innere der Gebirge ist nur wenig bekannt; nur das wissen wir davon, was sich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. Man ist indeß so weit gekommen, daß man sich berechtigt glaubt, vier Hauptverschiedenheiten der Berge, in Rücksicht ihrer innern Structur, und daher eben so viel Classen festzusetzen. Zur ersten Classe gehören die Urgebirge, welche den Kern der Gebirgsketten ausmachen, die größten Gebirge bilden, sich tief ins Innere der Erde erstrecken und gleichsam als das Knochengerüste des großen Erdkörpers zu betrachten sind. Die allermeisten Urgebirge bestehen fast ganz aus einer gleichartigen Masse und zwar vornehmlich aus Granit (s. d.), zuweilen auch aus Serpentinstein, Gneuß, Porphyr, Trapp, Hornblende u. s. w. Man findet in diesen Gebirgen keine Versteinerun-

gen von See- und Landthieren, woraus man mit Recht schließt, daß sie ihren Ursprung vor der Entstehung der organischen Körper genommen haben müssen. Die Massen der Urgebirge sind in Lagern aufgeschichtet, zwischen welchen sich Klüfte oder Spalten und Gänge befinden. Diese sind oft mit einer andern Masse als die Steinart des Lagers ausgefüllt, z. B. mit Schwerspath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldspath; oft enthalten sie auch Erze, welche Gold, Silber, Kupfer und andere Metalle liefern. Zur zweiten Classe gehören diejenigen Gebirge, die eine spätere Entstehung verrathen. Man sieht an mehrern Merkmalen, z. B. aus den vielen Versteinerungen, besonders von Seethieren, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden sind, daß sie unter dem Wasser gebildet worden. Sie bestehen aus einzelnen über einander liegenden Schichten oder Lagern, deren jedes zwar aus einer gleichartigen Masse besteht, die aber unter sich sehr verschieden sind. Von diesen Lagern oder Flötzen heißen sie Flötzgebirge. Die dritte Classe endlich sind die angeschwemmten Gebirge, welche meistens aus einem Sande, der durch ein Bindemittel zu Stein geworden ist, oder auch aus Mergelschichten bestehen, und selten Seeproducte, wohl aber Stücke von versteinertem Holz, ganze Baumstämme, Abdrücke von Fischen, Farnkräutern und andern Pflanzen, desgleichen Knochen, ja ganze Skelette von Landthieren, wovon auch manche nicht mehr vorhanden sind, enthalten. Merkwürdig hierbei ist, daß unter diesen Thiergerippen sich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht ausdauern können, z. B. Elephanten und Nashörner im hohen Norden von Asien und Amerika. Auch sie sind unwidersprechlich durch das Wasser gebildet. Man unterscheidet bei ihnen zwei Arten, plattes Land und Seifengebirge. Das erstere hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen, und verdient daher mehr flaches Land als Gebirge genannt zu werden. Die oberste Decke dieses platten Landes besteht gemeiniglich aus Damm- oder Ackererde, welche zum Gedeihen der Gewächse sehr bequem ist. Die Seifengebirge finden sich vorzüglich in den Schluchten und Thälern der uranfänglichen Gebirge und enthalten meistens Geschiebe von Quarz, Granit, Glimmer, Thon, Lehm u. s. w. Die Vulkane oder feuerspeienden Berge machen endlich die vierte Gebirgsclasse aus. Wir werden von ihnen unter einem eignen Artikel sprechen.

Bergen, die Hauptstadt im Königreich Norwegen, 27 Gr. 7 Min. 23 Sec. L., 60 Gr. 23 Min. 40 Sec. B. an einem Meerbusen der Nordsee, **Waag** genannt, ist die ansehnlichste Stadt Norwegens, und hat 18,080 Einwohner, eine lateinische Schule, harmonische Akademie, nützliche Gesellschaft, Naturaliencabinet, Realschule (Seminarium Fridericianum), Zucker- und Fayence-Fabrik, und wichtigen Handel mit Bretern, Masten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, gedörrten Fischen, Häuten 2c. — Sie liegt am Ende eines Meerbusens, der tief ins Land hineingeht, und ist übrigens auf allen Seiten mit hohen, kahlen und steilen Felsen eingeschlossen. Durch diese Lage hat sie den Vortheil eines guten Hafens und einer starken Schifffahrt, aber zu Lande kann man sie nur mit großer Beschwerde erreichen. — Holländer, Engländer und Schweden kommen häufig hierher, führen die Bedürfnisse des Landes herbei, und nehmen dagegen die oben erwähnten Producte wieder mit. Der Ursprung des hiesigen Handels rührt von der **Hansa** her, die seit 1445 hier Comptoire anlegte und Packhäuser baute.

Berghem (Nikolaus), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, war 1624 zu Harlem geboren. Sein Vater, Peter

van Härlem) ein sehr mittelmäßiger Künstler, gab ihm den ersten Unterricht in der Malerei, worauf er in der Folge unter den geschicktesten Meistern, besonders unter van Goyen und Weninx seine Studien fortsetzte. Man erzählt, daß er einst von seinem Vater verfolgt, in die Werkstätte des van Goyen geflohen sey, der sich bemüht habe, ihn zu schützen, und gerufen: Berghem (verbergt ihn), und dieses sey die Veranlassung seines neuen Namens geworden. Die glücklichen Anlagen des Jünglings entwickelten sich schnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für seine Kunst, und die Nachfrage nach seinen Gemälden waren Ursach, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hierzu kam noch der Geiz seiner Frau, die ihn in dem Grade beherrschte, daß sie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und sich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sie wohnte, wie man erzählt, über seiner Werkstätte, und klopfte mit einem Stocke auf den Boden, sobald sie ihn nicht singen und arbeiten hörte. Sein einziger Trost war ihm die Kunst, der er sich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Der einzige Verdruß, den er empfand, war, seine Liebe für Kupferstiche nicht mit Freiheit befriedigen zu können. Diese löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von seinen Schülern zu borgen, das er ihnen nur dadurch zurückzahlen konnte, daß er seine Frau über den Ertrag seiner Gemälde täuschte. Auf diese Weise gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach seinem Tode sehr theuer verkauft wurde. Berghems Werke sind eben so zahlreich als geschätzt, und eine Zierde der schönsten Gallerien. Ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit und natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Ob er gleich seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schlosse Benthem die Natur genau beobachtet und kennen gelernt. Die strengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunst und eine größere Einfalt in Nachahmungen der Natur und einen fleißigern und correctern Umriß der Thiergestalten verlangen; aber diese geringern Fehler Berghems werden durch so viele Vorzüge verdeckt, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landschaftsmaler stellt. Er starb 1683 zu Harlem. Carl Dujardin und Glauber waren seine Zöglinge. Das Museum Napoleon hatte neun Gemälde von ihm. In der Auction der Gemäldesammlung des Banquier P. de Smith in Amsterdam, die 1810 Statt hatte, befanden sich vier Gemälde von Berghem, die zu 800, 1000, 1625 und 2500 holländischen Gulden verkauft wurden.

Bergmann (Torbern), ein großer schwedischer Naturforscher und Chemiker, war 1735 den 20sten März in Catharinberg, in der schwedischen Provinz Westgothland, geboren, wo sein Vater Einnehmer der Einkünfte von königlichen Gütern war. Dieser bestimmte seinen Sohn zu seinem einstmaligen Nachfolger in diesem Amte: allein die Liebe desselben zu den Wissenschaften vertrug sich mit dieser Absicht nicht, und nach vielen Schwierigkeiten erhielt er endlich von seiner Familie die Erlaubniß, sich ganz denselben zu widmen. Linné erregte damals die Aufmerksamkeit aller Gelehrten in Europa, und von allen Gegenden strömten Schüler zu ihm. Zu diesen gesellte sich auch Bergmann, und er erregte durch mancherlei Kenntnisse, Thätigkeit, Scharfsinn und Entdeckungen, die durch seine Kenntnisse in der Geometrie und Physik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieses berühmten Mannes Aufmerksamkeit. Im Jahre 1761 wurde er zum Professor der Naturphi-

osophie und Mathematik zu Upsal ernannt, und stand diesem Amte ünf Jahre lang mit vielem Ruhme vor. Als der berühmte Professor der Chemie und Mineralogie, Wallerius, seine Entlassung foderte und rhielt, meldete Bergmann sich zu dieser Stelle. Seine Mitwerber beschuldigten ihn, daß er von diesem Gegenstande nichts verstehe, weil r nie etwas darüber geschrieben hatte. Sie zu widerlegen, verschloß er ich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung iber die Fabrication der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptverk gilt. Er wurde nun wirklich Professor der Chemie, trieb diese Wissenschaft mit aller seiner Kraft, leistete darin außerordentlich viel, ind machte wichtige Entdeckungen. Er erfand die Bereitung künstlicher Mineralwasser, und entdeckte in dem mineralischen Wasser das geschwefelte Wasserstoffgas. Man verdankt ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch sich der Nickel von andern Metallen unterscheidet. Eine große Menge von Mineralien analysirte er chemisch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit und Bestimmtheit, und sein Verfahren wurde seitdem Muster. Durch ihn lernte man einsehen, daß eine chemische Zusammensetzung die Grundlage der Mineralogie sey. Er gab eine Classification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemischen Natur, und die Unterabtheilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Formen gemacht sind. Hierzu erhielt er besonders Licht durch die früher gemachte Entdeckung über die geometrischen Verhältnisse, die unter den verschiedenen Crystallisationen derselben Substanz Statt finden, und die sich von einer Grundform herleiten lassen, und durch Ansetzen ähnlicher Theilchen, nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen geschehen. Bergmann genoß die Achtung seines Vaterlandes und ganz Europa's, erhielt den Wasaorden, und schlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Er hatte sich 1771 mit einer Frau verheirathet, die ihm das schönste häusliche Glück gewährte. Er starb, erschöpft durch seinen unablässigen Fleiß, im 49sten Lebensjahre 1784 an Entkräftung.

Bergstraße ist ein schmaler, aber schöner und fruchtbarer Strich Landes diesseit des Rheins, und macht einen herrlichen, mit Nuß- und Kastanienbäumen und mit Weinreben besetzten Weg am Odenwalde, von ungefähr sechs Meilen aus, der sich von Darmstadt bis ans Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg erstreckt.

Berill, auch Thalasius, Marinus, noch bekannter unter dem Namen Aquamarin, ist ein durchsichtiger Edelstein, der wegen seiner meergrünen Farbe den letztern Namen erhalten hat. Er ist quarzartig, und unter den Edelsteinen der weichste und leichteste. Die Farbe, welche theils meergrün, theils seladonfarben, theils blaugrün ist und deren Schönheit den ganzen Werth dieses Steins bestimmt, verliert er im Feuer und schmilzt zu einem Fluß. Es gibt orientalische, welche in Ostindien, auf der Insel Ceylon, Pegu, Cambaja rc. gefunden werden, und occidentalische, welche in Böhmen, Sachsen, Schlesien rc. ihr Vaterland haben, und die sächsischen sind oft noch schöner als die indischen.

Bering oder Beering, geboren zu Horsens in Jütland, fing an für sein Vaterland zu schiffen, und erwarb sich den Ruhm eines geschickten Seemannes, so daß er von Peter dem Großen zu der Zeit gesucht wurde, als die Marine in Cronstadt in ihrem Beginnen war. In russischen Diensten zeichnete er sich als Lieutenant und Capitain in den Seekriegen gegen die Schweden aus, und seine Unerschrocken-

heit und seine Talente erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka gewählt zu werden. Seit der Reise vom Jahre 1728 kannte man die nördlichen Küsten dieser großen Halbinsel, und wußte, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhing, aber, ob die Kamtschatka gegenüber liegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischen liegender Inseln wären, dieses Räthsel sollte Bering durch seine Reise lösen. Am 4ten Juni 1741 lief er mit zwei Schiffen aus, und landete an der nordwestlichen Küste von Amerika zwischen dem 55sten und 60sten Grad nördlicher Breite. Aber Stürme und Krankheit hinderten ihn, seine Entdeckungen fortzusetzen, und er wurde weit ab auf eine wüste Insel geworfen, die jetzt seinen Namen führt. Schnee und Eis bedeckten damals das unwirthbare Land. Bering wurde gefährlich krank, und starb hier am 8ten December 1741. Man hat sein Andenken dadurch geehrt, daß man der Meerenge zwischen Asien und Amerika den Namen Beringsstraße (auch Anian genannt) gegeben hat. Cook hat sie in der Folge noch genauer untersucht. Man findet treffliche Auszüge aus seinen Reisen in den Nachrichten von Seereisen, die in den drei Bänden der historisch-geographischen Sammlung von Müller eingestreut worden sind.

Berkeley (Berkley, Georg), ein Irländer, 1684 zu Kilcrin geboren, wurde 1707 Mitglied des Dreyeinigkeits-Collegiums an der Universität zu Dublin, und trat schon vor seinem zwanzigsten Jahre mit allgemeinem Beifalle als Schriftsteller in der gelehrten Welt auf. Seine verschiedenen philosophischen und mathematischen Schriften, unter welchen insbesondere seine Theorie der Erscheinungen von dem Scharfsinne ihres Verfassers die glänzendsten Beweise ablegte, erwarben ihm einen solchen Ruf, daß selbst Hume die Werke desselben als sehr ausgezeichnet anführt, und von ihnen bemerkt, daß sie, mehr selbst als Bayle's Schriften, zum Skepticismus führten, indem nämlich, wie dieser Kritiker sich ausdrückt, Berkley's Behauptungen weder eine Antwort zuließen, noch aber von der andern Seite eben so wenig eine vollkommene Ueberzeugung verschafften. Auf seinen Reisen, die er theils als Gesandschaftssecretär, theils als Hofmeister eines jungen Engländers nach Frankreich und Italien machte, kam er auch nach Paris, wo er den Pater Mallebranche besuchte, welchen er in seiner Zelle damit beschäftigt fand, sich einen Trank gegen ein Brustfieber zu verfertigen. Als sich die Unterhaltung dieser beiden gelehrten Männer auf Berkley's philosophisches System gewandt hatte, von welchem Mallebranche, vermöge einer Uebersetzung, welche so eben in Frankreich erschienen war, einige Kenntnisse bekommen hatte, erhitzte Mallebranche sich bei dem hierüber entstandenen Streite dergestalt, daß sein Fieber sich verschlimmerte und er nach einigen Tagen verschied. Berkley's Vermögensumstände erhielten im Jahre 1722 durch einen sehr unerwarteten Zufall einen beträchtlichen Zuwachs. Während seines ersten Aufenthalts in London, im Jahre 1713, verschaffte ihm nämlich der Doctor Swift bei einem Mittagsmahle die Bekanntschaft der Mistriß Vanhomrigh, der berühmten Vanessa, welche durch ihre Liebe zu Swift so bekannt geworden ist. Da diese Dame einige Jahre vor ihrem Tode erfahren hatte, daß Swift mit Mistriß Johnson, welche unter dem Namen Stella bekannt ist, verheirathet sey, änderte sie ihr Testament, in welchem sie diesen zum Erben eingesetzt hatte, und vermachte ihr ganzes Vermögen einem ihrer Anverwandten und Berkley, welchen letztern sie seit seiner Rückreise nach Irland nie wiedergesehen hatte. Un-

gefähr um dieselbe Zeit entschloß sich Berkley, ein Vorhaben auszuführen, welches ihn schon lange beschäftigt hatte, und von welchem er in einer Druckschrift unter dem Titel: Vorschläge zur Bekehrung der amerikanischen Wilden zum Christenthume durch die Gründung einer Lehranstalt auf den bermudischen Inseln, dem Publicum Nachricht ertheilte. Diese Schrift erregte einen solchen Enthusiasmus für Berkley's Unternehmen, daß die angesehensten Personen eine Subscription veranstalteten, die in kurzer Zeit so beträchtlich wurde, daß Berkley nach Niederlegung seiner Stelle, in Gesellschaft von mehrern Personen, bei welchen er Interesse für seinen Plan erregt hatte, sich nach Rhodeisland einschiffte, um daselbst zur Unterhaltung seines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da er aber auf die Unterstützung, welche ihm das Parlament für seine Unternehmung versprochen hatte, Verzicht leisten mußte, so sah er sich genöthigt, Amerika zu verlassen und nach England zurückzukehren, nachdem er sieben Jahre seines Lebens und einen bedeutenden Theil seines Vermögens auf diese Unternehmung verwandt, ja sogar für dieselbe ein Erzbisthum, welches ihm die Königinn angeboten, verweigert hatte. Nachdem er hierauf noch eine Menge Schriften philosophischen, religiösen und staatswissenschaftlichen Inhalts, welche ihm das Wohlwollen der Regierung verschafften, herausgegeben hatte, fand sich Lord Chesterfield, welcher so eben in das Ministerium getreten war, bewogen, Berkley einen Tausch seines Erzbisthums mit dem von Glogher vorzuschlagen, dessen Einkünfte doppelt so groß waren, und welches sich so eben erledigt fand. Aber Berkley, der den Gedanken verabscheute, daß das Publicum von ihm glauben könnte, er habe nur darum zu Gunsten des Gouvernements geschrieben, um von ihm eine Belohnung dafür zu erhalten, schlug jenes vortheilhafte Anerbieten aus, und blieb nach wie vor in seinem Bisthume. Gegen sein sechzigstes Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er sich durch den Gebrauch des Theerwassers zu heilen suchte, auch deßhalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieses Wassers herausgab. Dies waren seine letzten schriftstellerischen Productionen, worauf er im Jahre 1753 sehr plötzlich, und zwar, wie man glaubt, an einem Herzpolypen starb. Berkley wird als ein sehr gelehrter, fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewanderter Mann geschildert, der überdies allen denjenigen, die ihn kannten, Verehrung für seinen moralischen Charakter abnöthigte, weßhalb auch Pope, sein beständiger Freund, von ihm sagte, er besäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären (every virtue under heaven).

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eisernen Hand, geboren zu Jaxthausen, war ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog sein Vetter, Conrad von Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zur Armee des Churfürsten Friedrich von Brandenburg, diente dem Herzoge von Bayern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demselben seine Hand verloren hatte, ließ er sich eine eiserne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog sich nun auf sein Schloß zurück, und bekam hier Händel mit seinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen er sich durch seine Tapferkeit furchtbar machte; aber eben so sehr erwarb er sich durch seine Biederkeit Achtung. Da er dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund beistand, wurde er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus seinem Lande vertrieben worden war, mußte er sich selbst durch ein Lösegeld von zweitausend Florin frei machen. Als der Bauern-

krieg ausbrach, nöthigten ihn die Aufrührer, sie anzuführen; aber nach vier Wochen wurde er von neuem gefangen genommen, und konnte seine Freiheit nur unter dem Versprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er starb den 23sten Juli 1562. Man hat von ihm selbst eine Beschreibung seines Lebens, die 1775 in 8. in Nürnberg mit Anmerkungen zum zweiten Male gedruckt worden ist. Dieses Buch enthält ein vortreffliches Gemälde des geselligen Lebens und der Sitten des sechszehnten Jahrhunderts, und hat Göthen den Stoff zu seinem trefflichen Schauspiele dieses Namens geliefert, welches die Thaten und Gesinnungen des Helden, so wie den Zustand und die Sitten jener Zeit, in meisterhaften Zügen darstellt.

Berlin, Residenz und Hauptstadt der ganzen preußischen Monarchie, in der Mittelmark Brandenburg, an der Spree gelegen, ist eine der größten und schönsten Städte in Europa. Der Umfang ihrer Mauern beträgt 2 1/3 deutsche Meilen. Sie besteht eigentlich aus fünf Städten, welche seit 1714 die königlichen Residenzstädte heißen, ihre eigenen vier Vorstädte haben, und unter einem einzigen Magistrate stehen. Die schönen und langen Straßen, die großen Plätze, die prächtigen und ansehnlichen Paläste, Kirchen und andern Gebäude haben kaum ihres Gleichen. Man zählt funfzehn Thore, 33 Kirchen (welche theils den Lutheranern, theils den Reformirten, theils beiden protestantischen Parteien gemeinschaftlich, theils den Catholiken gehören); 6725 Häuser (nach einer im Jahre 1790 in allen Städten und Vorstädten vorgenommenen Zählung), welche (ohne die königlichen und öffentlichen Gebäude) in dem Feuercatastrum mit 20,440,650 Thaler versichert waren; 153,128 Einwohner (eine Zahl, welche im Jahre 1803, mit Ausschluß des Militärs, gefunden wurde); 268 Straßen und Plätze und 36 Brücken. Berlin besitzt seit dem 15ten October 1810 eine Universität, die in dem verflossenen kurzen Zeitraume ihrer Existenz schon zu bedeutendem Ruhme gelangt ist; mehrere Künstlerakademien, vortreffliche Bibliotheken, und in allen Theilen der Wissenschaften eine Menge sehr geschickter Männer, so daß es mit vollem Rechte ein Sitz der Künste und Wissenschaften genannt zu werden verdient. Die fünf Städte, woraus diese Hauptstadt zusammengesetzt ist, sind: 1. das eigentliche Berlin, welches im Jahre 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bären erbaut wurde. Die Stadt hat 39 Straßen, und die Vorstädte derselben heißen: das Königsviertel, das spandauer Viertel (Sophienstadt) und das stralauer Viertel. 2. Cöln an der Spree, welches gleichfalls Markgraf Albrecht erbaut hat, war ehedem eine besondre Stadt, deren Mauern aber nach und nach abgebrochen worden sind. Sie wird von der Spree durch zwei Arme eingeschlossen, und dadurch zu einer Insel gebildet. Diese Stadt hat 25 Straßen. Wenn man aus dem eigentlichen Berlin über die lange Brücke in die Stadt Cöln tritt, trifft man auf das königliche Schloß, welches 430 Schuh in der Länge und 276 in der Tiefe hat. In demselben befinden sich außer vielen Kunstwerken und Sehenswürdigkeiten, die Antiquitäten-, Münz- und Medaillencabinette, die Naturalien- und Kunstkammer. Cöln wird in Alt- und Neu-Cöln eingetheilt, welches letztere vier Straßen hat. Hier ist die cölnsche oder cöpenicker Vorstadt, welche 1736 in die äußere Mauer gezogen wurde. 3. Der Friedrichswerder ist von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden. Er hat 19 Straßen. 4. Die Dorotheen- oder Neustadt (jetzt, nach der letzten verstorbenen Königin, Louisenstadt genannt), hat Churfürst Friedrich Wilhelm angelegt, und sie nach sei-

ner Gemahlin benannt. Sie ist nicht groß, hat nur 6 Straßen, aber schöne und zum Theil prächtige Häuser. Hier ist die berühmte Linden-allee, welche 4000 Fuß lang und 160 breit ist, und an beiden Seiten die prächtigsten Gebäude zeigt. Als Spaziergang wird sie in Berlin mit dem Namen unter den Linden benannt; ferner befindet sich hier der Thiergarten, in welchem sich die mannigfaltigsten Spaziergänge, Alleen und Labyrinthe befinden. 5. Die Friedrichstadt hat Churfürst Friedrich III. 1688 angelegt. Sie übertrifft die übrigen vier Residenzstädte an Größe, hat 23 breite und wohlgebaute Straßen, worunter die leipziger Straße prächtig und die Friedrichstraße über eine Viertelmeile lang ist. Zu Berlins Merkwürdigkeiten gehören das königliche Schloß; die lange Brücke, mit der Bildsäule des Churfürsten Friedrich Wilhelm; das Zeughaus, eines der schönsten Gebäude in Europa, in dessen Hofe anstatt der Schlußsteine, die 21 schlüterschen Larven, welche eben so viel Gesichter Sterbender vorstellen, befindlich; das königliche Gießhaus; die königliche Ritterakademie; das Cadettenhaus; die Parochialkirche; die Garnisonkirche, welche 1722 eingeweiht worden, und hernach mit einer Menge eroberter Fahnen und mit den Bildnissen der Generale Schwerin, Keith, Winterfeld und des Majors von Kleist, des Dichters, wozu noch in der Folge das Portrait des Generals Ziethen kam, ausgeschmückt worden ist; das Invalidenhaus, ein prächtiges Gebäude, welches Friedrich II. hat erbauen und 1748 einweihen lassen. Es unterhält an Offiziers, Soldaten, Weibern und Kindern 1000 Seelen; das prächtige Opernhaus; die neue Bibliothek, deren Baukosten 180,000 Thaler betrugen; die Porzellan-Fabrik; der Wilhelmsplatz mit fünf marmornen Bildsäulen der berühmten preußischen Feldherren Schwerin, Keith, Seidlitz, Winterfeld und Ziethen; das Nationaltheater; die französische Kirche mit ihren von Friedrich II. erbauten schönen Thürmen (in Friedrichsstadt); ferner die königliche Akademie der Wissenschaften; das königliche medicinisch-chirurgische Collegium, und die Gymnasien. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind merkwürdig: die königliche und die mit derselben verbundene spanheimische Bibliothek. Unter den Sammlungen zeichnen sich aus: die königliche Kunst- und Naturalien-Kammer; die königliche Gemähldesammlung auf dem Schlosse; das königliche Münzkabinet; D. Blochs Fischsammlung; das walthersche anatomische Cabinet. Unter den Spaziergängen sind merkwürdig: der königliche Thiergarten, in welchem der Churfürstenplatz oder der Cirkel der Hauptversammlungsort ist, und der Spaziergang unter den Linden. Berlin ist eine der schönsten Städte Deutschlands, wenn gleich in der schlechtesten Gegend gelegen. Die Ursache dieser schlechten Lage ist folgende: als im zwölften Jahrhundert die Dämme Hollands fürchterlich von dem Weltmeere durchbrochen wurden, verließen Tausende ihr Vaterland, um in den Staaten Albrechts des Bären sich niederzulassen. An Meergegenden gewöhnt, fanden sie ihre verlassenen Sümpfe in denen der Spree wieder, trockneten sie aus und baueten ihre Hütten auf Pfählen; so entstand Cöln oder Pfahlstadt, der älteste Theil Berlins. Daraus kann man sich erklären, warum diese Gegend gewählt wurde, deren Sümpfe vielmehr geeignet scheinen, Ansiedler abzuschrecken. Noch im sechzehnten Jahrhundert gingen die Hofleute hier auf Stelzen nach der churfürstlichen Burg. Nur rastlose Thätigkeit der Menschen hat es zu dem gemacht, was es nachher wurde. Freilich hat die Stadt in dem vorletzten französisch-preußischen Kriege seit dem October 1806 ebenfalls sehr gelitten. Vieles ist hinweggeführt worden; z. B. die königliche Bibliothek wurde aller

in derselben befindlichen Festungsrisse, Plane und Platten zu Landkarten beraubt, und diese Gegenstände, nebst der Luftpumpe von Guerike, nach Paris geführt; das brandenburger Thor, eines der schönsten, die es gibt, verlor seine Victoria mit dem Viergespann u. s. f. Alle diese und andere entfremdete Schätze der Kunst und der Literatur wurden aber nach der zweyten Eroberung von Paris 1815 reclamirt und wieder zurückgebracht. Unter den neuesten hier errichteten Instituten verdient wohl auch das werkmeistersche Museum rühmlicher Erwähnung.

Berlin (Decret von), s. Continentalsystem.

Berline, eine Art Kutschen, deren Benennung sich von der Stadt Berlin herschreibt; sie wurden von Philipp de Chiese, aus Orange gebürtig, einem Hofcavalier, Generalquartiermeister und ersten Architekten bei dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, der von 1640 bis 1687 regierte, erfunden. Der Churfürst beorderte ihn, einen Zug Pferde aus den preußischen Stuttereien zum Geschenke nach Frankreich zu bringen; Chiese ließ sich zu dieser Reise in Berlin einen bequemen Reisewagen nach seiner eigenen Erfindung machen, welcher den Parisern, die unsern Chiese gemeiniglich Monsieur Chaise nannten, so wohl gefiel, daß sie dergleichen Wagen nachmachen ließen und eine Berline nannten.

Berliner Blau. Es gibt dessen zweierlei: ein natürliches, welches am Ufer der Stecknitz im Hannöverschen gefunden wird und eine Blaueisenerde ist, die, so lange sie unter der Erde liegt, weiß aussieht, sobald man sie aber der freien Luft aussetzt, eine blaue Farbe in verschiedenen Graden annimmt; und ein bereitetes, welches ein Eisenniederschlag ist, der zu viel Brennbares besitzt, wodurch er seine blaue Farbe bekommt. Die Erfindung des durch Kunst bereiteten berliner Blaues verdankt man dem Zufalle. Sie wurde zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts durch einen Farbekünstler, Namens Diesbach, gemacht, welcher florentiner Lack bereiten wollte. Hierzu machte er einen Absud von Cochenille, den er mit Alaun und etwas Eisenvitriol vermischte, und dann mit feuerbeständigem Alkali niederschlug. In Ermangelung des Alkali nahm er einst Weinsteinsalz, worüber thierisches Oel abgezogen war, und sein Lack erhielt nun statt der rothen eine blaue Farbe. Sie gefiel, und man verfertigte sie seitdem absichtlich. Ihren Namen hat sie von Berlin, wo sie entdeckt wurde. — Die Bereitungsart blieb indeß ein Geheimniß, worüber sich verschiedene Chemiker in Versuche zur Entdeckung einließen, und im Jahre 1724 wurde sie wirklich entdeckt. In Berlin, Amsterdam und Breslau sind Fabriken von dem ebenbenannten berliner Blau angelegt, wo man es von verschiedener Feinheit und Güte verfertigt. Es wird von Kupfer- und Kattundruckern, ingleichen von Färbern und Malern häufig gebraucht, bei letztern sowohl in Oel- als Wasserfarben. Auch die Chemiker bedienen sich seiner mit Vortheil, und man hat es selbst zu Arzneimitteln vorgeschlagen.

Bern, der größte und fruchtbarste unter den Cantonen der Schweiz mit der Hauptstadt gleiches Namens. Schon im zwölften Jahrhunderte umgab Cuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern, welcher bei der Feste Nydeck lag, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Gesetze, worauf dieselbe im dreizehnten Jahrhunderte immer mehr bevölkert wurde. Besonders suchte hier der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu auch noch

Landleute, und besonders Bürger aus den Städten Freiburg und Zürich amen. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer reien Reichsstadt, und bestätigte die Privilegien derselben durch eine lte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiserliche Handfeste genannt wird. Im Jahre 1288 wurde Bern von Rudolph von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 ochten die Berner, unter Anführung Ulrichs von Bubenberg, egen ihren eigenen feindlich gesinnten Adel, welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern wurde nun eine Freistätte für alle diejenigen, velche von Oesterreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt selbst u einer Bedeutendheit und Größe gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eigenen Adels erregte. Beide schlossen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen, wodurch ein Heer von 18,000 Mann, theils Reiter, theils Fußvolk, auf die Beine gebracht wurde, velches 700 Herren mit gekrönten Helmen, und 1200 Ritter anführten. Die Berner, unter Anführung Rudolphs von Erlach, zogen in er Mitternacht, am 21sten Juni 1339, gegen jenes weit überlegene Heer, nd schlugen den dreimal stärkern Feind bei Laupen gänzlich aufs Haupt. Nach diesem Siege wurde Bern immer mächtiger und die Stadt selbst ehr erweitert, worauf sie im Jahre 1353 in den ewigen Bund der Eidgenossen trat, in welchem sie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite m Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieses Jahrhunderts vergrößerte Bern ein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung dergestalt, daß die mehrsten um die Stadt herumliegenden Ortschaften zu seinem Gebiete gehörten. Nachdem im Jahre 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Oesterreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenossen als Sieger hervorgingen, und in welchen Bern das ganze Aargau eroberte. Im Jahre 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbesserung an, indem sie ich von der Herrschaft des Papstes lossagten. In dem Kriege, den sie hierauf mit dem Herzoge von Savoyen führten, eroberte Bern das ganze Waadtland (pays de Vaud), welche eroberten Länder sie durch Landvögte, die auf den Festen wohnten, regieren ließen. Von nun an bis zum 5ten März 1798 war der Wohlstand und Reichthum Berns in stetem Wachsthume, und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, die den Reichthum und die Macht Berns auf das deutlichste zu erkennen gaben. Der sämmtliche Flächeninhalt des ganzen Cantons betrug damals 236 Quadratmeilen, mit 380,000 Einwohnern. Endlich rückten, an jenem Tage, 30,000 Mann Franzosen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 übriger Eidgenossen diesen entgegen; aber die Tage von Morgarten (im Jahre 1315, gegen den Herzog Leopold von Oesterreich), von Morgarten (1339), von Murten (1476) waren vorüber, die Eidgenossen ermordeten sogar auf dem Rückzuge ihre eigenen Anführer. Bern öffnete nun zum ersten Male dem Feinde seine Thore, und verlor, in Folge dieser Begebenheit, mehr als zwei Drittheile seiner bisherigen Besitzungen. — Der Canton Bern war ehemals in der größten Ausdehnung sechzig Stunden lang und dreißig breit, und wurde in den deutschen und französischen (wälschen) Theil (le pays de Vaud, le pays de Roman) eingetheilt. Die höchste gesetzgebende Gewalt hatte der große Rath zu Bern, dem ein regierender Amtschultheiß vorstand. Der kleine (tägliche) Rath, der die meisten Zweige der Regierungsverwaltung in seinen Händen hatte, bestand aus 27 Personen, und machte, wenn alle

Stellen besetzt waren, mit dem großen zusammengenommen, einen Verein von 299 Gliedern aus. Um diesen Rath zu besetzen, waren nur 243 Patricierfamilien wählbar. Nach der neuern Eintheilung im Jahre 1803 wurde der Canton Bern in fünf Districte, in Stadt Bern, Oberland, das Landgericht, das Emmenthal und das Seeland, und jeder District in dreizehn Zünfte eingetheilt. Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen des großen Raths von 195 Mitgliedern, welche von den Zünften gewählt werden und sich alle Jahre während drei Wochen versammeln. Dieser große Rath wählt aus seiner Mitte einen Ausschuß von 27 Personen, welcher den kleinen Rath bildet, und unter dem Vorsitze von zwei Schultheißen die vollziehende Gewalt hat. Gegenwärtig enthält der ganze Canton 176 Quadratmeilen mit 215,811 Seelen. Der Canton baut zwar Getraide, aber zum Bedürfniß desselben nicht genug. Im bergigen Oberlande ist Viehzucht, auch Pferdezucht, bei weitem die Hauptsache, und die Ausfuhr des Viehes, des vortrefflichen Käses und der Manufacturen sehr bedeutend. — Bern, die Hauptstadt des Cantons, liegt an der Aar, und hat 1062 Häuser und 12,000 Einwohner. Sie hat drei lange und breite Hauptstraßen, die auf beiden Seiten mit Schwibbogen versehen sind. In dem Münster sind einige vierzig Fahnen aufgehangen, welche die Schweizer dem Herzoge Carl dem Kühnen von Burgund in der Schlacht bei Murten, am 22sten Julius 1476, abnahmen. Sie hat ferner ein akademisches Gymnasium, eine ansehnliche Stadtbibliothek, ein Antiquitäten- oder Münzcabinet, eine gelehrte ökonomische Gesellschaft und ein ehemals wohlversehenes Zeughaus. Es gibt allerlei Fabriken in Bern, als von Krep, feinen Tüchern, Zeugen, seidenen Florwaaren, Leder, Uhren, Leinwand u. a. m.

Bernadotte, s. Carl Johann.

Bernard (Pierre Joseph), eines Bildhauers Sohn, geboren zu Grenoble 1710, gestorben zu Paris 1775. Den Grund seiner Studien legte er bei den Jesuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier wurde er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte diesem 1734 in den italiänischen Feldzug, wurde dem Marschall von Coigny vorgestellt, von diesem als Secretär in Dienste genommen und Ludwig XV. empfohlen, der ihn zum Schatzmeister der Dragoner und zu seinem Bibliothekar in Choisy ernannte. Im Jahre 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung, und blieb in diesem Zustande bis an seinen Tod. Unter Frankreichs gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenusses verdient Bernard stets mit Achtung genannt zu werden. Im Jahre 1737 brachte er die Oper Castor und Pollux auf die Bühne, welche von Kennern als ein Meisterstück lyrischer Dramatik gepriesen wird. Rameau's Musik trug noch mehr zu jenem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erst 1722 herausgegeben, ist sein Gedicht: Phrosine und Melidor, in vier Gesängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach seinem Tode, allein seinen Freunden schon früher mitgetheilt, erschien: L'art d'aimer, in welcher er zwar dem Ovid folgt, jedoch ohne sich sclavisch an ihn zu binden. Einige meinen, dies Gedicht lehre mehr die Kunst zu verführen als zu lieben; richtiger ist der Ausdruck: eine Kunst zu genießen, denn der Verfasser geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anspruch nimmt.

Enfant d'Epicure
Il ignore mon Bernard.

qu'aimer bien, n'est point un art,
mais un don de la nature.
Ce n'est que l'art de jouir,
l'art de tromper, qu'il explique;
Ingenieur du plaisir,
il en donne la tactique.

Voltaire hatte unserm Dichter das Epithet **le gentil Bernard** gegeben, das ihm immer blieb.

Bernburg (Anhalt-), eins von den dreien noch bestehenden anhaltischen Fürstenthümern, welches bei der letzten Theilung der anhaltischen Länder im J. 1603 an Joachim Ernsts fünften Sohn, Ludwig, dessen Nachkommen es bis jetzt besitzen, kam, nach dem Aussterben der erbster Linie im J. 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter sich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Größe des Fürstenthums beträgt gegenwärtig 16 Q. M. mit 35,200 Einwohnern. Die Einkünfte schätzt man auf 400,000 Gulden. Das Contingent zum rheinischen Bunde betrug 240 Mann. Der jetzt regierende Fürst, welcher seit seinem Beitritt zum Rheinbunde am 30sten April 1807 den Herzogstitel annahm, ist **Alexius Friedrich Christian**, geb. den 12ten Jun. 1767, succed. den 9ten April 1796; vermählt den 29sten Nov. 1794 mit Marie Friederike, Prinzessin von Hessen, geb. den 14ten Sept. 1768. Der Erbprinz ist **Alexander Carl**, geb. den 2ten März 1805. Eine Nebenlinie der Bernburger bilden die Nachkommen des F. Lebrecht, des zweiten Sohns des F. Victor Amadeus. Sie hat von dem bernburger Antheile das Amt Hoym nebst Frose; ingleichen die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem von dieser Linie durch Heirath die Grafschaft Holzapfel nebst den Herrschaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben.

Bernhard (der heilige) geboren 1091 zu Fontaine in Burgund und 1115 erster Abt des cisterzienser Klosters **Clairvaux** bei Langres in Champagne, war nicht minder groß unter den Mönchen als Gregor VII. unter den Päpsten. Mehr geistreich als gelehrt, schnell im Ueberblick, unerschütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, begabt mit einer hinreißenden Beredsamkeit, und durch die strenge Heiligkeit seines Lebens wie durch eine Menge ihm zugeschriebener Wunder über den Clerus seiner Zeit erhaben, schien er vor Andern zum Herrscher der Kirche berufen. Aber ein Feind alles äußern Glanzes und wohl wissend, daß man den Titel der Macht verschmähen muß, die man erlangen will, lehnte er jede Erhebung zu höheren kirchlichen Würden ab, und immer nur als Abt seines geliebten Jerusalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, war er in aller Demuth der freimüthigste Censor des Clerus, der Rathgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. seine Anerkennung und die Erhaltung des Investiturrechts in Deutschland, und Eugen III. seine Bildung verdankte, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe, und seine Stimme galt auf den Concilien wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialektik, mit der die scholastischen Philosophen jener Zeit die Glaubenslehren eben so oft mißhandelten und auflös'ten als begründeten und ordneten, hielt eine strenge Orthodoxie und wohl bisweilen schwärmende, doch immer auf practisches Christenthum dringende Mystik ein heilsames Gegengewicht, und unstreitig hat er dem kirchlichen System durch seinen siegreichen Eifer in Verfolgung der Irrlehrer wichtige Dienste geleistet, wenn auch seine Härte und Intoleranz gegen Abälard und Gilbert von

Porree keinesweges gebilligt werden kann. Allgemein verehrt und gefürchtet starb er 1153 und wurde 1174 von Alexander III. canonisirt. Die römische Kirche setzt ihn unter die Heiligen vom ersten Range, seine salbungsvollen Homilien und Sermonen werden auch von den Protestanten geschätzt, und Luther sagt von ihm: ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar seines Gleichen auch sonst niemals weder gelesen noch gehört habe. Clairvaux wurde durch ihn weltberühmt; man hat aus seinen Mönchen eine Menge Bischöfe und Aebte gewählt, alles wollte diesem Sitze apostolischer Einfalt und Heiligkeit in irgend einer Beziehung angehören. Alfons I. von Portugall gab sein Reich 1143 diesem Kloster in Lehen, worauf die Mönche desselben, nach dem Tode des Königs Sebastian 1578, Ansprüche auf die portugiesische Krone gründeten. Im dreizehnten Jahrhundert hatte es schon 800 Filialklöster in allen Ländern der Christenheit, und obgleich die Religiosen dieser Klöster und der davon ausgegangenen Congregationen Cisterzienser blieben, so nannten sie sich doch ihrem zweiten Vater und Stifter zu Ehren, Bernhardiner und Bernhardinerinnen, dergleichen noch jetzt existiren. E.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der größten Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war am 6ten August 1604 geb. und nahm sehr zeitig Kriegsdienste. Anfangs ohne Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen, trat er nach und nach in pfälzische, badensche, holländische und dänische Dienste, verließ sie aber wieder und lebte einige Zeit in Weimar, bis er endlich 1631 als Generalmajor in schwedische Dienste trat. Er eroberte zuerst Würzburg und noch am 29sten Dec. desselben Jahres Mannheim durch eine besondere Kriegslist, so daß er dabei keinen Mann verlor. Im folgenden Jahre drang er in Schwaben vor, war am 24sten Aug. bei dem Sturme auf Wallensteins Lager bei Nürnberg, hatte auch, da dieser Angriff nicht durchgesetzt werden konnte, mehrere Gefechte mit Wallensteins Armee. Am meisten zeichnete er sich in der Schlacht bei Lützen (6ten Okt. 1632) aus, welche, da Gustav Adolph gleich zu Anfange der Schlacht blieb, bloß durch seine Tapferkeit für die Schweden gewonnen wurde. Von jetzt an setzte er seine Eroberungen in Franken und Bayern mit vielem Glücke fort. Allein seine zu große Hitze brachte im Jahre 1634 die schwedische Armee in große Gefahr. Erzherzog Ferdinand, Kaiser Ferdinands II. Sohn, hatte eben an des ermordeten Wallensteins Stelle das Hauptcommando der kaiserlichen Armee übernommen, ansehnliche Verstärkung erhalten, und belagerte die Stadt Nördlingen. Die Schweden rückten zum Entsatz derselben herbei; einige Generale riethen, bei der Ueberlegenheit der feindlichen Armee noch die Ankunft eines Corps abzuwarten, das zu den Schweden stoßen sollte; allein mehrere Generale und Bernhard selbst hielten dies für unnöthig. Man griff daher am 26sten August 1634 die Kaiserlichen bei Nördlingen an, und die Schweden gewannen auch an diesem Tage den Sieg. Allein, da die Schlacht am folgenden Tage erneuert wurde, litten sie eine große Niederlage, und der Herzog, der sogar in Gefahr war, gefangen zu werden, verlor seine ganze Bagage. Nur der große schwedische Kanzler Oxenstierna wußte den unglücklichen Folgen dieser Schlacht durch eine engere Verbindung mit Frankreich entgegenzukommen. Bernhard setzte nun, mit französischen Truppen verstärkt, seine Eroberungen in Deutschland einige Zeit aufs neue fort; doch da seine Armee aus Mangel an Sold und

Lebensmitteln anfing, mißvergnügt zu werden, auch durch Krankheiten geschwächt wurde, zog er sich in den Elsaß zurück. Um diese Zeit, zu Ende des Jahres 1635, fing er an, mit dem König von Frankreich in Unterhandlung zu treten, machte auch selbst, um dieselben fortzusetzen, im folgenden Jahre eine Reise nach Paris. Er soll sich um die Statthalterschaft vom Elsaß bemüht, auch von Richelieu Hoffnung dazu erhalten haben; indeß erzeugte sein Aufenthalt in Paris, wo man ihn zwar mit vieler Achtung behandelte, dennoch ein gegenseitiges Mißtrauen. Gewiß scheint es zu seyn, daß der Herzog den Plan gehabt habe, sich, allenfalls auch wider Frankreichs Willen, den Besitz jenes Fürstenthums zu verschaffen. Er rückte jetzt mit seiner Armee, die sich indeß erholt hatte, wieder vor, eroberte die Festung Zabern im Elsaß, breitete sich in Lothringen und Burgund aus, und schlug die Kaiserlichen in einigen Gefechten zurück. Zu Anfange des folgenden Jahres ging er über den Rhein, nahm einige Oerter weg, und rückte vor die Festung Rheinfelden, deren Belagerung er eröffnete. Der Kaiser, dem an Erhaltung der Festung viel gelegen war, schickte sogleich eine Armee zum Entsatz. Es kam zuerst am 18ten Febr. 1638 zu einem Treffen, das ziemlich unentschieden blieb. Allein am 21sten griff der Herzog die feindliche Armee von neuem an, schlug sie völlig, nahm den General en Chef und mehrere Generale gefangen, und die Festung mußte sich wenige Wochen darauf (13ten März) ergeben. Um sich im Elsaß behaupten zu können, war vorzüglich der Besitz der Festung Breisach am Rheine nöthig. Man suchte von Seiten des Kaisers alles zu thun, um sie zu erhalten. Allein der Herzog schlug am 30sten Juli die zum Entsatz bestimmte Armee bei Wittenweyer, und die Festung mußte sich am 3ten December nach einer tapfern Vertheidigung ergeben, nachdem er vorher eine neue österreichisch-bayersche Armee, die ebenfalls zur Rettung der Festung bestimmt war, am 4ten und 14ten Oct. zurückgeschlagen hatte. Jetzt war dem Herzoge der Besitz des Elsasses gesichert, und er zeigte durch mehrere Maßregeln, daß er diesen, so wie Breisach selbst, gegen Frankreich zu behaupten gedenke. Denn er besetzte alle von ihm eroberten Plätze mit deutschen Truppen, und ließ sogar eine Münze mit dem sächsischen und breisachischen Wappen schlagen. Vergebens suchte man von Seiten Frankreichs Breisach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm anfangs antrug, nebst seinen Truppen eine gleiche und stärkere Anzahl französischer Truppen in diese Festung zu legen; der Herzog schlug sowohl dieses Anerbieten, als auch eine Einladung nach Paris, endlich auch die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu aus, und erklärte, daß ihn an jener seine Geschäfte und Krankheit hinderten, die angetragene Vermählung aber für ihn nicht standesmäßig sey. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch seine wachsende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn plötzlich verfiel derselbe in eine Krankheit, die so geschwind zunahm, daß er am 8ten Juli 1639 sein Heldenleben endigte. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller vermuthen, daß ihn Richelieu durch einen genuesischen Arzt vergiften lassen; der Herzog selbst zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Mit ihm fiel zwar eine der mächtigsten Stützen der Protestanten; allein da eines Theils seine Nachfolger, Banner und Torstensohn (s. d. Art.), seine Siegesbahn rühmlich verfolgten, andern Theils Frankreich selbst, zum Vortheil der Protestanten, ernstlichern Antheil an dem Kriege nahm, so war Bernhards Tod für diese jetzt weniger nachtheilig, als er es einige Jahre früher gewesen

seyn würde. Denn schwerlich würden sich die Schweden, einem Wallenstein gegenüber, in Deutschland behauptet haben, wenn Bernhard nicht bei Lützen Gustav Adolphs Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Was war von diesem Helden, der im 35sten Jahre seines Lebens starb, nicht noch zu erwarten? Er verband mit Anmuth im Betragen Verstand und Tapferkeit, eine Seelenstärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erschüttert werden konnte, und sein einziger Fehler war seine zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugsam überlegten Unternehmungen verleitete.

Bernhardiner, s. Orden (geistliche).

Bernhardsberg (der große St.), erhebt sich zwischen Valais und dem Thal Aosta in den Alpen und hat eine Höhe von 7732 pariser Fuß. Auf seiner höchsten Spitze ist die Gränze zwischen Wallis und Piemont. Ueber ihn geht die Straße vom Genfersee durch das walliser Land in das Thal von Aosta und das Piemontesische. Den Namen hat er von einem savoyischen Edelmann, Bernard von Menthon, der von 923 bis 1008 lebte und sich in den Jahrbüchern der Religion durch seinen apostolischen Eifer, in den Jahrbüchern der Menschheit aber durch zwei Anlagen verewigt hat, in welchen seit neun Jahrhunderten die Reisenden eine Zuflucht vor den Gefahren finden, denen sie bei dem Uebergange über die Alpen im Winter ausgesetzt sind. Gerührt von den Uebeln, welche die französischen und deutschen Pilgrimme zu erdulden hatten, wenn sie nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel wallfahrteten, kam er auf den Gedanken, auf dem Gipfel der Alpen zwei Hospitien zu ihrer Aufnahme zu erbauen, das eine auf dem Mont Joux, wo ein Tempel des Jupiter stand, das andre auf dem über die griechischen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer damals dort befindlichen steinernen Säule, welche der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung war. Der von heiligem Eifer beseelte Bernard brachte die Einwohner dieser wilden Gegenden von ihrem Aberglauben zurück, stürzte die Säule und den Tempel um, und erbaute auf ihren Trümmern die beiden Hospitien, die nach ihm der große und der kleine St. Bernhard genannt wurden. Er vertraute die Sorge für diese beiden Anlagen ordentlichen Mönchen des Augustinerordens, welche im Geiste des frommen Gründers und mit fast beispielloser Selbstaufopferung die edelmüthigste Gastfreiheit gegen die Reisenden bis auf die Zeiten Carl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieser König gerieth über die Ernennung des Probstes mit den Schweizer-Cantonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hospitien Weltgeistlichen, die mit gleicher Menschenliebe, gleicher Treue und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Furchtbar und grausenhaft ist der Aufenthalt auf dieser wüsten Höhe, die für den höchsten bewohnten Punkt in Europa gehalten wird. Es herrscht fast ein ewiger Winter hier; man sucht umsonst einen Baum oder Strauch, ja nur einen Grashalm; der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Wahrhaftig heldenmüthig ist daher der Eifer und die Aufopferung dieser Geistlichen, welche sich hier vereinigen, um denjenigen beizustehen, die ihrer Hülfe bedürfen können. Gerade an den Tagen, wo die schrecklichsten Wetter und die fürchterlichsten Schneegestöber wüthen, machen sie sich, von ihren treuen Hunden begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuspüren, zu deren Rettung sie alle Mittel versuchen. Ist keine Rettung möglich, so wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er in ein leinen Tuch gehüllt, so lange auf einem Tische liegen bleibt, bis ein neuer Wanderer kommt. Dann wird

:r abgenommen, und an die Wände zu den andern Todten gestellt, de- ren Verwesung wegen des steten Frostes so langsam vor sich geht, daß ›st Todte noch nach Jahren von ihren Freunden hier wieder erkannt vorden sind. Neben dem Todtenhause ist eine Art Kirchhof, auf den ›ie Gebeine gelegt werden, wenn sie sich zu sehr im Gewölbe anhäufen, ind wo sie dann vollends aufgelös't werden. Rings um das Hospitium ind nichts wie nackte Felsen ohne eine Decke von Erde. Das Begra- ›en der Todten ist also unmöglich. In der Kirche befindet sich das Denkmal Dessaix, der in der Schlacht von Marengo fiel und todt nach ›em Bernhard zurückgebracht wurde, über den er eben mit der Armee jekommen war. Der erste Consul hatte befohlen, ihn zu balsamiren ınd ihm eine Ruhestätte auf den hohen ewigen Alpen anzuweisen. Das Marmordenkmal stellt in halb erhabner Arbeit dar, wie Dessaix ver- vundet vom Pferde sinkt, seinem Adjutanten Le Brun in die Arme. Auf der Klostertreppe steht seine marmorne Bildsäule. Gegenüber ist :ine schwarze marmorne Tafel, auf der die damalige Republik Wallis nit einer goldenen Inschrift den Uebergang des Imperators über den Bernhard geehrt hat.

Berni (Francesco), den einige Schriftsteller auch Berna und Ber- nia nennen, ist einer der berühmtesten italiänischen Dichter des 16ten Jahrhunderts. Er war gegen das Ende des 15ten Jahrh. zu Lampo- recchio in dem Theil von Toscana, welcher Val-di-Nievole heißt, in :iner edeln aber armen florentinischen Familie geboren. Sehr jung kam r nach Florenz; als er neunzehn Jahr alt war, begab er sich nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, seinem Verwandten, der ihm, wie er elbst sagte, weder Gutes noch Böses erwies. Er war endlich genöthigt ıls Secretär sich zu dem Bischof von Verona, Ghiberti, zu begeben, velcher päpstlicher Kanzleipräsident war. Er trat in den geistlichen Stand, um fähig zu seyn, von dem Wohlwollen des Bischofs, wenn s ihm zu Theil würde, Vortheil zu ziehen; aber der Ueberdruß, den hm die untergeordneten Geschäfte seines Amts, wofür er überdies schlecht ›ezahlt war, einflößten, veranlaßten ihn, Zerstreuungen zu suchen, wel- he dem Prälaten mißfielen. Er fand Berni zu lustig, um sich für ein Glück zu interessiren. Es hatte sich zu Rom eine Gesellschaft oder Akademie junger Geistlichen gebildet, wie Berni, von heiterer Stimmung ınd scherzhafte Dichter, welche sich, um ihre Liebe für den Wein und hre Sorglosigkeit zu bezeichnen, sich I Vignajuoli (Winzer) nannten. Inter ihnen waren Mouro, Casa, Firenzuola, Capilupi und Andere. Sie belachten alles in ihren Versammlungen, und spotteten und besan- jen die ernstesten und selbst die traurigsten Dinge. Die Verse Berni's varen die besten, die anziehendsten, und hatten eine so eigenthümliche Wendung, daß sein Name der Gattung, in welcher er sie abfaßte, ver- ›lieben ist. Er war 1527 zu Rom, als diese Stadt von der Armee des Connetabels von Bourbon ausgeplündert ward, und verlor dabei seine ganze Habe. Er machte darauf mehrere Reisen mit seinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu die- ıen, und begnügt mit einem Canonicat der Domkirche von Florenz, ›as er seit mehreren Jahren besaß, zog er sich dahin zurück, um dort n einer unabhängigen und anständigen Mittelmäßigkeit zu leben. Aber ›ie Gunst der Großen, die er zu suchen schwach genug oder zu vermei- ›en nicht stark genug war, versetzte ihn in eine schwierige Lage, in wel- her ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben kostete. Alexander von Medicis, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindschaft mit dem jungen Cardi-

nal Hippolyt von Medicis. Berni war beider Freund und mit beiden so vertraut, daß es zweifelhaft ist, wer von beiden ihm den Antrag machte, den andern zu vergiften. Factisch ist es, daß der Cardinal 1535 an Gift starb. Am 26sten Juli 1536 starb Berni; und endigte er, wie man versichert, durch Gift sein Leben, so fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. — Berni ist ausgezeichnet in der burlesken Gattung, in der er noch jetzt für das beste Muster gilt. Er wird oft sehr bitter; in seinen Satiren verbindet er nicht selten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchste Ausgelassenheit aber ist an allen seinen Werken zu tadeln und nur damit zu entschuldigen, daß er seine Verse nur für seine Freunde schrieb, und daß sie erst nach seinem Tode gedruckt wurden. Merkwürdig ist es, daß die bewundernswürdige Leichtigkeit, die seine Werke auszeichnet, die Frucht einer großen Anstrengung war, und daß er fast alle seine Verse mehrmals änderte und wegstrich und wieder umarbeitete. Man sagt dasselbe von Ariost, und doch sind dies die beiden italiänischen Dichter, deren Verse die fließendsten und leichtesten sind. Berni schrieb auch die lateinische Sprache sehr rein, und verstand recht gut griechisch. Seine vorzüglichsten Werke sind seine Rime burlesche und sein Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni. — Nicht zu verwechseln mit diesem Dichter ist der Graf Francesco Berni, geb. 1610 und gest. 1693, welcher elf Dramen, auch verschiedne lyrische Gedichte verfaßt hat.

Bernier, (Stephan Alexander Johann Baptist Marie, Abt, am 31sten Dec. 1764 zu Daon in Anjou von geringen Aeltern geboren, zeichnete sich zuerst in dem Gymnasium von Angers durch seinen Fleiß aus und wurde, nachdem er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, noch ziemlich jung zum Pfarrer von St. Laud zu Angers ernannt, wo er anfing ein großes Ansehen zu erlangen. Ob er sich gleich beim Ausbruche der Revolution standhaft weigerte, den Eid zu leisten, welchen man, vermöge der Constitution, von der Geistlichkeit verlangte: so gelang es ihm dennoch, so wie vielen andern Pfarrern der westlichen Provinzen, sich der Deportation, welche man am Ende des Jahrs 1792 an allen ungeschwornen Priestern vollzog, zu entziehen. Sobald der Vendeekrieg im März 1793 ausgebrochen war, begab er sich zu der Armee von Anjou, wohin ihm der Ruf eines eifrigen und fähigen Anhängers der alten Verfassung vorausgegangen war. Als sich nach den ersten glücklichen Erfolgen, welche die Waffen der Vendeer erfochten, in dem empörten Lande ein Obergericht gebildet hatte, um in demselben wenigstens einen Schein von Ordnung und Gesetzmäßigkeit wieder herzustellen, erhielt Bernier eine Stelle in diesem Gerichte, und wurde in Folge derselben der eigentliche Aufruhrprediger der Vendee, so daß bald bei den dortigen Angelegenheiten einzig und allein von ihm die Rede war. Dieses außerordentliche Uebergewicht wußte er sich durch seinen kräftigen, hinreißend einwirkenden Predigten, in welchen er wie inspirirt zu seyn schien, über die Gemüther aller, die ihn hörten, besonders der Armee, zu verschaffen, wobei er durch seine körperlichen Anlagen auf eine wunderbare Art unterstützt wurde. Nachdem er auf diese Weise eine der wichtigsten Personen der Armee geworden war, begann man einmal, ihn aus einem andern Gesichtspunkte zu beurtheilen. Man glaubte in seinem Benehmen eine Ehrfurcht zu finden, die auf nichts geringeres abzuzwecken schien, als darauf, wie er sich die ausschließliche Herrschaft über den Gang der Dinge zu verschaffen im Stande wäre. Man entdeckte ferner, daß er den Samen der Zwietracht ausstreute, um

ım desto sicherer zu herrschen, der einen Partei auf Kosten der andern ichmeichelte. Auf diese Weise schwand das Ansehen, welches sich Ber- ier zu verschaffen gewußt hatte, nach und nach immer mehr, ob man ıleich von seinem Verstande und von seinen Talenten noch fortdauernd ine große Idee hatte. Als bald hernach die Unglücksfälle der Ven- eearmee diese selbst nöthigten, sich jenseit der Loire zurückzuziehen, eigte Bernier immer noch viele Standhaftigkeit in seinen Unternehmun- ıen. Unaufhörlich bemüht, den Muth der Soldaten von neuem zu be- eben, wurde er jedoch nach der Niederlage bei Granville nebst Talmont eschuldigt, als hätten beide die Armee verlassen und nach England ge- ıen wollen. Nachdem die Niederlage bei Savenay die flüchtigen Ven- eer gänzlich zerstreut hatte, hielt sich der Abbe Bernier in Bretagne erborgen, wo er durch seine Predigten die Landleute zu immer größerm Aufstande zu reizen suchte. Als ihm dies aber nicht nach Wunsche ge- ingen wollte, ging er auf eine sehr gefahrvolle Weise wieder über die Loire zurück, kam nach Poitou und langte bei der Armee von Anjou ın, welche Stofflet commandirte. Von diesem Augenblicke an ward Bernier das eigentliche Haupt dieser Armee: denn Stofflet, ein ganz oher und unwissender Mann, wurde bei allen seinen Unternehmungen ıur von ihm geleitet; Bernier entwarf die Proclamationen, so wie auch r allein mit den Emigranten und den auswärtigen Fürsten in Brief- vechsel stand, so daß er endlich nicht einmal mehr nöthig hatte, eine besondre Geschicklichkeit anzuwenden, um zu herrschen; denn Stofflet, er gegen jeden andern übermüthig war, betrug sich gegen Bernier mit Unterwürfigkeit. Als die Anführer der Vendeearmee es endlich zweck- näßig fanden, mit den Republikanern einen Frieden zu schließen, der aber weder aufrichtig, noch von Dauer seyn konnte, war es ebenfalls Bernier wieder, der die Unterhandlungen einleitete und die Friedens- edingungen entwarf, so daß von nun an Bernier als die Triebfeder alles dessen betrachtet wurde, was in der Vendee vorging. Als Cha- ette diesen Frieden brach, nahm Bernier seiner Seits die Miene an, emselben treu bleiben zu wollen, wodurch der General Hoche veranlaßt ourde, eine Zusammenkunft mit ihm zu halten, in welcher sich Ber- ıier die Gewogenheit desselben in einem so hohen Grade zu verschaffen oußte, daß dieser der republikanischen Regierung den Vorschlag that, Bernier dazu zu gebrauchen, die Revolution in der Vendee beizulegen. Als er sich aber nach Verlauf von einigen Monaten von den Prinzen es Hauses Bourbon, von England und von den Emigranten getäuscht vähnte, bestimmte ihn dies, den Krieg in Anjou wieder anzufachen. Die republikanischen Armeen hatten jedoch ihre Maßregeln so trefflich enommen, daß Stofflet nebst Bernier nicht einmal im Stande waren, hre Armeen zu vereinigen und beide flüchtig werden mußten. Am 5sten Febr. 1796 ließ Bernier Stofflet sagen, er möge ihn auf einer Meierei, wohin er sich geflüchtet hatte, besuchen. Während der Bote iesen Auftrag ausrichtet, erfährt Bernier, daß sein Aufenthalt nicht cher ist und verläßt ihn. Stofflet kommt an und bringt, da Bernier ur auf seine eigne Sicherheit bedacht gewesen war, und jenem keine eitere Nachricht von der bevorstehenden Gefahr gegeben hatte, die Nacht aselbst zu. Das Haus wird von den Republikanern angegriffen, und Stofflet, den man für Bernier hält, gefangen genommen, und einige Tage darauf hingerichtet. Bernier erhielt nach Stofflet's Tode einen och größern Einfluß bei den Armeen der Vendee, konnte jedoch, un- eachtet der angestrengtesten Bemühungen, nicht verhindern, daß dieser Einfluß bei dem erneuerten Feldzuge im Jahre 1799 nicht bedeutend

vermindert wurde, so daß er am Ende weder Zutrauen mehr besaß, noch überhaupt irgend eine Rolle spielte. Als endlich der Kaiser Napoleon die Regierung Frankreichs übernommen hatte, und sich damit beschäftigte, die Vendee zu erobern und die Ruhe daselbst wieder herzustellen, gelang es Bernier noch einmal, auf eine kurze Zeit sich ein wichtiges Ansehen zu verschaffen. Während nämlich die übrigen Anführer der Vendeearmeen noch mit sich anstanden, welchen Entschluß sie fassen sollten, trat Bernier bei der neuen Consularregierung als Repräsentant der Vendeer auf, und es gelang ihm, dieser einen sehr hohen Begriff von seiner Wichtigkeit und seinem Einflusse in die Angelegenheiten der westlichen Departements beizubringen, so daß man seine Rathschläge hörte und sich seine Nachweisungen erbat. Ob er nun gleich zu Paris in seiner neuen Lage kein Aufsehen erregte, welches seinem Rufe als Anführer der Vendeearmeen entsprochen hätte; so setzte man dennoch ein solches Vertrauen in ihn, daß er zu einem der Bevollmächtigten ernannt wurde, welche beauftragt waren, mit dem päpstlichen Gesandten über das Concordat zu unterhandeln. Ohne, wie er sich geschmeichelt hatte, bei der Wiederherstellung der Religion in Frankreich zum höchsten Range der Kirche erhoben zu werden, wurde er jedoch zum Bischof von Orleans erwählt, wo er, gegen alle Erwartung, einen frommen, einfachen Sittenwandel führte, und von allen seinen Untergebenen geliebt und verehrt wurde. Als im Jahre 1804 der Papst nach Paris kam, hatte es den Anschein, als ob Bernier eine unmittelbare Verbindung mit demselben anknüpfen wollte, wodurch er sich natürlich bei der französischen Regierung nicht beliebt machte. Endlich ward er, als er im Jahre 1806 bei einer Reise nach Paris in dieser Stadt angekommen war, krank und starb daselbst den 1sten Oct. an einem hitzigen Gallenfieber. Bernier ist nicht allein der Verfasser und Componist des Erwachens der Vendeer (reveil des Vendéens), sondern er soll auch, wie man sagt, eine Geschichte der Vendee geschrieben, diese aber noch vor seinem Tode verbrannt haben.

Bernini (Giovanni Lorenzo) genannt der Chevalier Bernini, ein berühmter Künstler, der das 17te Jahrhundert mit seinem Ruf und Rom mit seinen Werken erfüllte, und von seinen Zeitgenossen als der Michel Angelo der neuern Zeit gepriesen wurde, weil er sich als Maler, Bildhauer und Architekt in einem vorzüglichen Grade auszeichnete. Besonders in letzter Eigenschaft verdiente er seinen Ruhm. Eben so reich an Gaben der Natur als begünstigt durch die Umstände, erhob er sich über die Regeln der Kunst und schuf sich eine gewisse leichte Manier, deren Fehler er durch einen so glänzenden Firniß zu verdecken wußte, daß die Menge davon verblendet wurde, und daß sein Name, den Italien mit Stolz, das Ausland aber aus Gewohnheit mit Achtung nannte, den Künstlern und der Kritik noch die Rücksichten zur Pflicht macht, welche sie großen Talenten schuldig ist. Pietro Bernini, sein Vater, war frühzeitig von Toscana nach Rom gegangen, woselbst er die Maler- und Bildhauerkunst studirt hatte, und lebte später in Neapel, wo er seine Kunst mit Auszeichnung übte und sich verheirathete. Im Jahr 1598 ward ihm ein Sohn geboren, den er Giovanni Lorenzo nannte, und der den Namen des Vaters noch mehr verherrlichen sollte. Von frühster Kindheit auf zeigte der Knabe eine bewundernswürdige Leichtigkeit für das Studium der zeichnenden Künste, und in einem Alter von acht Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um so glückliche Anlagen möglichst auszubilden, brachte ihn sein Vater nach Rom, und flößte ihm für die

großen Meister eine Hochachtung ein, welche er nie verleugnet hat, wiewohl er in der Folge ihre Spur verließ. Der Papst, der von des Jünglings außerordentlichen Talenten gehört und sich selbst davon überzeugt hatte, empfahl dem kunstliebenden Cardinal Maffeo Barberini, die Studien desselben zu leiten. Eins der ersten Werke Bernini's war die Marmorbüste des Prälaten Montajo, welcher die Büsten des Papstes, einiger Cardinäle und mehrere Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht achtzehn Jahre alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete; ein Meisterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er diese Gruppe gegen das Ende seines Lebens wiedersah, gestand er, daß er seitdem wenig Fortschritte gemacht habe. Wirklich war sein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Bernini erwarb sich in der Bildhauerei immer größern Beifall; den Gipfel seines Glücks und Ansehens aber erreichte er, als nach Gregors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papst erwählt wurde. „Wenn," sagte dieser, „Bernini sich glücklich schätzt, in mir seinen Fürsten zu sehen, so bin ich noch stolzer darauf, daß er unter meinem Pontificat lebt." Er trug ihm sofort auf, Vorschläge für die Verschönerung der Basilika von St. Peter zu machen, und sicherte ihm eine monatliche Pension von 300 Thalern zu. Ohne die Bildhauerei zu verlassen, wandte sich Bernini's Genie auf die Baukunst und entwarf den Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heiligen Petrus und zu dem runden Platze, der vor der Kirche angelegt werden sollte. Der Papst ließ dem Künstler zehntausend Thaler dafür auszahlen, und vermehrte seine Pension. Wir übergehen die Fontaine der Barcaccia, deren bizarre Idee das ihr ertheilte Lob nicht verdient; die Fontaine auf dem Platz Barberini ist vorzüglicher. Da es unmöglich ist, die zahlreichen Werke, welche Bernini in diesem Zeitraume ausführte, einzeln anzugeben, begnügen wir uns, nur den Palast Barberini, den Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde, und endlich das Grabmal seines Wohlthäters, Urbans VIII., anzuführen. Alle diese Werke trugen dazu bei, Bernini's Ruf immer mehr zu verbreiten. Carl I. von England wünschte eine Statue von der Hand dieses italiänischen Meisters zu haben, und überschickte ihm dazu drei Gemälde, in welchen van Dyck ihn in verschiedenen Stellungen abgebildet hatte. Durch dieses sinnreiche Mittel wurde Bernini in den Stand gesetzt, die Aehnlichkeit des Gesichts zu erreichen, und der König war davon so entzückt, daß er, als er die Statue empfing, einen kostbaren Ring vom Finger zog, und mit den Worten dem Abgeordneten Bernini's übergab: „Schmücken Sie damit die Hand, die so schöne Werke ausführt." — Im Jahr 1644 versuchte der Cardinal Mazarin, der Bernini in Rom kennen gelernt hatte, ihn nach Frankreich zu ziehen, und bot ihm in des Königs Namen einen Gehalt von 12,000 Thalern an. Bernini aber folgte dieser Einladung nicht. Kaum hatte sein Beschützer Urban VIII. die Augen geschlossen und Innocenz X. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als der Neid, den der begünstigte Künstler bisher unterdrückt hatte, gegen ihn laut ward; und da der Glockenthurm, den er neben der Façade der Peterskirche auf einem schlechten Grunde erbaut hatte, den Einsturz drohte, ermangelte man nicht, auszusprengen, daß die Last dieses Gebäudes, wenn es zusammenstürzte, zugleich den ganzen Porticus und vielleicht die Kuppel selbst zertrümmern würde. Wiewohl diese Furcht übertrieben war, so bewirkte sie doch die Abtragung des Glockenthurms, und die Feinde Bernini's triumphirten. Der Papst, der dadurch gegen ihn eingenommen ward, entzog ihm einen Theil seiner Arbeiten, und ließ es bei den

andern fehlen. Bernini indeß, der auf Privatarbeiten beschränkt war, fertigte für die Kirche della St. Maria della Vittorio jene berühmte Gruppe der heiligen Theresia mit dem Engel. Innocenz X. wollte eine schöne Fontaine auf der Piazza Navona erbauen lassen und zog dabei alle Künstler zu Rathe, mit Ausnahme Bernini's, den er sich stellte vergessen zu haben. Dieser lieferte dennoch ein Modell, womit der Fürst Ludovisi den Papst überraschte, der von seinem Unrecht gegen diesen allen seinen Mitbewerbern überlegenen Mann zurückkam, die Fontaine nach seinem Plan anlegen ließ, und mit der Ausführung so wohl zufrieden war, daß er dem Künstler sagte, „er habe ihm eine Freude gemacht, die sein Leben um zehn Jahre verlängere." Bernini führte um dieselbe Zeit den Palast von Monte Citorio aus. Alexander VII., Innocenz Nachfolger, zeigte eben so viel Geschmack für die Künste als Wohlwollen gegen Bernini, und bat ihn um einen Vorschlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach Bernini's Angabe wurde jene herrliche Colonade erbaut, die in so schöner Uebereinstimmung mit der Basilika ist, daß sie Einen Urheber mit ihr zu haben scheint. Ferner führen wir an den Palast Odescalchi, die Rotunde della Riccia, das Novitiat der Jesuiten auf dem Monte Cavallo u. s. w. Ludwig XIV. wollte das Verdienst Bernini's ehren, indem er ihn über die Restauration des Louvre zu Rathe zog. Colbert überschickte ihm die Risse des Palastes und ersuchte ihn einige von den bewundernswürdigen Ideen zu Papiere zu bringen, mit denen er so vertraut wäre. Bernini entwarf eine Skizze, die Ludwig XIV. so wohl gefiel, daß dieser ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken nach Paris einlud. Bernini konnte so dringenden Bitten nicht widerstehen und reis'te, 68 Jahre alt, im Jahr 1665 mit einem seiner Söhne, zweien seiner Zöglinge und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reis'te ein Künstler mit so viel Pomp und Annehmlichkeit. Alle Fürsten, durch deren Staaten er ging, überhäuften ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. In Frankreich ward er an dem Thore jeder Stadt von dem Magistrat bewillkommnet, und als er sich Paris näherte, kam ihm der königliche Haushofmeister entgegen, empfing ihn, und begleitete ihn in das Palais, das man für ihn eingerichtet hatte. Colbert machte ihm sogleich einen Besuch im Namen des Königs, welcher ihn in St. Germain erwartete. Er ward auch hier auf das ehrenvollste empfangen und unterhielt sich lange mit dem König, der ihm seine Wünsche eröffnete. Bernini beschäftigte sich zunächst mit den Entwürfen zur Wiederherstellung des Louvre. Während der fünf Monate, die er in Paris zubrachte, legte man nach seinen Zeichnungen den Grund zu der Colonade des Louvre, den er mit den Tuilerien verbinden wollte; allein da sein Plan auf nichts Geringeres hinausging, als alles schon Vorhandene zu zerstören, so vertauschte man ihn in der Folge mit dem Plane Perraults. So große Achtung indeß auch Bernini allgemein einerntete, so erfuhr er doch auch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunsch erregten, nach Rom zurückzukehren. Unter dem Vorwand, daß der Papst ihn zurückberufe, nahm er Abschied vom Könige, der ihm 10,000 Thaler schenkte, und ihm eine Pension von 2000 Thalern, seinem Sohne aber von 400 Thalern, aussetzte. Zugleich ließ er ihm zu Ehren eine Medaille schlagen, mit der Inschrift: Singularis in singulis, in omnibus unicus. Schon zu Paris hatte Bernini des Königs Büste gemacht und versprochen, die colossale Statue desselben zu Pferde in Marmor zu arbeiten. Er vollendete dies Werk in vier Jahren; man hat indeß, vielleicht weil man den Kopf nicht ähnlich fand, in der Folge einen Curtius daraus gemacht.

den man noch zu Versailles sieht. Bei seiner Rückkehr zu Rom wurde Bernini vom Papst mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen. Als der Cardinal Rospigliosi Pabst geworden war, zog dieser den Bernini in seinen vertrauten Umgang, und beauftragte ihn mit verschiedenen Arbeiten, unter andern mit der Verschönerung der Engelsbrücke. In einem Alter von siebzig Jahren vollendete dieser unermüdliche Künstler noch eins seiner schönsten Werke, das Grabmal Alexanders VII.; widmete sich noch verschiedenen architektonischen und Bildhauerarbeiten mit einer Anhaltsamkeit, die ihm keine Ruhe vergönnte und endlich die Lebenskraft des 82jährigen Greises erschöpfte. Er starb den 28sten Nov. 1680, und ward mit großer Pracht in der Kirche St. Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von fast einer Million Thalern. Bernini's Lieblingsregel, die er oft wiederholte, war; Si non esce talvolta della regola, non la passa mai. Daraus ergibt sich, daß er glaubte, um in den Künsten sich hervorzuthun, müsse man sich über die Regeln erheben und sich eine eigene Gattung bilden. Dies hat Bernini mit einem seltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Lanzi sagt von ihm: „Der Chevalier Bernini, ein großer Architekt, aber ein minder geschickter Bildhauer, war unter Urban VIII. und Innocenz X. der Schiedsrichter und Anordner aller Arbeiten zu Rom. Sein Styl ging nothwendig auf alle gleichzeitigen Künstler über; er war reizend, aber manierirt, besonders in den Draperien. Er öffnete dem Eigensinn den Weg; die rechten Grundsätze arteten aus, und man ersetzte sie bald durch falsche. In wenigen Jahren nahm das Studium der Malerei eine fehlerhafte Richtung, besonders unter den Nachahmern des Pietro von Cortona; einige gingen so weit, selbst die Werke Raphaels zu tadeln, andere, die Nachahmung der Natur als unnütz zu verschreien.“ Wenn dieses traurige Gemälde von dem Einflusse Bernini's auf ein ganzes Zeitalter ihm einen Theil seines Ruhms entziehen muß, so wird nichts desto weniger sein Name in den großen Werken fortleben, an die er ihn geknüpft hat; fehlt er in der Reinheit des Geschmacks, so wird er stets Empfehlung verdienen durch Erhabenheit der Ideen, und man wird finden, daß er nur darinn sich verirrte, daß er die Gränze der Kunst überschritt. Bernini hatte viele Schüler; die vorzüglichsten derselben waren Pietro Bernini, sein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker; Mathia Rossi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer, und Barronimi.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geboren zu St. Marcel de l'Ardeche im Jahre 1715. Er stammte aus einem edeln und sehr alten, aber vom Glücke wenig begünstigten Geschlechte, weshalb seine Aeltern ihn dem geistlichen Stande widmeten. Er trat zuerst in das adlige Capitel von Brioude, von wo er bald in das noch ansehnlichere von Lyon überging. Noch unbestimmte und unausgebildete Plane, die jedoch vermöge Bernis Klugheit nur von sehr mäßigen Hoffnungen begleitet waren, führten ihn nach Paris. Nachdem er einige Jahre in dem Seminar von St. Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Gesichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und das Talent, leichte und angenehme Verse zu machen, ihn empfahlen. Die achtungswerthesten Männer gewannen ihn zugleich seiner Redlichkeit und Zuverlässigkeit wegen lieb, und man war berechtigt zu glauben, daß so viele günstige Umstände den Abbé Bernis schnell zu einem glänzenden Glück erheben würden. Allein es geschah gerade das Gegentheil. Dem Cardinal Fleury, der als Premierminister alle Gnadenbezeugungen vertheil-

te, mißfiel dieses etwas weltliche Leben; er ließ den jungen Abbé, dessen Vater er genau kannte, und dem er anfänglich seinen Schutz versprochen hatte, zu sich kommen, und nachdem er ihm seine Zerstreuung vorgeworfen, sagte er zu ihm: „Sie haben nichts zu hoffen, so lange ich lebe.“ — „Gnädiger Herr, ich werde warten,“ antwortete Bernis, und trat mit einer tiefen Verbeugung ab. Ueberhaupt war Bernis wenig darauf bedacht, seine äußere, kaum mittelmäßige Lage zu verbessern, und genoß der Freuden, die ihm der gesellschaftliche Umgang gewährte, ohne darum nach Reichthum und Würden begierig zu werden. Die Pompadour, bei der er Zutritt fand zu der Zeit, als sie unter dem Namen Madam d'Etioles schon wegen ihrer Reize berühmt war, stellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geschmack an ihm fand; aber das Interesse des Königs und der Favorite verschaffte ihm nur eine Wohnung in den Tuilerien, welche die Pompadour ausmöblirte, und eine Pension von 1500 Livres, welche Ludwig XV. auf seine Chatulle anwies. Alle seine Wünsche gingen damals darauf hinaus, seine Einkünfte bis auf 6000 Livres zu bringen, und da es ihm mit diesem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beschloß er, nach einem größern zu streben, zu welchem er sich schnell und glücklich emporschwang. Er begab sich als Gesandter nach Venedig, und setzte sich auf diesem schwierigen Posten in eine Achtung, welche noch lange nach seiner Abreise fortdauerte. Als daher Benedict XIV. mit dieser Republik in einen sehr lebhaften Streit gerieth, wählte er den Abt Bernis zum Vermittler, der augenblicklich von der Republik angenommen ward, und dergestalt das Interesse beider Theile berücksichtigte, daß er sich den Dank und die Zufriedenheit beider erwarb. Nach seiner Zurückkunft von der venetianischen Gesandtschaft genoß er der größten Gunst am Hofe. Ehe er noch in das Conseil trat, hatte er schon den größten Einfluß auf dasselbe, und bald darauf trat er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein. Dieser Zeitpunkt seines Ansehens und seiner Größe war zugleich der Zeitpunkt großer Widersprüche, die er erfuhr, und großer Vorwürfe, die seinem Andenken zu Theil geworden. Damals wechselte das politische System von Europa. Frankreich und Oesterreich, bisher Nebenbuhler und Feinde, verbanden sich durch ein Defensiv- und Offensivbündniß. Diesem Tractat folgte der für Frankreich so unglücklich und schimpflich geführte siebenjährige Krieg, dessen Nachtheile zunächst denjenigen zugeschrieben wurden, die man als die Unterhändler jenes Bündnisses betrachtete. Mehrere Schriftsteller haben Bernis als den Hauptagenten dieser Allianz genannt, deren Folgen für Frankreich so verderblich waren; allein Duclos, der ihn davon frei spricht, versichert, Bernis habe das alte System aufrecht erhalten wollen, das seit Heinrich IV. und besonders seit Richelieu Frankreich zum Beschützer der deutschen Staaten und zum Nebenbuhler Oesterreichs machte; und wir sind geneigt, ihm Glauben beizumessen. Wie dem aber auch sey, so war damals ganz Frankreich für diesen Vertrag, von dem es die Nachricht mit Enthusiasmus empfing. Erst nach der Schlacht bei Roßbach ward er von allen Seiten und selbst von denjenigen angegriffen, die ihn bisher am meisten gebilligt hatten. Der Tractat konnte an sich sehr gut seyn; die Mittel der Ausführung machten ihn schlecht, und diese hingen nicht von Bernis, sondern von den Generalen ab, die ohne Talent und ohne Patriotismus waren und die er nicht zu wählen hatte. Einige Schriftsteller, die es wahrscheinlich anziehend fanden, große Wirkungen geringen Ursachen zuzuschreiben, behaupten, daß Bernis darauf bestanden habe, Preußen den Krieg zu erklären, um sich für den Vers Friedrichs zu rächen:

Evitez de Bernis la stérile abondance.

Allein diese Anführung bedarf keiner Widerlegung. Niedergebeugt von den Unfällen seines Vaterlandes, die, wie er sich nicht verbergen konnte, ihm wenigstens zum Theil zugeschrieben wurden, gab Bernis, der inzwischen den Cardinalshut erhalten hatte, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er exilirt, und seine Ungnade war vollständig. Er trug sie mit Würde; sie dauerte ungefähr sechs Jahre, bis 1764. Damals ernannte ihn der König zum Erzbischof von Alby, und sandte ihn fünf Jahre nachher als seinen Gesandten nach Rom, wo er bis zum Ende seines Lebens blieb. Zwei Gelegenheiten setzten ihn in den Stand, seine Geschicklichkeit in Negociationen zu entwickeln: die Conclaven von 1769 und 1774. Er betrieb auch im Namen seines Hofs und gegen seine eigene Meinung die Aufhebung der Jesuiten. In Rom zeichnete sich der Cardinal Bernis durch die Artigkeit und Feinheit seiner Sitten, durch die Anmuth seines Geistes und die Pracht seines Hauses aus, in wel[...]n alle Fremde die günstigste Aufnahme fanden. Im Jahre 1791 n[...]men die Tanten Ludwigs XVI., als sie Frankreich verlassen hatten ihre Zuflucht zu ihm, und wohnten bei ihm die ganze Zeit ihres Aufenthalts in Rom über. Die Revolution unterbrach sein Glück und den edeln Gebrauch, den er davon machte. Er verlor, da er den gefoderten Eid zu leisten sich weigerte, 400,000 Livres jährlicher Einkünfte, und sank in eine Art von Hülflosigkeit, aus welcher ihn, auf des Ritters Azara Vorstellungen, der spanische Hof durch eine ansehnliche Pension zog. Er überlebte diese Gunst nur drei Jahre, und starb zu Rom den 2ten November 1794 in einem Alter von beinahe achtzig Jahren. In seiner Jugend hatte Bernis sich mit leichten Poesien beschäftigt, und damit seinen ersten Ruf begründet. Sie verschafften ihm einen Platz in der französischen Akademie, und wurden von niemanden strenger beurtheilt, als von dem Verfasser selbst. Man hat ihnen Affectation, Nachlässigkeiten und eine zu große Fülle von mythologischen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn bekanntermaßen Babet la Bouquetière, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem Opernhause feilhielt. Indeß wenn auch Voltaire seine Poesien nicht besonders schätzte, so hatte er desto mehr Achtung für seinen Geist, sein Urtheil, seine Kritik und Person, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechsel zwischen beiden hervorgeht, welcher Bernis in jeder Rücksicht zur besondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechsel zwischen Bernis und Pâris du Verney ist 1790 in Druck erschienen. Nach seinem Tode ist von Azara sein Gedicht; La Religion vengée, herausgegeben worden, in welchem man zwar schöne Verse und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt, so daß es dem Gedichte L. Racine's nachsteht. Bernis sämmtliche Werke sind 1797 bei Didot erschienen.

Bernoulli. Dieser in den Geschichtsbüchern der Gelehrsamkeit verherrlichte Name gehört einer Familie, die sich rühmen darf, in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben, welche sämmtlich mit besonderer Vorliebe die mathematischen Wissenschaften zum Gegenstande ihrer eifrigsten Studien wählten. Die Familie Bernoulli stammte ursprünglich aus Antwerpen, wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging in der Folge nach Basel, wo sie zu den ersten Aemtern der Republik emporstieg. Folgende Notizen mögen von jedem einzelnen genügen. 1. Jacob

Bernoulli, geb. zu Basel 1654, wurde daselbst 1687 Professor der Mathematik und starb 1705. Die von Leibnitz erfundene Rechnung des Unendlichen wandte er auf die schwersten Fragen der Geometrie und Mechanik an, und berechnete die logodromische und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedener krummen Linien. 2. Johann Bernoulli, geboren zu Basel im Jahr 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker seiner Zeit, und durfte sich einem Newton und Leibnitz an die Seite stellen. Er sollte die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wissenschaften, studirte seit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik, und wurde 1685 Magister. Er lös'te die leibnitzische Differenzialrechnung in Betreff der Beweise mit seinem Bruder Jacob glücklich auf, dachte auch selbst auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzien sind, und diese Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690—1692 reis'te und sich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bey dieser Gelegenheit erfand er den calculum deponentialem eher als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte solchen 1697 bekannt. Im J. 1694 ward er zu Basel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Professor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldne Medaille, und wurde Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariser u. a. Akademien. Nach seines Bruders Tode 1705 übernahm er die Professur der Mathematik in Basel, und verwaltete dieselbe bis an seinen Tod, den 1sten Jan. 1748. Unter seinem an der Spitze seiner Werke befindlichen Bildnisse liest man folgende Verse von Voltaire;

Son esprit vit la vérité,
Et son coeur connut la justice;
Il a fait l'honneur de la Suisse
Et celui de l'humanité.

3. Nicolaus Bernoulli, Neffe des vorigen, geboren zu Basel im J. 1687, studirte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Johann Bernoulli, kehrte aber mit demselben zu Ende des Jahrs nach Basel zurück und ward Professor der Mathematik daselbst. Er bereis'te die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und wurde 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitzens Empfehlung kam er 1716 als Professor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in seine Vaterstadt als Professor der Logik zurück. Im Jahr 1731 ward er daselbst Professor des Codicis und Lehnrechts, und starb 1759. Der oben genannte Johann Bernoulli hatte folgende drei Söhne: 4. Nicolaus Bernoulli, geb. zu Basel im J. 1695, wurde daselbst 1723 Prof. der Rechte, und starb 1726 in Petersburg. 5. Daniel Bernoulli, geboren zu Gröningen den 9ten Febr. 1700. Er studirte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; aber zugleich beschäftigte ihn die Mathematik, die ihn sein Vater gelehrt hatte. Er besuchte Basel, Heidelberg, Straßburg, Venedig und Padua. In einem Alter von 24 Jahren ward ihm die Präsidentenstelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach St. Petersburg an. Sein Bruder Nicolaus starb daselbst. In Gesellschaft seines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Basel, wurde daselbst Professor der Anatomie und Botanik, 1750 Professor der

der Physik, trat 1777 die Stelle Alters halber seines Bruders Sohne, dem jüngern Dan. Bernoulli ab, und starb den 17ten März 1782. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Zehn Mal erhielt er den Preis der pariser Akademie. 1734 theilte er mit seinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnen-Aequator. Die meisten seiner Schriften befinden sich in den Acten der petersburger, pariser, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. 6. Johann Bernoulli, geb. zu Basel im Jahr 1710, ging 1732 nach Petersburg, wurde 1743 zu Basel Professor der Beredsamkeit und 1748 der Mathematik. Er starb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: Johann Bernoulli, Licentiat der Rechte und königl. Astronom in Berlin, war zu Basel 1744 geboren, und starb zu Berlin 1807, wohin er in seinem neunzehnten Jahre berufen worden. Er bereis'te fast alle Länder Europa's, und lebte seit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematischen Classe der Akademie ward. Er ist der Verfasser zahlreicher Schriften. 8. Jacob Bernoulli, war 1759 zu Basel geboren, ging nach St. Petersburg, wo er Professor der Mathematik ward, sich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, aber schon in seinem 30sten Jahre am 3ten Juli 1789 am Schlagflusse starb, als er sich in der Newa badete. M.

Bernstein, ein Erdharz von meistentheils röthlich gelber Farbe, und mehr oder weniger durchsichtig. Es wird am reichlichsten aus der Ostsee bei starkem Nordwind ausgefischt, und in eben dieser Gegend auch aus der Erde gegraben. Man findet es hie und da auch in andern Gegenden der Erde, jedoch selten. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthschaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernsteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Destillation ein Bernsteinöl und Bernsteinsalz davon, welche beide ziemlich theuer sind. Er wird auch Agtstein genannt, franz. ambre jaune.

Bernstorf (Grafen von). Schwerlich wird es unter den deutschen adeligen Geschlechtern viele geben, die sich rühmen könnten, in einer Folge so viele verdiente Staatsmänner wie dies Geschlecht hervorgebracht zu haben. Unter ihnen zeichnet sich besonders aus; Johann Hartwig Ernst Graf von Bernstorf, königlich dänischer Staatsminister, geheimer Rath und Ritter des Elephantenordens, im Hannöverischen am 13ten Mai 1712 geboren. Durch seinen Vetter, den hannöverischen ersten Staatsminister, Andreas Gottlieb von Bernstorf (starb 1726) einer sehr guten Erziehung theilhaftig, kam er, ungefähr 20 Jahre alt, in dänische Dienste, wo er zuerst in Gesandtschaften gebraucht, und besonders seit 1741 zu Regensburg und Paris in dieser Eigenschaft angestellt wurde. Nach einiger Zeit Kammerherr, dann (1746) Ritter des Danebrogordens, (1750) Staatssecretär und geheimer Rath, und im folgenden Jahre in den geheimen Staatsrath eingeführt, zeigte sich seine Thätigkeit zum Besten Dänemarks, so wie sein vortreffliches Herz immer mehr. Er war der erste in Dänemark, der seinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienste aufhob, Hebammenschulen errichtete und vorzüglich seine Vorsorge auf die Armen richtete, unter die er jährlich den vierten Theil seiner Einkünfte vertheilte, und auch nach seinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im siebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., König von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs

von Holstein-Plön, 1761 dessen Lande mit seiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holstein und nachmalige russische Kaiser Peter III. sowohl deßhalb, als wegen Schleswig seine Foderungen geltend machen wollte, sorgte Bernstorf für die möglichsten Zurüstungen zum Kriege. Allein er sollte so glücklich seyn, seinem Staate Vergrößerung zu schaffen, ohne Blut zu vergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Krieges, Catharina II. setzte diese Streitigkeit auf gütliche Ausgleichung aus, die auch durch die nachherige Vertauschung Oldenburgs und Delmenhorsts gegen Holstein erfolgte. Bernstorf war zugleich ein großer Freund und Beförderer der Gelehrsamkeit und selbst Kenner. Es war daher nicht Glück, sondern Belohnung seiner Verdienste, daß er zu immer höhern Ehrenstellen gelangte. Auch als Friedrich V., dessen Regierung er so trefflich geleitet hätte, 1766 starb, genoß er die Gnade des neuen Königs Christian VII., der ihn 1767 in den Grafenstand erhob. Allein dessen neuer Liebling, Struensee, wußte es dahin zu bringen, daß Bernstorf am 15ten Sept. 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er nur von einer Reise aus Schleswig und Holstein zurückgekommen war) in Gnaden seine Entlassung, mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thalern, erhielt. Er ging jetzt nach Hamburg, wo er bald genug Struensee's Fall erlebte, und die Genugthuung genoß, seine Verdienste auf die ausgezeichnetste Art anerkannt zu sehen, und wieder nach Dänemark zurückberufen zu werden. Bereit, diesen Ruf anzunehmen, ward er jedoch durch einen unvermutheten Tod (am 19ten Febr. 1772) daran gehindert. Die Nachricht von demselben erregte in Dänemark allgemeine Betrübniß, da seine Menschenliebe, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine Versorge für Arme, Witwen und Waisen ihm Aller Liebe erworben hatten. Ein Beweis der Zuneigung und Achtung, die er auch nach seinem Tode genoß, war es, daß noch im Jahr 1783 am 28sten Aug. die Bauern seines Gutes in Dänemark, wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenschaft und bewirkten landwirthschaftlichen Verbesserungen auf den Feldern desselben, ungefähr eine Meile von Kopenhagen, ihm eine Ehrensäule errichten ließen, die als ein freiwilliges Monument der Dankbarkeit merkwürdig ist. Sehr schön sagt Spittler von diesem großen Manne: „In der Reihe der trefflichen Minister, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernstorf als ein Mann der ersten Größe. Was irgend ein Minister in seiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen durchgreifenden Unternehmnngen ausführte, sondern alles dem allmälichen Besserwerden überließ, das sich von selbst ergibt, sobald die wichtigsten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edlen Männern besetzt werden: so folgte er einem Reformationsplan, der hier seinen Einsichten eben so viel Ehre machte, als seinem Herzen." — Eben so große, und in mancher Hinsicht noch größere Verdienste um den dänischen Staat erwarb sich der Vetter des vorigen, Andreas Peter Graf von Bernstorf, königlich dänischer Staatsminister, geboren in Hannover am 29sten Aug. 1735, wo sein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter besaß. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien und Reisen kam er 1755 als Kammerjunker in dänische Dienste, bildete sich unter seinem Onkel zum Staatsmann, und suchte seit 1667 als Mitglied der Obersteuerdirection oder des obersten Finanzcollegiums, in Verbindung mit seinem Onkel und einigen Andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauernstandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Danebrogordens, 1767 mit seinem Vetter zugleich in den dänischen Grafenstand erhoben und

1769 zum geheimen Rath ernannt worden, als auch er, bei Struensee's Eintritt ins Ministerium, seine Entlassung erhielt. Allein am Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, stieg er bald zum Minister. Er brachte ie Austauschung des gottorpischen Antheils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst, so wie die Erneuerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande, und that m Oct. 1778 dem schwedischen Hofe den ersten Vorschlag zur bewaffneten Neutralität. Aus Ursachen, die noch nicht hinlänglich bekannt ind, besonders aber wohl, um sich den Cabalen seiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 seine Entlassung, wurde aber 1784 von neuem urückberufen, und erhielt alle seine vorher bekleideten Stellen wieder. Nun unterstützte er nachdrücklich die Einführung eines neuen Finanzplans, und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die nach seinem Tode wirklich erfolgte. Eben so war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit, ind erklärte sich stets gegen Censuredicte und Einschränkung der Preßreiheit. Ungeachtet er kein Freund der französischen Revolution war, ind ungeachtet Dänemark gleich anfangs zu einer Verbindung gegen Frankreich eingeladen wurde; so erklärte er doch, daß Dänemark sich iur dann in ein Bündniß einlassen wolle, wenn die Verbündeten zur rsten Grundlage ihres Bündnisses sich gegenseitig das heilige Versprechen gäben, bloß zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherstellung der Ruhe Europa's, nicht aber zu Erreichung geheimer und eigennütziger Absichten sich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlstand Dänemarks und eben sowohl für das Militär, als für den Handel, Manufacturen, Fabriken und Schifffahrt, und ohne den Handel ausschließlich zu begünstigen, in gleichem Maße für den Ackerbau orgte; so ward immer mehr und mehr Liebe und Verehrung sein Lohn. Allgemeine Bestürzung herrschte daher, als er 1797 aufs Krankenlager kam. Die ganze Residenz und besonders der Kronprinz (der gegenwärtige König Friedrich VI.) äußerten die innigsten und lautesten Wünsche für sein längeres Leben, und letzterer war täglich an seinem Krankenbette. Bernstorf, der noch wenige Tage vor seiner Krankheit den Abschluß der Friedenspräliminarien zu Leoben (18ten April 1797) erfuhr, starb nun mit der frohen — leider auch für Dänemark in der Folge fehlgeschlagenen — Hoffnung, Europa in Frieden und Dänemark außer Gefahr zu verlassen, am 21sten Jun. 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigstens im Kleinen, was Washingtons im Großen war. Denn uneingeladen folgten seinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter ihnen auch der Kronprinz selbst, der einen Platz unter Bernstorfs Söhnen nahm. Sein Sohn, Erbe seines Einflusses am dänischen Hofe, begab sich 1805 nach Berlin, um eine bewaffnete Neutralität zu unterhandeln. Er stand nachher an der Spitze der auswärtigen Geschäfte in Dänemark, zog sich aber von diesen 1810 zurück, und nahm den Gesandtschaftsposten in Wien an.

Berquin (Arnaud), geboren zu Bordeaux gegen das Jahr 174[illegible], trat 1774 zuerst als anmuthiger und gefühlvoller Idyllendichter auf, versificirte Rousseau's Pygmalion, und gab im nächsten Jahre Romanen heraus, die zum Theil ausgezeichneten Beifall fanden. Hierauf schrieb er nach und nach eine Menge trefflicher Jugendschriften, welche sich in seinen sämmtlichen Werken gesammelt finden, und von denen wir uns seinen berühmten Kinderfreund anzuführen begnügen, welcher im Jahre 1784 den von der Akademie dem nützlichsten Buche dieses Jahres bestimmten Preis erhielt. Er ist eine Nachahmung des weiße-

schen Kinderfreundes. Berquin war später einige Zeit Redacteur des Moniteurs, arbeitete mit Ginguené und Grouvelle an der Feuille villageoise, ward 1791 zum Erzieher des Kronprinzen vorgeschlagen, und starb in demselben Jahre den 21sten December.

Berthier (Alexander), Fürst von Neuschatel und Valengin, Marschall, Viceconnetable von Frankreich rc., geboren zu Paris den 30sten Dec. 1753. Er war Sohn und Adjunct des Gouverneurs vom Kriegsgebäude. Frühzeitig im Generalstabe der Armee angestellt, diente er in Amerika, focht mit Lafayette für die Freiheit der vereinigten Staaten und erhielt den Charakter eines Obersten. In den ersten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Versailles ernannt, und zeigte dabei eine sich stets gleich bleibende Mäßigung. Den 28sten Dec. 1791 begab er sich nach Metz mit dem Charakter eines Generaladjutanten, den Generalen Luckner und Rochambeau den Marschallstab zu überbringen. Er blieb bei Luckners Armee als Chef des Generalstabs in Diensten, ging von da 1793 gegen die Vendé, unterstützte mit Nachdruck die Arbeiten Ronsins in Aufnahme des Plans der aufrührerischen Provinz, und verlor bei der Einnahme von Saumur drei Pferde unter dem Leibe. 1796 schickte man ihn, mit dem Grade eines Divisionsgenerals, zur italiänischen Armee, wo er den wichtigen Posten eines Chefs des Generalstabs bekleidete, und viel zu den Erfolgen dieses Feldzugs beitrug. Die Schlachten von Lodi, Rivoli, Arcole, die Einnahme von Ceva und Mondovi, und der Uebergang über den Po sind eben so viele Denkmäler seines Ruhms. Im Monat Oct. 1797 schickte ihn der General Bonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag vom Campo Formio zu überbringen. Im Jan. 1798 erhielt er den Oberbefehl der Armee in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römischen Stuhl zu marschiren. In den ersten Tagen des Februars zog er in Rom ein, schaffte die päpstliche Regierung ab und errichtete ein Consulat. Doch blieb er nicht lange auf diesem Posten; seine Anhänglichkeit an den General Bonaparte führte ihn bald nach Aegypten, stets als Chef des Generalstabs. Nach seiner Rückkunft aus Aegypten ernannte ihn Bonaparte nach dem 18ten Brümaire zum Kriegsminister. Berthier ward darauf Obergeneral der Reservearmee, begleitete abermals Bonaparte nach Italien, und trug zum glücklichen Uebergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den darauf folgenden Waffenstillstand zwischen der österreichischen und französischen Armee, organisirte während des Sommers 1800 das provisorische Gouvernement von Piemont, besuchte einige Plätze in Belgien, und ging von da in Geschäften einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Bei seiner Rückkunft übernahm er das Portefeuille des Kriegs wieder, welches unterdessen Carnot anvertraut worden war. Nach der Thronbesteigung Napoleons ward Berthier zum Reichsmarschall, Großjägermeister von Frankreich und Chef der ersten Cohorte der Ehrenlegion ernannt, 1805 erhielt er die preußischen Adler- und den bayerschen Hubertusorden. Er begleitete im Juni den Kaiser nach Mailand, und ward im October 1805 zum Chef des Generalstabs der großen Armee in Deutschland ernannt, wo er von neuem durch seine Talente und seine Thätigkeit zu den glänzenden Vortheilen, mit denen sich der Feldzug eröffnete, beitrug. Den 19ten Oct. unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm. Eben so unterzeichnete er am 6ten Dec. den Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich. Nach dem Presburger Frieden erhob ihn zu Anfange des Jahres 1806 der Kaiser Na-

poleon zum Fürsten und Herzog von Neufchatel, welches Preußen an Frankreich abgetreten hatte. Er begleitete hierauf den Kaiser ebenfalls in den französisch-preußischen Feldzug, und unterzeichnete im Jun. 1807 den Waffenstillstand von Tilsit. Bei Gelegenheit des Berichts von der Schlacht bei Friedland wird ausdrücklich erwähnt, daß er in derselben besonders Beweise seines Eifers und seiner Talente gegeben, sich mehrere Mal im stärksten Gefecht befunden und sehr wichtige Verfügungen getroffen habe. Seitdem legte er die Kriegsministerstelle nieder, ward zum Viceconnetable erhoben, vermählte sich den 9ten März 1803 mit Maria Elisabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birkenfeld, geboren den 5ten May 1784, und blieb der beständige Begleiter Napoleons auf allen seinen Reisen. In dem Feldzug gegen Oesterreich im Jahre 1809 zeichnete er sich vorzüglich bei der Schlacht von Wagram aus, und erhielt auch nachher den Titel eines Herzogs von Wagram. Im Jahre 1810 empfing er vom Kaiser Napoleon den ehrenvollen Auftrag, die Brautwerbung und Uebernahme der Erzherzogin Maria Louise, Tochter Kaisers Franz I. von Oesterreich, zu besorgen, und hielt deswegen am 5ten März desselben Jahres seinen feierlichen Einzug in Wien. Hierauf wurde er zum Majorgeneral der spanischen Armee ernannt, ging aber nicht selbst dahin ab. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generalobersten der Schweizer Truppen. Im Jahre 1812 befand er sich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalstabs, und bekleidete diesen Posten auch im Jahre 1813. Nach der Wiederherstellung der Bourbons auf dem französischen Throne gab er die unzweideutigsten Beweise seiner Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge, und genoß die Achtung und das Zutrauen des Königs, wie er denn auch, nach Napoleons Wiederkehr 1815 zum Chef des Generalstabs des Grafen von Artois ernannt wurde. Als die Sache des Usurpators siegte, verließ er Paris, und begleitete den König auf seiner Flucht in die Niederlande. Nach erhaltenem Urlaube von dem Monarchen verließ er diesen zu Ostende, um sich zu seiner Gemahlin und seinen Kindern zu begeben, welche sich bei seinem Schwiegervater in Bamberg befanden, wo er am 30 März ankam. Aber in seinem Gemüthe von tiefer Schwermuth gequält, endete er, des Daseyns müde, sein Leben, indem er sich am 1. Jun. Nachmittags um 1 Uhr, aus einem Fenster der dritten Etage der herzoglichen Residenz stürzte. Man hatte seit 3 Tagen eine Veränderung an ihm bemerkt. Der General Sacken, der am 31 Mai bei dem Herzoge von Baiern mit ihm speiste, sagte ihm, daß er erfreut sey, ihn unter den wenigen Personen zu sehen, die ihren König nicht treulos verlassen haben. Diese Worte brachten ihn so sehr ausser Fassung, daß er nichts zu erwiedern wußte. An seinem Todestage brachte er den Vormittag am Fenster zu, indem er mit einem Fernrohre die ankommenden russischen Truppen betrachtete. Dann begab er sich in das Zimmer seiner Kinder, schickte den Bedienten hinweg und stürzte sich hinaus. Sein kleiner Knabe, der ihn bei dem Fuße faßte, um ihn zu halten, wäre beinahe mit ihm hinaus gestürzt. Er blieb auf der Stelle todt; sein Kopf war zerschmettert. — Der Einfluß Berthiers auf die Umgestaltung des militärischen Systems in Frankreich, so wie in ganz Europa, wird von allen denjenigen anerkannt, die von militärischer Mathematik einen Begriff haben.

Berthoud (Ferdinand), ein berühmter mechanischer Künstler und Verfertiger der besten Seeuhren, war am 19ten März 1727 zu Plancemont in der Grafschaft Neufchatel geboren. Sein Vater hatte ihn

zum geistlichen Stande bestimmt; aber der junge Berthoud, der in seinem sechzehnten Jahre den Mechanismus einer Uhr gesehen hatte, faßte eine leidenschaftliche Neigung für die Mechanik, und überließ sich derselben ganz. Sein Vater, der ihm nicht hinderlich war, zog einen geschickten Arbeiter an sich, der ihn in den Elementen der Uhrmacherkunst unterrichtete, und erlaubte ihm alsdann, sich nach Paris zu begeben, um dort seine Kenntnisse weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Hier ließ er sich nieder, und verfertigte seit 1745 seine ersten Seeuhren, die von den französischen Seefahrern vielfach benutzt worden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehrere Werke, diese Kunst betreffend, hinterlassen, in denen er die wahren Grundsätze, auf denen sie beruht, darstellt. Berthoud starb am 20sten Juni 1807 an der Brustwassersucht. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe seiner Talente und sein Zögling, hat die Gränzen seiner Kunst noch erweitert. Die Seeuhren desselben befinden sich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und sind noch bequemer, als die von Ferdinand Berthoud. Sie sind so genau gearbeitet, daß sie in allen Jahreszeiten dieselbe Regelmäßigkeit der Bewegung behalten.

Bertoli (Giovanni Domenico), ein italiänischer Literator und Antiquar im achtzehnten Jahrhunderte, war Patriarch von Aquileja, dem eigentlichen Vaterlande der Alterthümer, um die sich aber bis dahin niemand bekümmert hatte. Bertoli hingegen widmete sich dem Studium derselben mit solchem Enthusiasmus, daß ihm die größte Ausbeute dafür zu Theile wurde, er aber auch zugleich den bittersten Schmerz darüber empfand, daß diese Alterthümer bis dahin so wenig geschont worden waren. Die dortigen Einwohner hatten nämlich schon seit geraumer Zeit zu dem Baue ihrer Häuser keine andern Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja an die Hand lieferten. Um diesen Zerstörungen vorzubeugen, trat er mit mehreren Gelehrten zusammen und kaufte, in Vereinigung mit ihnen, alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden unter der Erde fand. Nachdem er einen großen Vorrath davon zusammengebracht hatte, ließ er von denselben einen Porticus bauen, welcher bald die Bewunderung der Fremden und selbst der Einwohner von Aquileja auf sich zog. Zugleich copirte er mit der unermüdetsten Sorgfalt die Ruinen, welche theils in der Stadt selbst, theils in der ganzen Provinz vorhanden waren, theils ließ er sie copiren, zu welchem Ende er auch mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Briefwechsel stand und ihnen von seinen Entdeckungen Nachricht gab. Hierauf gab er, aufgemuntert durch seine zwei berühmten Freunde, Muratori und Apostolo Zeno, mehrere Abhandlungen über alterthümliche Gegenstände heraus, welcher Arbeit er alle diejenige Muße widmete, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen. Er starb gegen das J. 1750. Sein vorzüglichstes Werk führt den Titel: Weltliche und heilige Alterthümer Aquileja's (Le antichita di Aquileja profane e sacre), Venedig 1739, in Fol. Der zweite und dritte Theil dieses Werks, welchen Bertoli schon für den Druck bestimmt hatte, sind nie erschienen. Mehrere einzelne Abhandlungen, welche er über verwandte Gegenstände geschrieben hat, stehen in der vortrefflichen Sammlung des P. Calogera; andere befinden sich in den Mémoires d'érudition der società colombaria von Florenz.

Berton (Pierre Montan), im Jahre 1727 zu Paris geboren, und daselbst am 14ten Mai 1780 gestorben, war zuletzt Director der dortigen großen Oper, und trug als solcher das meiste zu dem großen Rufe

iei, welchen das Orchester derselben in ganz Europa erlangt hat. Ein vielleicht noch höheres Verdienst hat er sich durch den Umstand erworben, daß unter seiner Direction Gluck und Piccini nach Paris berufen wurden, und diese dort die Veranlassung zu jener so heilsamen Revolution in der französischen Musik gaben, so wie denn auch Berton um die Ausführung der Werke jener beiden großen Männer sich ein hohes Verdienst erworben hat. Vieles, was er selbst theils für die Kirche, theils auch für die Oper und das Ballet gesetzt hat, ward zu seiner Zeit mit großem Beifalle aufgenommen.

Berton (Henri Montan), dessen Namen die Franzosen aussprechen als wenn er Breton geschrieben würde, der Sohn des vorigen, ward am 17ten September 1767 zu Paris geboren. Schon von seinem sechsten Jahre an erlernte er die Musik, und bildete sich als Componist nach den großen Mustern Gluck, Piccini und Sacchini, die er vor Augen hatte. Auch studirte er Paesiello, besonders dessen Mädchen von Frascati. Ungeachtet ihm von einem seiner Lehrer vorausgesagt worden war, daß er sich nie als Componist auszeichnen würde, so fühlte er dennoch eine so große Liebe zur Musik in sich, daß er eine Oper componirte und sie Sacchini zur Durchsicht überreichen ließ, der über den Componisten derselben ein günstiges Urtheil fällte und diesem die Erlaubniß ertheilte, jeden Tag zu ihm zu kommen und unter seinen Augen zu arbeiten. Berton trat zuerst im neunzehnten Jahre als Componist im Concert spirituel mit verschiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollsten Beifall erhielten. Im Jahre 1787 führte er auf dem italiänischen Theater theâtre italien, (dem jetzigen Theater der komischen Oper) sein erstes Werk auf, welches die Heirathsversprechungen (les promesses de mariage) waren, welche Oper den entschiedensten Beifall erhielt. Seit dieser Zeit ist der Ruhm, den seine Werke sowohl in Frankreich als im Auslande erhalten haben, noch stets vermehrt worden. Als das Musik-Conservatorium (conservatoire de musique) errichtet wurde, stellte man ihn als Lehrer der Composition bei demselben an; eine Stelle, die Berton auch so lange bekleidete, bis er im Jahre 1807 zum Director der eigentlichen italiänischen Oper (des bouffons) ernannt wurde. Während seiner Direction dieses Theaters wurden auf demselben Mozarts und anderer berühmten Componisten Werke aufgeführt, so wie denn auch unter ihm das Orchester desselben den höchsten Grad von Vollkommenheit erreichte. Er verließ diese Stelle, um bei der kaiserlichen großen Oper (académie impériale de musique) als Director des Gesanges (chef du chant) angestellt zu werden, welches Amt er mehrere Jahre bekleidete, und darauf (nicht vor 1810) in russisch-kaiserliche Dienste trat. Er verließ auch diese bald wieder, worauf er nach Paris zurückkehrte, wo er sich, wie wir glauben, noch jetzt befindet. Seine berühmtesten Opern fürs Theater sind (außer seinen Oratorien für das Concert spirituel) folgende: Ponce de Léon; Montano et Stéphanie; le grand deuil; le concert interrompu; Aline, reine de Golconde; les maris garçons. Von seinen in Petersburg gesetzten Opern sind, unsers Wissens, außer dort, keine ins große Publicum gekommen.

Bertuch (Friedrich Justin.), geboren zu Weimar 1747, hat sich, selbstthätig und befördernd, um mehrere Zweige der Wissenschaften und Künste sehr bedeutende Verdienste erworben. Während er in Jena (1765 — 1769) studirte, fand er in dem Studium alter und neuer Poesie seine Erholung, wovon seine Arbeiten: Copien für meine Freunde ꝛc. zeugen. Die Verbindung, in die er 1769 in Weimar

mit Wieland, Musäus, von Seckendorf dem ält., Bode, späterhin mit Göthe, von Einsiedel und Andern trat, war völlig geeignet, die Liebe zur Poesie und schönen Literatur in ihm zu unterhalten. So erschien der Prolog zu seinem Mährchen von Balboquet, in welchem echte Laune nicht zu verkennen ist. In Verbindung mit Wieland kam er als Theilnehmer an der Redaction des deutschen Merkurs mit der schönen Literatur in noch vielfachere Berührung. Seine Liebe zur deutschen Bühne wurde damals durch das weimarische Hoftheater, wobei sich ein Seiler, Eckhof, Böck, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, neu angefeuert. Er lieferte eine Uebersetzung von St. Albine's Schauspieler. Eine zweite Uebersetzung von ihm war: Ueber die dramatische Kunst, von Herrn M. Für die Oper schrieb er das große Loos und Polyxena, ein lyrisches Monodrama, das Schweizer vortrefflich componirte. Elfriede, Trauerspiel in drei Akten, wobei er von Diderots Grundsätzen ausgegangen war, wurde in ganz Deutschland mit dem lebhaftesten und verdientesten Beifall aufgenommen. Aus dem Englischen übersetzte er die Geschichte des berühmten Bruders Gerundio von Campazas, wofür ihm ebenfalls allgemeines Lob ward. In den Jahren 1769 bis 1773 bekleidete Bertuch die Hofmeisterstelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Barons Bachoff von Echt. Dieser vielseitig gebildete Mann, der eine Zeit lang als dänischer Gesandter in Spanien gelebt hatte, brachte Bertuchen Liebe zur spanischen und portugiesischen Literatur bei, welche damals nur von Einzelnen in Deutschland gekannt, durch ihn aber bekannter und beliebter wurde. Bertuchs Verdeutschung von Cervantes Meisterwerk: Leben und Thaten des weisen Junkers Donquixote von la Mancha, mit der Fortsetzung von Avelleneda, war für die damalige Zeit eine außerordentliche Erscheinung. Was Meinhard für die italiänische Poesie geleistet hatte, versuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, für die spanische und portugiesische Sprache zu leisten, daher das Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur. Im Jahre 1788 übersetzte er: Don Thomas de Yriarte literarische Fabeln. Seit 1775 war er als Rath und geheimer Cabinets-Secretär in herzoglich sachsen-weimarische Dienste getreten, die ihn jedoch, wie wir gesehen haben, seiner literarischen Thätigkeit nicht entzogen. Sein patriotisches, und für die deutsche Dichtkunst so ersprießliches Unternehmen, eine neue Herausgabe der sämmtlichen Werke unsers so oft verkannten Meistersängers, Hans Sachs, fand leider im Publicum die gehoffte und gewünschte Unterstützung nicht. Was er dabei geleistet haben würde, hat er in seinen herausgegebenen Proben aus des alten deutschen Meistersängers Hans Sachs Werken gezeigt. Etwa acht Jahre lang, nach deren Verlauf er (1785) zum herzogl. Legationsrath ernannt ward, schien seine literarische Thätigkeit zu schlummern; allein sie erwachte wieder, denn 1784 entwarf er mit Wieland und Schütz den Plan zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, die erst in Jena erschien und jetzt in Halle herauskommt. Im In- und Ausland ist man diesem Institute für die Stiftung so manches Guten steten Dank schuldig. Seit 1786 erschien von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde Kraus, das Journal des Luxus und der Moden, und in demselben Jahre begann sein Bilderbuch für Kinder, welches ebenfalls hier genannt zu werden ver-

ient. Im Jahre 1791 ward er der Stifter des weimarischen andes-Industrie-Comptoirs, welchem man viele bedeutende Unternehmungen für Literatur und Kunst verdankt. Mit diesem hing ie weit frühere Stiftung der weimarischen fürstl. freien Zeichen-Akademie unter Göthe's Direction zusammen, an deren Spitze onst Kraus stand, und jetzt Meyer steht. Auch um dieses Institut hat Bertuch große Verdienste. Daß er die Liebe zur Poesie und Kunst nicht verloren habe, beweis't, daß er den Plan zur blauen Bibliothek aller Nationen, einer schätzbaren Sammlung von Feenmärchen, in guten, zum Theil vortrefflichen Uebersetzungen, mit kurzen, aber zweckmäßigen Biographien und Charakteristiken, entwarf, und die Einleitung zum ersten Bande schrieb. Außer dem Landes-Industrie-Comptoir in Weimar gründete er späterhin dort auch ein großes Etablissement für Landkartenstecherei unter dem Namen: Geographisches Institut, welches in Verbindung mit dem zuerst von ihm und Herrn von Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen geographischen Ephemeriden, auf mannigfaltige Weise mit der verständigsten Thätigkeit zur Beförderung und Verbreitung des geographischen Studiums gewirkt hat und noch wirkt.

Beruf, in der Moral, kann doppelter Art seyn: ein innerer und ein äußerer Beruf. Wir verstehen unter Beruf diejenige Nothwendigkeit, vermöge welcher wir durch uns selbst, oder durch die Pflicht gegen den Staat angetrieben werden, uns in eine, dem Wohle desselben ersprießliche und dasselbe fördernde Thätigkeit zu versetzen, überhaupt, in das große Rad der menschlichen Betriebsamkeit und des moralischen Wirkens einzugreifen. Der innere Beruf ist in jemanden vorhanden, wenn er sich durch Anlagen des Geistes, oder durch ein gewisses Streben der Triebe im Allgemeinen zu diesem oder jenem geistigen oder körperlichen Geschäfte hingezogen fühlt; den äußern Beruf hat er, wenn er durch die bürgerlichen Verhältnisse vorzugsweise zu einem gewissen Geschäfte mehr wie zu einem andern angetrieben und zu demselben aufgelegt gemacht wird. Außer dem innern und äußern Berufe gibt es noch einen dritten, welchen man den bürgerlichen nennen könnte, der dann entsteht, wenn wir weder von innen, noch von außen durch uns selbst einen Beruf erwählen, sondern durch den Staat zu einem solchen bestimmt werden. Von letzterem, in so fern er durchaus nur mittelbar mit der eigentlichen, menschlichen Persönlichkeit des Individuums zusammenhängt, kann hier, wo es auf moralische Begriffe ankommt, durchaus nicht die Rede seyn. Es ist häufig darüber verhandelt worden, ob, im strengsten Verstande genommen, der Mensch verpflichtet sey, irgend einen Beruf zu wählen, und sich irgend einem bürgerlichen oder moralischen Geschäfte zu unterziehen. Man hat sich geradezu für eine solche Behauptung erklärt, und als Grundsatz dafür aufgestellt, daß jegliches Individuum, in so fern es in die menschliche Gesellschaft getreten und ein Mitglied derselben geworden sey, eben deshalb die Verpflichtung auf sich habe, zu dem Zwecke dieser Gesellschaft nach Maßgabe seiner Kräfte auf das thätigste und kräftigste mitzuwirken. Gegen diese Behauptung läßt sich aber allerdings der Einwurf machen, daß, da der Mensch nicht freiwillig, sondern gezwungen in die menschliche Gesellschaft tritt, er auch zu keinen Verpflichtungen gezwungen seyn kann, die ihm der Eintritt in jene Gesellschaft aufzuerlegen die Miene annehmen möchte. Uns scheint demnach, daß die Verbindlichkeit, welche jegliches Individuum bei diesem Eintritt in die menschliche Gesellschaft zur Mitwir-

kung zum allgemeinen Zwecke übernimmt, nicht füglich unmittelbar aus demselben Eintritt an sich selbst hergeleitet werden könne, sondern in einem andern wichtigern und tiefer liegenden Principe seine Begründung habe. Betrachten wir nämlich jedes einzelne Mitglied eines cultivirten Staats, so finden wir, vom Monarchen bis zum Geringsten im Volke herab, daß kein einziges Individuum für sich selbst und ohne Zuthun eines andern im Stande ist, sich diejenigen physischen Bedürfnisse, welche die cultivirte Natur ihm auferlegt hat, und an welche seine Existenz nun einmal gekettet ist, in dem Maße, wie er sie braucht, verschaffen zu können. Da er nun aus diesem Grunde gezwungen ist, sich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse der Hülfe Anderer zu bedienen, so folgt daraus unläugbar, daß es auch seine Pflicht sey, denjenigen, die ihm zur Erreichung dieser Bedürfnisse verhelfen, wiederum zur Erreichung der ihrigen beförderlich zu seyn. Aus der Nothwendigkeit einer solchen Wechselwirkung, welche durchaus zur Aufrechthaltung eines Staats erfoderlich ist, geht nun zur Genüge hervor, daß ein jegliches Individuum verpflichtet ist, sich irgend einem Berufe zu widmen und die Ausübung desselben sich zum Zwecke zu machen. Auch aus der physischen Beschaffenheit des menschlichen Körpers scheint die Verbindlichkeit für jedes Individuum hervorzugehen, sich irgend einen Beruf zu erwählen. Man betrachte nur die Hände des Menschen: sie sind keine Stützen oder Säulen, wie bei den Thieren die Füße, die dazu bestimmt sind, daß der Körper auf ihnen ruhe, sondern Arme und Hände scheinen offenbar dazu geschaffen zu seyn, um zu Werkzeugen zu dienen. Ebenfalls deuten seine Bildung und ganze übrige Stellung auf die Geschicklichkeit hin, die sämmtlichen Gliedmaßen seines Körpers zu gewissen mechanischen Beschäftigungen gebrauchen zu können. Also geht, wie gesagt, die Nothwendigkeit, sich einen Beruf wählen zu müssen, einmal aus der Hinfälligkeit der menschlichen Natur im cultivirten Zustande hervor, vermöge welcher der Mensch nicht im Stande ist, sich allein und ohne Zuthun Anderer seine sämmtlichen ihm unumgänglich nothwendigen Bedürfnisse verschaffen zu können, und zweitens aus der Einrichtung des menschlichen Körpers, welche offenbar auf einen Zweck nach außen hin hinzudeuten scheint. Es darf demnach der unumstößliche Grundsatz aufgestellt werden, daß jedes Individuum bei seinem Eintritte in die menschliche Gesellschaft verpflichtet sey, sich irgend einem Berufe zu widmen und der Erfüllung desselben sich mit Bereitwilligkeit und Ausdauer hinzugeben. Aber auch sich selbst und seiner eigenen Ruhe ist er es schuldig, ein nützliches Glied in der menschlichen Gesellschaft zu werden; denn kein Tadel erscheint strenger und für die bürgerliche Ruhe des Individuums verderblicher, als wenn die öffentliche Stimme das Urtheil fällt, dies oder jenes Individuum sey zu keinem Geschäft tauglich, also ein unnützes Glied in der Reihe der menschlichen Wesen. Das Herabwürdigende eines solchen Urtheils hat man auch schon durch ein altes Sprichwort auszudrücken gesucht, welches von jenen unnützen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft sagt, sie seyen dazu geboren, die Früchte des Landes zu verzehren (fruges consumere nati). Was nun den Beruf des Menschen im Allgemeinen betrifft, so ist die Gebrechlichkeit, welche bisher noch in den meisten menschlichen Anordnungen geherrscht hat, unstreitig in dem Umstande begründet, daß die wenigsten Menschen im Stande sind, sich aus freiem Willen einen ihnen zusagenden Beruf zu wählen, sondern daß sie vielmehr erst durch die äußern Umstände zu einer Wahl desselben bestimmt werden. Hierbei ist dann ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen im

llgemeinen zu Folge, nun einmal eine absolute Unmöglichkeit zu seyn heint, nicht allein nicht die Menschen nach demjenigen Berufe, den sie i sich fühlen, anstellen oder gebrauchen zu können, sondern auch (und ierin liegt gerade der mehrste Nachtheil für die menschliche Gesellhaft) noch weit weniger im Stande zu seyn, die Anlagen eines Menhen, die ihn vorzugsweise zu diesem oder jenem Berufe eignen würen, in voraus zu bestimmen. Hieraus entspringen nun, wie gesagt, ie meisten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der ienschlichen Gesellschaft wahrgenommen werden, welche Mißbräuche das rtheil des Volks häufig zu erkennen gibt, indem es von diesem oder nem Individuum zu sagen pflegt, dasselbe stehe nicht auf seiner rechn Stelle. Der höhere, geistige Beruf also wird bei den meisten Individuen gewöhnlich verfehlt. Anders verhält es sich mit demjenigen Beıfe des Menschen, der zu den mechanischen Beschäftigungen des Leens führt. Hier, wo der Sohn meistens das Geschäft seines Vaters wählt, pflegt jedes Individuum schon mehr oder weniger an seiner chten Stelle zu stehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beschäftigungen der Aeltern aufwachsen und erzogen werden, nehmen sie ie äußern Eindrücke derselben so tief in sich auf, daß ihnen dadurch leichsam von selbst und von außen her ein Beruf für das Geschäft ihs Vaters beigebracht wird, auf welchem Wege sich natürlich auch die ähigkeit in ihnen erzeugen muß, diese vom Vater gleichsam auf sie rerbte Beschäftigung mit größerem Geschick und eifriger Beflissenheit ı treiben. Aus diesem Grund hatten die Aegyptier und die Lacedäıonier das Gesetz aufgestellt, daß die Kinder die väterliche Kunst erlern und die Aeltern sie darin unterrichten mußten. Pq.

Berwick (Jacob Fitz-James, Herzog von), führte die Armeen er drei ersten Monarchen in Europa an, der Könige von England, rankreich und Spanien, bekleidete als Pair von England und Frankich und als Grand von Spanien die ersten Würden dieser Königiche, und jeder dieser Könige verlieh ihm seine Orden. Er war der atürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jacob I. und der Arabella Churchill, Schwester des Herzogs von Marlboough, wurde den 21sten August 1670 geboren, und führte anfangs den damen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und ine ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog von Lothringen, Carl, elcher General Leopolds I. in Ungarn war. Kurz nachher brach die iglische Revolution aus; Berwick folgte seinem Vater in den Unterehmungen auf Irland, und wurde in einem Kampfe 1689 verwundet, elches, wie er in seinen Memoiren bemerkt hat, das einzige Mal in inem Leben war. Seinen Vater verfolgte ein immerwährendes Unlück. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, in den Jahren 702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marhall Villeroi, und ließ sich in Frankreich nationalisiren. Im Jahre 706 ward er Marschall von Frankreich und nach Spanien gesandt, o er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. ieder zum Herrn von Valencia machte. Aber in den Jahren 1718 nd 1719 war er selbst genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, dem vorher so rühmlich beistand, und der aus Erkenntlichkeit einen Sohn es Marschalls in Spanien angestellt hatte. Als er das spanische Geiet betrat, schrieb er an seinen Sohn, der unter dem Namen Herzog on Liria bekannt ist, und ermahnte ihn in diesem Briefe, seine Pflicht ı thun und nach allen seinen Kräften für seinen Souverain zu käm-

pfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte am 12ten Jun. 1734 eine Kanonenkugel sein Leben.

Besatzung wird im vollen Sinne die in einer Festung, Stadt, Ort, Verschanzung u. s. f. zur Besetzung derselben befindliche Mannschaft genannt. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Besatzung einer Festung bestimmt wird, sind verschieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann; andere auf jedes Bollwerk 200. Vauban bestimmt, wenn die Festung mit halben Monden und einem bedeckten Wege versehen ist, für jedes Bollwerk 5 bis 600 Mann; für jedes Hornwerk und jedes andere große Außenwerk 600 Mann mehr; für jede abgesonderte Redoute 150 Mann; für jedes abgesonderte Fort nach seiner Größe 6 bis 800 Mann. Die Cavallerie bestimmt er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander Fürst von), Minister unter der Regierung Catharina's II. und Paul I., war anfangs Secretär bei dem Feldmarschall Romanzoff, den er auf seinen ersten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann wurde er bei der Kanzellei angestellt, und bewies hier eine solche Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, daß ihn Catharina II. zu ihrem Cabinetssecretär wählte. Sein vorzüglichstes Talent war eine genaue Kenntniß der russischen Sprache, die er sehr rein schrieb, und eine große Geschicklichkeit, schnell etwas schriftlich abzufassen. Einst erhielt er den Befehl, eine Ukase zu entwerfen; er vergaß den Auftrag, und erschien, ohne sie geschrieben zu haben. Die Kaiserin foderte sie, und Besborodko, ohne sich lange zu besinnen, zog aus seiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukase ab, als wenn er sie vor Augen hätte. Die Kaiserin, damit sehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterschrift, und war sehr erstaunt, das Blatt leer zu finden, machte ihm aber über seine List und Nachlässigkeit keinen Vorwurf, sondern ernannte ihn zu ihrem geheimen Rath und im Jahre 1780 zum Minister des Innern. Hier genoß er das ganze Vertrauen Catharina's, wurde sehr mächtig und reich, und verband sich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkins ward. Im Jahre 1791 sandte ihn die Kaiserin zum Friedenscongreß nach Jassy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko schloß den Frieden, und unterzeichnete ihn zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiserin, die ihn zu neuen Würden erhob. Nach seiner Rückkehr wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und sein Ansehen vergrößerte sich; allein kurz darauf verdrängte ihn der Günstling, Plato Suboff, und er verlor seinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieser in den Fürstenstand, und wählte ihn 1797, um einen Tractat zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. Besborodko starb in Petersburg zu Anfange des Jahres 1799.

Beschneidung ist die bei mehreren Völkern, welche in heißen Ländern leben, herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Das älteste Volk, wo diese Sitte herrschte, sind die Aegypter, und noch wird dieser Gebrauch bei den Urbewohnern Aegyptens, selbst bei den christlichen Copten, auch bei den Abyssiniern (die sich bekanntlich zu dem Christenthume bekennen) und bei andern afrikanischen Völkern, welche ihn eben so wie die Abyssinier von den Aegyptiern empfangen zu haben scheinen, gefunden. Am merkwürdigsten ist die Beschneidung der Juden, welche als eine uralte Sitte, durch welche sich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern unterscheiden sollen, bei diesem Volke herrscht. Sie wird von den Juden als ein von Gott

lbst angeordneter Gebrauch betrachtet, und an jedem gebornen Juden cht Tage nach der Geburt vollzogen. Sie ist die Handlung, durch velche der Beschnittene gleichsam nationalisirt, zu einem Mitgliede des Volkes Gottes geweiht wird. Moses führte sie nicht ein, sondern fand e schon bei seinem Volke und bestätigte sie nur durch sein Ansehen. Die mahomedanische Beschneidung ist wahrscheinlich keine Nachahmung der jüdischen, sondern ein uralter ismaelitischer Gebrauch, welchen Ismaeliter nd Israeliten von ihrem gemeinschaftlichen Vater Abraham erhalten aben. Mahomed hat im Koran kein Gebot der Beschneidung gegeben, e war schon Sitte seines Volks, und ward von demselben mit dem Mahomedanismus zugleich in allen den Ländern, wo dieser Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrscheinliche Grund dieser Sitte liegt darin, daß sie die den Bewohnern heißer Länder doppelt nöthige Reinlichkeit befördert, und dadurch manchen Krankeiten wehrt; daß sie aber die Fruchtbarkeit vermehre, ist eine irrige Meinung. Noch ist zu bemerken, daß es auch eine Art der Beschneiung gibt, welche an dem weiblichen Geschlechte vollzogen wird. In Aegypten beschneidet man häufig mahomedanische Mädchen, und in Abyssinien werden beide Geschlechter beschnitten. N.

Besenval (Pierre Victor, Baron von), war von einer Patricier-Familie, welche aus Savoyen stammte zu Solothurn geboren, und der Sohn eines Generallieutenants und Obersten der Schweizergarden. Der junge Besenval trat im neunten Jahre in dieses Corps, machte im dreizehnten (1735) seinen ersten Feldzug und (1748) den zweiten als Adjutant des Marschalls Broglio in Böhmen. Er gelangte schnell zu den ersten Militärwürden, zu welchen ihm mehr sein Name, seine Tapferkeit, seine schöne Gestalt und sein Verstand verhalfen, als seine hervorragenden Talente, von denen er niemals Beweise gegeben hat. Er wurde im Jahr 1757 zum Feldmarschall ernannt und befand sich bei den Gefechten von Hastenbeck, Klosterbergen und Villingshausen. Bei dem Frieden im Jahr 1762 ging er wieder nach Paris an den Hof, wo er mit besonderem Erfolge die Rolle eines glücklichen und geschickten Hofmannes zu spielen wußte. Bei dem Einflusse, welchen ihm seine persönlichen Talente besonders bei der Königin verschafften, ist es zu bedauern, daß er in der nun folgenden bedenklichen Zeit seinen Einfluß nicht dazu anwandte, dem Hofe bessere und heilsamere Rathschläge zu geben, als diejenigen waren, welche derselbe zu seinem Verderben befolgte. Als er endlich im Jahre 1789 mit dem Commando der Stadt Paris bekleidet war, und den Auftrag erhielt, seine eigenen Rathschläge in Ausübung zu bringen, war er zu nichts anderm tauglich, als furchtsame Maßregeln zu ergreifen und eben so schwankende Befehle zu ertheilen. Endlich entfloh er sogar mit Pässen, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Er ward eingeholt und ins Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt. Nun verschwand Besenval von der politischen Bühne und starb am 27sten Juni 1794 im 72sten Jahre seines Lebens. Seine nicht unberühmten Memoiren, welche jedoch die Familie desselben für untergeschoben erklärt hat, sind bei dem Interesse, welches sie erregen, nichts desto weniger mit großer Oberflächlichkeit und ohne jegliche historische Würde geschrieben.

Besessene nannte man in alten und neuen finstern Zeiten die epileptischen, hysterischen und wahnsinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in solchen Unglücklichen ihr Wesen trieben. Verstellung im Bunde mit mönchischer Arglist brachte damit Mirakel, und Dummheit und Bosheit Auto da Fé's zu Stande. Das Licht der

neuen Zeit hat diese Werke der Finsterniß enthüllt; aber ob der exorcisirte Teufel nicht hie und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus sich einschleicht, mag die Zeit lehren.

Besitz nennt man im weitern Sinne dasjenige Verhältniß einer Person zu einer Sache, vermöge dessen es ihr nicht nur physisch möglich ist, fortdauernd über dieselbe, und zwar in eigener oder fremder Person, nach Willkür zu verfügen (physischer oder eigentlicher Besitz, Innhabung, detentio), sondern auch die Absicht, dieselbe ausschließend zu behandeln (animus detinendi), mit dem Bewußtseyn jener physischen Möglichkeit verbunden, fortdauernd vorhanden ist (Mentalbesitz, intellectueller Besitz). Auch wird oft der Gegenstand, welcher besessen wird, Besitz genannt. Der Besitz ist aber an sich noch kein Recht zu besitzen, sondern nur ein Factum, und als solches überhaupt ausschließende Verfügung über eine äußert Sache, welche mit der Bemächtigung entsteht. Dadurch unterscheidet sich der Besitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum setzt ein bestehendes Rechtsverhältniß unter Menschen voraus, welches erst im Staate vollkommen Statt findet, in welchem jedem ein Besitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Voraussetzung des Eigenthums ist der Besitz ein Recht des Eigenthümers, welches er auch, unbeschadet seines Eigenthumsrechts, auf Andere übertragen kann, und welches mehrere einzelne Befugnisse (sich mit Gewalt im Besitze zu behaupten — retentio — die besessene Sache von jedem dritten Besitzer zurückzufodern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber so der Besitz ein Theil und natürliches Zeichen des Eigenthums ist, so gewährt er auch im Staate, er mag erworben seyn wie er wolle, im streitigen und zweifelhaften Falle dem Besitzer einen Vorzug gegen jeden, der seinen Anspruch oder sein Eigenthum an der Sache nicht beweisen kann, und jener wird, bis zum Erweise des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch gibt überhaupt die Dauer eines Zustandes, die Gewöhnung an denselben, und die durch Länge der Zeit fester gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenstande — kurz die allen Anspruch lähmende Gewohnheit, selbst da, wo der Besitz mit Rechtsgründen bestritten werden könnte oder ungern zugestanden wird, demselben einen solchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter sagen kann: „wer im Besitz ist, ist im Recht, und heilig wirds die Menge ihm bewahren." T.

Bessières, Herzog von Istrien, Reichsmarschall von Frankreich, Chef der dritten Cohorte und Großoffizier der Ehrenlegion, Generaloberst der kaiserlichen Garde, Ritter des Christusordens von Portugal rc. Er schwang sich vom gemeinen Soldaten bis zum Infanteriehauptmann und ging 1796 zur italiänischen Armee, wo er zum Commandanten der Guiden des Generals Bonaparte ernannt wurde. Den 4ten September dieses Jahres nahm er mit sechs Cavalleristen zwei Kanonen, und trug dadurch zum Siege von Roveredo bei. Hierauf wurde er nach Paris gesandt, dem Directorium die dem Feinde genommenen Fahnen zu überbringen, und kehrte als Oberst zur Armee zurück. Er begleitete den General Bonaparte nach Aegypten und kam mit ihm wieder nach Frankreich. Nach der Revolution vom 18ten Brümaire ward er zum Brigadegeneral, und kurz darauf zum Divisionsgeneral erhoben. Er commandirte sodann die Guiden zu Pferde von der Consulargarde, und ward nach Napoleons Thronbesteigung Reichsmarschall. Im Mai 1805 erhielt er vom Prinzregenten von Portugal den Christusorden, und begab sich gegen Ende des Jahres zur Armee in

Deutschland, wo er an den glänzenden Operationen Theil hatte, womit sich der Feldzug eröffnete. In der Schlacht von Austerlitz zeichnete er sich vorzüglich durch seine kühne Anführung der französischen Garden aus. In dem preußisch-französischen Feldzuge 1806 lieferte er am 23sten December dem preußischen General l'Estocq einige Gefechte bei Biezun. In der Schlacht von Eylau unterstützte er vorzüglich die kühnen Cavalleriemanoeuvres des Großherzogs von Berg. Bei der Schlacht von Friedland kam die Garde gar nicht zum Gefecht. Er genoß der Auszeichnung, den Kaiser Napoleon bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auf dem Flusse Niemen zu begleiten. Später commandirte er einen Theil der Armee in Spanien. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809 führte er das Commando der Cavallerie bei der französischen Armee, und wurde in der Schlacht von Wagram verwundet. Später übernahm er das Commando der Nordarmee an Bernadotte's Stelle, verließ es aber bald wieder. Im Jahre 1812 befand er sich mit der französischen Armee in Rußland, und im Jahre 1813 in Deutschland, wo ihn vor der Schlacht bei Lützen eine Kanonenkugel tödtete.

Bestimmung des Menschen. Wozu bin ich da und was soll aus mir werden? Diese Fragen sind unstreitig die wichtigsten, welche der Mensch sich selbst vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm seinen Beruf oder seine Bestimmung an, welche überhaupt nichts anders ist, als der vernünftige Gebrauch, den er von seinen Kräften machen soll, oder schlechthin der Zweck seines Daseyns. Dieser Zweck besteht in einem, seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade der Glückseligkeit. Sittliche Veredlung ist Erhöhung der Menschenkraft, den ihm größtmöglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit, in der engsten Bedeutung, ist die Uebereinstimmung der freien Handlungen mit den moralischen Gesetzen. Der Mensch hat Tendenzen und Kräfte in seiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieses Ziel seines Bestrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Besitz desselben seinen Zustand zu verbessern. Auf diese Weise begehrt er Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Ansehen u. s. w. Diese Güter aber sind hinfällig, veränderlich, dem Verlust unterworfen, und ob sie gleich seinen Zustand eine Zeit lang verbessern oder zu verbessern scheinen, so kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon ist, weil sie nicht vollkommen in der Macht des Menschen stehen, und alles Bemühen, ihnen eine stete Fortdauer zu geben, vergeblich ist. Die Stoiker bezeichneten sie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Bestimmung des Menschen aus, in wie fern derselbe ein Glied der Sinnenwelt ist. Bei dieser äußern Bestimmung bleibt Epikur stehen, welche nach seinem System darin bestand, sich das Menschenleben möglichst angenehm zu machen. Er würde Recht gehabt haben, wenn der Mensch weiter nichts als ein Sinnenwesen wäre. Allein als ein moralisches Vernunftwesen bemerkt er in seinem Innern höhere Tendenzen einer moralischen Natur. Dem gemäß muß sich alles übrige auf ihn, als absoluten Zweck, beziehen. Seine moralische Natur bestimmt den Preis der Güter nicht nach seinem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein; sondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus Bestimmungsgründen der practischen Vernunft, in welchen eben das Vermögen besteht, das obere Begehrungsvermögen, und zwar durch vernünftige Erkenntnißgründe, zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens kann das moralische Vernunftwesen unmöglich befrie-

digen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Mensch nicht Herr ist. Die Vernunft hingegen, wenn sie sein oberes Begehrungsvermögen lenken soll, stellt in ihm das Gesetz der Sittlichkeit als das höchste, absolute und unbedingte Gesetz auf, worauf sich alles beziehen muß, das selbst aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet so: Du sollst alle deine Pflichten aus uneigennützigen Absichten nach allen deinen Kräften erfüllen, du sollst Tugend allenthalben, so weit deine Kräfte reichen, zu realisiren streben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenwesen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einschränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht bestehen könne. Da nun für den Menschen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung: so muß denn auch hierin sein höchster und letzter Zweck, d. h. seine Bestimmung bestehen. Der Mensch aber ist ein endliches, eingeschränktes Wesen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengesetz und dessen strenge uneigennützige Foderung unabläßig vor; allein wegen seiner Endlichkeit, und weil er dadurch mit Sinnlichkeit umgeben ist, bleibt die durchgängige Reinigkeit seines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunsch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn, ist die Annäherung zu diesem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält seine moralische Thätigkeit ein unbegränztes Feld, auf welchem dieselbe unaufhörlich fortschreiten kann. Dieses Fortschreiten heißt sittliche Veredlung. Der Mensch ist zwar nicht moralisch gut geboren, sein Bestreben aber muß seyn, seinen Willen nach und nach der sittlichen Güte so nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch seine Freiheit hervorbringen. Der Besitz dieses seines ihm möglichen sittlichen Kraftgebrauchs ist moralische Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich sittlich zu veredeln. Der Mensch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein sinnliches besitzt, dessen Gegenstand das größtmöglichste Wohlseyn, welches man Glückseligkeit nennt, ist, darf zwar nach dieser Glückseligkeit streben, aber nur in so fern, als sie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar ist. Demnach besteht die Bestimmung des Menschen in einem seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade von Glückseligkeit; und wiewohl ein Mensch, welcher diesen Grad von sittlicher Güte seines Wollens erreicht hat, nicht frei ist von den Verdrießlichkeiten und Beschwerden des Lebens, die außer seiner Macht liegen, so muß ihn doch der Gedanke stets trösten, seine Pflicht möglichst erfüllt zu haben.

Bestreichen (flankiren) heißt von der Seite beschießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müssen zwei Linien, welche einander bestreichen sollen, senkrecht auf einander stehen. In diesem Falle ist die Vertheidigung grasend; machen aber die beiden Linien einen spitzigen Winkel mit einander, so ist sie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben und hindert also den Uebergang über denselben; diese beschießt die Bresche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geschieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, so dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang seyn.

Bestuchef (Riumin Alexei). Dieser in der neuern Geschichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeitlang das russische Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die russische Gesandtschaft zu dem utrechter Frieden, ward Minister am englischen Hofe, hierauf russisch-kaiserlicher Oberkammerjunker und Gesandter am dänischen Hofe. Die Kaiserin Anna machte ihn zum ge-

einen Rath und Cabinetsminister. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentschaft ausgewirkt, und dieser wieder entsetzt worden, in Verhaft. Die Kaiserin Elisabeth aber setzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies sich auf diesem Posten als einen Freund des Hauses Oesterreich, und brachte, vermöge seiner Abgeneigtheit gegen das königl. preußische Haus, im Jahre 1756 die merkwürdige Allianz zwischen den beiden Kaiserhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiserin ließ ihn ihren Tod befürchten; er suchte ihre Successionsverordnung umzustoßen, den Grosfürsten, Peter Fedrowitsch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der russischen Thronfolge auszuschließen, und dieselbe auf den Prinzen Paul Petrowitsch zu bringen. In dieser Absicht schrieb er an den General Apraxin, der die russischen Truppen im siebenjährigen Kriege commandirte, daß er unverzüglich mit der Armee aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that solches gerade nach der für die Russen so glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägersdorf. Die Kaiserin erholte sich indessen wieder, und erfuhr den Rückzug ihrer Armee; Bestuchef wurde, als des Hochverraths schuldig, aller seiner Würden entsetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwiesen. Seine Verbannung währte nicht nur bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth, sondern auch unter der Regierung Peters des Dritten fort, von 1758 bis 1764; die Kaiserin Catharina II. aber setzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in seine vorigen Würden ein. Während seiner Verbannung schrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutsche übersetzt, und unter dem Titel: Auserlesene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen, herausgekommen ist.

Betel bezeichnet ursprünglich in Ostindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeschlecht gehört. Merkwürdig ist diese Pflanze deßwegen, weil sie einer Mischung von Substanzen den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern sehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbestandtheile besonders aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel L.) bestehen. Selbige werden mit Tabaksblättern, gelöschtem Kalke, welcher den vierten Theil der ganzen Substanz ausmacht, und mit der Arecanuß, welche die Hälfte des Ganzen liefert, und eine große Quantität Gallsäure enthalten soll, zusammengesetzt. Diese Mischung dient, wie schon gesagt, den Einwohnern der Equinoctialländer zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieselbe, wo sie gehen und stehen, in einer besondern Büchse bei sich, und bedienen sich derselben unaufhörlich, wie man sich etwa in Europa des Schnupftabaks bedient. So reichen sich die Ostindier die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabaksdose, einander zum Zeichen der Freundschaft dar; auch darf der Geringere den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewissen Fällen unterlassen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Uebrigens stärkt der Gebrauch des Betels auf eine besondere Weise die Speicheldrüsen und die Verdauungswerkzeuge, so wie er überhaupt die Hautausdünstung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entstehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, sondern auch die Excremente backsteinroth und zerfrißt, bei zu häufigem Gebrauche, die Zähne, so daß diejenigen Personen, die sich des-

sen für gewöhnlich bedienen, schon im dreißigsten Jahre der Zähne beraubt zu seyn pflegen.

Bethleem, Flecken und ehemaliges Priorat regulirter Chorherren des heiligen Augustin, liegt nahe bei Löwen, in Brabant.

Bethlehem (im jüdischen oder gelobten Lande, Palästina, jetzt zu dem Paschalik Damask in Syrien gehörig) ehemals eine Stadt, jetzt ein Dorf, etwa eine Meile im Süden von Jerusalem, in einer schönen Gegend, auf dem Gipfel eines kleinen Gebirgs, auf welchem man einer reizenden Aussicht genießt. Es hat nach einigen bloß ein Kloster und ein altes Gebäude, nach andern aber 300 Häuser und 2400 Einwohner. Die dort wohnenden Christen und Armenier verfertigen Crucifixe und Rosenkränze für die Pilgrimme. Auch wird daselbst ein guter weißer Wein gebaut. Das dort befindliche Kloster, in welchem sich Franken, Griechen und Armenier befinden, ist von bedeutendem Umfange. Neben demselben liegt eine Grotte, in welcher Jesus geboren seyn soll.

Bethlehem (in der Grafschaft Nordhampton im nordamerikanischen Freistaate Pensylvanien) mit 72 Häusern und 600 Einwohnern, Hauptort der mährischen (evangelischen) Brüdergemeine, oder der Herrnhuter, in Nordamerika, elf Meilen nordwestlich von Philadelphia, liefert sehr gute Manufakturarbeiten, Töpfergeschirr und treibt Bierbrauerei. Diese Gemeinde wurde im Jahre 1741 gestiftet.

Betrug. Die vorsätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorstellung bei einem Menschen, um ihn zu einem Entschluße zu bestimmen, heißt ein Betrug. Da durch eine solche vorsätzliche Erweckung unrichtiger Vorstellungen der andere geradezu gegen seine Bestimmung behandelt und dadurch seiner Persönlichkeit gänzlich entsetzt und zu einer bloßen Sache herabgewürdigt wird; so geht daraus schon von selbst hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit ist, sich irgend eines Betruges zu Schulden kommen zu lassen. Wenn ein solcher Betrug unter Personen, die einen Vertrag mit einander schließen, begangen wird; so versteht es sich übrigens von selbst, daß dadurch, dem Naturrechte nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die positiven Gesetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verstößt, nicht immer zu steuren im Stande sind. Darf man aber zum voraus setzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wissen können, und dessen ungeachtet den Vertrag eingegangen ist; so muß, den positiven Gesetzen zu Folge, der Betrogene diesen Vertrag zu seinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Gesetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen sprechen dürften. Je weniger nun also, wie hieraus erhellt, die bürgerlichen Gesetze, ihrer innern, nothwendigen Gebrechlichkeit wegen, im Stande sind, dem Betruge, der sich unter unendlichen Formen zu zeigen pflegt, Einhalt zu thun, desto mehr soll der rein moralische Sinn des Menschen einen Abscheu vor allem demjenigen haben, was dazu beitragen könnte, seine Nebenmenschen zu täuschen, wie denn derjenige die höchste Stufe der Moralität erstiegen hat, der im Stande ist, selbst da großmüthig von seinem Rechte abzustehen und sich desselben zu begeben, wo er, und zwar, ohne mit Vorsatz getäuscht zu haben, den positiven Gesetzen zu Folge aus dem Irrthum eines Dritten Vortheil ziehen könnte. Aber der Betrug ist nicht allein aus höhern Moralprincipien als gänzlich unerlaubt darzustellen, sondern er verbietet sich auch höchst bedingt durch sich selbst wegen der schädlichen Beziehungen, welche er auf den Betrüger selbst zurückwirken läßt. Wenn daher auch

:r Mensch im Stande wäre, von den Vortheilen eines momentanen
Nutzens geblendet, dem Betruge zu fröhnen; so ist dieser Nutzen doch
irklich nur absolut scheinbar und es kann dabei nicht fehlen, daß der
Betrüger spät oder früh alle Früchte seiner boßhaften Bemühungen ein-
üßen und das Opfer der Folgen werde, die ein jeglicher Betrug un-
usbleiblich nach sich ziehen muß. Auch darf man sich durch das be-
annte Sprichwort nicht täuschen lassen, daß der Zweck das Mittel hei-
ige. Denn wenn wir einmal eine Theorie aufstellen wollen; so muß
uch das Gebiet derselben so unbegränzt als möglich angegeben und in
emselben durchaus keine Ausnahme gestattet werden. Dem zu Folge
üssen wir jeglichen Betrug, selbst wenn dadurch ein Staat vom Un-
ergange gerettet werden könnte, in der Theorie der Moral als uner-
aubt betrachten, und ihn geradezu als ein Verbrechen an der ewig
eiligen Wahrheit bezeichnen. So z. B. können wir uns hier nicht ent-
alten, ein Factum aus der Geschichte anzuführen, welches mehr als
edes andere Beispiel zeigen kann, daß die Historiker aller Zeiten bei
Beurtheilung der Weltgeschichte nicht eben der strengsten Moral sich be-
lissen haben. Wem ist der Sieg Herrmanns über den Varus unbe-
annt, und wer weiß nicht, daß Herrmann diesen Sieg nicht der Ta-
pferkeit, nicht der Ausdauer, nicht der überlegenen Kriegswissenschaft
der Deutschen, sondern einzig und allein einem eigentlichen Betruge zu
verdanken hatte? Vom Varus als Freund aufgenommen, von ihm mit
der innigen Hingebung eines Bruders in alle seine Geheimnisse einge-
weiht, mißbrauchte Herrmann dessen Gutmüthigkeit, die uns um so mehr
für letztern einnimmt, als sie gänzlich von jeglichem, in dem gegebenen
Falle so verzeihlichen Argwohne entfernt war, dergestalt, daß er den
Varus, der ihm, wie ein Bruder dem andern vertraute, in einen Hin-
terhalt lockte, wo sein und seiner ganzen Armee Verderben auf ihn
wartete. Möge immerhin die Weltgeschichte wegen dieser Verrätherei
dem Herrman die Siegeskrone zuerkennen; wir können unserm Gefühle
nicht widerstreben, und müssen dem zu Folge gestehen, Herrmann habe
an seinem Freunde, der ihn mit Edelmuth und Offenheit aufgenom-
men und als Freund an seinen Busen geschlossen, als ein Verräther
gehandelt. Pq.

Betrug der Sinne. Wenn wir sagen, die Sinne trügen uns,
so kann das keine andere Bedeutung haben, als, sie veranlassen uns
zu einem Irrthume oder zu einem falschen Urtheile über die Beschaf-
fenheiten der Dinge. Allein wir sind es selbst, die uns durch das über-
eilte Urtheil täuschen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von
denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts,
als daß sie uns die Eindrücke überliefern, welche sie empfangen, und
zwar auf dieselbe Weise, wie sie sie empfangen. Wir aber setzen ent-
weder zu diesen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen über-
liefert worden ist, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In
beiden Fällen liegt es also an uns, wenn unser Urtheil nicht mit dem
Gegenstande äußerlich übereinstimmt. Man sieht z. B. in der Däm-
merung einen Baum für einen Menschen an, und scheut sich alsdann
nicht, das Auge eines Betrugs zu beschuldigen. Allein wenn wir nicht
mehr in unser Urtheil aufgenommen hätten, als was uns wirklich
durch die Sinne überliefert worden wäre, so würden wir bloß haben
sagen müssen, daß der Gegenstand, den wir gesehen, uns ein Baum
geschienen hätte. Daher sagt Kant sehr bestimmt: „man sagt zwar
richtig, daß die Sinne nicht irren; aber sie irren sich nicht darum
nicht, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern darum, weil sie gar

nicht urtheilen. Daher sind Wahrheit sowohl als Irrthum, mithin auch der Schein, als die Verleitung zum letztern, nur im Urtheile, d. h. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen." An einem andern Orte drückt sich dieser Schriftsteller also aus: „die Wahrnehmungen der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtseyn) können auch innere Erscheinungen heißen. Der Verstand, der hinzukommt, und sie unter eine Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannichfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirische Erkenntnisse, d. h. Erfahrung." Es liegt also an dem, seine Obliegenheiten vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheiten derselben klagt, die der sinnlichen Natur des Menschen zu Schulden kommen müssen. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage über die Verwirrungen der äußern als der innern Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

Bettelmönche, s. Orden (geistliche).

Bettinelli (Xavier), einer der berühmtesten italiänischen Litteratoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1728. Nachdem er unter den Jesuiten in seinem Vaterlande und zu Bologna studirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieses Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencursus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die schönen Wissenschaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Durante und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, sich hier durch einige für die scholastischen Uebungen abgefaßten Poesien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu studiren, gegangen war, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegiums seine Tragödie Jonathan. Hier fand er ungleich mehr Gelehrte und Literatoren als in Brescia. Das von dem Grafen Marsigli gestiftete Institut, die clementinische Zeichenakademie, die Schule des als Dichter und Astronomen berühmten Manfredi, der steigende Ruf seiner kenntnißreichen und geistvollen Schüler, eines Zanotti, Algarotti u. A., zogen damals die Augen der gelehrten Welt auf Bologna. Mitten in diesem Verein, in welchen er Eingang fand, vollendete Bettinelli seine Bildung, und erreichte sein dreißigstes Jahr. Im Jahre 1748 ging er nach Venedig, wo er die Rhetorik lehrte. Man sieht aus einigen seiner versificirten Episteln, daß er hier mit allem, was die Republik damals Ausgezeichnetes besaß, durch Freundschaft verbunden war. Seine Vorgesetzten bestimmten ihn für die Beredsamkeit; aber die Schwäche seiner Brust zwang ihn, darauf Verzicht zu leisten. Die Direction des adligen Collegiums zu Parma wurde ihm im Jahre 1757 anvertraut; er leitete hier besonders die historischen und poetischen Studien und die Theaterübungen. Acht Jahre verweilte er daselbst, während welcher er, theils in Geschäften seines Ordens, theils zu seinem Vergnügen, mehrere Städte Italiens besuchte. Im Jahre 1755 machte er eine längere Reise; er besuchte Deutschland und einen Theil von Frankreich in Begleitung zweier jungen Prinzen von Hohenlohe, deren Erziehung ihm anvertraut war. Im folgenden Jahre machte er mit dem ältern derselben eine Reise nach Paris, während welcher er seine berühmten Lettres de Virgile schrieb, die er nachher mit seinen, Frugoni's und Algarotti's reimlosen Versen in Venedig drucken ließ. Die geistreich durchgeführten litterarischen Meinungen in diesen Briefen gegen die beiden großen Lichter der italiänischen Dichtkunst, und besonders gegen Dante, machten ihm viele Feinde, und

as das unangenehmste für ihn war, veruneinigten ihn mit Algarotti. Da er von Frankreich mehr als Paris kennen lernen wollte, machte er nige Reisen in die Normandie und andere Provinzen; besonders ging r nach Lothringen an den Hof des Königs Stanislaus, von wo er sich ach Lyon und weiter nach Délices bei Genf begab, wo er Voltaire esuchte, der ihm eine Ausgabe seiner Werke schenkte, und dieses Gechenk mit folgenden Versen begleitete:

Compatriote de Virgile;
Et son secrétaire aujourd'hui
C'est à vous d'écrire sous lui:
Vous avez son ame et son style.

Von Genf, wo er Tronchin zu Rathe zog, begab er sich nach Marseille, von da nach Nimes, und kehrte über Genua nach Parma zurück, woselbst er 1759 ankam. In demselben Jahre machte er eine Reise nach Venedig und von da nach Verona, in der Absicht, sich hier iederzulassen. Er verblieb daselbst bis 1767, beschäftigte sich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in seinen Poesie ampestri sagt, die Jugend in der Kirche zu Gott, und in seinem hause zum guten Geschmack. Er befand sich seit einigen Jahren zu Modena, und war daselbst zum Professor der Beredsamkeit ernannt vorden, als 1773 der Jesuiterorden in Italien aufgehoben wurde. Jetzt ehrte er in sein Vaterland zurück, wo er seine literarischen Arbeiten mit rneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehrere Werke heraus, unter enen verschiedene waren, durch die er auch die Gunst der Frauen sich u erwerben suchte, namentlich sein Briefwechsel zwischen zwei Frauen, ine Briefe an Lesbia über die Epigrammen, und endlich seine vierund zwanzig Gespräche über die Liebe. Er hatte sie 1796 eben herausegeben, als der Krieg allenthalben in Italien ausbrach, und die Belagerung Mantua's durch die Franzosen ihn nöthigte, die Stadt zu erlassen. Er ging nach Verona, und trat hier in die vertrauteste reundschaft mit dem Cavalier Hippolito Pindemonte, trotz der Verhiedenheit ihres Alters. Als sich 1797 Mantua ergeben hatte, kehrte r dahin zurück, und widmete sich, obwohl er bereits ein Achtziger war, seinen gewohnten Arbeiten. Im Jahre 1799 begann er eine vollständige Ausgabe seiner Werke, welche 1801 zu Venedig beendigt ward, nd aus 24 Duodezbänden besteht. Noch als ein Greis von neunzig ahren behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit seines Geistes, und arb endlich den 13ten September 1808 nach einer vierzehntägigen rankheit mit der Fassung eines Philosophen und den Empfindungen nes religiösen Mannes. Wir schließen mit einer Aufzählung seiner Werke in der Ordnung, die er selbst ihnen angewiesen hat. I. Ragonamenti filosofici, con annotazioni (2 Bände); ein unbeendigtes Werk, in welchem der Verfasser den Menschen unter allen Beziehungen arstellen wollte. II. Del entusiasmo delle belle lettere (2 Bände), on geringem Werthe. III. Acht Dialoghe d'amore (2 Bände); die em letzten angehängte Lobrede auf Petrarca gehört zu den schönen Stücken des Verfassers. IV. Risorgimento negli studi, nelle arti ne' costumi dopo il mille (3 Bände); ein zwar nur oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an neuen und richtigen Ansichten fehlt. . Delle lettere e delle arti Mantovane, lettere ed arti Modenesi etc 1 Band); litterarischen Inhalts. VI. Lettere dieci di Virgilio agli rcadi (1 Band); dasjenige von Bettinelli's Werken, welche das mei Aufsehen machte. Ihnen folgen in diesem Bande Lettere d'un Inlese ad un Veneziano, die sich ziemlich unbestimmt über mancherlei

literarische Gegenstände verbreiten. VII. Lettere italiane d'una dama alla sua amica sulle belle arti, und Lettere d'una amica etc. (3 Bände). VIII. Poesie (3 Bände), enthaltend sieben poemetti, sechzehn Briefe in Versen, Sonette, Canzonen u. s. w. Ohne sich darin als großen Dichter zu zeigen, erscheint der Verfasser immer als ein eleganter und geistreicher Dichter. Voran geht eine sehr gute Abhandlung über die italiänische Poesie. IX. Tragedie, fünf an der Zahl in 2 Bänden, nebst einer Abhandlung über die italiänische Tragödie, einigen Briefen u. s. w. X. Lettere a Lesbia Cidonia sopra gli epigrammi (2 Bände); endlich XI. ein Versuch über die Beredsamkeit, nebst einigen Briefen, Gesprächen u. s. w. (2 Bände).

Beurtheilung überhaupt ist die Bestimmung der Wahrheit nach Gründen. Diese Gründe rühren nun entweder her von der Wahrheit des Gegebenen, aus welchem man schließen will, oder es sind Folgen, welche bei Voraussetzung des Gegebenen gezogen werden. Das Gegebene selbst, in so fern dergleichen Folgen daraus gezogen werden, liefert die Beurtheilungsgründe. Diese sind zweierlei: Beweisgründe der einen oder der andern Meinung (rationes dubitandi), oder Entscheidungsgründe (rationes decidendi). Die Beweisgründe der streitenden Meinungen (rationes dubitandi) sind entweder einseitig (unilaterales), wenn sie nur auf die eine Meinung passen, oder zweiseitig (bilaterales), wenn sie für die eine Meinung sowohl, als für die andere angeführt werden können. Entscheidungsgründe heißen diejenigen, welche beweisen, welche von zwei angeführten rationibus dubitandi vorgezogen werden müssen. Diese Entscheidung kann nur auf zweierlei Weise geschehen: einmal, wenn man einen höhern Grund angibt, woraus erhellt, welcher von zwei einseitigen Beweisgründen dem andern vorzuziehen sey, oder, zweitens, wenn man unter zwei streitenden Gründen den einen widerlegen kann, wodurch also der Vorzug des einen vor dem andern erwiesen wird. Die erstern können höhere oder positive Entscheidungsgründe, die andern aber widerlegende Entscheidungsgründe genannt werden. Es wird aber die Beweiskraft eines gegebenen Beweisgrundes widerlegt, wenn entweder klar gemacht wird, daß ein solcher gegebener zweiseitiger Beweisgrund nur einseitig sey, und also für die eine Meinung allerdings beweise, aber auf die andere überhaupt, oder wegen besonderer subjectiven Umstände gar nicht passe. Kann man aber den Beweisgrund selbst seinem Inhalte nach widerlegen, nämlich, kann man beweisen, daß dasjenige, was darin als geschehen oder sonst als Wahrheit angenommen wird, nicht wahr sey, so braucht es weiter keiner Entscheidung, man müßte denn ad hominem weiter fortschließen wollen. Weil aber doch eine zweifelhafte Frage auch dadurch ausgemacht werden kann, so sieht man, daß solche Widerlegungsgründe zu beiden Classen, nämlich zu den Gründen von der Wahrheit des Gegebenen und zugleich auch zu den Entscheidungsgründen, gehören. — Im Naturrechte rechnen einige das Recht der Beurtheilung unter die Majestätsrechte. Da ist es nämlich das Recht, einen einzelnen Fall unter das Gesetz zu subsumiren und zu bestimmen, ob er in demselben bestimmt sey oder nicht. Dieses Recht, sagen sie, ist nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn diese hat nur das Recht, einen bestimmten Fall zu beurtheilen, und dies ist nur ein Theil der beurtheilenden.

Beutel ist bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern, oder 250 Laubthalern, und wird darum so genannt, weil alles Geld

und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung. Unsere Erde enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon Zweidrittheile mit Wasser bedeckt sind. Es bleiben demnach über drei Millionen festes Land. Rechnet man nun, daß jede Quadratmeile 3000 Menschen ernähren kann; so könnten 9000 Millionen Menschen auf der Erde leben. Wenn wir nun aber hiervon Wüsten, Steppen, Moräste, Waldungen und Eisländer abrechnen; so müssen wir dennoch annehmen, daß, selbst nach diesem Abzuge, wenigstens 3000 Millionen darauf wohnen könnten. Gleichwohl zählt man nur gegen 1200 Millionen, nämlich in Asien 630, in Afrika 150, in Amerika 150 und in Europa 160 Millionen. Die Bevölkerung der ganzen Erde könnte also beinahe um das dreifache größer seyn. Welch ein Unterschied unter der Bevölkerung der einzelnen Länder unter sich selbst herrscht, davon zeugt Rußland und Frankreich. Jenes hat auf einem Flächenraum von 337,746 Q. M. nicht mehr als 36,400,000 Einwohner (die neuern Acquisitionen ungerechnet); Frankreich hingegen hatte vor dem Pariser Frieden auf einem Flächenraume von 17,122 Q. M. 40,202000 Einwohner. Die Bevölkerung steht demnach in Rußland mit dem Umfange des Gebiets im offenbarsten Mißverhältnisse, welches durch alle Colonisten nicht hat können aufgehoben werden. Zum Theil mag das Clima und der Boden des Landes allerdings die Schuld davon tragen, zum Theil liegt aber auch jener Mangel an Einwohnern in der Politik.

Bevölkerungspolitik. Die Vergrößerung der Volksmenge in einem Lande hängt lediglich ab von den Gesetzen der Sicherheit, der Freiheit und des Unterhalts in demselben. Die Hülfe der Regierung wird nicht erfodert, um zunächst die Fortpflanzung zu befördern, sondern bloß um Ueberfluß an Nahrungsmitteln, Sicherheit und Freiheit zu verschaffen. Hinlänglichkeit der Nahrungsmittel wird durch Begünstigung und Unterstützung des Ackerbaues und der productiven Menschenclasse bewirkt. Die Weisheit der Gesetze muß für Sicherheit des erworbenen Eigenthums sorgen und den Menschen die Freiheit sichern, den größtmöglichsten Vortheil von ihren erworbenen Gütern zu ziehen. Dies kann, dem Anscheine nach, nicht besser erreicht werden, als indem man die erdenklichste Handelsfreiheit gestattet, und dieser auch nicht den allergeringsten Zwang auferlegt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine solche allgemeine, uneingeschränkte Handelsfreiheit nur in dem Maße anwendbar seyn dürfte, als sämtliche mit dem Erdtheil Europa verbundene Staaten eben denselben Grundsatz annehmen und zur Ausführung bringen würden. Es steht demnach zu erwarten, daß die europäischen Regierungen endlich den Vortheil einsehen lernen werden, der ihnen aus einer allgemeinen, von jeder Einschränkung entbundenen Handelsfreiheit erwachsen dürfte. Uebrigens aber ist es ausgemacht, daß keines von den obenangeführten Gesetzen allein, sondern alle zusammengenommen, die erwünschte Wirkung in Absicht auf die Bevölkerung, hervorbringen werden. So ist es z. B. möglich, daß ein Land einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln hat, aber die Bevölkerung desselben kann durch andere Umstände dessen ungeachtet gehindert werden. Im Allgemeinen dürfte es zur Aufnahme der Bevölkerung als unumstößlicher Grundsatz anzunehmen seyn, daß Wohlhabenheit und Erwerbung eines Eigenthums das erste und sicherste Mittel zur Bevölkerung sey. Um nun auch in die Einzelnheiten einzugehen, die der Bevölkerung förderlich seyn könnten, müssen wir vornehmlich folgende Punkte namhaft machen: 1. Beförderung und Erleichterung der Ehen.

Die Anzahl derselben in einem jeglichen Lande verhält sich zu der Zahl der Einwohner in der Regel wie 175 zu 1000. Ueberhandnehmender Luxus, unverhältnißmäßig große Heere und Sclaverei erschweren die Ehe. Die Ehelosigkeit (Cölibat) der katholischen Geistlichen ist hier ebenfalls in Betrachtung zu ziehen. 2. Gute Anstalten für Gebärende (Hebammeninstitute). 3. Polizeiliche Aufsicht über Kinderkrankheiten, wohin insbesondere die Schutzpockenimpfung, als der wichtigste Gegenstand für die Bevölkerung, ferner Ammenanstalten, Findelhäuser und Hospitäler zu rechnen seyn dürften. 4. Belebung des Ackerbaues, der Viehzucht und der Industrie durch möglichste Begünstigung der Ausfuhr und Verminderung der öffentlichen Lasten. 5. Die zweckmäßigste Vertheilung dieser Lasten, auf welchen Gegenstand die erdenklichste Sorgfalt zu verwenden, und nicht allein von dem Grundsatze, daß bloß der Reiche die sämmtlichen Lasten zu tragen habe, auszugehen seyn dürfte. 6. Gewissensfreiheit. 7. Naturalisation der Ausländer, die sich in einem Lande niederlassen wollen. 8. Verhinderung allzugroßen Anwachses der Städte. Man nimmt an, daß auf dem Lande der vierzigste, in kleinen und mittlern Städten der 32ste, in großen Städten der 28ste, und in den größten Städten der 24ste Mann sterbe. 9. Gehörige medicinische Polizei zur Verminderung der Mortalität, welche durch Vorsorge für gesunde und unverfälschte Nahrungsmittel, durch Hemmung des zu starken Gebrauchs des Branntweins, durch Vorbeugung bei epidemischen Krankheiten, durch Verbot der Begräbnisse in den Kirchen und solcher Gewerbe in den Städten, wodurch die Luft vergiftet wird, durch Sorge für reines, gesundes Wasser, Unterdrückung ärztlicher Pfuscher u. s. w. bewirkt werden dürfte. 10. Zweckmäßige Sicherheitspolizei. Diese steht durch Aufhebung von Bettlern und Vagabunden, Verbot der Hazardspiele, des Lotto's, der Leibrenten und Tontinen zu bewirken. Um übrigens hundert erwachsenen Personen das Nothdürftige zu verschaffen, rechnet man die Arbeit von 25 Personen, welches also ein Verhältniß von eins zu vier gibt. Auf eine Million Einwohner rechnet man übrigens 24,000 Mann Soldaten.

Bewahrungsanstalten sind Erziehungsinstitute für Kinder vom zweiten bis sechsten Lebensjahre, in denen, nächst der bessern körperlichen Wartung und Pflege durch wohleingerichtete Umgebungen, planmäßig anregende Gegenstände der Anschauung und geflissentliche Abwehrung aller Anläße zu üblen Eindrücken, für eine freie Entwicklung der kindlichen Anlagen zum Guten gesorgt und dem Schulunterrichte zweckmäßig vorgearbeitet werden soll. Wenn man die Menge der Waisen, Findlingen und Kindern armer oder unverständiger Aeltern bedenkt, welche in den ersten Lebensjahren verwahrlost werden und an Leib und Seele verkrüppeln, so muß man solche Anstalten für ein dringendes Bedürfniß des Staates und der Menschheit erklären, dem die Findelhäuser, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Verwaltung, nicht hinlänglich abhelfen konnten. **Wolke** hat die Idee der Verwahrungsanstalten in seiner kurzen Erziehungslehre (Leipzig 1805) zur Sprache gebracht; in der Ausführung derselben ist uns nur das von der menschenfreundlichen Fürstin **Pauline** zu **Detmold** errichtete Bewahrinstitut, in dem die gebildetsten Damen sichs zur Freude machen, abwechselnd die Aufsicht zu führen, und der Versuch des M. **Heinz** in Leipzig bekannt. Als ein Seminar für dergleichen Institute und für die Verbesserung der häuslichen Erziehung überhaupt ist die von dem Pastor M. **Viebig** zu Freiberg 1806 angefangene und mit seltenem

lneigennützigkeit und Menschenliebe fortgesetzte Unterrichtsanstalt ür angehende Kinderwärterinnen zu betrachten. E.

Bewegliche Feste heißen diejenigen christlichen Feste, die nicht mmer auf einen und denselben Monatstag fallen, nämlich Ostern und lle, deren Bestimmung von Ostern abhängt, wie Fastnacht, der Charreitag, grüne Donnerstag, der Himmelfahrtstag, Pfingsten. Dagegen ind die Marientage, der Michaelistag, Weihnachten u. a. unbewegliche Feste, denn sie fallen jedesmal auf denselben Monatstag.

Bewegung eines Körpers ist die Veränderung seiner äußern Verältnisse im Raume. Alle Veränderungen in der ganzen Natur oder och in der ganzen Körperwelt beruhen auf der Bewegung, ohne welche lles todt und unwirksam wäre. Bewegung ists, die in den organischen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt, und auch die unorganischen Körper in Thätigkeit erhält. Zwar sind uns die Natur und der Ursprung der Bewegung unbekannt, wohl aber lassen sich die Gesetze erennen, nach denen sie erfolgt. Von der Bewegung der Körper in ihem Raume überzeugt uns bloß die Erfahrung. Sehen wir, daß ein Körper seine äußeren Verhältnisse in demselben ändert, so schließen wir, aß er sich bewege; sein Beharren in denselben Verhältnissen nennen vir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältnisse er Körper pflegt man sich oft zu täuschen, und Ruhe und Bewegung u verwechseln. So scheinen von einem schnell fahrenden Kahne aus ie Ufer und die darauf befindlichen Gegenstände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu seyn. So leicht es in diesem Falle ist, den Irrthum gewahr zu werden, so schwer ist es in andern gewesen, so daß Jahrtausende dazu gehört haben, die Täuschung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bevegung sind sieben verschiedene Umstände zu betrachten, nämlich die Irsache derselben, der bewegte Körper selbst, die Richtung seiner Bevegung, sein durch dieselbe zurückgelegter Weg, wenn die Bewegung virklich den Ort veränderte, die Zeit, worin dies geschah, die Geschwinigkeit, und endlich die Größe der Bewegung. Was die Ursache der Bewegung betrifft, so ist dieselbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir schließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden eyn müsse, deren Wirkung die Bewegung ist; wir sehen diese Kraft elbst in den Muskeln der Thiere und Menschen; wir nehmen ferner vahr, daß ein in Bewegung gesetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung setzen kann, daß die Planeten sich bewegen, daß ein Stein us der Luft sich zur Erde niederbewegt u. s. w. Allein was diese Kraft sey, ihr Wesen und ihre Beschaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft ist also bloß die Bezeichnung einer Ursache, von der vir nichts weiter wissen, als daß sie vorhanden ist. Der bewegte Körper elbst, oder vielmehr die Masse kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Masse die Größe der Bewegung bhängt. Doppelt so viel Masse zu bewegen, erfodert doppelt so viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers ist die Linie nach er Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punkt entweder seinen ganen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle desselben fortgeht. Wenn sich alle Punkte eines Körpers durchaus auf gleiche Weise beegen, so braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punktes zu etrachten. Die durch die Bewegung dieses Punktes beschriebene Linie st der Weg oder die Bahn des bewegten Körpers. Ist diese Bahn eradlinicht, so gibt sie selbst die Richtung der Bewegung an; ist sie rummlinicht, so wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tan-

gente der krummen Linie an dieser Stelle bestimmt. Diese Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punkt an dieser Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einem Male aufhörte, seine Richtung zu ändern. — Bewegen sich nicht alle Punkte eines Körpers auf gleiche Weise, so muß die Bewegung eines jeden Punktes für sich selbst betrachtet werden, und aus diesem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punktes betrachten. Unter Raum der Bewegung versteht man die Länge seines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Punkten betrachtet wird, so ist dieser Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometrisch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinsten Bewegung erfodert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und der Zeit, die er dazu braucht, ergibt sich die Geschwindigkeit seiner Bewegung. Ein Körper bewegt sich geschwinder als ein anderer, wenn er in derselben Zeit einen größern Raum, oder denselben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geschwindigkeit noch die Menge der bewegten Masse in Betracht. Zwei Pfund bewegen ist doppelt so viel, als ein Pfund mit derselben Geschwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geschwindigkeit 2 bewegen, ist auch doppelt so viel, als eben denselben mit der Geschwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt denn, daß z. B. zwei Pfund mit der Geschwindigkeit 3 bewegen, sechs Mal so viel sey, als ein Pfund mit der Geschwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung ist in mehr als einer Hinsicht verschieden. In Rücksicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man sie erkennt, ist sie entweder absolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, so heißt dies seine absolute Bewegung; relativ hingegen ist sie, wenn dadurch die Lage eines Körpers gegen einen oder mehrere andere verändert wird, wobei man die letztere gleichsam als ruhend betrachtet. In Rücksicht auf die Veränderung der Länge ist die Bewegung ferner entweder gemeinschaftlich oder eigen, endlich entweder scheinbar oder wirklich. — In Rücksicht auf die Kräfte oder Ursachen, welche die Bewegungen hervorbringen, ist dieselbe theils einfach, theils zusammengesetzt; ersteres, wenn sie nur von einer einzigen oder von mehreren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird, letzteres aber, wenn mehrere Bewegungen zusammenkommen, deren verschiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinsicht auf die Richtung ist die Bewegung entweder gerad- oder krummlinicht; endlich in Hinsicht auf die Geschwindigkeit entweder gleichförmig oder verändert. Die veränderte Bewegung ist entweder beschleunigt oder vermindert, und die beschleunigte wieder entweder ungleichförmig oder gleichförmig beschleunigt.

Beweis, im psychologischen Verstande, ist die Anwendung des Verstandes und der Vernunft zur Hervorbringung der Ueberzeugung bei uns und Andern. Das Mittel dazu sind die Gründe und ihre Verknüpfung. Im logischen Verstande ist ein Beweis die Herleitung eines Satzes oder einer Wahrheit aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung; denn der Verstand ist unbestechlich, und theilt seinen Beifall nur nach Beschaffenheit seiner Einsicht in die Evidenz einer Wahrheit aus, und diese kann nur durch wahre Gründe des Beweises bewirkt werden. Ein Grund heißt wahr, wenn er den Gesetzen des Denkens gemäß ist und jede Prüfung der Vernunft aushalten kann. Das Gegentheil hiervon ist ein falscher Grund. Ein wahrer Grund muß seiner Natur nach in jedem denkenden Wesen bloß dadurch, daß

r gedacht wird, den Beifall hervorbringen. Das Fürwahrhalten aus wahren Gründen heißt Ueberzeugung. Diejenigen Nebensätze, aus welchen die Wahrheit eines Hauptsatzes eingesehen wird, heißen Beweisgründe (argumenta), und derjenige Satz, worauf bei dem ganzen Beweise alles ankommt, heißt der Hauptgrund (nervus probandi). Alle Beweise werden durch Schlüsse geführt, oder können doch in solche aufgelös't werden; denn vermittelst der Schlüsse wird die Wahrheit eines Satzes aus andern Gründen erkannt. Die Richtigkeit eines Beweises beruht daher auf der Wahrheit und Richtigkeit der Vordersätze, und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung nach logischen Regeln. Man fängt hierbei entweder von dem Schlußsatze oder dem Satze, den man beweisen will, an, lös't denselben in zwei Vordersätze auf, und jeden von diesen wiederum in seine Vordersätze, so lange bis die Vordersätze keiner fernern Auflösung bedürfen: oder man fängt bei den Vordersätzen an, und läßt den Schlußsatz zuletzt folgen. Das erstere ist die analytische Art zu beweisen, das andere die synthetische. Man hat lange Zeit geglaubt, die analytische Art zu beweisen sey die einzige, und hat sie daher auch fast nur allein in der Vernunftlehre angewandt. Jngleich natürlicher aber ist es, wenn man von den Vordersätzen nach der synthetischen Beweisart ausgeht, weil man versichert seyn kann, daß sich ein Schlußsatz werde ziehen lassen, so oft man zwei Vordersätze hat, die sich zu einer Schlußrede schicken. Die Mathematiker fangen daher gewöhnlich bei dem Untersatze an, welcher in der ersten Figur allemal bejahend ist. Sie suchen auf, was sie von dem Prädicate desselben wissen, und bejahen oder verneinen es sogleich auch von dem Subjecte. Diese Schlußsätze stellen sie aufs neue als Untersätze auf, und finden auf gleiche Art wiederum Obersätze dazu, um neue Schlußsätze ziehen zu können. Die Beweise a priori entstehen, wenn die Ueberzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Product aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundsätze betrachtet werden muß; Beweise a posteriori (empirische Beweise) können solche genannt werden, welche in der Ueberzeugung des Gefühls begründet sind. Bei den Beweisen a priori erkenne ich nicht nur, daß die Sache wahr ist, sondern auch, warum sie wahr ist; die Beweise a posteriori hingegen geben mir nur zu erkennen, daß die Sache wahr ist, nicht aber, warum sie wahr ist. Bei den Beweisen a posteriori kann es freilich sehr oft geschehen, daß man auch an ihnen den äußerlichen Erkenntnißgrund nach seiner Möglichkeit oder Nothwendigkeit einsehen kann, welches macht, daß ein solcher Beweis, der, obschon aus Gründen a posteriori geführt, dennoch theilweis auch a priori gefolgert wird, ein gemischter Beweis heißt, welcher aber dennoch immer wegen des Haupterkenntnißgrundes zu den Beweisen a posteriori gehört. Die Beweise a priori folgern das Daseyn oder Nichtdaseyn einer Sache aus dem Gesetze oder der Wirkung, welche aus der Ursache hervorgeht, und können auf förmliche Schlußsätze gebracht werden. Die Beweise a posteriori schließen die Wahrheit oder Falschheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein dogmatischer (discursiver, acromatischer) Beweis. Sie heißen acromatische oder discursive Beweise, weil sie sich nur durch lauter Worte (d. h. den Gegenstand in Gedanken) führen lassen, und niemals zu eigentlicher Anschauung gebracht werden können. Z. B. wenn man den Satz, ein einfacher Körper kann nicht verwesen, dogmatisch beweisen will, so bedient man sich folgender Schlußfolge: was einfach ist,

hat keine Theile; was keine Theile hat, kann nicht in Theile aufgelös't werden; was nicht in Theile aufgelös't werden kann, kann nicht verwesen. Hier hat man bloß den Begriff des Prädicats aus dem Subjecte hergeleitet, wie es bei analogen Sätzen auch mit Recht geschieht. Allein, man sieht dabei auch nicht das geringste mehr ein, als dies, daß die zwei Begriffe, einfach und unverweslich, mit einander verträgliche Begriffe sind. Mithin kann ein solcher Beweis keine anschauende Erkenntniß oder Evidenz geben, wie es sonst wohl in mathematischen Beweisen geschieht. Zu den Beweisen a priori rechnet man auch die transcendentalen Deductionen. Soll nämlich unsere Erkenntniß a priori kein bloßes Spiel mit Begriffen seyn, so muß ihr eine objective Realität verschafft werden können. Dies geschieht dadurch, daß man die Möglichkeit der Erfahrung zeigt, und dies heißt die transcendentale Deduction derselben. Daß eine solche nicht anders als a priori geführt werden könne, lehrt der Begriff. Auch gehören zu den Beweisen a priori die eigentlich sogenannten Demonstrationen, welches apodiktische Beweise sind, in so fern sie intuitiv (anschaulich) sind, dergleichen aber nur die Mathematik aufzuweisen hat, weil diese ihre Erkenntniß nicht aus Begriffen allein, sondern auch aus ihrer Construction ableitet. Dadurch, daß sie z. B. den Begriff von einer bestimmten Figur auf der Tafel vorzeichnet, bringt sie ihn zur Anschauung, und zwar zu einer solchen Anschauung, die dieser Figur, ihrem Begriffe entsprechend, a priori gegeben werden kann. Dies ist der höchste Grad von Evidenz, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einem Male abschneidet, und den Verstand zum Beifallgeben nothwendiger Weise zwingt. Die Beweise a priori geben Ueberzeugung des Verstandes, die Beweise a posteriori (die empirischen Beweise) hingegen geben nur Ueberzeugung des Gefühls. Die Beweise sind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundsätzen im Zusammenhange und ohne Hinsicht auf das Gegentheil derselben darthut, so ist dies ein directer (ostensiver) Beweis; wenn aber aus der Falschheit des Gegensatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, so ist es ein indirecter (apogogischer) Beweis. Dieser letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Ansehung ihres Zusammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit, hervorbringen. Daher ist dieser Beweis, so zu sagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber besteht darin, daß der Widerspruch durch ihn deutlicher einleuchtet, als bei der besten Verknüpfung eines ostensiven Beweises. Die apogogische Beweisart kann aber nur in denjenigen Wissenschaften erlaubt seyn, wo es unmöglich ist, das Subjective unserer Vorstellungen dem Objectiven, nämlich der Erkenntniß desjenigen, was am Gegenstande ist, unterzuschieben, wie z. B. in der Mathematik, weßwegen denn auch die Mathematiker sich derselben so häufig und mit Nutzen bedienen. Außerdem aber trägt es sich oft zu, daß man Thesin und Antithesin apogogisch beweis't, die beide falsch seyn können, ohne daß von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern geschlossen werden kann. In Ansehung des Zweckes, den man sich bei Beweisen vorsetzt, werden diese in Beweise ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimmt man den Beweisgrund selbst als wahr an, in diesen zeigt man nur, daß jemand wegen seiner angenommenen Sätze etwas als wahr zugeben müsse, wie z. B. wenn man gegen einen Skeptiker aus demjenigen, wozu er sich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweis't. Dergleichen Beweise aber verwandeln sich auch sehr

häufig in Beweise ad veritatem, sobald man nämlich noch einige erweisliche Verbindlichkeiten hinzufügen kann. — Beweis in der Rechtswissenschaft ist zweierlei: einmal versteht man darunter, das Gesetz anführen, welches das Recht der einen oder der andern Partei in Schutz nimmt; zweitens auch formgerechte Darstellung der juristischen Wahrheit in Betreff der bezweifelten Thatsache. Die letztere Art des Beweises wird im Civilprozesse nach vorgeschriebenen Förmlichkeiten von den Parteien selbst geführt, so wie er in Criminalsachen Zweck der richterlichen Untersuchung ist. Die Form der civilrechtlichen Beweisführung ist eines der wichtigsten Capitel der Prozeßordnungen, und an der Behandlung der Beweismaterialien ist der geschickte Advocat, an richtiger Abwägung der Beweisresultate der weise Richter zu erkennen. Der Beweis wird entweder vom Richter auferlegt, oder nachgelassen, oder vorbehalten, und hat zur Folge, daß die andere Partei dawider den Gegenbeweis führen darf. Die Gesetze binden die Beweisführung an gewisse peremtorische Fristen, und schreiben dem Gebrauche der Beweismittel bestimmte Formen vor. Beweismittel sind: Zeugen, Urkunden, Beaugenscheinung, Gutachten der Sachverständigen und Eideszuschiebung. Der Gegenstand des Beweises sind zweifelhafte Thatsachen, und dessen Zweck die Eruirung (Auffindung) der Wahrheit. Man nimmt nach den Resultaten der Beweisführung einen vollen, halben, mehr als halben und weniger als halben; nach der Beschaffenheit und Zusammenstellung der Beweismittel einen künstlichen und natürlichen, einfachen und zusammengesetzten, nach der mehr oder minder umständlichen Form einen solennen und summarischen Beweis an. Nach geführten Beweisen wird über deren Form und nach der Vollendung der Beweise über deren Resultate endlich erkannt. Man ist nicht im Stande, einem Nicht-Juristen die Theorie des Beweises zu verdeutlichen, ohne ihn das ganze künstliche Lehrgebäude der Rechtswissenschaft durchwandern zu lassen, welches in den meisten Fällen nicht thunlich, und beinahe in allen höchst zwecklos seyn würde.

Bewußtseyn. Wenn wir eine Sache von der Vorstellung, die wir von ihr in uns haben, und die Vorstellung und ihr Objekt von uns selbst unterscheiden, so nennen wir dies Bewußtseyn. Das Bewußtseyn ist demnach derjenige Zustand, in welchem wir die Vorstellungen der Dinge als Veränderungen in uns nebst ihren Gegenständen, sowohl unter sich, als von uns selbst unterscheiden. Derjenige Zustand, welcher diesem geradezu entgegengesetzt ist, ist derjenige der Ohnmacht, wo jedes Bewußtseyn aufhört. Erklären läßt sich das Bewußtseyn weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff ist, der sich durch keinen verwandten Begriff anschaulich machen läßt, sondern vielmehr bei jedem andern vorausgesetzt werden muß. Die Erfahrung lehrt uns bloß, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt sind, oder doch bewußt seyn können. Diese Veränderungen bewirken dasjenige, was wir im Allgemeinen unsern Zustand im moralischen Sinne nennen. Dies macht unser **empirisches Bewußtseyn** aus. Nach demselben sind wir uns der abwechselnden Zustände in uns, unserer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterscheiden diese von den vorhergehenden Zuständen, woraus alsdann relatives Vergnügen oder Mißvergnügen entsteht. Da nun aber diese Zustände immer fort wechseln, so muß mit ihnen auch dieses Bewußtseyn abwechseln: es ist also das empirische Bewußtseyn wandelbar. Alle Vorstellungen haben eine Beziehung auf ein mögliches empirisches Bewußtseyn; denn sonst wäre es ganz unmöglich, sich ihrer bewußt zu werden, und so würden sie für

uns gar nicht existiren. Alles empirische Bewußtseyn aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein transcendentales Bewußtseyn, d. h. ein solches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies ist das Bewußtseyn meiner selbst, oder die ursprüngliche Apperception. Nach derselben muß in unserer Erkenntniß alles Bewußtseyn zu einem Bewußtseyn meiner selbst gehören. Dieses ist nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen, daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unserer selbst in Ansehung aller Vorstellungen, die zu unserer Erkenntniß jemals gehören können, bewußt sind. Es ist die bloße Vorstellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zusammenhangs aller Vorstellungen. Hierin eben besteht das transcendentale Bewußtseyn. Daher ist der Satz, daß alles verschiedene empirische Bewußtseyn in einem eigenen Selbstbewußtseyn verbunden seyn müsse, der schlechthin erste und synthetische Grundsatz unsers Denkens überhaupt.

Beylegen oder Beidrehen, heißt in der Schiffersprache die Segel des Schiffes so gegen einander richten, daß sich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch es zum Stillstehen gebracht wird; man sieht dies Manoeuvre oft anwenden bei heftigem Sturme, oder wenn das Schiff in einer Gegend verharren soll, wo man nicht ankern kann oder nicht ankern will. Die Einwirkung des Windes wird dadurch freilich bedeutend gemäßigt, desto abhängiger aber wird das Schiff von dem Strome, und desto gefährlicher die nahe Küste, zumal wenn sie unter dem Winde liegt.

Beys sind eigentlich türkische Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Bassen, und haben nur einzelne Provinzen zu regieren.

Bezifferung. Wenn der harmonische Inhalt eines Tonstücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelös't worden ist, zum Behufe des Generalbaßspielers oder desjenigen, der eine vollstimmige Musik auf einem Clavierinstrumente begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grund- (Baß-) Stimme dargestellt wird, so pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundstimme ganz verschiedene Folgen von Accorden Statt finden können, so kommt der Generalbaßspieler, auch bei der größten Aufmerksamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Basses sehr oft in den Fall, daß er zu diesem oder jenem Grundtone einen ganz andern Accord anschlägt, als denjenigen, dessen sich der Tonsetzer bedient hat. Hieraus sieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundstimmen bei solchen Tonstücken ist, wobei man, wie z. B. bei den Kirchen-Cantaten, gewohnt ist, den Generalbaß zu spielen. Die Bezifferung einer Grundstimme besteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, dessen sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses bedient hat, vermittelst ihrer Zahlen anschaulich macht. Dies geschieht auf folgende Weise. Wenn z. B. der Grundton des Basses c heißt, so muß untersucht werden, zu welchem Accorde dieser Ton der Grundton ist, ob zu c dur, c moll, f dur, f moll u. s. w. Ist nun der Accord c dur, d. h. ist er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave besteht, so ist man dahin übereingekommen, daß dieser Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundtone c die große Tertie, also e, genommen werden solle, wobei sich dann die Quinte und Octave von selbst ergeben. Soll aber dieser

Grundton c den Mollaccord andeuten, so setzt man über dieses c ein b, und dies b zeigt in diesem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden soll, wo sich alsdann die Quinte und Octave abermals von selbst ergeben. Auf gleiche Weise wird nun auch der Sextenaccord bloß mit 6, und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieser aber außer der Septime noch die Terz und Quinte enthält. Alle übrigen Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart- Sextenaccord, durch 6/4 u. s. w. Sind die Accorde aber Molltöne, so wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b gesetzt, wo alsdann statt h, b, statt a, as u. s. w. gespielt oder gesungen wird.

Pq.

Bianchini (Francesco) ein berühmter italiänischer Gelehrter, geboren zu Venedig 1662. Nach Vollendung seiner ersten Studien in seinem Vaterlande begab er sich nach Bologna, wo er in dem Collegium der Jesuiten seinen rhetorischen und philosophischen Cursus machte. Mathematik uud Zeichenkunst beschäftigten ihn in der Folge; er zeigte einen besondern Geschmack für letztere und that sich darin hervor. Er ging 1680 nach Padua, um seine Studien fortzusetzen, mit denen er noch das Studium der Theologie verband, in welcher er die Doctorwürde erhielt. Sein Lehrer in der Mathematik und Physik war hier der gelehrte Montanari, der ihn besonders lieb gewann, und ihm alle seine mathematischen und physikalischen Instrumente vermachte. Zu Padua erlernte er auch die Anatomie und mit mehr Vorliebe die Botanik. Für die geistliche Laufbahn bestimmt, begab er sich nach Rom, wo der Cardinal Ottoboni ihn zu seinem Bibliothekar machte. Um sich der Sitte zu fügen, studirte er jetzt die Jurisprudenz, jedoch ohne seine Arbeiten über die Experimentalphysik, die Mathematik und Astronomie aufzugeben. Nachdem er gegen das J. 1686 in sein Vaterland zurückgekehrt war, trug er thätig zur Wiederherstellung der Akademia degli Aletofili bei; er veranlaßte sie besonders, die Physik durch die Geometrie aufzuklären, und schenkte ihr, um ihre Arbeiten zu erleichtern, die ihm von Montonari vermachten Instrumente. Aber diese Akademie bedurfte seiner Gegenwart, und sie ging ein, als er zwei Jahr später nach Rom zurückgekehrt war. In Rom verband er sich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, und vermehrte seine Kenntnisse durch das Griechische, Hebräische und Französische. Auch wurden die Antiquitäten ein Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmälern zu, befand sich bei allen Nachgrabungen, besuchte alle Museen und zeichnete mit eben so viel Geschmack als Geschicklichkeit alle Denkmäler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, verlieh dieser dem Bianchini ein reiches Canonicat, ernannte ihn zum Aufseher und Bibliothekar seines Neffen, des Cardinal Pietro Ottoboni, und würde ihn noch weiter befördert haben, wenn er länger gelebt, und Bianchini sich hätte wollen zum Priester weihen lassen. Papst Clemens XI. setzte diese Gunstbezeigungen fort und ernannte ihn unter andern 1702 unter dem Titel eines Historiographen zum Begleiter des Cardinals Barberini, Legaten a latere zu Neapel, als Philipp V. von Spanien Besitz von diesem Königreiche nahm. Bianchini benutzte diese Gelegenheit, den Vesuv zu besteigen. Nach seiner Rückkunft 1705 ward er und seine ganze Familie geadelt, und der Papst erwählte ihn zum Secretär der mit der Calenderreform beauftragten

Commission, deren Präsident der Cardinal Noris war. Bianchini bekam den Auftrag, in der Kirche St. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte diese schwere Arbeit, bei welcher der gelehrte Maraldi ihm half, glücklich zu Stande. Sein vom Papste angenommener Vorschlag zu einem Museum ecclesiasticum mußte wegen Mangels an Geld aufgegeben werden. Dagegen beauftragte ihn dieser im Jahr 1712 sich nach Paris zu begeben, um Armand de Rohan-Soubise den Cardinalshut zu überbringen. Zu Paris ward Bianchini sehr schmeichelhaft aufgenommen. Er legte der Akademie jene sinnreiche, von ihm wo nicht erfundene, doch sehr verbesserte Maschine vor, welche dazu dient, an den geschliffenen Gläsern von der größten Brennweite die Unvollkommenheiten der Sehröhre zu verbessern, und welche Reaumur in den Memoiren der Akademie beschrieben hat. Ehe er nach Rom zurückkehrte, bereis'te er Lothringen, Holland, Flandern und England; worauf er zu Rom seine gewohnten astronomischen und antiquarischen Arbeiten wieder vornahm. Er faßte die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muster derjenigen zu ziehen, welche der berühmte Cassini mitten durch Frankreich gezogen hatte, und beschäftigte sich acht Jahre auf seine Kosten damit; allein andere Arbeiten zerstreuten ihn, und das Werk blieb unvollendet. Im Jahr 1726 traf ihn bei seinen antiquarischen Nachforschungen ein Unglück, welches ihn fast das Leben gekostet hätte. Er war beschäftigt, ein eben neu entdecktes Gebäude zu untersuchen und zu zeichnen, als ein Gewölbe unter ihm einstürzte und er einen so heftigen Fall auf die rechte Seite that, daß er für immer gelähmt blieb, und seine Gesundheit nie vollkommen wieder erlangte. Er unterbrach indeß seine Arbeiten nicht und reis'te nach Florenz, Parma, Colorno, wo er im herzoglichen Palast eine Mittagslinie zog, die nicht mehr existirt; endlich nach Bologna, von wo er nach Rom zurückging. Hier theilte er sich aufs neue zwischen der Astronomie und den Antiquitäten; besonders wichtige Beobachtungen machte er über die Venus, zugleich setzte er seine Arbeit über das Grabmal Augusts fort. Auch erschienen in den zwei folgenden Jahren, 1727 und 28, zwei wichtige Werke von ihm, eins über die Venus, das andere über jenes Grabmal, mit welchen er seine Laufbahn beschloß. Er starb 1729; sein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften sind eben so viel Zeugen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, mit welcher er die liebenswürdigste Bescheidenheit und die gefälligsten Sitten verband.

Bias, des Teutamus Sohn, war zu Priene, einer der vorzüglichsten Städte Joniens, gegen das Jahr 570 vor Chr. Geb. geboren. Er widmete sich dem Studium der Philosophie, welche noch nicht in leeren Spekulationen bestand, da diejenigen, die man mit dem Namen von Weisen belegte, sich vornemlich mit der Moral und Politik beschäftigten. Bias that ein gleiches und pflegte zu sagen, daß unsere Kenntnisse von der Gottheit sich darauf beschränken, daß wir wissen, sie existire, und daß man sich jeder Untersuchung über ihr Wesen enthalten müsse. Er studirte vornehmlich die Gesetze seines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntnisse zum Nutzen seiner Freunde an, indem er für sie vor Gericht sprach oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter schlichtete. Von den ihm zu Theil gewordenen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Crösus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Jonier sehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers besorgten, rieth er ihnen, sich mit ihrem Ei-

zenthum einzuschiffen, und sich auf Sardinien, einer der fruchtbarsten Inseln des mittelländischen Meeres, niederzulassen; aber seine Meinung ward nicht befolgt, und nach einem vergeblichen Widerstande wurden die Jonier von den Feldherrn des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene selbst, welches Mazares belagerte, beschlossen, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit antwortete er einem seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zu seiner Abreise machte: „Ich habe alles bei mir." Seine Sorglosigkeit entsprang vielleicht aus der Kenntniß, die er von des Cyrus Grundsätzen hatte, welcher zu unterwerfen, aber nicht zu zerstören suchte; denn nachdem er die Jonier unterworfen hatte, begnügte er sich mit einem leichten Tribut und ließ sie übrigens sich selbst nach Willkür regieren. Bias blieb in seinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter starb, nachdem er eben noch für einen seiner Freunde vor Gericht gesprochen. Seine Landsleute bestatteten seinen Leichnam prachtvoll und ehrten sein Gedächtniß. Man kannte von ihm keine weiteren Werke, als ein Gedicht über die Mittel, Jonien glücklich und blühend zu machen; dagegen führt man eine Menge von seinen Sittensprüchen und Lehrsätzen an. Bias ward zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando). Sein Vater, Giovanni Maria Galli, ein Maler und Architekt, legte ihm den Namen Bibbiena von einer Stadt in Toscana bei, wo dieser geboren worden. Obgleich der Vater ein Schüler Albani's war, so zeichnete er sich doch als Maler nicht sonderlich aus; der Sohn hingegen, welcher 1657 zu Bologna geboren war, besaß die glücklichsten Anlagen für die Kunst, welche sich schon von seiner Kindheit an zeigten. Carlo Cignani, ein geschickter Zögling der albanischen Schule, gewann ihn daher bald besonders lieb, und flößte ihm, indem er ihn für das Practische der Kunst bildete, Neigung ein, sich mit Kenntnissen zu bereichern. Nachdem Fernando zuerst die Geometrie studirt hatte, betrachtete er mit Richtigkeit die Formen, die er copiren wollte. Alsdann beschäftigte er sich mit architektonischen Zeichnungen, als dem der historischen Gattung, wofür Cignani ihn bestimmte, unentbehrlichen Studium, aber jener fühlte eine angeborne Neigung für diese schöne Kunst und ward Architekt. Die ersten Gebäude, die ihm anvertraut wurden, fanden Beifall, und dies bewog den Herzog Ranuccio Farnese, ihm die Erbauung eines Lusthauses zu Colorno und die Verschönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf stieg schnell, und ward Ursach, daß er nach Barcelona berufen wurde, um die Lustbarkeiten zu leiten, die man bei der Vermählung Carls III. anstellte. Seine geistreichen Angaben bei dieser Gelegenheit fanden großen Beifall und er kehrte aus Spanien, mit Lobsprüchen und Geschenken überhäuft, zurück. Darauf beauftragte ihn der Herzog von Parma mit seinen Schauspielhäusern und bewilligte ihm eine Pension mit dem Titel seines ersten Malers und seines Architekten. Aber ein größerer Wirkungskreis erwartete ihn. Carl III., welcher Kaiser geworden war, rief Bibbiena nach Wien, wo er dieselben Aemter wie in Parma mit einer noch bedeutendern Pension bekleidete. Sein erstes Geschäft war, die glänzenden Feste zu leiten, die bei Gelegenheit der Geburt des Erzherzogs Statt fanden. Mehrere schöne Gebäude wurden in Oesterreich nach seinen Zeichnungen aufgeführt. Nach den Kupferstichen davon zu urtheilen, fehlt ihnen jedoch jener Charakter der Einfachheit und des Adels, die man in den Antiken und in den Werken der guten Baumeister Italiens und Frankreichs seit dem 15ten Jahrhundert findet. In seinen Theatermalereien hat er den fehlerhaften und

verworrenen Styl des Borromini und Anderer noch weiter getrieben, dennoch sind seine Ensembles groß und wohl fähig, Erstaunen und Wohlgefallen zu erregen. Nicht genugsam kann man dabei bewundern, welche Vortheile er aus der geschickten Behandlung der Perspective und aus dem außer dem Rahmen des Bildes gelegenen Gesichtspunkte zu ziehen wußte. Er rühmt sich mit Recht in der Vorrede zu seinen Abhandlungen über die Baukunst der Perspective (Parma 1711), die ganze Tiefe dieser Methode in seinen theatralischen Decorationen kennen gelehrt zu haben. Seine Schriften beweisen seine gründlichen Kenntnisse. Seine Compositionen waren genau und geistreich, die Ausführung fe[...] sein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechslung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. A. Als in seinem Alter sein schwaches Gesicht ihn am Malen verhinderte, beschäftigte er sich mit einer Durchsicht seiner Schriften, die er zu Bologna 1725 u. 1731 unter veränderten Titeln neu in zwei Bänden herausgab, den ersten unter dem Titel: Direzioni à giovani studenti, nel disegno dell' architettura civile. Im zweiten handelt er von der Perspective in allen ihren Theilen. Er ward zuletzt blind und starb 1743. Seine drei Söhne haben die Kunst ihres Vaters durch ganz Italien und Deutschland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt seines Vaters bei Kaiser Carl VI., Giuseppe starb zu Berlin und Alessandro im Dienste des Churfürsten von der Pfalz. Zu Augsburg ist eine Sammlung seiner Decorationen herausgekommen.

Bibel, hat ihren Namen von dem griechischen Worte Biblos, welches eigentlich die weichere Baumrinde bezeichnet, auf welche die Alten vor Erfindung besserer Schreibmaterialien schrieben. Daher nannte man späterhin jedes Buch Biblos oder Biblion; vorzugsweise aber wurde so die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Christen als die Quelle ihrer Religion verehren; weßhalb man auch im Deutschen dieses Buch der Bücher schlechtweg die heilige Schrift nennt, ob es gleich aus vielen Büchern oder Schriften zusammengesetzt ist. Einige dieser Schriften, welche schon die Juden als die Urkunden ihrer Religion verehrten und noch verehren, befaßt man unter dem Titel des Alten Testaments oder der Schriften des alten Bundes, weil man die jüdische Religionsverfassung unter dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwischen Gott und dem jüdischen Volk vorstellt, das griechische Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtnisses oder Testaments bekommen hat. Dasselbe Bild trug man auch auf die spätere durch Christum gestiftete Religionsverfassung über, indem man dieselbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwischen Gott und dem ganzen Menschengeschlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Christen als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Testaments oder der Schriften des neuen Bundes. Zwischen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden (s. Apokryphische Bücher). Kein Buch in der Welt ist so häufig abgeschrieben, gedruckt, übersetzt und erläutert worden, als die Bibel, so daß eine Sammlung aller Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Die Cansteinische Bibelanstalt in Halle [...] sich vornehmlich um Verbreitung guter und wohlfeiler Abdrücke der [...]

del in deutscher Sprache verdient gemacht. Um die Verdeutschung der Bibel selbst aber hat sich Luther unstreitig das größte Verdienst erworben. Denn ob man gleich in neuern Zeiten in den Sinn der biblischen Schriften tiefer eingedrungen ist, als es zu Luthers Zeiten möglich war; so ist doch die lutherische Bibelübersetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft und Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch diese Uebersetzung kam auch zuerst die Bibel in die Hände der Laien, denen das Lesen der Bibel schon dadurch verboten war, daß dieselbe nur in todten, für die Gelehrten allein verständlichen Sprachen gelesen werden konnte. Seit der Reformation aber ist wohl kein christliches Volk auf der Erde, das nicht die Bibel in seiner Muttersprache lesen könnte. D.

Biblische Alterthümer oder Antiquitäten nennt man die Wissenschaft, welche die Verfassung, die Sitten und Gebräuche theils des jüdischen Volkes, theils der frühesten christlichen Kirche beschreibt. Die bürgerlichen Verhältnisse, die gottesdienstlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die Wohnungen und die heiligen Orte, die Trachten und die Geräthschaften und andere Dinge des äußern Lebens machen den Gegenstand dieser Wissenschaft aus. Die biblischen Alterthümer sind theils jüdische, theils christliche. Die Quellen der erstern sind das alte Testament, die Schriften des Josephus und des Philo und der Talmud nebst den Schriften der Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rabbinen mit großer Vorsicht brauchen, wenn man nicht die Sitten der spätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der letztern sind das neue Testament und die Schriften der Väter, welche bald nach den Zeiten der Apostel lebten und schrieben. Ohne die Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen seiner Schriftsteller, in denen darauf angespielt wird, unverständlich, und es ist daher dem Schriftausleger die Kenntniß der biblischen Antiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftstellern, welche über die jüdischen Alterthümer geschrieben haben, sind besonders Boland, Joh. Simonis, Ern. Aug. Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Joh. Jahn zu bemerken. Ueber die christlichen Alterthümer findet man theils in den Commentaren über das N. T., theils bei den Kirchenhistorikern den nöthigen Unterricht. N.

Biblische Erdkunde ist die Wissenschaft, welche die natürliche Beschaffenheit und die Verfassung der Länder kennen lehrt, welche den Schauplatz der heiligen Geschichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdischen Volkes, theils der ersten Pflanzung des Christenthums gewesen sind. Sie beschreibt daher vorzüglich Palästina, gibt aber zugleich von den an Palästina gränzenden asiatischen Ländern und von den Provinzen des römischen Reichs Nachricht, in denen das Christenthum während des apostolischen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieser Wissenschaft sind die heiligen Bücher selbst, die Schriften des Josephus, die geographischen Schriftsteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Bischof von Cäsarea Eusebius im vierten Jahrhunderte in griechischer Sprache schrieb und Hieronymus ins Lateinische übersetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche diese für den Schriftausleger höchst wichtige Wissenschaft bearbeitet haben, werden besonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geschätzt. N.

Bielefeld (Jac. Friedr., Baron von), geboren zu Hamburg den

31sten März 1717. Bei einer Reise, die er nach Braunschweig machte, lernte ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, kennen und gewann ihn lieb. Nach seiner Thronbesteigung nahm Friedrich Bielefeld in seine Dienste, und schickte ihn als Legationssekretär mit dem Grafen von Truchses nach London. Später ernannte er ihn zum Gouverneur seines Bruders, des Prinzen August Ferdinand, dann zum Curator der preußischen Universitäten, zum Baron und geheimen Rathe. In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Bielefeld vom Hofe zurück und starb den 5ten April 1770 zu Treben im Altenburgischen. Seine Schriften haben eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die vorzüglichsten derselben sind: Institutions politiques. 1762. 4 Vol. Lettres familières. 2 Vol. 1763. Er hat auch eine deutsche Monatsschrift herausgegeben unter dem Titel: der Einsiedler.

Bienenrecht ist der Inbegriff der zum Besten der Bienenzucht erlassenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Gesetze, und das darin gegründete Recht. Die Bienenzucht ist sehr alt, und war schon zu Moses und Hiobs Zeiten sehr ausgebreitet, indem Honig und Wachs die ältesten Handelsartikel mit sind. Die Bienen werden nach dem römischen Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachsenrechte zu den Gewürmen, und nach verschiedenen Provinzialgesetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, oder dem Geflügel angereihet. Auf seinem Eigenthume ist jeder, Bienen zu halten, befugt, in so fern dem Nachbarn dadurch kein wesentlicher Schaden zugefügt wird, oder von Andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grunde und Boden ist aber zur Anlage eines Bienenstandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erfoderlich, und der Ertheilung derselben können weder die Hutungsberechtigten noch andere Imker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenstellen haben, widersprechen: wenn die Letztern kein besonderes Verbietungsrecht zeigen oder erweisen können, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenstandes ihren ältern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerspruch statt, weil es dem Besitzer einer Bienenstelle freistehen muß, sein Eigenthum selbst, oder durch Verpachtung, zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten 2c., welche von den Bienen entrichtet werden müssen, beruhen auf Observanzen und Particulargesetzen, nach welchen man auch sowohl die Strafe des Bienendiebstahls überhaupt, als der verschiedenen künstlichen Arten desselben zu beurtheilen hat. Wer sogenannte Heer- oder Raubbienen mit Gift oder auf andere Weise tödtet, muß zwar den Eigenthümer derselben entschädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenersatz nicht klagen; weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verständiger Bienenkenner der Letztere gewöhnlich selbst Schuld an der Beraubung seiner Bienen ist. Allein auf die zahmen jungen Bienenschwärmer hat der Eigenthümer des Mutterstocks ein ausschließendes Recht, und er kann sie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Ersatz der dadurch verursachten Beschädigungen, verfolgen und daselbst einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterstocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müssen, weil er gänzlich aus den Augen verschwunden ist, so kann der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf welchem der Schwarm sich gesetzt hat, denselben einfangen oder dessen unentgeldliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter ohne des Eigenthümers Vorwissen, oder wider dessen Willen, eingefangen ha-

Wer hingegen seines Nachbars Bienen verbrennt, weil sie um seinen Stock schwärmen, ist zum Schadenersatz verpflichtet. Der Waldbienenstand endlich gehört zu den Waldnutzungen und mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anspruch machen. X.

Bier. Ohne uns hier über die Zubereitung der verschiedenen Bierarten zu verbreiten, wollen wir nur die Aufzählung der letztern zu dem Gegenstande dieses Artikels machen, nachdem wir über die Entstehung des Biers einige historische Data vorausgeschickt haben werden. Die Erfindung des Biers ist keinesweges der neuern Zeit vorbehalten gewesen: schon seit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch desselben. Der griechische Dichter und Satirenschreiber Archilochus, der ungefähr 700 Jahre, und die griechischen Tragödienschreiber Aeschylus und Sophokles, welche länger als 400 Jahre vor Christi Geburt lebten, nennen es vinum hordeaceum (Gerstenwein). Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäsar, also gerade vor Christi Geburt lebte, gedenkt im zwanzigsten Capitel des ersten Buchs seiner Geschichte ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, welcher ungefähr in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, an mehrern Orten seiner Naturgeschichte von diesem Getränke. Er sagt, daß dasselbe auf verschiedene Weise zubereitet würde, ja, daß es eine Art desselben gäbe, welche noch geschickter als der Wein selbst wäre, die Menschen betrunken zu machen. Er nennt es deßhalb eine abscheuliche Art von Getränk, und beklagt sich über dessen Zubereitung, als ob die gütige Natur den Menschen das Getraide nicht zu einem andern Gebrauche gegeben hätte. Er gibt uns ferner die Nachricht, daß dieses Getränk in Spanien cella und cerla, in Gallien (dem heutigen Frankreich) und in andern Provinzen des römischen Reichs aber cerevisia genannt worden, besonders bei den alten Deutschen in Gebrauch gewesen, und bei diesen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getraides, und von vis, die Macht) geheißen worden sey. Uebrigens haben, sagt man, die Aegyptier, als die ersten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerst erfunden und dergleichen in der spätern Zeit zu Pelusium verfertigt, welches den Namen dieser Stadt geführt haben und sehr berühmt gewesen seyn soll. Jetzt hingegen ist das Bier gänzlich unbekannt in Aegypten. Diese und andere Zeugnisse mehr beweisen es deutlich, daß die Zubereitung des Biers eine der ältesten Erfindungen ist, wobei freilich gänzlich unerörtert bleibt, ob und in wie fern das Bier der Alten mit dem unsrigen, besonders mit dem starken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutsche Wort Bier kann am natürlichsten von bibere (trinken) abgeleitet werden. Was nun die Zubereitung des Biers im Allgemeinen anbetrifft, so müssen wir hier anmerken, daß es vielleicht auf der ganzen Erde, in so fern Bier darauf gebraut wird, nicht zwei Orte gibt, wo der Geschmack dieses Getränks sich vollkommen gleich wäre. Ja, es gibt Fälle, wo selbst in einer und eben derselben Stadt die verfertigten Biere von gänzlich verschiedener Art sind. — Unter den sehr verschiedenen Ursachen, welche dieser Erscheinung zum Grunde gelegt worden, wollen wir nur derjenigen erwähnen, die uns die wirksamste und wichtigste scheint. Dies ist die Verschiedenheit des Wassers, welche selbst in einer und eben derselben Stadt vorhanden ist, wie wir dies aus sehr vielen Beispielen augenscheinlich ersehen können. Es wird zum Beispiel in der kleinen Stadt Königslutter aus dem einen Arme des dortigen Flusses ein Bier, mit Namen Duckstein gebraut, welches das Wasser des zweiten Armes jenes Flusses in der nemlichen Qualität nicht hervorzubrin-

gen im Stande ist. Gleichfalls soll eine halbe Stunde von Breslau aus einem stehenden Sumpfe ein vortreffliches Bier gebraut werden, welches man in der Stadt selbst durchaus nicht in derselben Art verfertigen kann. Auf ähnliche Weise kann das Croßner-Bier, welches einzig und allein auf dem dortigen Schlosse gebraut wird, durchaus nicht von gleicher Güte in der nahe gelegenen Stadt verfertigt werden. Außer dem Wasser, als dem Hauptbestandtheile des Biers, liegen die Ursachen der verschiedenen Qualitäten desselben noch in manchen Nebenumständen, namentlich in dem Unterschiede des Clima's, der Lage der Städte, ja der Brauhäuser selbst, dann der Materialien und der verschiedenen Behandlungsarten, nach welchen die Biere verfertigt werden. — Was die Gesundheit des Bieres und die Zuträglichkeit seines Genusses betrifft; so muß man die leichten und die starken Bierarten von einander unterscheiden. Die leichten schäumenden Biere sind nur im Frühjahre und bald, nachdem sie gebraut worden, gut, und sowohl Gesunden als Kranken heilsam. Mit Ausnahme weniger Individuen, die überhaupt kein Bier vertragen können, sind dieselben, gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht schäumend, für jedermann ein überaus gesundes, dem Magen zuträgliches, Durst stillendes Getränk. Nicht minder empfehlenswerth sind sie in Nierenkrankheiten; auch scheinen eine Menge von Beobachtungen darzuthun, daß sie der Steinkrankheit entgegenwirken; denn dieses Uebel ist in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopfen sind ebenfalls denen zu empfehlen, die zur Schwindsucht Anlage haben, und besonders die von einem trocknen und gallichten, oder sanguinischen und reizbaren Temperament sind; sie stillen den entzündlichen Zustand, wenn die Krankheit einen gewissen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entstehen vor. Die Wirkungen, welche sie in diesen Fällen thun, sind oft bewundernswürdig. Zu den starken oder schweren Bieren gehören einmal mehrere Braun- und diesen ähnliche Weißbiere, zu welchen die Ingredienzien in starken Quantitäten genommen werden; dann aber die geistigen Biere, die eine vollständigere Gährung und Kochung durchgegangen sind und sich länger halten. Die erste Abtheilung enthält die schädlichsten Weiß- und Braunbiersorten, welche trübe, aus schlecht bereitetem Malze verfertigt, schlecht gebraut sind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verursachen, zumal jung, Coliken, Blähungen, Harnzwang u. dgl. Doch verlieren sie diese schädlichen Eigenschaften, wenn sie einige Zeit auf dem Fasse gelegen und die Hefen abgestoßen haben. Ein anderer Nachtheil dieser Biere, den sie selbst für diejenigen haben, die sie gut verdauen, besteht darin, daß sie die Organe des Unterleibes erschlaffen, die Eingeweide verschleimen oder eine übermäßige Entwickelung der zellichten Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die starken geistigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden sind, und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und sind eben so berauschend und noch nahrhafter als der Wein, den sie sehr gut ersetzen. Dahin gehört vorzüglich der englische Porter, der auch in mehreren Krankheiten von nützlicher Wirkung ist. — Bei uns sind die bekanntesten Biere; das altdorfer, altonaer, anspacher, antwerper, das arnstädtische, bamberger, bayrische, böhmische, boitzenburger, dortmunder, brabantische, brandenburgische Bier, die braunschweiger Mumme, das bremer, breslauer, carthäuser, cölnische, colberger, correyer, cottbusser, croßner, danziger, delfter, delitscher, dortmunder Bier, der Duc-

stein, das eckernförder, einbeckische, elbinger, emder, englische (Ale und Porter), erfurter, erlanger, farnbacher, flandrische, frankfurter, freyburger, fürstenwalder, geithayner, giebichensteiner, glückstädter, goslarische (Gose), gothaische, gubener, halberstädter (Breihahn), hallische, hamburger, helmstädter, herforder, jenaische, kieler, königslutter, copenhagner, köstritzer, leipziger, liefländische, lübecker, magdeburger, mannheimer, marburger, merseburger, mühlhauser, münsterische, naumburger, nürnberger, osnabrücker, osteroder, paderbornische, quedlinburger, ratzeburger, regensburger, rostocker, rotterdammer, ruppiner, salzwedler, steinauer, schwabacher, schwedische, schweidnitzer, spandauer, stader, stolpische, stralsunder, torgauer, vacher, wernigeroder, wiener, windsheimer, wismarische, wittenberger, wolgaster, wurzner, zerbster und zütphensche Bier.

Bierey (Gottlob Benedict), Musikdirektor am National-Theater zu Breslau, geboren zu Dresden 1772, genoß den ersten wissenschaftlichen und musikalischen Unterricht im väterlichen Hause, und studirte späterhin Generalbaß und Composition bei Weinlig in Dresden. Nebenbei ließ ihn sein Vater Violine und Oboe erlernen, bei welcher Gelegenheit er auch die Natur der Blase- und Saiteninstrumente in so weit kennen lernte, als er es zur Composition nöthig hatte. Bis in sein siebzehntes Jahr lebte er in Dresden. Entschlossen, sich ganz der Musik zu widmen, ließ er sich bei einer kleinen Gesellschaft als Musikdirektor anstellen. Als er bald darauf bei der C. döbbelinschen Gesellschaft ein Engagement erhielt, und im Jahr 1794 endlich zur Joseph sekondaischen Gesellschaft kam, erhielt er dadurch die beste Gelegenheit, sich practisch auszubilden. Nach der Auflösung der letztern im Jahr 1806 reis'te er im folgenden Jahre nach Wien, wo er die Oper Wladimir schrieb, und von wo er 1808 nach Breslau ging. Bierey begann schon 1797 durch seine Composition der bretznerschen Oper, der Schlaftrunk oder die Assemblee im Mehlkasten, das musikalische Publicum auf sich aufmerksam zu machen. Diese Musik beurkundete, wiewohl sie weder eigentlich genial noch correct ist, ein glückliches Talent, dem diejenigen Mittel, welche Wirkung machen können, bekannt sind und zu Gebote stehen. Eine noch erfreulichere Erscheinung war seine Composition einer andern bretznerschen Oper, Rosette oder das Schweizermädchen. Wir sind geneigt, diese Oper, sowohl ihres wirklichen innern classischen Werths, als auch der überraschenden theatralischen Wirkung wegen, für eine der würdigsten Arbeiten, welche die deutsche Theatermusik aufzuweisen hat, zu erklären. Um so mehr war es zu beklagen, daß dieser Componist, durch ein mißverstandenes Wohlgefallen an den cherubinischen Werken verleitet, diese zu seinen Mustern wählte, und fremde Formen sich anzueignen und wiederzugeben suchte, deren innerer Gehalt ihm unerreichbar bleiben mußte. Daraus konnte nur ein gezwungenes, mechanisches, todtes Werk entstehen, dergleichen nach dem Urtheil aller Kenner sein Wladimir ist, weßwegen ihm auch nur ein succès d'estime zu Theil geworden. Außer den genannten ist uns noch seine Musik zu den Gemsenjägern bekannt, die ebenfalls eine rühmliche Erwähnung verdient, aber wegen des gänzlich werthlosen Textes nie von besonderer Wirkung seyn wird. Ueberhaupt scheint dieser Componist in der Wahl seiner Texte mit wenigem Urtheil zu Werke zu gehn. Statt seine Kunst an das erste beste Machwerk zu wenden, möchten wir ihm rathen, mit Dichtern in Verbindung zu treten, die ihm würdigere Arbeiten zu liefern im Stande sind. Alsdann würde es ihm gewiß gelingen, für seine Compositionen allenthal-

ben denjenigen Beifall und Antheil zu erlangen, welchen sie verdienen. Dem Namen nach führen wir noch folgende Operetten Biereys an: die Liebe im Lager; Phädon und Naide; der Apfeldieb; L'asilo d'amore; der Mädchenmarkt; Liebesabenteuer; Jery und Bätely; die böse Frau; die Ehestandscandidaten; der Zauberhain; das Donauweibchen, dritter Theil; das Blumenmädchen; Clara, Herzogin von Bretagne; der betrogene Betrüger; der Ueberfall; die Pantoffeln; und die offene Fehde. Außerdem hat er noch mehreres andere, auch ein theoretisches Werk über den Generalbaß, geschrieben.

Biester (Johann Erich), erster Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, verdient als ein Mann, der nicht nur in seinem nächsten Wirkungskreise durch die uneigennützigste Bereitwilligkeit in Mittheilung der seiner Aufsicht anvertrauten literarischen Schätze vielfach genutzt, sondern auch mit wohlgemeintem Eifer für die Verbreitung der Aufklärung kräftig gewirkt hat, einer löblichen Erwähnung. Wir entlehnen aus seiner von ihm selbst entworfenen Biographie folgende Umstände seines Lebens. Geboren im J. 1749 zu Lübeck, woselbst sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, zeigte er bei einer sorgfältigen Erziehung früh Neigung für Sprachen, und ward daher den Studien gewidmet. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter des würdigen Overbeck Leitung einen guten Grund im Griechischen und Lateinischen gelegt und die alten Dichter kennen gelernt, außerdem auch hinreichende Kenntniß des Französischen, Englischen und Italiänischen sich erworben hatte, um auch in diesen Sprachen die Meisterwerke der Dichtkunst zu lesen, bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Allein seine Lieblingsfächer blieben Literarhistorie, Sprachen, Kritik, Geschichte. Er konnte mit angestrengtem Fleiße arbeiten, allein er faßte keinen bestimmten Lebensplan, weder zum Brot= noch zum Ruhmerwerb. Eine innige Freundschaft schloß er zu Göttingen mit Bürger, Mathias Sprengel, dem Baron Kielmannsegg und einigen andern gleichgesinnten Jünglingen. Shakspeare's erhabenem Genius ward in diesem Kreise mit gerechter Bewunderung gehuldigt. Auf Sprengels Dringen versuchte jedoch Biester gemeinschaftlich mit jenem auch eine Uebersetzung aus spanischen Dichtern. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt begann er die juristische Praxis und arbeitete nebenbei an der rostockischen gelehrten Zeitung und nachher an der allgemeinen deutschen Bibliothek. Nach anderthalb Jahren kam ihm der Antrag zu einer Lehrerstelle an dem Pädagogium in Bützow, wohin er Ostern 1773 ging. Es fanden sich damals vorzügliche Männer dort, mit denen er in Berührung kam: Tetens, Tox, Karsten, Witte, Trendelenburg, Quistorp und Andere. Biester lehrte Sprachen, Geschichte und sogenannte schöne Wissenschaften, und ward 1774 Doctor der Rechte, um auch vor Studenten Collegia lesen zu können, über Universalhistorie, Rechtsgeschichte und griechische Autoren. Im J. 1775 legte er sein Amt nieder, machte eine Reise nach Berlin, hielt sich dann noch in Mecklenburg und Lübeck auf, und trat 1777 zu Berlin die Stelle eines Privatsecretärs bei dem die Künste und Wissenschaften eifrig liebenden und befördernden Minister von Zedlitz an. Biester befand sich hier glücklich in einem angemessenen Wirkungskreis als der Haus= und Tischgenosse eines edeln Mäcen. Er kam mit den trefflichsten und ausgezeichnetsten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigsten verband er sich mit Gedike, dessen Eifer auch ihn bald zu öffentlicher Thätigkeit anmahnte. Sie unternahmen 1783 gemeinschaftlich die berlinische Monatsschrift, welche vornehmlich

durch Biesters Thätigkeit und Verbindungen zu einem der gehaltvollsten Journale wurde, die damals erschienen. Mit edler Freimüthigkeit bemühte sich Biester, Vorurtheil und Aberglauben von ihrer gefährlichen, Betrug und Täuschung von ihrer schädlichen, und die Machinationen der Jesuiten und Aller, welche diesen gleichen, von ihrer abscheulichen Seite treu darzustellen, dagegen der Vernunft und Aufklärung das Wort zu reden. Wir müssen indeß unpartheiisch hinzusetzen, daß er wohl oft in der Aufspürung des nicht selten nur vermeintlichen Jesuitismus zu weit ging, und dadurch, daß er unaufhörlich auf ein Thema zurückkam, das Mancher für ein Hirngespinst hielt, nicht ganz ungegründeten Anlaß zum Spott und Tadel gab, und seinen wahren Verdiensten schadete. Im J. 1783 ward eine Stelle bei der Bibliothek erledigt. Dies war ein Amt, das seinen Wünschen ganz entsprach. Friedrich II. ließ im Januar 1784 Biestern zu sich kommen, unterhielt sich mit ihm und ernannte ihn sofort zum Bibliothekar. Bedeutende Verdienste erwarb sich Biester in diesem Amte. Er ordnete die Bibliothek, öffnete sie dem allgemeinen Gebrauche und hat die Freude, sie auf seine Vorschläge vielfach bereichert zu sehen. Der jetzige König, der sie mit der Akademie verband, ernannte Biestern zum Mitgliede dieses Instituts. Außer der berlinischen Monatsschrift, die er von 1791 an noch allein, mit einigen Unterbrechungen und Veränderungen, eine Reihe von Jahren lang fortsetzte, verdanken wir ihm eine Uebersetzung von Anacharsis Reisen, die er mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert hat, welche von seiner genauen Kenntniß des Alterthums zeugen.

Bievre (Marschall, Marquis von), geboren 1747, diente unter dem Corps der Mousquetiere, einer damaligen adlichen Leibgarde der Könige von Frankreich, und erwarb sich einen gewissen Namen durch seine witzigen Antworten und Calembourgs, welche bald in die Mode kamen. Nachdem er verschiedene Broschüren und Unterhaltungsschriften herausgegeben hatte, brachte er 1783 le Seducteur, ein versificirtes Lustspiel, auf die Bühne, welches gedruckt worden und sich auf dem Repertorium erhalten hat, wiewohl das Stück schlecht von Plan und Ausführung ist. Ein anderes Lustspiel von ihm, Les Reputations, ist nach der ersten Aufführung verschwunden. Als einen Beweis seiner Fertigkeit in treffenden Antworten führt man an, daß, als er Ludwig XV. vorgestellt wurde, dieser den Wunsch äußerte, einen Calembourg von ihm zu hören. Donnez-moi un sujet, Sire, sagte Bievre. — Faites-en un sur moi. — Sire, le roi n'est pas un sujet, war die geistreiche Antwort Bievre's. Im J. 1789 war er nach Spa zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen und starb hier. Wie man behauptet, blieb er auch auf dem Sterbebette seiner Neigung für die Calembourgs treu. Mes amis, sagte er sterbend, je m'en vais de ce pas (de Spa). Man hat mehrere Schriften von ihm, unter andern auch einen Almanach des Calembourgs. Deville hat unter dem Titel Bieveriana seine Calembourgs gesammelt herausgegeben.

Bigamie ist die in den Gesetzen verbotene Ehe mit zwei Personen. Vormals wurde sie mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des Ehebruchs bestraft.

Bilanz oder Bilance, bei den Kaufleuten die monatliche oder jährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn und Verlust, Foderungen und Schulden gegen einander zu halten, und die Hauptsummen einander gleich zu machen, indem man das, was der einen Hauptsumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo, d. h. zum Abschluß, hinzurechnet. Man kann es mit einem Worte durch Schluß-

rechnung oder Abschluß ausdrücken. Das Buch, worin diese Rechnung geführt wird, heißt Bilanzbuch.

Bild ist, nach Kant, die empirische mittelbare Darstellung eines Gegenstandes, in so fern derselbe ein Mannichfaltiges in gewissen Verhältnissen, mithin eine Gestalt in sich enthält. Wir werden diesen Gegenstand aus vier verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten haben, nämlich physiologisch, psychologisch, ästhetisch und artistisch. Physiologisch betrachtet ist Bild verkleinerte Darstellung der dem Auge vorschwebenden Gestalten, Farben, Bewegungen und anderer sichtbaren Eigenschaften und Verhältnisse der Körper, mittelst des Lichts und seiner Strahlen auf dem hintern Grunde der Netzhaut, welche letztere nichts anders als der verbreitete Sehnerve ist. Dies ist die gewöhnliche physiologische Erklärung von dem, was wir Sehen nennen; psychologisch liegt es nun dem Anthropologen, Psychologen und Philosophen ob, auszumachen, wo die letzte Ursach des Sehens und des Bewußtseyns desselben vorhanden seyn möge. Wie man sich nun auch hierüber mit einander verständigen möge, so bleibt es doch ausgemacht, daß es die Einbildungskraft ist, welche jenes Bild durch die Sinne überkommt und den materiellen Stoff in einen geistigen verwandelt. Aesthetisch und artistisch genommen, ist Bild die sichtbare Darstellung, oder Vorstellung eines körperlichen oder verkörperten Gegenstandes, welches seinem Urbilde in allen seinen Theilen nach seinen sichtbaren Aeußerungen mit treuster Angemessenheit nachgeahmt ist. Diese Darstellung ist auf verschiedene Weise möglich, je nachdem sie durch verschiedene räumliche, an Stoffen angewandte, Mittel bewerkstelligt wird, entweder für das Gesicht allein, oder für das Gesicht und physische Gefühl zugleich (s. Bildnerei). Man kann daher eine Zeichnung, einen Kupferstich, ein Gemälde, eine Statue, jedes andere Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein ein Bild nennen, obschon man häufig vorzugsweise die Gemälde so nennt. Nun nimmt aber der Künstler das Urbild seiner Darstellung entweder aus der Wirklichkeit, oder aus der Einbildungskraft, und in jedem dieser beiden Fälle ist sein Verfahren, wie seine Wirkung verschieden. Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor sich hat, da wird nur eine mittelbar hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm in Thätigkeit gesetzt; ein solches Werk wird nämlich eine bloße Abbildung, an die man nur die Foderungen der Wirklichkeit zu machen hat. Wo hingegen nur das Urbild vor der Seele des darstellenden Künstlers schwebt, da ist die eigentliche productive (unmittelbar hervorbringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier stellt sich also das Aesthetische von selbst ein, weil der Stoff dadurch, daß die productive Einbildungskraft denselben erst gänzlich bilden, ihn dann um- und ausbilden und ihn zuletzt mit dem lebendigen Gepräge des Menschlichen ausprägen muß, Bedeutsamkeit erhält und dann weit entfernt, ein bloßer roher Stoff zu scheinen, vielmehr als eine vollendete menschliche Natur, als ein rein in sich abgeschlossenes Ganzes sich darstellt. Diesem nach scheint es, als ob man vorzugsweise nur die sichtbare Darstellung eines körperlichen Gegenstandes ein Bild nennen könne, in so fern sich nämlich in dieser Darstellung die productive Einbildungskraft zu erkennen gibt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, sondern nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendiger Weise mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung ist ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenschaften in sich fassen, nämlich eine artistische und eine ästhetische. Durch die artistischen Eigenschaften müssen die Wir-

lichkeits-Foderungen, durch die ästhetischen hingegen der Schönheitssinn befriedigt werden. Jenes geschieht durch genaue Beachtung des physischen und physiologischen Bildes; dieses hängt von den Gesetzen der Einbildungskraft selbst ab. Der reproductive Künstler hat alles gethan, was ihm oblag, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also dem in der Natur physisch vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältnissen richtig ist. Der productive Künstler hingegen hat zwar alle diese Pflichten ebenfalls auf sich, weil ohne dies seine Darstellung ein Unding seyn würde; allein er soll uns noch über dieses alles eine Totalanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich abgeschlossenes Ganze erscheinen kann, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist und das Gemüth durch Bedeutsamkeit ergötzt. Außer den oben angegebenen vier verschiedenen Rücksichten, unter welchen wir den Begriff Bild betrachtet haben, müssen wir hier noch einer fünften erwähnen, nämlich der poetischen. Es gibt nämlich auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. In so fern nun Worte das Organ der Poesie sind; so kann man ein solches Bild ein poetisches nennen. Zum Wesen der Poesie gehört es, Bilder und in Bildern darzustellen. Was man nun aber in der Poesie Bild nennt, hat nur uneigentlich diesen Namen, weil dies Bild, gleich der Vorstellung durch ein Bild, Glauben an eine äußere Realität und dadurch Empfindung bewirkt. Man denkt also hierbei mehr an die Beschaffenheit der Vorstellung durch ein Bild, als an das Bild selbst. Bild wird demnach hier bloß metaphorisch gebraucht, als bloße Vorstellung, welche mittelst der Einbildungskraft auf eine Anschauung bezogen wird, so, daß diese den Schein des Seyns erhält, welcher dem Bilde, so wie das Seyn selbst der Anschauung zukommt. Uebrigens ist die Sphäre des Bildes von vielen noch mehr erweitert, und nicht bloß in der Poesie, sondern auch in allen Künsten, gestattet worden. Denn außer der Mimik, welche einige der Plastik beigesellen, zeigt sich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunst (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunst (Tonbilder), so wie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen diesen Künsten pflegt man jedoch dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, Figur (s. d. Art.) zu nennen. Was hier noch von dem musikalischen Bilde zu sagen seyn möchte, soll in dem Artikel, musikalische Malerei, besonders abgehandelt werden.

Bildende Künste, s. Bildnerei.

Bilderlehre (Ikonologie) ist die Kunst, sittliche Wahrheiten unter Sinnbildern vorzutragen und diese Sinnbilder zu erklären, oder die Kenntniß der Bilder zu verschaffen, durch welche sittliche Wahrheiten sinnlich dargestellt werden können.

Bilderstürmer (Ikonoklasten), nannte man diejenigen Anhänger der christlichen Religion, welche in den Kirchen weder Bilder, noch viel weniger aber die Verehrung derselben dulden wollten. Der Streit über den Bilderdienst fing zuerst in Griechenland an, und verbreitete sich von da durch Europa, war aber besonders im achten und neunten Jahrhunderte sehr heftig. In den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt wußte man bei den Christen von keinen Gemälden und Bildnissen in den Kirchen, ja man machte ihnen sogar einen Vorwurf daraus. Die erste Veranlassung zum christlichen Bilderdienste gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaisern Ehrensäulen mit ihren Bildnissen errichtete, theils auch der Umstand, daß man das Andenken der Bischöfe und der Märtyrer durch ihre Bildnisse zu erhalten

suchte. Man stellte diese im vierten, besonders aber im fünften Jahrhunderte nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen jedoch einige Verehrung zu erweisen. Allein seit dem sechsten Jahrhunderte fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küssen, Lampen vor ihnen anzuzünden und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrennen, auch ihnen Wunder zuzuschreiben. Manche Bischöfe suchten die Christen von dieser Verehrung der Bilder abzuziehen; andere duldeten sie bloß als eine anständige Verzierung der Kirche, da hingegen noch andere sich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei näherten. Der orientalische Kaiser, Leo III., welcher dem Aberglauben und der Verehrung der Bilder sehr abgeneigt war, befahl im Jahre 726 alle Bilder der Heiligen, Christus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen, und sich der Verehrung derselben ganz zu enthalten. Ueber diesen Befehl entstand zuerst auf den Inseln des Archipelagus ein Bürgerkrieg. Da jedoch die Päpste Gregor II. und III. sich des Bilderdienstes annahmen, der Kaiser Leo hingegen nicht, wie sie verlangten, seinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deßhalb für keinen wahren Christen erklärten, so fingen auch in Italien Leo's Unterthanen an, sich zu empören. Von nun an bildeten sich zwei Parteien in der christlichen Kirche, nämlich die Bilderverehrer und Bilderstürmer, die einander wechselseitig verfolgten und mordeten. Leo's Sohn, Constantin, der ihm 741 in der Regierung und auch seinem Beispiele in Ansehung des Bilderverbots folgte, verfuhr jedoch gelinder. Er hielt 754 eine Kirchenversammlung zu Constantinopel, auf welcher sowohl der Gebrauch, als die Verehrung der Bilder verworfen wurde. Auch Constantins Sohn, Leo IV., welcher 775 zur Regierung kam, folgte denselben Beispielen; allein seine Gemahlin Irene ließ ihn im Jahre 780 vergiften, und eine Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien in Klein-Asien bestätigte 786 die Verehrung der Bilder, und belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Allein, wenn schon die Griechen und Italiäner dem Bilderdienste gänzlich ergeben waren, so folgten doch die meisten Christen im Occidente (Britten, Deutsche, Franzosen), ihrem Beispiele nicht, sondern behaupteten vielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen aufstellen könne, daß sie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt werden dürften. Auch Carl der Große schrieb (wahrscheinlich mit Beihülfe Alcuins) gegen den Bilderdienst, und eine Kirchenversammlung, die er 794 zu Frankfurt am Main halten ließ, sprach für ihn und seine Schrift, troß der Gegenschrift des Papstes Hadrian. Unter den Griechen ging jedoch der Bilderstreit, nach Irenens Verweisung (802), von neuem an, und dauerte fast die Hälfte dieses Jahrhunderts hindurch. Ihr Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder ihre Gegner nicht verfolgen. Endlich stellte die Kaiserin Theodora, nach einer 842 zu Constantinopel gehaltenen Kirchenversammlung, bei den Griechen den Bilderdienst wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 879 daselbst gehaltene Kirchenversammlung bestätigt wurde. Im occidentalischen Reiche behielt man anfänglich noch immer die Bilder bei, jedoch bloß, um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dahingegen die eigentliche Verehrung derselben verboten war. Dieses verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen 824 zu Paris gehaltene Kirchenversammlung. Allein nach und nach entfernte man sich von dieser Meinung, und das Urtheil des Papstes, dessen Ansehen immer mehr wuchs und welches

ür den Bilderdienst sprach, fand endlich auch in der occidentalischen Kirche Eingang.

Bildhauerei ist diejenige bildende Kunst, welche Bilder von körperlichen oder verkörperten Gegenständen mit der möglichsten Wahrheit nach allen drei Raumerfüllungen, der Länge, Breite und Tiefe, mittelst des Meißels in harte Massen darstellt. Diese Werke werden in runde und halbrunde eingetheilt. Unter runden Figuren versteht man solche, welche von allen Seiten betrachtet werden können. Sie sind verschiedener Art, entweder ganze Körper, Hermen, Bruststücke, Büsten, Köpfe, Antlitze (Maschera, Gesicht ohne Hinterhaupt); außerdem Postamente, Vasen und andere Geräthschaften. Unter halbrunden Figuren versteht man Figuren, die bloß einem Theile der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Diese erhabene Arbeit nennt man gewöhnlich Reliefs und theilt sie, je nachdem sie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke herausstehen, in haut-, demi- und bas-reliefs ein. In Hinsicht des mechanischen und technischen Theils kommen zuerst Material und Werkzeug in Betracht. Das Material ist bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten ist der Marmor die für den Künstler schicklichste Masse. Das vornehmste und fast einzige Werkzeug der Bildhauerkunst ist der Meißel, von welchem es aber verschiedene Arten gibt, wie z. B. das Spitzeisen, das Zahneisen, der Pickhammer, das Breiteisen, das Rundeisen, das Zwergeisen. Zur Arbeit von Marmor sind sie alle von Stahl und werden mit eisernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandsteine hingegen hat man sie nur verstählt und treibt sie mit hölzernen Schlägeln. Die fernern Instrumente der Bildhauerei sind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raspel; Nebenwerkzeuge die Mensur, das Richtscheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taster). Bevor aber der Künstler an diese Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Masse geformt haben, deren Weichheit ihm wenigere Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende, härtere Masse. Ein solches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künstler öfters noch eine Skizze verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künstlern vertritt die Skizze nicht selten die Stelle des Modells selbst; andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man sich zu beiden des nassen Thons oder Wachses. Der Thon wäre die geschickteste Materie, Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa an allen Theilen gleich sehr zusammen (in welchem Falle dasselbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), sondern die kleinen Theile trocknen weit geschwinder zusammen, wie die größern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, am spätesten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher sein Modell von Thon, oder von Gips und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieser Arbeit auf dem Poussirstuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe desselben, welche sich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, sondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelst der Poussirhölzer bildet er hier die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Poussirhölzern und dem nassen Schwamme weiter und ebnet ihn mit dem nassen Pinsel. Nachdem nun der Künstler auf diese Weise der weichen Masse Form gegeben hat, so trägt er diese auf die harte Masse über, in welcher das Werk eigentlich ausgestellt werden soll. Der Block, welcher dazu bestimmt ist, zu

demselben verarbeitet zu werden, steht vollkommen senkrecht auf einem Gestelle, oder dem sogenannten Poussirstuhle, auf welchem er, mittelst eines Hebebaums, nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes steht, ebenfalls auf einem Poussirstuhle das Modell. Nachdem nun diese Vorkehrungen sämmtlich getroffen sind, begibt sich der Künstler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es nun eine doppelte Art, nach Maßgabe des Modells die Massen zu bearbeiten, die practische und die academische. Nach der ersten Art überzieht der Künstler Modell und Block mit einander durchschneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältnissen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells seine Flächenmasse gleichergestalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewissermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, so wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells bestimmt werden kann, so wird der Künstler seiner künftigen Figur allerdings ein gewisses Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung seines Auges überlassen und muß deßhalb beständig zweifelhaft seyn, ob er, in Hinsicht auf sein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Masse weggenommen. Er ist ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche anzeigt, durch solche Linien zu bestimmen, durch die er ganz untrüglich und ohne die geringste Abweichung eben dieselben Umrisse auf seinen Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Gränzen der Tiefen gesetzt werden können: so kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen ist, nicht wieder ersetzt werden. Und endlich ist es ein Hauptmangel dieser Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben so oft, nicht ohne Besorgniß der Abweichung, von neuem müssen gezogen und ergänzt werden. Diese Ungewißheit nöthigte die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der französischen Akademie in Rom zum Copieren der Antiken zuerst erfunden war. Nach dieser befestigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die sogenannte Mensur, welches ein viereckiger Rahmen ist, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifaden herunterfallen läßt. Durch diese Faden werden die äußersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnlicheres Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, wodurch er in den Stand gesetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei seiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist; so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist. Um diesem Uebelstande auszuweichen, bemüht man sich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifaden durch Horizontallinien durchschneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen

or ihm noch unbekannten und sehr sinnreichen Weg, auf welchem er as richtige Verhältniß der Figuren zu bestimmen suchte. Eine Nach-cht davon findet man in Vasari's Leben der Maler ꝛc. ausführlicher ufgezeichnet, als es hier geschehen kann, weßwegen wir dahin verwei-n. Hat nun der Künstler nach einer dieser Methoden jeden Theil sei-es Modells nach seiner Lage und seinem Verhältniß an dem Blocke estimmt, so arbeitet er denselben mit dem Eisen und, nach Erforderniß er Umstände, mit dem Bohrer aus, vermittelst welcher Instrumente er ie überflüssigen Theile von der Masse wegnimmt. Hierbei geht er von em äußersten Punkte nach den innern Punkten fort und gründet so alle auptpunkte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. s. w. von allen Seiten. Ist ein Punkt gefunden und, wo es möglich ist, mit dem Boh-r vorgearbeitet, so schlägt der Künstler den überflüssigen Stoff mit em Spitzeisen aus, läßt jedoch noch etwas stehen, damit es ihm bei der usarbeitung nicht fehle. Anfänglich schlägt er jeden Theil eckig aus, ann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das isen darf, damit nicht zu viel Stein abspringe, immer nur wenig auf nmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, e er bekommen soll, erhalten; so wird er auspoussirt (mit dem Zahn-sen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinsten und zartesten heilen gemacht. Die Massen unter den schwebenden oder schwachen heilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwischen den Fingern nd Füßen, den Falten u. s. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeisen icht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspoussiren vermit-lst des Bohrers und der Raspel weggenommen, welches eine sehr müh-ıme Arbeit ist. Auf dieselbe Art entstehen auch die Vertiefungen des rausen Haupthaars, der Nasenlöcher u. s. w. Hierauf schreitet der ünstler zu dem Zahnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneisen alle isher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, ichtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er sich des Tastercirkels, um e Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modelle zu bestimmen. Nun eht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und uber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteisen, dem Rund-sen und dem Zwergeisen geschieht. Das erste ebnet gemeiniglich das ackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die alten, und das dritte die kleinen schwebenden Theile. Da aber das isen den harten Stein nicht völlig ebnet, so muß ihm die Raspel zu ülfe kommen, welche überdies die feinsten Theile, z. B. die Augenlie-r, Nägel u. s. w. ausbildet. Nach dem Unterschiede der Flächen wer-n gerade, aufgeworfene, runde, flache u. a. Raspeln erfodert. Das auhe, welches sie zurücklassen, wird mit feinem Sandsteine abgeschlif-n. Besteht die Materie des Werks aus Marmor, so erhält dieser zu-zt noch Politur, entweder mit gepulvertem Bimstein und einem feuch-n Tuche, oder mit Zinnasche, oder, und zwar am häufigsten bei ge-rbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder it Schmergel. — Was endlich den ästhetischen Theil der Bildhauerei ibetrifft, als welcher nicht sowohl bei dem Bildhauer selbst, als viel-ehr bei dem Verfertiger des Modells in Anregung kommt, so wollen ir, da die Bildhauerei überhaupt mit der Bildnerei in eine Gattung sammenfließt, oder vielmehr in dieser selbst begriffen ist, von dem Aest-tischen der Bildhauerei in dem Artikel, Bildnerei, reden, auf wel-en wir hiermit verweisen.

Bildhauer der Griechen. Dädalus aus Athen lebte et-a vierzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Er war besonders

in Creta, in Sicilien und einem großen Theile von Italien berühmt. So roh auch seine Werke waren, so sagt doch Pausanias von ihnen, daß man etwas Göttliches an ihnen bemerkte. Smilis, ein Zeitgenosse des vorigen, aber nicht so berühmt. Nach diesen Künstlern verging eine lange Zeit, zwar nicht ohne Werke, aber doch ohne die Künstler derselben dem Namen nach zu kennen. Der erste, der wieder genannt wird, ist Epeus, der den Griechen nach Troja folgte, als sie diese Stadt belagerten, und daselbst das berühmte trojanische Pferd verfertigte. Nach ihm verflossen 500 Jahre, in welchen man keinen Künstler namentlich aufgezeichnet findet. Der erste, dessen Namen sich seit der Belagerung von Troja erhielt, scheint Rhökus aus Samos zu seyn, welcher wahrscheinlich weit vor dem siebenten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte. Er soll die Kunst zu modelliren und zuerst Statüen in Erz zu gießen erfunden haben. Theodorus und Telekles, Söhne des vorigen, reis'ten der Kunst wegen nach Aegypten. Der erstere machte in Ephesus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythischen Apoll zu Samos, und der letzte die andere Hälfte zu Samos; eine Sitte, welche nur bei dem Zustande der ägyptischen Kunst, nach welcher sich diese beiden Künstler gebildet hatten, möglich war. Theodor, der auch Architekt war, soll das Labyrinth zu Samos gebaut, so wie auch den berühmten Sardonyx verfertigt haben, welchen Polykrates in das Meer warf und in einem Fische wiederfand. Dibutades, dessen Zeitalter man nicht genau weiß, soll die Kunst, Portraits in gebrannter Erde zu machen, erfunden haben. Seine Tochter Kalirrhoe zeichnete den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle an der Wand ab. Diese Erfindung der Tochter brachte den Vater auf die seinige. Euchir von Corinth begleitete 663 Jahre vor unserer Zeitrechnung den Demaratus, den Vetter des ältern Tarquin, nach Hetrurien. Er soll die Modellirkunst nach Italien gebracht haben. Malas von Chios ist wie sein Sohn Misciades bloß dem Namen nach bekannt. Anthermus, des Malas Enkel, hinterließ auf Delos und Samos Statuen. Dädalus aus Sicyon lebte ungefähr 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung und ist berühmt wegen seiner Söhne oder Schüler Dipönus und Scytus, welche zu Sicyon die Statuen des Apoll, der Diana, des Herkules und der Minerva machten. Diese berühmten Künstler wurden die Meister einer großen Schule. Tektäus und Angelion, Schüler der vorigen, verfertigten die Statuen des Apoll und der Diana, für den berühmten Tempel zu Delos. Learchus von Rhegium, gleichfalls ein Schüler des vorigen, hatte die älteste Statue von Erz gemacht, welche man zu den Zeiten des Pausanias kannte. Sie stellte den Jupiter vor und war aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Dorykldas und Medom, Spartaner, gleichfalls Schüler der beiden erwähnten Brüder. Dontas, aus Sparta, ein Mitschüler eben dieser Brüder. Theokles, Mitbürger und Mitschüler jener. Bupalus und Athenis von Chios, Söhne des Anthermus und Enkel des Malas, lebten etwa 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung und waren wahrscheinlich auch Mahler. Der Dichter Hipponax, ihr Zeitgenosse, der sehr häßlich war, wurde von ihnen übertrieben häßlich gebildet, und verbreitete deßhalb so beißende Gedichte gegen sie, daß man glaubt, sie hätten sich aus Verzweiflung darüber erhenkt. Beider Werke waren übrigens sehr geschätzt und verbreitet. Perillus (Perilaus) arbeitete für Phalaris, welcher ungefähr 564 Jahre vor unserer Zeitrechnung der Oberherrschaft von Sicilien sich bemächtigte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunstwerk, in welchem aber, wie be-

annt, der Künstler selbst verbrannt wurde. Bathykles lebte un-
;efähr 530 Jahre vor Christi Geburt und machte sich besonders durch
Basreliefs berühmt. Kallimachus, besonders wegen Erfindung
es Capitals der corinthischen Säule berühmt, war stets mit seinen
Hervorbringungen unzufrieden. Er soll auch Maler und Baukünstler
jewesen seyn. Laphaes, aus Phliunt, von dem man sehr wenig
veiß. Katlon, von Aegina, Schüler des Tektäus und Angelion,
ebte ungefähr 540 Jahre vor Christi Geburt. Kanachus, ein Zeit-
jenosse des vorigen, war berühmter als sein Bruder Aristokles.
Merächmus und Soidas von Naupactus, lebten mit Kanachus
ind Kalton zugleich. Sie bildeten eine Diana Laphria von Elfenbein
ind Gold gemeinschaftlich in dem Tempel dieser Göttin zu Kalydon.
Kalamos lebte zwischen Kanachus und Myron. Sowohl die Venus
hinter der ehernen Löwin, welche man der Leäna zu Athen errichtete,
ils die Pferde am Wagen des Königs Gelo von Syrakus waren von
hm. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon von
Krotona, der durch seine außerordentliche Stärke so berühmt war, und
:twa 532 Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte. Iphikrates bildete
die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verschwörung des Harmo-
dius und Aristogiton gegen Hipparchus (514 J. v. Chr. G.) wußte
ind dennoch auf der Tortur, auf welcher sie starb, nichts davon ver-
rieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieses Mädchens auszudrü-
cken, gab der Künstler der Löwin keine Zunge. Ageladas war der
erste, welcher Nerven und Adern ausdrückte und die Haare besser aus-
arbeitete. Myron, ein Schüler des vorigen, soll Haare und Bart
nit so weniger Kunst, wie das rohe Alterthum, aber die Köpfe gut ge-
bildet haben. Von ihm ist, unter andern sehr gefeierten Arbeiten, die
berühmte Kuh desselben. Polykletus von Sicyon, ein Mitschüler
des vorigen und Schüler des Ageladas, wird sehr häufig mit andern
gleiches Namens verwechselt. Onatas von Aegina war, nach dem
Zeugnisse des Pausanias, einer der besten Bildner des Alterthums. Die
sogenannte schwarze Ceres, welche zu Phigalea gestanden hatte, und
verbrannt war, wurde diesem Künstler um jeden Preis wieder zu bilden
aufgetragen. Hegias von Athen war ein Zeitgenosse des Onatas und
Ageladas. Man lobte seine Statue der Minerva und des Pyrrhus.
Kalliteles, ein Sohn oder Schüler des Onatas, arbeitete mit
seinem Meister an dem Merkur zu Elis, der einen Widder trug. Si-
non von Aegina und Dionysius von Argos zur Zeit des Hiero.
Das Pferd des Letztern an dem berühmten Wagen mußte außerordent-
lich natürlich gebildet seyn, da es durch ganz sonderbare Vorfälle be-
kannt wurde. Glaukus von Argos lebte ungefähr 498 Jahre vor
Christi Geburt. Nikodamus von Mänalus, vielleicht ein Zeitgenosse
des Vorigen. Anaxagoras von Aegina, bildete die Statue
Jupiters, welche die Griechen nach der Schlacht bei Platäa (479 Jahre
vor Christus) zu Olympia aufrichteten. Er hat auch über die Per-
spective geschrieben. Socrates und Aristomenes von Theben
im Jahre 435 vor Christus. Eladas von Argos wurde durch Phi-
dias von Athen, seinen Schüler bekannt. Dieser große Künstler lebte
in der glücklichen Periode Griechenlands, als Xerxes aus demselben
vertrieben war, und sich die Griechen Ehre und Reichthümer erworben
hatten. Er wurde vom Perikles zum Director aller seiner großen Baue
gemacht. Seine Werke zeichneten sich vorzüglich durch einen Charakter
der Größe aus. Er arbeitete in Erz, Marmor und Elfenbein. Seine
berühmtesten Werke sind der Jupiter zu Olympia und die Pallas zu

Athen, beide von Elfenbein, deren Beiwerke, als Gewand, Thron, Schild u. s. w. von Gold mit köstlichen Steinen geschmückt waren. Außerdem verfertigte er noch eine Pallas aus Erz für die Athenienser, eine Venus Urania im Tempel des Vulkan, eine Nemesis in ihrem Tempel bei Marathon, welche er aus demselben Stücke parischen Marmors verfertigte, welches die Perser zu einem Denkmale ihres Sieges über die Griechen bestimmt hatten; seine Amazone, welche man die schöngestaltete, oder die schönste nannte. Er arbeitete bloß einen einzigen Knaben nach dem Leben. Theokosmus von Megara arbeitete mit Phidias zugleich an der Statue des olympischen Jupiters zu Megara. Sie war von Gold und Elfenbein, wurde aber nicht beendigt. Apelles bildete die Statue der Cyniska, der Tochter des spartanischen Königs Archidamus, welcher 430 Jahre vor unserer Zeitrechnung starb. Cyniska war das erste Weib, welches im Wagenrennen zu Olympia den Preis erhielt. Stipax von Cypern war zu den Zeiten des Plinius noch einer einzigen Statue wegen berühmt, welche einen jungen Menschen vorstellte, der ein Feuer anblies. Myrmecides von Milet bildete einen Wagen mit vier Pferden, der so klein war, daß ihn eine Fliege mit ihrem Flügel und ein Schiff, welches eine Biene mit dem ihrigen bedecken konnte. Diese beiden Werke waren von Marmor. Kallikrates von Lacedämon bildete einen ähnlichen Wagen. Alkamenes aus Attika, der berühmteste Schüler des Phidias, arbeitete in Erz und Marmor. Sein Sieger in fünf Wettstreiten, sein Vulkan, dessen hinkendes Bein mehr verhüllt als verborgen war, seine sogenannte Venus in den Gärten, die sich sogar unter den schönsten Statuen in Athen auf das allervortheilhafteste auszeichnete, und sein Amor in der Stadt Thespia waren seine berühmtesten Werke. An seine Venus soll Phidias selbst die letzte Hand gelegt haben. Merkwürdig ist seine Hekate zu Corinth, weil sie die erste war, welche aus drei zusammengesetzten Figuren bestand, und doch nur eine einzige ausmachte. Agorakritus von Paros, der geliebteste Schüler des Phidias, welcher sogar oft seine eigenen Werke für Werke seines Schülers ausgegeben haben soll, wetteiferte bei Verfertigung einer Venus mit dem Alkamenes, nnd wurde von den Atheniensern diesem bloß aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgesetzt. Agorakritus machte seine wirklich schöne Venus zu einer Nemesis und verkaufte sie nach Rhamnus, einem Flecken in Attika, wo man diese Göttin der Helena wegen vorzüglich verehrte. Pausanias schreibt diese Statue dem Phidias selbst zu, und Varro hielt sie für die schönste, welche je geschaffen worden ist. Kolotes von Paros half dem Phidias an der Statue des olympischen Jupiter. Polykletus von Argos. Außer dem Polyklet von Sicyon waren noch zwei Bildner dieses Namens von Argos berühmt, deren ersterer 432 Jahre vor unserer Zeitrechnung, der letztere aber später lebte, und ein Schüler des Naucydes war. So berühmt diese Namensgenossen sind, so schwer wird es, ihre Werke, die selbst von alten Schriftstellern unaufhörlich verwechselt werden, von einander gehörig zu unterscheiden. Sokrates der Philosoph soll, der gewöhnlichen Meinung nach, den Merkur und die bekleideten Grazien in den Propyläen zu Athen gebildet haben. Plinius nennt bei Erwähnung derselben einen Sokrates, setzt aber hinzu, man wisse nicht, ob es der Philosoph, der Maler oder irgend ein dritter gewesen sey; Pausanias hingegen gibt den Sohn des Sophroniskus bestimmt als den Verfertiger derselben an. Menestratus wird von Plinius erwähnt, welcher von ihm sagt, die Werke des Sokrates würden nicht weniger bewundert, als die des Me-

ıestratus. Pythagoras von Rhegium muß früher als 432 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt haben, denn er soll ein Schüler des Klearchus, wie dieser des Euchir gewesen seyn. Es werden wahrscheinlich mehrere Künstler dieses Namens mit einander verwechselt. Thrasymedes von der Insel Paros verfertigte die Statue des Aesculap zu Epidaurus von Elfenbein und Gold, halb so groß als der olympische Jupiter zu Athen. Aristonous von Aegina bildete eine Statue des Jupiter zu Olympia. Sein Lehrer und sein Zeitalter sind unbekannt. Athenodorus aus Klitor in Arkadien bildete die Statuen des Jupiter und Apoll, welche die Lacedämonier nach Delphi schickten, als sie unter der Anführung des Lysander, 406 Jahre vor unserer Zeitrechnung, bei Aegos Potamos die Athenienser überwunden hatten. Mit ihm zugleich lebten folgende sieben Künstler: Theokosmus von Megara, welcher die Statue des Steuermannes Hermon verfertigte; Antiphanes von Argos, welcher den Castor und Pollux arbeitete; Pison von Kalaurea; Damias von Klitor; Patokles von Krotona soll auf einmal 31 Statuen von berühmten Ringern geliefert haben; Tisander bildete deren elf, und Alypus von Sicyon, welcher sechs solcher Statuen verfertigte. Ktesilas (Ktesilaus) soll mit dem erstern Polyklet von Argos und mit Phidias zugleich wegen der Amazonen, welche für den Tempel der Diana zu Ephesus bestimmt waren, den Preis erhalten haben. Er hatte einen großen Ruhm. Naucydes, der Lehrer des zweiten Polyklet von Argos, 400 Jahre vor Christi Geburt. Dinomenes ist nur wegen zweier Statuen bekannt. Praxiteles, einer der berühmtesten und fruchtbarsten Künstler der Griechen, 364 Jahre vor Christi Geburt. Er arbeitete in Erz und Marmor, übertraf sich aber in dem letztern selbst. Die von ihm erwähnten Werke sind fast unzählbar, von denen die gnidische Venus von Marmor nicht allein unter seinen eigenen Werken, sondern überhaupt in der ganzen Welt für die erste gehalten, und wegen welcher Gnidos sehr häufig von Fremden besucht wurde. Seine lächelnde Buhlerin von Erz muß ein bewunderungswürdiges Werk gewesen seyn, da man, nach dem Ausdrucke des Plinius, die Liebe des Künstlers zur Phryne, welche das Original dieser Statue gewesen seyn, darin erkannt haben soll. Cephissodorus, der Sohn und Erbe der Kunst des Praxiteles, hatte noch einen Bruder, dessen Namen man aber nicht kennt. Außer diesem gibt es noch ein paar andere Künstler, welche Cephisodorus hießen, und oft mit einander verwechselt werden. Pamphilus, ein Schüler des Praxiteles. Euphranor, vorzüglich als Maler berühmt, lebte zu den Zeiten des Praxiteles, und erwarb sich als Bildhauer durch eine Statue des Paris ein ganz besonderes Lob des Plinius, welcher von ihm sagt, daß in dieser Statue der Richter der Göttinnen, der Liebhaber der Helena und der Mörder des Achilles zu erkennen seyen. Scopas von Paros, dessen Venus in dem Tempel des Brutus sogar über die gepriesene Venus des Praxiteles gesetzt würde, verfertigte eine Menge berühmter Werke, die durch ganz Griechenland und Italien zerstreut waren, und allenthalben des größten Ruhms genossen. Er arbeitete überdies die Statuen, welche am Grabmale des Mausolus (353 Jahre vor Christi Geburt gestorben), gegen Morgen standen; die gegen Mitternacht bildete Bryaxis, die gegen Mittag Timotheus, und die gegen Abend Leochares. Alle diese Künstler waren also Zeitgenossen des Praxiteles. Pythis muß, trotz seines unberühmten Namens, ein großer Künstler gewesen seyn, weil er mit den vier vorerwähnten Künstlern an dem Grabmale des Mausolus arbeitete und den vierspännigen

Wagen bildete, welcher auf dem höchsten Gipfel der Pyramide stand, welche 44 Stufen enthielt und das Ende des Mausoleums bildete. Sämmtliche Künstler vollendeten dieses Grabmal, welches ganz von Marmor war, aus edler Ruhmbegierde, nachdem Artemisia, die Schwester und Gemahlin des Mausolus, schon längst verstorben war. Polykles und Dionysius aus Attika, wahrscheinlich Söhne des Bildners Timarchides, waren Zeitgenossen der letztgenannten Künstler. Telephanes aus Phocis war wenig bekannt, ob man gleich einige Werke desselben mit Lobe nennt. Lysippus von Sicyon, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen (336), war erst ein ganz gewöhnlicher Arbeiter in Erz, modellirte aber hernach so vortrefflich nach der Natur, daß er alle seine Vorgänger übertraf, und im Allgemeinen einen ganz neuen Weg in seiner Kunst einschlug. Er war überdem der einzige Bildner, welcher die Erlaubniß hatte, die Statue Alexanders in Erz darzustellen, wie nur Apelles ihn malen durfte. Lysippus bildete nicht nur die Statuen desselben zu mehreren Malen, sondern stellte ihn auch vom Knaben bis zum Manne dar, so wie er auch die Statuen sämmtlicher Freunde desselben bildete. Außer diesen hat er noch viele geschätzte Werke geliefert, die durch Griechenland und Italien berühmt waren. Nach Plinius soll Lysipp allein 1500 Statuen verfertigt haben, von denen eine einzige hinreichend gewesen wäre, ihn berühmt zu machen, welche Zahl von einigen auf 610 zurückgebracht wird. Lysistratus, Bruder des Lysipp, formte zuerst die Gesichter derjenigen, deren Portraits er bilden wollte, in Gyps ab, goß Wachs in diese Forme und verbesserte nun diesen Abguß, von welchem wiederum einer in Erz gemacht wurde. Sthenis von Olynth, Zeitgenosse des Lysipp. Apollodorus und Silanion von Athen, ebenfalls Zeitgenossen des Lysipp. Der erstere wurde durch den Namen eines Unsinnigen berühmt, den man ihm deswegen gab, weil er alle seine mit dem höchsten Fleiße gearbeiteten Modelle zerbrach, da sie seiner Idee von Vollkommenheit nicht entsprachen. Euthykrates, Sohn des Lysipp, und einer seiner besten Schüler. Dahippus und Bedas, zwei andere Söhne des Lysipp. Eutychides von Sicyon, Schüler des Lysipp. Chares von Lindus, Schüler des Lysipp, goß den berühmten Koloß des Sol zu Rhodus, der siebenzig Cubitus oder ungefähr 105 pariser Schuhe hoch war. Man sagt, die Verfertigung desselben habe dem Künstler zwölf Jahre und den Rhodiern dreihundert Talente gekostet. Dieser Koloß wurde nach 36 Jahren durch ein Erdbeben zerstört; die Trümmer desselben lagen gegen 870 Jahre, und wurden im Jahre 651 nach Christi Geburt verkauft und auf 900 Kameelen fortgeschafft. Tisikrates, Schüler des Euthykrates, brachte es so weit in seiner Kunst, daß man mehrere seiner Werke von den Werken des Lysipp kaum unterscheiden konnte. Piston, sein Schüler. Xenokrates, Schüler des Tisikrates, verfertigte viele Statuen, die aber nicht von Bedeutung gewesen seyn mögen, da Plinius keine einzige derselben erwähnt. Er schrieb auch über seine Kunst. Kantharus von Sicyon, Schüler des Eutychides. Agesander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit seinen Söhnen, und lebten, wie man vermuthet, in dem schönen Jahrhundert Alexanders, obschon nichts vorhanden ist, diese Vermuthung zu beweisen, und Mengs sogar zweifelhaft ist, ob es dieselbe sey, von welcher Plinius spricht. Sie stand ehedem in dem Palaste des Kaisers Titus und wurde unter dem Papste Julius II. in einem Saale gefunden, welcher einen Theil der Bäder des Titus ausmachte. Der rechte Arm

es Laokoon ist von Baccio Bandinelli, einem Zeitgenossen Michel Angelo's, nach Winkelmann aber von Bernini aus gebrannter Erde angesetzt, nachdem Michel Angelo schon versucht hatte, einen von Marmor nzusetzen, dessen Bewegung dem Ganzen nicht angemessen war. Glykon on Athen wird für den Meister des berühmten farnesischen Herkules gehalten, und des Charakters der Statue wegen, wie die drei letzterwähnten Künstler, in das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gesetzt. Xenophilus und Straton sind weder ihrem Vaterlande, noch dem Zeitalter nach, in welchem sie gelebt haben, bekannt. Apollonius und Tauriskus, Brüder, aus Tralles in Cilicien, bildeten die große Gruppe aus einem Marmorblocke, welche jetzt unter dem Namen des farnesischen Stiers bekannt ist. Was an dieser Gruppe, deren Verstümmlungen von Battista Bianchi wieder hergestellt sind, noch alt ist, beweist, daß die Meister derselben in dem schönen Zeitraume der Kunst lebten, und rechtfertigt die rühmliche Erwähnung dieser Künstler beim Plinius. Damophon von Messene muß eine ziemliche Zeit nach Phidias gelebt haben; denn zu seiner Zeit war eine sehr starke Ausbesserung des olympischen Jupiter nothwendig. Das angeleimte Elfenbein hatte sich durch die Feuchtigkeit, welcher diese Statue ausgesetzt war, abgelöst, und Damophon stellte diese berühmte Statue auf das genaueste wieder her, wodurch er sich unter den Eleern sehr berühmt machte. Er hat sehr viele Werke verfertigt, von denen aber mehrere, ob sie gleich unter seinem Namen bekannt sind, nicht von ihm herzurühren scheinen. Heliodorus wird nur vom Plinius unter den Künstlern, welche in Marmor arbeiteten, genannt, und lebte vermuthlich auch in dem schönen Jahrhundert der griechischen Kunst. Griechenland ward nun nach dem Siege des Paulus Aemilius über den macedonischen König Perseus, 164 Jahre vor unserer Zeitrechnung, eine römische Provinz, wurde aller seiner vorzüglichen Kunstwerke beraubt, und den Griechen fiel der Muth, wieder neue Denkmale der Kunst zu errichten. Daher wandten sich viele griechische Künstler nach Rom, wo sehr viele und prächtige Denkmale errichtet wurden. Plinius nennt eine zahllose Menge griechischer Künstler, von denen vielleicht viele um diese Zeit und unter den Kaisern lebten. Da aber nichts vorhanden ist, die Chronologie derselben zu bestimmen, so müssen wir sie mit Stillschweigen übergehen, und wollen nur noch die wenigen griechischen Bildner nennen, deren Zeitalter und Werke anzugeben sind. Arcesilaus, ein Freund dds Lucius Lucullus, war ein vortrefflicher Künstler, dessen Modelle in Thon die Künstler selbst theurer bezahlten, als die ausgeführten Werke anderer Künstler. Pasiteles aus Großgriechenland, der größte Modellirer seiner Zeit, lebte ungefähr mit Pompejus zu gleicher Zeit, schrieb fünf Bücher über die berühmtesten Werke der Welt, und beschäftigte sich viel mit dem Studium der Thiere. Zenodorus, ein berühmter Bildner, hatte in Gallien einen ungeheuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde von Nero nach Rom berufen, das Bildniß desselben in einem 110 Fuß hohen Coloß darzustellen, welcher hernach dem Sol gewidmet wurde. Der Guß gelang aber nicht, woraus Plinius schließt, daß die Kunst in Erz zu gießen, damals schon verloren gegangen sey.

Bildhauer der Römer. Die Römer hatten nie einen eigenen Styl in der Kunst, und nie vorzügliche Künstler. Die Errichtung ihres Staats war zu sehr auf kriegerische Unternehmungen gegründet, als daß ihnen die zu den Künsten nöthige Muße übrig geblieben wäre. Numa, ihr zweiter König, verbot, den Göttern Statuen in ihren Tempeln aufzustellen, wodurch jedoch Statuen der Götter überhaupt nicht

ausgeschlossen wurden, welches der eherne Janus mit zwei Gesichtern beweist, die Numa selbst geweiht haben soll. Zwar hatten schon alle ihre Könige Statuen gehabt und sich dieselben selbst errichtet; aber Winkelmann vermuthet nicht ohne Grund, daß sie von hetrurischen Künstlern gebildet wurden, wie die Römer überhaupt, sowohl in Ansehung der Sitten als der Religion, viel von den Hetruriern annahmen. Da sich nun diese Werke weder durch ihren innern Werth, noch überhaupt durch die Bedeutsamkeit, welche sie erhalten haben, auszeichnen, so können wir sie füglich mit Stillschweigen übergehen.

Bildhauer der Neuern. Die christliche Religion, welche in Griechenland eingeführt wurde, verbot die Verfertigung von Statuen, welche man Idole (Götzenbilder) nannte. Daher vergaßen die Griechen auch sogar das Mechanische der Bildnerei. Die Kunst zu malen, mehr begünstigt von der Religion, erhielt sich unter ihnen, nur war sie fast ausschließlich religiösen Darstellungen gewidmet. In der römischen Kirche hatte man immerfort ausgehauene Bilder, die zwar ohne Genialität waren, aber die Beschäftigung damit diente doch dazu, das Mechanische der Bildnerei nicht zu vergessen. Da die griechischen Maler, welche nach Italien berufen waren, daselbst die Zeichnung wieder emporbrachten, so erhob sich von nun an auch die Bildnerei wieder. Donato (Donatello), geboren zu Florenz 1383, studirte außer der Zeichnung und Bildnerei die Baukunst und Perspective. Unter mehren berühmten Werken ist besonders die eherne Statue des heiligen Marcus an der Kirche desselben zu Florenz durch die Frage des Michel Angelo: Marco, perchè non mi parli? (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?) berühmt. Er starb 1466. Simon, des Vorigen Bruder, machte eine von den metallenen Thüren der Peterskirche zu Rom. Andrea Pisano (Pisanello) war sowohl als Bildner wie als Stempelschneider berühmt. Andrea Verrocchio, der Lehrer des Pietro Perugino und des Leonardo da Vinci in der Malerei, gab aus Neid über seinen letztgenannten Schüler diese Kunst auf, und beschäftigte sich einzig mit der Bildnerei. Er goß die Ritterstatue des venetianischen Generals Bartolomeo Colleone in Erz, bei deren Guß er sich erhitzte und an den Folgen davon starb. Er erfand unter den Neuern die Kunst, Verstorbene abzuformen. Rustici, ungefähr 1470 zu Florenz geboren, Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci, von welchem Letztern er die Kunst zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perspective lernte. Michael Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, gest. 1564, lieferte schon in seiner frühen Jugend Werke, worüber man erstaunte: den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Sein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine schöne Antike gehalten, bis der Künstler einen zurückbehaltenen Arm desselben vorzeigte. Unter den vielen Meisterstücken dieses Künstlers merken wir nur seinen berühmten Moses an, welcher am Grabmale Julius II. steht. Tatti (von seinem Geburtsorte Sansovino genannt), 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der berühmten Gruppe Laokoon, welches, nach Rafaels Urtheile, vor zwei andern den Preis erhielt und in Erz gegossen wurde. Er ward von der Republik Venedig zum Architekten angenommen, und verfertigte viele dasige Werke, unter welchen die marmorne Jungfrau in der St. Marcuskirche und der marmorne Johannes der Täufer in der Kirche Casa Grande. Er starb 1570. Baccio Bandinelli 1487 zu Florenz geboren, wagte es, als ein guter Zeichner in der Ma-

:erei mit Michel Angelo um den Lorbeer zu ringen. Da es ihm aber mißlang, so beschäftigte er sich ausschließlich mit der Bildnerei. Franz I. trug ihm auf, den Laokoon in Marmor zu copiren; aber Clemens VII. behielt diese vortreffliche Copie zurück, welche aber hernach im Jahre 1762 durch die Feuersbrunst zu Florenz vernichtet wurde. Sein Herkules ist ein würdiges Gegenstück zu Michel Angelo's David. Die Kritik hat den Ausspruch über ihn zu thun, daß er, obgleich ein Nachahmer Angelo's, dennoch die Größe des Charakters jenes Meisters nicht erreicht habe. Er starb 1559. Properzia Rossi von Bologna, gestorben 1530 in der Blüthe des Alters, stellte unter andern die Leidensgeschichte in Relief auf einem Kirschkorn dar, und wurde hernach durch mehrere Werke, besonders aber durch die Darstellung der Geschichte Josephs mit der Frau des Potiphar in Relief berühmt, welche das Erzeugniß einer unglücklichen Leidenschaft für einen Andern, als ihren Gatten, gewesen seyn soll. Sie malte auch und stach in Kupfer. J. Gouion, geboren zu Paris, ist der erste französische Künstler, der seinem Vaterlande Ehre machte, und war auch Baukünstler und Stempelschneider. Seine für Frankreich verfertigten Werke werden sehr gerühmt. Er kam 1572 bei dem Blutbade der Bartholomäusnacht um. W. della Porta von Mailand stellte im Jahre 1573 in Rom mehrere Antiken her, und setzte dem berühmten Herkules neue Beine an, welche Michel Angelo so schön fand, daß er die 27 Jahre nachher entdeckten Beine dieser Statue anzusetzen nicht für nöthig hielt. Er hat viele sehr geschätzte Werke geliefert. Germain Pelon von Paris ist der Correggio in der Bildnerei, voll Grazie, aber oft sehr incorrect. Er wird, in Ansehung des Charakters der Zeuche, für den ersten Bildner gehalten. Alle Werke, welche man von ihm kennt, befinden sich in mehrern Kirchen von Paris. Er starb 1605. Johann von Bologna, 1524 zu Douai geboren, kam früh nach Rom, wo er die Meisterstücke der Alten und Neuern modellirte und Unterricht von Michel Angelo genoß. Seiner Armuth wegen stand er schon auf dem Punkte, in sein Vaterland zurückzukehren; aber ein Freund der Künste gab ihm zu Florenz ein Stück Marmor, woraus er eine Venus bildete, durch welche er, so wie durch seine andern Werke, in kurzem außerordentlich berühmt wurde. Seine vorzüglichsten Werke sind: die Gruppe Simson und ein Philister zu Florenz; sein colossaler Neptun und sein Raub der Sabinerinnen ebendaselbst; sein fliegender Merkur in Erz, durch Gipsabgüsse bekannt und berühmt; sein Jupiter Pluvius ist unstreitig der größte Coloß unter den Neuern u. s. w. Er ist überhaupt einer der ersten Bildhauer unter den Neuern, obgleich ein wenig manierirt. Er zeigt gern, wie Michel Angelo, dessen erster Nachahmer er ist, tiefe Kenntniß der Anatomie, erreicht aber, obgleich er zuweilen graziöser ist, sein Urbild nicht. Er starb 1608. Peter Tacca, Schüler des Vorigen und Vollender einiger von demselben angefangener Werke, starb 1640. Simon Guillain, 1587 zu Paris geboren, ward durch eine Statue Ludwigs XIV., welche er in dessen zehntem Jahre, zwischen seinem Vater und seiner Mutter stehend, mit einer Fama, die ihn bekränzte, in Erz darstellte, sehr berühmt. Er ward einer der zwölf Aeltesten der Pariser Akademie, welche zu seiner Zeit gestiftet wurde, und starb 1658. Jacob Sarrasin, 1590 zu Noyon geboren, bildete sich zu Rom, und studirte den Michel Angelo mit großem Fleiße. Er verband großes Genie mit Eleganz und Grazie, und wurde in Frankreich, wohin er nach achtzehn Jahren zurückkehrte, der Meister einer an berühmten Künstlern fruchtbaren Schule. Er starb 1660. Franz du Ques-

noi, von den Italiänern il Flammingo (der Flamänder) genannt wurde 1594 zu Brüssel geboren, und schloß eine innige Freundschaft mit Poussin. Beide lebten ihrer Kunst mit einem Enthusiasmus, dem keine Anstrengung zu groß war. Du Quesnoi's 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom ist eine der schönsten Statuen des neuern Rom so wie seine Susanne zu Loretto wegen des Adels der Stellung, der Schönheit des Kopfes, des sanften Ausdrucks von Schamhaftigkeit und Frömmigkeit, und wegen der vortrefflichen Bekleidung bewundert wird. G. Lorenzo Bernini (s. d. Art.). Alexander Algardi, 1602 zu Bologna geboren, war als Maler ein Schüler Ludwig Carracci's, und ließ, als er sich in der Folge der Bildnerei widmete, noch oft den Maler durch seine Werke hervorblicken. In Rom verschaffte ihm Domenichino, dessen Freund er wurde, zwei große Arbeiten, Statuen des heiligen Johannes und der Magdalena, von übernatürlicher Größe in Stuck. Durch letztere fing er an berühmt zu werden. Nun trug man ihm Ausbesserungen verstümmelter antiker Statuen auf, unter denen die Stücke, welche er dem Herkules des Palastes Verospi ansetzte, die merkwürdigsten und so schön waren, daß man die Originalstücke, als diese hernach aufgefunden wurden, der genannten Statue bloß beilegte. Sein berühmtestes Werk ist das Basrelief des Attila in der Peterskirche, so wie seine eherne Statue des Papstes Innocenz X. die schönste Statue der Päpste in Rom ist. Gleichfalls berühmt ist sein Crucifix und durch unzählige Copien bekannt. Er starb 1654. Franz Anguier, 1604 zu Eu in der Normandie geboren, arbeitete viel in England, ward in Rom Poussins Freund und von der königlichen Akademie zu Paris unter der Classe der Lehrer angestellt. Diese Stadt erhielt viele Werke von ihm; aber sein schönstes war das Mausoleum des Herzogs von Montmorency in der St. Marienkirche zu Moulins. Er starb 1699. J. Theodon, ein Franzose von Geburt und in Rom Bernini's Nebenbuhler. Die schöne Statue des heiligen Johannes im Lateran erwarb ihm Bewunderung. Als die Jesuiten einen hohen Preis auf die Modelle zweier Gruppen setzten, welche jede fünf Figuren enthalten und den Altar des heiligen Ignatius in der Kirche Jesu schmücken sollten, so erschienen die berühmtesten italiänischen und zwei französische Künstler im Wettstreite, und diese beiden Franzosen, Le Gros und Theodon, erhielten die Preise. Theodon starb zu Paris 1680. L. Lérambert, 1614 zu Paris geboren, war auch Maler und verfertigte viele Werke für Versailles, das Palais Royal u. s. w. Seine Werke zeugten von viel Geschmack und Wahrheit. Er starb zu Paris 1670. P. P. Puget, 1622 zu Marseille geboren, war Maler, Baukünstler und Bildhauer. Er studirte sich so sehr in die Manier des Peter von Cortona zu Rom ein, daß man viele seiner Werke für Werke jenes Meisters hielt. Hätten ihm seine Vermögensumstände erlaubt, die Antiken zu studiren; so würde sich kein neuerer Bildner mit Puget haben messen können: trotz dem erwarb er sich einen unsterblichen Ruhm. Seine ersten Versuche waren die zwei vortrefflichen colossalischen Termen am Rathhause zu Toulon. Von allen seinen Werken, die von jedermann als bleibende Meisterstücke gepriesen werden, erwähnen wir hier nur den berühmten Milon, den sterbenden Fechter, in dem Park zu Versailles, welches eins der allerschönsten Werke der neuern Kunst ist und selbst dem Laokoon nicht nachstehen würde, wenn die Formen eben so rein wären. Durch Le Brun, der ihn doch ehemals dem Minister Colbert empfohlen hatte, verfolgt, verließ er seinen Posten und starb 1684. Casp. und Balth. Marsy, 16

und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten gemeinschaftlich die ehernen Statuen Bacchus und Latona zu Versailles, wodurch sie berühmt wurden; aber sie übertrafen sich selbst in der zweiten Pferdegruppe der Bäder des Apoll. Der ältere starb 1681 und der jüngere 1684. Franz Girardon, 1630 zu Troies in Champagne geboren, der berühmteste unter allen Bildnern, welche unter und für Ludwig XIV. arbeiteten. Nach seiner Zurückkunft aus Italien erwarb er sich Le Bruns Freundschaft und arbeitete nach seinen Zeichnungen. Vier Statuen an den Bädern des Apollo erwarben ihm den Preis von 300 Louisd'or. Seine Ritterstatue Ludwigs XIV. auf dem Platze Vendome, 21 Fuß hoch, war das erste Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Guße gegossen wurde. Die meisten seiner Meisterwerke zieren den Park von Versailles; sie sind sämmtlich, die Pyramidenfontaine ausgenommen, nach Le Bruns Zeichnung entworfen. Er starb 1715. J. Bapt. Tubi, 1630 zum Rom geboren. Seine schöne marmorne Copie der Gruppe Laokoon befindet sich in den Gärten von Trianon. Andere seiner Werke befinden sich zu Versailles. Er mußte, wie alle Bildner seiner Zeit, nach Le Bruns Zeichnungen arbeiten. Martin van den Bogärt, bekannt unter dem Namen Desjardin, wurde 1640 zu Breda in Holland geboren, und 1671 in die pariser Akademie aufgenommen. Das erste seiner größten Werke war die Ritterstatue Ludwigs XIV. auf dem Bellecour zu Lyon. Unter mehrern seiner Arbeiten erwähnen wir das Denkmal auf dem Platze des Victoires. Diese Gruppe, von 13 Fuß Höhe, war der erste Coloß aus einem einzigen Guß vollendet. Er starb 1694. Anton Coysevox, 1640 zu Lyon geboren, machte sich schon vor seinem siebenzehnten Jahre durch eine Statue der Marie in dieser Stadt bekannt und ward früh sehr berühmt. Die Statue Ludwigs XIV. im Hofe des Rathhauses zu Paris war sein erstes öffentliches Werk; zu dem Pferde der Statue desselben Königs, welche die Stände von Bretagne errichten ließen, wählte er sechzehn der schönsten Pferde, und von diesen wiederum die schönsten Theile aus; dahingegen begnügte sich Bernini bloß mit einem flüchtigen Studium. Seine Werke sind in verschiedenen Städten Frankreichs zerstreut. Er starb zu Paris 1720. Seb. Stotz, 1655 zu Antwerpen geboren, war Girardon's Schüler. Unter mehrern Werken ist von ihm die Gruppe Proteus und Aristäus und zu Marly die Statue des Vertumnus zu merken. Er starb 1726. Peter le Gros, 1656 zu Paris geboren, erhielt den ersten Preis und reis'te in seinem zwanzigsten Jahre mit einer Pension nach Rom. Als die Jesuiten auf zwei der schönsten Gruppen zur Verzierung des St. Ignatius-Altars in der Kirche Jesu einen hohen Preis gesetzt hatten, so übersandte Le Gros, auf Anrathen der Jesuiten selbst, seine Modelle, und zwar so, als kämen sie von Genua. Künstler und Liebhaber bewunderten sie einstimmig und sprachen ihnen den Preis zu. Hierdurch erwarb er sich einen großen Ruhm. Unter seine vorzüglichsten Werke gehört: sein berühmtes Basrelief des heiligen Ludwig von Gonzaga; die Figur des heiligen Stanislaus; der heilige Dominicus in der Peterskirche zu Rom, welcher übrigens unter die Meisterstücke dieser Stadt gerechnet wird; die römische Dame in den Tuillerien, welche für ein herrliches Denkmal der Wissenschaft und des Geschmacks des Künstlers gehalten wird. Er starb 1719, wie man vermuthet, aus Gram über die Gleichgültigkeit, welche ihm die Akademiker zu Paris bewiesen hatten. Nicolas Coustou, 1658 zu Lyon geboren, erhielt schon im 21sten Jahre von der Akademie zu Paris den ersten Preis und reis'te mit Pension nach Rom, wo er vorzüglich Mi-

chel Angelo und Algardi studirte und das Rauhe des einen durch das Angenehme des andern zu mäßigen suchte. Als er nach drei Jahren nach Paris zurückkehrte, wurde er sehr gesucht, und verfertigte darauf viele Meisterwerke für die Tuillerien, für Versailles und für die Kirche Notre-Dame zu Paris. Sein letztes und geschätztestes, obgleich unvollendetes Werk ist das Basrelief Le passage du Rhin zu Versailles. Man tadelt an ihm einen zu entschieden französischen Geschmack. Er starb 1733. Camill Rusconi, 1658 zu Mailand geboren. Von mehrern sehr geschätzten Werken wird sein Grabmal Gregors XIII. in der Peterskirche zu Rom am meisten gelobt. Er starb 1728. Pierre le Pautre, 1660 zu Paris geboren, verfertigte die Gruppe Aeneas, Anchises und Ascanius in den Tuillerien, welche unter die schönsten Werke französischer Bildner gerechnet wird. Auch seine heilige Marcelline ist ein schätzbares Werk. Er starb 1744. Robert le Lorrain, 1666 zu Paris geboren, ein Schüler Gerardons, verfertigte geschätzte Arbeiten, hatte aber wenig Glück. Er starb 1743. Angelo Rossi, 1671 zu Genua geboren, ging in seinem achtzehnten Jahre nach Rom und machte sich durch drei Basreliefs in der Capelle des heiligen Ignatius in der Peterskirche rühmlich bekannt. Sein Basrelief am Grabmale Alexanders VIII. wurde auf Befehl Ludwigs XIV. abgeformt und in der französischen Akademie zu Rom als Muster aufgestellt. Eben diese Kunst in Relief ist es, welche ihm einen unsterblichen Ruhm machte, und in welcher er es mit weit einfachern Mitteln, mit geringerer Hervorspringung der Figuren des Vordergrundes weiter brachte, als sein großer Vorgänger Algardi. Unter seinen wenigen Statuen zeichnet man die colossale Statue des heiligen Jacob aus. Er starb 1715. W. Coustou, 1678 zu Lyon geboren, der Bruder des Nicolas, übertraf noch denselben. Er arbeitete mit Le Gros am Basrelief des heiligen Ludwig von Gonzaga, vollendete das von seinem Bruder angefangene Basrelief Le passage du Rhin, und machte mehrere vortreffliche Darstellungen in derselben Gattung. Unter vielen in den Gärten zu Marly sich von ihm befindenden Werken werden besonders zwei Gruppen, deren jede ein Pferd und einen Menschen vorstellt, und seine eherne, zehn Fuß hohe Figur der Rhone, welche ehemals neben der Statue Ludwigs XIV. zu Lyon stand, als Meisterstücke genannt. Er starb 1746. Franz Dumont, 1688 zu Paris geboren, erhielt noch sehr jung den ersten Preis, wurde aber von der Reise nach Italien abgehalten, und in seinem 23sten Jahre Mitglied der Akademie. Sein erstes größeres Werk war ein vom Blitz getödteter Titan, in einem schönen Style und fein gearbeitet. Seine Hauptwerke sind Johannes und Joseph in der Kirche der heiligen Sulpicia, und Petrus und Paulus eben daselbst. Als er in Lille die letzte Hand an das Grabmal des Herzogs von Melun legen wollte, brach das Gerüst unter ihm, und er wurde beschädigt. Er starb 17[illegible]. Edmund Bouchardon, 1698 zu Chaumont in Champagne geboren, studirte anfangs die Malerei leidenschaftlich, widmete sich aber her[illegible]nach in Rom der Bildnerei, wo er von einem antiken schlafenden Faun eine schöne Copie machte. Nach seiner Zurückkunft nach Paris verfertigte er für die Kirche der heiligen Sulpicia acht Apostel, Christus und Maria. Die beiden metallnen Engel eben daselbst, welche das [illegible] halten, trugen viel zu seinem Ruhme bei. Besonders aber zeigte er in der Fontaine, in der Straße Gronelle, dem vorzüglichsten seiner Werke, alle seine Talente als Bildhauer und Architekt. Am berühmtesten ist jedoch sein Amor zu Choisy, der sich aus der Keule des Hercules einen Bogen macht. Sein letztes seiner ganz würdiges Werk war die R[illegible]

Statue Ludwigs XV.; vielleicht das schönste Werk dieser Gattung, welches je hervorgebracht wurde. Er starb 1762. Lambert Sigisbert Adam, 1700 zu Nancy geboren, studirte und copirte zu Rom zehn Jahre die Antike und restaurirte die zwölf marmornen Statuen, welche die Geschichte des Achilles darstellen, wie er vom Ulysses erkannt wird. Die alten Theile dieser Statuen sollen von den neu angesetzten nicht zu unterscheiden seyn. Sein erstes bedeutendes Originalwerk war das in der Capelle des heiligen Johannes, welches die Maria darstellt, wie sie dem heiligen Andreas Corcini erscheint. Die Römer loben es sehr. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich zierte er die Cascade zu St. Cloud mit zwei 18 Fuß hohen schätzbaren Statuen, die Seine und Marne. Zwei Gruppen, die er für die Gärten zu Choisy machte, und welche die Jagd und Fischerei vorstellen, erlangten die Zufriedenheit der Kenner nicht, weil der Künstler seinen Fleiß und seine Kunst vorzüglich an das Beiwerk gewendet und die Diana der einen, und die zwei Nymphen der andern Gruppe weniger schön gearbeitet hatte. Sie wurden vielleicht deßwegen an den König von Preußen geschenkt, und befinden sich zu Sans-Souci. Die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Versailles ist von ihm. Er gab eine Sammlung antiker griechischer und römischer Sculpturen nach seinen Zeichnungen gestochen heraus, und starb 1759. J. Bapt. Lemoyne, 1704 zu Paris geboren, hatte seinen Geschmack durch die großen Modelle der Alten und durch die herrlichen Werke der römischen Schule nicht gereinigt und veredelt, und zeigte daher allzuviel französische Manier, war in seinen Werken zwar voll Geist und Feuer, aber incorrect. Im Hotel Soubise befindet sich von ihm die Politik, die Klugheit, die Geometrie, die Astronomie, die epische und dramatische Dichtkunst. Zu Bordeaux war von ihm eine colossale Ritterstatue Ludwigs XV. und zu Paris in der Militärschule eine zu Fuß. Er starb 1778. Ren. Michael Slodz, bekannter unter dem sehr wenig verdienten Namen Michel Angelo, wurde 1705 zu Paris geboren, erhielt zu Rom, wo er sich beinahe siebzehn Jahre aufhielt, oft den Vorzug vor den italiänischen Künstlern, und wurde zur Verfertigung der Gruppe des heiligen Bruno in der Peterskirche erwählt; sein Grabmal des Marquis Capproni ist wegen des Ausdrucks und der Kunst der Draperie ein sehr schätzbares Werk. Er starb 1764. Nic. Seb. Adam, Sigiberts Bruder, 1705 zu Nancy geboren, erhielt in seinem 23sten Jahre von der St. Lucasakademie zu Rom den ersten Preis. Er studirte fleißig die Antike und stellte einige verstümmelte Statuen wieder her. Seinen Märtyrertod der heiligen Victoria für die Capelle zu Versailles, welchen er in seinem 29sten Jahre verfertigte, hält man für eins seiner besten Werke. Eins seiner letzten Werke war Prometheus. Er starb 1778. J. Bapt. Pigalle, 1714 zu Paris geboren, hatte von Natur wenig Anlage zur Kunst, ersetzte aber diesen Mangel durch unermüdeten Fleiß. Um nicht unnöthiger Weise viele Zeit zu verlieren, machte er seine Studien und Copien nach antiken Statuen zu Rom, wo er sich drei Jahre aufhielt, bloß in Demirelief. Nach seiner Zurückkunft fing er zu Lyon seinen Merkur an, welcher schon allein ihm einen großen Namen unter den Künstlern machen konnte und ihm die Aufnahme in die Akademie erwarb. Auf Befehl des Königs führte er diesen Merkur in großem aus, und machte die Venus zum Gegenstücke desselben. Sie ist vortrefflich garbeitet, kommt aber dem Merkur nicht gleich. Beide Stücke erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen zu Straßburg und die Statue Ludwigs XV. zu Rheims waren sein Werk.

Sein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen war, erwarb ihm wegen der Wahrheit der Formen und des Ausdrucks vielen Beifall. Er starb 1785. W. Coustou, der Sohn des obigen Künstlers gleiches Namens, wurde 1716 zu Paris geboren, und half nach seiner Zurückkunft von Rom seinem Vater an der Pferdegruppe zu Marli. Er blieb lange Zeit ohne Beschäftigung, bis ihm der König von Preußen den Mars und die Venus auftrug, worauf er bald mehrere Arbeiten erhielt. Er starb 1777.

Bildhauer der Deutschen. Albrecht Dürer, 1470 zu Nürnberg geboren und 1528 daselbst gestorben, war ein allgemeines Künstlergenie, zeichnete sich außer der Malerei, dem Holzschneiden und Kupferstechen, welche letztere Kunst von ihm erfunden war, auch in der Baukunst und Bildhauerei aus. Leonard Kern, zu Forchtenberg ums Jahr 1580 geboren, bildete seine in Deutschland erlangte Geschicklichkeit in Italien aus, und arbeitete in Holz, Stein und Elfenbein mit vieler Kunst. Sein Sohn, Johann Jacob, folgte dem Beispiele seines Vaters und arbeitete zu Amsterdam und London. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freistadt in Schlesien geboren, 1683 zu Berlin gestorben, besaß die bis auf ihn unbekannte Kunst, aus einer Masse von Eisen kleine Ritterstatuen zu schneiden. Von ihm ist der Kaiser Leopold I. zu Copenhagen, Carl II. von England als der heilige Georg zu Dresden, und Churfürst Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller, welcher an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitssäule zu Wien arbeitete, wurde in der Darstellung von Luft, Wasser und Wolken von Niemanden übertroffen. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, studirte in Italien vorzüglich den Michel Angelo, und wurde nach Berlin berufen, wo er unter andern vielen Werken das Zeughaus verzierte und das Modell zur vortrefflichen Ritterstatue des Churfürsten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegossen wurde. Balthasar Permoser, 1650 im Salzburgischen geboren und 1732 zu Dresden gestorben, hat zu Berlin und Dresden viele und zu Leipzig einige vortreffliche Arbeiten hinterlassen. Uebrigens sind Conrad Osner aus Nürnberg und Zwenkhof aus Wien, welche den Sommerhof und Garten zu Petersburg mit hölzernen und marmornen Statuen verzierten, und Dunker und Stahlmeier aus Wien, zwei sehr gute Modellirer, Wiedemann und Schwarz aus Dresden, C. B. Adam, Sigisbert Michel, und die Gebrüder Ränz rühmlich zu erwähnen. Auch ist Demoiselle Collot, neben Properzia Rossi (s. d.) das einzige Frauenzimmer, welche es in der Bildhauerei weit brachte, nicht zu vergessen. Jene ist ein Schülerin des berühmten Falconet, und machte das Modell zu dem Kopfe der Ritterstatue Peters I., welche Falconet von 1768 bis 1770 in achtzehn Monaten vollendete. Uebrigens ist bekannt, daß auch Oeser in mehrern Werken bewies, er könne den Meißel mit nicht geringerer Geschicklichkeit und Kunst führen, als den Pinsel.

Bildlich (in der Aesthetik). Der bildliche Ausdruck ist dem eigentlichen entgegengesetzt, und besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, welcher wesentliche und gesetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellung von diesem mit desto größerer Lebhaftigkeit ihrer für den jedesmaligen Zweck wichtigen Merkmale und besonderer Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck schon erregten Vorstellung desselben, seinem Zwecke gemäß zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entsteht nicht so

llen Fällen aus einem und demselben Interesse, denn bald ist es in em Erkenntnißvermögen, bald in dem Begehrungsvermögen, und bald n dem Geschmacke begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darstellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiden, damit wir die Aufmerksamkeit desto sicherer zu erregen und zu fesseln vermögen, um theils diejenigen Seiten und Merkmale der Gegenstände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wissen wollen, desto lebhafter hervorzuheben, theils auch um über allgemeine, abgezogene Säze Anschaulichkeit zu verbreiten, und Leichtigkeit der Einsicht mit dem Vergnügen an Aehnlichkeit und harmonischer Thätigkeit des Verstandes und der Einbildungskraft zu verknüpfen. Aus dieser Quelle entspringen sinnbildliche Darstellungen, Parabeln, Fabeln und mehrere rednerische Figuren. Uebrigens muß man bei der Wahl der Bilder besonders darauf sehen, daß sie aus einem Kreise von Dingen hergenommen werden, welcher denen vollkommen bekannt ist, für welche man sie braucht, es muß eine wirkliche Uebereinstimmung zwischen seinen Merkmalen und den Merkmalen der einzukleidenden Sache herrschen; eine Uebereinstimmung, welche nicht bloß zufällig seyn und etwa nur für ein Individuum, sondern welche vielmehr wesentlich Statt finden und allgemein gelten muß. Diese Uebereinstimmung muß aber auch augenblicklich einleuchten, nicht erst eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung erregen, welche derjenigen, die man beabsichtigt, widerstreben würde; sie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabsichtigt, übereinstimmen. Das Bildliche ist übrigens wohl zu unterscheiden vom Sinnbildlichen, vom Tropischen und vom Blühenden.

Bildnerei ist eine Gesammt- (Collectiv-) Benennung für alle bildende Künste. Unter diesen versteht man solche, welche Bilder von körperlichen oder verkörperten Gegenständen der äußern sinnlichen Anschauung, also räumlich, darstellen. Vermöge ihrer Natur kann die Bildnerei bei ihren Darstellungen nichts beabsichtigen, als Form und Charakter, und zwar leztern nur in seiner strengsten Allgemeinheit, ohne Rücksicht auf alles, was Nüance desselben heißen könnten. Um dieses zu bewirken, hat sie kein anderes Mittel, als eine todte Masse, welcher sie, unbegünstigt von der Unterstützung der Farben, der Form und des Charakters, und durch sie Geist und Leben geben muß. Hieraus geht schon von selbst hervor, daß, wenn die Bildnerei mit der Malerei verglichen wird, sie dieser durchaus nachstehen müsse. Aber eine solche Vergleichung ist gänzlich unstatthaft; denn beide Künste, die Malerei und die Bildnerei, haben zwar im Allgemeinen Verwandtschaft mit einander, sind aber, im Besondern genommen, streng von einander unterschieden, und können daher durchaus nicht mit einander verglichen werden. Da es aber in der Gewalt der Bildnerei steht, durch Darstellung menschlicher Schönheit (Form) und menschlicher Tugend (Charakter), gleich der Malerei, Gefühle einzuflößen, und also einen sittlichen Zweck zu erreichen, sie aber, um zu diesem Endzwecke zu gelangen, kein anderes Mittel hat, als die bloße Darstellung der Form und des Charakters; so muß diese Form und dieser Charakter der edelste seyn, welchen die Bildnerei nur irgend hervorzubringen im Stande seyn dürfte. Wenn unedle Formen in der Malerei, durch die Kunst und den Reiz der Farbenschmelzung, immer noch interessant bleiben können, so würden dagegen diese unedlen Formen, als Werke der Bildnerei, nur Widerwillen und Ekel verursachen, und zwar deßhalb, weil jegliche Kunst nicht als

bloße todte Nachahmung einen unbewußten Sinnenrausch und bloßes mechanisches Vergnügen durch Vergleichung der nachgeahmten Gegenstände hervorbringen, sondern im Gegentheile zu den höhern Sinnen des Menschen sprechen und diese in Anspruch nehmen soll. Da nun der Bildner diesen Zweck nur durch sehr einfache Mittel erreichen kann, so soll auch die Ausführung des Werkes selbst von der höchsten Einfalt, sowohl in Rücksicht der Stellung, als auch in Betracht der Ausführung seyn. Richtige und durchaus fehlerfreie Zeichnung ist das erste Erforderniß eines Werks der Bildnerei, und zwar um desto unerlaßlicher, je mehr diese Eigenschaft des Kunstwerks das einzige ist, wodurch es die Zwecke erreichen kann, die dem Künstler bei der Darstellung vorschweben. Aber diese richtige Zeichnung muß der Künstler zwar in der Natur studiren, jedoch, von seinem Genie geleitet, die Mängel, die sich nothwendig in der Natur vorfinden müssen, zu vermeiden, und alle einzelnen Theile derselben zu einem vollkommnen, in sich zusammenhängenden Ganzen zu vereinen wissen. Richtige, vollkommen künstlerische Zeichnung ist daher dem Bildner noch nöthiger, als dem Maler; denn letzterer sieht sich im Stande, die Fehler einer solchen Zeichnung durch die Annehmlichkeiten der Farben, durch die mancherlei Wirkungen der Beleuchtung und durch die wunderbaren Spiele des Halbdunkels zu verdecken; bei dem Bildner hingegen erscheinen die Fehler der Zeichnung ohne alle Hülle, und können durch nichts ersetzt oder versteckt werden. Die Bildnerei stellt gewöhnlich nur eine einzige, oder doch nur selten sehr wenige Figuren neben einander dar. Hieraus folgt denn die desto größere Verbindlichkeit, dieser einzigen, oder diesen wenigen Figuren eine um so größere, künstlerische Vollkommenheit der einzelnen Theile sowohl, wie des Ganzen, zu geben. Daß es übrigens die Natur der Bildnerei gänzlich verkennen heißt, wenn man, wie sowohl in den ältern als neuern Zeiten geschehen ist, durch verschiedene Marmorarten, durch Vergoldungen und durch andere dergleichen unhaltbare Mittel, einen nur allein der Malerei zukommenden, und nur dieser möglichen Effekt hervorzubringen gestrebt hat, leuchtet in die Augen. Was hier über einen sehr wichtigen und einer scharfen Kritik würdigen Gegenstand der Bildnerei, nähmlich über die Bekleidung zu sagen wäre, soll in dem Artikel Gewand besonders abgehandelt werden. Was nun die Geschichte der Bildnerei im Allgemeinen anbetrifft, so kann davon in gedrängter Kürze etwa Folgendes gesagt werden, wobei wir dem Gange folgen wollen, den uns Winkelmann vorgezeichnet hat. Der Ursprung derjenigen Kunst, die gelehrt hat, Formen der Natur nachzubilden, kann keinem gewissen Lande, keinem gewissen Menschen zugeschrieben werden. Ueberall wollten sich die Menschen ein sichtbares Bild der Gottheit machen, der sie dienten, und dies Bestreben erzeugte die Bildnerei. Hierzu wählte man anfangs, wie natürlich, die weichste Materie, nämlich Erde und Holz, und gab ihr eine Form, die einige Aehnlichkeit mit dem Menschlichen hatte. Diese rohen Versuche der Kunst wurden mit der Zeit mehr ausgebildet, und die Geschichte nennt die Hebräer als das erste Volk, bei welchem dies geschah. Die Götzenbilder, welche Rahel dem Laban entwendete, waren wahrscheinlich von einer sehr festen Masse, und vielleicht von Erz; wenigstens kannten die Hebräer früher als andere Völker die Kunst, das Metall zu schmelzen und Statuen daraus zu gießen. Hiervon zeugen zum wenigsten das goldene Kalb in der Wüste und die Opfergefäße und Leuchter, die der hebräische Künstler aber wahrscheinlich, als ein Schüler der Aegyptier, verfertigt hat. Diese Aegyptier erfanden und trieben die Bildnerei schon in den frü-

esten Zeiten; doch scheinen sich den Fortschritten derselben zwei bedeutende Hindernisse in den Weg gestellt zu haben, nämlich Mangel an körperlicher Schönheit und ihre Religionsgesetze. Ein häßliches Gesicht, ein dicker Leib und grelle Umrisse sind die Fehler der Natur, die die Aegyptier mit den Chinesen gemein haben, und die Gesetze in Aegypten verboten den dortigen Künstlern bei Lebensstrafe, auch nur die mindeste Aenderung an den ältesten Statuen ihrer Gottheiten vorzunehmen. Da jeder Ausdruck von Bewegung in den Statuen der Götter gesetzlich streng verboten, hingegen eine todte Unbeweglichkeit das einzige war, das die Begriffe ihrer Religion gestatteten, so folgt daraus, daß diese Unbeweglichkeit der Figur alle Talente ersticken, und die Kunst selbst in beständiger Kindheit erhalten mußte. Und wie hätten sie auch, den Einfluß dieser Gesetze abgerechnet, die ideale körperliche Schönheit kennen lernen können, da sie stets plumpe, häßliche Gestalten vor sich hatten? Hierzu kam noch ein dritter Umstand, der sie nothwendig in den Fortschritten der Kunst zurückhalten mußte: die Unmöglichkeit nämlich, die Anatomie des menschlichen Körpers zu studiren, da selbst derjenige, welcher nach den Religionsgesetzen die Leichname der Verstorbenen öffnen mußte, nur durch die schnellste Flucht sein Leben retten konnte. Ohne Kenntnisse der Anatomie aber ist es unmöglich, die verschiedenen Formen des Körpers nachzubilden, und den Bewegungen desselben Wahrheit, Ausdruck und Charakter zu geben. Dessen ungeachtet bemerkt man in den Werken der Aegyptier zwei verschiedene Style, welche zweien von einander sehr verschiedenen Epochen eigen sind. Die erste dieser beiden Epochen geht bis auf die Eroberung Aegyptens durch Cambyses, die zweite bis auf die Herrschaft der Griechen nach Alexanders Tode. In dem ersten dieser Style sind die Linien, welche die Umrisse bilden, gerade, wenig ausgeschweift und lebhaft; die Stellung ist steif und gezwungen. Bei sitzenden Figuren sind die Füße nahe an einander gestellt, und die Beine parallel; bei stehenden Figuren befinden sich die Füße ebenfalls in gerader Richtung. Die herabhängenden Arme sind ganz ohne Bewegung, und an weiblichen Figuren hängt nur der rechte Arm an der Seite herab, der linke ist über den Busen gebogen. Nur die auffallendsten Knochen und Muskeln sind schwach angegeben. Auch haben die Köpfe der Aegyptier aus dieser Periode platte, in schiefer Richtung liegende Augen, und die Knochen über den Augenbraunen sind flach, woraus Köpfe ohne Ausdruck und Charakter entstehen; die Ohren stehen gewöhnlich sehr hoch, und die Füße ihrer Figuren sind flacher und weit größer, als in der Natur. Aber obgleich die menschlichen Figuren der Aegyptier ohne alles tiefere Studium der Natur ausgeführt sind, so kennt man doch ägyptische Sphinxe und Löwen, an welchen man eine gute Ausführung, Mannigfaltigkeit der Umrisse, Weichheit der Formen, Verbindung der Theile und Gefühl der Muskeln und Adern bewundert. Es war also den ägyptischen Künstlern wahrscheinlich nur erlaubt, an Thieren ihre Kunst zu zeigen. Den zweiten dieser beiden Style glaubt Winkelmann an zwei Figuren von Basalt auf dem Capitol, und an einer andern auf der Villa Albani zu finden. In dem Gesichte der einen findet er noch sehr merkliche Züge des erstern Styls, aber die Hände sind schöner, und die Füße weiter von einander entfernt. Eine der zwei Figuren des Capitols ist nicht, wie sonst die Aegyptier wohl zu thun pflegten, an irgend etwas angelehnt, sondern steht frei und zeigt alle Seiten derselben. Doch sind andere Archäologen, nach genauerer Untersuchung dieser drei Figuren und des Charakters ihrer Bekleidung, geneigt, sie auch zu dem er-

sten und folglich einzigen Style der Aegyptier zu rechnen. Uebrigens arbeiteten sie ihre Statuen nicht nur mit dem Meißel, sondern polirten selbst diejenigen sehr fleißig, welche auf Obelisken zu stehen kamen, und gaben ihnen oft Augen von kostbaren Steinen, welches auch, aber gänzlich verfehlt, die Griechen bisweilen thaten, und die Indianer noch bis jezt thun. Die Phönicier waren im Alterthume berühmte Künstler; Homer erhebt einen Becher derselben über alle Becher der Erde (Il. 23, 740 bis 744). Die Künstler, welche den salomonischen Tempel bauten, waren Phönicier. Von ihren Werken ist uns nichts übrig geblieben, als zehn Münzen der Carthaginenser, einer phöniciischen Colonie, welche in dem Cabinet des Großherzogs von Florenz aufbewahrt werden, und mit den schönsten von Groß-Griechenland verglichen werden können. Die Perser liebten zwar das Schöne der menschlichen Gestalt, vermochten jedoch nicht, dasselbe zum eigentlichen Gegenstande der Bildnerei zu machen, weil theils ihre Art sich zu kleiden, theils aber auch der strenge Wohlstand, den sie in der Körperbedeckung beobachteten, dem Künstler den Anblick des Nackten entzogen. Sie konnten daher kaum eine andere Schönheit kennen lernen, als die des Gesichts und eines majestätischen Wuchses. Zu diesem großen Hindernisse kamen noch zwei andere, die vielleicht noch nachtheiliger auf die Bildnerei der Perser wirkten, als die vorhin angeführten. Ihre Religion, die die Gottheit bloß unter der Gestalt des Feuers verehrte, gab den Künstlern keine Veranlassung zur Ausbildung und Vervollkommnung ihres Genie's. Eben so gestattete ihre Staatsverfassung, nach welcher niemand groß war, als der König, auch nicht, daß irgend ein Mann im Staate als groß verehrt und demselben eine Statue errichtet werden durfte. Einige ihrer Münzen, die bis auf unsere Zeiten gekommen, und unter den Nachfolgern des Cyrus geprägt worden sind, zeigen von keinem bessern Style, als der an den schlechtesten gothischen Münzen angetroffen wird. Weibliche Figuren sieht man auf keinem ihrer Denkmale. Die Hetrurier scheinen die Bildnerei eher geübt zu haben, als die Griechen, ob es gleich ausgemacht zu seyn scheint, daß sie die ersten Anfangsgründe derselben von griechischen Colonisten erlernt haben. Ihre frühere Ausbildung derselben mag der Ruhe zugeschrieben werden, welche die Hetrurier genossen, da hingegen Griechenland um diese Zeit in unaufhörliche Kriege verwickelt war. Doch blieben die Hetrurier späterhin in Ausübung der Bildnerei weit hinter den Griechen und besonders hinter den Atheniensern zurück. Der Grund hiervon liegt nicht, wie Winkelmann und das kurzgefaßte Handwörterbuch der schönen Künste meinen, in der düstern, ernsten Gemüthsstimmung der Hetrurier, sondern in der Verschiedenheit der Staatsverfassung, Religion und des Clima's. In den hetrurischen Kunstwerken der Bildnerei, die oft eine große Aehnlichkeit mit denen der Griechen haben, erkennt Winkelmann drei verschiedene Style. Der erste zeichnet sich durch gerade Linien, steife Stellungen, gezwungene Handlungen und eine unvollkommene Idee von der Schönheit des Gesichts aus. Einige kleine hetrurische Figuren von Bronze aus dieser Periode sind daher in mehrern Stücken den ägyptischen ähnlich. Den Charakter des zweiten Styls der Hetrurier machen Stärke des Ausdrucks, sehr scharfe, etwas übertriebene Anzeige der Theile, reihenweis gelegte Haare, gezwungene und nicht selten gewaltsame Stellung. Derselbe unterschiedene und beständige Charakter findet sich auch in den Künstlern des neuern Hetruriens. Dieser Styl ist so manierirt und unwandelbar, daß sie den Apoll, Mars, Herkules, Vulkan in einem und ebendemselben Charakter zeichneten.

Der dritte Styl der Hetrurier ist selbst nach Winkelmann nicht eigener, sondern ein von den Griechen, die nun den schönsten Theil von Italien eingenommen hatten, erborgter, und folglich ein Styl der Nachahmung, welcher mit dem schönen griechischen eine auffallende Aehnlichkeit hat. Die Griechen sind, im Vergleich gegen die Aegyptier, Chaldäer und die indischen Nationen, ein sehr spät cultivirtes Volk. Als sie aus dem ersten Zustande der rohesten Unwissenheit traten, hatten die Aegyptier schon Pyramiden und Obelisken, und die Hebräer Götzenbilder; in dieser Periode kannten die Griechen zur Bezeichnung ihrer Gottheiten nur unförmliche Klötze und rohe, oder doch nur viereckig gearbeitete Steine. Solcher rohen Zeichen der Gottheiten fand Pausanias noch an mehreren Orten Griechenlands, namentlich zu Pherä in Arcadien, dreißig. Erst lange Zeit nachher unternahmen sie es, runde und wie ein Kopf grob zugehauene Steine auf Würfel oder längliche Säulen zu setzen, und stellten z. B. den Jupiter zu Tegea in Arcadien auf diese Weise vor. Diese Statuen nannten sie Hermen, weil man dem Hermes (Merkur) wahrscheinlich zuerst eine solche Statue errichtete, oder weil das Wort Herma überhaupt jeden großen Stein bezeichnete. Nach und nach wurden diese Hermen mehr ausgebildet, und die Geschlechts-Charaktere ungefähr in der Mitte des Steins angedeutet, bis man endlich anfing, die Trennung der Schenkel durch einen Einschnitt anzudeuten. Aber bald wurden die Griechen durch ihre Sitten, Religions- und Staatsverfassung, Clima und Gemüthsstimmung in den Stand versetzt, die schnellsten und erstaunenswürdigsten Fortschritte in den Künsten zu machen. Jedoch mußten diese Fortschritte, dem Gange der Natur gemäß, allmälich geschehen, und so bemerkt man denn auch in der Kunst der Griechen mehrere Stufen, von denen Winkelmann besonders vier aushebt, und sie den ältesten, den hohen, den schönen und den Styl der Nachahmer nennt. Die Werke des ältern Styls, der mit dem Dädalus anfing und bis auf die Zeiten des Phidias geht, waren gewöhnlich von Holz und den ägyptischen vollkommen ähnlich, ob es gleich aus der Geschichte mehr als wahrscheinlich ist, daß die Griechen nicht von den Aegyptiern lernten. Die Formen dieser Statuen waren eckig; der Kopf, dessen Geschlecht man nicht unterscheiden konnte, zeigte von allen den Merkmalen, die den Anfang jeder Kunst charakterisiren, und welche man auch an den ägyptischen Statuen vorfand; die Augen waren blinzend, die Haare in kleine Ringel geordnet, und glichen dicht neben einander liegenden Beeren einer Weintraube. Uebrigens war, nach Winkelmann, die Zeichnung nachdrücklich, aber hart; kräftig, aber ohne Grazie; und der starke Ausdruck verminderte die Schönheit. Die Kunst war streng und hart wie die Gerechtigkeit dieser Zeiten, die auf das geringste Verbrechen den Tod setzte. Uebrigens beweis't die marmorne Pallas in Lebensgröße in der Villa Albani, die älteste Statue, die wir noch besitzen, daß die griechischen Künstler aus dieser Epoche, gleich den ägyptischen, ihre Werke sehr fleißig ausarbeiteten; wie überhaupt der Fleiß in der Ausführung leichter und früher erlangt wird, als die Kenntniß des Schönen. Ein besonderer Umstand dieser Epoche ist, daß die Künstler ihre thönernen Statuen, besonders die des Jupiter und Pan, mit Roth anstrichen, welches ohne Zweifel auf die Gewohnheit roher abgöttischer Nationen hindeutete, vermöge welcher diese die Bilder ihrer Götter mit dem Blute der Opferthiere besprengten. Der zweite, oder der hohe Styl der griechischen Kunst, welchen Phidias schuf, wurde nothwendig durch den ältern vorbereitet; denn durch die Härte desselben offenbarte sich der ge-

nau bezeichnete Umriß und die Sicherheit in der Ausführung des ersten Styls, und die Zeichnung des zweiten Styls führte durch männliche, obgleich etwas harte und genau begränzte Umrisse zur Wahrheit und Schönheit der Form. Die Künstler des erstern ältern Styls hatten sich ein System von Regeln aufgestellt, welche zwar von der Natur entnommen waren, von denen sie sich aber nach und nach entfernten und zum Ideal aufstiegen. Die Künstler der zweiten Periode hingegen erhoben sich über dieses System, und näherten sich der Wahrheit der Natur, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, allmälig von dem Harten und Eckigen der Figur in flüssige Umrisse derselben überzugehen, und weniger gelehrt, aber schön, erhaben und groß zu werden. Dennoch wurde noch hin und wieder in der Zeichnung dieses hohen Styls das Gerade des ältern beibehalten, wodurch die Umrisse allerdings noch hin und wieder eckig blieben; so wie denn auch das Streben nach Größe und nach dem, was die Künstler Geist und Gefühl nennen, ihren Figuren einen Schein der Härte geben mußte, welche nicht allein den Künstlern des ersten Styls, sondern auch denen des zweiten vorgeworfen werden kann. Indessen gestehen wir unserer Seits, daß uns die Härte dieses zweiten Styls eine qualitative und geistige, diejenige hingegen des ersten Styls eine qualitative und bloß materielle zu seyn scheint. Winckelmann führt als die vorzüglichsten Werke aus dieser Periode an, eine Pallas, neun Palmen hoch, in der Villa Albani, welche ihm der großen Bildner jenes Zeitalters würdig zu seyn scheint. Ihr Kopf hat bei hoher Schönheit eine gewisse Härte, welche freilich durch mehr Rundung und Lindigkeit zur Grazie geworden wäre; ferner die Niobe und ihre Töchter in der Villa Medici, welche man aber nicht an jenem Scheine von Härte, sondern vielmehr an dem gleichsam unerschaffenen Begriffe der Schönheit, vornehmlich aber an der hohen Einfalt, sowohl in der Bildung der Köpfe, als in der ganzen Zeichnung, an der Kleidung und Ausarbeitung, als Werke dieses Styls erkennt. Die Formen sind so einfach, daß sie nicht durch die Bemühungen der Kunst hervorgebracht, sondern gleichsam wie ein Gedanke erweckt und wie von einem Hauche geblasen zu seyn scheinen. Der dritte oder der schöne Styl der griechischen Kunst fängt mit dem Praxiteles an, und erlangte durch Lysippus und Apelles seinen höchsten Glanz. Die vornehmste, ausgezeichnetste Eigenschaft desselben ist Grazie. In der Zeichnung desselben wurde alles Eckige vermieden, was bisher noch in den Statuen großer Künstler geblieben war, welches man vorzüglich dem Verdienste des Lysippus zuschreibt, welcher nur das in der Natur nachbildete, was sie Sanftes, Reines, Fließendes und Angenehmes hatte. Er glaubte, Erstaunen zu erwecken, sey weniger der Zweck der Kunst, als zu gefallen. Dieser Theorie zu Folge mußten seine Formen und Umrisse weich, fließend und wellenförmig seyn. Grazie war daher die fast unentbehrliche Eigenschaft dieses schönen Styls, und so zeigt sie sich auch in den Geberden, in der Handlung und Bewegung des ganzen Körpers, in dem Wurfe der Kleidung und dem ganzen Anzuge. Diese Grazie des schönen Styls milderte das Ungestüme und Laute der Leidenschaften und Gefühle, so daß z. B. die größte Pein im Laokoon gleichsam unausgedrückt und verschlossen blieb. Uebrigens blühte dieser schöne Styl der griechischen Kunst noch nach Alexanders Tode in verschiedenen Künstlern. Die Meister desselben hatten die Formen der Schönheit so ausstudirt, auch die Umrisse der Figuren so streng bestimmt, daß man, ohne zu fehlen, weder über diese Bestimmungen hinausgehen, noch innerhalb derselben zurückbleiben konnte; die Schönheit war demnach in der

menschlichen Bildung nicht höher zu treiben. Die Darstellungen der Götter und Helden waren in allen nur möglichen Stellungen und Lagen gebildet, o daß es den spätern Künstlern schwer fallen mußte, deren neue zu erdenken. Und somit stand nun die Kunst der Bildnerei auf dem höchsten Gipfel der Vollendung, über welchen hinaus kein weiteres Fortschreiten Statt finden konnte. Da es aber weder in der physischen noch moralischen Welt irgend einen Stillstand gibt noch geben kann, so folgt hieraus, daß die Kunst nothwendig zurückschreiten mußte, welche Rückschreitung dann auch mit der vierten Periode, oder der Periode der Nachahmung, einzutreten anfing. Die Künstler nämlich, die nichts Neues mehr erfinden konnten, mußten nothwendig darauf verfallen, das Vorhandene zu copiren, und somit entstanden die Nachahmungen derjenigen Werke, welche den höchsten Ruhm des dritten Styls begründet hatten. Wer sich nun ein bereits vorhandenes Werk zum Modell vorsetzt, der bemüht sich natürlich nicht, ein eigenes in der Kunst zu schaffen, sondern er zeichnet vielmehr mit sclavischer Aengstlichkeit die Umrisse und Formen seines Modells. Die Zeichnung wird also furchtsam, die Umrisse werden aus Mangel an eigenem Ideale Abdrücke ängstlicher Mühe, und das Ganze ein MitteldING zwischen dem Product eines freien Genies und einer peinlichen Sclaverei seyn. Das Bestreben, dasjenige durch Fleiß zu ersetzen, was dem Werke an Kenntniß und Wissenschaft fehlt, wird nach und nach in mechanischen Einzelnheiten sichtbar werden. Und somit entstand, wie gesagt, der vierte Styl, der die Periode der Nachahmung. Da nun die Bildnerei auf diesem Wege immer tiefer und tiefer sank, so leistete man nach und nach gänzlich Verzicht darauf, sich Ideale zum Vorwurfe der Kunst zu schaffen; man begnügte sich im Gegentheile damit, portraitirte Köpfe und Brustbilder hervorzubringen. So findet man z. B. sehr schöne Köpfe des Macrinus, Septimius Severus und Caracalla. Aber der Werth derselben besteht allein im Fleiße. Die Künstler der frühern, schönern Perioden hatten die kleinen Theile der Natur vernachlässigt; die Künstler dieser letztern Periode hingegen verwendeten den größten Fleiß darauf. Das ging so weit, daß man in dem Jahrhunderte, in welchem der Bogen des Septimius Severus errichtet wurde, sogar an den idealischen weiblichen Figuren, an den Trophäen tragenden Victorien, die ...dern ausdrückte. — Die Darstellungen der bildenden Künste kann man eintheilen: I. nach den Gegenständen selbst, und II. nach der verschiedenen Art und Weise, wie die Formen dieser Gegenstände nachgeahmt werden können. I. Die Gegenstände der bildenden Kunst werden eingetheilt 1. in Darstellung von freien Schönheiten der Natur: a. Nachbildungen von Landschaften und Seestücken. b. Nachbildungen von Blumenstücken, Früchten, Pflanzen, Bäumen. 2. Darstellung von Formen, deren Wirkung auf das Gefühl, und deren Beurtheilung durch Ideen bestimmt ist, als: a. Darstellung von Thieren und Menschen, und diese letzteren in Portraits, ganzen Figuren, historischen Stücken. b. Allegorische Darstellungen. II. In Ansehung der Art und Weise dieser Nachbildungen gibt es plastische Künste und zeichnende Künste und Malerei. 1. Plastische Künste. Dazu gehören: a. Plastik im engern Sinne, oder Bildformerkunst, wo bloß in weichen Massen, vorzüglich in Thon, Gyps und Wachs, gearbeitet wird. Im engsten Sinne ist Plastik Bildnerei aus Thon. Die aus Gyps nennt man Stuckaturarbeit, die aus Wachs Bossir- oder Poussirkunst, welche Benennung doch sehr allgemein für Plastik überhaupt genommen wird. Die Plastik liefert überhaupt die Modelle für die übrigen Werke raumerfüllen-

der Bildnerei. b. Bildgießerkunst; Wachs-, Gyps-, Metallgießer... c. Bildhauerei (s. d. A.). d. Bildschnitzerei; Formschneidekunst; Drechselkunst. e. Steinschneidekunst, Bildgraberei. 2. Zeichnende Künste, welche sich von den plastischen dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie diese, durch wirkliche, sondern nur durch scheinbare Gränzen, also nur für das Auge, nicht aber zugleich für den Sinn des Betastens, Körper räumlich darstellen können. a. Die Zeichenkunst an und für sich selbst. b. Die Kupferstecherkunst. c. Die Stempelschneidekunst für Medaillen und Münzen (füglicher aber möchten wir diesen beiden letzten Künsten ihren Platz unter den plastischen Künsten, und zwar neben der Steinschneidekunst anweisen). d. Malerei, die den Werken der bloßen Zeichnenkunst die sichtbare Eigenschaft der Körper, die Farbe, verleiht. e. Mosaik (eingelegte Arbeit). f. Stickerei. g. Wirkerei. h. Federmalerei. Einige rechnen auch Mimik, Gartenkunst, Baukunst, und selbst den Tanz unter die Definition der bildenden, oder, wenn man will, nachbildenden Künste.

Bildsäule, eine jede Säule in der weitesten Bedeutung dieses Wortes, in so fern sie ein Bild vorstellt. Man versteht darunter 1. ein aus einer festen Masse verfertigtes, erhobenes oder freies Bild, ein **Standbild**; 2. in der Baukunst, Köpfe, auch Bruchstücke von Menschen, deren Rumpf aus einem vierkantigen, unten schmal zulaufenden Steine besteht. Letztere heißen **Thermen**.

Bildung ist ein Vorzug, den nur der Mensch, aber, wie die Verhältnisse noch stehen, nicht jeder Mensch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anlässen und Hülfsmitteln müssen sich vereinigen, um das rohe Geschöpf mit menschlichem Angesicht und menschlicher Stimme zum Menschen zu machen und aus dem harten Dienst der Naturnothwendigkeit, in dem es überall seine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der eiserne Himmel des Nordens und die Glut des Südens läßt keine freiere Entwickelung der menschlichen Kräfte aufkommen. Der milde Himmelsstrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menschen der Anstrengung und Uebung seiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig ist, um Thätigkeit zu belohnen, scheint zum Sitze der Bildung bestimmt. Da, wo eine glückliche Mischung der Elemente dem Körper Geschmeidigkeit gibt und den Aufschwung des Geistes befördert, finden wir die gebildetsten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau fesselte sie an bestimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte sie bauen, der Nachahmungstrieb Gestalten formen und in die Töne der belebten Natur einstimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten sie in Denkmälern und Festen an, sprachen sie in Geschichten nnd Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Bildung ihrer bedeutsamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewann Gefühl und Gedanke den entsprechenden Ausdruck; die Gesellschaft das Organ einer leichten Mittheilung ihrer Kenntnisse nach allen Seiten; die Kunst den Stoff und Antrieb ihrer Uebungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm und die Religion ihre Herrschaft unter den Menschen. Die Mitte des südwestlichen Asiens wurde die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteste und als die Mutter der unsrigen die wichtigste ist. Nur an die Zone, doch nicht an bestimmte Länder gebunden, wanderte sie von Osten nach Westen, und die Betriebsamkeit der europäischen Occidentalen hat ihre im Orient allmälich versteinerten Schätze mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freieren Verfassungen der Europäer, die

ungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegsameren Straßen und Gewässern, ihre öffentlichen Anstalten und gemeinschaftlichen Unternehmungen, ihre religiösen Mysterien und philosophischen Schulen waren wechselsweis Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgend übertroffener Schönheit und Rundung erscheint, und zum Unterschiede von der modernen, der sie zum Muster dient, nun die antike heißt. Ihre Wendepunkte waren religiöse Mythen und das Vaterland, der Patriotismus gab ihr Thatengröße, Publicität und moralische Kraft, der Mythenglaube schmückte sie mit den Reizen einer Poesie, die auch dem Vernunftlosen menschliches Leben mittheilte und es wagen durfte, die Wirklichkeit der Menschenwelt treu und unverhüllt hervortreten zu lassen, weil sie noch schön war. Die Bildung der Alten zeigt sich daher als ein gesundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältnisse, sie weiß nichts von Absichtlichkeit und Affectation, sie bedarf keines fremden Scheines und keiner mühsamen Demonstrationen, um ihre Schritte zu rechtfertigen; ihre Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst, ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit sie auf dem Wege der Natur fortschreitet, gefällt durch sich selbst. Doch hatte sie mit den Blüthen, wie die Anmuth, so auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römische Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Speculationen einer Philosophie, die die Natur entseelend dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom wurde die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausschweifendsten Luxus und der Ernst ihres Glaubens zum leichtfertigen Spiele der Phantasie, und auch ihre letzten Schatten verschwanden mit dem Falle des römischen Reichs. Auf dessen Trümmern stehen im Occident germanische Völker, ihre Sitten und Sprachen verschmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge, der ihnen eigenthümliche Adel des Geschlechtsverhältnisses, der ein romantisches Frauenreich schuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Christenthums wurden unter der planmäßigen Leitung der Hierarchie die Elemente einer neuen Bildung, bei der die antike, so weit man sie noch aus ihren Resten und Reminiscenzen kannte, nur ein Gegenstand des geistigen Luxus der Gelehrten und Künstler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Frische und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Ob nun gleich die germanischen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenstabe des Vormunds in Rom nur allmälich gehorchen lernten, so wuchsen aus ihrer Natur und Landesart doch bloß ihre Nationaleigenheiten, jedem besondre, scharf von den fremdartigen geschiedne in behaglicher Freiheit hervor, das auf diesen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die moderne Bildung ist ein Product bestimmter Absichten und zwangvoller Verhältnisse. Sie unterscheidet sich von der antiken sowohl durch diese Entstehungsart, als auch durch den Umstand, daß sie, weil es den Neuen an Oeffentlichkeit des Lebens, an Festen, wo das Schöne der Gegenstand eines allgemeinen Genusses geworden wäre, ja im Ganzen selbst an Sinn dafür gebrach, nie die Masse der Völker völlig durchdringen konnte, sondern bis in die neusten Zeiten ein Prärogativ der Höfe, der höheren Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmäler in Kunst und Wissenschaft ausgegangen sind. Der Natur fremd geworden erscheint sie bald als eine mehr oder weniger verunglückte Nachahmung der Alten und nur in wenigen großen Geistern

originell; bald sucht sie, von der Religion selbst dazu angeleitet, ein verlornes Paradies, ohne es zu finden. Ueberall von der Anschauung zur Abstraction, vom Bilde zum Begriff durchdringend, den durch Ueberreiz in Anstrengung und Genuß ohnehin geschwächten Körper immer mehr abstreifend, geht sie auf Ideale aus und ringt nach einem Ziele, das in der Unendlichkeit liegt, ohne sich wehmüthiger Rückblicke auf die goldne Vorzeit erwehren zu können, wo Leib und Seele noch ein kräftiges Ganzes und der Mensch mit der Natur und sich selbst eins war. Daher die sentimentale Sehnsucht, das mühsame Streben, das krankhafte Schmachten und die ewige Klage der Neuen, daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Reflexion und Kritik, die sich in Theorien und Projecten erschöpft, die schöne Natur, hinter der die Wirklichkeit des modernen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu übertreffen. Aber weder die Unschuld der Urwelt, noch die harmonische Schönheit der griechischen Bildung, werden sie zurückbringen können, der ewige Erzieher des Menschengeschlechts wiederholt sich nicht, jede Epoche seiner Führung bringt neue Formen zu Tage; auch die Form der modernen Bildung beurkundet auf ihre Weise das Fortschreiten der Menschen. Die unbehaglichen Widersprüche, in welche die Neuen zugleich rückwärts und vorwärts schauend, und immer nach dem Unerreichbaren haschend sich mit sich selbst verwickelt haben, können friedlich gelös't werden und in ein sichres, freudiges Streben übergehen, wenn man sich endlich darein ergeben wird, für uns sey nur Trost und Rettung in der Idee, auf die das Christenthum, das mit seinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen einmal das Hauptelement unsrer Bildung ist, hinweis't. Und deutlich genug sticht diese Tendenz zum Idealen in den bessern Leistungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forschung, allumfassende Wißbegierde, ein scharfer Verstand, eine des Fernsten und Höchsten mächtige Phantasie und ein Vermögen zu abstrahiren und zu combiniren, dem die Alten nur spärliche Anfangsgründe an die Seite zu setzen haben, zeichnet die Werke der modernen Kunst und Wissenschaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geistreiche Zöglinge der antiken Plastik, so wetteifern doch die Heroen der italiänischen, spanischen, englischen und deutschen Dichtkunst rühmlich mit den herrlichsten Alten. Johannes Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemsterhuis, Kant u. s. w. ringen mit Plato und Aristoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verstummt im Instrumentensturm einer haydnschen Symphonie, und Zeuxis Trauben verschwinden vor Rafaels Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzschnitt und Kupferstich, die Buchdruckerkunst mit ihrem unabsehlichen Einflusse, der Compaß zur Schiffahrt und der Wechselbrief zum Handel sind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunstreichen Arbeiten und Maschinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienstbar machen und tausend neue Bedürfnisse befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen die moderne Raffinerie, deren größte Resultate unsre Zeit an den ungeheuern Wirkungen der Staats- und Kriegskunst Napoleons zu erkennen glaubt. Ob die sittliche und religiöse Bildung der Menschen bei diesen Fortschritten gewonnen hat, ist eine schwer zu beantwortende Frage, die nur dem Sohne der neuern Zeit einfallen kann. Die Alten wußten nur von einer Bildung, der menschlichen, die sich durch Gymnastik und Musik *) vollenden ließ und zu allen Dingen nütz war. Die Künstlich-

*) Musik im Sinne der Griechen ist die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Musen geheiligten Künste und Wissenschaften.

keit der modernen Verhältnisse und Theorien, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfnisse und der Mittel, sie zu befriedigen, hat diesen einen Stamm in hundert Aeste gespalten und ein Individuum unserer Zeit bringt es mit aller Mühe nicht dahin, sie wieder zu einem Ganzen in sich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine intellectuelle, ästhetische und moralische Bildung anlegen und bald Verstand und Einbildungskraft im Denken und Combiniren des Wahren und Möglichen, bald diese beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müssen, um unsre Seelenkräfte zu entwickeln, als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer classischen, als Conservatoren der Literatur einer gelehrten und literarischen, und wo wäre irgend eine Wissenschaft und Kunst, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, speciell auf ihr Gebiet berechnete und den Fleiß eines ganzen Menschenlebens in Beschlag nehmende Bildung erfoderte. Aehnliche Ansprüche machen die verschiedenen Stände, Geschäftskreise und Gewerbe der bürgerlichen Gesellschaft; militärische, cameralistische, mercantilische, ökonomische Bildung wird in eignen Instituten erworben und unser Jahrhundert hat es sogar zu einer besondern Bildungsanstalt für Runkelrübenzuckerfabrikanten gebracht. So ist die Aufmerksamkeit und Kraft der neusten Neuen in tausend einzelne Zweige der Cultur zertheilt, wie hätten sie Zeit den Menschen in sich auszubilden, da sie kaum mit dem Bürger fertig werden. Viele fangen es daher gar nicht mehr auf etwas Höheres an, als was der Zwang der Verhältnisse, der National- und Standesgeist aus ihnen macht, und schwer verbergen sie die oft verletzenden Ecken dieser Einseitigkeit hinter dem Scheine von Bildung, den sie als ein zum äußern Anstande nothwendiges Gesellschaftskleid für die Conversationsstunden anlegen. Aber die gesellige Bildung, in der die feineren Cirkel der Franzosen den Ton angaben und die höheren Stände aller europäischen Nationen sich verstehen, hat einen edlern Sinn. Sie setzt Einsichten und Kenntnisse, die über alles, was den Menschen als theilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine schnelle und richtige Uebersicht der Verhältnisse, eine Leichtigkeit und Uebung des Geistes im Gebrauche der mannigfaltigsten Formen, kurz einen feinen Tact voraus, der jedem Gedanken im Gespräch die rechte Stelle, die anziehendste Bedeutung, den schicklichsten Ausdruck und die heiterste Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt sie die angenehmen Talente und Kunstfertigkeiten, deren sinnvolle Leistungen bescheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von Fleiß nnd Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer Freude stimmen; oder wenn man diese empfehlenden Eigenschaften nicht in hinlänglichem Grade besäße, um der Gesellschaft durch eigne Gaben gefällig zu werden, erfodert sie doch wenigstens eine sich ungezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute, was sie zur Befriedigung der höheren Bedürfnisse des Geistes darbieten will. Vergl. d. Art. Conversation. Alle Zweige der modernen Bildung fänden in dieser geselligen, die Leben, Kunst und Wissenschaft angenehm verschmilzt, den besten Vereinigungspunkt, gehörten die Kreise, in denen sie einheimisch ist, nicht unter die Seltenheiten. Und auch diese gebildeten Kreise sind nicht ganz frei von dem Einflusse der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stimmung und Lebensweise von einander unterscheiden und eben wegen ihrer nicht immer liebenswürdigen Individualität keineswegs für Merk-

male wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte kräftig ausgesprochne und unter günstigern Umständen auch wohl zum Theil ausführbare Idee einiger Theoretiker *), diese Volksindividualität durch gewisse ihr angemeßne Anstalten für die öffentliche Bildung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menschheit zu erziehen, anbelangt, so läßt sich, weil sie bis jetzt zu wenig Eingang gefunden, noch keine bestimmte Hoffnung darauf bauen. Wie sehr daher auch der allzufreigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, welcher jedes in Romanen und Dichtern etwas belesene, durch feinere Bedürfnisse des Luxus und eine gewisse Höflichkeit vor der niedern Volksclasse ausgezeichnete Mitglied der Gesellschaft mit dem Prädicate der Bildung beehrt, von der Allgemeinheit des Bestrebens gebildet zu heißen zeugen mag, so wird es doch bei der Seltenheit des Zusammentreffens günstiger Umstände und edler Tendenzen mit glücklichen Anlagen des Geistes und Herzens immer nur wenige auserlesene Individuen geben, welche nach einem der Bestimmung des Menschen angemeßnen Begriffe von Bildung gebildet genannt zu werden verdienen. Bilden heißt ein Bild von etwas machen, und dies kann, wo es auf Menschenbildung abgesehen ist, kein andres seyn, als das Bild des Menschenideals oder nach den Ansichten der Religion, das Bild der Gottheit. Bildung in diesem allgemeinen Sinne ist uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbstthätigkeit zu bewerkstelligende harmonische Entwicklung der gesammten Menschenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil diese Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verstattet, nennen wir den gebildet, der bereits glückliche Fortschritte zum Ziele der Menschheit gemacht hat. Eine Bildung, die diesem Begriffe entspricht, wird eben so sehr den Foderungen der Gesellschaft an das zu bildende Subiect Genüge leisten, als sie seinen eignen Geistes- und Herzensbedürfnissen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß diese Bildung allen gemein werde und der Vergeistigungsprozeß, in dem die Menschheit begriffen ist, eine entschiedne Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünsche der Cosmopoliten und Philanthropen zur glücklichsten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer die in allen organischen Körpern wirksame Kraft, eine besondere Bildung und Form von innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Diese Kraft zeigt sich offenbar durch Selbstbildung und Selbsterhaltung, indem der organische Körper verschiedene Körper in sich aufnimmt (die Nahrungsmittel), sich dieselben aneignet, das Fremdartige absondert, verlorne Theile wieder herstellt (durch Ernährung), und so sich ernährt, erhält, und als organisches Individuum bestimmter Gattung fortbildet und aufwächs't; eben so in der Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem also der organische Körper nur ein Wesen seiner Gattung erzeugt, und nicht aus seiner Gattung herausgeht. Siehe Blumenbach über den Bildungstrieb (Göttingen 1789; vergl. Kants Kritik der Urtheilskraft, 2 Theile). Auf eine ähnliche Weise redet man auch von einem geistigen Bildungstriebe, oder einem natürlich

*) Z. B. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Jahns Volksthum, Jachmanns Aufsätze im Archiv für Nationalbildung u. a. m. vergl. den Art. Nationalbildung.

Streben des Menschen, eine geistige Individualität zu erlangen, zu behaupten, seine geistigen Anlagen nach dem Ideale der Menschheit eigenthümlich zu entwickeln, und insbesondere die von außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu seinen bewußten Zwecken zu benuzen und zu bearbeiten. T.

Bill. Das Parlament in England, dem die gesetzgebende und richterliche Gewalt von der Nation übertragen worden ist, besteht bekanntlich aus zwei Häusern, dem Ober- und Unterhause, deren Mitglieder durch die Constitution aus den verschiedenen Ständen des Volkes bestimmt sind. Jedes dieser Mitglieder beider Häuser, der König von England selbst, hat das Recht, Vorschläge zu neuen gesetzlichen Verfügungen vorzutragen, indem es sie schriftlich überreicht. Ein solcher Aufsatz wird eine Bill genannt und in gemeinschaftliche Berathung genommen. Dazu gehört, daß er drei Mal verlesen, genau erwogen und über die Zulässigkeit des Vorschlags durch Sammlung der Stimmen entschieden werde. Ist dies in dem einen Hause, dem die Bill zuerst überreicht worden ist, geschehen, so wird sie zu gleicher Deliberation dem andern Hause zugesendet, und ist sie auch dort angenommen worden (passirt), so wird sie dem Könige zur Sanction vorgelegt. Ist diese erfolgt, so verwandelt sich die Bill in einen Parlaments-Schluß (Act of Parlament) und erhält gesetzliche Kraft. Sollte der Fall eintreten, daß die beiden Häuser über eine Bill sich nicht vereinigen könnten, so wird eine Comitée zur nochmaligen Ventilation der Sache niedergesetzt. Kann auch diese den Vereinigungspunkt nicht finden, so wird die Bill für verworfen erklärt, was auch der Fall ist, wenn sie bei dem Hause, wo sie zuerst angebracht wurde, nicht durchgeht. — Eine Bill betrifft entweder allgemeine Gegenstände, oder Privat-Angelegenheiten, oder Geldverwilligungen; daher heißt sie entweder Public-Bill, oder Private-Bill oder Monney-Bill. Diese Verschiedenheit bestimmt auch die Formel, durch welche die königliche Bewilligung ertheilt wird. Bei einer Public-Bill heißt es: „Le roi le veut;" — bei einer Private-Bill: „Soit fait, comme il est désiré;" bei einer Monney-Bill: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut." — Wenn die Bill aber dem Könige mißfallen sollte, so schreibt er bloß darunter: „Le roi s'avisera", und dies ist genug, um sie für nicht geschehen zu betrachten. — In dem Artikel „Grosbritannien" wird man die Analyse dieses Artikels, im Zusammenhange der Darstellung von der englischen Staatsverfassung, weiter erörtert finden. — Auch vergleiche man „Constitution (englische)." —

Billington (Madame), ist unstreitig eine der ersten Sängerinnen von London, und gegenwärtig zur italiänischen Oper übergetreten. Im Jahre 1787 war sie in Paris, wo sie in verschiedenen Concerten den Beifall aller Kenner einerntete. Bei der Todtenfeier Händels im Jahre 1786 wetteiferte sie mit der Mara, und in dem Raube der Proserpina von Winter, im Jahre 1804, mit der Grassini. Göde theilt folgendes über sie mit: „Die unbeholfene Beleibtheit der Billington ist selbst den Caricaturzeichnern aufgefallen. So groß auch das Verdienst dieser hochgepriesenen Sängerin seyn mag, so muß man doch gestehen, daß ihr elendes Spiel (sie pflegt ohne Leben und Geist wie eine kalte Statue auf dem Theater unbeweglich zu stehen, und nur von Zeit zu Zeit die dicken Arme sehr ungeschickt gegen den Kopf zu bewegen) und ihre groteske Gestalt das Auge des Zuschauers eben so sehr beleidigen, als ihre Stimme seinem Ohre schmeichelt. Ihr Kopf ist von einer bei

Frauenzimmern ungewöhnlichen Größe, und sie vergrößert ihn gemeiniglich noch dadurch, daß sie einen gewaltigen Aufsatz mit hohen Federn trägt. Alle ihre Bewegungen sind eckig und im höchsten Grade untheatralisch. Ich bin gewiß, daß diese Gestalt, wäre sie auch die heilige Cäcilia selbst, kein französisches Theater betreten dürfte, ob man ihr schon in Concerten und Oratorien die erste Stelle unter den Sängerinnen einräumte." — Ihre jährliche Einnahme von ihrer Besoldung, ihren Benefizvorstellungen und Concerten beträgt über 6000 Guineen.

Binocular-Telescop, ein doppeltes Sehrohr für beide Augen.

Binomisch, zweitheilig, zweigliederig, z. B. eine binomische Wurzelzahl in der Rechenkunst.

Biographie oder Lebensbeschreibung ist die Erzählung der Schicksale, Handlungen und Eigenschaften einer einzelnen denkwürdigen Person, und macht einen Theil der Geschichtschreibung aus. Sie ist den allgemeinen Regeln einer guten Erzählung und Charakterschilderung unterworfen, unterscheidet sich jedoch von letzterer dadurch, daß sie nicht bloß das Innere und Beharrliche, sondern auch die äußern Umstände und Veränderungen des Lebens zum Inhalt hat. Der Biograph darf nur Personen wählen, deren Leben interessant und fruchtbar genug ist, und die sich entweder durch ihren Rang, oder durch vorzügliche Verdienste, oder durch besonders denkwürdige Glücksveränderungen unterschieden und merkwürdig gemacht haben. Versteht er aber bei solchen die Kunst, das Erhebliche und Interessante aufzufassen und darzustellen, die wahren Motive der Handlungen aufzufinden und scharf zu erkennen, und wiefern äußere Umstände auf Charakter und Handlungsweise einwirkten, überzeugend anzugeben, und bleibt er stets der Natur und Wahrheit getreu, so wird sein Werk mit dem Interesse zugleich den herrlichsten Nutzen verbinden, indem es eine Quelle der Kenntniß und Erforschung des menschlichen Geistes und Herzens seyn wird. Was ist geschickter, uns zu belehren, uns gegen die Lockungen des Lasters zu verwahren, uns in der Noth und Gefahr zu erheben und zu ermuthigen, uns zu edeln Thaten anzufeuern, als die Beispiele, welche die Geschichte uns aufstellt? Eine specielle Art der Biographie ist die Selbstbiographie, d. h. diejenige, in welcher eine Person selbst ihre Schicksale, Handlungen und Meinungen erzählt und angibt; es gehört zu diesem Unternehmen ein seltener Grad von Selbstkenntniß und ein noch seltenerer Grad von Wahrheitsliebe; Eigenschaften, die nur von demjenigen in dem erforderlichen Maße zu erwarten sind, der in dem gerechten Gefühl seines moralischen Werthes auch seine Schwächen und Fehler ohne Beschämung bekennen darf, wie wir dies z. B. in der trefflichen und einzigen Selbstbiographie Alfieri's finden.

Biologie, die Lehre von der lebenden Natur.

Bion, aus Smyrna gebürtig, ein griechischer Idyllendichter, von dessen Lebensumständen sich nirgend einige Nachricht findet. Aus der Elegie, welche sein Freund und Schüler Moschus auf seinen Tod verfaßte, scheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenosse Theokrits gewesen und an Gift gestorben sey. Wahrscheinlich lebte er in Sicilien oder Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird sein Klagegesang auf Adonis für das vorzüglichste gehalten. Er ist vielfältig ins Deutsche übersetzt worden, unter andern auch von Voß. — Außerdem nennt uns das griechische Alterthum einen berühmten Philosophen Bion, welcher zu Borysthene am Borysthenes ungefähr 300 Jahre v. Chr. geboren war. Er gieng nach Athen

schloß sich an den Krates an und folgte anfangs der Lehre der Cyniker. Nachher philosophirte er auf seine eigene Weise. Seine Gleichgültigkeit gegen Untersuchungen über die Natur der Götter, über die Vorsehung, und gegen die andern Fragen der Art brachte ihn in den Ruf des Atheismus, und zog ihm viele Feinde zu, die ihn bei Antigonus Gonatas wegen seiner Abkunft verleumdeten. Als dieser Fürst ihn darüber befragte, sagte ihm Bion mit edler Freimüthigkeit: „Wenn du eines Bogenschützen bedarfst, fragst du nicht nach seiner Geburt, sondern wählst den, der das Ziel trifft; also solltest du auch bei deinen Freunden thun. Wisse denn, mein Vater war ein Freigelassener und handelte mit Salzfischen; meine Mutter war ein öffentliches Mädchen, das er heirathete. Mein Vater hatte einigen Unterschleif in der Einnahme öffentlicher Gelder gemacht, und wurde mit seiner ganzen Familie als Sclave verkauft. Ich ward einem Redner zu Theil, der Gefallen an mir fand, und mir sterbend sein ganzes Vermögen hinterließ. Ich verkaufte alles, ging nach Athen und widmete mich der Philosophie. Mögen meine Feinde ihre unnützen Nachforschungen einstellen, denn das alles können sie von mir selbst erfahren.“ — Diese Offenheit gefiel dem Antigonus so sehr, daß er ihm seine Gunst bis an den Tod erhielt. — Bion hatte vieles geschrieben, besonders über Moral, und wir haben es zu bedauern, daß bis auf einige Fragmente bei Stobäus alles verloren gegangen. Eratosthenes sagte von ihm, daß er der erste gewesen, der die Philosophie mit dem Purpur bekleidet habe. — Uebrigens gehört Bion in die Zahl der sogenannten sieben Weisen Griechenlands. Eine Menge witziger Einfälle werden von ihm angeführt; so sagte er von den Grammatikern, die mit unendlichem Fleiße die Irrfahrten des Ulysses zu ergründen suchten, daß sie selbst, ohne es zu wissen, sich auf einer viel größern Irrfahrt befänden, indem sie ihre Zeit mit unnützen Dingen verlören.

Biörnstahl (Jacob Jonas), bekannt durch seine Reisen, war 1731 in Schweden in der Provinz Südermanland geboren. Er studirte in Upsal, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rüdbeck, und reis'te mit dessen Sohne nach England, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und der Schweiz. Bei seinem Aufenthalte in Paris studirte er mit vielem Eifer die morgenländischen Sprachen, für die er immer eine besondere Vorliebe gehabt. Da sein Zögling, der Baron Rüdbeck, nach Schweden zurückgekehrt war, wurde Biörnstahl von Gustav III. bestimmt, Griechenland, Syrien und Aegypten zu bereisen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Professors an der Universität Lund. Nun ging er 1776 nach Constantinopel, wo er sich einige Zeit aufhielt, um die türkische Sprache zu erlernen, setzte dann seine Reise fort bis Salonichi, und starb hier am 12ten Juli 1779 an der Pest. Biörnstahl hatte eine Beschreibung seiner Reisen in Briefform an seinen Freund, den Bibliothekar Giörwell, geschickt, der sie anfangs in eine Zeitschrift, die in Stockholm erschien, einstreute, dann aber auch 1778 besonders herausgab. Groskurd hat davon eine deutsche Uebersetzung geliefert. Dieses Werk enthält gelehrte und gründliche Untersuchungen über Münzen, Manuscripte, seltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen die interessantesten diejenigen sind, welche Voltaire betreffen, den er in Ferney besucht hatte; aber seine Bemerkungen und Urtheile über Sitten, Gebräuche, Religion und Literatur sind oft zu wenig richtig, genau und unparteiisch. Er hatte mehr Gelehrsamkeit als Geschmack, mehr Gedächtniß als

sichern Tact und Unterscheidungskraft. Seine natürlich starke und abgehärtete Gesundheit setzte ihn in den Stand, viel zu arbeiten und die größten Beschwerden der Reise zu ertragen.

Biren (Johann Ernst von), Herzog von Curland, war, wie man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jacob von Curland und der Sohn eines curländischen Bauers, Namens Bühren. Er war 1687 geboren, und wußte durch seine natürlichen Fähigkeiten und eine nicht ganz vernachlässigte Erziehung sich glücklich auf eine Stufe des Ansehens zu erheben, die seine niedrige Abkunft verbarg. Sein angenehmes Aeußere und sein gebildeter Verstand verschafften ihm die höchste Gunst der Herzogin von Curland, Anna, der Nichte des russischen Kaisers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den curländischen Adel aufgenommen zu werden, der dieses Begehren mit Unwillen verwarf. Als Anna 1730 den russischen Thron bestieg, machte es die Partei, die sie dazu erhob, zur Bedingung, Biren nicht mit nach Rußland zu bringen; aber dies war die erste Bedingung, welche die neue Kaiserin brach. Biren, mit Ehren überhäuft, wurde am russischen Hofe eingeführt, nahm den Namen und das Wappen der Herzoge von Biron in Frankreich an, und beherrschte unter diesem Namen seine Gebieterin selbst. Stolz und hart, überließ er sich allen Leidenschaften des Hasses gegen die Nebenbuhler seines Ehrgeizes. Die Fürsten Dolgorucki waren seine ersten Opfer; 11,000 Personen ließ er hinrichten, und zwei Mal so viel schickte er ins Exil. Man versichert, daß die Kaiserin sich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu besänftigen; aber Bitten und Thränen derselben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Energie seines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung dieses großen Reichs. Anna zwang die Curländer im Jahre 1737, ihren Günstling, der schon eine Curländerin aus der Familie Treden geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Sie, die es wünschte, daß er auch nach ihrem Tode, der 1740 erfolgte, fortregieren sollte, und den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, übergab ihm die Regentschaft. Nachdem er auch diesen höchsten seiner stolzen Wünsche erreicht hatte, entfernte er alle diejenigen, welche er fürchtete, und ließ nur zu deutlich die Absicht merken, seine Familie auf den Thron zu erheben. Er verheirathete seinen Sohn an die Prinzessin Elisabeth, seine Tochter aber an den Herzog von Holstein, den nachmaligen Kaiser Peter III. Aber eine einzige Nacht zerstörte seine Plane. Der Marschall Münnich, dem Biren die Regentschaft größtentheils verdankte, war mit seinem Betragen unzufrieden, und ließ ihn in der Nacht vom 19ten bis 20sten November von zwanzig Soldaten, die Manstein anführte, in seinem Bette arretiren, und in einen Mantel gehüllt, auf das Schloß Schlüsselburg abführen. Man machte ihm den Prozeß und sprach das Todesurtheil über ihn aus; doch ward ihm das Leben geschenkt, und er selbst, seiner Güter und Freiheit beraubt, mit seiner Familie nach Polim in Sibirien in ein Gefängniß gebracht, zu welchem Münnich selbst den Plan entworfen hatte. Im folgenden Jahre kam Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution auf den russischen Thron, Münnich wurde gestürzt, Biren zurückberufen, und jener mußte sein Gefängniß einnehmen. In Casan trafen die Schlitten zusammen; beide erkannten einander, grüßten sich und setzten ihre Reise fort, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechseln. Da nachmals Catharina II. den Thron bestieg, bekam er das Herzogthum Curland zurück, regierte hier mit Weisheit und Milde, übergab ···

Jahre nachher 1766 seinem ältesten Sohne Peter die Regierung, und endigte ruhig am 28sten October 1772 sein langes und unruhiges Leben.

Birmingham, ein Marktflecken (ohne Stadtrecht) in Warwickshire in England; der wichtigste Fabrikort auf der ganzen Erde; 16,403 Häuser und 70,000 Einwohner. Die Fabriken liefern Gewehre, vergoldete Metallknöpfe, Schnallen, plattirte und lackirte Blechwaaren, Uhrketten und Berlocken, Feilen, Nadeln, Lederwaaren, falsche Geldsorten; ferner, Zucker, Scheidewasser und seidene Zeuge u. s. w. Die blühendste Periode für Birmingham soll zwischen 1790 und 92 gewesen seyn; damals zählte der Ort noch 10,000 Einwohner mehr; das birminghamer Adreßbuch von 1805 führt noch 175 Marchants und Factors auf; jene haben mit dem ausländischen, diese mit dem inländischen Handel zu thun, oft sind sie auch beides zugleich. Der berühmte Baskerville hatte hier seine Druckerei, aus der verschiedene Prachtdrucke hervorgingen. In der Nähe von Birmingham befindet sich Soho, ein sogenannter Marktflecken, wo die großen Etablissements des berühmten Boulton die höchste Aufmerksamkeit verdienen. Hier befindet sich unter andern die Fabrik für Dampfmaschinen, die nirgends mit solcher Vollkommenheit als hier verfertigt werden; ferner eine sehr künstliche Münzmaschine. Birminghams Handel nach allen Theilen der Welt ist unermeßlich. Burke nannte es die große Boutique der Welt. Auf dem Marktplatze steht Nelsons Statue.

Biron (Charles de Gontaut, Duc de), ein Sohn des Marschalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, war geboren gegen das Jahr 1562. Als Calvinist erzogen hatte er bis zum sechzehnten Jahre zwei Mal seine Religion gewechselt, und achtete beide Parteien gleich wenig. Seine herrschende Neigung war für die Waffen; er begleitete seinen Vater auf seiner Expedition von Guienne. Vier Jahre nachher tödtete er im Duell Carency, der ihm die Hand der Erbin des Hauses Caumont streitig machte, war genöthigt sich zu verbergen, und erschien erst wieder, als Heinrich III. ihm Verzeihung bewilligt hatte. Als 1589 Heinrich von Bourbon als König von Frankreich anerkannt worden, diente ihm Biron, nach dem Beispiel seines Vaters, mit eben so viel Ergebenheit als Unerschrockenheit. „Niemand," sagte Heinrich IV., „hat ein helleres Auge den Feind zu erkennen, und eine fertigere Hand, eine Armee zu ordnen." Die Gunst und Freundschaft des Königs machte, daß er schnell durch alle Grade stieg. Biron that sich rühmlich hervor in der Schlacht von Arques im J. 1589, in der Schlacht von Jvry, bei den Belagerungen von Paris und Rouen, in dem Treffen von Aumale im J. 1592. In seinem vierzehnten Jahre Obrist der Schweizer, dann Marechal de camp, Lieutenant-general, ward er im J. 1592 zum Admiral von Frankreich ernannt. Aber dieser am Hofe und auf dem Schlachtfelde so ausgezeichnete Mann hatte nicht die geringsten moralischen Grundsätze; siegreich und gefürchtet, stets gepriesen oder entschuldigt, war er jähzornig, eigensinnig, anmaßend geworden; nichts sollte ohne ihn, nichts anders als durch ihn geschehen. Seine Aeußerungen waren rücksichtslos und verschonten selbst den König nicht, der ihn darum nicht weniger liebte und schätzte. Im J. 1594 ernannte ihn Heinrich IV. zum Marschall von Frankreich und 1595 zum Statthalter von Burgund; in demselben Jahre rettete ihm der König das Leben in der Schlacht von Fontaine-Française. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in demselben Jahre Duc und Pair. Aber weder die Freundschaft des Königs, noch die von demselben erhaltenen Reichthümer und Ehrenstellen konnten verhindern,

daß Biron, der sich nicht hinlänglich belohnt glaubte, gegen den König erbittert wurde. Die spanische Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Machinationen schaden konnte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, welche ihr Birons Mißvergnügen darbot. Unglücklicher Weise ernannte Heinrich in demselben Augenblick diesen zu seinem Botschafter am Hofe zu Brüssel, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beschwören zu lassen. Der spanische Hof berauschte ihn absichtlich durch Feste, Schauspiele und Ehrenbezeugungen; die Weiber wandten alle Künste der Verführung an, und der schwache Biron versprach, daß wenn die Catholiken wieder aufstehen würden, er sich mit ihnen vereinigen wolle, und erlaubte, daß man ihn in Frankreich an sein Wort mahnen dürfe. Die Reise, welche der Herzog von Savoyen im J. 1599 nach Frankreich machte, vollendete Birons Treulosigkeit. Er schloß mit diesem Fürsten und dem Grafen von Fuentes, Statthalter von Mailand, einen Tractat ab, worin er versprach, die Waffen gegen seinen Wohlthäter zu ergreifen. Im J. 1601 ward dem Herzog von Savoyen der Krieg erklärt, und Biron sah sich genöthigt, ihn zu bekriegen und zu besiegen. Aus Furcht, sein Einverständniß möchte zu sichtbar werden, bemächtigte er sich fast aller Plätze des Herzogthums, was um so leichter war, da Emanuel auf Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, Biron vorzuschlagen, ihnen den König auszuliefern; er verweigerte dies; aber ihre Insinuationen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St. Catharina bei Genua wohl vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu besehen kommen würde, ließ Biron dem Gouverneur sagen, er solle mit dem Geschütz auf einen bezeichneten Punkt zielen und an einen andern Ort eine Compagnie Büchsenschützen stellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entscheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, sich an den gefährlichen Ort hinzubegeben. Im Jahr 1601 ward mit Savoyen Friede geschlossen; so viel Verhandlungen, Zusammenkünfte, heimliche Reisen aber hatten dem Könige eben so wenig als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er nahm daher eines Tages den Marschall bei Seite, befragte ihn über seinen Anschlag und versprach ihm Verzeihung. Biron machte ein unvollständiges Geständniß, und unglücklicher Weise drang der König nicht weiter in ihn; vielleicht würde er Biron zur Pflicht zurückgeführt haben. Der Marschall setzte seine geheimen Verständnisse fort, und wiewohl Heinrich davon unterrichtet war, sandte er ihn doch 1601 an die Königin Elisabeth, um ihr seine Vermählung mit Maria von Medicis anzuzeigen. Birons geheime Verhandlungen dauerten nichts desto weniger fort; aber sein Rathgeber und Vertrauter wurde dem Grafen Fuentes verdächtig; und dieser, der für sich selbst zu fürchten anfing, entdeckte das ganze Complot und alle Theilnehmer dem Könige. Die Beweise lagen vor Augen; in einem geheimen Rathe ward die Verhaftung des Marschalls beschlossen. Ein freies Geständniß und Reue würden den Unglücklichen gerettet haben, da Heinrich geneigt war, ihm zu verzeihen. Biron aber beharrte auf einem stolzen Läugnen, schlug die ihm angebotene Gnade aus, und ward endlich auf der Königin und auf Fuentes dringende Bitten der Strenge der Gesetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er arretirt, in die Bastille gebracht, dort gerichtet und am 31sten Jul. 1602 enthauptet. — Charles Armand de Biron, Urneffe des Vorigen, geb. 1663, gest. 1756, war Marschall von Frankreich; sein Sohn Louis Antoine, ebenfalls Marschall von Frankreich und Obrist der französischen Ge-

zen, geb. 1701, gest. 1788, galt lange für das Vorbild der ganzen Armee.

Biron (Armand Louis de Gontaut Duc de), geb. den 13ten April 1747, der Neffe und Erbe des Louis Antoine Biron, war bis ins Jahr 1788 unter dem Namen Herzog von Lauzun bekannt. Mit einer glänzenden Geburt und einem ansehnlichen Vermögen vereinigte er eine angenehme Gestalt, einen durch Lectüre gebildeten Verstand, ein einnehmendes Betragen und eine unbegränzte Freigebigkeit. Mehrere Jahre lang durchreis'te er England, Rußland und Polen, und stürzte sich durch seine unmäßige Verschwendung in ungeheure Schulden. Dadurch sah er sich genöthigt, seine Güter zu verkaufen. Er nahm nun Antheil an dem amerikanischen Kriege, stieg aber ungeachtet seiner Tapferkeit und militärischen Einsichten nur bis zur Würde eines Obersten. Nach dem Tode des Marschalls Biron, seines Oheims, nahm er den Titel eines Duc de Biron an. Bei dem Ausbruche der Revolution war er bei der Partei des Duc d'Orleans, trat an die Spitze einer republikanischen Armee, commandirte an verschiedenen Orten, und zuletzt in der Vendee, richtete aber hier wenig aus. Eben als er im Mai 1793 zurückberufen werden sollte, nahm er seinen Abschied. Allein er wurde gefangen gesezt und zum Tode verurtheilt, weil er die Bewohner der Vendee begünstigt, d. h. nicht besiegt habe. Am 31sten December 1793 wurde das Todesurtheil vollzogen, und mit Stärke und Reue soll er die Worte ausgesprochen haben: Ich empfange eine gerechte Strafe, denn ich bin Gott, meinem König und meinem Namen untreu gewesen (je meurs puni d'avoir été infidèle à mon Dieu, à mon roi, à mon nom).

Biscaya, eine Provinz Spaniens, welche gegen Norden an das biscayische Meer, gegen Westen an La Montanna, gegen Süden an Burgos und gegen Osten an Frankreich und Navarra gränzt. Sie ist gebirgig und holzreich, dabei aber von den fleißigen Einwohnern wohl angebaut. Der Anblick des ganzen Landes zeigt von Wohlhabenheit und Betriebsamkeit. Die Bewohner, welche einen eignen Volksstamm ausmachen (s. Basken), und sich sowohl über Biscaya, Guipuscoa und Navarra, als auch jenseit der Pyrenäen über Labourd, Nieder-Navarra und Soule verbreiten, genießen größere Freiheiten als alle übrigen Provinzen Spaniens. Ein königlicher Befehl bedarf zu seiner Gültigkeit der Genehmigung der Vorsteher, welche auch die zur Landesverwaltung nöthigen Steuern erheben. Der König erhält statt der Steuer eine freiwillige Gabe. Biscaya in engern Sinne hat 116,000 und Guipuscoa 120,000 Einwohner; beide Länder zusammen bilden Biscaya im weitern Verstande. — In Mexcio hat eine an ergiebigen Silberbergwerken reiche Provinz den Namen Biscaya oder Neu-Biscaya.

Biscuit nennt man in der Töpfer-, Fayance- und Porcellanfabrik den zu Fliesen oder zu Fayance oder Porzellan bestimmten Teig, wenn er im Ofen gebrannt worden und noch nicht mit der Glasur belegt ist. (S. Porzellan.)

Bischof ist nach dem Sprachgebrauche des neuen Testaments der Lehrer und geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde. Die Bischöfe, welche die Apostel selbst eingesetzt oder die Gemeinden, nach der apostolischen Idee, von diesem Amte gewählt haben, waren die Depositairs der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apostel in dem Geschäfte der Erhaltung und weitern Verbreitung des Christenthums. Als solche führten sie, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derselben, Presbytern und Diakonen, die Aufsicht, ohne jedoch in den ersten Jahrhunderten schon den Vorrang und die Diöcesanrechte

zu behaupten, die ihnen bei der allmälichen Organisation der Kirchenverfassung zu Theil wurden. Aber eben dies hauptsächlich durch den Eifer der Bischöfe realisirte System der Hierarchie entfernte sie immer mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung. Die fast unumschränkte Herrschaft über den Klerus ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen sie sich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die ersten Reichsstände wichtig zu machen wußten, die selten controlirte Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtsame und ihre weit um sich greifende geistliche und criminelle Gerichtsbarkeit beschäftigte sie zu sehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramtes und der Seelsorge noch Lust und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten sich daher nur die wichtigsten Amtshandlungen, z. B. Ordination der Kleriker, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heil. Chrisma, vor; alle übrigen geistlichen Verrichtungen überließen sie ihrem Klerus, und fingen im Mittelalter schon an, sich auch für jene reservirten und die nothwendig beizubehaltenden Geschäfte, die Aufsicht über das Kirchenwesen, eigene Vicarien zu halten, die man unter dem Namen Weihbischöfe und Coadjutoren kennt; solche Bischöfe aber, die selbst predigten und sich der Seelsorge annahmen, gehörten seit dem siebenten Jahrhunderte unter die Seltenheiten. Kein Wunder, daß daher nicht nur der Adel, sondern selbst Fürsten und Königssöhne sich um eine Würde bewarben, die eben so ehrenvoll als einträglich, und, wenn man sich einzurichten verstand, auch müßig genug war, um ritterliche Lustbarkeiten und Lebensgenüsse aller Art zu erlauben. Eben diese Bewerbung des Adels und der Fürsten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politische Begünstigung von Seiten der Kaiser unterstützt wurde, gab besonders den deutschen Bisthümern einen Glanz und eine Hoheit, wovon sich in den übrigen christlichen Reichen nur selten ein Beispiel zeigen konnte. Mehrere deutsche Bischöfe wurden Reichsfürsten, und ihr Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten entscheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, und wenn auch die höhere Geistlichkeit in den von der catholischen Kirche getrennten nordischen Reichen den bischöflichen Titel beibehielt, so verlor sie doch den besten Theil der ehemaligen bischöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die schwedischen Bischöfe blieben Reichsstände wie die englischen, jedoch mit geringerem Einfluß. Die anglicanische Kirche hat ihren Bischöfen noch das meiste Ansehen gelassen, und eben darum den Namen der bischöflichen erhalten. Andrerseits hatte die römische Kirche schon viel früher durch die Eroberungen der Mahomedaner eine Menge Bisthümer verloren, die der päpstliche Stuhl nichts desto weniger zu besetzen fortfuhr. Daher die vielen Titularbischöfe, deren Bisthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen, und weder Einfluß gestatten, noch Einkünfte abwerfen können, weßhalb man nur wirkliche Decane und andere höhere Geistliche mit diesem Titel zu beehren pflegt. Neuerdings mußten auch die deutschen Bischöfe den Wechsel der Umstände erfahren; 23 Bisthümer wurden in Folge der Abtretung deutscher Länder an Frankreich säcularisirt, und mehrere in den Staaten des Rheinbundes sind jetzt unbesetzt. In Frankreich kamen die während der Revolution vertriebenen Bischöfe durch Napoleons Concordat zum Theil wieder zu ihren Aemtern, jedoch nur mit Verlust eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte und Vorrechte, und die Begebenheiten der neuesten Zeit scheinen nicht geeignet zu seyn, den Bischöfen der catholischen Christenheit das Ansehen wieder zu verschaffen, das ihnen durch die Un-

wälzung des europäischen Staatensystems und den Verfall des Papstthums entzogen wurde. Gleichwohl erinnern sich die ehemaligen Unterthanen deutscher Bischöfe noch mit Dank ihrer sanften Regierung, und das Sprichwort: „unter dem Krummstab ist gut wohnen" beweis't, daß die bischöfliche Gewalt, als deren Symbol der oben gekrümmte Bischofsstab und die spitzige Bischofsmütze gelten, dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlstandes und der Zufriedenheit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Bischofswerder, ein sächsischer Edelmann, ging gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. in preußische Dienste, wurde zuletzt Minister, und galt länger als elf Jahre alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz ohne Macht und Einfluß war, bewiesen hatte, erwarb ihm eine so lange Gunst, die keine Intrigue der Hofleute zu zerstören vermochte. Er wurde zum bevollmächtigten Minister des berliner Hofes beim Congresse zu Systowe ernannt, hatte vielen Theil an den Entscheidungen, die dort genommen wurden, und wurde vom Kaiser mit vieler Auszeichnung behandelt. Späterhin trug er mit Lord Elgin viel dazu bei, die bekannte Zusammenkunft in Pilnitz zu Stande zu bringen, wo sich Friedrich Wilhelm und der Kaiser Leopold verbanden, um den König von Frankreich wieder einzusetzen, begleitete 1792 den König in dem Feldzuge in der Champagne, und kehrte mit ihm nach Berlin zurück. Er wurde darauf nach Frankreich als Gesandter geschickt, verließ 1794 diesen Ort wieder, und starb 1803 auf seinem Landgute bei Berlin. Feinheit des Geistes bei aller anscheinenden Gutmüthigkeit und Plumpheit kann ihm nicht abgesprochen werden, als Staatsmann hatte er jedoch beschränkte Ansichten. Er bewies in seinem Leben übrigens eine stete Rechtschaffenheit und war frei von Rachsucht. Bischofswerder gehörte zu dem Illuminatenorden, glaubte sich in dem Besitze eines Universalheilmittels, das er allen seinen Freunden empfahl, das aber doch nicht vermögend war, ihm ein langes Leben zu erhalten.

Bister, Rußschwarz, eine Farbe aus gekochtem Ofenruß und Gummi, welche die Maler zum Tuschen gebrauchen.

Bitaubé (Paul Jeremie), berühmt durch seine französische Uebersetzung des Homers, war zu Königsberg den 24sten Nov. 1732 aus einer reformirten, aus Frankreich geflüchteten, Familie geboren. Frühe Liebe zu den Wissenschaften bestimmte ihn, Theologie zu studieren, und häufiges Lesen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für diese einfach erhabene Poesie. Er lernte den Homer kennen, und dieser zog ihn zur griechischen Literatur, der er sich mit allem Eifer ergab. Ein Preuße von Geburt, hing er dennoch mit ganzer Seele an Frankreich, und sich in Paris festzusetzen, war der Zweck aller seiner Anstrengungen. Mit Grund hielt er für das beste Mittel, wieder in seinem Vaterlande aufgenommen zu werden, wenn er sich der großen Familie der Gelehrten seines Landes beigesellte, und dies veranlaßte ihn, den Homer zu übersetzen. Durch dieses Werk und die Gunst d'Alemberts, die er sich auf seiner ersten Reise nach Paris erworben hatte, der ihn sehr nachdrücklich Friedrich II. empfahl, wurde er zum Mitgliede der Akademie in Berlin aufgenommen, und verschaffte sich die Erlaubniß zu einer zweiten Reise nach Frankreich, wo er sich so lange aufhalten durfte, als er nöthig hatte, seine Uebersetzung zu verbessern. Außerdem hat er ein Gedicht unter dem Titel Joseph geschrieben und Göthe's Herrmann und Dorothea übersetzt. Während der Revolution wurde auch Bitaubé nebst seiner trefflichen Gattin ins Gefängniß geworfen, sie erhielten aber

bald ihre Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion und belohnte ihn für seine gelehrten Verdienste. Der letzte Schlag, der ihn in seinem hohen Alter traf, war der Tod seiner edeln Gattin, der am 22sten November 1808 auch den seinigen zur Folge hatte.

Bithynien, ein asiatisches Land, welches längs des Parthenius (Geradasu), längs des Pontus Euxinus, des Bosporus Thracicus und Propontis bis an den Rhyndakus (Lupati) reichte und südlich an Phrygien gränzte. Früher hieß diese Provinz Bebrycia, von den hier wohnenden Bebryceern. Homer nennt hier die Askanier als Einwohner. Später wanderten die Thyner und Bithyner aus Thrazien ein, daher Bithynien auch das asiatische Thrazien genannt wird, und besetzten den westlichen Theil bis zum Saugarius; östlich wohnten die Marcianden und am Parthenius Kaukenen. — Lange vor Crösus war Bithynien ein freier Staat unter der Herrschaft eigner Regenten. Erst nachdem Prusias I. gegen Crösus das Leben verloren hatte, kam er in die Gewalt der Lydier 560, der Perser 555, und Alexanders 320 v. Chr. Der Wiederhersteller des bithynischen Throns war Bias oder Bas, ein einheimischer Fürst, bei dessen späterm Nachfolger Prusias II. Hannibal sein Grab fand, nachdem er den Antiochus verlassen hatte. Nicomedes, der letzte König dieses Stamms, vermachte sein Reich den Römern, worauf es 4 J. v. Chr. eine römische Provinz ward und lange blieb. Im elften Jahrhundert ward Bithynien von den Seldschucken erobert, deren ungeheures Reich jedoch nicht bestehen konnte. Die Ottomanen eroberten Bithynien und gründeten daselbst 1298 ein neues Reich, das 1327 Prusa als Hauptstadt glänzte.

Bivouac und Bivouaquiren bezeichnet das Liegen der Soldaten im Gewehr unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegensatz von Campiren und Cantonniren. Da man in den jetzigen Kriegen zur Verminderung der Bagage die Zelte bei den Armeen abgeschafft hat, so sind große Truppenmassen jedesmal genöthigt zu bivouaquiren, auch wenn sie nicht gerade in der Nähe des Feindes stehen. Alles, was dabei der Soldat zu einigem Schutz gegen die Witterung thun kann, ist, daß er sich offne Stroh- oder Laubhütten erbaut. Das Bivouaquiren ist unläugbar die verderblichste Verpflegungsart einer Armee, da sie nicht nur dem Lande, sondern auch der Gesundheit der Soldaten höchst nachtheilig ist. Nur die Rücksicht auf die damit verbundenen höhern Vortheile kann sie rechtfertigen.

Bizarr, Bizarrerie, nennt man jene Art des ungereimt Seltsamen, welche, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine affectirte Eigenthümlichkeit an die Stelle jener setzt. Die Bizarrerie verläßt die Regel aus Willkür; denn geschähe dies unwillkürlich, so würde die Bizarrerie zum Wahnwitze, der nicht den Schein des Außerordentlichen sucht, sondern im Gegentheile außer der Ordnung denkt, spricht und handelt, weil er es in der Ordnung glaubt; er setzt keine affectirte Eigenthümlichkeit für der Regel, sondern seine wirkliche Eigenthümlichkeit ist ihm Regel. Dasselbe ist nun zwar auch der Fall bei dem Humoristen, allein mit dem Unterschiede, daß dieser mit besonnener Freiheit thut, was bei dem Wahnwitzigen aus reiner Nothwendigkeit geschieht. Den wirklichen, d. h. nicht bloß künstlichen Humoristen kann man als einen Wahnwitzigen im mindern Grade betrachten. Der Bizarre ist ein Wahnwitziger aus Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoristen und dem Launenhaften Natur ist, ist bei ihm nur angenommen.

;ithin affectirte Natur. Wir Deutschen haben für jene Art sich dar=
ustellen keinen entsprechenden Ausdruck, obschon die unedeln Ausdrücke
;raße und Frazenhaftigkeit der fremden Bezeichnung am näch=
en kommen. Girard in seiner Synonymik stellt folgende Ausdrücke
usammen: Fantasque (phantastisch), bizarre (bizarr), quinteux
eigensinnig), bourru (mürrisch), und unterscheidet sie folgender=
naßen: Der Phantast ist ein Sonderling aus Uebermaß von Delica=
esse, oder aus unzeitigem und unnöthigem Suchen des Bessern; der
Bizarre aus unzweckmäßiger Eigenthümlichkeit (par une singularité
'objet non convenable); der Eigensinnige aus Unbestand oder schnel=
em Wechsel des Geschmacks (Urtheils); der Launenhafte durch eine ge=
visse Revolution der Denkungsweise; der Mürrische aus Sittenroheit
ınd Mangel an Roheit. Der Phantast sagt gemeiniglich etwas Schwe=
es; der Bizarre etwas Außerordentliches; der Eigensinnige etwas Will=
ürliches; der Launenhafte etwas Zufälliges (quelque chose de pério-
lique); der Mürrische etwas Plumpes. Daß an diesen Begriffsbestim=
nungen etwas Wahres sey, läßt sich nicht läugnen; allein sie sind noch
eineswegs erschöpfend, und die Begriffe darin sind weder gehörig zu=
ammengestellt, noch gehörig von einander getrennt. Im Artikel Selt=
am, wo noch Manches über das Aesthetische des Bizarren gesagt wer=
ıen soll, wird sich auch zeigen, daß dieses Bizarre von ziemlich weitem
Umfange ist; denn es äußert sich nicht, wie das Barocke, bloß in der
Form, sondern auch in Inhalt und Beziehung. Hier wollen wir nur
das Allgemeine davon in Beziehung auf das Aesthetische abhandeln.
Im Aesthetischen wird hier die Regel, welche man verläßt, um den
Schein des Außerordentlichen zu erhalten, zur Regel des Geschmacks
elbst, mithin zur Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schöne,
o daß da, wo das Urtheil hätte walten sollen, eine ungezügelte, der
Cultur und Disciplin ermangelnde, Phantasie, eintritt. „Bizarrerie",
agt Millin in seinem Dict. des beaux arts, „bezeichnet einen Geschmack,
der den angenommenen Principien zuwider ist, ein Verfahren, welches
das Außerordentliche affectirt, und dessen einziges Verdienst in eben der
Neuheit besteht, wodurch es fehlerhaft ist. Der bizarre Geschmack un=
terscheidet sich von dem eigensinnigen (capricieux) darin, daß dieser aus
bekannten Formen willkürlich zusammenwählt, und durch unüberlegte
Wahl die Principien der Kunst entstellt; der bizarre Geschmack schimpft
auf diese Principien und sucht, durch einen Gebrauch außerordentlicher
Formen alle dergleichen umzustoßen. Der eigensinnige Geschmack, der
sich im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelnheiten bezieht, gleicht
einem Kinderspiele, das jedoch oft von gefährlichen Folgen seyn kann;
der bizarre Geschmack hingegen gebiert ein System, welches die von der
Natur vorgeschriebenen Formen zerstört und die Grundformen der Kunst
angreift. Der eigensinnige Geschmack stellte einige von den Gesetzen
auf, welche Gebrauch und Ehrfurcht für das Alterthum in den Ver=
zierungen geheiligt haben; die größten Männer, die schönsten Jahrhun=
derte der Kunst, die Kunst selbst haben die Macht desselben gefühlt.
Der bizarre Geschmack findet sich weder in der Antike, noch bei den
großen Meistern der Neuern; der eigensinnige Geschmack hat sich bis=
weilen ohne den bizarren, dieser hingegen sich nie ohne den eigensinnigen
gezeigt. Gemeiniglich entsteht, wie die Erfahrung bestätigt, der bizarre
Geschmack aus Ueberdruß des Bessern, öfters jedoch, sowohl bei Natio=
nen wie bei Individuen, aus dem Ueberfluß selbst. Eine andere Ursache
der Bizarrerie in der Kunst ist die unmäßige Neuheitssucht, welche ein
auszeichnender Charakter der neueren Zeit ist." Ueberall aber, wo sich
Bizarrerie zeigte, war sie ein Zeichen des sinkenden Geschmacks.

Black (Joseph), ein berühmter Chemiker, geboren 1728 zu Bo[rdeaux] deaux von schottischen Aeltern, kam sehr jung nach Schottland, und in die Universität Glasgow, um Medicin zu studieren. Der Do[ctor] Cullen, sein Lehrer, gewann ihn lieb und flößte ihm Neigung für die chemischen Studien ein. Im J. 1754 ward er zu Edinburgh Doc[tor] der Medicin und sprach bei dieser Gelegenheit De humore acido a ci[bis] orto, et magnesiæ albæ. Einige Zeit nachher gab er neue Bemerku[n]gen über diesen Gegenstand in einem Memoire im 2ten Bande der ph[i]losophischen und literarischen Schriften der edinburgher Gesellschaft 17[..] unter dem Titel: Erfahrungen über die weiße Magnesia, den gel[ösch]ten Kalk und einige andere alkanische Substanzen, heraus. Er [zeigt] darin aufs deutlichste und sinnreichste das Daseyn einer luftförmigen Flüssigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Aetzkraft de[r] Alkalien und Kalkerden mildert; man kann diese Entdekung als die Mutter aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendish, Pri[est]ley, Lavoisier u. s. w. unsterblich gemacht und der Chemie eine ne[ue] Gestalt gegeben haben. Im J. 1757 bereicherte Black die Wissensch[aft] mit seiner schönen Lehre von der verborgenen Wärme, welche so wic[h]tige Resultate hervorgebracht hat. Er war 1756 an des Doctors Cu[l]len Stelle, der nach Edinburgh gegangen war, zum Professor der Me[di]dicin auf der Universität Glasgow ernannt worden. Als 1765 Cu[llen] auch jenen Lehrstuhl verließ, ersetzte Black ihn auch hier, und zeigte [sich] würdig, diesem berühmten Arzt zu folgen. Nie wußte ein Lehrer [sei]nen Zuhörern einen gleichen Enthusiasmus einzuflößen; auch trug [sein] Unterricht viel dazu bei, den Geschmack für die Chemie in Großbr[itan]nien zu verallgemeinern. Er starb 1799, in einem Alter von 71 Ja[h]ren. Auf Lavoisiers Antrag hatte die Akademie der Wissenschaften [zu] Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Se[ine] Sitten waren einfach, sein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Me[di]diciner hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker schadete er sich durch seine lange Widersetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemischen Theorien, wiewohl er zuletzt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. [Zwei] Abhandlungen von ihm befinden sich in den philosophical Transac[tions] von 1774 und 1791. Zwei seiner Briefe über chemische Gegenst[ände] haben Crell und Lavoisier und seine chemischen Vorlesungen 1803 Ro[]binson in 2 Bänden herausgegeben.

Blackfisch, s. Sepia.

Blackstone (William), ein berühmter englischer Rechtsgelehr[ter], geboren zu London 1723, wo er seine ersten Studien machte. Im J. 1738 ging er auf die Universität nach Oxford, und zeichnete sich [da]durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte selbst Geschmack und An[lage] für die Poesie und die schönen Künste. Frühzeitig jedoch entsagte [er] ihnen, um sich ganz den Rechtswissenschaften zu widmen, wodurch [man] sich in England die glänzendste Laufbahn eröffnen kann. Er schrieb [da]mals seinen Abschied eines Rechtsgelehrten an die Mu[]sen; ein kleines Werk, das durch seine Eleganz gefällt. Im J. 1[7..] erschien er zuerst vor den Schranken; allein da ihm das Talent [der] mündlichen Beredsamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, sich einen bed[eu]tenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, nach Oxford, woselbst [er] die Doctorwürde erhalten hatte, zurückzugehen, und hier eine Stelle [an] der Universität anzunehmen. Er war der erste, welcher hier seit 1[...] über die Constitution und Gesetzgebung Englands Vorlesungen h[ielt], die allgemein den verdientesten Beifall fanden. Diese glückliche N[eue]rung hatte schnell heilsame Folgen. Sie brachte einen gelehrten J[...]

:en, Namens Winer, auf den Gedanken, in seinem Testament eine be-
eutende Summe zur Gründung eines Lehrstuhls für das gemeine Recht
uszusetzen. Als 1758 der Stifter gestorben war und man seine Absicht
ns Werk setzte, fiel die Wahl für diesen neuen Lehrstuhl einstimmig auf
Blackstone. Seine Vorlesungen, die er eine Reihe von Jahren hindurch
hielt, verschafften ihm die Materialien des großen Werks, das ihn be-
rühmt gemacht hat, und das er betitelte: Commentarien über
die Gesetze Englands. Der Verfasser begnügt sich darin nicht,
die Gesetze zu sammeln, zu ihrem Ursprung hinaufzusteigen, und sie klar
und bestimmt zu erklären; er dringt in die Principien der Gesetzgebung,
in den Geist der Gesetze ein, er untersucht ihre Wirkungen, und behan-
delt die Rechtswissenschaft als Philosoph: wiewohl wir gestehen müssen,
daß gerade der philosophische und politische Theil der Commentarien
dem Verfasser das wenigste Lob erworben hat. Sein anhaltender Fleiß
untergrub seine Gesundheit und machte im J. 1780 seinem Leben ein
Ende, nachdem er noch verschiedene Aemter bekleidet hatte, auch 1761
ins Parlament gewählt worden war. Seine übrigen Schriften außer
den Commentarien sind von geringerer Wichtigkeit.

Blair (Hugh), einer der berühmtesten geistlichen Redner und
Schriftsteller in der neuern Zeit. Er war ein Enkel Robert Blairs,
welcher unter Carl I. die Rechte der presbyterianischen Kirche mit
Muth und Kraft vertheidigte, geboren zu Edinburgh 1718, und berei-
tete sich auf der Universität daselbst zu einem geistlichen Amte vor. Sein
Lehrer wurde auf seine ausgezeichneten geistigen Anlagen vorzüglich durch
eine Abhandlung über das Schöne aufmerksam, und belebte dadurch
seine Neigung zur schönen Literatur, welche er nachher sehr glücklich
mit seinen theologischen Arbeiten verband. Im J. 1739 schrieb er seine
Inauguralabhandlung von den Principien des Naturgesetzes,
worauf er zum Magister der freien Künste erwählt wurde. Bald dar-
auf legte er sehr vortheilhafte Proben seiner Kanzelberedsamkeit ab, er-
hielt schon 1742 eine Landpredigerstelle, welche er aber schon im folgen-
den Jahre mit einer Predigerstelle in seiner Vaterstadt vertauschte. Hier
stieg er bis zur höchsten geistlichen Würde der presbyterianischen Kirche
in Schottland (1751). Mit Erreichung dieser Stufe seines practischen
Wirkungskreises, welchen er nie aus den Augen verlor, eröffnete sich
nun auch sein literarischer, und breitete sich allmälich weit über die
Gränzen seines Vaterlandes aus. Denn nachdem er bisher nur (seit
1755) an einer geschätzten Zeitschrift: Edinburgh-Review einigen An-
theil genommen hatte, fing er nun an die Resultate seiner practischen
Erfahrungen über rhetorische Composition öffentlich mitzutheilen, indem
er so zugleich seiner Neigung für die schöne Literatur Befriedigung ver-
schaffte. Er hielt nämlich zuerst (im Winter 1759) öffentliche Vorle-
sungen über diesen Gegenstand. Die Regierung bemerkte den gewinn-
reichen Einfluß derselben, stiftete im J. 1762 eine besondere Professur
der Rhetorik und der schönen Wissenschaften und übertrug ihm dieselbe
mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste. Wir kennen seine Theo-
rie der Beredsamkeit aus seinen später erschienenen Lectures on Rhe-
toric and belles lettres (Vol. II. 1783. 4. Deutsch von K. G. Schrei-
ter, Liegnitz, 3 Thl. 1788. 8.) Er geht hier von Erörterungen über
die Natur des Geschmacks und die Quelle des Vergnügens an Werken
der schönen Kunst aus, geht dann zur nähern Betrachtung der Sprache
und den verschiedenen Schreibarten fort, woran sich die eigentliche Rhe-
torik schließt, in welcher er vorzüglich von den verschiedenen Gattungen
öffentlicher Reden, und den vornehmsten Gattungen der Composition in

gebundner und ungebundner Rede handeln wollte. Zwar sind seine Begriffe von Poesie noch sehr beschränkt, daher ihm auch sein Bestreben die Prosaik mit Rhetorik zu verbinden, nicht ganz gelingen konnte, auch sind seine Gedanken über Rhetorik nicht originell; aber sie erhalten dadurch, daß er die Grundsätze der Alten, namentlich des Quinctilian beachtet, und mit Hinsicht auf die Verschiedenheit der alten und neuern Beredsamkeit glücklich benutzt, die neuern, vorzüglich die englischen Schriftsteller und Dichter treffend gewürdigt, und aus ihren Werken Beispiele angeführt hat, endlich daß sie eine Menge trefflicher practischer Bemerkungen über die rhetorische Composition in einem sehr edeln, deutlichen und lebendigen Vortrage enthalten, viel Belehrung und Reiz für den, welcher sich mit den Grundsätzen der Redekunst bekannt machen will. Ein gleiches Verdienst hat er sich um die Poesie dadurch erworben, daß er nebst seinem Landsmann Home die verdienstvollen Bemühungen Macphersons, um die Sammlung und Herausgabe der ossianischen Gesänge nicht nur thätig unterstützte, sondern auch letztere in einer musterhaften Abhandlung (deutsch, im dritten Bande der Uebersetzung des Ossian von Denis) zuerst würdigte. Vor allen aber ist Blair berühmt geworden durch seine practischen Arbeiten, d. i. durch seine Predigten, welche als Muster der englischen Kanzelberedsamkeit angesehen werden. Sehr sorgfältig und gewissenhaft in der Ausarbeitung derselben gab er dennoch nur das Auserlesenste in Druck heraus. Sie sind nicht auf glänzende oratorische Episoden, sondern auf sanfte Ueberzeugung berechnet, welche durch Anregung des Verstandes mittelst eines gründlichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und tragen nach Art der englischen Predigten, mehr den didactischen Ton wohl ausgearbeiteter moralischer Abhandlungen. Auch wählte er zum Drucke diejenigen vorzüglich aus, welche für die gebildeten Leser geeignet sind. Seine moralische Weltansicht, die in denselben herrscht, empfiehlt sich um so mehr, da sie mit reicher Menschenkenntniß verbunden ist, und den Menschen in seinem innersten Zustande trifft; nur fehlt es die Andacht, in seinen Vorträgen zu oft den Redner zu hören. Erst in seinem 60sten Jahre (1777) gab er den ersten Theil seiner Predigten heraus, welcher so ausgezeichnete Aufnahme fand, daß schon im folgenden Jahre die zehnte Auflage erschien, welcher der Verfasser in einigen Zwischenräumen noch eine andere oftmals aufgelegte Sammlung folgen ließ. Die beste deutsche Uebersetzung dieser Predigten ist von Sack und Schleiermacher. — Seine Predigten mußten aber bei seinen Zuhörern um so mehr wirken, da Blair durch eigenes Beispiel seinen Lehren Kraft und Anwendung gab, und dadurch das Bild eines vollkommnen Religionslehrers, so weit es unter Menschen möglich ist, in seinem thätigen und verdienstvollen Leben darstellte. In öffentlichen Amtsgeschäften wirkte er mit bescheidner Mäßigung für die Freiheit und das Wohl seiner Kirche, eben so verehrungswerth war er in seinem übrigen Leben, überall zu Rath und Hülfe bereit, ein sanfter Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch seltne Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes, wie durch Mäßigkeit und Ordnung seiner Lebensweise eines ausgezeichneten Grades menschlicher Glückseligkeit bis in sein hohes Alter empfänglich. Er starb nach einer kurzen Krankheit im vollen Besitz seiner Geisteskräfte allgemein betrauert im J. 1800. Ueber sein Leben siehe die aus Finlayson's Short account of H. Blair's Life and Character geschöpfte Biographie in dem Biographen (1. B. 3. St.)

Blake (Robert), ein berühmter englischer Seeheld, wurde 159[illegible]

u Bridgewater, in der Grafschaft Sommerset, geboren, und hat viel dazu beigetragen, daß die englische Seemacht auf den hohen Punkt gestiegen ist, auf dem sie steht. Er schwächte die Macht der Holländer und Spanier, und nahm letztern eine reichbeladene westindische Flotte weg. Cromwell schätzte ihn sehr; da er aber seine Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung kannte, ergriff er die Gelegenheit, Blake'n 1657 zu entfernen, um in dem mittelländischen Meere die Ehre der brittischen Flagge aufrecht zu erhalten. Blake erfüllte diesen Auftrag vollkommen. Schon sein Name reichte hin, den Raubstaaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die zunehmende Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn zu dem Entschlusse, in sein Vaterland zurückzukehren. Doch noch ehe er dasselbe betreten konnte, starb er am 17ten August 1657 in dem Augenblicke, da seine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß, und ließ ihn in der Westminsterabtei beisetzen. Sein Charakter war finster und streng, und in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blake, General-Capitain der spanischen Insurgenten, stammt aus einer irländischen Familie, commandirte 1808 die Armee, die in der Gegend von Bilbao stand, aber bei dem Anrücken des französischen Marschalls Ney sich zurückzog. Später übernahm der Marquis Romana das Obercommando dieses Corps, und Blake war seitdem Chef einer Division desselben. Im J. 1812 übergab er Valencia, vielleicht treuloser Weise, dem Marschall Suchet, Herzog von Albufera, und wurde als Gefangener nach Frankreich geführt.

Blanchard (François). Dieser berühmte Luftschiffer, einer der ersten, welche das große Wagestück unternahmen, sich dem unsichern Elemente der Luft anzuvertrauen, war zu Andelys (in dem jetzigen Departement Eure) 1738 geboren. Schon sehr jung in allerhand mechanischen Künsten geübt, zu denen er von Natur viele Talente hatte, trug er sich immer mit dem Gedanken, eine Maschine zum Fliegen zu erfinden. In seinem 16ten Jahre erfand er einen mechanischen Wagen, mit dem er eine Strecke von sieben Stunden fuhr; und diese Erfindung, die er im J. 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Versailles. Gleiche Geschicklichkeit zeigte er im 19ten Jahre bei einer sehr künstlichen Wassermaschine; aber immer verfolgte er seine Lieblingsidee — die Kunst zu fliegen; und so erfand er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Gegengewicht von sechs Pfund sich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die zu gleicher Zeit gemachten Entdeckungen der Montgolfiers, besonders aber des Prof. Charles und Roberts zu Paris. Er kam dem durch seinen unglücklichen Versuch bekannt gewordenen Pilatre de Rozier zuvor, und schiffte, nachdem er schon die erste Luftreise den 4ten März 1784 angestellt hatte, 1785 mit dem D. Geffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geschenk von 12,000 Livres und einer Rente von 1200 Livres belohnt wurde. In der Folge traf ihn, nachdem er schon viele Luftreisen auch in fremden Ländern angestellt hatte (1793) das Unglück, auf die Festung Kufstein in Tyrol gesetzt zu werden, weil man ihm Schuld gab, revolutionäre Grundsätze ausgestreut zu haben. Doch kam er nachher wieder los, und machte im August 1796 zu Neu-York schon seine 46ste Luftreise. Im J. 1798 stieg er zu Rouen mit sechzehn Personen in einem großen Luftschiffe in die Höhe, und ließ sich sechs Stunden davon erst nieder. Mit dem berühmten Astronomen Lalande machte er auch in demsel-

ben Jahre zu Paris eine Luftreise. Außerdem ist er fast in allen Haupt-städten Europa's aufgestiegen, und man zählte im J. 1807 schon über 66 glücklich vollbrachte Luftreisen. Im J. 1777 erfand er den Fallschirm. Sichern Nachrichten zu Folge ist er am 7ten März 1809 gestorben. — Madam Blanchard hat mit Erfolg diese Luftreisen fortgesetzt. Am 22sten Dec. 1811 stieg sie in Rom auf, und nachdem sie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob sie sich aufs neue, um sich nach Neapel zu begeben.

Blanco. In Blanco lassen, heißt bei den Kaufleuten weiß oder unausgefüllt lassen, z. B. bei Wechseln und Vollmachten die Stelle, wohin die Summe kommen soll, damit sie von dem Besitzer mit der erforderlichen Summe ausgefüllt werden kann. Einen Wechsel in blanco indossiren, heißt, auf der Rückseite bloß seinen Namen hinschreiben und Platz darüber frei lassen, wohin der Name desjenigen, an den der Wechsel gegeben wird, eingeschrieben werden kann. In Wechselgeschäften in blanco stehen, heißt, Tratten des Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorschuß leisten, ohne gedeckt dafür zu seyn.

Blangini (Joseph Marcus Maria Felix), geboren zu Turin den 8ten Nov. 1781, hat seine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeister bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von seinem zwölften oder dreizehnten Jahre an begleitete er den Chor dieser Kirche auf der Orgel, in welcher Kunst er ausgezeichnet ist. In einem Alter von vierzehn Jahren ließ er eine Messe mit vollständigem Orchester aufführen. Als er im J. 1799 nach Paris kam, gab er mit dem besten Erfolg Unterricht im Gesang und beschäftigte sich mit dem Componiren. Ihm wurde aufgetragen, die falsche Dame, eine von Della Maria unvollendet gelassene Oper, zu beendigen, und bald darauf trat er mit Zelie und Terville, Naphthali und mehreren andern Opern auf. Diese sowohl als verschiedene andere Compositionen von ihm wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er seinen Gesang mit vielem Geschmack und Ausdruck selbst begleitete, sind der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Musik. Als er 1805 nach München berufen wurde, ließ er daselbst eine Oper aufführen, in deren Folge ihn der König von Bayern zu seinem Capellmeister ernannte. Im J. 1806 machte ihn die Prinzessin Borghese zu ihrem Musik- und Concertmeister, und 1809 berief ihn nach Reicharts Abgang der König von Westphalen mit denselben Titeln nach Cassel. Außer vielen komischen und heroischen Opern besitzen wir von Blangini auch eine Sammlung von artigen Romanzen, Notturni's und italiänischen Arien.

Blankenburg (Chr. Friedr. von), wurde am 24sten Januar 1744 bei Colberg geboren. Er war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten Kleist, widmete sich dem Kriegsdienste, und wurde schon im 17ten Jahr aus der königl. Militärschule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geschickt, bei dem er 21 Jahre lang diente und als Adjutant des von krokowschen Dragonerregiments im siebenjährigen Kriege verschiedenen blutigen Schlachten beiwohnte. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn, 1777 seinen Abschied zu fordern. Er erhielt ihn mit dem Charakter als Hauptmann, und fixirte sich nun in Leipzig, wo er vorzüglich mit Weiße in der engsten Verbindung stand. Er starb den 4ten Mai 1796, von allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten, sein Versuch über den Roman, das beste und bis jetzt einzige Werk über den

Theorie dieser Dichtungsart, in der deutschen Literatur, und die Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste.

Blason ist der Theil der Heraldik oder Wappenkunst, der in ungefärbten Wappen, z. B. in der Bildhauerei und auf Kupferstichen, auf Münzen, Petschaften rc. die angenommenen Zeichen der Wappenfarben erklärt, und die Ursachen angibt, warum ein Geschlecht diese oder jene Wappen führt. Blasoniren, die Farbe der Wappen durch Punkte und Schraffuren ausdrücken. Blasonist 1) bei den Graveurs und Steinschneidern derjenige, der einzig die Zeichen der Wappenfarben gräbt oder schneidet. Weiß oder leer bedeutet Silber, punktirt Gold, senkrechte Parallellinien roth, wagrechte Linien blau; von der Linken gegen die Rechte schräg aufwärts laufende Linien braun, von der Rechten gegen die Linke schräg aufwärts laufende Linien grün, und Gitter-Schraffur schwarz. 2) Ein kaiserlicher Hofdiener in Wien, der die Aufsicht über die Ausfertigung der Wappenbriefe hat.

Blatt. Die Blätter der Gewächse sind sehr wichtige Theile derselben. Man versteht darunter die zaserichten, zellichten Fortsätze, welche gewöhnlich in eine häutige Fläche ausgedehnt und von Farbe grün sind. Die Anatomie der Blätter beweis't, daß sie im Kleinen eben dieselben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am Stamme und an den Zweigen wahrnimmt. — Schon aus dem künstlichen Baue der Blätter läßt sich auf wichtige Absichten schließen, die durch sie erreicht werden sollen, und durch nähere Zergliederung und Beobachtung ergibt sich ihre wichtige Bestimmung wirklich. Das Aeußere der Blätter erfodert eine eigene Betrachtung. Man theilt die Pflanzenblätter in einfache und zusammengesetzte. Von beiden Arten sind die Lage oder der Standort, den sie an den Zweigen haben, ihre Gestalt, ihre äussere Fläche und der Umriß betrachtungswerthe Gegenstände. — Ein einfaches Blatt wird das genannt, dessen Stiel sich ohne alle Vertheilung an das Blatt ansetzt, und nur in demselben sie in Zweige verbreitet. Ein zusammengesetztes Blatt ist das, dessen Stiel sich in mehrere oder wenigere, größere oder kleinere Zweige vertheilt, ehe er noch in das Blatt eintritt. Hier ruhen demnach mehrere kleine Blätter auf Einem Stiele, sie heißen Blättchen, und das Ganze, welches alle diese Blättchen bilden, ein zusammengesetztes Blatt. Beispiele von einfachen Blättern gibt die Primel, die Aurikel, der Tabak, der Birn-, Apfel-, Pflaumen- und Kirschbaum, und viele andere. Zusammengesetzte Blätter haben die Rose, die Kartoffeln, die Esche, Acacie, Schoten, Wicken rc. Der Blattstiel vertheilt sich in dem Blatte selbst in Zweige: von diesen Zweigen heißt der mittelste und stärkste die Ribbe; oft sind deren mehrere von gleicher Stärke. Die übrigen Aeste und Zweige, die der Stiel im Blatte selbst bildet, heißen Nerven oder Adern, und man nennt ein Blatt insbesondere nervicht, wenn seine Zweige und Aeste ganz gerade fortlaufen und stark hervorstehen. Diese Betrachtung der Blätter nach ihrer so äußerst mannichfaltigen Bildung ist sehr wichtig. Die Gattungsmerkmale der Pflanzen sind fast immer von der Bildung der Blätter hergenommen. Die Theile eines Pflanzenstiels sind: das Oberhäutchen, mannichfaltige Gefäße und ein schwammiges Gewebe. Alle diese Theile findet man auch im Blatte wieder. Die Blätter sind für das Wachsthum der Pflanzen von großer Wichtigkeit, denn das Abpflücken oder Zerstören der Blätter führt immer nachtheilige Folgen für ihr Wachsthum mit sich. Die Reifung der Früchte wird beschleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt; aber die Früchte welken, wenn

man das Entlauben vornimmt, bevor sie noch ihre gehörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Bewegung des Saftes in dem ganzen Gewächse durch die Blätter befördert, hingegen durch den Mangel derselben gehemmt. Nach angestellten Erfahrungen sind die Blätter die vornehmsten Ausdünstungswerkzeuge; findet nun eine Menge Saft durch sie seinen Ausgang, so ist es nothwendig, daß ein Hinströmen desselben aus allen Theilen der Pflanze nach ihren Blättern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar vornehmlich mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlicher Feuchtigkeiten ein, die sie durch andere Gefäße der Pflanze als Nahrungssaft zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter ist mit wenig Ausnahmen grün in verschiedenen Abstufungen. Die Natur scheint hierbei Rücksicht auf das Bedürfniß des thierischen, wenigstens des menschlichen Auges, genommen zu haben. Wie wohlthätig das Grün unserm Auge ist, beweis't der grüne Teppich, der im Frühlinge den Erdboden bekleidet, und der Anblick eines frischen, grünen Waldes; sogar die Beleuchtung des Grüns durch die Sonnenstrahlen schadet unserm Auge nicht. Das Abfallen der Blätter ist die Aufhebung der Vereinigung, welche zwischen ihnen und den Zweigen durch die Gefäße und Fasern bewirkt wird. Die Blätter dünsten stark aus; liefern ihnen nun im Herbste die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, so müssen sie vertrocknen, zu wachsen aufhören und endlich abfallen. Das Laub der Bäume und Gewächse gewährt Menschen und Thieren im Sommer erquickenden Schatten. Frisch abgebrochen dient es zu Viehfutter, und eine Menge größerer und kleinerer Geschöpfe nähren sich davon; so braucht man es auch zur Streu, ja den Bäumen selbst ist das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt und sie dadurch vor dem Froste schützt. Wenn die Blätter keine platte, breite, sondern eine runde, ganz spitzige nadelförmige Gestalt haben, so werden sie Nadeln oder Tangeln genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt foliolum (Blättchen); das Blatt eines doppelt gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten, und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern, eine fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in ihren Eiterpusteln einen ansteckenden Stoff erzeugt, mittelst dessen sie auch bei andern Menschen, welche sie noch nicht ausgestanden haben, wieder entstehen kann. Nach der Ansteckung vergehen gemeiniglich etwa sieben Tage, ehe das Gift gewirkt hat und die Krankheit hervorbringt. Es entsteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert, und am dritten Tage erscheinen rothe Flecke, zuerst im Gesicht, und alsdann über die Brust, die Hände und den übrigen ganzen Körper, bald in unzähliger Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl. Dieser Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage lang. Aus den Flecken erheben sich Pusteln, welche sich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber geht dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Pusteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe sich zu verwandeln, was gewöhnlich am siebenten Tage anhebt. Bei uns entsteht diese Krankheit nie von selbst, sondern blos durch Ansteckung. Allein das Blattergift steckt in der Regel nur einmal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt sie nicht wieder; es steckt auch nicht jederzeit an, sondern es scheint, daß der Mensch eine gewisse Disposition dazu haben muß; denn es gibt Beispiele genug, daß Menschen bei mehreren Blatterepidemien verschont geblieben sind, und erst in spätern Jahren angesteckt worden, ja daß manche zeitlebens da-

von frei geblieben sind. Auch gehört das Gift nicht zu den in der Luft auflöslichen, sondern zu den sogenannten firen Contagien, welche nur durch Berührung an die Oberfläche des menschlichen Körpers, oder durch Einathmen der nächsten Atmosphäre eines Blatterkranken anstecken. Der Ursprung der Kinderblattern ist nicht ganz klar. Nach einigen arabischen Schriftstellern kamen sie, so wie die Masern, zuerst aus Aethiopien gegen das Jahr 572 nach Christi Geburt nach Arabien. In der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts kamen sie nach Aegypten. Von da brachten sie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im dreizehnten Jahrhundert nach Europa, zunächst nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Marimilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach dessen Beendigung die Lanzenknechte oder Soldaten ihren Weg durch französische Provinzen wieder nach Deutschland nahmen, wurden durch sie die Blattern im Jahre 1495 aus Frankreich zuerst nach Deutschland gebracht. Aus Europa verpflanzten sie sich nach Amerika und Afrika, selbst nach Grönland verbreiteten sie sich (im Jahre 1733) von Dänemark aus. Jedesmal, wenn sie zuerst in ein Land kamen, waren sie viel mörderischer und richteten größere Verheerungen unter den Menschen an, als wenn sie eine Zeit lang schon geherrscht haben, da sie alsdann milder werden. Doch behauptete noch Rosenstein, daß sie immer mehr Menschen das Leben raubten, als die Pest selbst. Auf die oben berührten Erfahrungen gestützt, daß diese Krankheit bei uns nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn diese nur immer vermieden wird, auch die Krankheit niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einstigen Verbannung dieser Blatterpest, zu welcher man durch strenge Absonderung der Blatterkranken, durch Errichtung von Blatterhäusern zu gelangen hoffte. Indessen waren die sich dagegen stellenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu groß, und vielleicht nach den jetzigen Verhältnissen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieser Krankheit bei allen Nationen, in allen Himmelsstrichen und Climaten, unübersteigbar. Man versuchte daher das Uebel, dem man nicht entgehen konnte, einstweilen zu mindern. Da man wußte, daß diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angesteckt würden, so veranlaßte man die Ansteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigstens die Krankheit etwas gemildert, die Gefahr verringert wurde, und daß man günstige Zeit und Umstände zur Erweckung dieser Krankheit auswählen konnte. In der Türkei war die Inoculation der Blattern schon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Die geistreiche Lady Montague brachte die Inoculation zuerst nach Europa. Schon in Constantinopel, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ sie ihrem damals sechsjährigen Sohn die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft in England (1722) auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerst in England, jedoch nicht ohne Widersprüche vieler Aerzte, und von dort aus auch in andern Ländern gebräuchlich; doch nie allgemein, weil theils viel Vorurtheil dagegen herrschte, theils auch immer die Krankheit, wenn gleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder selbst an den geimpften Blattern starben. Neuerer Zeit hat nun die viel wohlthätigere und sichrere Impfung der Kuhpocken jene ganz verdrängt. H.

Blaufarbenwerke sind ein Zweig der Hüttenkunde, und in

denselben werden die Kobalterze zuerst durch Pochen und Waschen von Bergarten befreit, und der Schlich in Flammiröfen geröstet. Das Kobalterz, z. B. Glanzkobalt, ist eine Verbindung von 0,4 Kobalt und 0,6 Arsenik, in welche jedoch auch andere Metalle, vorzüglich Eisen und Nickel, mit eingehen. Durch die oben genannte Bearbeitung der Kobalterze verfliegt größtentheils der Arsenik, den man in Giftfängen auffängt, und der dadurch porös werdende Kobalt oxydirt sich um so leichter. Je mehr er nun Sauerstoff an sich zieht, desto größer wird seine tingirende Kraft: jedoch darf er nicht zu stark geglühet werden, weil er sonst anfängt zusammenzuschmelzen, wodurch er sich wieder desoxydirt, welches man das Todtbrennen nennt. Allein ein Theil Arsenik bleibt immer im Kobalt als Säure zurück, die nachher im Schmelzfeuer denselben auflösen hilft. Das graue geröstete Kobaltoxyd wird theils roh mit Kiespulver naß vermischt, und so zum Behuf der blauen Töpferglasur unter dem Namen Zaffer, Zaffera, Zafflor, fälschlich Saflor genannt, verkauft, theils zu Smalte und Eschel verarbeitet. In diesem Falle versetzt man den gedachten Kobaltoxyd mit reiner Glasfritte, und schmelzt das Blauglas in gewöhnlichen Glasöfen. Sobald es dünn und klar fließt, wird es in kaltem Wasser ausgegossen, darauf klein gepocht, und auf den Blaufarbenmühlen zwischen zwei kieselartigen Mühlsteinen naß feingemahlen, zuletzt aber mit Wasser gewaschen und durch verschiedene Fässer geschlämmt. Die metallhaltigsten Glastheile fallen in den ersten Fässern nieder, und geben die höchste Farbe; die blässesten aber, welche den Eschel bilden, fallen zuletzt nieder. Man läßt die Smalte eine Zeit lang in den Fässern liegen, wobei sie zusammenbäckt, sich mehr oxydirt und höher färbt. Dieses Pulver wird sodann ferner in den bequem eingerichteten Schlämmanstalten, so rein als möglich ausgeschlämmt und auf Reibebreter geschüttet. Hier werden die größern Körner nun zerpocht, und das übrige mit Reibehölzern fein zerrieben, auf dem Reibeheerde in Haufen geschüttet, und alsdann auf die Farbenbreter gebracht. Auf diesen wird sie auf der über einem ledigen Fasse stehenden Reibebank mit den Händen eben gemacht, in der Trockenstube auf Gerüste gestellt, und nach 24stündigem Trocknen in den Siebkasten durch verschiedene Haarsiebe durchgesiebt. Wenn der Kasten voll ist, wird die Smalte etwas mit Wasser besprengt, damit sie sich gut in die Fässer einpacken läßt. Bei der Verfertigung guter Smalte kommt es hauptsächlich auf folgende Stücke an: 1. auf eine richtige Versetzung der verschiedenen Kobalterze; 2. auf eine gute Auswahl der Kieselerde zur Glasfritte, und 3. auf die Beschaffenheit des Wassers, welches zum Abkühlen und Schlämmen gebraucht wird. Im Königreiche Sachsen, wo seit dem Jahre 1500 mehrere Blaufarbenwerke entstanden, wovon noch fünf übrig sind, nämlich zu Ober-Schlema, Pfannenstiel, Zschoppenthal und unweit Albernau (s. Leonhardi sächsische Erdbeschreibung, Bd. III. S. 103, 258, 268, 285, 364), verfertigt man überhaupt aus obigen drei Hauptproducten gegen 23 Sorten. Außerdem gibt es in den herzoglich sächsischen Landen noch Blaufarbenwerke bei Friedrichshöhe, Grüb am Forst und Alten-Saalfeld, s. gedachte Erdbeschreibung Bd. IV., S. 844, 866 und 882. In Böhmen macht man, so wie in Schlesien, nur fünf bis sechs Sorten, und in Frankreich hat man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Gebirgen Chalonches, der ehemaligen Dauphiné, bei Jusetin, den Pyrenäen, und zu St. Mamet an der Pigne der Graf von Beust 1784 ein Blau-

farbenwerk errichtet. Die Holländer hingegen sollen aus der sächsischen Smalte, durch nochmaliges Feinreiben, Beitzen in Säuren und Versetzen mit Indig und andern Mitteln, gegen 55 Sorten verfertigen. Die Smalte wird in der Malerei zu Pastell-, Wasser-, Wachs- und Oelfarben, zum Bemalen der Glasurgefäße, zum Bleichen, zu blauen Glasflüssen, zum Plattenindig und in den Lackmusfabriken gebraucht. Zum Behufe der Porzellanmalerei bedarf man eines reinern Kobaltoxydes als die Smalte gewöhnlich enthält. Um dies zu bereiten, rathen Einige den Glanzkobalt im Kleinen unter der Muffel zu rösten, in Wasser abzulöschen und zu trocknen, darauf mit Salmiak anzureiben und die Arseniksäure durch Sublimation in irdenen Krügen abzuscheiden. Das Residuum solle man in Salpetersäure auflösen, mit Kali niederschlagen, den Niederschlag aber sogleich, ehe er sich wieder auflös't, durch Filtriren abscheiden. Durch Ammoniak wird das Kobaltoxyd smalteblau, und daher für jene Malerei noch bequemer. Eine kürzere Methode ist die, einen Theil Smalte mit drei Theilen Kali zu schmelzen und das Kieselöl in Wasser aufzulösen, worin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Durch Auflösung des Kobaltoxyds in Säuren kann man grüne, blaue, rosenrothe ꝛc. unsichtbare sympathetische Dinten verfertigen. Der Ursprung des Gebrauchs des Zaffera zur Färbung des Glases fällt zwar in die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, aber gedruckt wurde derselbe zuerst in der 1540 zu Venedig erschienenen Pyrotechnia des Vannuccio Biringoccio. X.

Blech wird in sehr verschiedenen Sorten theils aus Gold, theils aus Silber, theils aus Kupfer, theils aus Messing, theils aus Zinn, theils und zwar am häufigsten aus Eisen im Ganzen auf eine und dieselbe, nur in einzelnen Handgriffen und Vorarbeiten abweichende Art, in dünnen, flachen, viereckigen und runden Tafeln und Scheiben verfertigt. Man nimmt dazu jedesmal das reinste und geschmeidigste Metall, zum Eisenblech aber ganz vorzüglich das weichste und zäheste Eisen, welches von allem Kaltbruche frei ist. Es wird auf einem Eisenhammer, der Blechhammer genannt, zu drei Hauptarten, nämlich Kreuz- oder Sturz- oder Storblech, als das stärkste, Federblech etwas schwächer oder das mittelste, und Senkelblech, als das dünnste, geschmiedet. Behalten diese Bleche ihre natürliche Eisenfarbe, so heißen sie Schwarzblech; sollen sie aber eine weiße Farbe erhalten, so verzinnt man dieselben in besondern Zinnhäusern und nennt sie Weißbleche, wozu auch die Pontonbleche und Bodeneisen gehören, welche stärker als die gewöhnlichen Weißbleche sind. Zum Behufe der Salzsiedereien werden noch besondere stärkere und schwächere schwarze Bleche geschmiedet, die man in Boden- und Bordbleche abtheilt. Man nimmt zum Blechausschmieden entweder Roheisen oder Stabeisen. In beiden Fällen wird das Eisen zuerst in Blechstürzen bearbeitet, dann geuhrwellet und zuletzt gegleichet. Während dieser Bearbeitung müssen die Bleche stets nur zwischen Weiß- und Rothglühen gehalten werden, weil sie sich sonst leicht zusammenschweißen, und zur Verhütung des letztern taucht man sie auch in den sogenannten Hahnenbrei. Ein völlig gutes Blech muß a) auf beiden Seiten vollkommen gleich, und auf keiner Stelle weder dicker noch dünner als auf der andern seyn; b) es muß keine Spur des Hammers auf seiner Fläche zu sehen seyn; c) es darf keine Schieferrisse oder Löcher haben; d) es muß unter der Scheere nicht klirren, sondern einen glatten Schnitt erhalten; e) es muß sich lassen biegen ohne zu brechen, falzen ohne zu reißen und vertiefen ohne auszuspringen; endlich

f) muß es sich gut lochen lassen und rein und bläulich aussehen. Ge-verzinnte Bleche hingegen müssen außer den genannten Eigenschaften noch a) einen weißen Silberglanz haben, b) von allen schwärzlichen, graulichen und gelben Flecken frei seyn, und c) weder durch Kratzen mit einem scharfen Messer, noch durch die Siedehitze das Zinn fahren lassen. Die Verzinner des Bleches waren unter den Blechschmiden schon vor 1370 zu Nürnberg ein zünftiges Handwerk. Die vollkommensten Blechschmide und Blechwaarenarbeiter sind die Japanesen, von welchen die Engländer zuerst unter den Europäern die feinern Bearbeitungen des Bleches ablernten, und zu Birmingham dann große Blechwaarenfabriken im vorigen Jahrhunderte anlegten. In Frankreich ahmte man dieses nach, und die Bürger Jamain und Poncelet erhielten nicht nur für die Verfertigung cylindrischer und platter Bleche aus Stahl und Eisen ein Patent, das 1798 zu Ende ging, sondern die Bürger Deharme und Dubaux in Paris vervollkommten auch 1801 die lackirten Blechwaaren, die man schon vor früher zu Braunschweig so fein wie in England zu verfertigen wußte. X.

Blei. Unter allen festen Metallen ist das Blei das weichste und hat am wenigsten Dehnkraft und Klang. Auch an Elasticität und Zähigkeit steht es allen übrigen Metallen nach. In Rücksicht der Schwere aber wird es nur von der Platina, dem Golde und dem Quecksilber übertroffen. Seine Farbe ist weiß und kommt der Farbe des Zinns am nächsten. Im Feuer schmilzt es sehr leicht und lange vorher, ehe es roth glüht. Es hat einen glänzenden Bruch, aber der freien Luft ausgesetzt, wird dieser Glanz bald matt und die Oberfläche endlich ganz blind. Nach einiger Zeit setzt sich auf derselben ein weißlicher Rost an, der jedoch bei weitem nicht so zunimmt, wie beim Eisen und Kupfer, daher das Blei auch weit länger den vereinigten Wirkungen der Luft und der Witterung trotzt als jene beiden Metalle. Es verkalkt sehr leicht, auch bei dem gelindesten Feuer. Sobald es zerflossen ist, bildet sich augenblicklich ein Ueberzug von Asche auf seiner Oberfläche. So ähnlich die Bleiasche oder der graue Bleikalk dem äußern Ansehen nach der Zinnasche auch immer seyn mag, so nimmt man doch einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden wahr, wenn man sie bei einem mäßigen Feuer, ohne daß sie schmelzen, zu calciniren fortfährt. Anstatt weißer zu werden, wie die Zinnasche, nimmt die Bleiasche vielmehr anfangs eine gelbe Farbe an, in welcher Gestalt sie Bleigelb oder Massicot heißt, und wird darauf von Zeit zu Zeit dunkler, bis endlich das schöne Roth erscheint, das wir unter dem Namen Mennige kennen. Erhitzt man den Bleikalk so, daß er in Fluß kommt, so bildet er sich zu einer gelblichen, glasartigen Masse, welche Bleiglätte heißt. Sämmtliche Bleikalke sind heftige Gifte. Das Blei ist ein sehr gemeines Metall, das aber nie gediegen, sondern nur vererzt gefunden wird. Sein Nutzen und Gebrauch ist sehr mannichfach. In der Arzneikunde wird es äußerlich in mannichfaltigen Bereitungen angewandt. Innerlich darf dies aber nie geschehen. Es gibt auch den Grund fast zu allen Glasuren irdener Gefäße. Der stärkste Gebrauch ist zu Kugeln und Schrot für Schießgewehre.

Bleichen. Darunter versteht man die allgemein bekannte Operation, der Leinwand und andern Stoffen ihre eigenthümliche gelbliche Farbe zu benehmen, oder vielmehr sie so zu verändern, daß sie ganz weiß werden. Es geschieht dies dadurch, daß man sie der Einwirkung der freien Luft und des Sonnenscheins aussetzt und fleißig mit Wasser

der einer ähnlichen Feuchtigkeit begießt; die gewöhnlichsten Gegenstände er Bleiche sind Stücke roher Leinwand. Man bleicht aber auch Wachs nd thierische Knochen, letztere z. B. um schöne Skelette zu erhalten. Dieselben Ursachen, welche machen, daß Farben von Zeuchen und anern Dingen verschießen, bewirken auch das Bleichen. Leinene Zeuge erden, ehe man sie der freien Luft und dem Sonnenscheine aussetzt, on den gröbern, sie färbenden, ausziehbaren Theilen durch Kochen in lkalischer Lauge befreit. Hierauf setzt man sie mit den größtmöglichen berflächen der Sonne und der Luft aus, und befeuchtet sie, so oft sie ocken werden, mit Wasser. Auf die Beschaffenheit des Wassers kommt abei sehr viel an. Wasser, die mit Metallsalzen geschwängert, und, ie man sich ausdrückt, hart sind, taugen gar nicht zum Bleichen. Weiches, reines und ganz klares Wasser, wenn es auch nicht ganz ohne Salz ist, dient dazu am besten. Von der Eigenschaft der dephlogistirten Salzsäure, die Farben der Pflanzen schnell zu zerstören, hat man n neuern Zeiten auch die Anwendung zu machen gesucht, diese zum Bleichen der Garne und Zeuge, besonders von Leinen und Baumwolen, im Großen zu benutzen, und dadurch schneller und zu jeder Jahreszeit die Garne und Zeuge weiß zu machen. Die angestellten Versuche sind sehr glücklich ausgefallen, nur wäre zu wünschen, daß die Gesundheit der Arbeiter dabei weniger gefährdet seyn möchte.

Bleiweiß. Dieses nützliche Material wird fast eben so, wie der Grünspan, verfertigt. Es ist eine Art von Bleirost, welcher entsteht, wenn das Blei von der in Dünste verwandelten Essigsäure zerfressen nd halb aufgelös't worden ist. Um es im Großen zu gewinnen, verährt man so: Es werden etwa drei Fuß lange, sechs Zoll breite und ne Linie dicke Bleiplatten schneckenförmig und so zusammengerollt, daß wischen den Windungen ungefähr ein halber oder ganzer Zoll Zwischenraum bleibt. Hierauf setzt man sie gerade aufrecht in irdene Geäße, in welchen unten guter Essig befindlich ist; dieser darf die Platen aber nicht berühren, daher legt man über denselben kreuzweis hölerne Stäbchen. Die Gefäße werden sodann bedeckt und einer gelinden Wärme ausgesetzt. Hierdurch steigt der Essig in Dämpfe auf, welche ich an die Wände der Bleiplatten ansetzen, sie durchdringen und eine Menge des Metalls auflösen. Die Essigsäure der Dämpfe übersättigt ch mit dem Bleie und verwandelt es in eine mattweiße Materie, die ach einiger Zeit von den aus einander gerollten Platten abgeschabt nd gesammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue wieder zusamen und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigsten wird das Bleieiß in der Oelmalerei gebraucht, und hierzu fein gestoßen und zeriben. Diese Arbeit ist für die Gesundheit des Menschen höchst gefährich; der eingeschluckte Staub verursacht eine grausame Krankheit, die an die Malerkolik oder Hüttenkatze nennt. Ein großer Theil des äuflichen Bleiweißes ist durch beigemischte Kreide verfälscht.

Bleiwurf, Bleiloth, Bleischnur, ein Stück Blei an inem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenchaft des Grundes zu untersuchen. Man bestreicht nämlich den unteren Theil mit Unschlitt, wodurch etwas von Sand, oder was sich sonst uf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. Bleistange, eine n den Enden mit Blei ausgegossene hölzerne Stange, deren sich die Seiltänzer bedienen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. (Balanierstange.)

Bleizucker, Blei in Gestalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieses Metall in einer Säure auflös't und die Auflösung ab-

dünstet. Seinen Namen hat dieses Gift von seinem süßen Geschm[ack.]
Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und besonders auch [zur]
Weinverfälschung. Um diese höchst schädliche Beimischung zu erken[nen,]
dient die sogenannte hahnemannsche Weinprobe.

Blendungen werden in der Kriegskunst alle Vorrichtungen [ge-]
nannt, welche dem Feinde die Einsicht in einen bestimmten Ort benehm[en.]
Eigene Arten hiervon sind: 1. man pflöckt eine Faschine an der [in-]
Seite quer über die Schießscharten, von einer Schartenzeile zur ander[n]
fest, um dem Feinde das, was bei den Kanonen vorgeht, zu verberg[en;]
2. Blendungen vor Schießscharten sind von starken Bohlen verfertig[te]
Laden, welche nach der Abfeuerung des Geschützes vor die Schießsch[arte]
gestellt werden, um dem Feinde die Einsicht zu benehmen; 3. einfach[e]
und doppelte Blendungen. Die erstern werden aus drei starken, senkrec[h-]
ten, fünf Fuß hohen Pfosten verfertigt, zwischen welchen schußfreie, [an]
der äußern Seite mit Blech beschlagene Bohlen eingeschoben sind. [Un-]
ten wird diese Wand mit Rollrädern versehen, damit sie von den [Ar-]
beitern vor sich her geschoben werden können; die letztern sind große, [auf]
vier Blockrädern stehende hölzerne Kasten, die mit Erde oder [Sand-]
säcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den Approchen u. s. [w.]
um die Mannschaft vor dem feindlichen Feuer zu decken; 4. eine [an-]
dere Art Blendungen bei den Trancheearbeiten sind die sogenannt[en]
Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, sechs Fuß [von]
einander, gleichlaufend auf die Erde, und befestigt sie durch zwei [ein-]
gezapfte Querhölzer. Hierauf setzt man auf die Enden der Balken [senk-]
rechte Pfosten, und füllt den Zwischenraum wenigstens fünf Fuß [hoch]
mit Faschinen aus; 5. die Blendungen von oben, Deckungen, [indem]
man die gefährlichsten Oerter in den Sappen oder auf der Festung [der]
Breite nach, mit Balken bedeckt, über welche Hurden oder Fasch[inen]
und über diese endlich eine hinreichend starke Lage von Erde gelegt [wird.]

Blick. 1. Ein schnell vorübergehender Schimmer. Ein Blic[k]
durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen Blic[k,]
wenn es, indem das Blei von demselben in den Test (ein flaches [run-]
denes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen schnell[en]
vielfarbigen Schein von sich gibt, der Silberblick. 2. Ein Körper, [der]
einen solchen Blick von sich gibt. So heißt bei den Hüttenleuten [die-]
jenige Masse Silber, welche auf ein Mal blicket, oder so viel auf [ein]
Mal abgetrieben wird, ein Blick. 3. Verstehen die Maler und [Kup-]
ferstecher unter Blicken diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüg[-]
lich hell erleuchtet sind. Die andern Bedeutungen des Worts gehör[en]
nicht hierher, da sie als bekannt vorausgesetzt werden können. Blic[k-]
feuer sind auf der See ein Signal, eine Losung, indem man Pulver
auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Gesichts Beraubte. Der Verlust des edelsten [und]
schönsten Sinnes, mittelst dessen der Mensch die ihn umgebende Au[ßen-]
welt sich vorstellt, theils die verschiedensten Eindrücke bekommt, theils
die der andern Sinne, besonders des Gefühls, berichtigt, ist unter [die]
schwersten, die Gesundheit und Integrität des Körpers verletzenden [Zu-]
fälle zu rechnen. Und doch sind die Gefahren, die diesen Sinn bedro[-]
hen, so vielfältig, da der Bau des ihm bestimmten Organs, des Au[-]
ges, so überaus zusammengesetzt und künstlich ist, und nicht nur [aus]
festen Theilen, sondern auch aus den hellsten Flüssigkeiten, aus unzäh[-]
ligen Blutgefäßen und Nerven besteht. Die Blindheit ist verschieden:
1. dem Grade nach, indem manche Blinde noch einigen Schein [des]
Lichts haben, auch die hellsten Farben und die Umrisse der Körper [un-]

erscheiden können, Andere auch dies geringe Sehvermögen verloren haben; 2. den Ursachen nach. Manche Menschen sind gleich von der Geburt an blind gewesen, andere sind es erst in der Folge von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächsen auf der Hornhaut, wodurch sie ihre Durchsichtigkeit verliert, Verwachsung der Pupille, Trübung der klaren Flüssigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven u. s. w., oder von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nervenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Gesicht, Blattern, Scharlachfieber u. a. m., oder von zu starker Anstrengung der Sehkraft und dadurch bewirkter Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künstler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. a. m., leicht um das Gesicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenschein blendenden nördlichen Gegenden, so wie in den Sandwüsten Afrika's, häufige Blindheit Statt findet. Das hohe Alter selbst führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüssigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Crystalllinse u. s. w. Bei den Blindgebornen finden gleichfalls mehrere Ursachen Statt. Zuweilen sind die Augenlieder an den Rändern zusammengewachsen, oder sie sind mit dem Augapfel selbst verwachsen, oder es ist eine besondere Haut über die Augen gezogen; zuweilen ist der Augenstern verschlossen, oder er ist zugleich an die Hornhaut gewachsen, oder die Pupillenöffnung ist nicht an der rechten Stelle, so daß die Lichtstrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen, anderer, zum Theil nicht erkennbarer Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgebornen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von diesem Sinne abhängende Vorstellungen sind ihnen unbekannt. Sie können sich daher nicht so unglücklich fühlen, als diejenigen, welche erst in spätern Jahren ihr Gesicht verloren haben, da sie nicht wissen, was sie entbehren. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgebornen, oder solchen, welche in der Kindheit schon das Gesicht verloren haben, gelehrt, daß sie sich von allen Gegenständen ganz andere Begriffe machen. Einem jungen Menschen, welchen Cheselden am grauen Staare operirte, kam es in dem Augenblicke, da er sehen konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenstände ganz nahe vor die Augen gestellt wären; er konnte keinen Gegenstand von dem andern unterscheiden, so verschieden auch ihre Form war. Gegenstände, die ihm durch das Gefühl schon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerksamkeit, um sie ein ander Mal wieder zu erkennen; allein er vergaß bald wieder alles, weil er auf einmal zu viel zu merken hatte. Er wunderte sich sehr, daß die Personen, die er am meisten liebte, nicht schöner waren, als die andern. Ehe er das Gesicht wiederbekam, äußerte er keine große Begierde, diesen Sinn zu erlangen. Bei allen den Personen, die lange blind gewesen sind, schärfen sich die andern Sinne desto mehr, vielleicht weil die Zerstreuung wegfällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken so mannichfaltiger Gegenstände Statt findet. Daher ist bei vielen Blinden selbst die innere Seelenthätigkeit verstärkt, und bei Vielen entwickeln sich ihre Talente auf bewundernswürdige Weise. Besonders wird das Gefühl und Gehör sehr scharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puisaux in Frankreich lebte, und Chemiker und Musikus war. Er konnte genau die Symetrie der Gegenstände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräusche, welches die Flüssigkeit machte, wäh-

rend er sie aus einem in das andere Gefäß goß, und die Näh Gegenstände nach der Einwirkung der Luft auf sein Antlitz. Er stimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß halten konnte. Der berühmte Saunderson, Professor der Mathem zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Gesicht verloren. Er fand mehrere Vorrichtungen, sowohl in der Arithmetik als in der Ge metrie, um sein Studium sich zu erleichtern. Er hatte ein so Gefühl, daß, wenn er mehrere Münzen durch die Finger laufen er die falschen unterschied, wenn sie gleich so genau nachgemacht ren, daß selbst die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. Blindeninstitute sind solche Anstalten, wo mehrere Blinde Heilung, oder die Unheilbaren zur Versorgung aufgenommen werden. Von der erstern Art sind an verschiedenen Orten theils öffentliche, th Privatinstitute errichtet worden. So hat in Leipzig Herr Doctor Professor Clarus mit dem Wundarzte Herrn Fels ein Privatin für arme Augenkranke und Blinde errichtet, wo Dürftige unentgeltl besorgt werden. Ein ähnliches Institut besteht in Erfurt unter der tung des Herrn Doctor Fischer. H.

Blitz, Wetterstrahl. Hierunter versteht man einen electrischen Funken, der aus einer Wolke in die andere, oder aus selben in einen andern Gegenstand, z. B. in die Erde, fährt und gestörte Gleichgewicht der Electricität beider Gegenstände durch plötzlichen und gewaltsamen Uebergang herstellt. Die Verwüst welche der Blitz anrichtet, sind bekannt. Die Unwissenheit, welche dieselben nicht zu erklären wußte, fabelte von einem Donnerkeil zugleich mit dem Blitze herabgeschleudert würde, und dieselben tete. Die Electricität gab den untersuchenden Naturforschern Licht die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Nollet, Franklin, Wi ler und Andere machten nützliche Entdeckungen in dieser Hin Franklin, von den bei der Electricität gemachten Beobachtungen ter, kam auf den Gedanken, daß spitzige Körper eine besondere ziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben ten, und gab so den ersten Gedanken zu den Blitzableitern. folgten in mehrern Ländern Beobachtungen und Versuche über Aehnlichkeit des Blitzes mit der Electricität. Die Electricität wird kanntlich durch das Reiben ursprünglich electrischer oder nicht lei Körper, zuweilen auch durch die Abwechslung der Wärme erregt sodann in isolirten Leitern gesammelt und angehäuft, und dem entsteht auch die Electricität der Gewitterwolken wahrscheinlich die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechslung der Wär Die Ausdünstung des Wassers erzeugt negative Electricität, die genden Dünste müssen daher positiv electrisch seyn. Demnach sich in der Atmosphäre immer einige Electricität, welche sich den Wolken als isolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, und in denselben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreisrunde glatte Breter mit Zinnfolie, und kehrt sie in horizontalen und paral len Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander, so kann man genden, für die Lehre vom Blitze wichtigen Versuch anstellen. det man das obere (an seidenen Schnüren so aufgehängte Bret, sich isolirt auf- und niederziehen läßt) mit einer Electrisirmaschine, nähert es dem untern, so erhält es die entgegengesetzte Electricität. rührt man sie unter diesen Umständen beide zugleich, so entladen sie durch einen Erschütterungsschlag. Nähert man beide Breter ein und electrisirt das obere sehr stark, so erfolgt meistentheils eine

;e Entladung mit einem starken, die Luft durchbrechenden Funken. or diesem Schlage ziehen die Breter einander stark an; beim Schlage bst aber werden sie aus einander gestoßen. Ist in der Mitte des ei- n oder des andern Brets ein kleiner hervorragender Körper befestigt, geschieht der durchbrechende Schlag allemal an dieser Stelle. Steht er anstatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine scharfe pitze, so kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht wer- n. Gleiche Erscheinungen gibt das Gewitter im Großen. Hier ist e Luft der ursprünglich electrische Körper, in welchem die Electricität regt wird. Eine electrische Wolke vertritt die Stelle des obern, eine idere Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets (wiewohl gen diese Vergleichung jetzt wichtige Einwendungen gemacht werden). m Wirkungskreise einer positiven Wolke wird die Erdoberfläche stets ne negative Electricität annehmen; beide werden einander anziehen, und enn die Wolke nahe genug und ihre Electricität stark genug ist, oder enn zwischen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende erbindung entsteht, so wird eine Entladung, d. h. ein Blitz erfolgen, :r zunächst die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken kön- :n eben so auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der rde in Gemeinschaft steht, oder wenigstens weiter fort innerhalb ihres Zirkungskreises Körper antrifft, in welchen sie eine, der ihrigen entge- :ngesetzte Electricität erzeugen kann. In diesem Falle entstehen ab- echselnde Electricitäten an den verschiedenen Seiten mehrerer Wolken, nd bei der Entladung schlägt der Blitz zugleich aus der ersten in die veite u. s. f. — Die Anziehung, welche zwischen den electrischen Wol- :n selbst und zwischen ihnen und der Erdoberfläche Statt findet, ver- rsacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, plötzliche und verän- erliche Windstöße; daher Wirbelwinde, kräuselndes Aufsteigen des Stau- es und anderer leichten Körper, heftige Regengüsse und auf der See ie bekannten Wassersäulen oder Wasserhosen. Der Blitz lbst, welcher eigentlich ein Ausbruch einer leuchtenden Materie ist, und illstehend einen Feuerball vorstellen würde, erscheint bei seiner schnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Strahl. Man sieht ihn, wie :n electrischen Funken, bisweilen gerade auf den Gegenstand zugehen, isweilen aber sich schlängeln und einen Dreizack bilden, nicht selten uch von einem Theile der Wolke zum andern überspringen und oft sich ı mehrere Strahlen zertheilen. Bekanntlich hört das Gewitter auf, enn sich die Gewitterwolken durch Blitz, oder durch stillen Abzug im legen, oder auf andere Art entladen haben. Jeder Blitz hat ein Ziel, ach welchem er strebt und nach dem er seine Bahn von der zuerst be- ührten Stelle an auf dem leichtesten Wege verfolgt. Dieses Ziel ist ie feuchte Erde oder das Wasser. Hat er diese erreicht, so hören mit nem Male alle seine gewaltsamen Wirkungen auf, und er theilt sich ı der Stille durch die leitende Feuchtigkeit dem ganzen Erdballe mit. Von der Erde aufwärts fahrende Blitze, welche Einige beobachtet ha- :n, machen darin keinen Unterschied. Leitende Körper sucht der Blitz uf und folgt ihnen willig und ohne Geräusch; dazwischen liegende, icht leitende, durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu langen. Festere Körper sind allemal bessere Leiter als die Luft, diese icht er daher auf seiner Bahn zu vermeiden, und fährt aus diesem Grunde nie durch Thüren und Fenster hinein, sondern streicht an Säu- n, Sparren und Pfosten weg. Metalle sind unstreitig die besten Lei- r, diese sucht der Blitz am ersten auf, und verläßt andere Körper, m diese zu ergreifen. Daher werden Thurmspitzen und andere metal-

lische Hervorragungen so leicht vom Blitze getroffen. Nächst den Metallen scheint der Blitz Feuchtigkeiten zu lieben, insonderheit das Wasser. Bäume und andere mit Feuchtigkeiten angefüllte Gegenstände leiten ihn am besten. Bei grünen Bäumen sucht er die saftigsten Stellen aus, und fährt z. B. zwischen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Mauern, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Die Vorsichtsregeln in Gewittern sind bekannt genug. Der Blitz dringt nie in den menschlichen Körper, sondern verletzt nur seine Oberfläche. Was man von Knochenzersplitterung vom Blitze Erschlagener erzählt, ist gewiß falsch und rührt von andern Umständen her. Nicht Verbrennen, sondern heftige Erschütterung, besonders des Gehirns und überhaupt des Nervensystems, verursacht wahrscheinlich den Tod. In der Nähe des Blitzes befindliche Personen werden betäubt. Nicht selten sind vom Blitz Getroffene wieder hergestellt worden. Das Barometer zeigt Jedem die Nähe oder Ferne des aufsteigenden Gewitters durch das Steigen und Fallen des Quecksilbers. Je näher die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, desto mehr steigt das Quecksilber und desto näher rückt die Gefahr, der man sogleich, wenn sich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen muß, wiewohl sie nicht so groß ist, als übertriebene Aengstlichkeit sich einzubilden geneigt ist. Fällt das Quecksilber, so flieht die Gefahr. Das Läuten der Glocken hält wohl jetzt kein Vernünftiger mehr für ein Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht behaupten, daß sie dadurch angelockt würden. —

Blitzableiter (Wetterableiter), ist eine Vorrichtung, durch welche entweder die Electricität der Wolken, als die Ursache des Blitzes, stillschweigend und ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entstehende Blitz aufgefangen und auf einem bestimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. s. w., in die Erde geleitet wird. Die Erfindung gehört dem Doctor Franklin. Bei seinen Versuchen über die Electricität bemerkte er, daß, wenn ein zugespitzter Metalldraht an einen electrisirten Körper gebracht werde, eine solche Spitze diesem seine Electricität allmälich, und ohne daß dabei Funken erscheinen, entziehe. Da nun die Wetterwolken electrisch sind, so glaubte er, daß man ihnen ihre Electricität (welche den Blitz und das Einschlagen verursacht) nehmen könne, wenn man eine zugespitzte Stange von Metall an den höchsten Theil des Gebäudes befestige, und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Electricität der Wolke, welche die Spitze an sich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklins Vermuthung fand sich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer, an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eisernen Stange bestanden, deren Spitze über dem Gebäude mehrere Fuße hervorragte. — Nach den bisherigen Versuchen und Erfahrungen aber ist die beste Einrichtung eines Blitzableiters folgende. Der Ableiter besteht aus einer eisernen, einen Zoll starken Stange, deren oberer Theil mit einer acht bis neun Zoll langen Spitze von Kupfer versehen, welche, um das Rosten zu verhindern, im Feuer vergoldet ist. Diese Stange (Auffangstange) wird auf die höchste Stelle eines Gebäudes so angenagelt, daß sie wenigstens fünf bis sechs Fuß über dasselbe hervorragt; an diese befestigt man einen an einander genieteten Kupferstreif, drei bis vier Zoll breit, der bis zur Erde geht und ungefähr einen Fuß tief in dieselbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. Im Jahre 1762 wurde in England der erste Ableiter zu Panesh

von D. Watson, und im Jahre 1769 zu Hamburg am Jacobithurm errichtet.

Bloch (Marcus Eliezer), ein berühmter Naturforscher jüdischer Nation, war zu Anspach im Jahre 1723 von armen Aeltern geboren. Erst sehr spät fing er an zu studiren; er war neunzehn Jahre alt, und verstand weder Deutsch noch Lateinisch, noch hatte er außer einigen rabbinischen Schriften etwas gelesen. Indessen wurde er Hauslehrer bei einem jüdischen Chirurgus in Hamburg. Hier lernte er Deutsch, und ein armer böhmischer Catholik lehrte ihn Latein; auch erwarb er sich einige anatomische Kenntnisse. Jezt holte er mit Riesenschritten das Versäumte nach, und ging nach Berlin, um daselbst bei Verwandten zu leben. Er studirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeschichte, empfing den Doctorhut zu Frankfurt an der Oder und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforscher Martini ließ ihn in die Gesellschaft naturforschender Freunde aufnehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitetsten Kenntnissen. Er genoß eines in jeder Rücksicht verdienten Ansehns, und starb in einem Alter von 76 Jahren den 6ten August 1799. Sein Hauptwerk ist seine Naturgeschichte der Fische, eine Zierde der deutschen Literatur. Der Verfasser hatte dieses kostbare Werk auf seine Kosten herauszugeben angefangen. Da indeß der Aufwand nach und nach sein Vermögen überstieg, das überhaupt mehr in seltenen naturhistorischen Sammlungen als in Baarschaft bestand, ward er bei der Fortsetzung auf das ehrenvollste von fürstlichen und andern begüterten Personen unterstützt; daher findet man in den letzten sechs Bänden unter jeder Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf dessen Kosten sie gestochen worden. Ihm widerfuhr auf diese Weise die in Deutschland seltene Ehre, durch ein literarisches Unternehmen zugleich ein nationelles Interesse zu erregen. M.

Blockhäuser, hölzerne Batterien auf Rollen oder Schiffe gelegt, die man mit leichten Stücken besetzen, und entweder auf dem Wasser oder in den Contrescarpen und Contreapprochen unversehens aufführen kann, um damit in des Feindes Arbeiten zu spielen. Es gibt auch Blockhäuser, die auf die Erde gebaut sind, und kleine Festungen von Holz oder Erde bilden. Die Wände derselben werden mit Schränkwänden aufgeführt, mit andern Balken überdeckt und Schießlöcher eingeschnitten. Soll das Haus wider das schwere Geschütz sichern, so wird es oben mit Erde und Mist bedeckt und die Wände mit Erde verstärkt. Man rechnet, um die Größe eines solchen Hauses zu bestimmen, auf jeden Mann 12 bis 16 Q. Fuß Raum.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einschließen, so daß niemand heraus noch hinein kann. Eine solche Einschließung heißt eine Blockade, und geht der Belagerung, deren Vorspiel sie ist, voraus. Ein Hafen ist nach den sonstigen Grundsätzen dann als blockirt anzusehen gewesen, wenn der Feind eine solche Anzahl Kriegsfahrzeuge davor stationirt hat, daß kein Schiff ohne augenscheinliche Gefahr ein- oder auslaufen kann. Erst in den letzten Kriegen haben die Engländer angefangen, Häfen durch die bloße Erklärung in den Blockadestand zu setzen. (S. Continentalsystem.)

Blocksberg, der große Brocken, der höchste Berg auf dem Harz. Ein großer Theil des Brockengebirges, besonders der eigentliche wahre hohe Brocken, liegt in der stollbergischen Grafschaft Wernigerode. Es hebt sich nämlich in der Mitte der Harzgebirge ein besonderes noch höheres Gebirge hervor, das aus dem Brocken und seinen ihn

umgebenden gleichartigen Bergen besteht, die ihrer Beschaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verschieden sind. Sie nehmen in ihrer Höhe zu, je näher sie dem Mittelpunkt, dem Brocken, kommen; und wiewohl allemal Berge für sich, so sieht man doch bei genauerer Betrachtung, daß sie nur einen Hauptberg ausmachen und wahre Theile des Brokken sind. Das Ganze besteht, wie alle ursprünglichen Gebirge der Erde, aus Granit, den man hier Brockenstein nennt. In seiner größten Pracht erscheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee bedeckt ist, und alle seine Ungleichheiten damit ausgefüllt sind; dies ist in den neun Monaten vom October bis in den Juni der Fall. Der Name Brocke heißt eigentlich Berg. Seine Höhe beträgt 3590 französische Fuß über dem mittelländischen Meere und 3489 Fuß über der Ostsee.

Blondel, war Musikmeister König Richards I. (Löwenherz) von England um das Jahr 1190. Während sein Herr als Gefangener des Herzogs von Oesterreich in einem Thurme seufzte, durchwanderte er das ganze gelobte Land und alle Gegenden Deutschlands, wo er vermuthen konnte, daß sich derselbe befinden möchte. Er hörte, daß man auf dem Schlosse von Löwenstein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. Nachdem er das Schloß mit Aufmerksamkeit untersucht, und einen stark vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den französischen Liedern zu singen, die er vormals mit Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erste Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing, und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er seinen König, befreite ihn, und erwarb sich den Namen des getreuen Blondel. Gretry's schöner Oper, Richard Löwenherz, liegt dieses Ereigniß zum Grunde.

Bloomfield (Robert), geb. 1766 zu Honington, einem Dorfe zwischen Eaton und Troston, war der Sohn eines Schneiders; seine Mutter war eine Schulhalterin. Der Vater starb, ehe Robert sein erstes Lebensjahr erreicht hatte, und dieser erhielt in der Folge seinen Unterricht von der Mutter, wie die übrigen Dorfkinder; um schreiben zu lernen, mußte er in die Schule nach Ipworth wandern. Diese besuchte er aber nur zwei Monate, und damit waren denn auch seine Studien geendet. Als er einen Stiefvater bekommen hatte, wurde er im elften Jahre zu einem Landwirth, W. Austin, nach Sariston gebracht. Sein schwacher Körper hielt aber die Beschwerden der Landwirthschaft nicht aus, und nun erbot sich sein Bruder Georg, ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; ein zweiter Bruder unterstützte ihn mit der nöthigen Kleidung. So kam er 1781 nach London. Unter andern kleinen Aemtern, die unser Robert übernehmen mußte, war auch das Vorlesen der Zeitungen. Um ihm dies zu erleichtern, kaufte ihm sein Bruder ein Wörterbuch und bald verstand er Burke's, Fox, North's und Anderer herrliche Reden, welche seinen Kopf mit neuen Ideen bereicherten. Das Besuchen einiger Bethäuser, einer Debatten-Gesellschaft, des Covent-Garden-Theaters, die Lecture mehrerer Bücher, des London Magazine — dies alles führte ihn in eine neue Außenwelt und zugleich in ein geistiges Reich ein, worin allmälich sein eigener immer mehr und mehr sich entwickelnder Geist sein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es fast zu wissen. Einst sprach er ein Volkslied, welches er nach einer alten Weise gedichtet hatte. Sein darüber erstaunter Bruder vermochte ihn, es dem Herausgeber des London Magazine anzubieten und es ward aufgenommen. Das Gedicht hieß the Milk Maid; der Dichter war damals etwa 16 bis 17 Jahre alt; ein zweites Gedicht: „the Sailors return“ fand ebenfalls in jener Schrift einen Platz

Thomsons Jahreszeiten, Miltons verlornes Paradies und andere Werke der Art erfüllten seine ganze Seele, und es bedurfte nur einer unbedeutenden Begünstigung des Zufalls, um Robert zum Schöpfer einer Dichtung zu machen, welche die Engländer im Ganzen neben und in Einzelheiten noch über Thomsons Jahreszeiten setzen. Ein Streit unter den Londner Schuhmachern über die Frage: „ob diejenigen, welche nicht förmlich ihre Lehrjahre bei einem Meister bestanden hätten, als Gesellen arbeiten dürften?" und welche Robert, der bei seinem Bruder, welcher nicht selbst Meister war, gelernt hatte, so gar nahe anging, nöthigte ihn (1786) ein Paar Monate lang bei seinem ehemaligen Herrn, Austin, eine Zuflucht zu suchen, welcher ihn auch mit vieler Güte aufnahm. Hier, im Schooße der Natur, umgeben von ihren Reizen, ausgestattet mit einer reichen Empfänglichkeit für die schönsten und reinsten ihrer Eindrücke, begeistert von den Bildern, welche sein junges Gemüth aus Thomsons Schilderungen aufgenommen hatte, ergriff er zuerst die Idee zu einem Gedichte, welches in der Folge unter dem Titel: „the Farmers Boy: a rural poem, by Robert Bloomfield (nachgedr. Leipz. 1801. übers. von Fick, Erlangen 1803) erschien und Roberts eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakterisirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältnissen aus; denn nach einer dreimonatlichen Abwesenheit von London, ging er dahin zurück, und trat noch bei einem Schuhmachermeister in die Lehre. Hierauf (1790) verheirathete er sich und arbeitete als Geselle in einer Dachstube mit sechs bis sieben andern Gesellen, und in dieser Lage vollendete er sein Werk. Ein Rechtsgelehrter, Capel Lofft, sah es im J. 1799 zuerst, und entzückt davon veranstaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den Druck desselben. Ein englischer Kritiker bezeichnet das Vortreffliche dieses Gedichts folgendermaßen: „sanft fließende Verse, Empfindung, Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Malerischen, ein richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft sind Thomson und Bloomfield gleich gemein; aber in Bloomfields Gedicht herrscht eine höhere Einfalt, als im Thomson; ihn charakterisirt eigentlich ganz das Horazische „molle atque facetum." —

Blücher (Leberecht von), Fürst von Wahlstadt, königlich preußischer Feldmarschall, aus dem Hause Großen Rensow, in dem Herzogthume Mecklenburg Schwerin abstammend, ward am 16. Dec. 1742 zu Rostock geboren. Sein Vater war Rittmeister in Hessen-Kasselischen Diensten. Die Unruhen des siebenjährigen Kriegs vermochten seine Eltern ihn nach der Insel Rügen zu schicken. Hier lernte er die schwedischen Husaren kennen, und faßte Neigung zum Kriegsdienste. Er war damals kaum 14 Jahre alt, widerstand allen Abmahnungen seiner Familie, und wurde wirklich bei dem jetzigen Mörnerschen Husarenregimente angestellt. Er machte seinen ersten Feldzug gegen dieselben Preußischen schwarzen Husaren, deren Chef er einst werden sollte, wurde gefangen, dem Commandanten des Regiments, Obristen von Belling, vorgestellt, von diesem, durch einen getroffenen Tausch den Schweden abgewonnen, und als Lieutenant bei seinem Regimente angestellt. In der Folge nahm er seinen Abschied, wurde Landwirth, dann Landrath, und durch Fleiß und Thätigkeit Besitzer eines eigenen Guts. So verflossen 15 Jahre. Nach Friedrichs II. Tode ward er von dessen Nachfolger bei seinem vorigen Regimente als Major angestellt, bald Commandeur und kurze Zeit nachher Chef des Regiments. In den Rheinfeldzügen von 1793 und 1794 führte das Regiment noch den Namen von Golz. Blücher zeichnete sich überall aus, bei Orchies, bei Luxem-

burg, bei Frankenstein, so wie bei Kirrweiler und Edesheim in der Pfalz. Sein Regiment eroberte in den beiden Feldzügen 11 Kanonen, 2 Haubitzen, 5 Fahnen, 7 Munitionswagen, machte zu Gefangenen 1 Generallieutenant, 137 Officiere, 3327 Gemeine; erbeutete 1341 Pferde, und verlor nur 6 Gefangene. Der Friede versetzte ihn in eine seinem energischen Geiste unwillkommene Unthätigkeit. Im J. 1802 nahm er für den König von Preußen Besitz von Erfurt und Mühlhausen. Auch bei den Bewegungen der preussischen Armee 1805 blieb er nicht unthätig. Der Ausbruch des Krieges im folgenden Jahre führte ihn auf das Schlachtfeld von Auerstädt, am 14. Octbr. 1806. Das schmerzliche Resultat dieses unglücklichen Tages war von entscheidendem Einflusse auch auf sein Schicksal. Er folgte mit dem größten Theile der Cavallerie dem Fürsten Hohenlohe nach Pommern, in seiner linken Flanke. Der Zwischenraum, der beide von einander trennte, war aber zu groß geworden; nur durch forcirte Tag- und Nachtmärsche, welche letztere Blücher nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich gewesen; indessen war der Fürst genöthigt worden, bey Prenzlau zu capituliren. Hierdurch von Stettin abgeschnitten, warf sich Blücher ins Mecklenburgische, wo er sich bei Dambeck, mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunschweig-Oels anführte, vereinigte. Aber die Truppen waren zu sehr ermattet, als daß er es wagen konnte, mit ihnen einen großen Schlag zu versuchen. Murat in seiner linken Flanke, Bernadotte auf der Fronte, und Soult auf dem rechten Flügel, sah er sich genöthigt sich hinter die Trave zu setzen, wobei er den Plan hatte, die 3 großen feindlichen Corps, die diese Feldherrn commandirten, so lange als möglich von der Oder abzuhalten. So rückte er in das Gebiet von Lübeck ein. Aber diese Stadt, in Eile etwas befestigt, ward durch die mit Uebermacht andringenden französischen Colonnen im Sturm genommen, und Blücher war genöthigt, nachdem er sich mit einigen Truppen aus der Stadt gerettet hatte, am 6ten und 7ten November zu Ratkau zu capituliren, wobei er selbst in Kriegsgefangenschaft gerieth. Es charakterisirt Blüchern, daß er diese Capitulation mit den Worten anfangen wollte: „Sie sey ihm vom Prinzen von Pontecorvo angeboten worden, und er habe sie aus Mangel an Munition, Proviant und Fourage angenommen.“ Da ihm der Einwurf gemacht wurde, es sey nicht gebräuchlich, die Gründe einer Capitulation in dem Vertrage anzuführen, erwiederte er: er würde unter keiner andern Bedingung capituliren, — und erhielt, daß er diese Gründe seiner Namensunterschrift beisetzen durfte. Er wurde dann gegen den General Victor ausgewechselt, und Napoleon empfing ihn in Finkenstein mit vieler Auszeichnung. Sobald er in Königsberg angekommen war, erhielt er den Auftrag, mit einer Truppenabtheilung nach Schwedisch-Pommern zu gehen, um Stralsund vertheidigen zu helfen, und überhaupt die Operationen der Schweden zu unterstützen. Nach dem Frieden von Tilsit blieb er in Königsberg und Berlin an der Seite des Königs, der ihm das Militär-Gouvernement von Pommern ertheilte. An dem Zuge des preußischen Hülfscorps bei der französischen Armee nach Rußland, im Sommer 1812 nahm er keinen Antheil; aber als sein König sich an Alexandern anschloß, um die schmachvollen Fesseln zu zerbrechen, in welche Frankreichs Uebermuth Europa geschlagen hatte, da war er, in dem der tödtliche Haß gegen die Franzosen zu gähren nie aufgehört hatte, ob wohl ein Greis von 70 Jahren, einer der Thätigsten. Es war Anerkenntniß seiner patriotischen Gesinnung und seiner Tüchtigkeit, indem ihm der Oberbefehl über die Preußen und

das russische Corps unter dem Generale Winzingerode anvertraut wurde, welches letztere sich jedoch in der Folge wieder von ihm trennte. In der Schlacht bei Lützen (2 Mai 1813) bedeckte sich der ehrwürdige General mit Heldenruhm, und der Kaiser Alexander belohnte ihn durch Ertheilung des Georgen-Ordens. Die Tage bei Bautzen und Hochkirch wanden, ungeachtet der Erfolg für die Franzosen günstig schien, neue Lorbeeren um seinen Scheitel; aber das Maaß seines Ruhms ward in den Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig erfüllt. Dort brachte er dem Feinde eine gänzliche Niederlage bei, und vollendete die Befreiung von Schlesien. Umsonst versuchte es Napoleon selbst den alten Helden in seinem siegreichen Zuge aufzuhalten. Er drang durch die Lausitz vor, und vereinigte seinen rechten Flügel mit dem linken des Kronprinzen von Schweden. Am 3. Octbr. 1813 erfocht er die glänzendsten Vortheile bei Wartenburg, fünfzehn Tage später aber entschied er den herrlichen Sieg bei Leipzig, durch den Deutschland von der französischen Sklaverey befreyt wurde. Die Würde eines Feldmarschalls, und die auszeichnendsten Decorationen, von Seiten der verbündeten Monarchen, belohnten sein Verdienst. Mit dem Anfange des Jahrs 1814 wurden die Operationen auf französischem Grunde und Boden eröffnet, Blücher, an der Spitze der schlesischen Armee, die aus zwei preußischen, 2 russischen, einem hessischen und einem aus mehrern kleinen deutschen Contingenten zusammengesetzten Corps bestand, ging am 1. Jan. über den Rhein, rückte schon am 17ten Jan. in Nancy ein, und erfocht am 1. Febr. in Gegenwart der Monarchen, den Sieg bei la Rothiere. In der Mitte des Monats erfolgten zwar einige für ihn nachtheilige Gefechte, so daß er sich bis Chalons zurückziehen mußte; aber am Ende des Monats ergriff er die Offensive wieder, und am 9ten März lieferte er die Schlacht bei Laon, welche für die folgenreichste des ganzen Feldzugs gelten kann, indem Napoleon nicht mehr vermochte, sich von der in ihr erlittenen Niederlage zu erheben, und durch sie den Verbündeten der Weg nach Paris aufgeschlossen wurde, wo Blücher am 31. März mit seinem Heere einzog. Der König von Preußen gab ihm einen ausgezeichneten Beweis von dem Anerkenntniß seiner Verdienste, indem er ihn am 3. Jun. zum Fürsten von Wahlstadt ernannte, und dieser Ernennung eine ansehnliche Dotation an Gütern beyfügte. (Es wurde dabei der Name des Dorfes Wahlstadt an der Katzbach gewählt, um dadurch an den Sieg zu erinnern, den Blücher in der Umgebung desselben erfochten hatte.) Noch in demselben Monate begab er sich mit den Monarchen nach England, wo sein Aufenthalt, durch die glänzenden Proben von Achtung, die ihm die brittische Nation gab, ein steter Triumph war. — Als der Krieg im Frühjahre 1815 wieder ausbrach, erhielt er abermals den Auftrag, die preußische Armee zu commandiren, welche die Bestimmung hatte, durch die Niederlande in das Innere von Frankreich einzudringen. Auf ihn waren die ersten Streiche Napoleons gerichtet, indem ihm derselbe am 16ten Juni die Schlacht bei Ligny (s. d. A. Belle Alliance) lieferte. Da die Mitwirkung, die Blücher an diesem blutigen Tage von den Engländern und von dem vierten preußischen Armeecorps erwartete, aussen blieb, so errang der Feind den Sieg. Zudem bedrohte die Person des Feldherrn selbst eine große Gefahr. Ein Cavallerieangriff, bei dem er sich an der Spitze befand, war mißlungen. Ein Schuß traf sein Pferd, ohne jedoch dessen Lauf zu hemmen. Der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu convulsivischen Sprüngen an, bis es plötzlich in vollem Rennen zu Boden stürzte. Der Feldmarschall lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt,

unter dem todten Pferde. Die feindlichen Cuirassiere jagten in der Verfolgung heran. Die letzten Reuter waren schon bei dem Feldmarschall vorüber, nur ein Adjutant, der Major Graf von Nostiz, war bei ihm. Vom Pferde gesprungen, stand er neben ihm, sein Schicksal zu theilen entschlossen. Die Feinde jagten in wilder Eile vorüber, ohne ihn zu bemerken, und eben so jagten sie noch einmal bei ihm vorbei, als die Preußischen sie wieder zurück geworfen hatten. Jetzt erst brachte man ihn mit Mühe unter dem todten Pferde hervor, da er sodann ein Dragonerpferd bestieg. Die Unfälle dieses Tages nahmen aber weder Blüchern noch seinem Heere den Muth zu neuen Thaten. Es erfolgte am 18ten Juni die Schlacht bei la Belle Alliance, und in ihr gelang es den zweckmäßigen Maaßregeln und der Tapferkeit des Feldmarschalls den schrecklichen Kampf siegreich zu entscheiden, durch den Napoleons neues Wagestück gänzlich vereitelt, und Frankreich abermals der Macht der Verbündeten unterworfen wurde. So ward Blüchers Name der gefeyerteste in Europa, und man nannte ihn neben den Namen der gepriesensten Helden aller Zeiten. Als er in Paris eingezogen war, widersetzte er sich, unter der allgemeinen Zustimmung der bisher von den Franzosen gemißhandelten Völker, durch Wort und That, den so verderblichen Schonungsmaaßregeln, welche man nach den Siegen von 1814 gegen die Ueberwundenen hatte eintreten lassen, und empfahl und übte die strengere Handlungsweise, wozu das Recht der Eroberung die Befugniß ertheilt, und welche die künftige Sicherheit der Staaten fordert. Sein König ehrte ihn, indem er ihm unter dem 26. Juli ein nur eigens für ihn bestimmtes Ordenszeichen, das er in der Stelle der ersten Classe des eisernen Kreuzes tragen sollte, verlieh, wobei ihm der Monarch erklärte: „Er wisse, daß keine goldnen Strahlen den Glanz seiner Verdienste erhöhen könne; es sey ihm aber ein freudiges Gefühl, die volle Anerkennung derselben auch durch eine äussere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden; wobei er sich für ruhigere Verhältnisse das Vergnügen vorbehalte, ihm noch fernere Beweise seiner stets dauernden Erkenntlichkeit zu geben."

Blum (Joach. Christ.) wurde den 19ten Nov. 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er studirte in Frankfurt unter Baumgarten, und verband sich dort durch die innigste Freundschaft mit Abbt und Töllner. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach seiner Vaterstadt zurück, ohne ein bestimmtes Geschäft zu suchen. Seine Mitbürger nannten ihn deshalb auch den Müßiggänger, bis er seine vortrefflichen Spaziergänge herausgab und sie dadurch überzeugte, daß man auch ohne Amt auf eine nützliche Weise thätig und selbst beim Spazierengehen zum Besten seiner Mitmenschen beschäftigt seyn könne. Blum starb den 28sten August 1790. Man kann ihn als Schriftsteller zunächst einen eben so anmuthigen als lehrreichen Prosaisten und leichten gefälligen Dichter nennen. — Von seinen Spaziergängen erschien die erste Auflage 1774; die dritte 1785. Außer den Spaziergängen verdient auch noch sein deutsches Sprichwörterbuch, 2 Bde. 1780 und 1782 bemerkt zu werden.

Blumauer (Aloys). Dieser bekannte Dichter war zu Steyer in Oesterreich ob der Ens den 21sten Dec. 1755 geboren, studirte in seiner Vaterstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuiterorden, privatisirte daselbst nach der Aufhebung desselben, bis er als Censor angestellt wurde, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, da er die gräfferische Buchhandlung übernahm, an der er schon seit 1786 einigen Antheil ge-

habt hatte. Er starb den 18ten März 1798. Seine travestirte Aeneide machte ihn als einen Eingeweihten in die komische und scherzhafte Poesie auf das rühmlichste bekannt, und erwarb ihm die ausgebreitetste Celebrität. Es ist eine poetische Caricatur, reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen. Diese Eigenschaften findet man auch in mehrern seiner übrigen zahlreichen Gedichte. Einige derselben athmen Feuer und Leben und sind in einer schönen, correcten und männlichen Sprache vorgetragen. Zuweilen aber ist sein Witz gemein, die Sprache incorrect und das mechanische des Versbaues verfehlt. In dem Trauerspiel Erwine von Steinheim zeigte er sich als Theaterdichter zu seinem Vortheil. Seine sämmtlichen Werke erschienen 1801 bis 1802 zu Leipzig 8. in acht Bänden.

Blume, Blüthe. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verwechselt man häufig diese beiden Ausdrücke; denn im vorzüglichen Sinne nennt man nur die Blüthen derjenigen Gewächse, welche um der Blüthe willen in Gärten erzogen werden, Blumen. Von Fruchtgewächsen, z. E. Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, sagt man Blüthen. Die Blumen unterscheiden sich von allen übrigen Theilen der Pflanzen 1. dadurch, daß an dem Orte, wo die Blume erscheint, der Wuchs der Pflanze aufhört; 2. dadurch, daß die Blumen die Befruchtungswerkzeuge der Gewächse enthalten. — Im Allgemeinen bestehen die Blumen oder Blüthen aus dem Kelche oder der Blumendecke, aus der Blumenkrone, aus den Staubgefäßen und Staubträgern, welche wieder in mehrere Theile zerfallen, dem Staubweg oder Stempel, und dem Fruchtkeim oder Fruchtknoten. Die eigentlichen Befruchtungswerkzeuge sind die wesentlichsten Theile der Blume, um derentwillen die übrigen da sind. Auf ihnen beruht das wichtigste Vermehrungsgeschäft der Gewächse, welches auf eine ähnliche Art, wie in der thierischen Schöpfung erfolgt. Die im Fache der Flora so zahlreich erschienenen Schriften, und die in der Gartenkunst vorgenommenen Versuche und Untersuchungen belehren über das Detail am besten, deßhalb wir hier davon schweigen. Die Blumen sind in Rücksicht ihres Standorts an der Pflanze sehr verschieden; viele stehen einzeln, mit oder ohne Stiel auf der Pflanze, andere gehäuft. Die einzelnen Blüthen, woraus eine Blume zusammengesetzt ist, nennt man Blümchen. Das Auge wird durch die schöne Zierde der Natur, die Blume, ergötzt. Der prächtige Farbenschmuck, die schönen Zeichnungen und Schattirungen, welche sich auf den Blumenblättern befinden, müssen uns erfreuen und zur Bewunderung hinreißen. Eine vortreffliche Eigenschaft derselben ist der liebliche und erquickende Geruch; nicht zu gedenken, daß alle diese Gewächse einen großen Theil des Thierreichs durch ihren Honigsaft ernähren, wodurch ihn nachher der Mensch auch genießt. — In Treibhäusern zeugt die menschliche Kunst mitten im Winter, wenn draußen die ganze Natur oder doch die Vegetation erstorben scheint, Rosen, Hyacinthen und andere Blumen und zaubert gleichsam den Frühling im Winter herbei. — Die Hinfälligkeit der mehresten Blumen, welche sie in ihrer größten Pracht überfällt, ist bedauernswerth; manche blühen nur einige Stunden, manche nicht über einen Tag, andere hingegen Wochen lang. — Nur wenige behalten, abgebrochen und getrocknet, noch Jahre lang ihre Farbe, und dies sind die sogenannten Unsterblichen. Die mehresten verwelken nach dem Abpflücken eher oder später, schrumpfen ein und werden unansehnlich. Bei der Eintheilung der Gewächse nach dem Sexualsystem leisten die Blumen sehr wesentliche Dienste; denn außer, daß bei den

mehresten die Staubgefäße die Classe, und die Staubwege die Ordnung bestimmen, geben die übrigen Theile der Blumen und selbst die Bildung ihrer Geschlechtstheile, nebst der Beschaffenheit der Frucht die Merkmale der Geschlechter ab. Blumenbette, in der Botanik der unterste Theil der Blume, auf welchem die übrigen Theile sitzen, der Ort, wo die Blume anfängt, oder wo der Stiel sich in die Blume selbst ausbreitet; auch der Blumenboden. Blumenblatt und Blumenkrone; beide können füglich zusammengefaßt werden. Die Blumenkrone besteht aus den Blumenblättern. Sie macht bei den mehresten Blumen die innere oder zweite Bedeckung der Befruchtungstheile aus, und hat zunächst die Bestimmung, jene Theile zu beschirmen. Für das Auge ist sie der schönste Theil. Die Blume ist es eigentlich, welche mit den schönen Farben und Zeichnungen pranget. Nicht alle Blumen haben eine Krone oder Blumenblätter, bei vielen sind die Befruchtungswerkzeuge nur mit dem Kelche umgeben. Blumen, deren Krone nur aus einem Blatte besteht, nennt man einblättrige, andere haben zwei, drei, vier, fünf, sechs und mehrere Blätter, und werden nach deren Zahl benannt; die über sechs Blätter haben, heißen vielblättrige. — Die Gestalt der Blumenkronen überhaupt ist bewundernswürdig mannichfaltig, so daß man für jede einzelne Form unmöglich Namen finden würde. — Jeder Freund der Natur und ihrer Erzeugnisse lernt die schönen und so mannichfaltigen Gestalten der Blumenkrone am besten durch eigene Untersuchung und Zergliederung der Blumen kennen. — Der innere Bau eines Blumenblattes, mithin der ganzen Krone, ist künstlicher und zusammengesetzter, als man ahnet. Man bemerkt daran ein Oberhäutchen, ein schwammiges Gewebe und Bündel von Gefäßen, die sich in verschiedene Aeste vertheilen. Blumenscheide, ein längliches Blatt, welches mit seinem untern Ende den Stängel umfaßt, und den Blumen, ehe sie sich entwickeln, zur Bedeckung dient, nach der Entwicklung aber bald mehr, bald weniger von ihnen entfernt ist (Spatha). Blumenstiel, der Stiel einer Blume. In der Botanik heißt ein wurzelstockiger Blumenstiel (Pedunculus radicalis) derjenige Schaft, der nur eine Blume trägt: ein allgemeiner Blumenstiel (Ped. communis) heißt er, wenn mehrere Blumenstiele sich in einen vereinigen; ein besonderer (partialis) ist jeder einzelne auf einem allgemeinen stehende; auf dem Blattstiel sitzend (petiolaris) wird er genannt, wenn er auf dem Blumenstiele befestigt ist; dem Blatte gegenüber stehend (oppositifolius), wenn er auf der andern Seite dem Blatte gerade gegenüber steht; seitwärts sitzend (laterifolius), wenn er am Stängel zur Seite des Blattes sitzt; unter dem Blatte sitzend (extrafoliaceus), wenn er am Stängel unter dem Blatte festsitzt; zwischen den Blättern sitzend (intrafoliaceus), wenn er in der Mitte zwischen den Blättern am Stängel sitzt; einander gegenüber stehend (oppositiflorus), wenn die einzelnen Blumenstiele gerade gegenüberstehen. Ein eingehüllter Blumenstiel (Pedunculus involutus) ist ein solcher, der mit einer Hülle umgeben ist. — Blumenkaiser, eine Blume, aus welcher noch eine zweite und aus dieser noch eine dritte hervorsproßt, so daß ihrer drei über einander stehen. Blumenuhr ist eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche sich zu bestimmten Zeiten auf- oder zuschließen, und auf diese Weise dem Kenner die Stunden anzeigen.

Blumenbach (Johann Friedrich). Dieser philosophische Naturforscher gehört gegenwärtig zu den ersten Zierden der Universität Göttingen, auf der er seit mehreren dreißig Jahren mit rastloser Thätigkeit sehr faßliche, vielbesuchte Vorlesungen über Naturgeschichte,

Physiologie, Osteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und medicinische Literargeschichte hält. Ueber alle diese Wissenschaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geschrieben, und diese Schriften — ihr ansehnliches Verzeichniß liefert Meusels gelehrtes Deutschland — tragen das Gepräge seines eigenthümlichen, unverkennbaren Genies, und haben wegen ihres reellen Werthes großen Beifall und zum Theil mehrere Auflagen erhalten. Sein meisterhaftes Handbuch der Naturgeschichte ist bereits zum neunten Male aufgelegt. Blumenbach ist am 11ten Mai 1752 zu Gotha geboren, studirte in Jena und Göttingen, wo er 1775 das medicinische Doctorat, 1776 die Aufsicht über das Naturaliencabinet der Universität, und eine außerordentliche, so wie 1778 eine ordentliche Professur der Medicin erlangte. Im Sommer 1783 unternahm er eine gelehrte Reise nach der Schweiz, und später eine nach England, wo ihm besonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks sehr nützlich war. 1788 wurde er großbrittannischer Hofrath, und als Göttingen unter das Scepter des Königs Hieronymus Napoleon gekommen war, Ritter der westphälischen Krone. Von vielen gelehrten Gesellschaften ist er Mitglied, und steht mit den vorzüglichsten Männern seines Faches im Briefwechsel. Er besitzt, außer vortrefflichen naturhistorischen Werken und Kupferstichen, eine herrliche Naturaliensammlung, welche die Dankbarkeit von mehreren seiner ehemaligen Schüler zum Theil mit großen Seltenheiten bereichert hat. Er verdient diese Liebe und allgemeine Hochachtung, weil er nicht nur ein höchst nützlicher akademischer Lehrer und ausgezeichneter Schriftsteller, sondern auch ein aufrichtiger, schlichter, deutscher Biedermann ist.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in ältern Zeiten der Hauptsitz dieses famösen Handels, von dem einige nähere Nachrichten nicht ohne Interesse seyn werden. Es war in den Jahren 1636 und 1637, als in Holland der berüchtigte Tulpenschwindel regierte. Man sah in dieser Zeit viele vermögende Personen dabei zu Grunde gehen und arme dagegen zu Reichthum gelangen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht besaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, selbige dem Käufer in einer festgesetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Augustus bezahlte man 13,000 Fl.; und für drey dito zusammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derselben 4500 Fl.; für 400 Aße Admiral Lieffkenshoek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. s. w. Für Einen Viceroi gab man folgende Artikel: zwei Last Waizen, vier Last Roggen, vier fette Ochsen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Orhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, einen Bündel Kleider und einen silbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer öffentlichen Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derselben Zeit gewann jemand in Amsterdam in vier Monaten über 60,000 Fl. bei diesem Handel. In einer einzigen holländischen Stadt sollen über zehn Millionen Gulden Tulpenzwiebeln debitirt worden seyn. Aber diese Schwindelperiode konnte von keiner langen Dauer seyn. Die Käufer weigerten sich, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27sten April 1637 bestimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden sollten, stürzten die tollen Preise auf einmal, und man konnte nun einen Semper Augustus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, die man durch das Hervorbringen neuer und seltener Tulpengewächse gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt fin-

det man in den Verzeichnissen der harlemer Blumisten die Preise von 25 bis 150 Fl. für einzelne rare Tulpen. Bis zur französischen Revolution zogen die harlemer Blumisten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryssel und andern Städten Flanderns, wo sich die Geistlichen mit der Cultur derselben beschäftigten, nachher haben die Harlemer sich selbst der Cultur befleißigt; doch ist der ganze Tulpenhandel nicht mehr von so sonderlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels verlor Alkmaar den Ruf nicht, die ersten Liebhaber und Kenner von Blumengewächsen zu besitzen. Vermögende Personen treiben die Zucht der Blumen, besonders auch der Hyacinthen. Theils von diesen, theils von auswärts her versahen sich die Blumisten nicht nur mit Hyacinthen, sondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen und andern Blumen, die allmälich zahlreicher bei ihnen bestellt wurden. Das Geschäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem ist bis jetzt der Stapelplatz dessen geblieben, was schön und vollkommen in dieser Waare genannt werden kann. Die Hyacinthen fingen erst um das Jahr 1730 an, recht empor zu kommen. Man bezahlte in diesem Jahre für Passe non plus ultra 1850 Fl., und für 1/16 Orbir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber kostet, 275 Fl. Im J. 1776 stand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch im J. 1785 gab man für den Marquis de la Coste 750 Fl. Seitdem sind die Preise der Hyacinthen ebenfalls sehr gesunken, wiewohl man in den Verzeichnissen auch noch gewisse doppelte Hyacinthen mit Preisen von 25 bis 100 Fl. angeführt findet. Die sehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und besonders Hyacinthen, im Winter auf Gläsern und in Töpfen zu ziehen, hält diesen Handel noch aufrecht. Zwischen Alkmaar und Leiden sind über 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem sandigen und lockeren Boden ganz vorzüglich gedeihen. Es wird noch immer viel daran gewonnen, und man zählt in und um Harlem, außer vielen kleinen, wohl 12 oder 13 große Blumisten. Sie hatten in Friedenszeiten nicht nur Versendungen nach Deutschland, Rußland, England u. s. w., sondern selbst bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt ist theils durch die Zeitumstände, theils aber auch dadurch dieser Handel sehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumisten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commission geben, und in Auctionen und sonst verschleudern lassen. Außer den angeführten versenden die Harlemer noch Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Martagons, Iris, Fritillarien, Crocus und andere Blumengewächse, auch allerlei Sämereien, Obstbäume und Treibhausgewächse.

Blumenorden, der Name einer dichterischen Gesellschaft, von Harsdörfer ungefähr im Jahre 1644 zu Nürnberg gestiftet; auch die Blumengesellschaft, der Pegnitzorden genannt. Die Mitglieder selbst nannten sich Blumenhirten, Pegnitzhirten. (S. Pegnitzorden.)

Blumenstück nennt man in der Malerei eine Darstellung von Blumen, worin diese ein Kunstwerk an sich ausmachen. Wenn es nicht zu läugnen ist, daß solche Darstellungen, wobei täuschende Wahrheit das höchste Erreichbare ist, nur zu den untergeordneten Arten der Malerei gehören, und daß ein Maler damit noch nicht den Namen eines ästhetischen Künstlers verdient, so können sie doch sehr wohl unter einem höheren Charakter, als dem der Nachahmung, erscheinen, und durch sinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres ästhetisches Verdienst erlangen. Als die berühmtesten Blumenmaler nennen wir Huysum, Rachel Ruysch, Segher, Verendael, Mignon und Roepel, welcher let-

tere sein Leben in das Vergnügen, die Blumen seines Gartens zu betrachten und zu malen, theilte.

Blut. Diese rothe Flüssigkeit befindet sich, außer dem menschlichen Körper, in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen; bei den letztern beiden Thierclassen aber mit dem wichtigen Unterschiede, daß sie nicht warm, sondern kalt ist, und die Temperatur des Mediums annimmt, in welchem sich diese Thiere aufhalten. Die Insecten und Würmer haben statt desselben einen Saft von weißlicher Farbe, der mit dem eigentlichen Blute nicht verglichen werden kann, ob man ihn gleich wohl auch weißes Blut nennt. Das eigentliche Blut besteht aus feinen runden Kügelchen, deren Durchmesser noch nicht auf den 3000sten Theil eines Zolls geschätzt wird, oder nach Andern, aus plattgedrückten Bläschen. Es enthält zwei verschiedene Substanzen, die sich beim Gerinnen von einander scheiden: das Blutwasser, eine wäßrige, eiweißähnliche Substanz, und eine dicke, schleimige Materie, der eigentlich die rothe Farbe zukommt, die viel schwerer ist, als jene, und Blutkuchen heißt. Die rothe Farbe des Bluts rührt nach Einigen von dem brennbaren Wesen (Phlogiston, in der Sprache der neuern Chemie Oxygene, Sauerstoff) her. Andere schreiben sie, und wie es scheint, mit größerm Rechte, den darin enthaltenen Eisentheilchen zu, welche den Farbestoff des Blutes wenigstens binden und seine Wirkung bestimmen. Für das Leben des thierischen Körpers ist das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich als den Quell des Lebens ansehen. Es ist, so lange der Körper lebt, in steter Bewegung, welche nur mit dem Tode aufhört. Außerhalb des Körpers geht mit demselben sehr bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerst in eine sauere, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimmt seinen Ursprung aus dem Milchsafte, und setzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erforderlichen Nahrungssäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab. Dies geschieht, während es aus dem Herzen bis zu den entferntesten Theilen des Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der Blutumlauf ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben, und folglich jede übrige Verrichtung des thierischen Körpers auf. Erst im vorigen Jahrhunderte entdeckte ihn der Engländer Harvey. Das Herz, der Mittelpunkt des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechselt; die eine ist zusammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen sind zwei Arten von Canälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andere Blutadern heißt. Jene führen das Blut aus dem Herzen nach den äußersten Theilen des Körpers, diese nehmen es aus den Pulsadern wieder auf und bringen es nach dem Herzen zurück. Der Umlauf des Bluts geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor sich; in weniger Zeit als der tausendste Theil einer Minute wird es im Menschen durch einen Raum von drei Fuß getrieben. Strömte das Blut mit gleicher Schnelligkeit gerade und ohne alle Krümmungen fort, so würde es in einer einzigen Minute 30,000 Fuß durchlaufen. Diesen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es sich vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch jene Geschwindigkeit ab. Man kann in einem erwachsenen Menschen von gewöhnlicher Constitution eine Blutmasse von 24 Pfunden annehmen, die in einer Stunde 24, folglich 576 Mal in einem Tage durchs Herz und durch die kleinsten, den Haarröhrchen ähnlichen Gefäße im ganzen Körper herumgetrieben wird. Man kann

das Blut als den Grund und Urquell aller organischen Bewegung betrachten.

Blutader, eigentlich eine jede Ader, die Blut in sich enthält; im Gegensatze der Bandadern, Erzadern, Wasseradern. In engerer Bedeutung Adern, welche aus den Theilen des Körpers das Blut zu dem Herzen zurückführen (Venae); im Gegensatze der Schlagadern (Arteriae). Die unpaare Blutader (Vena azygos) entspringt in der Bauchhöhle aus der rechten Nierenblutader, oder einer Lendenblutader, steigt in die Brusthöhle hinauf, und senkt sich in die obere Hohlader ein. Die unpaare Blutader der linken Seite (Vena hemiazygea) ist viel schwächer als die vorige, und ergießt sich in dieselbe in der Gegend des neunten Brustwirbels. (Vergl. Adern.) Das Blutauge, ein blutiges Auge; bei den Aerzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anstrengung beim Erbrechen, Husten u. s. w. (Hypoena). Blutregen, ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen sey, hielt, oder doch so nannte, welche aber von kleinem rothen Ziefer (Insekten) herrühren, oder auch von gewissen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn sie auskriechen, an den Mauern der Häuser rothe Flecken zurücklassen. Blutspeien, diejenige Krankheit, da man durch Husten Blut aus der Lunge wirft; auch Blutbrechen (haemoptisis); wird auf einmal eine große Menge Bluts ausgeworfen, so ist es ein Blutsturz.

Blutbereitung, s. Ernährung.

Bluthochzeit (pariser). Diese schreckliche, in den Jahrbüchern der Menschheit verewigte Begebenheit ereignete sich unter Carl IX., Könige von Frankreich. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche anhingen, auf das unmenschlichste behandelt worden; der König Franz verfolgte sie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung. Unter Heinrich II., welcher sich seinen Maitressen und Günstlingen überließ, hatte der Parteigeist und die Religionsverfolgung freies Spiel, und das Schicksal der reformirten Bürger war schrecklich: man schund den Ketzern die Haut ab, rieb das rohe Fleisch mit Schwefel, und hing die Körper an eisernen Ketten über Kohlen. Indessen hatten sich dieselben doch sehr verbreitet. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, Franz II., welcher ganz unmündig am Geiste war, und dessen Schwäche Alle benutzen wollten, um die Regierung an sich zu ziehen, war es vorzüglich die Eifersucht der Großen gegen einander, welche, indem sie sich hinter die Religion verbarg, die innern Unruhen immer höher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guise, und Ludwig, Prinz von Condé (ein Verwandter des Hauses Montmorenci, welches schon unter der vorigen Regierung wider die Guisen gearbeitet hatte), bildeten zwei entgegengesetzte Parteien. Guise und sein Bruder waren eifrig catholisch; dies war genug für Condé, sich zum Haupt der Reformirten oder Hugonotten zu machen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die ehrsüchtigsten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward sie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn Carl IX., und fand sich jetzt bewogen, nachdem sie sich vorher zu den Guisen gehalten hatte, diesen zum Trotz den Reformirten ein Toleranz-Edict zu geben. Die guisische Partei dagegen überredet das Volk, daß die catholische Religion in der größten Gefahr sey. Die Hugonotten werden aufs grausamste gemißhandelt; Prinz Condé greift zu den Waffen, und der bürgerliche Krieg nimmt seinen Anfang. Die Guisen suchen spani-

che, Condé englische Unterstützung. Von beiden Seiten macht man sich er abscheulichsten Grausamkeiten schuldig, und schließt Nothfrieden. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er ins vierzehnte Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter seinem Namen desto freier egieren zu können. Herzog Franz von Guise war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugonotten meuchelmörderisch getödtet worden; allein sein Geist lebte in seinem Hause fort, welches den Admiral Co- ligny für den Urheber dieses Meuchelmörders hielt; auch sahen die Hugonotten bald ein, daß die Königin Mutter sie haßte; Condé und Coligny setzten sich daher in Verfassung. Der König hatte sich über- eden lassen, daß es auf sein Leben abgesehen sey, und faßte einen un- versöhnlichen Haß gegen die Hugonotten. Der Hof suchte indeß Zeit zu gewinnen und sich des Prinzen und des Admirals durch List zu bemäch- igen; dieses schlug fehl, und die Feindseligkeiten fingen heftiger wieder an. Condé wird gefangen genommen (1569), und als ein Kriegsge- fangener von dem Hauptmann von Montesquieu erschossen. Coligny sammelt die Reste des geschlagenen Heeres; der Prinz Heinrich von Bearn (einer zu Navarra gehörigen Landschaft, von welcher der Erb- prinz von Navarra seinen Namen führte), nachmaliger Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, welcher nach Condé's Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum obersten Feldherrn erklärt, und Coligny führt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, wel- cher die Ermordung seines Vaters zu rächen schwur, das Commando. Allein es fehlt ihm an Geld, und er wird geschlagen. Am nachtheilig- sten für die Hugonotten war jedoch der darauf folgende scheinbar vor- theilhafte Friede zu St. Germain en Laye (am 8ten August 1570); dieser Friede schläferte die Häupter der Hugonotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König schien sich gänzlich von dem Einflusse der Guisen und seiner Mutter losgerissen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze der Hugonotten, an seinen Hof, und ehrt ihn als Vater; die feinsten Mittel werden angewandt, dieser Täuschung das Ansehen von Wahrheit zu geben; die Schwester des Königs wird an den Prinzen von Bearn vermählt (am 13ten August). Einige ahneten nichts Gutes, und warn- ten den Admiral; aber dieser glaubte nicht, daß der König einen Meu- chelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es so. Am 22sten August geschieht aus einem Fenster ein Schuß auf den Ad- miral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und schwört ihn zu rächen. Aber an demselben Tage läßt sich der König von seiner Mutter überreden, der Admiral stehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!“ schrie er, „man tödte den Admiral, aber ihn nicht al- lein, sondern alle Hugonotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!“ Die Nacht darauf hält man Blutrath; die Nacht auf den Bartholomäustag zwischen dem 24sten und 25sten Au- gust 1572 wird zur Ausführung bestimmt. Der Herzog von Guise bricht in das Haus des schwer verwundeten Coligny; ein Deutscher, Namens Behm, versetzt dem betenden Greise den ersten Stich; seinen Körper gibt man den schändlichsten Mißhandlungen Preis. Nach der gelunge- nen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schlosses in der Stunde der Mitternacht den versammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie in die Messe gingen und schein- bar zur catholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten ke-

nigliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch hier und da einige Scharfrichter und Soldaten mehr Ehr- und Menschenliebe, als die Pariser hatten, so fanden sich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte fast in allen Provinzen diese Abscheulichkeit, und man zählt an 30,000 Menschen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom wurden die Kanonen gelößt! Der Papst schrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Prozession in der Ludwigskirche. — Bei dem allen erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugonotten, welche sich gerettet hatten, flüchteten in unwegsame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung: aber während derselben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum König gewählt hätten. Er schloß am 6ten Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugonotten in gewissen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die pariser Bluthochzeit nichts, als daß die Hugonotten für die Zukunft mehr auf ihrer Hut standen und sich gegen neue Angriffe rüsteten.

Blutschande (ihre Definition gehört nicht in das Conversations-Lexicon) haben blos die positiven Legislationen aus dem Religionssystem aufgenommen. Das Naturrecht kennt sie nicht, desgleichen zählt der Code Napoleon sie nicht unter den Delictis carnis mit auf; von dem triftigen Grundsatze ausgehend, daß Verpönung dieser Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung dient, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beischlaf zwischen Descendenten und Ascendenten verboten, nicht so zwischen Geschwistern, welche bei den Persern, Athenern, Aegyptiern rc. sich heirathen durften. Eine sittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtschaftsgrade aus, und moralischer und religiöser Pedantismus überdehnte sie, und sprang sogar auf die geistliche Verwandtschaft der Gevattern über. Es ist zu hoffen, daß die Aufklärung unserer Tage, welche sich zeither schon in der Füglichkeit der Dispensationen offenbart hat, den Incest auf Aeltern, Kinder und Geschwister beschränken werde, wenn anders die Consistorien die ergiebigen Dispensationssporteln aufopfern wollen. A.

Blutsfreundschaft (im Naturrechte) wird durch das Verhältniß begründet, in welchem eine Person gegen die andere aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung sich befindet. Da der zeugende Theil etwas von seiner animalischen Substanz anwendet, um daraus die animalische Substanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, so entsteht daraus das allgemeine Princip: je größer die Uebereinstimmung des animalischen Wesens einer Person mit dem animalischen Wesen der andern aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ist, desto größer ist der Grad der Blutsfreundschaft unter ihnen. Daher ist zwischen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abstammenden Person nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundschaft, als zwischen denen, welche von einer Person, als ihrem gemeinschaftlichen Stammvater, herkommen. Daher ist die Verwandtschaft oder der Grad der Blutsfreundschaft unter solchen Personen, die mit einander in einer geraden Linie stehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtschaft unter solchen Personen, die durch verschiedene Seitenlinien mit einander verbunden sind. Die Personen in gerader Linie sind gleichsam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber ist Entwicklung eines eigenen oder besondern Keims, der von dem Keime des andern unterschieden ist, und

nur darin mit demselben übereinkommt, daß er mit jenem zugleich im Stammvater existirte. Wenn man also nach der Verwandtschaft zweier Personen aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, so ist dies in der That eine ganz andere Verwandtschaft als die, welche sich zwischen zwei Personen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andere Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtschaft zwischen zwei Personen aus zwei Seitenlinien richtig bestimmen will. Die einzige naturgemäße Regel ist in dem Falle die, daß man die Zeugungen vom gemeinschaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Personen zählt, nach deren Verwandtschaft man fragt, und den Abstand jeder dieser Personen von dem gemeinschaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtschaft zweier Personen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, so zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerst von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er und nach ihm eine Menge anderer christlicher Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrte, und den Gläubigen dringend empfahl. Vergl. d. Art. Märtyrer. K.

Boccaccio (Giovanni), dessen Namen, wie Mazzuchelli mit Recht sagt, allein für tausend Lobsprüche gilt, war im J. 1313 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Florenz, aber seine Familie stammt von Certaldo, einem Dorfe in Toscana; daher er sich selbst da Certaldo nennt. Boccaz war die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche sein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeschäfte gerufen, eingegangen war, und wurde daselbst geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier seine Studien, und verrieth schon als Knabe einen entschiedenen Geschmack für die Poesie. Mit dem zehnten Jahre übergab ihn sein Vater einem andern Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen sollte. Dieser führte ihn nach einigen Jahren nach Paris, und behielt ihn überhaupt sechs Jahre bei sich, ohne daß er ihm Neigung für den Kaufmannstand hätte einflößen können. Leidenschaftliche Liebe für die Wissenschaften beseelte ihn. Vergebens hoffte sein Vater, daß der Aufenthalt in Neapel seinem Geiste eine ihm erwünschtere Richtung geben würde. Er blieb acht Jahre daselbst, aber statt mit Kaufleuten zu verkehren, knüpfte er die innigsten Freundschaftsbande mit mehreren neapolitanischen und florentinischen Gelehrten, welche der kunstliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweis't, daß er Theil an dem Wohlwollen dieses Fürsten hatte; wohl aber genoß er der besondern Gunst einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehrere Werke in Prosa und Versen schrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin huldigt. In glücklichen äußern Verhältnissen, mit einem lebhaften und heitern Geiste, einem sanften und gefälligen Charakter, der glückliche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm bestimmte Stand mehr als je ihn mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafte Geschmack, den die Prinzessin an der Dichtkunst fand, der vertraute Umgang mit wissenschaftlichen Männern, das Grabmal Virgils, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarca's, der mit höchster Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorbeer zu empfangen; die Verbindung, welche Boccaz mit ihm geschlossen, alles wirkte mächtig auf seine natürlichen Neigungen, um ihn entschieden zu einem Literator und Dichter zu machen. Nachdem er hierauf zwei Jahre in Florenz bei seinem Vater

verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna sehr gütig aufnahm, und man glaubt, daß er nicht minder, um dieser jungen Königin als um seiner theuern Fiammetta zu gefallen, seinen Decamerone schrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum ersten italiänischen Prosaiker erhebt. Nachdem ihn seines Vaters Tod zum Herrn seiner Neigungen gemacht hatte, ließ er sich in Florenz nieder, wo er seine Studien nur durch Lustbarkeiten und einige Missionen, womit seine Mitbürger ihn ehrten, unterbrach. Er wurde gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht zu bringen, daß man ihn zurückberufen und das Vermögen seines einst verbannten und im Exil verstorbenen Vaters freigegeben. Hier war es, wo Beide eine Freundschaft schlossen, die für ihr ganzes Leben dauerte. Als einige Jahre nachher Boccaz durch den Ankauf kostbarer Bücher und durch Vergnügungen sein mäßiges Vermögen erschöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigste Hülfe; nicht minder war ihm Petrarca für seine Schriften und für sein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in seinem Wesen vorging. Ein Kartheuser hatte ihn zu einer gänzlichen Entsagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte diesen Entschluß, und führte ihn zu jener Mäßigung zurück, welche den echten Weisen auszeichnet. Neue Unruhen, die in Florenz ausbrachen, bewogen ihn, sich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein kleines Landgut besaß, um hier ruhig seine Arbeiten fortzusetzen. Er hatte bisher nur in italiänischer Sprache und bloß Werke der Unterhaltung geschrieben; jetzt verfaßte er auch mehrere gelehrte und historische. Er schrieb sie lateinisch; eins derselben war das erste neuere Werk, worin sich die in den Schriften der Alten zerstreuten mythologischen Notizen gesammelt finden. Er verstand sehr gut die griechische Sprache, und hatte auf seine Kosten den Leontius Pilatus aus Thessalonich von Venedig nach Florenz kommen lassen, den er drei Jahre in seinem Hause unterhielt, um von ihm die Sprache zu lernen, den Homer mit ihm zu erklären, und von ihm ins Lateinische übersetzen zu lassen. Er hat den Ruhm, daß er zuerst aus Griechenland auf seine Kosten Abschriften der Iliade und Odyssee kommen lassen, und sparte weder Mühe noch Aufwand, sich gute griechische und lateinische Handschriften zu verschaffen. Zugleich bediente er sich seines ganzen Einflusses, um seine Zeitgenossen zur Erlernung des Griechischen zu befeuern, und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholastik zu setzen. Das Ansehen, das er sich erworben hatte, war Ursach, daß er zwei Mal in wichtigen Angelegenheiten an den Papst Urban V. gesandt wurde. Er vollzog diese Aufträge und kehrte nach Certaldo zu seinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine langwierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zustande von Schwäche und Abspannung ließ, der peinlicher als die Krankheit selbst war. Er genas, um eine schwierige, aber für ihn doppelt schmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Dante war mit Recht von je der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung gewesen. Die Florentiner, die diesen ihren großen Mitbürger einst verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, um sein Andenken zu ehren und zu rächen, einen öffentlichen Lehrstuhl für die Erklärung seines Gedichts, das in demselben Maße dunkler und schwieriger ward, als man sich von der Zeit, in der es geschrieben worden, entfernte. Diese neue Professur wurde Boccaz anvertraut, und er lag mit einem so rastlosen Eifer ob, daß seine Gesundheit sich nie wieder völlig befestigen konnte. Dazu kam die Nachricht von dem Tode seines Lehrers und theuersten Freundes Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über ein Jahr und starb zu Certaldo den

sten Dec. 1375. Auf sein Grabmal setzte man folgende, von ihm lbst verfaßte Inschrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Boccaccio erscheint in der That in allen seinen Werken als ein trefflicher Dichter von der reichsten Erfindung, lebendigsten Phantasie und em zartesten und glühendsten Gefühl. Sein Decamerone, der eine Sammlung von hundert Novellen enthält, hat seinen Ruhm vor allen übrigen egründet. Er malte in demselben, wie auf einer ungeheuern Leinwand, Menschen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Altern, nd Ereignisse aller Art, die ausgelassensten und heitersten, wie die ührendsten und tragischsten, und bildete dabei die Sprache zu einem is dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig ist der Decamerone übersetzt, und von unzähligen Schriftstellern aus ihm geschöpft vorden. Von seinen übrigen Werken müssen wir uns begnügen, nur olgende anzuführen: La Teseide, der erste Versuch einer italiänischen Epopee, und in Ottaven geschrieben, für deren Erfinder Boccaz gilt. Amorosa visione, ein großes Gedicht in Terzinen. Die Anfangsbuchstaben der Terzinen bilden zwei Sonette und eine Canzone zum Lobe er Prinzessin Maria, seiner Gebieterin, die er hier mit ihrem Namen u nennen wagt. Il Filostrato, ein romantisches Gedicht in Ottaven. Nimfale Fiesolano, ebenfalls in Ottaven. Rime. Die meisten seiner Sonette, Canzonen und andere Liebesgedichte hatte Boccaz, nachdem er die italiänischen Poesien Petrarca's gelesen, verbrannt, und die vorhandenen scheinen sich wider seinen Willen erhalten zu haben. Il Filocopo, ovvero amorosa fatica, ein Jagdroman. L'amorosa Fiammetta, ein sehr lieblicher Roman, der auch den deutschen Lesern durch die Uebersetzung der Soph. Brentano bekannt ist. L'Urbano (wird von Einigen für untergeschoben gehalten). L'Ameto oder Nimfale d'Ameto, ein aus Prosa und Versen gemischtes Gedicht, aus dem Schlegel in seinen Blumensträußen Einiges gegeben hat. Il Corbaccio o Sia Labirinto d'Amore, eine beißende Invective gegen eine Frau, die ihn zum Unwilen gereizt hatte. Endlich Origine, vita e costumi di Dante Alighieri, durch manche Details interessant, und sein Commento sopra la Commedia di Dante, der aber nur bis zum 17ten Gesang der Hölle reicht. Seine lateinischen Werke sind: De genealogia Deorum, libri XV. De montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus liber. De casibus virorum et feminarum illustrium, libri IX. De claris mulieribus und Eclogae. Wir wünschen durch die ausführlichere Anzeige seiner Werke zur näheren Kenntniß und richtigern Würdigung dieses großen Literators beigetragen zu haben, der unter uns nicht allgemein in der ihm gebührenden Achtung zu stehen scheint.

Boccage (Marie Anne), eine berühmte französische Dichterin, Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, war in dieser letzten Stadt am 22sten October 1710 geboren, und starb im 3ten August 1802. Sie war die Gattin eines Steuereinnehmers in Dieppe, der aber bald starb und sie als eine noch sehr junge Witwe hinterließ. Ihre Erziehung erhielt sie in Paris in einem Kloster, wo schon ihre Anlagen sichtbar wurden, und ihre Neigung sie zur Dichtkunst hinzog. Allein sie verbarg diese Talente, und machte ihre Geistesproducte erst im Jahre 1746 bekannt. Wahrscheinlich hatte sie weislich berechnet, daß die Frau in den Jahren, wo die Reize der Jugend ver-

schwinden, auf einen Ersatz denken muß. Sie eröffnete ihre dichterische Laufbahn mit einem Gedichte über „den wechselseitigen Werth der schönen Künste und Wissenschaften," und dieses erhielt bey der Akademie zu Rouen den Preis. Hierauf versuchte sie eine Nachahmung von dem „verlornen Paradies," in sechs Gesängen; dann „vom Tod Abels," gab eine Tragödie unter dem Titel: „die Amazonen," und ein Gedicht in zehn Gesängen, „die Colombiade," heraus. So lange Madame du Boccage lebte, wurde sie mit einem Enthusiasmus gepriesen, den nur ihr Geschlecht und der Reiz ihres Betragens entschuldigen können. Forma Venus, arte Minerva war die Devise ihrer Bewunderer, unter die selbst Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Ihr huldigte Alles, sie war immer von den ausgezeichnetsten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche gesammelt mehrere Bände füllen würden, priesen sie. Am interessantesten sind ihre Briefe, die sie auf ihren Reisen in England und Holland schrieb, und aus denen man am deutlichsten den Eindruck kennen lernen kann, den sie auf ihre Zeitgenossen machte. Die Werke dieser berühmten Frau sind ins Englische, Deutsche, Spanische und Italiänische übersetzt. Sie war übrigens eine treue Freundin, eine höchst angenehme Gesellschafterin, und hatte einen sehr sanften Charakter.

Boccherini (Luigi), wurde den 14. Januar 1740 zu Lucca geboren. Der Abt Vanucci, damaliger Musikmeister des Erzbischofs, ertheilte ihm den ersten Unterricht in der Musik und auf dem Violoncell. Schon früh zeigte er die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, ein geschickter Contrabassist, bildete sie mit Sorgfalt, und sandte ihn endlich nach Rom, wo er sich einen ausnehmenden Ruf erwarb, und durch eben so zahlreiche als originelle Werke Erstaunen erregte. Wenige Jahre nachher kam er nach Lucca zurück, und bewies seinem Lehrer Vanucci und dem Seminarium, wo er, ungeachtet er nicht Theologie studirte, unterrichtet worden war, seine Dankbarkeit durch die ersten Früchte seines Genies. Filipino Manfredi, ein Schüler Nardini's und Landsmann Boccherini's, war gerade in Lucca. Sie waren bald durch die innigste Freundschaft verbunden, und gingen nach Spanien, dessen Regent mit besonderem Wohlgefallen die ersten Talente um sich versammelte. Ihr Ruf, der vor ihnen ausging, bereitete ihnen die ausgezeichnetste Aufnahme; aber ihr Charakter war nicht völlig übereinstimmend. Manfredi war in der einzigen Absicht nach Spanien gekommen, Geld zu erwerben, während Boccherini nur für den Ruhm arbeitete. Der letztere war daher leicht zu bewegen, in Spanien zu bleiben. Der König gewann ihn lieb, und überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken. Er stellte ihn bei der Akademie an, und legte ihm die einzige Verpflichtung auf, jährlich neun Stücke seiner Composition für die Akademie zu liefern, welches Boccherini auch leistete, bis er im J. 1806 in seinem 66sten Jahre zu Madrid starb. Die Compositionen, die er selbst herausgegeben hat, bilden im Ganzen 58 Werke, und sind Symphonien, Sextetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Außerdem gibt es noch einige Quintteten und einzelne Gesangstücke von ihm im Manuscript. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, und für die Kirche ist unter seinen herausgegebenen Sachen das einzige Stabat mater. Die Adagio's von Boccherini besonders sind für die Kenner Gegenstand der Bewunderung und für die Künstler Gegenstand der Verzweiflung: sie geben die Idee einer Himmelsmusik. Eben so ist er in seinem Allegro stets edel. Er hat nie sein Genie herabgewürdigt. Man kann mit Recht Boccherini

als den Vorläufer Haydns ansehen, denn er hat zuerst Quartetten gemacht und den wahren Charakter dieser Gattung bestimmt. Auch stand er mit Haydn in einem beständigen Briefwechsel. Diese beiden großen Männer suchten sich gegenseitig über ihre Compositionen aufzuklären. Cartier sagt auf eine originelle Art: „Wenn Gott zu den Menschen reden wollte, würde er sich der Musik Haydns bedienen, wenn er aber Musik hören wollte, würde er sich Boccherini's Musiken aufführen lassen;" und Poppo charakterisirt beide sehr richtig, wenn er Boccherini die Frau Haydns nennt.

Bocchetta, ein enger, durch Schanzen beschützter Paß, im Gebirge von Genua. Er führt aus der Lombardei gegen diese Stadt, und wurde in dem österreichischen Erbfolgekriege 1746 und 47, und auch in dem französischen Kriege gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch wichtige Ereignisse bezeichnet.

Böckeln, einsalzen. Es hat seine Benennung von Wilhelm Böckel zu Biervliet, der es im Jahr 1347 zuerst erfunden. Auf seinem Grabsteine zu Enkhuysen hat ihm zu Ehren Kaiser Carl V. einen frischen Hering gegessen, weil er auch diese einzusalzen erfunden hat. Die Holländer verstehen noch heut zu Tage die Kunst des Einböckelns besser, als alle andere Nationen, weßhalb auch die holländischen Heringe die beliebtesten sind.

Bode (Johann Joachim Christoph), wurde den 16. Jan. 1730 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater damals Soldat und Tagelöhner war, nachher aber seinen Abschied nahm und nach Scheppenstädt zog, wo er als Ziegelstreicher kümmerlich sein Leben fristete. Hier erhielt nun auch der junge Bode mit andern Bauerknaben den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben. Als ihn der Vater bei seinen schweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu seinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er schien aber selbst hierzu zu dumm, und man nannte ihn in der ganzen Familie nur den dummen Christoph. Er selbst fühlte in sich aber den Beruf nach etwas Höherem, besonders hatte er große Neigung zur Musik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunschweig kommen könnte, um dort etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, seines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, als er 15 Jahr alt war, nach Braunschweig zu dem Stadtmusikus Kroll in die Lehre brachte und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte sich hier zu den niedrigsten Diensten bequemen. Sein musikalisches Genie entwickelte sich aber schnell, und er lernte die meisten Blase- und Saiteninstrumente mit Fertigkeit spielen. Nach überstandenen sieben Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboisten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, versetzte sich aber durch diese Heirath oft in Geldverlegenheiten. Um sich in der Musik weiter zu vervollkommnen, ging er nach Helmstädt zu Stolpen, einem Virtuosen auf dem Basson. Durch einen Studenten Schlabeck, der sein Freund war, wurde er jetzt mit der französischen, der italiänischen und der lateinischen Sprache bekannt, und durch den M. Stockhausen wurde er es mit der Theorie der schönen Künste und mit der englischen Sprache. Von Helmstädt wandte er sich nach Celle, immer als Hautboist. Er gab hier auch zwei Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nachdem er in Celle seine Frau und seine Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er sich nach Hamburg, wo er sich endlich auf einem seinem Geiste und seinen Talenten angemessenen Schauplatze befand. Er übersetzte hier mancherlei Romane und Theaterstücke. Dann ward er Freimaurer, deren Angelegenheiten späterhin das Hauptgeschäft

seines Lebens wurden. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaction des hamburger Correspondenten. Er trieb aber immer fleißig die Musik bei diesen literarischen Arbeiten, und so traf es sich, daß eine seiner Schülerinnen, welche reich und schön war, ihm ihre Hand gab. Sie starb aber bald, und ob er gleich auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, so blieb ihm doch noch genug, um ein angenehmes und unabhängiges Leben zu führen. Es erwachte jetzt in ihm ein altes Lieblingsproject: er wurde Buchdrucker. Das erste Werk, was aus Bodens Buchdruckerei hervorging, war Lessings berühmte Dramaturgie. Bode, der sich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Lessing, der sich mit ihm associirte, den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geschmacks sollten hier zum Vortheile der Verfasser gedruckt werden. Allein Lessing war für Geschäfte dieser Art nicht gemacht, und auch Boden mißlang das Project, da es ihm an den dazu nöthigen kaufmännischen Kenntnissen fehlte. Im Jahre 1778 folgte er der Witwe des großen Bernstorf als ihr Geschäftsführer nach Weimar, wo er seitdem auch verweilte, sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und den 13ten Dec. 1793 starb. Aus Anerkennung seiner Verdienste hatte der Hof von Meiningen ihn zum Hofrath, der gothaische zum Legationsrath und der darmstädtische zum geheimen Rath ernannt. Bode hat sich hauptsächlich durch meisterhafte Uebersetzungen der originellsten Werke, besonders der Engländer, einen ausgezeichneten Rang unter den classischen Schriftstellern der Deutschen erworben. Er wußte seinen Uebersetzungen einen Anstrich von Originalität zu geben, wodurch sie eine wahre Nationalität erhielten. Seine vorzüglichsten Uebersetzungen sind Yoriks empfindsame Reise: ferner Tristram Shandy's Leben, der Dorfprediger zu Wackefield und Montaigne's Gedanken. Tom Jones ist ihm am wenigsten gelungen. Der dritte und letzte Theil von Yoriks Reisen ist nicht, wie man lange geglaubt hat, von ihm selbst, sondern auch nach einem englischen Originale. Bloß die im dritten Bande in Sterne's schönster Manier erzählte Geschichte: „das Hündchen,“ ist ganz von ihm.

Bodensee (eigentlich Bodmansee, von dem alten Schloß Bodman), oder costnitzer, constanzer See ist ein großer See zwischen Deutschland und Helvetien, zwölf Stunden in der größten Länge, vier Stunden in der größten Breite, und 368 Klaftern in der größten Tiefe; 1089 Fuß über dem Meere. Er wird in den Zelleruntern und bregenzer oder obern See getheilt. Mehrere Flüsse ergießen sich in denselben, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüssen und vier Flüsse, die den Namen Aach führen. In ihm liegen die Inseln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält viele Fische, z. B. Gangfische oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt sind wegen des Rheinfalls bei Schafhausen nicht sehr beträchtlich, und beschränken sich auf Getraide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieser Gegend nennt. Er ist seit 1695 nie wieder ganz zugefroren.

Bodmer (Johann Jacob) war der Sohn eines Predigers, 1698 unweit Zürich geboren. Von seinem Vater zum Theologen bestimmt, verbarg er lange seine innere Abneigung gegen diesen Stand, zu dem ihn überhaupt eine natürliche Schüchternheit untüchtig machte, bis sich jener endlich selbst davon überzeugte und ihn zum Kaufmann machen wollte. Da aber dies Geschäft noch weit weniger der Neigung des Sohns entsprach, so ward endlich (1719) die Wahl seiner Studien ihm

selbst überlassen. Jetzt drang der junge Bodmer, in Gesellschaft weniger, aber erprobter Freunde, mit großem Fleiße in das Gebiet der alten und neuen Literatur ein, so daß ihm 1730, nach vollendeten Studien, die Professur der helvetischen Geschichte und Politik übertragen wurde. Da es ihm jedoch an jeglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit im Vortrage gemangelt zu haben scheint, so waren seine Vorlesungen stets leer von Zuhörern. Im Jahre 1737 ward er Mitglied des großen züricher Rathes, wo er aber wegen seiner natürlichen Schüchternheit und aus Unvermögen, sich populär auszudrücken, nicht als öffentlicher Redner glänzen konnte. Nachdem er 1775 seine Professur niedergelegt und sich auf ein Landgut zurückgezogen hatte, starb er im Jahre 1782 im 85sten Lebensjahre. Bodmer genoß zu seiner Zeit einer Berühmtheit, die ihm ehemals zu hoch, und vielleicht neuerdings zu gering angerechnet worden ist. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß eine gewisse platte Leerheit, die sich dann und wann um so aufgeblasener zu zeigen pflegte, als sie von einem ziemlichen Wissen begleitet war, ihn fast immer zu Urtheilen verleitete, die oft gerade das Gegentheil von dem wirklichen Werthe des beurtheilten Werks zu Tage legte; wir wollen gern gestehen, daß er, aus angebornem Patriotismus für seine Nation, fast alle Deutsche verhöhnte, und sie, besonders wenn sie sich seiner Herrschaft entziehen wollten, gänzlich zu unterdrücken suchte; wir wollen endlich zugeben, daß Bodmer, besonders in den Streitigkeiten der Schweizer mit den Leipzigern, statt einen Eifer für die gute Sache, fast immer nur leidenschaftliche Persönlichkeit gegen seine Widersacher gezeigt hat. Nichts desto weniger bleibt ihm ein unbestrittenes, freilich sehr negatives Verdienst, welches er sich um deutsche Literatur und Kritik erworben hat, das Verdienst nämlich, unter allen Deutschen zuerst die Veranlassung zu einer sich frei äußernden Kritik gegeben zu haben. Diese Kritik hatte besonders die Würdigung derjenigen Werke zum Gegenstande, welche von den leipziger Gelehrten und deren Verbündeten ausgingen, an deren Spitze, wie bekannt, Gottsched stand. Der letztgenannte Name führt uns, ohne es zu wollen und von selbst, auf den berüchtigten Streit, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts während länger als dreißig Jahren zwischen den leipziger und schweizer Gelehrten, unter welchen letztern Bodmer und Breitinger die vornehmsten waren, geführt worden ist. Die Veranlassung dazu hatten die Schweizer durch eine Wochenschrift gegeben, welche im Jahre 1721 zuerst erschienen war, und die in so fern von dem damals herrschenden Tone abging, als man sich nicht mehr, wie vorher, gegenseitig und unbedingt darin lobte. Eben diese kecke Verabsäumung einer damals sehr gebräuchlichen Methode, nach welcher nämlich ein Gelehrter den andern lobte, um im Entstehungsfalle von diesem wieder gelobt zu werden, gab die Veranlassung, daß die getadelten Gelehrten, höchst entrüstet über ein bis dahin ganz unerhörtes Benehmen, gegen jene dreisten Kritiker in Masse zu Felde zogen. Der Streit hätte sich vielleicht, wie so mancher andere, von selbst wieder gelegt, wären nicht Bodmer und Breitinger, als zwei rüstige, den Kampf wünschende Streiter, immer von neuem wieder in die Schranken getreten, und mit immer erneuerter Erbitterung gegen die Leipziger zu Felde gezogen. Hierbei zeichnete sich nun Bodmer, wir können es nicht Hehl haben, durch eine seltene Beschränktheit seiner Ansichten sehr zu seinem Nachtheile aus; er trat nämlich als ein erklärter Feind der Musik und des Reims auf, verachtete geradezu und ohne alle Einschränkung Hans Sachs, verwarf ebenfalls wieder ohne alle Einschränkung die sämmtlichen Meistersänger,

und höhnte alle damals gefeierten Schriftsteller, von denen noch selbst jetzt einige der ungetheilten Verehrung genießen; ja, er schien sogar die ganze deutsche Nation zu hassen. Ein Zug von ihm, der wirklich im Stande ist, seine künstlerische Individualität auf eine sehr bezeichnende Art darzulegen, kann hier nicht übergangen werden: er erklärte den Witz für eine Krätze des Geistes. Unter seinen zahlreichen darstellenden theils epischen, theils dramatischen Werken ist zeither stets die Noachide genannt worden; sie offenbart unstreitig noch das meiste Talent, welches hier wirklich mit einem sichtbaren Fleiße gepaart ist. Pq.

Bodmerei ist ein Seecontract, vermöge dessen ein Schiffer gegen Verpfändung seines Schiffes Geld aufnimmt. Höhere Interessen sind hier nicht unerlaubt, weil der Darleiher besorgen muß, daß er mit dem Untergange des Schiffs zugleich sein Darlehn verliere.

Bodoni, geboren um das J. 1740 zu Parma, woselbst schon sein Vater eine Buchdruckerei besaß, hat sich den Ruhm erworben, alles was seine Kunst früher an prachtvollen und dem Schönheitssinn zusagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers läßt eben so wenig als die ganze Anordnung des Technischen etwas zu wünschen übrig, und schwerlich möchte es ihm darin irgend einer seiner Nachfolger zuvorthun. Sein Homer ist ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk; wie denn namentlich seine griechischen Lettern unter allen neuern Versuchen der Art, am glücklichsten die Züge schöner Handschriften nachahmen. Ein gebildeter Geschmack, eine rastlose Thätigkeit, unterstützt von einem ansehnlichen Vermögen, haben Bodoni auf diese Höhe der Kunst geführt. Auch hat die Regierung seine rühmlichen Bemühungen vielfach anerkannt, unterstützt und belohnt.

Boerhaave (Herrmann), einer der berühmtesten Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts, derjenige, den unsere neuern Zeiten am besten dem Galen des Alterthums entgegenstellen können, wenn auch nicht an Tiefe des Genies, doch an Mannigfaltigkeit der Kenntnisse und dadurch, daß sein medicinisches System fast ausschließlich angenommen wurde. Er war 1668 zu Woorhout bei Leyden geboren. Sein Vater, der daselbst Geistlicher und sehr bewandert in den alten Sprachen und der Geschichte war, bestimmte ihn zu seinem Nachfolger, und gab ihm früh eine dem gemäße Erziehung. Der junge Herrmann entsprach den Erwartungen des Vaters; noch vor seinem elften Jahre verstand er Griechisch und Lateinisch. Ein bösartiges Geschwür, von welchem er damals an der linken Hüfte heimgesucht wurde, und gegen welches er sieben Jahre lang alle Hülfsmittel der Arzneikunde erschöpfte, war Ursach, daß er Neigung für diese Wissenschaft faßte. Im Jahre 16[illegible] ward er nach Leyden geschickt, um dort seine Studien fortzusetzen, welche sehr glänzend waren. Gleich nach seiner Ankunft verlor er seinen Vater, der ohne Vermögen starb; glücklicher Weise empfahl ein Freund seiner Familie ihn van Alphen, der ihn unterstützte. Er widmete sich seitdem mit Eifer dem Studium; mit der Kenntniß des Griechischen und Lateinischen verband er bald Chaldäisch, Hebräisch, alte und neue Geschichte, Universalhistorie, Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie u. s. w. Seit 1687 beschäftigte er sich auch mit der Mathematik. Er war 20 Jahre alt, als er die ersten öffentlichen Proben seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit gab. Unter Gronovs, seines Lehrers im Griechischen, Vorsitz hielt er eine akademische Rede: Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono (gedr. Leyden 1690, 4.). Boerhaave bestritt darin

Spinoza's Lehre mit so viel Talent, daß die Stadt Leyden ihn mit einer goldenen Medaille belohnen zu müssen glaubte. Im Jahre 1689 ward er Doctor der Philosophie, und vertheidigte bei dieser Gelegenheit einer Inaugural-Dissertation de distinctione mentis a corpore (Leyden 1690). Er bestärkte durch dieselbe die großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte. Indem er seine theologischen Studien fortsetzte, um dem letzten Willen seines Vaters zu gehorchen, nöthigte ihn eine Bedürftigkeit, anfangs mathematischen Unterricht zu geben; einige Zeit nachher ward ihm aufgetragen, den Catalog der Bibliothek von Vossius zu collationiren, welche die Stadt Leyden gekauft hatte. Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war sein erster und einziger Lehrer; er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es ist merkwürdig, daß Boerhaave allein eine Wissenschaft erlernte, auf die er einen so wichtigen Einfluß ausüben sollte. Er studirte zuerst die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Vesale, Bartholin u. s. w. als in Sectionen. Er war zwar bei den meisten Zergliederungen Nucks gegenwärtig; dennoch läßt sich der Mangel eines practischen Studiums der Anatomie in allen Schriften Boerhaave's wahrnehmen; man sieht ihn blindlings in dieser Wissenschaft den Belegen Ruishs folgen; man fühlt, daß er hier nicht, wie in allen andern Theilen der Medicin, nach eigenen Beobachtungen spricht. Der Einfluß, den er dennoch auf sie ausübte, war nur indirect, nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwischen dieser ganz mechanischen Wissenschaft und der Physiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechanischen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, sich einem genauen Studium der Formen der Organe zu widmen, wie sich dies an allen Anatomen seiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Valsalva, Winslow, Albinus u. s. w. leicht wahrnehmen läßt. Nach diesem vorläufigen Studium, welches in der That die Basis der medicinischen Wissenschaft ist, las Boerhaave alle alten und neuen Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von seinen Zeitgenossen bis zum Hippokrates hinaufstieg, dessen hoher Werth und einzige richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er studirte ebenfalls die Botanik und Chemie, und ward, obwohl er sich noch immer dem geistlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwick Doctor der Medicin. Seine Disputation war de utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum. Nach seiner Rückkehr nach Leyden entschied er sich, da man Zweifel gegen seine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. Im Jahre 1701 machte die Universität Leyden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourts Lehrstuhl der Theorie der Medicin, und damals hielt er seine erste medicinische Rede de commendando studio Hippocratico, worin er noch in dem ersten aus des Hippokrates Schriften geschöpften Enthusiasmus, die Richtigkeit der von diesem großen Manne befolgten Methode beweis't, und die ausschließlichen Vorzüge derselben darthut; wohl ihm, wenn er selbst sich in der Folge nie davon entfernt hätte. Boerhaave fing damals an, die großen Eigenschaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer ausgezeichnet haben, und ihn allen, die sich dem Unterrichte widmen, zum Muster aufstellen: genaue Definitionen, durch eine strenge Methode verbundene und dem Zuhörer in der natürlichsten Ordnung vorgetragene Ideen, ein schöner und lebendiger Vortrag, ernste und einnehmende Einkleidung, und vornehmlich die Kunst, deren er sich bis zum Mißbrauch bediente, das Bekannte zur Erkenntniß des zu Erforschenden anzuwenden, selbst wenn die Anwendung nicht statthaft war. Er wurde bald der berühmteste Lehrer

von ganz Europa, und man strömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. Im Jahre 1703 wollte ihn die Universität von Gröningen zu sich ziehen; aber Boerhaave blieb in Leyden, obgleich er daselbst noch nicht wirklicher Professor war. In demselben Jahre hielt er, indem er auf den Wunsch seiner Schüler auch den practischen und chemischen Cursus zu wiederholen übernahm, eine andere Rede: de usu ratiocinii mechanici in medicina, Leyden 1703. Hier fängt er bereits an, sich von dem hippokratischen Wege, den er früher so richtig gerühmt hatte, zu entfernen, und stellt die ersten Lehrsätze des fehlerhaften Systems auf, dem seine großen Talente ausschließlich Eingang verschaffen sollten. Als Boerhaave an die Medicin ging, hatten die Naturwissenschaften durch Baco's neue Philosophie und die Schöpfung der Experimentalphysik große Fortschritte gemacht; sie beschäftigten alle Köpfe; dagegen hatte die Heilkunst wenig gewonnen. Man verkannte noch immer, daß vom ersten Ursprunge an Hippokrates auf diese Wissenschaft eben jene Philosophie angewendet habe, welche alle Gelehrte enthusiasmirte. Ihre Theorie schwankte noch immer zwischen mehreren, gleich weit von der Wahrheit entfernten Dogmen. Die Chemiker, die nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften in Europa die lange Herrschaft der galenischen Lehre gestürzt hatten, mußten sich selbst gegen die Secte der Mechaniker und Bellini's verwahren. Diese beiden Secten theilten sich in das Reich der Medicin. Nur in einem kleinen Theile Deutschlands führte Stahl die Geister zu der vernunftgemäßen Philosophie des Hippokrates zurück, schrieb alle Bewegungen der thierischen Oekonomie einer derselben inwohnenden und von den allgemeinen Kräften der Materie verschiedenen Kraft zu; verhinderte aber, indem er sich eines Worts bediente, dessen Sinn wenig präcis war, daß die heilsame Wirkung, die er hervorbringen konnte, allgemein wurde. Die erste Lectüre des Hippokrates hatte Boerhaave hinzureißen geschienen; allein da er mehr mit einem analytischen und combinatorischen Geiste, als mit einem schöpferischen und erfindenden Genie begabt war, konnte er dem Einflusse seiner Zeit, und besonders der Macht seiner ersten Studien nicht widerstehen. Indem er früher Mathematiker und Physiker als Mediciner gewesen, wurde er beständig von den ersten Gegenständen seiner Arbeiten hingerissen; da er überdies fähiger als jeder Andere war, die Beziehung dieser Wissenschaften auf die Kenntniß des Menschen einzusehen, war er mehr in Gefahr, dadurch verführt zu werden; endlich aber paßt jedes, auch fehlerhafte System mehr oder weniger auf die Gegenstände, die es ordnet und erklärt, und Boerhaave glaubte, daß ein gutes medicinisches System alle Meinungen verbinden müsse. Indem er vergaß, daß die lebendigen Körper während ihres Lebens von den Bewegungen befreit sind, zu denen die übrigen sich gewaltsam gezwungen finden, oder wenigstens ihnen das Gegengewicht halten, und daß alles, was sie thun, das Resultat einer ihnen eigenthümlichen Thätigkeit ist; indem er erkannte, daß selbst diejenigen Bewegungen der Lebensökonomie, die sich am meisten zu einer Anwendung auf die Gesetze der Physik und Mechanik eignen, zuerst von der Lebenskraft ausgehen, und von der todten Materie nur einen accessorischen Einfluß erleiden, wollte er Hippokrates Lehren vom Leben, Sylvius chemische Grundsätze, Bellini's Mechanismus u. s. w. in eine und dieselbe Theorie verschmelzen, wobei er jedoch den mechanischen und chemischen Kräften, die nur accessorisch seyn sollen, viel mehr zuschrieb, als den tieferen und geheimeren Kräften des Lebens, welche die hauptsächlichen sind. — Im Jahre 1709 endlich konnte die Universität Leyden Boerhaave für seine Talente und seine ihr ge-

brachten Opfer belohnen. Sie ernannte ihn zum Professor der Medicin und Botanik an Hottons Stelle; und merkwürdig ist es, daß er bei dieser Gelegenheit eine Rede hielt, quae repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, welche derjenigen an die Seite gestellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates so wohl empfohlen. Auch in dieser will er die Medicin zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung zurückführen, ganz dem Geiste entgegen, der ihn in seinen Dogmen leitete. Der Unterricht, dem Boerhaave sich jetzt ganz widmete, veranlaßte ihn, um diese Zeit zwei Werke herauszugeben, auf welche sich noch heutiges Tages fast sein ganzer Ruhm gründet: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos, und Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae. In dem erstern, einem Muster von umfassender Gelehrsamkeit und von Methode, entwickelt er sein System in seinem ganzen Umfange; in letzterm liefert er eine Classification der Krankheiten, und setzt ihre Ursachen, ihre Natur und ihre Behandlung aus einander. Diese beiden Werke enthalten das Wesentliche seiner Lehre und seinen ganzen medicinischen Lehrplan. Der Lehrstuhl der Botanik, den Boerhaave ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Er folgte in dieser Wissenschaft, die er mit Eifer und Neigung trieb, den Ansichten seines Jahrhunderts. Alle Botaniker waren damals mit Classificationen, Methoden und Versuchen beschäftigt, um wenigstens indirect die innere Anatomie der Pflanzen zu vervollkommnen. Die Wissenschaft hatte deren schon von Cesalpin, von Morison und Rey, von Magnol, von Tournefort, von Rivinus, endlich von Hermann, seinem Vorgänger. Boerhaave begnügte sich, die Arbeit des letztern zu vervollkommnen. Wesentlichere Dienste leistete er der Botanik durch die beiden Verzeichnisse der in dem Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er sehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beschreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen, und die Aufstellung einiger neuen Gattungen. Im Jahre 1714 ward Boerhaave Rector der Universität, und sprach bei Niederlegung seines Rectorats de comparando certo in physicis; eine Rede, die zu seinen vorzüglichsten gehörte. Am Ende dieses Jahres ward Boerhaave an Bidloos Stelle auch der practische Unterricht übertragen, womit er sich schon seit länger als zehn Jahren beschäftigte. In der Ahnung der großen Vortheile unserer clinischen Institute, und um die theoretische Anweisung mit der practischen zu verbinden, ließ er ein Hospital eröffnen, wo er zwei Mal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geschichte seinen Schülern vortrug, ohne etwas anderm als allein der Beobachtung zu folgen. So beschäftigt Boerhaave bereits war, so übertrug ihm doch 1718, nach Lemorts Tode, die Universität noch den Lehrstuhl der Chemie, welche Wissenschaft er auch schon seit 1703 lehrte. Er sprach bei dieser Gelegenheit de chemia suos errores expurgante. Sind auch die Beziehungen, welche Boerhaave zwischen der Chemie und Medicin findet, irrig, so gebührt ihm doch unstreitig der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er sie in einem faßlichen Style und in trefflichen Werken behandelte. Seine Elemente der Chemie sind vielleicht sein schönstes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Ansichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Versuche zeichnen sich durch eine große Genauigkeit aus. Besonders trefflich für die damalige Zeit ist der Abschnitt von den organischen Körpern. — Ein so ausgebreiteter Wirkungskreis mußte Boerhaave, der gewissermaßen allein eine ganze Facultät repräsentirte, einen Ruf erwerben, dergleichen wenige

Gelehrte sich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europa's, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei seinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt sich bei seiner Durchreise mit ihm, und ein chinesischer Mandarin schrieb an ihn unter der Adresse: an Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. — Zwar ist Boerhaave's System gegenwärtig widerlegt, aber es bedurfte dazu einer vierzigjährigen, durch die glücklichsten Arbeiten unterstützten Anstrengung; dies beweis't am besten, welche Gewalt er über sein Zeitalter ausübte. Er schritt während seines von zahlreichen Arbeiten erfüllten Lebens immer vorwärts. Im Jahr 1722 zwang ihn zuerst ein Anfall des Podagra's, von einem Schlagflusse begleitet, seine Thätigkeit zu unterbrechen. Als er sechs Monate darauf zum ersten Male wieder ausging, war die ganze Stadt ihm zu Ehren erleuchtet. Neue Rückfälle in den Jahren 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er zwanzig Jahre vorgestanden, aufzugeben. Im Jahre 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweiten Mal, bei dessen Niederlegung er eine Rede de honore, medici servitute hielt, vielleicht die beste von allen, worin er den Arzt als Sclaven der Natur darstellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrt darin gewissermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er sich überhaupt in der Praxis nie entfernte. Im Jahre 1738 kehrte sein Uebel verstärkt zurück, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von siebzig Jahren. Die Stadt Leyden ließ ihm in der St. Petrikirche ein Denkmal errichten, auf welchem man Boerhaave's Lieblingsdevise lies't: simplex sigillum veri. — Ein Verzeichniß der zahlreichen Werke, die er theils selbst verfaßt, theils herausgegeben hat, zu liefern, erlaubt uns der Raum dieses Werks nicht. Die wichtigsten derselben sind bereits oben genannt worden.

Boëthius (Anicius Manlius Severinus), ein durch seine Tugenden, Talente, Thaten, Würden und sein trauriges Schicksal berühmter Mann des 5ten und 6ten Jahrhunderts, welcher 470 in Rom geboren war. Er stammte aus einer alten, reichen und angesehenen Familie; sein Vater war drei Mal Consul. Der junge Boëthius erhielt in Rom eine treffliche Erziehung, die seine außerordentlichen natürlichen Anlagen entwickelte, und ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunkt des Geschmacks und der Wissenschaften war. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König der Ostgothen, der damals über Italien herrschte, mit Beweisen seiner Huld und seiner hohen Achtung, und erhob ihn in kurzer Zeit zu den ersten Stellen des Staats. Er hatte auf die Handlungsweise des Theodorich den schönsten Einfluß, so daß die Herrschaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Auf Boëthius Antrieb wurden Künste und Wissenschaften unterstützt, eine weise Staatsökonomie eingeführt, die Auflagen vermindert, und in Friedenszeiten eine bedeutende Anzahl Truppen unterhalten, um das königliche Ansehen zu stützen und den mächtigen benachbarten Feinden Achtung einzuflößen. Lange Zeit war er das Orakel seines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweise der Ehre schienen nicht hinzureichen, um seine Verdienste und Tugenden zu belohnen. Da aber Theodorich alt wurde, ward er schwermüthig, eifersüchtig und mißtrauisch gegen alle, die ihn umgaben. Die Gothen erlaubten sich nun alle möglichen Bedrückungen gegen das Volk, und umsonst wendete Boëthius sein ganzes Ansehen an, sie zu mildern und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Bei seiner frühern Macht hatte er sich durch seine Rechtschaffenheit, die jedes Unrecht bestrafte,

viele Feinde zugezogen, die nun wieder mächtig wurden, und denen es gelang, den Theodorich selbst gegen ihn einzunehmen und mißtrauisch zu machen. Sein Widerstand galt für ein aufrührerisches Betragen; er wurde festgesetzt, in ein Schloß in Pavia eingekerkert, wo man noch jetzt den Thurm zeigt, der ihm als Gefängniß gedient haben soll, und den 23sten October 526 auf die schrecklichste Weise ermordet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von seinen Geschäften in den Wissenschaften, und wendete einen Theil seiner Muße an, mathematische und musikalische Instrumente zu verfertigen, von denen er mehrere dem Könige Clotar von Frankreich übersendete. In seiner Jugend unternahm er lateinische Uebersetzungen des Plato, Ptolemäus, Euklides, Archimedes u. A. m., die Cassiodor wegen ihrer Genauigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache den Originalen vorzieht. Dann schrieb er eine Arithmetik, aber sein bei weitem berühmtestes Werk enthält philosophische Trostgründe im Unglück. In diesem wechseln Verse und Prosa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks selbst bei den abstractesten Gegenständen, und eine Reinheit des Styls, die dieses, obwohl kleine Werkchen weit über alle Schriften seines Jahrhunderts erheben.

Bogen ist der Name des bekannten Hülfsmittels, vermittelst dessen die Geigeninstrumente intonirt, oder gestrichen werden. Der Bogen besteht aus einem dünnen und ein wenig spitz zulaufenden Stabe, an dessen oberm Ende ein Köpfchen ist, in welchem die Pferdehaare befestigt sind, womit derselbe bezogen wird. Am untern Ende des Stabes wird ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Frosch genannt, von einer Schraube festgehalten, so daß der Bezug, dessen unteres Ende auf dem Frosche liegt und in demselben befestigt ist, vermittelst dieser Schraube mehr oder weniger angespannt werden kann. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Größe und übrige Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninstrumente übereinstimmen müsse, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen soll.

Bogengang, ein jeder oben in einen Bogen ausgehende oder gewölbte Gang; besonders in den Gärten Gänge, die an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt sind, welche man oben in einen Bogen zusammengezogen hat (Berceau).

Und rund herum sind kühle Bogengänge.

In der Baukunst versteht man darunter einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruht, welche durch Bogengewölbe mit einander verbunden sind (Arcade).

Bogeninstrumente. Die verschiedenen Gattungen derselben werden gemeiniglich unter dem Geschlechtsnamen Geige begriffen. Die gebräuchlichsten derselben sind; die große Baßgeige oder der Contra=Violon (violono, gebr. Contrabasso); die kleine Baßgeige, oder das Violoncell; die Kniegeige (viola da gamba); die Liebesgeige (viola d'amore); die Bratsche (Altgeige, viola di braccio); und endlich die eigentliche Geige (Discantgeige, violino). In Ansehung ihrer Bestandtheile sind alle diese Instrumente einander gleich. Sie enthalten nämlich eine in der Mitte ausgeschweifte Resonnanz=Decke und einen Boden von gleicher Größe und Form, die beide vermittelst der Zarge verbunden sind; nächst diesen einen Hals mit einem Kopfe, in welchem sich die Wirbel zum Aufspannen der Saiten befinden. Auf diesem Halse ist

das Griffbret aufgeleimt, über welches die Saiten hinlaufen, die oben an dem Kopfe auf einem Sattel ruhen. Die Saiten sind an dem untern Theile des Instruments vermittelst eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Brettchens eingehängt, welches den Namen Saitenhalter, oder Saitenfessel führt, und liegen in der Mitte der Resonnanzdecke, auf einem mit zwei Füßchen versehenen, etwa anderthalb Zoll hohen Stückchen Holze, welches der Steg genannt wird. Innerhalb des Bauchs des Instruments ist hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die schwächste Saite liegt, ein Stäbchen von Holz aufgerichtet, welches man die Stimme oder den Stimmstock nennt. Unter dem entgegengesetzten Fuße wird an dem inwendigen Theile der Resonnanzdecke ein langes, aber schmales und abgerundetes Stückchen Holz angeleimt, durch welches die Decke auf dieser Seite des Instruments dem Drucke der Saiten widersteht. Dieses Stückchen Holz nennt man den Balken: von Einigen wird es auch die Seele genannt.

Bogenschuß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelst dessen die abgeschossene Kugel eine Bogenlinie beschreibt, welches geschieht, wenn die Mündung des Geschützes über die wagerechte Linie gerichtet wird; im Gegensatz des Kernschusses, wenn das Geschütz eine wagerechte Richtung hat.

Bogenstellung, eine Reihe von Bogen zwischen Pfeilern, die entweder einen bedeckten Gang ausmachen, oder eine Wasserleitung, eine Brücke und dergl. tragen. Ist mit dem französischen Arcade gleichbedeutend.

Bogenstrich. Weil nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninstrument nach seiner besondern Beschaffenheit geben kann, sondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hauptsächlich von dem Bogenstrich abhängt; so ist leicht einzusehen, welch ein wichtiger Gegenstand der richtige und zweckmäßig angewendete Bogenstrich bei allen Bogeninstrumenten sei. Der richtige Angriff des Bogens, die so mannichfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die eigentliche Schule der Kunst. Es sei daher genug, hier bloß zu bemerken, daß der Bogenstrich überhaupt genommen am füglichsten in drei Hauptarten abgetheilt werden kann: 1. in den gestoßenen, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, sondern nur ein Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Geschwindigkeit über die Saite geführt wird; 2. in den gezogenen, wobei entweder der ganze Bogen, oder doch wenigstens der größere Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3. in den geschleiften, bei welchem zwei, drei oder mehrere verschiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden. Jede dieser Arten des Striches, die sowohl in dem Hinauf- als Herabstriche Statt finden, hat wieder ihre vielfältigen Modificationen, die nach Beschaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonstückes u. s. w. gewählt werden müssen.

Böhme (oder Böhm, Jacob), einer der berühmtesten Theosophen und Mystiker. Er war 1575 zu Altseidenberg, einem Dorfe in der Oberlausitz, unweit Görlitz geboren, wo seine Aeltern arme Bauersleute waren. Bis in sein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht und mußte, wie andere Dorfkinder, das Vieh hüten. Schon hier regte sich, in dem Anschauen einer reichen Natur und ohne fremde Anregung, eine Fülle ungemeiner Geisteskraft, namentlich eine lebendige Phantasie, die ihn rastlos beschäftigte, und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch sich ihm bald, erhoben über seine Umgebungen und ungestört

von äußerer Einwirkung, ein ungetrübter leicht reizbarer Sinn für das Uebersinnliche und Geheimnißvolle an den Dingen und damit eine höhere Welt aufschloß, so daß er in den Einwirkungen der Natur auf sich eine Offenbarung Gottes empfand, und sich im Drange seines religiösen Sinnes und hohen sittlichen Selbstgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der herrschenden religiösen Stimmung seines Gemüths auch in den äußern Begegnissen seines Lebens höhere Winke erblicken, als Andere. Zur Entwicklung dieses stets auf das Ueberirdische gerichteten Sinnes wirkte gewiß der Unterricht, welchen ihm seine Aeltern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieser bestand damals freilich nur im Lesen und Schreibenlernen, nebst Unterweisung im Christenthum; aber so mangelhaft auch letzterer Unterricht in unsern Zeiten erscheint, so tiefe Wurzeln schlug er doch in dem Herzen der Menschen jener Zeit. Seine Aeltern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, das er auch nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die sitzende Lebensart, welche mit demselben verbunden ist, scheint sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände befördert zu haben. Auch auf seiner Wanderschaft überließ er sich der stillen Anschauung, und die damals in Sachsen herrschenden Streitigkeiten über den Cryptocalvinismus beschäftigten und bekümmerten ihn auf seinem Wege sehr; aber sein religiöses Gemüth erhob ihn über den Streit der Secten und gewährte ihm unaussprechliche Lust in der ungestörten Erhebung zu dem Unendlichen, zog ihn aber auch immer mehr in sich selbst zurück, und sonderte ihn von seines Gleichen ab. In seinem strengen, sittlichen Eifer und seinem religiösen Selbstgefühle mochten daher wohl Andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber Böhme lebte bescheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen Anderer anzugreifen, oder ihnen die seinen aufdringen zu wollen; nur verwahrte ihn sein Sinn vor aller Gemeinschaft mit dem Gemeinen. Andere mochten in seinem höhern Eifer baaren Wahnsinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menschen jeder unbegreiflich ist, der mehr als Andre sieht. Doch wie die Extreme sich überall berühren, so muß auch der religiöse Enthusiasmus und die gefühlvolle Betrachtung des Höchsten, die jedoch bei Böhme nicht träge Beschauung blieb, sondern sich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menschlichen Verstandes den Schein des Wahnsinns leicht annehmen, und verbindet sich oft mit Täuschungen, welche überhaupt mit der Absonderung des Menschen von Menschen beginnen. Diese Täuschungen, welchen auch Böhme unterworfen gewesen zu seyn scheint, waren jedoch nicht Täuschungen in Hinsicht auf den religiösen Sinn, der ihn belebte, sondern nur in Beziehung auf die Gegenstände, denen die lebhaft gereizte Phantasie einen besondern Verkehr mit der Gottheit und eine gleichsam magische Berührung seines Geistes zuschrieb. Dazu kommt, daß Böhme alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung seiner religiösen, philosophischen und poetischen Anschauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle sich mitzutheilen gedrungen ist, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit und Kürze des Unterrichts, welchen Böhme genoß, bedenkt, muß staunen, welcher Reichthum geistiger Kraft und welcher Tiefsinn in diesem einfachen und schmucklosen Gefäße verschlossen war. Doch wir gehen zurück zu seiner Geschichte. Böhme kehrte nach Görlitz zurück, ward 1594 Meister daselbst, und heirathete die Tochter eines Fleischers, mit wel-

cher er 30 Jahre lang in einer gesegneten Ehe lebte. Mehrere Entzückungen und Gesichte (d. i. Momente einer ungewöhnlichen exaltirten Gefühls- und Anschauungskraft), welche sein religiöses Gemüth, gleich den heiligen Schriften, einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geist zuschrieb, bestimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erste Schrift, welche er 1610 abfaßte, war Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang (gedruckt 1612), deßwegen so benannt, weil der Autor in ihr ein Licht anzündet für die, welche erkennen wollen. In ihr versuchte er seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur mitzutheilen. Aus ihr wie aus seinen übrigen Schriften leuchtet eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, namentlich mit den apokalyptischen Büchern derselben, zu welchen ihn sein geheimnißvoller Sinn hinzog, vorzüglich hervor. Doch scheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelsus und Valentinian Weigels, eifrig gelesen, und den Umgang erfahrner und gelehrter Männer auf seine Weise benutzt zu haben. Die Geistlichkeit in Görlitz, namentlich der damalige Pastor an der Hauptkirche daselbst, Georg Richter, ein sinnloser Polterer, welchem dieses Buch in Abschrift zu Gesichte gekommen war, befeindete ihn wegen desselben sehr, ließ ihn vor Gericht ziehen, und confiscirte sein Buch, weil an ihm selbst nichts sträfliches erfunden wurde. Diese und andere Verfolgungen mußten seine unwiderlegte Ueberzeugung noch mehr befestigen und den Ruf von ihm und seiner Schrift verbreiten. Viele vornehme Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig ihn zu sehen und zu sprechen; vielen mußte er seine Schriften mittheilen, ja es scheint ihm auch von daher manche Unterstützung zu Theil geworden zu seyn: denn mit seinem Handwerke wollte es nicht recht gehen, seitdem er sich immer eifriger mit dem Höhern beschäftigte. Doch ist es nicht ganz gewiß, ob nicht andere Umstände dazu mitwirkten. Von allen Seiten foderte man ihn auf, sein Talent anzuwenden; doch schrieb er erst vom J. 1619 an aus eignem Drange seine übrigen Werke, z. B. die Beschreibung der drei Principien des göttlichen Wesens, und gegen 29 andere. Seine Ansichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung, Sünde, welche er in denselben mittheilt, sind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche sein grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit seiner poetischen Naturanschauung, in welcher die lebhafteste Einbildungskraft waltete, mit Benutzung des aus mystischen und chemischen Schriften Aufgefaßten, größtentheils gleichnißweise (wobei das Gleichniß und Bild sich ihm fast unbemerkt in die Sache selbst verwandelt) im planlosen dunkeln Gedankenlaufe und mit reger Aufwallung des Gefühls weiter ausgebildet hat. Und diese Erkenntniß erklärt er überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm verstatte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und das innere Wesen der Dinge zu thun, um so mehr, da er sich von seiner geistigen Entwicklung und von dem rastlosen Drängen und Regen in seinem Innern selbst nicht Rechenschaft zu geben vermag: er selbst aber sagt, weil alle höhere Erkenntniß ohne göttliche Offenbarung unmöglich sey. So wahr der letztere Satz auch ist, so wenig ist diese Offenbarung, wie sie allen eigentlichen Mystikern erscheint, ein bloß leidentliches Vernehmen besonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unaussprechlichen religiösen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewissen aufgeregt, wird, je stärker und lebhafter dieses ist, um so mehr auf die Bilder und Vorstellungen übergetragen, welche dasselbe in der aufgeregten Einbildungskraft erweckt, und so wird

manche menschliche Vorstellungsweise als eine Wirkung besonderer Offenbarung angesehen, da ihr doch nur eine mittelbare und gleichsam abgeleitete Wahrheit zukommt. In Hinsicht seines sittlichen Sinnes und religiösen Lebens aber, welches mehr ist als einzelne Vorstellungsweisen, und welches vollkommen mitzutheilen er sich selbst unfähig fühlte, mochte er mit Recht eine göttliche Erleuchtung in sich finden. So sind in Böhme's Schriften neben vielen tiefsinnigen und köstlichen Aeußerungen, auch viele willkürliche Spiele der Phantasie und Verworrenheit in Gedanken und Ausdruck zu finden. Aber freilich wohl wäre auch den Gelehrten schwer geworden, solche Fülle des Gemüths festzuhalten und die ihm zuströmenden Gedanken in Worten klar und deutlich auszusprechen; auch nicht alle gelehrte Bildung könnte mit solchem Reichthum des Gemüths verbunden seyn, und vielen mangelt die lebendige Einbildungskraft, welche sie bekämpfen müßten; daher es ihnen auch nicht schwer fällt, auf Verwirrungen derselben vornehm herabzusehen. Bei Böhme aber konnte jenes sorgsame, die Energie des denkenden und fühlenden Zustandes selbst lähmende Mißtrauen und ängstliche Umherblicken nicht eintreten, welches in unsern Zeiten, wo man, vor Verwirrungen dieser Art durch Geschichte und Kritik gewarnt, aus Furcht, den Ruhm des reinen Denkers zu verlieren, und von den Andern ein Mystiker und Schwärmer genannt zu werden, vor allen Dingen jeden Antheil des Gefühls und der Einbildungskraft (wo noch etwas von selbiger übrig geblieben) im Denken abschneiden zu müssen glaubt: denn das abstracte Denken hatte in seinem Zeitalter diese Höhe noch nicht erreicht; alles Philosophiren stützte sich gläubig auf die christliche Offenbarung, und folgte dem vormals herrschenden Hang zu dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, welcher die Theologie und Alchymie auch bei gelehrten Männern sehr begünstigte. Wie hätte der ungebildete Schumacher diesen Hang überwinden können? Auch war er jener ängstlichen Rücksicht darum nicht fähig, weil bei ihm das Denken und Fühlen eins und ungetheilt war; denn er dachte zugleich was er fühlte, und fühlte was er dachte, und theilte es, ohne Hinsicht auf Lob und Tadel, Anhang oder Verketzerung, wie es in ihm durch einander strebte, und wie ers in sich fand, einfältig mit. Es darf daher der unbefangene Leser seiner Schriften nicht vergessen, daß kein origineller Mensch, und ein solcher war Böhme in jeder Hinsicht, ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden ist, und daß er auch jene Ausschweifungen und Verirrungen des Geistes, bei den zur Klarheit späterer Wissenschaft nicht ausgebildeten Laien, ohne Befremden hinnehmen müsse, wenn er das Bessere, den innern Kern dieser seltsamen, eigenthümlichen Frucht genießen will. So wird er Böhme's Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wissenschaft emporheben, wenn gleich Vielen, die sich nach der Weisheit nennen, dieser tiefe Ernst und Eifer für dieselbe, welcher die erste Bedingung eines wahren Philosophen ist, nicht inwohnt; aber er wird auch nicht die abgezogene Schaale der Wissenschaft, das logisch-systematische Skelett dem tiefern Geiste vorziehend, der über Böhme's Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet ist, sondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblitzt, dieselben in jeder Rücksicht für Product unsinniger Mystik und Phantasterei verschreien, welches nur denen geschehen kann, die Böhmen nur vom Hörensagen kennen, oder deren Kritik an Worten hängend, auch den sich selbst überlassenen und des verfeinerten Unterrichts späterer Zeit entbehrenden Mann nach einzelnen Sätzen messen,

in welchen ihm oft der Ausdruck nicht zu Gebote gestanden, und die Einheit seiner geistigen Bestrebungen, in ihrer eigenen Ansicht befangen, übersehen. In den letzten Jahren seines Lebens machte unserem Böhme ein ähnlicher Stolz der Schriftgelehrten seiner Zeit gar viel zu schaffen, welchen es unbegreiflich war, wie ein unstudirter, schlichter Handwerksmann etwas aus eignem Kopfe hervorzubringen und zu schreiben sich anmaßen konnte; ja man nahm seine Zuflucht selbst zu gemeinen Verleumdungen, welche er jedoch bis an seinen Tod sanftmüthig ertrug. Vorzüglichen Anlaß dazu gab wahrscheinlich eine Schrift über die Buße, welche Böhme's Freunde ohne sein Wissen hatten drucken lassen. Die Sache erregte so allgemeine Aufmerksamkeit, daß Böhme auf Verlangen Einiger vom Hofe, und auf seiner Freunde Bitten nach Dresden reis'te, um hier die von ihm mitgetheilten Lehren untersuchen zu lassen. Böhme reis'te 1624 dahin und fand selbst am Hofe und bei dem Consistorium daselbst vielen Beifall und Schutz. Nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb noch in demselben Jahre den 15ten Nov. einen sanften Tod im christlichen Glauben. Abraham von Frankenberg, sein Biograph und Verehrer, welcher auch seine Schriften herausgegeben und erläutert hat, schildert ihn also: Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen; kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas gekrümmte Nase, grau und fast himmelblau blitzendes Auge, kurzer dünner Bart, kleinlautende Stimme, aber holdseliger Rede, züchtig in Geberden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmüthig von Herzen. Sein einnehmendes Betragen hatte selbst auf rohe Menschen vielen Einfluß; denn es ist gewiß, daß der religiöse Mensch durch Wort und That mit unbegreiflicher Macht, und mehr denn jede andere Erscheinung auf seine Umgebungen einwirkt; daher auch die häuslichen Erbauungsstunden, welche Böhme stiftete, religiösen Sinn vorzüglich erwecken und befördern mußten. Dieses, und mehr noch seine, erst nach seinem Tode zusammen herausgegebene Schriften verschafften ihm, vorzüglich durch die religiöse Wärme, welche sie mittheilen, und den damals verbreiteten Hang zum Geheimnißvollen, trotz aller Gegenwirkung seiner gelehrten und ungelehrten Gegner, viele Jahrhunderte hindurch Freunde und Anhänger. Er selbst aber strebte nie nach Anhang, und rieth auch seinen Freunden in der Verbreitung seiner Schriften Vorsicht an. Der Holländer van Beyerland kam in den Besitz einer vollständigen Sammlung seiner Schriften, und nach dieser Sammlung wurde der Druck der sämmtlichen böhmischen Schriften veranstaltet; auch übersetzte Beyerland Böhme's Morgenröthe in das Holländische. Die erste Sammlung der böhmischen Schriften wurde in Holland 1675 durch einen gewissen Heinrich Betke herausgegeben; die vollständigen besorgte im J. 1682 Gichtel (10 Bände, 8. Amsterdam), von welchem auch die Anhänger Böhme's, eine wegen ihres stillen tugendhaften und wohlthätigen Lebenswandels sehr geachtete religiöse Secte, den Namen Gichtelianer führen. Eine andere Ausgabe erschien zu Amsterdam 1730 unter dem Titel: theologia revelata (2 Bände, 4.) die reichhaltigste 1730, 6 Bände 8. Eben so wie in Deutschland und Holland fanden auch in England seine Schriften viele Verehrer. Ein solcher war William Law, welcher eine englische Uebersetzung von Böhme's Schriften (2 Bände, 4.) herausgab. Auch bildete sich in England eine böhmistische Secte, und schon 1697 stiftete Jane Leade, eine schwärmerische Verehrerin Böhme's, eine eigene Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften, deren Dunkel

eit wohl manche Weisheitsforscher anzog, unter dem Namen der phi-
adelphischen; ja noch jetzt soll daselbst eine solche bestehen, auch
t ein englischer Arzt, John Pordage, als Commentator Böhme's
erühmt. — Vielfach läßt es sich erklären, warum vor einiger Zeit
nd zum Theil noch jetzt, bei den großen Fortschritten der Philosophie
nd Aufklärung in Deutschland, Böhme's Ansehn von vielen Deut-
chen wieder erneuert worden. Denn erstens werden sich vorzüglich die-
enigen, welche mehr dem Gefühle als der Abstraction huldigen, mehr
er phantastischen Beschauung als dem selbstthätigen Denken sich erge-
en, oder in welchen der poetische Sinn der vorherrschende ist, sich von
Böhme angezogen fühlen. Dann aber scheint nach jeder großen An-
pannung, bis zu welcher die philosophische Abstraction getrieben wor-
en ist, eine Abspannung eintreten zu müssen, so daß die fruchtlosen
Bestrebungen der anmaßenden Speculation eine düstere Leere, mithin
inen unbefriedigten Zustand in dem Gemüthe zurücklassen, welcher zu
iner beschaulichen Gefühlsphilosophie einladet. Aber die Sache hat
uch eine lichtere Seite. Böhme theilt auch manche geniale Anschauun-
gen der Natur in seinen Schriften mit, welche mit einer wahren poe-
ischen (d. h. nicht bloß erdichteten) Weltansicht übereinstimmen; diese
Anschauungen und jener fromme, erwärmende, auf ein ideales Leben
es Menschen und seine hohe Bestimmung gerichtete Sinn seiner Schrif-
en werden von denen, welche die Versuche frühern Wahrheitsstrebens,
nit keuschem, unbefangenem Sinne beachten und würdigen — und ei-
ner solchen unbeschränkten Würdigung darf unser Zeitalter mit Recht
ich rühmen, — allgemeiner anerkannt. Sonach scheint es uns gerade,
als müsse der Leser von J. Böhme's Schriften nicht ein gemeiner und
ungebildeter, sondern ein solcher seyn, der, mit seltener Unbefangenheit
begabt, sich durch das Chaos einer selbstgeschaffnen oder verdrehten
Terminologie, überhäuften Bildern, und so mancher unglücklichen Grü-
belei über Schöpfung, Sündenfall u. s. w. hindurchzuarbeiten und die
äußere rohe Schaale von dem innersten Kern zu sondern versteht, auch
nicht die Weisheit selbst in Böhme's Lehre sucht; noch weniger die
aus mangelhafter Bildung entsprungene Dunkelheit und Planlosigkeit
seiner Schriften für Tiefe hält, und — absichtlich oder unabsichtlich —
nachahmt; sondern die Funken des göttlichen Geistes überall, mithin
selbst in des schlichten Mannes Gemüthe erblickt und sinnig betrachtet.
Einen Ungebildeten aber möchte die Lesung seiner Schriften leicht zu
Geistesverwirrung führen, je mehr ihm das undurchdringliche Dunkel
geheimnißvolle Weisheit zu verbergen scheint. Ueber Böhme's Leh-
ren vergl. den nicht ganz so urtheilenden Aufsatz Eberhards (in dem
Biographen, Halle, 1. Bd. 1. St. S. 107 u. f.) und Jacob Böhme,
ein biographischer Versuch, Pirna 1801. 8., in welcher letztern Schrift
eine Menge ausgezogener Stellen den Hauptinhalt ausmachen.

Böhmen (Böheim, Bojenheim) hat seinen Namen von
den Bojern, einem gallischen oder celtischen Volke, welches sich daselbst
etwa sechshundert Jahre vor Christi Geb. unter Anführung eines Nef-
fen des Ambigat, eines Königs der Berruyer, niederließ, aber in der
Folge größtentheils von den Markomannen wieder daraus vertrieben
wurde. Viertehalb hundert Jahre nach Christi Geburt hatte Böhmen,
welches damals von deutschen Völkerschaften bewohnt war, unter sei-
nen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feste Regierung.
In der Mitte des sechsten Jahrhunderts drangen (nach Einigen, un-
ter der Anführung eines gewissen Zecko) ein zahlreiches Heer Sla-
ven (Czechowe, Tschechen, so nennen sich noch jetzt die Böhmen

in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des schwarzen Meers bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarfen es sich und machten dasselbe urbar. Nach Andern soll oben erwähnter Zecko eine ganz von den Slaven unabhängige Person gewesen und die Nachfolger desselben von diesen hart bedrängt worden seyn, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus denselben vertrieben werden konnten. Der erste, der uns namentlich aus denselben bekannt ist, war Przemislas, ein Bauer, den 632 die Fürstin Libussa ehelichte und auf den Thron hob. Obgleich Carl der Große und einige seiner Nachkommen Böhmen unter ihre Staaten rechneten und es zinsbar machten; so dauerte doch diese Unterwürfigkeit nicht lange, und im Jahre 840 wurden sogar die Herzogthümer Böhmen, Schlesien und Mähren von aller fremden Herrschaft frei und von ihren eignen Herzogen regiert, obgleich eine gewisse Verbindung zwischen ihnen und dem deutschen Reiche blieb. Ja im Jahre 1061 bekamen die Herzoge von Böhmen sogar den Titel als Könige, den ihnen Kaiser Heinrich IV. ertheilte, und welcher dem Könige Wratislas im Jahre 1086 zuerst allgemein zuerkannt wurde. Nachher ertheilte der deutsche Kaiser, Philipp II., um das Jahr 1230 Przemislas II. und seinen Nachfolgern die Königswürde, welche darauf von Friedrich II. bestätigt wurde, seit welcher Zeit Böhmen ein Königreich geblieben ist. Der männliche Stamm der alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und sie auf seine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Carl IV. (als Nachkomme aus dem Hause Luxemburg unter dem Namen Carl I., der Böhmen ungemein emporbrachte), Wenzeslas und Sigismund (ein Sohn Carl IV., welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit den Hussiten beinahe wieder verloren hätte), die Krone Böhmens von 1378 bis 1440 mit der des deutschen Reichs. Nach Sigismunds Tode kam Böhmen an dessen Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich und nach dessen frühem Tode an dessen Sohn Ladislav, der zugleich König in Hungarn war, wodurch Böhmen von den deutschen Staaten getrennt wurde. Nach seinem Tode wählten die Böhmen einen Georg von Podiebrad, der vorhin schon Reichsverweser gewesen war, und darauf den polnischen Prinzen Wladislaw und nach ihm seinen Sohn Ludwig zu Königen, welche beide letztere auch zugleich Könige in Hungarn waren. Nachdem Ludwig in der Schlacht wider die Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen wieder an das Haus Oesterreich. Vermöge der Tractaten nämlich, welche zwischen Kaiser Maximilian I. und König Wladislaw abgeschlossen waren, folgte jetzt Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ludwig, der die Böhmen nöthigen wollte, in dem schmalkaldischen Kriege wider den Churfürsten in Sachsen die Waffen zu ergreifen, und, da diese dazu nicht geneigt waren, sondern vielmehr Miene machten, ihm den Gehorsam aufzukündigen, wider sie nach Carls V. Siege bei Mühlberg sehr scharf verfuhr, und Böhmen selbst für ein uneingeschränktes Erbreich erklärte. Ihm folgte sein Sohn Maximilian, diesem seine Söhne Rudolph und Matthias. Gegen das Ende der Regierung des letztern entstanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit der Protestanten, Unruhen, welche den Anfang zum dreyßigjährigen Kriege machten und das Haus Oesterreich in Gefahr setzten, Böhmen zu verlieren. Mit Uebergehung Ferdinand II., der doch schon bei Lebzeiten seines Vetters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt war, wählte man den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag

1620 zum Vortheil des Kaisers entschieden hatte, gelangte Böhmen, das nun wirklich ein anerkanntes Erbreich und reinmonarchischer Staat geworden war, unter die Herrschaft Oesterreichs, bei welchem es auch bis hierher unverrückt verblieben ist, obgleich nach Carl VI. Tode Carl Albrecht, Churfürst von Bayern, auf Böhmen Anspruch machte und sich sogar in Prag zum Könige ausrufen und huldigen ließ. — Böhmen macht, als Königreich, einen wichtigen Theil der österreichischen Monarchie aus. Es gränzt gegen Westen an das Königreich Bayern, gegen Osten an Mähren und Schlesien, gegen Norden an die Lausitz und Meißen, und gegen Süden an Oesterreich und Bayern. Der Flächeninhalt beträgt 950 Quadratmeilen, worauf 3,140,000 Einwohner leben. Die herrschende Religion ist die catholische, doch werden auch die übrigen Religionen geduldet. Die Landessprache ist die böhmische, ein Dialect der slavischen; aber in einigen Kreisen und in den meisten Städten wird deutsch gesprochen. Böhmen ist fast ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält sehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, aber auch sehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichsten Flüsse sind die Elbe und die Moldau. An Naturproducten ist das Land sehr gesegnet. Jede Art von Getraide, Flachs, Hopfen, der für den besten in Europa gehalten wird, und Baumfrüchte bringt es in Menge hervor; sie sind ein Gegenstand der Ausfuhr. Wein ist nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik recht gut. Die Viehzucht ist sehr beträchtlich, vorzüglich die Schaf-, Pferde-, Schwein- und Federviehzucht. Die Bergwerke sind sehr ergiebig, und liefern Silber, Kupfer, sehr gutes Zinn, Granaten, Diamanten und andere Edelsteine, viel Eisen, Kobalt, Alaun, Gallmey, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An trefflichen Mineralwassern ist ein Ueberfluß, aber Mangel an Salz. Die Betriebsamkeit der Böhmen ist sehr lobenswürdig. Sie benutzen ihre eigenen und fremde Naturproducte auf mannichfaltige Art. Die Manufacturen und Fabriken erstrecken sich über das ganze Land. Unter der Menge zeichnen sich die Leinwand-, Battist-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- u. dergl. Manufacturen aus, welche im J. 1792 gegen 17 Millionen Gulden Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufacturen lieferten gegen 3 Millionen Gulden Waaren, und dieser Artikel hat sich in den neuern Zeiten sowohl vermehrt als verbessert. Das böhmische Glas, das in 78 Glashütten fabricirt wird, ist in ganz Europa bekannt. Sehr wichtig ist die Fabrikation von Hüten von der feinsten Sorte, Papier, Seidenwaaren, geschliffenen Granaten, musikalischen Instrumenten und vielen andern Artikeln. Böhmen wird in sechszehn Kreise eingetheilt, nämlich in den bunzlauer, königingrätzer, bitschower, chrudiner, czaslauer, budweiser, taborer, prachiner, pilsner, klattauer, saatzer, elnbogner, mit dem der egerische Bezirk verbunden ist, rakonitzer, berauner und kaurzimer, deren jeder seinen Kreishauptmann hat. Nebst der Hauptstadt Prag enthält Böhmen 250 Städte und Städtchen, 308 Marktflecken und 11,546 Dörfer. Die merkwürdigsten Oerter sind: die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilsen, Carlsbad, Joachimsthal, Töplitz; die Festungen Königingrätz, Josephstadt, Theresienstadt, Eger; der Manufacturort Rumburg, die Dörfer Adersbach, Sedlitz, Seidschütz u. dergl.

Böhmische Brüder ist der Name einer christlichen Religionsgesellschaft, die sich um die Mitte des 15ten Jahrhunderts aus den Resten der strengen Hussiten in Böhmen bildete. (Vergl. d. Art. Hus-

... Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch ... die Calixtiner sich damals zur herrschenden Partei in Böhmen ... machen gewußt hatten, wollten sie die Compactaten derselben nicht ... nehmen und fingen seit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers Michael Bradacz an, in besondere Gemeinden zusammenzutreten, eigne Versammlungen zu halten, und sich durch den Namen Brüder oder Brüderunität von den übrigen Hussiten zu unterscheiden, von ihren Gegnern wurden sie aber oft mit den Waldensern und Piccarden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit Grubenheimer genannt. Unter mannichfaltigen harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Catholischen gewannen sie, ohne der Gewalt Widerstand zu leisten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine so bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden sich im Jahre 1500 auf zweihundert belief, welche meistens eigne unter Begünstigung der Gutsbesitzer erbaute Bethäuser inne hatten. In ihren Bekenntnißschriften zeigt sich das Eigenthümliche ihres Glaubens, besonders bei der Abendmahlslehre, in der sie die Transsubstantiation verwarfen und nur eine sacramentliche oder geistig mystische Gegenwart Christi annahmen. Uebrigens bauten sie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift und fanden damit und noch mehr durch ihre Communverfassung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts Beifall. Diese Verfassung war den Einrichtungen der ältesten apostolischen Christengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft und einen dreifach abgestuften Bann, so wie durch sorgfältige Trennung der Geschlechter und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommne suchten sie die Lauterkeit des practischen Urchristenthums unter sich herzustellen und die strenge, bis auf das häusliche Leben der Individuen ausgedehnte Aufsicht, zu der sie eine Menge Beamte von verschiednen Graden bestellten, mußte viel zur Erreichung dieses löblichen Endzwecks beitragen. Diese Beamten waren ordinirende Bischöfe, Senioren und Consenioren, Presbyter oder Prediger, Diaconen, Aedilen und Akoluthen, unter welche sie die Leitung der kirchlichen, moralischen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine sehr verständige Weise vertheilten. Ihr erster Bischof erhielt seine Ordination von einem waldensischen, ob sie gleich ihre Gemeinde mit den Waldensern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwischen mit dieser gedrückten Secte gleiches Schicksal erfahren. Da sie nach ihrem Grundsatze, nirgends Kriegsdienste zu thun, sich auch im schmalkaldischen Kriege weigerten, die Waffen wider die Protestanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmische Brüder nach Polen und Preußen, wo sie sich zuerst in Marienwerder ansiedelten. Der Vergleich, den diese Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen den 14ten April 1570 zu Sendomir abschlossen, und noch mehr der Dissidentenfriede der polnischen Stände 1572 verschafften ihnen Duldung in Polen, wo sie sich jedoch unter den Verfolgungen des schwedischen Sigmund näher an die Reformirten anschlossen und in dieser Verbindung noch bis jetzt Reste der alten Verfassung beibehielten. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit und hatten ihren Hauptsitz zu Fulnek in Mähren, daher sie auch mährische Brüder hießen. Die für die Protestanten in Böhmen unglückliche Wendung des dreißigjährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge

ind ihr letzter, um den Jugendunterricht sehr verdienter Bischof Comenius (s. d. Art.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten sie häufig aus, wie z. B. 1670, wo die böhmischen Gemeinden zu Dresden ind Zittau entstanden und seit 1722 wieder nach Sachsen, wo sich aus hren Nachkommen die Brüdergemeinde zu Herrnhut bildete, und nach)en preußischen Staaten, wo die böhmischen Gemeinden zu Berlin und Rücksdorf noch bestehen. Ihre Reste in Böhmen selbst haben sich allmälich unter den Lutheranern und Reformirten verloren, was bei den)öhmischen Gemeinden in Sachsen und Preußen jetzt ebenfalls Statt indet. Ob nun gleich diese alte böhmisch mährische Brüderunität für rloschen anzusehen ist, so wird sie doch als eine stille Pflegerin hristlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die sich erst mit Mühe us der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie sie die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts hren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangelischen Brüdergemeinde, deren Verfassung sich nach ihrem Muster gebildet hat, immer merkwürdig bleiben. E.

Böhmische Steine, edle Steine verschiedener Art, die an Schönheit und Glanz den orientalischen ähnlich, aber nicht so hart sind, wie diese, daher auch in weit geringerem Werthe stehen.

Boileau Despréaux (Nicolas), der jüngere von drei Brüdern, geboren nahe bei Paris oder zu Paris am 1sten November 1636, rhielt seine erste Bildung im Collegium d'Harcours, und trat im zwanzigsten Jahre als öffentlicher Anwalt vor Gericht auf. Indessen hatte der Keim zur Poesie, deren bessere älteren und neuern Werke er in seiner Jugend mit Eifer studirte, zu tiefe Wurzel in seinem Gemüthe gefaßt, als daß er hätte fortwährend an jenem Geschäfte Gefallen finden ollen; er verließ daher, zum großen Mißvergnügen seiner sämmtlichen Anverwandten, die Rechte, um sie auf immer mit den schönen Wissenschaften zu vertauschen. Seine erste Satire, Les adieux à Paris, gab inen Beweis von dem, was man von Boileau's Talente zu erwarten hatte. Als diese im Jahre 1666 mit den übrigen sechs vereint erschienen var, erregten sie ein ungemeines Aufsehn, nicht sowohl, sagt La Harpe, veil es Satiren waren, sondern vielmehr, weil niemand bis dahin so chön in Versen geschrieben hatte. Was ihn seinen Landsleuten damals nsbesondere schätzenswerth machte, war besonders seine Kunst, stets den bestimmtesten, kürzesten und deutlichsten Ausdruck für den Gedanken zu vählen, und demselben durch seine Stellung die größte Bedeutendheit und den höchsten Wohllaut zu geben. Späterhin hat man Boileau den Vorwurf gemacht, daß er oft sehr gewöhnliche Dinge in sehr schönen Versen sage; besonders ist Voltaire geneigt gewesen, diesen Fehler zuerst an ihm zu rügen. Zu seinen geschätztesten Satiren rechnen die Franzosen die Sur les folles humaines, sur la noblesse, sur l'homme, so wie zu den schwächsten die sur l'équivoque (welche für die schwächste von allen gehalten wird), und sur les femmes. In sein reiferes Alter fallen seine Episteln, welche überhaupt höher als seine Satiren geschätzt werden, und endlich sein geschätztes Werk: L'art poëtique, dessen Regeln nicht allein in Frankreich, sondern auch im Auslande, wo es allgemein übersetzt wurde, als Gesetze für die Poesie aufgestellt wurden. Ein anderes Werk, welches gleichfalls für ein Meisterstück gehalten wurde, lieferte den Beweis, daß diejenigen, welche ihn des Mangels an Erfindung, an Abwechslung und Biegsamkeit beschuldigten, ihm sehr Unrecht gethan hatten, wir meinen seinen Lutrin (der Chorpult). Es hatte

nämlich ein Pult, welches von seiner eigentlichen Stelle auf eine andere gesetzt war, in einem Capitel von Paris die größte Zwietracht erregt, und Boileau war aufgefordert worden, diesen Vorfall zu einem Gegenstande einer poetischen Darstellung zu machen. Dies that er in dem eben genannten Werke, welches den allgemeinsten Beifall erhielt; Boileau erschöpfte darin die Kunst, geringfügige Umstände mit Würde zu behandeln, bis zu Vollkommenheit. Noch ist hier seiner Ode sur la prise de Namur zu erwähnen, der übrigens die Kritiker bei ihrer Erscheinung sehr arg mitspielten. Was seine Prosa anbetrifft, so wird sie in Frankreich zwar für rein und correct gehalten; man spricht ihr aber dagegen, mit Ausnahme seines Dialogue des héros de roman, welcher oft an die Feinheit und den Geist Lucians erinnert, jegliche Nüance und allen Wohllaut ab. Es bleibt uns nun noch übrig, von dem Charakter Boileau's und von dem Einflusse, welchen er auf sein Jahrhundert gehabt hat, zu reden. Seine Satiren mußten ihm natürlich viele Feinde machen; doch besaß er die Klugheit, denjenigen nie zu antworten, welche er durch sie beleidigt hatte, und sich ihren Spöttereien willig hinzugeben. Als ihm seine Freunde eines Tages Vorstellungen über die Art Schriftstellerei machten, der er sich ergeben habe, erwiederte Boileau: „ich werde mich bestreben, ein ehrlicher Mann zu seyn, und dann habe ich von den Angriffen meiner Feinde nichts zu befürchten.“ Madame de Sevigné sagt von ihm: „Boileau ist nur grausam in Versen.“ Seine Leser erstaunten, wenn sie ihn von Person kennen lernten, in ihm einen sanften und einfachen Mann zu finden, dessen Unterhaltung, wie er selbst zu sagen pflegte, weder Nägel noch Krallen hatte. Wir wollen, um die Großmuth und Herzensgüte Boileau's zu charakterisiren, nur zwei Züge von ihm anführen. Als der berühmte Patru genöthigt war, seine Bibliothek zu verkaufen, um leben zu können, kaufte Boileau diese Bibliothek und bezahlte sie, wollte aber nicht eher, als nach dem Tode Patru's, den eigentlichen Besitz derselben antreten. Da man die Pension Corneille's eingezogen hatte, eilte Boileau zum Könige und bat ihn, sie wieder auszahlen zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, erbot er sich, auf diejenige, welche er selbst genoß, Verzicht zu leisten, indem er sagte, daß er, ohne Schaam zu empfinden, keine Pension genießen könne, während ein Mann wie Corneille deren beraubt sey. Aehnliche Züge sind wohl im Stande, Satiren aufzuwiegen, selbst dann, wenn sie auch etwas Tadelnswürdiges enthalten sollten. Als Boileau Ludwig XIV. seine Première Epitre au Roi vorgelesen hatte, ließ ihn dieser die Stellen, welche sich auf den Titus bezogen, drei Mal wiederholen, und ertheilte dem Verfasser derselben die größten Lobsprüche. Kurz darauf wurde er, in Vereinigung mit Racine, zum Geschichtschreiber Frankreichs ernannt; ja, diese beiden großen Dichter folgten sogar dem Könige zuweilen zur Armee. Doch haben sie nichts, oder doch vielmehr nichts Bedeutendes, über die Ereignisse, von denen sie Augenzeugen gewesen sind, nach ihrem Tode hinterlassen. Boileau war es, der Ludwig XIV. Racine's Tod meldete. Der Monarch hörte ihn mit Rührung an und sagte darauf: „meine lieber Boileau, ich werde wöchentlich sicher eine Stunde übrig haben, die ich Ihnen widmen kann.“ Und doch erschien Boileau nicht wieder bei Hofe, und zwar, weil er nach seinem eigenen Ausdrucke, an demselben nichts mehr zu loben fand. Unter mehrern Anekdoten von ihm wollen wir nur die einzige anführen, zu der ihm der Jesuit Hardouin Veranlassung gab. Als nämlich dieser die paradoxe Behauptung gewagt hatte, daß sämmtliche griechische und lateinische Werke von Mönchen aus dem zehnten und

lften Jahrhundert verfertigt worden seyen, sagte Boileau: „ich weiß eigentlich nicht, wie ich mit der Sache daran bin; aber so viel weiß ich, daß es mir, ob ich gleich die Mönche nicht liebe, doch gar nicht unangenehm gewesen seyn würde, mit Pater Horaz, Pater Juvenal, Pater Virgil und Pater Cicero zu leben." Seine Kunst der Poesie und sein Chorpult waren schon sein mehreren Jahren erschienen, und Boileau war noch immer nicht in die französische Akademie aufgenommen; erst 1684, in seinem 48sten Lebensjahre, ward er zum Mitgliede derselben erwählt. Diese Verzögerung hatte er dem Umstande zu verdanken, daß er mehrere Akademiker in seinen Satiren angegriffen hatte, die sich nun seiner Aufnahme widersetzten. Es bedurfte fast eines ausdrücklichen Befehls von Seiten des Königs, um die Akademie günstiger für Boileau zu stimmen. Auch sprach er in seiner Antrittsrede von außerordentlicher und unerwarteter Ehre, und von Dankbarkeit für den Monarchen. Auch in die Akademie der Inschriften wurde er aufgenommen. Gleich dem Abbé de St. Pierre hatte er den Plan gefaßt, die französische Akademie nützlicher zu machen, und verlangte daher, daß sie sich mit Uebersetzungen der Alten beschäftigen, und diese mit Commentaren und literarischen und grammatikalischen Anmerkungen begleiten solle. Eine Sache, die man insbesondere an ihm zu loben hat, ist der Scharfsinn, mit welchem er die Schriftsteller seiner Zeit zu würdigen wußte, wobei man stets vor Augen haben muß, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, um eingewurzelte Hochachtung für Schriftsteller auszurotten, deren Verse, wie er selbst sagte, seine Zeitgenossen von ihrer Kindheit an auswendig gelernt hatten. So erregt es wirklich unser Erstaunen, wenn wir sehen, daß Cotin, Pradon und viele andere schlechte Schriftsteller Boileau's poetische Galle erregt haben; wir bedenken aber dabei nicht, daß wir diese Schriftsteller in diesem Augenblicke auf dem untergeordneten Range erblicken, wohin er sie erst hat stellen müssen; Boileau hingegen sie als die vorzüglichsten Talente seiner Nation verehrt fand, und diese Verehrung erst untergraben mußte, wobei man ihn nur hin und wieder einer leisen Parteilichkeit in seinem Lobe und Tadel zeihen kann; und diese Parteilichkeit ist denn von seinen Feinden sehr übertrieben und vergrößert dargestellt worden. So hat man es ihm zu einem großen Verbrechen gemacht, daß er in seinen Werken auch nicht ein einziges Mal Lafontaine's erwähnt hat, und d'Alembert meint, Boileau, dessen Geschmack mehr strenge als fein gewesen, habe an Schönheiten, von denen ihm die Alten keine Muster geliefert, unmöglich Behagen finden können. Eben so wenig hat man es ihm (und uns dünkt, mit Recht) verzeihen können, daß er das befreite Jerusalem ein Geklingel genannt hat; diese Sünde bleibt auf ihm, und alles, was seine Freunde hierin zu seiner Entschuldigung gesagt haben, verdient keiner weitern Beachtung. Boileau beweis't durch dieses Urtheil über den Tasso, daß ihm die Natur der neuern Poesie, d. h. der romantischen, stets fremd geblieben ist. Eben so kann man es ihm nicht verzeihen, daß er Quinault verlästert hat. Abgesehen davon, daß ein Quinault da wohl auch getadelt werden kann, wo Tasso's unsterbliches Werk ein Geklingel genannt wird, so ist Quinault für das mißfällige Urtheil Boileau's durch den Beifall seiner Nation vollkommen entschädigt worden, ja das Interesse ist vielleicht durch Boileau's ungerechten Tadel erst noch erhöht worden. Boileau ist überhaupt, besonders im verflossenen Jahrhunderte, durch eine Menge Kritiken sehr hart mitgenommen worden, die aber jetzt meistens in Vergessenheit gerathen sind. Bedeutendere Urtheile ha-

ben indessen d'Alembert, Marmontel und Voltaire über ihn ausgesprochen. La Harpe allein hat es in der letzten Zeit unternommen, Boileau gegen seine Feinde zu vertheidigen. Doch ist dies, wie man an ihm schon längst gewohnt gewesen, auf eine zu breite und lärmende Weise geschehen. Boileau hat übrigens unbestrittene Verdienste um die Literatur Frankreichs, und hat sowohl schlechte Schriftsteller niedergedrückt, als ausgezeichnete auf den ihnen gebührenden Platz erhoben. Racinen lehrte er, auf eine schwere Art leichte Verse zu machen, und Boileau war es gerade, der die Andromache desselben Dichters in Schutz nahm. Als Racine nach dem geringen Erfolge, den die Athalie gehabt hatte, glaubte, er habe sich in der Form vergriffen, sagte ihm Boileau folgende merkwürdige Worte, welche das Urtheil der Nachwelt so vollkommen bestätigt hat: „es ist Ihr Meisterstück; glauben Sie mir, ich verstehe mich darauf. Das Publikum wird schon noch zu Verstande kommen." Als Ludwig XIV. ihn fragte, welches das ausgezeichnetste Talent in seinen Staaten wäre, so antwortete Boileau, es sey Molière. Seine sämmtlichen Werke heißen: Satyres, Epîtres, l'Art poétique, le Lutrin, Epigrammes, einige andere französische und lateinische Poesien, Dialogue de la poésie et de la musique, Dialogue sur les héros de roman, Traduction du traité du sublime de Longin, und Reflexions critiques über denselben Schriftsteller. Boileau starb am 13ten März 1711 an der Wassersucht. Pq.

Bolera ist der Name eines spanischen Nationaltanzes, der mit Gesang verbunden ist, und entweder mit mehreren Instrumenten zugleich, oder mit der Cither allein, von den Tänzern selbst aber mit den Castagnetten begleitet wird. Die Melodie, die in einer mäßigen Bewegung vorgetragen werden muß, ist in den Dreivierteltact gesetzt.

Bolingbrocke (Henry Saint-John, Lord, Vicomte), wurde im Jahre 1672 zu Batersea in der Grafschaft Surry in einer sehr alten Familie geboren, deren sämmtliche Mitglieder sich theils im Kriege theils im Staate auf eine glorreiche Weise ausgezeichnet hatten. Bolingbrocke selbst erhielt eine seinem Stande gemäße Erziebung, und vollendete auf der Universität zu Oxford seine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, sein sanftes, einnehmendes Wesen, seine Energie und die Gewandtheit seines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt, indem ihm ein seltener Ruf vorausging, und zeigte in ihr die seltensten Geistesanlagen, eine verführerische Gestalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemisch von Adel und Leutseligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen, niemand zu widerstehen im Stande war. Unglücklicher Weise hemmten die Leidenschaften seiner Jugend den Aufflug seiner Talente; schon war er in das 28ste Jahr getreten, und noch hatten seine glänzenden Anlagen, welche einen künftigen großen Mann versprachen, nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Aeltern, welche glaubten, daß eine Heirath eine heilsame Veränderung in ihm hervorbringen dürfte, schlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million, mit einer reizenden Gestalt einen sehr gebildeten Verstand und die edelste Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als sich auch bereits eine unvertilgbare Zwietracht zwischen ihnen erhob, in deren Folge sie sich auf immer von einander trennten. Ein ganz anderes Zwangsmittel sollte diesen heftigen, unregelmäßigen, aber ausgezeichneten Charakter zu einem bessern Ziele führen; sein Vater bewirkte seine Wahl zum Re-

räsentanten eines gewissen Fleckens bei dem Unter-Hause. Hier nun gen seine ungewöhnliche Beredsamkeit, sein tiefer Blick und die Gründchkeit seiner Raisonnements die allgemeine Aufmerksamkeit auf das inge Parlamentsglied. Hatte man bisher gefürchtet, daß diese seltenen Naturgaben in der Müßigkeit eines ausschweifenden Lebens sich zersplittern möchten, so schien er von dem Augenblicke an, wo er sich einmal in Staatsangelegenheiten gemischt hatte, seine Arbeitsscheue in einen Haß aller Ruhe zu verwandeln. Er zog nach und nach die Aufmerksamkeit des Königs Wilhelm und der Königin Anne auf sich. Als man ihn im Jahre 1704 zum Kriegssecretär ernannt hatte, wurde er dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough gebracht. Bolingbrocke erkannte und bewunderte die Talente dieses Mannes, und unterstützte die großen Unternehmungen und bewundernswürdigen Folgen derselben aus allen Kräften; die ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen dieses Generals fanden unter seinem Kriegssecretariate Statt, welches um so edelmüthiger von Bolingbrocke war, als er, ein Anhänger des Tory's, in Marlborough einen Whig unterstützte. Als aber die Whigs wieder die Obergewalt erhielten, nahm Bolingbrocke seinen Abschied, und dieser Schritt, zu dem er durch nichts genöthigt wurde, der aber die Anhänglichkeit an seine Partei auf eine löbliche Weise beurkundete, trug noch viel zu seinem öffentlichen Lobe bei. Nun folgten, wie er sich selbst ausdrückte, die zwei thätigsten Jahre seines Lebens, in welchen er sich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs fremd wurde. Er stand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die seinem Rathe stets vor allen übrigen Gehör gab. Jetzt ward das Ministerium der Whigs, zum größten Erstaunen von ganz Europa gestürzt, und Bolingbrocke erhielt als Staatssecretär das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Posten der Friede von Utrecht das höchste Ziel seiner Wünsche und den Stolz seines ganzen Lebens ausmachte, so wie er die Bewunderung seiner Talente erregte. Bei diesem Friedensschlusse hatte er nicht mehr als alles zu überwinden; die Whigs, die Pairs, die Bank, die indische Compagnie, Marlborough, Eugen, den Kaiser, Holland, die Eifersucht aller europäischen Mächte, die Schwäche seiner eigenen Königin, die Unentschlossenheit, die Unklugheit, ja sogar den Neid aller seiner Collegen. Drei Jahre waren zu der Vollendung dieses großen Werks nöthig. Er selbst ging im Jahre 1712 als Gesandter nach Paris, wo er sowohl von Ludwig XIV., als von den Parisern selbst, wie ein Wesen höherer Art aufgenommen wurde; und im darauf folgenden Jahre ward der so sehnlich gewünschte Friede zwischen Frankreich und England abgeschlossen. Vielleicht wäre es für den Ruhm Bolingbrocke's zu wünschen gewesen, daß dieser Friedensschluß das Ende seiner Laufbahn ausgemacht hätte, denn wir finden ihn, in dem noch übrigen Theile seines Lebens, dem Ungestüme seiner Leidenschaften, einem Wechsel der Gesinnung und einer so sonderbaren Art, sich auf diese oder jene Partei zu schlagen, Preis gegeben, daß dadurch die Redlichkeit seiner Gesinnungen, seine Vaterlandsliebe, überhaupt sein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig gemacht werden. Es entstand nämlich aus den gegenseitigen Reibungen der Tory's und Whigs ein solcher Zwiespalt in der öffentlichen Meinung, daß die Minister laut und hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeschrien und die protestantische Thronfolge für in Gefahr erklärt wurde. Wenn jemals das englische Ministerium einer vollkommenen Eintracht bedurft hatte, so war es in diesem Augenblicke, wo dasselbe von so vielen Sei-

ten angegriffen und bedroht wurde. Nichts desto weniger brach zwischen dem Großschatzmeister Grafen Orford und Bolingbrocke, gleich nach dem Abschlusse des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Es ist nicht leicht, zwischen diesen beiden berühmten Männern eine Partei zu ergreifen. Swift, der Freund beider, aber besonders mit dem Großschatzmeister sehr vertraut, beschuldigte letztern, an dem Untergange ihrer Partei, und besonders an dem Unglücke des Staats, die größte Schuld gehabt zu haben. Andere urtheilen von diesen beiden Männern, daß zwei Minister, welche bei einer so gefährlichen Lage der Dinge nicht im Stande waren, ihre persönliche Zwiestigkeiten zu vergessen, schon allein aus diesem Grunde, so große Talente sie auch übrigens haben mochten, unfähig gewesen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem nun auch seyn, so setzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Orford auf das heftigste gereizt wurde, diesen vier Tage vor ihrem Tode ab, und ernannte Bolingbrocke an dessen Stelle zum ersten Minister. Aber Annens Tod veränderte auf einmal die ganze Scene. Georg I. von Hannover bestieg den Thron, und die Whigs triumphirten so vollkommen über die Tory's, als es bis dahin noch niemals der Fall gewesen war; denn kaum war das Leichenbegängniß der Königin beendigt, und schon wurden die Minister derselben im Unter-Hause ihrer schlechten Staatsverwaltung laut und öffentlich angeklagt. Orford wußte sich zu vertheidigen und widerstand dem Sturme; Bolingbrocke hingegen, dem es nicht gelingen wollte, sich durch Scheingründe bei dem Hofe von Hannover zu rechtfertigen, und welchen man eben so sehr beneidete als haßte, ward vom Könige Georg, noch während seiner Anwesenheit in Deutschland, abgesetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Gegenpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Von Jacob III., unter welchem Namen der sogenannte Prätendent, oder der Chevalier de St. George, seiner künftigen Besteigung des englischen Throns entgegensah, lud ihn zu sich nach Lothringen ein; Bolingbrocke lehnte dies jedoch von sich ab. Da er jedoch erfuhr, daß das englische Parlament ihm fortwährend den Prozeß mache, nahm er Jacobs Anerbieten an, und ward von ihm zum Staatsminister erwählt. Als aber Ludwig XIV., der beste Freund Jacobs III., gestorben war, verlor Bolingbrocke alle Hoffnung, daß die Unternehmungen des letztern je gelingen würden, und bereute, sich mit demselben so weit eingelassen zu haben. Bolingbrocke's Gesinnungen und seine daraus hervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über diesen Gegenstand gewesen seyn, wie sie wollen, so darf man dennoch annehmen, daß er es mit Jacob III. wirklich redlich gemeint habe. Nichts desto weniger entsetzte ihn dieser plötzlich seiner Würde, und übertrug sie dem Herzog Ormond. So wollte es also Bolingbrocke's sonderbares Schicksal, daß er sowohl von dem wirklichen, als dem bloßen Titular-Könige von England der Verrätherei beschuldigt ward. Jetzt wurden ihm von dem Könige Georg Anerbietungen gemacht, die Geheimnisse des Prätendenten zu entdecken; aber er lehnte diesen Antrag anfangs von sich ab, nahm ihn aber nachher auf eine sehr inconsequente Weise in so fern an, als er sich verpflichtete, der Sache des Prätendenten unter der Bedingung, daß man ihm eine gänzliche Vergessenheit des Vorgefallenen bewilligte und sich in Betreff des Uebrigen auf ihn verließe, einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Nichts desto weniger widersetzte sich der Chevalier Walpole, der den künftigen Einfluß Bolingbrocke's auf das englische Cabinet sehr natürlich befürchten mußte, der Rückkehr desselben aus allen Kräften. Nun schrieb dieser, gleichsam um seine persönliche traurige Lage durch eine

schriftstellerische Ergießung erträglicher zu machen, philosophische Tröstungen, fand aber deren bald hernach noch süßere, indem er sich mit einer reizenden und sehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon, verheirathete. Im Jahre 1723 ward endlich das vorige Parlament, deren sämmtliche Mitglieder geschworne Feinde Bolingbrocke's gewesen waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König, als eine erste Gnade, nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch schon damals in seine Güter wieder eingesetzt wurde; dies Letztere geschah erst nach Verlauf von zwei Jahren durch eine besondere Parlamentsacte. Nun führte er, nach seiner Zurückkunft nach England, das Leben eines vollkommenen Landmannes, in welcher Beschäftigung er sich nur durch die Unterhaltung Swifts und Pope's in etwas unterbrechen ließ. Aber kaum hatte sich im Parlamente die Stimme der Opposition erhoben, als Bolingbrocke nach London eilte, und da man ihm den Eintritt in das Departement fortwährend verweigerte, von nun an während acht Jahre durch einzelne Druckschriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, die Ministerialpartei bekämpfte. Auf diesem Wege konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht abermals mächtige Feinde hätte zuziehen sollen, über welche er durch seine Dissertation über die Parteien, welche als sein Meisterstück betrachtet wird, zu siegen strebte. In Folge dieser Ereignisse verließ er zum zweiten Male England, und ging nach Frankreich, um sich daselbst, wie sogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich gestand, daß er selbst seinen edlen Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlassen. In Frankreich schrieb nun Bolingbrocke im Jahre 1735 seine Briefe über das Studium der Geschichte, welche freilich bewundert wurden, und auch noch jetzt bewundert werden, in welchen aber fast immer der persönliche Charakter des Verfassers die Stelle einer unparteiischen, allgemeinen Ansicht der Dinge vertritt, und die besonders deßwegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion angegriffen ward; eine Religion, die Bolingbrocke ehemals laut und eifrig vertheidigt hatte. Hierauf gab er seinen Brief an Lord Bathurst über die Einsamkeit und das Studium, darauf 1720 in französischer Sprache seine Briefe an M. de Pouilly heraus, welche letztere, in so fern sie kräftig gegen den Atheismus ankämpften, damals sehr geschätzt wurden. Endlich veranlaßte er im Jahre 1729 durch seinen Streit mit Walpole Pope's Versuch über den Menschen, bei dessen Abfassung er dem Verfasser nicht allein geholfen, sondern ihm auch selbst die wichtigsten Materialien an die Hand gegeben hat. Trotz dieser ernsten Beschäftigungen, denen sich Bolingbrocke in Frankreich widmete, sehnte er sich dennoch endlich nach seinem Vaterlande zurück, woselbst er auch im Jahre 1738 seine Idee über einen patriotischen König, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers, schrieb. Walpole's letzter auffallender Streich seiner Regierung hatte zur Folge gehabt, daß sich zwischen dem Könige und dem Prinzen von Wales eine offenbare Trennung entsponnen hatte. Endlich unterlag Walpole der gegen ihn vorhandenen Partei, und Bolingbrocke, der sich an dem Siege über diesen gefährlichen Feind den meisten Antheil zuschreiben konnte, veranlaßte den künftigen Thronfolger, im Jahre 1742 in die Arme seines Vaters zu eilen, und sich feierlich mit demselben wieder zu versöhnen. Nach diesem Ereignisse lebte er noch neun Jahre, und starb darauf 1751 im achtzigsten Jahre seines Lebens unter den Martern einer langen und schrecklichen Krank-

heit, während welcher er noch Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Nation schrieb. Das Manuscript seiner sämmtlichen Werke hatte er dem schottischen Dichter David Mallet übergeben, welcher es im Jahre 1753 zum Drucke beförderte. Kaum aber war dieses Werk öffentlich erschienen, als sich auch schon von allen Seiten eine Stimme dagegen erhob; der Verfasser nämlich hatte darin das Christenthum auf eine empörende Art angegriffen. Diese Sammlung seiner sämmtlichen Werke wurde daher öffentlich von der großen Jury zu Westminster als der Religion, Moral, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich sehr gefährlich einstimmig verworfen. Was Bolingbrocke's Charakter anbetrifft, so wissen wir von ihm, daß er die innigste Freundschaft und die erklärteste Feindschaft zu erregen im Stande war, und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelten Zorns, einer gehässigen Nacheiferung und einer unversöhnlichen Erbitterung beschuldigte. Wenn Pope und Swift, seine vertrautesten Freunde, ein sich geradezu widersprechendes Bild von ihm entwerfen, was steht dann von Leuten zu erwarten, die ihn nur aus der Ferne kannten? Außer den oben angeführten Werken Bolingbrocke's sind noch mehrere andere von ihm vorhanden, deren Titel hier anzuführen wir uns versagen müssen, weil die meisten von ihnen doch nur ein temporelles und locales Interesse zu gewähren vermögen.

Bollwerk, s. Bastion.

Bologna, Hauptstadt in der päpstlichen Legation gleiches Namens, welche, nachdem sie lange einen Bestandtheil des Königreichs Italien ausgemacht hatte, in Gemäßheit der Schlüsse des Wiener Congresses, am 16. Juli 1815 dem römischen Hofe wieder zurück gegeben worden. Die Stadt liegt unter 44 Gr. 29 Min. 36 Sec. B., 1 Min. 15 Sec. L., am Fuße der Apenninen zwischen dem Flusse Savena und Reno; 63,000 Einwohner, 200 Kirchen, worunter die Kirche des heiligen Petronius, des Beschützers von Bologna, auf deren Fußboden die von Cassini auf eine Kupferplatte gezogene Mittagslinie ist, und in der Kaiser Carl V. 1530 vom Papste Clemens VII. gekrönt ward (der letzte vom Papste gekrönte deutsche Kaiser); Palast des Magistrats mit vielen Statuen, Gemälden und den Sammlungen des gelehrten Ulysses Aldobrandus mit beinahe zweihundert von seiner Hand geschriebenen Folianten; die beiden Thürme degli Asinelli und de' Garisendi, wovon jener 1109 erbaut und ohne die Kuppel 371 Schuh hoch ist und dieser schief steht, indem sein Grund so sehr gewichen ist, daß eine von der Seite seiner Neigung herabgelassene Bleischnur sieben Schuh von dem Grunde abweicht, weßwegen man diesen 180 Schuh hohen Thurm abgetragen hat. — Hauptquartier einer Militärdivision, Universität, bononisches Institut oder eine Akademie der Wissenschaften und Künste mit Observatorium, anatomischem Theater, Antiquitätensammlung, Bibliothek rc. Musikschule, Seide-, Wollen-, Flor-, Papier-, Confituren-, Aquavit-, künstliche Blumen- und Früchte-, bologneser Flaschenfabriken rc. Die Fruchtbarkeit des Landes hat der Stadt den Beinamen la Grassa, die Fette, verschafft. In der Nähe findet man bei Paderno den Stein, Luminabile, spongia di luce benannt, der alle Arten von Licht in sich zieht und eine Zeit lang behält, so daß er im Finstern wie glühende Kohlen aussieht. (S. bononischer Stein.) Der bologneser Tabak und die kleinen Damenhunde, Bologneser genannt, waren sonst in großem Ruf. Die bologneser Flaschen oder Springkolben sind kleine, ziemlich dicke Flaschen, die, wie andere Gläser geblasen, aber in der freien Luft

schnell abgekühlt werden, wodurch sie die Eigenschaft erhalten, daß sie von außen einen starken Schlag vertragen, inwendig aber so empfindlich sind, daß sie von einem hineingeworfenen kleinen Stein augenblicklich zerspringen. Sie wurden von Paul Baptista Balbi zu Bologna 1740 erfunden.

Bombardiren, eine Stadt, eine Festung, einen Hafen u. s. w. heißt, selbige hauptsächlich mit Wurf- und schwerem Geschütz, nämlich aus Mörsern, Haubitzen und Kanonen beschießen. Die Regeln zu einem Angriffe mit Wurfgeschütz und Belagerungskanonen sind folgende: 1. kein Theil der Stadt darf verschont bleiben, wonach die Batterien angelegt und die Geschütze gerichtet werden müssen; 2. das Feuer muß ununterbrochen, bis der Endzweck erreicht ist, fortgesetzt werden; 3. bei den Seestädten kreuzen leichte Schiffe an den Küsten herum, um die vom Feinde etwa abgeschickten Brander anzuhaken und in die offene See zu führen; 4. auf dem Lande ist stets eine zahlreiche Cavallerie zur Hand, um die von der Besatzung gemachten Ausfälle zurückzutreiben. Die Regeln bei der Vertheidigung sind: 1. das Pflaster wird auf allen Gassen aufgerissen, die Dächer abgedeckt und das Gebälk mit Erde und Mist belegt; 2. allenthalben wird Wasser in Bereitschaft gehalten; 3. alle Batterien der Festung spielen gegen den Belagerer, und man sucht durch Ausfälle die Stücke darauf zu vernageln oder sonst unbrauchbar zu machen; 4. den feindlichen Schiffen schickt man Brander entgegen. — Bombardiercorps ist die zur Bedienung des Wurfgeschützes (der Mörser, Bombenpöller und Haubitzen) erfoderliche Mannschaft.

Bombast (Poetik). So bezeichnet man denjenigen Mißgriff im Style, wo die Armuth eigener Gedanken sich hinter einem Heere geblümter, hinaufgeschraubter Redeformen, die Leerheit der Ideen durch hochtrabende Worte, durch einen lästigen Stelzengang zu verstecken sucht. Man will dies Wort aus dem englischen bumbast herleiten, welches Baumwolle und „aufgedunsene Rede" zugleich bedeutet.

Bombay, englische Präsidentschaft an der Westküste von Vorder-Indien, 3925 Q. M., 2,800,000 Einwohner. Fruchtbar an Pfeffer, Cardamomen, Reiß, Sandel- und Thikholz. Unmittelbar gehören dazu: Bombay mit Gebiet, Guzurate, ein Theil von Mysore und einzelne Districte in Sunda, Canara und auf der südmalabarischen Küste, mittelbar, d. i. vasallenmäßig, Neu-Mysore, Kargu, Kananor, Calikut, Cochin, Travancore ꝛc. Die Präsidentschaft hat den Namen von der Insel gleiches Namens, zwei Meilen lang und an manchen Orten kaum ein halbe Meile breit, deren sandiger Boden nur Cocosbäume hervorbringt. Sie hat einen der besten Häfen in Ostindien, der nebst Goa allein Linienschiffe einnehmen kann. Die Hauptstadt gleiches Namens, 72 Gr. 54 Min. 24 Sec. O. von Greenwich 18 Gr. 55 Min. 30 Sec. B., Sitz der Präsidentschaft, stark befestigt, mit Schiffswerft und Arsenal; 140,000 Einwohner: Europäer, Mahomedaner, Gebern (Feueranbeter) und Hindus; literarische Societät; Baumwoll- und Seidenfabrik; Handel nach Persien, Arabien, Ostafrika und Indien; Seesalzsiederei. (Vergl. Hindustan.)

Bomben sind hohle eiserne Kugeln, welche mit Pulver gefüllt und mit Brandröhren versehen aus den Mörsern oder sogenannten Bombenpöllern geworfen werden. Meistens werden jetzt die Bomben excentrisch gegossen, d. h. am Boden dicker als oben, wo sich das Brandloch befindet, wodurch man verhindern will, daß die Bombe nicht auf die Brandröhre fällt und sie erstickt. Ueberdies werden die Bomben mit

Henkeln oder Oehren versehen, damit man sie transportiren und beim Laden in den Mörser einsetzen könne. Die Granaten sind dadurch von den eigentlichen Bomben unterschieden, daß sie keine solche Henkel oder Oehre haben. Gefüllt werden die Bomben mit Pulver und Brandzeug, wenn man sich derselben zur Zerschmetterung und zum Anzünden der Häuser bedient, und zwar eine hundertpfündige Bombe mit 15 Pfund Pulver und 20 Loth Brandzeug, eine sechzigpfündige mit 9 1/2 Pfund Pulver und 15 Loth Brandzeug, eine dreißigpfündige mit 4 1/2 Pfund Pulver und 9 Loth Brandzeug; und eine zehnpfündige mit 1 Pfund Pulver und 5 Loth Brandzeug. Das Bombenwerfen, oder die Kunst, die Bomben an einen bestimmten Ort hinzuwerfen, beruht 1. auf der Richtung oder Stellung, die man dem Mörser gibt, und 2. auf der Quantität Pulver, womit der Mörser geladen werden muß, d. h. auf der Ladung des Böllers. — Bombenfest ist jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallende Bomben nicht durchschlagen. Ein kreisförmiges steinernes Gewölbe erfodert dazu 3 1/2 Fuß Dicke. — Bombarde oder Donnerbüchse ist der Name der ältesten Feuergeschütze, deren Gebrauch wir höchst wahrscheinlich den Mohren verdanken, die sich ihrer zuerst bei der Belagerung von Alicante bedienten. Sie waren anfangs von ungeheurer Größe, und schossen 250 Pfund Stein. Carl VIII. von Frankreich schaffte sie ab, und führte die jetzt gebräuchlichen leichtern Kanonen ein.

Bonaparte ist der Familienname des vormaligen französischen Kaisers, welchen er und seine Geschwister, bis auf Lucian, bei seiner Thronbesteigung ablegten. Die Familie Bonaparte ist sehr alt; ihre Vorfahren waren bereits im dreizehnten Jahrhunderte Patricier und Senatoren zu Florenz. Mehrere von ihnen befanden sich als Abgesandte dieser Republik bei verschiedenen Congressen, und ein Bonaparte war es, der den Tractat abschloß, wodurch Linano gegen Sarceda ausgetauscht wurde. Ein Zweig der Familie zog sich zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nach Bologna, ein anderer nach Genua, von wo er nach der Insel Corsica überging. Der Vater des vormaligen Kaisers von Frankreich war Carl Bonaparte, ein Rechtsgelehrter und Landeigenthümer zu Ajaccio auf eben jener Insel, nachher Officier der dortigen Nationalgarde. Er starb als Deputirter der corsicanischen Stände in Frankreich zu Montpellier im J. 1785. (Vergl. Joseph, Napoleon, Lucian und Hieronymus.)

Bonaparte (Lucian), jüngerer Bruder des Kaisers Napoleon, geboren 1772, Senator, war anfangs bei der Administration der Armeen angestellt, verheirathete sich zu St. Maximin, ward Kriegscommissair, und im März 1797 Deputirter des Departements von Liamone beim Rathe der Fünfhundert. Bei der Annäherung des 18ten Brumaire ward er zum Präsidenten erhoben, und wendete in der außerordentlichen Sitzung zu St. Cloud den 19ten Brumaire alle Kräfte an, die Opposition, welche sich gegen seinen Bruder erhob, aufzuhalten. Er verließ den Vorsitz in der Mitte der Bewegung, welche der Eintritt des Generals veranlaßte, legte die Zeichen seiner Würde ab, da man ihm nicht das Wort gestattete, ging aus dem Saale und stieg sogleich zu Pferde, haranguirte mit Heftigkeit die Truppen, sagte, man habe seinen Bruder ermorden wollen, und lud die Soldaten zu seiner Vertheidigung ein. Sein Muth gab den Ereignissen die Entscheidung, und der Rath der Fünfhundert ward aus einander getrieben. Nach der Annahme der neuen Constitution erhielt er das Ministerium des Innern, welches er im October 1800 mit dem Gesandtschaftsposten in

Madrid vertauschte. Zu Ende des Septembers 1801 unterzeichnete er zu Badajoz den Frieden Frankreichs mit Portugal, kam im folgenden Monat nach Paris zurück, ward den 9ten März 1802 Tribunatsmitglied, dann Minister des Innern, im Juli Großofficier der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungssenats. Den 3ten Februar 1803 ward er ins Nationalinstitut zur Classe der politischen und moralischen Wissenschaften berufen; man übertrug ihm kurz darauf die Senatorie von Trier: er begab sich im Juli 1803 nach Belgien und in die Rheindepartemente, um Besitz von den der Ehrenlegion zugeschlagenen Gütern zu nehmen, und heirathete bei seiner Rückkunft die Madame Jouberteau, Wittwe eines Banquiers, indem er seine erste Gemahlin i. J. 1802 verloren hatte. Da er die Absichten seines Bruders, die Monarchie von Frankreich, mit der Thronfolge für sein Haus wieder herzustellen, mißbilligte, und sich allen Planen, die derselbe in dieser Hinsicht ausführen wollte, widersetzte, so begab er sich im J. 1804 mit seiner zahlreichen Familie nach Italien, und erkaufte von der Familie Barberini die 4 Meilen von Rom gelegene schöne Villa de Nemori, wo er als Privatmann, im Besitze eines großen Vermögens, für Künste und Wissenschaften eingezogen lebte. Da ihn auch dahin die Anträge Napoleons verfolgten, und die Spaltung dadurch so sehr zunahm, daß Lucian Gewaltstreiche besorgte, so beschloß er im J. 1811 sich nach Nordamerika zu begeben. Um in diesem Vorhaben durch die Engländer nicht gestört zu werden, schrieb er dem englischen Minister am sardinischen Hof, Hill, und bat ihn um Pässe von seiner Regierung. Hill versprach es, und glaubte sich so sicher, die Pässe zu erhalten, daß er Lucian vermochte, sich einzuschiffen und nach Sardinien zu kommen. Aber die englische Regierung hätte den Paß verweigert, und als Lucian mit seiner Familie und mit allen seinen Habschaften bei Sardinien anlangte, erhielt er auch nicht einmal die Erlaubniß an das Land zu gehen. In dieser Verlegenheit fügte es sich, daß Adair, der als englischer Gesandte nach Konstantinopel reiste, auf Sardinien landete, und auf Hills Verwendung es auf sich nahm, Lucian nach Maltha zu senden, wo er die weitere Entscheidung des englischen Cabinets zu erwarten hätte. Nachdem dieses die wiederholte Versicherung erhalten hatte, Lucian suche nichts, als einen ruhigen Zufluchtsort, so ertheilte es ihm zwar nicht die verlangten Pässe nach Amerika, aber die Erlaubniß nach England zu kommen, unter der Bedingung, auf Ehrenwort als Staatsgefangener daselbst zu bleiben. So kam er am 13ten Dec. 1811 am Bord der Fregatte Präsident, mit seiner Gattin, seinen 7 Kindern, und einem Gefolge von 35 Personen, im Hafen zu Plymouth an. Lord Powis räumte ihm sein Schloß Stonehouse, bei Ludlow, zum Aufenthalte ein. Er blieb daselbst einige Zeit, machte sich aber nachher in der Stadt Worcester ansäßig. Ein englischer Obrist hatte die Aufsicht auf seine Person und auf seine Correspondenz. Sein Leben war eingezogen, häuslich und wissenschaftlich, und größtentheils der Ausarbeitung eines epischen Gedichtes, zu dessen Helden er Karl den Großen gewählt hatte, gewidmet. Da nach Napoleons Sturz sein Verhaft keinen Zweck mehr zu haben schien, so erhielt er die Erlaubniß wieder nach Rom zurück zu gehen, wo er am 27sten Mai 1814 ankam, und wohin ihm später seine Familie nachfolgte. Er fand hier die beste Aufnahme, indem ihn der Papst feierlich mit dem von ihm erkauften Fürstenthum Canino belehnte, ihn zum römischen Fürsten ernannte, und ihm erlaubte, seinen Karl den Großen Sr. Heiligkeit zu dediciren. Bei der entschiedenen Feindseligkeit, welche er immer gegen

Napoleon geäußert hatte, war es sehr unerwartet, daß er, als dieser 1815 wieder von Elba zurück kam, sich nach Frankreich begab, und in enge Verbindungen mit dem Usurpator trat. Er empfing in Paris die größten Ehrenbezeigungen, und erhielt das Palais royal zur Wohnung. Als aber die Siege der Alliirten das Recht des königlichen Hauses wieder geltend machten, verließ Lucian Frankreich, um nach Rom zurück zu kehren. Da er sich bei den Vorposten des Grafen Bubna meldete, so ließ ihn dieser durch einen Officier nach Turin begleiten, wo er am 11ten Juli ankam, aber sogleich als Gefangener auf die Citadelle geführt wurde. Man hatte hier mehrere Zimmer für ihn in Bereitschaft gesetzt; auch genoß er eine sehr achtungsvolle Behandlung. Uebrigens äußerte er bei seiner Verhaftnehmung: „er begreife nicht, wie man ihn als einen Gefangenen behandlen könne, da er sich stets dem Ehrgeiz seines Bruders widersetzt, und auch zuletzt noch nach Frankreich gegangen sey, um diesen zu gemäßigten Gesinnungen zu bringen." Im September kam Lucian nach Rom zurück, da er vermöge eines Schlusses der verbündeten Höfe seine Freiheit wieder erhalten hatte. Jedoch mußte die päpstliche Regierung sich verbindlich machen, ihn, so wie die Mitglieder seiner Familie, nicht aus dem römischen Staate entkommen zu lassen.

Bonaparte (Maria Lätitia), eine geborne Raniolini, wurde zu Ajaccio in Corsica 1750 geboren. Sie vermählte sich mit einem Rechtsgelehrten und Landeigenthümer, Carl Bonaparte 1767. Dieser starb in Frankreich zu Montpellier 1785. Die merkwürdigen Kinder dieser Ehe, welche noch leben, sind nach ihrem Alter: Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig, Elise, Pauline, Caroline und Hieronymus. Seit Napoleons Thronbesteigung lebte sie zu Paris, wo sie als Mutter des Kaisers einen eigenen Hofstaat hielt, wie die ehemaligen Königinnen den Titel Madame führte, und Beschützerinn der beiden Wohlthätigkeits-Institute der Soeurs de la charité und der Soeurs hospitalières war. Nach Napoleons Thronentsetzung 1814 nahm sie ihren Aufenthalt in Rom. Als aber derselbe 1815 wieder erschien, begab sie sich mit dem Cardinal Fäsch abermals nach Frankreich. Nach dem Sturze des Usurpators erhielt sie die Erlaubniß wieder in Rom zu leben, wo sie sich bei ihrer Tochter, der Fürstin Borghese, befindet.

Bonchamp (Artus de), hatte an den denkwürdigen Begebenheiten in der Vendee einen so wichtigen Antheil, daß eine kurze Darstellung seines in diesen blutigen Bürgerkrieg eingreifenden Lebens noch jetzt nicht ohne Interesse seyn kann. Bonchamp war in Anjou im J. 1759 geboren, und stammte aus einer edeln und angesehenen Familie. Während des nordamerikanischen Krieges focht er mit Auszeichnung in Indien. Als im März 1793 die Insurrection in der Vendee ausbrach, bewohnte er ruhig sein Schloß; seine Meinungen waren sehr gemäßigt, er wirkte nicht mit, die Landbewohner aufzureizen. Aber als sie sich bewaffnet und bereits einige Vortheile über die gegen sie beorderten Truppen erfochten hatten, wollten sie Männer an ihrer Spitze sehen, die ihnen Achtung und Vertrauen einflößten; sie zwangen allenthalben die Angesehensten, ihre Anführer zu werden. D'Elbée und Bonchamp wurden mit dem Anfang des Aprils zu Befehlshabern ernannt. Sie erlitten zuerst Unfälle, aber nach ihrer Vereinigung mit La Roche Jaquelein, den die Bauern eines andern Cantons zu ihrem Anführer gemacht hatten, erlangten sie eine entschiedene Ueberlegenheit über die Republikaner. Bressuire ward genommen, und Lescure, der gefangen worden, brachte einen neuen Landstrich unter die Waffen. Man war

chirte auf Thouars, und Bonchamp trug viel dazu bei, den Ueber-
gang über den Fluß zu erzwingen, der diese Stadt vertheidigte. Hier
ngen die glücklichen Erfolge der Vendeer an; damals gewann der
Krieg eine Wichtigkeit, daß es einen Augenblick schien, als solle durch
on das Schicksal Frankreichs entschieden werden. Alle Bewohner des
inken Ufers der Loire, von Anjou, Bocage, der Grafschaft Nantes
und vom Ausflusse der Loire waren aufgestanden und hatten die re-
ublikanischen Heere geschlagen und verjagt. Dieser weit reichende Auf-
tand war aus einer großen Menge kleiner Armeen zusammengesetzt, die
icht übereinstimmend wirkten, deren Chefs sich kaum kannten und ein-
nder nicht untergeordnet waren; bald aber bildete die ganze Insur-
ection des rechten Ufers der Sevre, da sie ein gemeinschaftliches In-
eresse hatten, Eine Armee, welche man die große Vendee-Armee nannte.
Hier befanden sich die Anführer, die sich am meisten ausgezeichnet ha-
ben; diese Armee erfocht die großen Siege, eroberte die umliegenden
Städte, und erweckte bei der republikanischen Regierung gerechte Be-
orgnisse. Bonchamp befand sich bei dieser Armee und focht gewöhnlich
mit ihr, ohne jedoch eigentlich die Befehle eines Chefs anzunehmen.
Er commandirte die Bewohner Anjou's von den Ufern der Loire und
inige Bretagner, die über den Fluß gekommen waren, um sich mit ihm
u vereinigen. Von allen Anführern der Vendee war er der kriegerfah-
renste, und man hatte die höchste Achtung für seine Rathschläge. In
der That ward diese Armee, die mehr Muth als Erfahrung, mehr
Feuer als Ordnung hatte, nur von Jünglingen, die den Krieg nicht
kannten, und von kraftlosen Greisen, von Gutsbesitzern, Bürgern und
Landleuten, die wenige Einsicht hatten, angeführt. Daher mußte ein
Officier von Kenntnissen, zumal im Anfang, leicht das Uebergewicht
rlangen. Außerdem hatte Bonchamp die besten Soldaten der Insur-
rection, und unter ihnen geschickte Officiere. Auch sein Charakter trug
dazu bei, ihn in Ansehen zu setzen. Ohne Herrschsucht, ohne Eitelkeit,
ruhig dem Erfolg der Sache sich hingebend, hatte er nichts Geräusch-
volles noch Hervorstrahlendes in seinem Charakter, und, wenn er auch
keinen Enthusiasmus erregte, so gewann er doch stets ohne Widerspruch
die allgemeine Billigung. Er war nie in eine Intrigue, in einen Streit
um den Vorrang verwickelt. Gegen die Besiegten war er gütig, und
man führt von ihm keinen einzigen Zug von Härte und Grausamkeit
n. Die Armee ward oft seiner Gegenwart beraubt; er hatte das Un-
glück, fast in jedem Treffen verwundet zu werden. Nach der Einnah-
me von Thouars führte er seine Division wieder nach Anjou, während
die übrigen Anführer Fontenay angriffen. Dies Unternehmen mißlang;
acht Tage darauf ward es erneuert, und dies Mal war Bonchamp da-
bei. Er drang mit den Ersten in die Stadt und ward dabei schwer
verwundet. Dies war gegen das Ende des Mai; erst gegen die Mitte
des Juli erschien er wieder, nachdem die Vendeer Saumur und Angers
eingenommen und von Nantes zurückgeschlagen worden. In dem ersten
Treffen wurde Bonchamp am Armgelenk verwundet. Einige Tage
nachher gelang es d'Elbee, sich zum Generalissimus wählen zu lassen,
obwohl alle Einsichtsvolleren Bonchamp an die Spitze gestellt wünsch-
ten. Dieser hatte keinen Verdruß darüber, aber er fand es lächerlich,
daß man den mittelmäßigsten von allen Anführern gewählt habe. Ge-
gen den September 1793 machte die republikanische Regierung, deren
Unternehmungen gegen die Vendee so oft gescheitert waren, größere An-
strengungen, und beorderte zahlreichere Heere, gediente Soldaten und
thätige Generale gegen sie. Nieder-Poitou war bald überschwemmt,

und Charette's Corps kam zerstreut und geschlagen an den Ufern der Sevre an, und bat um Hülfe bei der großen Armee. Die Anführer sahen wohl ein, daß das Heil der Sache auf dem Spiel stehe. Die ganze Armee versammelte sich; sie hatte die tapfere Garnison von Mainz gegen sich, die nach dem freien Abzug aus dieser Festung gegen die Insurgenten zu fechten bestimmt war. Alle Anführer der Vendee waren vereinigt; sie thaten Wunder der Tapferkeit, und zwangen die Soldaten, mehrere Stunden lang im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich zu behaupten. Bonchamp, noch den Arm in der Binde, erschien mit seiner Division und entschied den Sieg. Er war vollständig. Die Republikaner, von allen Seiten umringt, in einem wilden Lande voller Schlupfwinkel, ließen Artillerie und Bagage im Stich. Am folgenden Morgen schlugen Lescure und Charette eine andere republikanische Division bei Montaigu. Aufgemuntert durch den Erfolg, verfolgten sie den genommenen Weg und trugen den Tag darauf einen neuen Sieg davon. Aber man hatte einen veränderten Plan gefaßt; die ganze Vendee-Armee sollte sich sammeln und die Garnison von Mainz auf ihrem Rückzuge angreifen. Bonchamp war nicht zeitig genug davon unterrichtet worden; er griff mit der Armee von Anjou allein an, und statt einer gewissen Niederlage erlitten die Republikaner nur einen leichten Verlust. Daraus erhoben sich Vorwürfe und Zwistigkeiten unter den Vendeechefs. Ihre Uneinigkeit, und besonders die Art, wie Charette seine Sache von der Sache der großen Armee trennen wollte, zogen den Fall der Vendee herbei, die den Angriffen, welche von allen Seiten auf sie gerichtet wurden, nicht mehr widerstehen konnte. Chatillon, der Mittelpunkt des Bürgerkriegs, ward genommen; zwar vertrieb man die Republikaner wieder, aber unterdeß rückten die Mainzer von der Seite von Mortagne an. Lescure lieferte ihnen bei Tremblaye eine Schlacht, ward tödtlich verwundet und geschlagen, ehe Bonchamp ihm zu Hülfe kommen konnte. Die Republikaner drangen bis Chollet vor; es war unverkennbar, daß ein Schlag das Schicksal der Armee entscheiden müsse. Bonchamp rieth, um eine Zuflucht zu behalten, im Fall einer Niederlage auf das rechte Ufer der Loire sich zurückzuziehen; hier hatte er Einfluß; er wußte, daß Bretagne zum Aufstand geneigt war; seine Landsleute waren seiner Meinung. Aber die Anführer von Poitou begriffen nicht, wie man den Boden der Vendee verlassen könne; sie wußten, daß ihre Soldaten nur für ihren Heerd fechten wollten, und sie bestanden darauf, daß man sie nicht entfernen solle. Dennoch setzte es Bonchamp durch, daß man einige Truppen detachirte, um sich des Uebergangs über die Loire zu versichern. Am 17ten October 1793 wurden beide Heere vor Chollet handgemein. Die Vendeer fochten lange, und mit mehr Muth und Hartnäckigkeit, als man noch gesehen, aber nachdem Bonchamp durch die Brust geschossen und d'Elbée auf den Tod verwundet worden, mußten sie das Schlachtfeld räumen. Die Republikaner hatten den Sieg zu theuer erkauft, um ihre Feinde zu verfolgen und deren Uebergang über die Loire zu beunruhigen. Bonchamp konnte diesen traurigen Rückzug nicht sehen; er lag bewußtlos im Todeskampf, und verschied, als man ihn am jenseitigen Ufer aus der Barke hob. Nie war seine Gegenwart nöthiger als jetzt; er sollte sie führen in diesem Lande, das er kannte; Niemand sonst war in seine Plane eingeweiht. Mitten unter der schrecklichen Beängstigung der Flucht hatte man kaum Zeit, an die Größe des erlittenen Verlustes zu denken, so sehr waren die Gemüther von dem überstandenen und bevorstehenden Ungemach eingenommen. Bonchamp aber ward an dem Ufer der Loire beerdigt.

Bondi (Abt Clemente), einer der geschätztesten neuern Dichter Italiens, ist aus Mantua, oder wie andere Nachrichten angeben, aus Parma gebürtig. Er war in den Orden der Jesuiten wenige Jahre vor der Aufhebung desselben getreten, hatte aber hier den Geschmack für die schöne Literatur und vornehmlich für die italiänische Dichtkunst eingesogen. Nachdem er Gelegenheit gehabt, dem Erzherzog Ferdinand, damaligem Statthalter von Mailand, und dessen Gemahlin, Maria Beatrice von Este, einer Fürstin, die des von Ariosto und Tasso unsterblich gemachten Namens vollkommen würdig ist, bekannt zu werden, ließen diese hohen Personen dem jungen Dichter Schutz, Unterstützung und aufmunterndes Lob angedeihen. So trat er nach und nach als lyrischer, beschreibender, satirischer und elegischer Dichter, wie auch als poetischer Uebersetzer auf, und wußte wegen seiner zierlichen, leichtfließenden, harmonischen Verse sowohl, als auch um seines einfach edeln, weder durch hochtrabende Sentenzen noch durch gesuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen entstellten Styls willen, gebildeten Männern, besonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingsschriftsteller er in Italien geworden ist. Wir besitzen Bondi's sämmtliche Poesien in einer schönen Prachtausgabe, welche im J. 1808 in drei Bänden aus der Degenschen Officin hervorgegangen, und der Erzherzogin Maria Beatrice von Este, der erhabenen Beschützerin des Dichters, zugeeignet ist. Der erste Band enthalt die längeren Gedichte, nämlich le Conversazioni, la Felicità, il Governo pacifico, la Moda und la Giornata villereccia; der zweite enthält Sonette, Episteln, Elegien, Canzonen, Cantaten und andere kleine Gedichte; so auch der dritte, der mit der Uebersetzung des virgilischen Landbau's schließt.

Bonifaz (der heil.), Deutschlands Apostel, der zuerst unter den Deutschen das Christenthum predigte und Civilisation verbreitete. Geboren in England gegen das Jahr 680, hatte er in der Taufe den Namen **Winfred** bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem Kloster von Excester gewesen, trat er in das Kloster von Nutcell, wo er Rhetorik, Geschichte und Theologie lehrte. In seinem dreißigsten Jahre empfing er die Priesterweihe. Ein großer Theil von Europa war damals noch von heidnischen Völkern bewohnt: von England gingen die Bekehrer aus: nach Deutschland Bonifaz, nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidvert. Im Jahr 716 faßte Bonifaz den Plan, das Christenthum unter den Friesen zu predigen, aber der zwischen Carl Martell und Radbod, König von Friesland, ausgebrochene Krieg stellte dieser Sendung große Hindernisse in den Weg, und er kehrte von Utrecht nach England in sein Kloster zurück, zu dessen Abt er nach Winberts Tode erwählt ward. Da er sich indeß für berufen hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen Andern an seine Stelle ernennen, und begab sich 718 nach Rom, wo Gregor II. ihm Vollmacht gab, allen Völkern Deutschlands das Evangelium zu predigen. Bonifaz fing sein Amt in Thüringen und Bayern an, war drei Jahre in Friesland und durchwanderte Hessen und Sachsen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Götzentempel zu Kirchen weihend. Im J. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Bischof, gab ihm eine Sammlung von Canons, die ihm zur Richtschnur dienen sollten, und empfahl durch Briefe Carl Martelln und allen Fürsten und Bischöfen, ihn bei seinem frommen Geschäft zu unterstützen. Damals vertauschte er seinen Namen Winfred mit dem Namen Bonifaz. Nach seiner Rückkehr stiftete er in Hessen Kirchen und Klöster, ließ von England Priester, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte sie als Gehülfen in

Thüringen, Sachsen und Bayern. Im J. 732 überschickte Gregor III ihm das Pallium und ernannte ihn zum Erzbischof und Primas [illegible] ganz Deutschland, mit Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer zu errichten. Im J. 738 machte Bonifaz eine dritte Reise nach Rom, und ward vom Papst zum Legaten des heiligen Stuhls in Deutschland ernannt. In ganz Bayern gab es nur das Bisthum zu Passau; Bonifaz errichtete noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen und Regensburg. Für Thüringen errichtete er das Bisthum zu Erfurt, für Hessen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt wurde; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichstädt. Im J. 739 stellte er den vom heiligen Rupert in den ersten Jahren desselben Jahrhunderts errichteten bischöflichen Sitz zu Salzburg wieder her. Gregor III. und dessen Nachfolger, Zacharias, bestätigten alle diese Einrichtungen. Nach Carl Martells Tode und Carlomanns Entsagung, weihte Bonifaz dessen Bruder, Pipin den Kurzen, zum König der Franken in Soissons, präsidirte in der dort gehaltenen Synode und ward von Pipin zum Bischof von Mainz ernannt. Er versammelte in Deutschland acht Concilien, stiftete unter andern die berühmte Abtei zu Fulda und unternahm im J. 754 aufs neue apostolische Reisen zur Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Dockum, sechs Stunden von Lewarden, wo er auf offenem Felde Zelte aufschlagen lassen, am 5ten Juni 755 in seinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbaren überfallen und nebst seinen Begleitern erschlagen. Er war ungefähr 75 Jahre alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von seiner Hand geschriebene Copie der Evangelien und ein mit dem Blute dieses Märtyrers gefärbtes Blatt. Eine Sammlung seiner Briefe hat Serrarius herausgegeben. Da, wo Bonifacius die erste christliche Kirche im nördlichen Deutschland bauete, im Thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberg, einige Stunden von Gotha, ist ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmal, das in einem Candelaber besteht, errichtet worden. Die Errichtung dieses Denkmals war mit einer passenden Feierlichkeit verbunden, bei welcher von einem Prediger der catholischen, der lutherischen und der reformirten Confession Reden gehalten wurden. Herr D. Löffler zu Gotha, welcher einer dieser Prediger war, hat diese Feierlichkeit in einer eigenen kleinen Schrift, welcher auch eine Lebensgeschichte des Bonifacius beigefügt ist, beschrieben.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajatan), zum Papst erwählt den 24sten Dec. 1294, war zu Anagni geboren und stammte aus einer ursprünglich catalonischen Familie. Nachdem er sich in seiner Jugend der Rechtsgelehrsamkeit befleißigt, ward er nach und nach Capitular von Paris und Lyon, dann Advocat und Notar des Papstes zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit verschiedenen Negoziationen bei mehreren Fürsten beauftragt, besonders vertraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem König von Sicilien und Alphons von Aragon, zwischen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England. Bonifaz wurde zu Neapel zum Papst erwählt, zehn Tage nach der Abdankung Cölestins V. Dieses ungewöhnliche Verfahren erzeugte Murren, besonders von Seiten der Colonna's, die als erklärte Ghibellinen dem Papste entgegenstrebten. Bonifaz, um allen Zweifel zu zerstreuen und den ihn etwa bedrohenden Stürmen zu begegnen, hielt es für nöthig, Cölestin mit sich nach Rom zu führen; dieser aber ent-

loh unterwegs, um sich nach Sulmone in seine vormalige Zelle zu flüchten, und beschloß, als er sich verfolgt sah, nach Griechenland überzusetzen. Man holte ihn jedoch ein, und brachte ihn nach Rom zurück, wo Bonifaz ihn mit vieler Freundlichkeit behandelte. Dieser dachte jetzt darauf, sich an den Colonna's zu rächen, die er excommunicirte, und seine Macht zu befestigen. Seine Installirung war glänzend und prachtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel seines Pferdes, als er sich nach dem Lateran begab; sie bedienten ihn bei der Tafel, die Krone auf den Häuptern. Indeß war Bonifaz in in den ersten Versuchen seiner Gewalt nicht glücklich: er konnte die Vollziehung des zwischen Carl von Sicilien und Jacob von Aragonien geschlossenen Tractats nicht bewirken. Man verweigerte ihm die Lehnsherrlichkeit über Sicilien; die Völker krönten Friedrich und achteten wenig des gegen sie geschleuderten Banns. Nicht besser gelang ihm seine Vermittlung zwischen Frankreich und England. Da er dem Kriege durch Verhandlungen kein Ende machen konnte, suchte er die Hülfsmittel dazu zu schmälern, indem er die Geistlichkeit von jeder Contribution frei sprach, oder, was einerlei ist, den Grundsatz aufstellte, worüber nachher so große Streitigkeiten entstanden, daß keinem Geistlichen ohne Zustimmung des heiligen Stuhls eine Abgabe aufgelegt werden könne. Dies war der Inhalt der im J. 1296 erlassenen Bulle: Clericis laïcos. In England nahm die Geistlichkeit sie mit allgemeinem Beifall auf; in Frankreich wagte man es nicht, wegen des heftigen Widerstandes Philipps und des Adels. Hieraus entsprangen die ersten Streitigkeiten zwischen dem Papst und Philipp, welche sich zu einer gütlichen Beilegung zu neigen schienen, als die Angelegenheiten des Bisthums von Pamiers die Erbitterung aufs neue weckten. Dieses vom Papst neugestiftete Bisthum fand großen Widerspruch, und als der neue Bischof, Bernard de Saisset, sich gegen den König beleidigende Reden erlaubt hatte, ließ Philipp ihn verhaften, um ihn zu richten. Bonifaz foderte von ihm den Gefangnen zurück, der nur von ihm gerichtet werden könnte. Zugleich erließ er an ihn die Bulle: Ausculta, fili, in welcher er auf die kühnste und beleidigendste Weise die Grundsätze dieser absoluten Obergewalt, die er sich anmaßte, entwickelte. Philipp berief eine Versammlung der Geistlichen und des Adels und ließ in ihrer Gegenwart diese Bulle verbrennen. Der Staatsrath des Königs ermuthigte sich nach dem Beispiele seines Herrn, der in einer Antwort an den Papst geschrieben hatte: Sciat fatultas vestra. Pierre Flotte, Siegelbewahrer, Guillaume de Nogaret, königlicher Advocat und Guillaume de Plasian zeichneten sich durch die Heftigkeit ihrer Sprache aus. Sie beschuldigten Bonifaz der Doppelzüngigkeit, der Simonie, Intrusion, Ketzerei, Unkeuschheit. So heftige Debatten mußten zu einem heftigen Beschluß führen. Man setzte fest, daß Bonifaz auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon gerichtet werden solle, und daß er abgesetzt werden könne, indem die Nation an die künftige Kirchenversammlung und den künftigen Papst appellirte. Der Papst, nicht müßig bei diesen Angriffen, erließ die Bulle Unam sanctam, worin er den Unterschied der beiden Schwerter aus einander setzt, und ihre Handhabung ausschließlich der geistlichen Gewalt beimißt. Zugleich aber fühlte er, daß er noch anderer Waffen bedürfe. In dieser Absicht suchte er sich Albrecht von Oesterreich zu nähern, dem er nicht nur die deutsche Kaiserwürde, sondern selbst die Krone Frankreichs bewilligte, wenn er sich gegen Philipp erklärte. Durch diese Anerbietungen ward Albrecht gewonnen. Ferner bemühte sich Bonifaz, die Freundschaft

Friedrichs von Sicilien zu gewinnen, indem er ihn gegen Carl von Valois begünstigte. Unnütz blieben seine Allianzvorschläge bei dem Könige von England. Indeß verfolgte Philipp mit Eifer seinen Plan. Er hatte die Bullen unterdrückt, welche die Acht über ihn aussprachen und die Abgeordneten, welche sie brachten, schimpflich fortjagen lassen. Er schickte darauf Nogaret nach Italien, um sich der Person des Papstes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband sich zu diesem Zweck in Toscana mit Sciarra Colonna. Beide warben Soldaten, und als der unvorsichtige Bonifaz, der das Ungewitter zu beschwören vergeblich versucht hatte, Rom verlassen und sich nach Anagni geflüchtet hatte, wo er die letzte Bulle der Acht gegen Philipp, in welcher er dessen Unterthanen ihres Eides entband, publiciren sollte, drangen am Abend zuvor Nogaret und Colonna mit einigen hundert Bewaffneten unter dem Ausruf: „Es sterbe der Papst Bonifaz! Es lebe der König von Frankreich!“ in Anagni und in die Wohnung des Papstes ein. Dieser zeigte einen gewissen Muth und sprach; „Da ich verrathen bin, wie Jesus Christus verrathen ward, so will ich wenigstens als Papst sterben.“ Er ließ sich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüssel und das Kreuz in die Hand, und setzte sich auf den päpstlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen nicht und verhaftete Bonifaz, der umsonst in Thränen ausbrach; ja Colonna vergaß sich bis zu persönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb Bonifaz in dieser grausamen Lage; da griffen die Römer zu den Waffen, und unter dem Ruf; „Es lebe der Papst und sterben die Verräther!“ vertrieben oder ermordeten sie die Wache, und befreiten ihr Oberhaupt. Bonifaz ließ sich nach Rom bringen, wo er nach einem Monat, 1303, starb. Aus Furcht vergiftet zu werden, hatte er während seiner Gefangenschaft nicht die geringste Nahrung genossen, und sich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann Bonifaz eine gewisse Kühnheit in den Ansichten, und einige Beharrlichkeit in den Entschlüssen nicht absprechen; aber diese Eigenschaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachsucht und kriechende Geschmeidigkeit befleckt. Dante weis't ihm als einem Simoniten einen Platz in der Hölle zwischen Nicolaus III. und Clemens V. an. Bonifaz stiftete im J. 1300 das Säcularjubiläum. Ihm gebührt der Ruhm eines für seine Zeiten sehr gebildeten Mannes.

Bonnet (Charles), ein berühmter Naturforscher und Philosoph, war zu Genf im Jahre 1720 den 13ten März geboren. Seine ursprünglich aus Frankreich stammende Familie hatte dasselbe zur Zeit der blutigen Religionskriege im Jahre 1572 verlassen. Die Lectüre des Schauplatzes der Natur von Pluche und der Geschichte der Insecten von Reaumur entschied den Geschmack des Jünglings. Er vertauschte das Studium der Jurisprudenz mit dem Studium der Naturgeschichte. Sein erstes Memoire über die Blattläuse, worin er bewies, daß sich dieselben ohne Begattung vermehrten, erwarb ihm in seinem zwanzigsten Jahre den Titel eines Correspondenten der Akademie der Wissenschaften. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembley's über die Polypen Theil, und machte interessante Beobachtungen über die Respiration der Raupen und Schmetterlinge, und über die Structur des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechsel mit Reaumur, Zanetti, Fontenelli de l'Italie, Bernard de Jussieu, Spallanzani, Haller, Mequin, Geer, Duhamel und Lambert, und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten seine Augen, und hinderten ihn über zwei Jahre am Schreiben. Sein immer thätiger Geist benutzte diese Ruhe-

um über die Quelle der Ideen, die Natur der Seele und über die Mysterien der Metaphysik nachzudenken. Im Jahre 1752 wurde er Mitglied des großen Raths seiner Vaterstadt, und blieb in demselben bis 1768. Nachdem er auf diese Weise seinem Vaterlande in der öffentlichen Verwaltung mit Eifer und Nutzen gedient hatte, zog er sich auf sein Landgut Genthod, am Ufer des genfer Sees, zurück, wo er seine Lieblingsbeschäftigungen wieder vornahm, und ein einförmiges, eingezogenes, ganz der Betrachtung der Natur, dem Umgange mit seiner liebenswürdigen Gattin und seiner ausgebreiteten Correspondenz gewidmetes Leben führte, bis er im Jahre 1793 das Ende seiner Tage erreichte. „Die Liebe für das Studium der Natur," sagt Buffon, „setzt zwei ganz entgegengesetzte Eigenschaften der Seele voraus: die großen Ansichten eines Geistes, der alles mit einem Blicke umfaßt, und die ins Kleinste gehende Aufmerksamkeit eines thätigen Instincts, die sich nur auf Einen Punkt heftet." Beide Erfordernisse besaß Bonnet, ein Mann von Scharfsinn und Geduld. Er war ein feiner und genauer Beobachter, ein methodischer und bescheidener Philosoph. Hat die Mitwelt seinen Verdiensten nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so kann man als gewiß annehmen, daß theils seine eigene Einfachheit und Bescheidenheit, theils die unanständigen Sarkasmen Voltaire's und die Cabalen mancher Afterphilosophen seinem Ruhme geschadet haben. Man darf ihn dreist einen der geistreichsten Beobachter, der trefflichsten Moralisten und überhaupt der besten Schriftsteller nennen. Er ist der Einzige seiner Zeit, der die religiöse Betrachtung in das Studium der Natur getragen, und daraus nützliche Resultate für das Leben gezogen hat. Seine naturhistorischen und philosophischen Werke, die anfangs einzeln erschienen, sind in zwei Sammlungen, die eine von neun Quart-, die andere von achtzehn Octavbänden, im Jahre 1779 zu Neufchatel erschienen. Die namhaftesten und berühmtesten sind sein Traité d'Insectologie; Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes; Considérations sur les corps organisés; Contemplation de la nature; Essai analytique sur les facultés de l'ame; Palingénésie philosophique und l'Essai de Psychologie.

Bonneval (Claudius Alexander Graf von), unstreitig einer der merkwürdigsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, wurde aus einer angesehenen französischen Familie zu Paris gegen das Jahr 1672 geboren. Schon im sechzehnten Jahre kam er zur adligen Leibgarde des Königs, zeigte aber früh einen ausschweifenden Hang zu sinnlichen Vergnügungen. Ludwigs XIV. Eroberungssucht gab ihm bald Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde in dem Treffen zwischen Landen und Neerwinden (29sten Juli 1693) mit so vieler Kühnheit zu zeigen, daß man ihm ein Infanterieregiment übertrug, welches sich unter seiner Führung bald in der Armee auszeichnete. Man lernte ihn als einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen: jeder folgte ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; besonders genoß er der Achtung des Marschalls von Luxemburg, und würde, wäre dieser nicht schon 1695 gestorben, bald eine höhere Beförderung erhalten haben. Allein jetzt traten Bonneval bei seinen Unternehmungen mancherlei Hindernisse in den Weg, und nach dem ryswicker Frieden 1697 wurde sein Regiment, wenn gleich eines der schönsten und tapfersten, ganz abgedankt. Bonneval überließ sich jetzt einem zügellosen Leben, sprach öfters gegen Hof und Religion, wurde in mehrere Duelle verwickelt, und machte sich immer mehr Feinde, die nur auf Gelegenheit warteten, ihm zu schaden. Indeß erhielt er, bei Ausbruch des spanischen Suc-

cessionskriegs 1701, die Erlaubniß, ein Regiment anzuwerben, mit dem er als Oberster nach Italien ging, und sich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausschweifungen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel verhängten Erpressungen schlug ihm der französische Kriegsminister weitere Beförderung ab, auf die er um so mehr Anspruch machen zu dürfen glaubte, da er nur erst von einigen erhaltenen Wunden wiederhergestellt war; er brach daher in die heftigsten Aeußerungen gegen den Hof, den Minister und die bekannte Maintenon aus, und suchte, als er einem Verhaftsbefehle durch schleunige Flucht entgangen war, um seinen Abschied an. Ob nun gleich als Meineidiger seiner Ehre, Würden und Güter, sogar seines Lebens verlustig erklärt, machte dies dennoch keinen sonderlichen Eindruck auf ihn; er lebte an mehreren deutschen Höfen, und bewarb sich, da er seine Casse erschöpft sah, um kaiserliche Dienste. Durch Vorsprache des kaiserlichen Geschäftsträgers Tunetti in Rom (nachherigen Marquis von Prie) und dessen Gönner, den berühmten Prinzen Eugen, sah er auch seinen Wunsch erfüllt, und wurde im Jahre 1706 als Generalmajor angestellt, focht nun unter Eugen gegen sein Vaterland, drang im Jahr 1708 in den Kirchenstaat vor, wo er Comacchio sehr befestigte und noch im folgenden Jahre behauptete, ungeachtet die kaiserliche Armee die päpstlichen Lande wieder verlassen hatte. Sowohl hier, als 1711 in Holland, für das kaiserliche Interesse sehr thätig, vergaß er dennoch nicht, in Italien seine Liebschaften fortzusetzen, und zugleich den Mönchen Beweise seiner wenigen Achtung gegen sie zu geben. Bei dem endlich 1714 zu Rastadt abgeschlossenen Frieden wurde durch Eugens Vermittelung der gegen Bonneval als Hochverräther verhängte Prozeß niedergeschlagen; es wurde ihm die Rückgabe seiner Güter zwar bewilligt, doch konnte er sie, da sie sein Bruder jetzt besaß, trotz eines langen Prozesses mit diesem, nicht zurückerhalten. Bei dem 1716 wieder ausgebrochenen Kriege zwischen Oesterreich und den Türken kämpfte Bonneval, kurz zuvor zum Feldmarschall-Lieutenant der Infanterie ernannt, aufs neue in der blutigen und für Oesterreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5ten August 1716) mit großer Tapferkeit, ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während sein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien und sobald es seine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde, und sich während seines dortigen Aufenthaltes 1717 mit einem französischen Fräulein vermählte; allein er verließ seine junge Gemahlin sehr bald und sah sie nie wieder, ob er ihr gleich einen standesmäßigen Unterhalt aus seinen Einkünften anwies, und steten Briefwechsel mit ihr unterhielt. Er ging jetzt mit Eugen wieder nach Ungarn, und erhielt nach der Schlacht bei Belgrad und der Uebergabe der Festung an der hier gemachten reichen Beute zu seinem Antheil auf 50,000 Thaler. Nach Abschluß des Friedens von Passarowitz (am 21sten Juli 1718) erhielt Bonneval die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; allein Leichtsinn, Sinnlichkeit, Hang zu Spöttereien und die herausgenommene Freiheit, sich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu mischen, waren Ursache, daß dieser, um ihn zu entfernen, 1723 seine Anstellung als General-Feldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. Bonneval reiste zwar, um seine neue Stelle anzutreten, nach Brüssel, war aber voll Rachsucht gegen Eugen. Er äußerte sie dadurch, daß er gegen des Prinzen Günstling, den oben erwähnten Marquis von Prie, der zu derselben Zeit Unterstatthalter in den kaiserlichen Niederlanden war, häufige Klagen nach Wien sandte. Es

gelang ihm indeß so wenig, denselben zu stürzen, daß vielmehr der Marquis, der ein nachdrückliches Anklageschreiben gegen Bonneval nach Wien geschickt hatte, den Befehl erhielt, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu lassen. Bonneval wurde hierauf angewiesen, sich in Wien zu stellen und Rechenschaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerst über den Haag, wo er fast einen Monat blieb, nach Frankreich correspondirte, und einen Umgang mit dem spanischen und französischen Gesandten unterhielt. Dies alles erfuhr man in Wien, und der Erfolg war, daß Bonneval, als er endlich seine Reise dahin antrat, noch ehe er Wien erreichte, als Gefangner auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgesprochen wurde, welches Urtheil der Kaiser dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberge in Arrest bleiben sollte. Nach Ablauf dieses Jahres wurde er mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen, über die tyroler Gränze gebracht; er ging nach Venedig, und so sehr er sich einschränkte, war er doch dem wirklichen Mangel nahe, als ihn ein — wahrscheinlich durch Eugen übersendeter — Wechsel von 5000 Gulden aus der Verlegenheit rettete. Jetzt wieder in eine bessere Lage versetzt, ließ er, nachdem er bald venetianische, bald russische Dienste umsonst gesucht hatte, der Pforte seine Dienste antragen, und ging, nach einem fast zweijährigen Aufenthalte zu Venedig, nach Constantinopel ab. Da ihm der Ruf seiner Thaten sowohl, als die Erzählung, wie menschenfreundlich er einst die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging, nahm man ihn überall sehr gütig auf. In der öffentlichen Audienz vom Großvezier ersucht, seinen Uebertritt zur mahomedanischen Religion zu beschleunigen, weil er dann erst zu einer öffentlichen Audienz bei dem Großsultan gelangen könne, willigte Bonneval, der schon jetzt eine sehr ansehnliche Summe zu seinem Unterhalt erhielt, sehr gern in eine Religionsveränderung, von der er gegen Europäer in der Folge zu sagen pflegte: er habe den Turban mit der Nachtmütze vertauscht. Er erhielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf sich der Beschneidung, und empfing nun den Namen Achmet Pascha; sein jährliches Einkommen betrug fast 12,000 Thaler. Des müßigen Lebens überdrüßig, bewarb er sich um die Stelle eines Commandanten in einer türkischen Festung in Servien; allein der Großvezier hintertrieb seine Anstellung, und erst nach dessen Tode wurde Bonneval von dem neuen Großvezier zum Chef der Bombardirer ernannt, in welcher Stelle er die Artillerie des Großsultans in mehrerer Hinsicht zu verbessern suchte. Denn dieses allein war es, worauf ihn theils die Eifersucht mächtiger Paschen, theils die Unentschlossenheit des Sultans Mahomed V., theils die Abneigung der türkischen Truppen gegen alle Einrichtungen der europäischen Kriegsdisciplin einschränkte, so nützlich er, bei seinem glühenden Hasse gegen Oesterreich, und bei seiner Thätigkeit und seinem Ehrgeize, dem türkischen Reiche hätte werden können. Indeß genoß er die Annehmlichkeiten seiner Lage hinlänglich, und starb in der Nacht vom 23sten auf den 24sten März 1747 in einem Alter von 76 Jahren.

Bononischer Stein, eine Steinart, welche aus dem Schwerspat und etwas wenigem Thon besteht, und in der Gegend von Bologna in Italien gefunden wird. Ein Schuhmacher daselbst, Namens Cascariolo, der sich viel mit Goldmachen beschäftigte, entdeckte an diesem Steine die Eigenschaft, daß er im Dunkeln leuchtet, wenn er vorher eine Zeit lang an der Sonne gelegen hat. Vorzüglich stark leuchtet

er, wenn man ihn zu Pulver gestoßen, mit Leinöl durchknetet und calcinirt hat. Der Schwerspat thut, wenn man ihn calcinirt hat, die nämliche Wirkung. (S. Bologna.)

Bonstetten (Carl von), ein geschätzter Schriftsteller, Altlandvoigt zu Nyon, geboren zu Bern 1745. Er stammt aus einem uralten freiherrlichen Geschlechte im Canton Zürich; sein Vater, Carl Emanuel, war angesehener bernerischer Seckelmeister. Im Auslande erzogen und gebildet, zeichnete er sich früh durch gelehrte Kenntnisse in der alten und neuen Literatur aus, und trat zuerst mit seinen gehaltvollen Briefen über ein schweizerisches Hirtenland auf. Im Jahre 1775 wurde er Mitglied des souverainen Raths der vormaligen Republik Bern und 1787 Landvoigt zu Nyon. Während er diese Stelle bekleidete und in Nyon lebte, wohnten die Musen und die Freundschaft bei ihm. Matthisson, Salis und Friederike Brun fühlten sich hier von Natur und Freundschaft zu anmuthigen Gesängen begeistert, und Johannes Müller arbeitete hier an der Geschichte seines Vaterlandes. Bei der Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Olten im Jahre 1786 setzte er nebst einigen seiner eidgenossischen Freunde drei Preise für die „beste und vollständigste Nachricht von dem ganzen Erziehungswesen in dem einen oder andern der schweizerischen Freistaaten, und die brauchbarsten Vorschläge der möglichen Mittel zur Verbesserung derselben" aus. Sowohl hierdurch, als durch mehrere auf Jugendbildung hinstrebende Schriften und ökonomische Abhandlungen bewies er, wie sehr es ihm um die Aufnahme seines Vaterlandes zu thun sey. Der Umsturz der alten Verfassung bewog ihn 1798, sein theures Vaterland zu verlassen und sich in Dänemark niederzulassen, wo ihm eine Stelle angetragen wurde. Zu den neuen Producten seines Geistes gehören seine Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden in dänischen Diensten, und Blumen, gesammelt auf dem Wege nach Wahrheit und Freude.

Bonzen werden von den Europäern die Priester der im östlichen Asien, besonders in China, Birma, Tunkin, Cochinchina und Japan weitverbreiteten Religion des Fo genannt. Da diese Priester in Klöstern ehelos beisammen leben, haben sie mit den Mönchen der christlichen Kirche viel Aehnlichkeit; auch kommt das System ihrer Hierarchie und ihres Cultus mit dem catholischen in vielen Stücken überein. Sie büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem Gottesdienste nicht Antheil nimmt, und sie dafür durch Schenkungen und Almosen vor Mangel schützt. Die Bozinnen sind durchaus mit den christlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Priesterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Witwen zu Klostergelübden und gottesdienstlichen Uebungen zuläßt. Beide Arten heidnischer Religiosen kennen gewöhnlich nur den mechanischen Dienst und die Götzen, ohne um die Bedeutung ihrer religiösen Symbole zu wissen, weßhalb sie den Aberglauben, der sie ernährt, zu erhalten suchen. K.

Boötes, auch Arktophylax genannt. Die Fabel erzählt: Philomelus, der Ceres und des Jasion Sohn, habe, durch seinen Bruder Plutus aller Güter beraubt, sich genöthigt gesehen, zu neuen Erfindungen seine Zuflucht zu nehmen, und so den Pflug verfertigt, vor den er zwei Stiere gespannt, damit den Acker bestellt, und so sich genährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür sammt dem Pfluge und dem Stiergespanne, unter dem Namen Bootes, an den Himmel versetzt. Das Sternbild des Bootes steht in der nördlichen Hemisphäre hinter dem großen Bäre. Der Stern von der ersten Größe in demselben heißt Arctur, und soll mit dem Bootes einerlei seyn.

Böotien, eine Landschaft Griechenlands, welche gegen Norden an Phocis und die apuntischen Locrer, gegen Osten an den Canal von Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, und gegen Westen an das alcyonische Meer und Phocis gränzte; doch waren diese Gränzen nicht immer dieselben. Den Namen soll das Land von Böotus, dem Sohne des Itonus und Enkel des Amphiktyon, haben. Im Norden war es gebirgig, kalt, und zwar von reiner, gesunder Luft, aber minder fruchtbar; dagegen war der andere Theil zwar fruchtbar, aber von dichten und ungesunden Nebeln heimgesucht. Der gebirgige nördliche Theil hieß früher Aonien. Unter seinen Bergen sind in der Geschichte und Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der Taumassus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptproducte des Landes bestanden in Ackerbau und in der Viehzucht. Die ältesten Bewohner waren die Leleger, Aonier und Hyanten, pelasgische Völkerschaften, welche, als Böotus sich der Herrschaft bemächtigte, unter die Hellenen kamen. Es entstanden mehrere kleine Reiche, bis der Phönicier Cadmus den Hauptstaat Theben gründete. Als nach des thebanischen Königs Xanthes Tode die meisten Städte Böotiens sich vereinigten und eine Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derselben. Epaminondas und Pelopidas erhoben sie auf kurze Zeit in die Reihe der mächtigsten Staaten Griechenlands. Verfeinerung und Geistesbildung machten in Böotien nie solche Fortschritte, wie in Attika. Die Böotier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der Scharfsinn und die Lebhaftigkeit der Athenienser. Dennoch haben sie einzelne ausgezeichnete Geister aufzuweisen. Mehrere Thebaner waren würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that sich eben so sehr durch Kenntnisse als durch Feldherrntalente hervor; besonders liebten sie die Musik und zeichneten sich darin aus. Auch hatten sie einige große Dichter und Künstler. Hesiod, Pindar und die Dichterin Corinna sind Böotier, und widerlegen die gewöhnliche Meinung von den beschränkten Geistesfähigkeiten der Böotier.

Bora (Catharina), Luthers Ehegattin, wurde, wie wir durch eine silberne Denkmünze lernen, die Luther ihr zu Ehren hat schlagen lassen, am 29sten Januar 1499 geboren und war also fünfzehn Jahre jünger als Luther, der, wie die neuesten Untersuchungen beweisen, nicht 1484, sondern 1483, am 10ten November, das Licht der Welt erblickt hat. Ihren Geburtsort kennen wir nicht, und von ihren Aeltern wissen wir nur so viel, daß ihre Mutter, mit Namen Anna, aus einer der ältesten adligen Familien Deutschlands, die von Hugewitz (Haugewitz) abstammte. Da die Aeltern nicht bemittelt waren, wie Luther selbst und gleichzeitige Schriftsteller bezeugen, so mag in diesem Umstande der Grund gelegen haben, warum die Tochter noch sehr jung in dem adligen Fräulein-Kloster Nimtschen, unweit Grimma an der Mulda, als Nonne eingekleidet wurde. Obgleich unsere Catharina, wie sie sich selbst rühmt, anfangs eine recht eifrige Dienerinn Gottes gewesen ist, so wünschte sie doch bald nachher, nebst vielen andern Nonnen, aus dem Kloster erlöst zu werden, welcher Wunsch wahrscheinlich durch Luthers neue Lehre wo nicht zuerst in ihr aufgeregt, doch wenigstens mit reger Kraft bestärkt wurde. Catharina wandte sich also, nebst noch acht andern Nonnen, an ihre Aeltern und Verwandten, und bat inständig, daß man sie aus dem Kloster befreien möchte, weil sie nicht ferner vermöchten, das Leben in demselben zu ertragen. Da ihnen von Seiten der Eltern, wie allerdings zu erwarten stand, ihr Gesuch förmlich abgeschlagen wurde und man sie überhaupt, als große Sünderinnen, ihrem eigenen Schicksale

überlassen zu wollen schien; so wandte sich Catharina mit ihren Freundinnen wahrscheinlich unmittelbar an Luther selbst. Dieser wenigstens erklärte nachher öffentlich, daß die Erlösung dieser armen Seelen aus dem Gefängnisse unmenschlicher Tyrannei durch ihn bewirkt worden sei. Luther gewann darauf in der Stille einen Bürger zu Torgau, mit Namen Leonhard Koppe, der in Vereinigung mit einigen andern Bürgern die neun Nonnen aus ihrem Kloster zu befreien unternahm. Dies geschah in der Nacht vom Charfreitage auf den Ostersonnabend, am 4ten April, 1523. Von den nähern Umständen dieser Entführung wissen wir nur so viel, daß man, nach Einigen die Klosterpforte erbrochen, nach Andern aber, daß Koppe über die Gartenmauer gestiegen und die neun Fräulein hinübergeholfen habe. Koppe brachte sie, wie in einer torgauischen Chronik stehen soll, „wie Heringstonnen" zu Wagen zuerst nach Torgau, welcher Vergleich in eigentlichem Sinne zu verstehen sein kann, indem nämlich Koppe, dessen Weg zuerst durch das Gebiet des eifrigsten catholischen Fürsten seiner Zeit, des bekannten Herzogs Georg, ging, alles aufbieten mußte, die Entführten zu verbergen; wozu allerdings die Erfindung einer Heringstonne, worin eine jede bequem sitzen konnte, ein sehr gut ersonnenes Mittel war. Von Torgau kamen sie am dritten Osterfeiertage, am 7ten April, in Wittenberg an. Luther versuchte nun theils selbst, theils durch seine Freunde, alles mögliche, die neun Jungfrauen nach Gebühr unterzubringen, und sie standesgemäß zu versorgen. Da er nun aber voraussehen konnte, daß eine so kühne That bald ruchbar werden und das Gerücht veranlassen würde, als ob er der erste Urheber und Anstifter derselben wäre; so ließ er, theils um seinen Feinden alle Gelegenheit zu hinterlistigen Beschuldigungen zu entreißen, theils auch, um seinen torgauischen Freund zu rechtfertigen, ein öffentliches Sendschreiben an Leonhard Koppe ergehen, worin er unverholen bekannte, daß er die erste Veranlassung zu dieser That gewesen sei, auch Koppen zur Ausführung derselben aufgefordert habe und zwar, wie er hinzusetzt, „tröstlicher Zuversicht, Christus, der nun sein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichrists Reich zerstört, werde hier Schutzherr seyn, ob's auch das Leben kosten müßte." Zugleich schrieb Luther an die Aeltern und Verwandten der neun Jungfrauen, und suchte diese zu bewegen, sie wieder zu sich zu nehmen. Den Erfolg dieses Schrittes wissen wir nicht. Einige derselben wurden übrigens von wittenbergischen Bürgern in ihre Häuser genommen; andere, die noch nicht gar zu alt waren, suchte Luther zu verheirathen. Zu letztern gehörte auch unsere Catharina, welche vom damaligen Bürgermeister Philipp Reichenbach in's Haus genommen wurde. Hier verhielt sie sich, wie gleichzeitige Schriftsteller bezeugen, still und wohl, obgleich Luther in dieser Zeit Stolz und Hoffart an ihr bemerkt haben will. Trotz dessen bemühte er sich, auch unsere Catharina zu verheirathen, wozu ihm ein gewisser Hieronymus Baumgärtner, von einer patricischen Familie aus Nürnberg, der als Student, oder als Luthers Freund, sich einige Zeit in Wittenberg aufgehalten und Catharinen kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, Gelegenheit gab. Ob nun gleich dieser Baumgärtner Catharinen nicht mißfiel, so scheint er dennoch nach seiner Zurückkunft in seine Vaterstadt nicht weiter an eine Verbindung mit ihr gedacht zu haben. Denn Luther schrieb an Baumgärtnern unterdessen folgendes: „Uebrigens wenn ihr eure Käthe von Bora wollet, so thut bald zum Werke, ehe sie einem andern gegeben wird, der bei der Hand ist. Sie hat die Liebe zu euch noch nicht überwunden. Ich wenigstens würde mich freuen, wenn ihr beide mit einander verheirathet würdet." Trotz

ssen hören wir von Baumgärtner nun nichts weiter, wissen aber, daß r neue Bräutigam, den Luther für sie in Vorschlag brachte, der Docr Caspar Glaz, damals Pastor in Orlamünda, war. Luther ließ atharinen diesen Antrag durch seinen Freund, Nicolaus von Amsdorf, rediger in Wittenberg, thun. Allein diese lehnte ihn von sich ab, in:m sie erklärte, daß sie den Doctor Glaz nicht heirathen könne, wohl der bereit wäre, dem Nicolaus von Amsdorf, oder auch Luthern selbst, ıre Hand zu reichen, wenn sie sie heirathen wollten. Luther, der im ahre 1524 seine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Eheande nicht abgeneigt, scheint indessen zu dem Entschlusse, wirklich zu :irathen, mehr durch Ueberlegung, als aus wirklicher Leidenschaft, geommen zu seyn. Auch sagt er in seinen Tischreden selbst, daß er, wenn einmal die Lust zum Heirathen hätte, die Eva Schönfeldinn, die daıals der Doctor Basilius in Preußen geheirathet hatte, lieben könnte, ie er denn auch offen gesteht, daß er damals seiner Käthe noch nicht ewogen gewesen, weil er sie verdächtig halte, daß sie stolz und hoffärig sey, hernach aber sich von Gott getrieben gefühlt und wohlgerathen :y, denn er habe ein frommes, getreues Weib bekommen. Ob er nun leich von mehrern Seiten zum Ehestande angereizt wurde, man ihm uch vorwarf, daß er gute Lehren gebe, aber sie selbst schlecht befolge, schien es dennoch, als ob er sobald noch nicht zum Ehestande zu beegen seyn möchte, wie denn auch der Sinnenreiz, der ihn wohl in früıern Jahren gequält hatte, den Zweiundvierzigjährigen ungestört ließ. Völlig unerwartet war daher Freunden und Feinden Luthers urplötziche Verheirathung, denn niemanden hatte er von diesem Entschlusse twas kund gethan. Viele seiner wirklichen Anhänger, welche den mit hnen aufgewachsenen Glauben an Verbindlichkeit der Gelübde, besoners der Gelübde der Keuschheit, noch lebendig in sich trugen, nahmen aher auch Anstoß an der Heirath. Und so war es ganz natürlich, daß ich in Betreff derselben über Luther und Catharina, besonders über letzere, die nachtheiligsten Gerüchte verbreiteten und mit Leichtigkeit Glauen fanden. Zu diesen Gerüchten gehört, daß Catharina bei der Trauung ıoch schwanger gewesen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergeommen sey. Die überraschende Eile, mit welcher Luther aus Grundatz das Werk betrieben hatte, war allerdings im Stande, obigem Geüchte einigen Schein zu geben. Nicht minder wurde der häusliche Friede und die Vertragsamkeit beider Ehegatten in großen Zweifel gezoen, und dabei besonders Catharinen Schuld gegeben, sie sey böse und errisch und müsse deßhalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Gegründetes nun auch letzteres Gerücht an und für sich selbst aben mag; so scheint doch gewiß zu seyn, daß Luther nicht immer und n allen Dingen mit seiner Käthe mag zufrieden gewesen seyn: wenigtens läßt uns seine eigene Offenheit und Ehrlichkeit, mit welcher er war von den Freuden seiner Ehe, aber auch von ihren Leiden sehr unerholen spricht, über seine wahre Gesinnung keinen Zweifel übrig. Auch ezeugt ein gleichzeitiger Schriftsteller, daß Catharina mit andern Weiern nicht viele Freundschaft gemacht, weil sie sich wegen des Ruhms hres Mannes höher geachtet habe, als jede andere. In diesem Urtheile iegt nun freilich, je nachdem die Sache von dieser oder jener Seite eurtheilt wird, eben so viel Ruhm, als Tadel für Luthers Ehegenosin: überhaupt scheint aus den sehr widersprechenden Meinungen gleicheitiger Schriftsteller so viel hervorzugehen, daß Catharina in Wahrheit dlen Stolz und ein gewisses Selbstgefühl gehabt habe. So wird ihr uch von Einigen Geiz, von Andern Verschwendung vorgeworfen. Wenn

wir aber bedenken, wie sehr oft, und fast immer, bestimmte, stets fol- recht erscheinende Charaktere die widersprechendsten Urtheile über s- selbst ergehen lassen müssen; so scheint uns daraus die Wahrheit h- zu werden, daß Catharina zu rechter Zeit sparsam, und zu rechter Z- auch verschwenderisch habe seyn können. Wenigstens spricht Luth- Vermögenszustand bei seinem Tode für Catharinens kluges Wirthscha- regiment: denn er hinterließ, bei einer Familie von fünf Kindern u- bei sehr großer Liebe für die Freuden des Tisches und des gesellscha- lichen Umganges, außer zwei Häusern und einem Garten in Witte- berg, noch zwei kleine Güter, von welchen letztern man nirgends ve- zeichnet findet, daß sie ihm geschenkt worden wären. Auch zeugen eb- so viele gleichzeitige Schriftsteller für seinen ehelichen Frieden, als si- deren gegen denselben vernehmen lassen. Ueberhaupt spricht nichts deu- licher für Luthers Zufriedenheit mit Catharinen als sein Testament, i- welchem er sie, so lange sie unverheirathet bleiben würde, zur alleini- Erbin aller seiner Habe einsetzt, weil sie, wie er sich ausdrückt, stets e- frommes, treues und ehrliches Gemahl gewesen sey, und ihm fünf no- lebende Kinder geboren und erzogen habe. Als nach Luthers Tode i- Jahre 1547 der schmalkaldische Krieg entstand, Churfürst Johann Fr- drich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde und Carl V. i- Mai als Sieger in die Stadt einzog, sah sich Catharina genöthig- Wittenberg zu verlassen und nach Leipzig zu ziehen, wo sie in die aller- drückendste Umstände gerieth und gezwungen war, Kostgänger an de- Tisch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte später nach Wi- tenberg zurück und lebte daselbst bis 1552 in Noth und Drangsal. Da aber hier wiederum die Pest ausbrach und auch die Universität von hie- nach Torgau verlegt wurde; so verließ sie abermals Wittenberg un- wollte sich nach Torgau begeben. Als nun auf dem Wege dahin di- Pferde scheu wurden, sprang Catharina, um sich und ihre Kinder au- der augenscheinlichen Gefahr zu retten, aus dem Wagen, fiel aber i- eine Pfütze, und kam, von Schreck und Erkältung heftig angegriffen, krank in Torgau an, wo sie bald darauf die Auszehrung bekam un- am 20sten Dec. 1552 an derselben starb. In der Kirche zu Torgau i- noch jetzt ihr Leichenstein zu sehen, auf welchem sie in Lebensgröße au- gehauen ist, in den Händen ein aufgeschlagenes Buch haltend. Am Haupt zur Rechten befindet sich Luthers und zur Linken ihr eigenes ad- liges Wappen.

Borda (Jean Charles), geb. zu Dax im Departement des Lan- des, den 4ten Mai 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffscapi- tain, und machte sich berühmt durch seine Entdeckungen in der Mathe- matik. Sie erwarben ihm eine Stelle in der Akademie der Wissen- schaften, und in der Folge im Institute. Im Jahr 1771 machte er mit Verdue und Pingré die Reise nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küsten, Inseln und Klippen zu bestimmen, und die Brauchbarkeit verschiedener astronomischer Instrumente zu bewähren. Im Jahr 1774 bereis'te er in derselben Absicht die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika. Darauf machte er den amerikanischen Krieg unter dem Grafen d'Estaing mit, und wa- ihm durch seine Kenntnisse vom Seewesen sehr nützlich. Die Resultate die daraus hervorgingen, waren zum Theil seinen Bemühungen zuzu- schreiben. Einige Zeit darauf besuchte er nochmals die azorischen In- seln, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika allein. Die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen sind nicht bekannt ge- worden. Borda war der Stifter der Schiffsbauschule; er erfand ein

Instrument von einem sehr kleinen Durchmesser, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und dessen man sich bei den Meridianmessungen bedient hat. Man verdankt ihm die gelehrten Recherches sur la résistance des fluides, une nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule, le nouveau système des poids et mesures, adopté par les états généraux u. s. w. Seine vorzüglichsten Werke aber sind seine 1778 in zwei Bänden erschienene Reise und seine Tables trigonométriques décimales, welche Delambre herausgegeben hat. Er starb zu Paris im Jahr 1799.

Bordeaux, die Hauptstadt der Provinz Guienne nach der alten, und der Gironde nach der neuen Eintheilung von Frankreich, am Fluß Garonne; eine der größten und schönsten Handelsstädte in Frankreich, mit einem Hafen, welcher einen überaus schönen Anblick gewährt. Hier ist die Hauptniederlage der Weine, welche aus Frankreich in das Ausland gehen. Vor der Revolution, durch welche Bordeaux sehr gelitten hat, zählte es gegen 200,000 Einwohner. Das dasige Schauspielhaus ist vielleicht das größte von allen neuern Theatern. In der Barfüßerkirche sieht man Montaigne's Grabmal; auch findet man Ueberbleibsel römischer Alterthümer in Bordeaux. In der Nachbarschaft liegt das Schloß de la Brede, wo Montesquieu lebte und starb.

Böreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gottheit, in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet wurde, die nebst den Haupt- und Barthaaren, voll Schneeflocken waren: statt der Füße hatte er Schlangenschwänze, und mit dem Schweife, den er von seinem Kleide nachschleppte, regte er Staubwolken auf. Die Völker, die jenseit Thrazien wohnten, hießen daher Hyperboreer (s. d.). Borealisch, nördlich, mitternächtlich. Die Alten erzählen von dem Boreas, den sie einen Sohn des Asträus und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und sein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eifersüchtig dessen Wurfscheibe so geleitet habe, daß sie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niedersank. Mit der Orithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Cleopatra und Chione, den Calais und Zetes, welche letztere dem Argonautenzug beiwohnten.

Borghese, eine römische Familie, welche aus Siena stammt. In dieser Republik bekleidete sie seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die höchsten Aemter. Papst Paul V., der zu diesem Geschlechte gehörte, und im Jahr 1605 den päpstlichen Stuhl bestieg, überhäufte seine Nepoten mit Ansehen und Reichthum, so viel er vermochte. Er ernannte im Jahr 1607 seinen Bruder Francesco Borghese zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechterhaltung der päpstlichen Rechte gegen Venedig beorderte; er verlieh das Fürstenthume Sulmone an Marco Antonio Borghese, den Sohn seines Bruders Giovanni Batista, sicherte ihm ein Einkommen von 200,000 Thlrn. zu, und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern seiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn den Namen Borghese annehmen. Von Marco Antonio Borghese, Fürsten von Sulmone, stammt die reiche und mächtige Familie der Borghesi, welche noch heut in dem Fürsten Camillo Borghese fortblüht. Dieser Fürst, geboren den 8ten August 1775 zu Rom, italiänischer Prinz, Prinz von Frankreich ꝛc., diente einige Zeit in den französischen Armeen, und nachdem er verschiedene Proben seiner Anhänglichkeit für die Sache der Franzosen, namentlich für die Person des Generals Bonaparte, gegeben, kam er nach Paris und vermählte sich 1803 mit der Witwe des

Generals Leclerc, Pauline, Schwester des Kaisers Napoleon. 1804 wa
er französischer Prinz und Ritter der Ehrenlegion. Bei dem Ausbru
der Feindseligkeiten mit Oesterreich 1805 ward er zum Escadronchef de
kaiserlichen Garde erhoben. Nach dem Frieden von Preßburg ertheilte Na
poleon seiner Schwester das Fürstenthum Guastalla, so daß nun der Prin
ihr Gemahl, auch den Titel eines Fürsten von Guastalla führte. D
er Generalgouverneur der Departemente jenseits der Alpen war, re
sidirte er zu Turin, bis auf die Epoche von 1814, in welcher er si
wieder nach Rom zurück begab. Seit mehrern Jahren lebt Borghe
getrennt von seiner Gemahlin, weßwegen sie wegen Zurückgabe ihrer Au
stattung, die sie auf mehrere Millionen Francs berechnet, Ansprüche a
ihn macht.

Borghese (Villa). Die dem Fürsten Borghese gehörige schö
Villa, nahe bei Rom, ist vornehmlich deßhalb berühmt, weil sich in de
Palast derselben die herrliche Kunstsammlung befindet, die vormals e
nige der vorzüglichsten Antiken enthielt. Hier war der berühmte bor
ghesische Fechter, der in den Gärten des Sallustius gefundene Her
maphrodit, die Bildsäule Silens, der sterbende Sene
(oder vielmehr ein Sclav im Bade), Amor und Psyche (von Ber
nini) u. a. m. Im Jahr 1811 überließ der Fürst Borghese alle die
Kunstwerke dem Französischen Kaiser, der sie nach Paris bringen und
in dem großen Museum aufstellen ließ. Diese Kunstsammlung ist in
dem Jahre 1815, als die in Deutschland und Italien von den Fran
zosen entfremdeten artistischen und literarischen Schätze zurückgenommen
wurden, dem Pariser Museum geblieben, weil sie nicht durch Eroberung
sondern durch Kauf erworben worden war.

Borgia (Cäsar), Herzog von Valentinos, zweiter natürliche
Sohn des nachmaligen Pabstes Alexanders VI. und einer römischen
Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jeder Hof eine Schule der Falsch
heit und Immoralität war, wo politische Verbrechen ohne Scheu be
gangen wurden, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten
brachte er das Unrecht in ein System und trieb die Frechheit und Tre
losigkeit zu einem bisher noch unbekannten Grade. Andere Fürsten ha
ben mehr Blut vergossen, schrecklichere Rache geübt, grausamere Stra
fen verhängt; dennoch ist kein Name mit einer größeren Infamie ge
brandmarkt. Jene andern Ungeheuer wurden durch Leidenschaft hinge
rissen; bei Borgia war alles besonnene Ueberlegung. Das Heiligste,
Moral, Religion und Gefühl, gebrauchte er nach Willkühr zur Erlan
gung seiner Zwecke. Als sein Vater 1492 Papst geworden war, bekle
dete ihn dieser bei seiner Cardinalswahl im folgenden Jahre mit dem
Purpur. Alexander hatte von dem Könige von Spanien für seinen äl
testen Sohn das Herzogthum Gandia erhalten; den jüngsten, Gottfried,
hatte er mit einer natürlichen Tochter Herzogs Alphons von Calabrien
vermählt; ihre Schwester Lucrezia Borgia, schon vermählt und geschie
den, heirathete Johann Sforza, Herr von Pesaro; ein Neffe des Pab
stes, Johann Borgia, ward Cardinal, und die ganze Familie Alexan
ders VI. gelangte zu Ehren und Macht. Indeß eroberte Carl VIII.
von Frankreich Italien, und zog in Rom ein. Alexander mußte mit
ihm unterhandeln und gab Cäsar Borgia zum Unterpfande seiner Ver
sprechen; allein dieser entwich nach wenig Tagen aus dem Lager des
Königs. Die ersten Gunstbezeigungen Alexanders empfing sein ältester
Sohn, der Herzog von Gandia. Diesem verlieh er im Jahre 1497 das
Herzogthum Benevent nebst den Grafschaften Terracina und Pont
Corvo. Cäsar ward darüber eifersüchtig, und als der Herzog von Gan-

acht Tage nach der Investitur ermordet und in die Tiber geworfen rd, klagte die öffentliche Meinung Cäsar Borgia dieses Brudermor: an. Sein Vater schien keinen Argwohn zu haben; er erlaubte ihm, Purpur abzulegen, um sich dem Kriegsstande zu widmen, und schickte das Jahr darauf nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene cheidungs= und Dispensations=Bulle zu überbringen. Ludwig nahm Allianz des Papstes mit Eifer an. Er belohnte Borgia für die illfährigkeit, die sein Vater ihm bewiesen, gab ihm das Herzogthum alentinois, eine Leibwache von hundert Mann und jährlich 20,000 ores, und versprach ihm Unterstützung bei den Eroberungen in Ita: n, für welche Borgia schon Entwürfe machte. Er vermählte sich im ahre 1499 mit einer Tochter Königs Johann von Navarra, und be= eitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerst unternahm er die Erobe= ing von Romagna, ohne auch nur einen Vorwand dieser Ungerechtig= it aufzusuchen, verjagte die rechtmäßigen Besitzer des Landes, ließ sie im Theil meineidiger Weise ermorden und sich im Jahre 1501 von inem Vater zum Herzog von Romagna ernennen. In demselben Jahre itriß er Jacob von Appiano das Fürstenthum Piombino; auch ver= ichte er, jedoch vergebens, sich zum Herzog von Bologna und Florenz i machen. Im folgenden Jahre kündigte er an, daß er Camerino an= reifen wolle, und foderte dazu Soldaten und Geschütz von Guidobald on Montefeltro, Herzog von Urbino. Dieser, aus Gehorsam gegen den eiligen Stuhl, schickte ihm, was er verlangte, und Borgia bemächtigte ich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward hierauf nit Sturm genommen, und Julius von Varano, der Herr der Stadt, iebst seinen beiden Söhnen auf Borgia's Befehl erdrosselt. Dieses Schicksal bereitete er allen, die er beraubte; er sparte weder Meineide ioch Verbrechen, sie zu verderben. Die sich ihm nicht in die Hände lieferten, verfolgte er mit Gift und den Dolchen der Meuchelmörder. Endlich ward es Ludwig XII. müde, die Eroberungen dieses Ungeheuers zu begünstigen, und zog seine Hülfstruppen zurück. Borgia ging so= gleich nach Mailand zum König, überredete ihn, daß ihr Interesse ge= nau mit einander verbunden sey, und erhielt aufs neue ein Hülfscorps von ihm. Unterdessen hatten sich alle kleine Fürsten verbunden und Solda= ten versammelt, um ihre Existenz zu vertheidigen; aber Cäsar Borgia wußte sie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu setzen, theils durch vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte sich ihrer Länder, und sah kein Hinderniß mehr, von seinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am 16ten August 1503 Alexander VI. starb. Zugleich befiel Cäsar Borgia eine schwere Krank= heit zu derselben Zeit, wo seine ganze Thätigkeit und Gegenwart nöthig war. Zwar wußte er sich der Schätze Alexanders VI. zu be= mächtigen, versammelte seine Truppen in Rom und knüpfte sein Bünd= niß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben standen auch seine Feinde wider ihn auf. Pius III. starb nach 26 Tagen, und jetzt fiel die Wahl auf Julius II., den erbittertsten Feind des Borgia. Die Orsini hatten indeß die Truppen des Herzogs von Valentinois geschla= gen, die Venetianer drangen in Romagna ein, und riefen im Namen ihrer rechtmäßigen Fürsten die Völker zum Aufstande auf. Borgia, stets krank, hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und erkaufte endlich seine Freiheit durch die Räumung aller festen Schlösser, die er noch be= setzt hielt. Gonsalva von Cordova, bei dem er Zuflucht suchte, ver= sprach zwar, ihn nach Frankreich reisen zu lassen, schickte ihn aber ge=

fangen nach Spanien, wo er zwei Jahre auf dem Schlosse von Medina del Campo verhaftet blieb. Von hier entfloh er endlich zu seinem Schwager, dem König von Navarra, zog mit diesem in den Krieg gegen die Castilianer, und ward den 12ten März 1507 durch einen Schuß vor dem Schlosse von Viana getödtet, wo man ihn ohne Ehren begrub. Uebrigens war Cäsar Borgia mäßig und nüchtern, liebte und beschützte die Wissenschaften, machte sogar Verse, und besaß eine so gewandte Beredsamkeit, daß er selbst diejenigen verführte, die gegen seine Täuschungen am meisten auf der Hut zu seyn glaubten. Ganz falsch ist es, daß Macchiavelli den Cäsar Borgia als Muster in seinem Principe aufgestellt haben soll. Wer dieses Buch versteht, wird eine solche Meinung nicht hegen.

Born (Ignaz Edler von), ein berühmter Naturforscher, geboren zu Carlsburg in Siebenbürgen am 26sten December 1742, studirte bei den Jesuiten in Wien, war sechzehn Monate lang ein Mitglied ihres Ordens, widmete sich nun in Prag dem Studium der Naturwissenschaften, und machte darauf eine gelehrte Reise durch Holland und Frankreich. Nach seiner Rückkunft legte er sich ganz auf die Natur- und Bergwerkskunde, wurde 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte zu Prag, und noch in eben dem Jahre Bergrath. Um das kaiserl. königl. Naturaliencabinet zu ordnen und zu beschreiben, wurde er 1776 nach Wien berufen, ward daselbst 1779 wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerkssachen, litt viele Jahre lang an einem chronischen Gichtübel, und starb am 28sten August 1791. Born besaß außerordentliche Geisteskräfte, übersah jeden Gegenstand mit seltener Leichtigkeit, verstand und sprach die bekanntesten europäischen Sprachen, und besaß nebst seiner Hauptwissenschaft der Mineralogie, in den meisten übrigen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Verbesserung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, d. i. der Kunst, durch Anquickung des Quecksilbers die Metalle zu reinigen, worüber er das wichtige Werk herausgab: Ueber das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeise. Wien, 1763. 8. Auch außerdem hat er der Mineralogie die wichtigsten Dienste geleistet, durch die mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Beschreibungen seines eigenen, des kaiserlichen und radischen Cabinets; durch seine Briefe über Mineralgegenstände 1774, und viele einzelne Abhandlungen in den Schriften mehrerer gelehrten Gesellschaften. Ueberhaupt war er für alles Gute empfänglich, und beförderte es aufs nachdrücklichste. Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote stand, zeugt seine Monachologie (Specimen Monachologiae methodo Linnaeana), eine unübertreffliche Satire auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden.

Borneo, die größte von den Sonda-Inseln im ostindischen Ocean, liegt zwischen dem zweiten Grade südlicher und dem neunten Grade nördlicher Breite, also ganz in der heißen Zone. Sie ist überhaupt eine der größten Inseln Asiens, allein wegen der Wildheit ihrer Bewohner bis jetzt noch wenig bekannt. Ihr Flächeninhalt wird auf 14,250 Q. M., und die Einwohnerzahl auf 5,000,000 angegeben. Die Insel enthält mehrere Königreiche, wovon die bekanntesten sind: 1. das Gebiet des Königs von Borneo; 2. das Königreich Sambes; 3. das Königreich Hermatha; 4. das Reich Sukkadana; 5. das kleine Königreich Landack; 6. das Königreich Banjermassing; 7. der suluhische An-

theil, dem Sultan von Suluh gehörig. In diesem Reiche besitzen auch die Engländer einige Districte. — Anfangs begriff Borneo die ganze Insel nebst dem Reiche Yolo (Suluh), Mindanao und vielen benachbarten philippinischen Inseln, und ward von Fürsten regiert, die vermuthlich chinesischer Abkunft waren, und seit der Eroberung China's durch die Mongolen (1269 bis 1279) sich hier vielleicht festsetzten. Im Jahre 1527 kamen die Portugiesen nach Borneo, aber erst 1690 durften sie sich zu Banjermassing niederlassen. Die Holländer hatten sich schon 1604 zu Sukkanada festgesetzt. Die Engländer, welche 1702 zu Banjermassing ein gleiches versuchten, wurden 1711 wieder vertrieben, und machten 1774 einen wiederholten Versuch. Bevölkert ist Borneo theils von Ureinwohnern, theils von fremden Ankömmlingen. Die Negrillu's oder Ygaloten scheinen das älteste Stammvolk zu seyn; sie leben von der Jagd und rohen Früchten. Die Eidahaner (Idaer, Biajes, Dajakers), wahrscheinlich indischen Ursprungs, bewohnen die Nordspitze. Die Badschuer, ein dem vorigen ähnliches Volk, wohnen an den Mündungen der Flüsse, und leben vom Fischfange. Die Islams, an den südlichen Flußmündungen, sind Mahomedaner, klein, schwarzgelb und von trägem Wesen; doch zeichnen sich die Buggiesen unter ihnen durch Arbeiten in Gold, Silber und Holz aus. Die Chinesen wohnen um die Stadt Borneo, die wenigen Holländer in ihren Gebieten und Pflanzungen auf der Süd- und Westseite. Im Innern des wenig bekannten Landes ist ein sehr hohes, weit verbreitetes Crystallgebirge, und an dessen Fuße ein großer Binnensee, aus dem alle Flüsse entspringen. Die Küsten sind flach, morastig und jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die große Hitze wird von den kühlen Seewinden, dem häufigen Regen und der fast beständigen Tag- und Nachtgleiche sehr gemäßigt; doch ist die feuchte Luft sehr ungesund. Man kennt nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die Regenzeit; auch sind heftige Stürme und Gewitter häufige Erscheinungen. P r o d u c t e: Gold, Eisen, Kupfer, Zinn, Diamanten, Zucker, Pfeffer, Zimmt, Reiß, Benzoë, Südfrüchte, Ingwer, Baumwolle, Bambusrohr, spanische Röhre, (Handrottings), Sago, der beste Campher (der als reines Harz aus einem noch unbekannten Baume quillt), indische Vogelnester der besten Art, Bezoar, Wachs, Orang-Outangs (deren Vaterland hier ist), große Schildkröten (Karetten), Schlangen, Perlen, Zinn, (mit Blei versetzt, Kalin genannt) ꝛc.

B o r o d i n o ist ein Dorf im Gouvernement Moskau, zwölf Werste von der Stadt Mosaisk entfernt und bekannt durch ein Treffen, das am 5ten September 1812 die französische Hauptarmee gegen die dort aufgestellte russische lieferte, und welches als Vorbereitung zu der zwei Tage darauf Statt gehabten Schlacht von Mosaisk zu betrachten ist. Das darüber vorhandene russische Bülletin beschreibt die Stellung bei Borodino im Allgemeinen günstig, und rechts bis in die Mitte ziemlich stark, durch eine vorliegende Schlucht und einen tiefen Bach; nur die linke Flanke der Armee, die an das Dorf Semenoffka sich lehnte, war weniger gedeckt, da sie auf der alten Straße von Smolensk nach Mosaisk konnte umgangen werden; daher befahl auch der Obergeneral Fürst Kutusow dort die Aufwerfung einiger Schanzen, links von Semenoffka und einer Redoute vor diesem Dorfe. „Diese Redoute (sagt der russische Bericht) war als ein isolirtes Werk zu betrachten, welches auch verloren gehen konnte, ohne im Vertheidigungssysteme etwas zu ändern, und sollte eigentlich nur dazu dienen, den Feind eine Zeit lang in gewisser Entfernung zu erhalten. Kaum war dieser Punkt befestigt,

als der Feind, am 5ten September, seine Avantgarde gegen diese vorgerückte Redoute führte. Es entstand sogleich ein sehr lebhaftes Gefecht, anfangs mit der Arrieregarde, unter Anführung des Generals Konowitzin, der eben bei der Position angekommen war, und dann mit der Armee des Fürsten Bagration, die unsern linken Flügel bildete. Die Redoute wurde nachdrücklich, von vier Uhr Nachmittags an bis zum Abende vertheidigt, wo wir sie endlich verlassen mußten." Die Angabe dieser Stundendauer trifft mit der Erzählung von dieser Affaire in dem achtzehnten Bülletin der großen französischen Armee genau überein. Von der russischen Position und der Stärke des dort aufgestellten Corps (der Arriergarde des Generals Konowitzin) heißt es dort, daß die Russen 1200 Toisen von dem rechten Flügel eine schöne Anhöhe (un beau mamelon) zwischen zwei Gehölzen befestigt, und dort neun bis zehntausend Mann aufgestellt gehabt haben. Während der Kaiser dem Könige von Neapel auftrug, über die Kalugha zu gehen, auf deren linkem Ufer der linke russische Flügel stand, befahl er dem Fürsten Poniatowsky, jene befestigte Position vor dem rechten Flügel zu tourniren. Diese Attake hatte zum Resultate, daß nach einer Stunde die Redoute mit ihren Kanonen genommen, und das Gehölz von den Russen verlassen war, welche (nach Angabe des achtzehnten Bülletins) ein Drittheil ihrer Mannschaft auf dem Schlachtfelde gelassen hatten. Um sieben Uhr Abends war das Treffen vorbei, durch dessen Ausgang Napoleon Herr von den Anhöhen von Borodino ward, von wo aus er am 7ten September an seine Armee den Aufruf zur Schlacht erließ, welche wir unter dem Artikel „Mosaisk" abhandeln werden. I.

Borromäische Inseln sind zwei lustige mit schönen Gebäuden versehene Inseln auf dem südlichen Theile des Lago Maggiore in Italien, Palanza gegen über, dem gräflichen Geschlechte Borromei gehörig. Sie werden auch, wegen der vielen darauf befindlichen Kaninchen, Isole de' conigli, Kanincheninseln, genannt. Die eine heißt Isola bella, die andere Isola madre.

Börse heißt in Handelsstädten ein ansehnliches Gebäude, wo die Kaufleute (meistentheils gegen Mittag und Abend) zusammenkommen, um über alles, was Handlung und ihre Geschäfte betrifft, Unterhandlungen zu pflegen, und Verkehr mit Wechseln, Geld, Waaren u. dergl. anzustellen. Die Benennung soll von einer adligen Familie, van der Beurse, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hause die Kaufleute ihre Versammlungen hielten. — An mehreren Orten, z. B. zu London, Amsterdam, Antwerpen, sind es die prächtigsten, Palästen ähnliche Gebäude. — Börsenalte, Börsenvorsteher sind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer geprüften Rechtschaffenheit und ihrer vorzüglichen Einsichten von den übrigen zu Vorstehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannschaft-Privilegien und Rechte ꝛc. sich angelegen seyn zu lassen. — Börsenhalle in Hamburg, ein bei der hamburger Börse für Rechnung eines unternehmenden Mannes, van Hostrup, in neuern Zeiten erbautes großes Gebäude, worin die Hamburger Geschäftsleute aller Art, wie auch Fremde sich versammelten. Die in einem eigenen dazu bestimmten Buche eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilten, gaben Veranlassung zu der Zeitung: Börsenhall-Liste, die 1811 unterdrückt wurde.

Borysthenes (der heutige Dniper, s. d.) einer der größten Flüsse in Europa, dessen Ursprung man zu Pomponius Mela (eines Geographen, 41 nach Chr. Geb.) Zeiten noch nicht kannte. Ptolemäus (ein anderer berühmter Geograph und Astronom, 140 nach Chr. Geb.)

setzt ihn auf den Berg Budinas. Nachher nannte man den Borysthenes Danapris, woraus der heutige Name entstanden ist.

Boscan Almogaver (Juan), ein catalonischer Edelmann, wurde gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts geboren und starb 1540 oder bald darauf. Seine Aeltern, die zu dem ältesten Adel von Castilien gehörten, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Er begleitete eine Zeit lang den Hof Carls V. und hielt sich unter andern 1526 an demselben zu Grenada auf. Da er mit den Vorzügen des Körpers zugleich ausgezeichnete Geistestalente verband, konnten die Waffen ihn nicht der Beschäftigung mit den Wissenschaften entziehen. Seine edeln Sitten und sein liebenswürdiger Charakter erwarben ihm die Gunst des Kaisers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs von Alba übertragen, der nach Garcilaso seinem Unterrichte die großen Eigenschaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Boscan verheirathete sich mit Donna Anna Giroe de Revolleda, einer vornehmen Dame, mit der er mehrere Kinder zeugte. Seitdem lebte er in anständiger Umgebung zu Barcelona und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Er war damit beschäftigt, seine Werke zu sammeln und mit den Werken seines vor ihm gestorbenen Freundes Garcilaso herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch die Bekanntschaft mit Antonio Navagero, einem italiänischen Gelehrten, der als Gesandter der Republik Venedig bei dem Kaiser war, ward Boscan veranlaßt, verschiedene italiänische Versmaße im Spanischen zu versuchen. So ward er der Schöpfer des spanischen Sonetts, und bediente sich mit Garcilaso zuerst zum Behuf poetischer Episteln, Elegien u. s. w. der Terzine. Boscans Gedichte sind noch in gerechtem Ansehen, dagegen sind seine übrigen literarischen Arbeiten, meist Uebersetzungen, vergessen.

Böschung oder Abdachung, die Schräge, die einem Walle oder einer Ufermauer gegeben wird, um sie desto fester zu machen.

Böse (in der Sittenlehre). Der Begriff des Bösen so wie der des Guten hat immer eine Beziehung auf empfindende und denkende Wesen, das heißt mit andern Worten, auf Personen und nicht auf Sachen. Von todten Massen sagt man nicht, sie sind gut oder böse. Der Grund liegt darin, weil sie als verstand- und willenlose Wesen sich keine Zwecke denken können. Von einem Menschen kann wohl gesagt werden, er sey gut oder böse, in so fern er nämlich einen Willen in sich hat, nach außen hin, entweder zum Vortheile oder Nachtheile anderer denkenden Wesen zu handeln; allein von einer todten Masse vermag dasselbe nicht behauptet zu werden. Nur in Hinsicht auf gewisse Zwecke kann also etwas gut oder böse seyn. Im allgemeinsten Verstande heißt mithin dasjenige böse, was die Zwecke denkender Wesen, oder der Menschen, zerstört. Aber dieses Zerstören muß einen Willen voraussetzen, das heißt mit andern Worten, es muß selbst von denkenden Wesen herrühren, sonst kann es nicht füglich böse genannt werden. Denn, z. B., Stürme, Verwüstungen, Erdbeben können, als verstand- und willenlose Wesen, durchaus keinen Zweck haben zu schaden, und sind daher, an sich selbst genommen, weder gut, noch böse. Wir zweifeln daran, ob der Begriff des Bösen richtig bestimmt werde, wenn man mit einigen Schriftstellern behauptet, daß das Böse ein nothwendiges Object des Verabscheuens sey. Denn das Verabscheuen macht nicht, daß etwas böse ist, sondern eben weil es böse ist, muß es erst verabscheut werden. Die Nothwendigkeit der Verabscheuung des Bösen ist also erst eine Folge, aber keine Ursach des Bösen. Da nun aber Zwecke wiederum Mittel zu anderweitigen Zwecken werden können, so

war der erste König. Unter seinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf der Küste von Asien ausgedehnt, und sein Sohn Leucon brachte 392 Theodosia dazu, half der Handlung auf, und erwarb seinem Stamme den Beinamen der Leuconiden. Spartacus III., des vorigen Sohn, scheint mit seinen Brüdern das Reich getheilt, und dem Satyrus den asiatischen Theil überlassen zu haben. Leucanor (29.) ward den Scythen zinsbar; und dieser Tribut wurde in der Folge so drückend, daß Parisades, der letzte der Leuconiden, es vorzog, sich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang, und seinen Sohn zum König von Bosporus einsetzte. Dieser brachte sich selbst um; und da ihm Mithridates im Tode folgte, so gaben die Römer das Land (64) seinem zweiten Sohne, der später ermordet wurde. Die Römer besetzten hierauf den Thron mit verschiedenen Fürsten, die sich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieser Stamm 259 ganz ausgestorben war, bemächtigten sich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Chersoniten ganz entrissen.

Bosse oder Rondebosse nennt man, im Gegensatze der auf einem Relief vorgestellten Figuren, die völlig freie Ausführung derselben; Modelle von Statuen in Gyps oder gebrannter Erde, oder Statuen in Erz und Stein. — Bossiren (gemeiniglich, aber unrichtig pussiren), bilden; aus Gyps, Thon oder Wachs erhabene Arbeit machen. — Ein Wachsbossirer, der in Wachs bildet.

Bossuet (Jacques Benigne), Bischof von Meaux, war zu Dijon den 27sten September 1627 geboren. Seine Familie stand in großem Ansehn vor den Schranken. Er war sechs Jahre alt, als sein Vater sich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten, und blieb mit seinem Bruder zu Dijon in dem Jesuitercollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateinische Bibel in die Hände, deren Lectüre einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Funfzehn Jahre alt ward er von seinen Aeltern nach Paris geschickt, wo er das Collegium von Navarra besuchte, dessen Großmeister Nicolas Cornet ihn bald so lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, mit jenem ernsten Wohlwollen, welches der Jugend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geschickt ist, den Geist des Jünglings zu bilden. Bossuet studirte unter der Anleitung dieses würdigen Lehrers mit rastlosem Eifer Griechisch und die heilige Schrift, verband aber damit zugleich die Lectüre der Meisterwerke des Alterthums und das Studium der cartesianischen Philosophie. In seinem sechzehnten Jahre legte er bereits die glänzendsten Proben seiner Beredsamkeit ab, und erwarb sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf. Er ward im Jahre 1652 Doctor der Sorbonne, und begab sich, anderer glänzenden Aussichten nicht achtend, nach Metz, wo er zum Canonicus ernannt worden war. Hier erbaute er durch Wort und Beispiel, bekam von dem Bischof den Auftrag, den Catechismus des protestantischen Predigers Paul Ferry zu widerlegen, und vollzog diesen Auftrag auf eine Weise, daß auch seine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (Anna von Oesterreich) wurde dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung der Protestanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Diese Angelegenheiten riefen ihn oft nach Paris, wo er durch seine Predigten den allgemeinen Wunsch erweckte, daß er sich hier niederlassen möchte; er dagegen schien den Aufenthalt in Metz vorzuziehen. Im Jahre 1661 aber berief ihn jene Fürstin nach Paris und ernannte ihn zum Hofprediger. Der König, der ihn oft hörte, fand so viel Gefallen an dem jungen Redner,

daß er dem Vater desselben, damaligen Intendanten von Soissons, Glück zu seinem Sohne wünschen ließ, der seinen Namen unsterblich machen würde. Bossuets 1668 gehaltene Einweihungsrede des Marschalls Turenne, der zur catholischen Kirche übertrat, erwarb ihm das Bisthum von Condom. Im Jahre 1670 übertrug ihm der König die Erziehung des Dauphins, worauf er 1671 sein bischöfliches Amt niederlegte, weil er es für pflichtwidrig hielt, dasselbe bei seiner beständigen Abwesenheit von seiner Gemeinde beizubehalten. Um diese Zeit hielt er die Leichenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinzessin, die plötzlich an einem glänzenden Hofe, dessen Zierde sie war, in der Blüthe ihrer Jahre starb. Es herrscht in derselben, wie in allen seinen Leichenreden, ein erhabener Schwung der Beredsamkeit. Die letzte Rede der Art, die er am Sarge des großen Condé gehalten hat, wird für ein Meisterstück in dieser Gattung des Styls angesehen. Die männliche Kraft seiner Reden wußte er in den zum Unterrichte seines königlichen Zöglings bestimmten: Discours sur l'histoire universelle, glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung dieses Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des ersten Almoseniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von Meaux belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein Jahr darauf die des ersten Almoseniers der Herzogin von Bourgogne. Seine Sitten und sein Glaube waren gleich strenge. Alle seine Zeit war unter seine Studien und die Ausübung seiner Amtspflichten getheilt; nur selten und auf wenige Augenblicke erlaubte er sich Erholungen. Die letztern Jahre seines Lebens brachte er unter seiner Gemeinde zu, in deren Schoße er im Jahre 1704 starb. Seine Werke sind vielfältig gedruckt worden. Die gelehrten Benedictiner von der Congregation St. Maur haben in neuern Zeiten eine vollständige Ausgabe aller bossuetschen Werke veranstaltet. Bossuets Styl ist voll Energie, aber nicht ohne Flecken. Sein lateinischer Ausdruck ist hart. Die französische Akademie zählte ihn unter ihre berühmtesten Mitglieder.

Bostanschi, Gartenwärter: so heißt die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorsteher **Bostanschi-Baschi** heißt, und die Aufsicht über das Aeußere, wie auch über die Gärten des Serails, den Canal und die kaiserlichen Lustschlösser hat. Er begleitet den Sultan auf allen seinen Spazierfahrten, und hat auch das Vorrecht, einen Bart zu tragen. Uebrigens sind die **Bostanschi** zugleich die Ruderknechte und — die geheimen Scharfrichter des Sultans.

Bostellen sind in Schweden solche Güter (**Hemman**), die den Soldaten oder Offizieren und Beamten zu Wohnungen angewiesen sind. Jede **Bostelle** muß eine Stube, einen Stall und eine Tenne haben, auch wo möglich mit Feld und Wiesewachs versehen seyn. Der Soldat ist dagegen verbunden, um ein billiges Tagelohn seinem Wirthe in seinem Ackerbau und andern ländlichen Beschäftigungen hülfliche Hand zu leisten. Die Bostellen der Offiziere genießen alle Vorrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boston, Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Massachusetts, 42 Gr. 23 Min. 28 Sec. n. Br., 71 Gr. 4 Min. 30 Sec. w. L. von Greenwich, an der Bostonbay auf der Halbinsel, die durch die Erdenge Boston-Neck mit dem festen Lande zusammenhängt, eine der größten und schönsten Städte des ganzen Freistaats, die aus drei Theilen, Norder- und Süderende (seit 1786 durch eine hölzerne, 1503 Ellen lange und 42 Fuß breite Brücke über den Fluß Charles verbunden), und West- oder Neu-Boston besteht; an 3000 Häuser, meistens

drei Stockwerk hoch, von Backsteinen gebaut und mit Blitzableitern versehen, 25,000 Einwohner, siebzehn Kirchen, zwei öffentliche lateinische Schulen, amerikanische Akademie der Wissenschaften, historische, medicinische und Gesellschaft zur Rettung der Verunglückten, auch Marinegesellschaft, Assecuranz-Comptoir, Bank des Staats und Bank-Comptoir der Union, sechs Buchdruckereien, Rum-, Zucker-, Segeltuch-, Tauwerk-, Woll-, Leinwand-, Hut-, Wallrathslichter-, Potaschen-Fabrik, Kanonen- und Glockengießerei, wichtigen Handel, durch einen der geräumigsten Häfen in Nordamerika befördert, der fünfhundert große Schiffe fassen kann, einen Leuchtthurm hat, und durch das Fort William auf einer Insel vor demselben beschützt wird. Auch finden sich hier an achtzig Landungsplätze und Kaien. Im Jahre 1790 liefen 455 Schiffe ein, ohne die 1200 nordamerikanischen Küstenfahrer. — Hier wurde durch das Verfahren des damaligen Gouverneurs Th. Hutchinson, und seines beigeordneten Raths Alexander Wedderburne, und des Generals Thomas Gage im Jahre 1774 das gährende Mißvergnügen der Amerikaner zur Widerspenstigkeit und endlich zur Empörung gebracht. Am 1sten Juni desselben Jahres ward der Hafen von Boston gesperrt, und den Einwohnern alle Handlung und Fischerei verwehrt. Nach mancherlei Auftritten sahen sich 1776 die englischen Truppen unter General Howe genöthigt, Boston zu verlassen.

Botanik. Die Kenntniß der Gewächse ist ganz dazu geeignet, den gebildeten Geist aufs angenehmste zu beschäftigen, alle seine Kräfte gleichmäßig in Thätigkeit zu setzen, und indem die Sinne ergötzt werden, dem Gemüthe die ruhigste und nützlichste Richtung zum Schönen und Wahren zu geben. Es hat aber diese Kenntniß in unsern Tagen eben so sehr an äußerm Umfange als an innerm Werthe gewonnen. Das Gebiet dieser Kenntniß beschränkt sich nicht mehr, wie vor einem Jahrhunderte, auf Gartenpflanzen und solche wildwachsende, die sich durch auffallende Blumen auszeichnen. Auch die niedern Bürger des Gewächsreichs hat man angefangen zu untersuchen. Achthundert Farrenkräuter, eben so viel Moose, tausend Flechten, noch mehr Schwämme und Bauchpilze sind untersucht und bestimmt; täglich vermehrt sich die Zahl derselben, und doch sind wir noch weit entfernt von erschöpfender Kenntniß nur der in Deutschland vorkommenden Arten dieser niedern Gewächse. Ja auch von vollkommnern Pflanzen entdeckt der aufmerksame Forscher selbst in der besuchtesten und seit einem Jahrhunderte von Botanikern gekannten Gegend alle Jahre neue Arten. Dasselbe gilt noch weit mehr von den übrigen Reichen Europens. Wie viele unbestimmte Pflanzen enthalten Frankreich, Italien, Spanien und Großbritannien! Wie wenig durchsucht sind noch Sicilien, Sardinien, Irland, die europäische Türkei! Von Asien kennen wir nur Sibirien, die Küstenländer Indiens und Arabiens, und die molukkischen Inseln zum Theil; fast ganz unbekannt ist uns Persien, Tibet, China, die Mongolei und das hohe Indostan; ganz unbekannt Japan, die Philippinen, Carolinen, das große Borneo, Celebes und Sumatra. Von dem unermeßlichen Afrika, was kennen wir weiter als die nördlichen Küsten, einen Theil von Aegypten und die südliche Spitze! Dieser bekannte Theil von Afrika verhält sich zum unbekannten, nach Zimmermanns Berechnung, wie 1 zu 5; und gewiß ist der letztere wegen der vielen und hohen Gebirge, aus denen eine Menge der größten Ströme entspringen, und wegen des Reichthums an Thieren nicht ärmer an Gewächsen als der bekannte. Von Amerika sind nur erst die nordöstlichen Küstenländer, und neuerlich Peru und Mexico von Humboldt, Ruiz,

Pavon und Bonpland durchsucht. Ganz Brasilien, Paraguay, Chili, so wie Californien, sind unbekannt. Die Inseln kennen wir etwas besser, und erstaunen mit Recht über die Ueppigkeit der Vegetation, wenn wir erfahren, daß allein dreihundert Farrenkräuter und eben so viel Moose von Plumier und Swartz auf Jamaica und den Antillen gefunden worden. Was wissen wir von den unzähligen Ländern und Eilanden des großen Oceans und ihren Erzeugnissen anders, als was die Forster, Labillardiere, Brown und wenige Andere bei einem kaum monatlichen Aufenthalte entdeckten! Nach diesen Angaben wird es nicht zu gewagt seyn, anzunehmen, daß wir kaum den dritten Theil der Gewächse kennen, und daß, wenn die Zahl der bekannten sich jetzt nahe an dreißig tausend beläuft, die Zahl der sämtlichen Gewächse leicht neunzig tausend betragen könne. Welch ein Reichthum! Welch ein Umfang einer Kenntniß, die diesen Reichthum erforschen, die Arten und Gattungen bestimmen soll! Nicht bloß an Umfang, sondern auch an innerm Werthe gewinnt die Kenntniß der Gewächse mit jedem Tage. Wir lernen immer mehr einsehen, daß die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Kenntniß ihren wahren Werth bezeichnet. Mehr sieht man dies in Deutschland und Großbritannien als in Frankreich ein, wo, mit Ausnahme einiger würdigen Botaniker, die meisten diese Kenntniß so spielend und seicht behandeln, als ob sie nur zur Ergötzung der Sinne bestimmt wäre. Wir aber können die Kenntniß der Gewächse von zwei Seiten betrachten: erstlich von der historischen, in so fern wir die äußern Merkmale der Gewächse untersuchen, und von der philosophischen, wo wir den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erforschen. Mit Unrecht hat man sonst den erstern Theil ausschließlich Botanik genannt, da man den zweiten Physik der Gewächse nannte. Beide gehören zusammen, erläutern sich einer den andern, und bilden eine Wissenschaft, die um so anziehender ist, je mehr sie in das tägliche Leben eingreift. Schon die historische Kenntniß der äußern Merkmale findet nützliche Anwendung im Leben, da die Unterscheidung der schädlichen und brauchbaren Arten jedermann interessirt, wenn auch die Gewerke, welche sich ausschließlich mit dem Gewächsreiche beschäftigen, der feinern Unterscheidung der Arten entbehren können. Aber wenn wir die Physik der Gewächse mit zur Botanik rechnen, wer möchte nur einen Augenblick an dem großen Nutzen und an dem Interesse zweifeln, den diese Kenntniß für den Landwirth und für den Gärtner hat? Auch dem denkenden Arzte und dem Philosophen ist eine Kenntniß wichtig, welche die Aehnlichkeit und Verschiedenheit des Baues der Gewächse und der Thiere aus einander setzt und erörtert. Die historische Kenntniß der Gewächse oder die gewöhnlich sogenannte Botanik hat ihre Schwierigkeiten, die, wenn sie beim Unterricht nicht erleichtert werden, den Anfänger abschrecken können. Dahin gehört vorzüglich die Kunstsprache oder die genaue Kenntniß der Ausdrücke und Worte, welche für einzelne Theile und Eigenschaften der Pflanzen gebraucht werden. Je umständlicher und weitläuftiger der mündliche oder schriftliche Unterricht diese Kunstsprache vorträgt, desto abschreckender wird sie. Der Unterricht kann sehr gründlich seyn, obgleich man die Kunstsprache ungemein vereinfacht und abkürzt. Sie setzt hinlängliche Kenntniß der lateinischen Sprache voraus; denn in keiner andern sind die Ausdrücke so bestimmt, in keiner andern sind sie so allgemein angenommen und verständlich. Wenn man bei jeder Eigenschaft den herkömmlichen Ausdruck bemerkt und durch Anschauung erläutert, so prägt sich derselbe dem Gedächtnisse dergestalt ein, daß man nicht nöthig hat,

bei jedem Theile der Pflanze dieselbe Eigenschaft wieder mit demselben Ausdrucke zu bezeichnen, wie es z. B. Röhling im ersten Theile seiner Flor Deutschlands gethan und dadurch die Kunstsprache zu weitläuftig gemacht hat. Wenn ich weiß, was filiformis ist, und wie es sich von linearis und subulatus unterscheidet, so brauche ich diese Ausdrücke nicht beim Blatt- und Blüthenstiel, beim Pistill und bei den Staubfäden zu wiederholen. In sieben bis acht Stunden läßt sich die ganze botanische Kunstsprache so vortragen und erlernen, daß nachher nur beständige Anwendungen derselben erfoderlich sind, um sie sich für immer einzuprägen. Je genauer man die Kunstsprache inne hat, desto strenger wird man in der Auswahl der Worte und der Beschreibungen seyn, desto sicherer ist man, allgemein verstanden zu werden. Große Botaniker zeichnen sich allemal durch Präcision des Ausdrucks, durch strenge Befolgung der Gesetze der Kunstsprache, und durch Vermeidung aller überflüssigen, nicht gebräuchlichen Worte aus. Das Gegentheil findet sich in den Schriften der meisten französischen Botaniker, an denen sich die Vernachlässigung der Kunstsprache auffallend rächt. In Linnés philosophia botanica, von Sprengel herausgegeben, findet man die Grundsätze der Kunstsprache und der botanischen Kritik vollständig entwickelt. Der zweite Gegenstand der historischen Botanik ist die Kenntniß des Systems oder der Anordnung der Pflanzen nach einem bestimmten Princip. Die zahllose Verschiedenheit der Formen des Gewächsreichs läßt sich unmöglich fassen, wenn wir sie nicht in Gruppen ordnen, die ähnlichen sammeln und die unähnlichen sondern. Zu diesem Ende wird vor allen Dingen gründliche Kenntniß dessen, was Gattung, Art und Spielart ist, erfodert. Man kann nicht leicht genau genug in der Bestimmung dieser Begriffe seyn, da täglich Spielarten mit Arten verwechselt werden. Nur was in der Fortpflanzung durch Saamen, bei Veränderung des Bodens und des Clima's sich unabänderlich erhält, nur eine solche Eigenschaft bestimmt den Begriff der Art. Daher sind der Farbenprunk der Gartenblumen, der Geruch derselben, der Geschmack der Früchte, die Größe der Gewächse und ihr ganzes äußeres Ansehen von den Merkmalen der Art auszuschließen. Denn theils sind diese Dinge veränderlich, und bleiben bei der Fortpflanzung durch Saamen nicht dieselben; theils lassen sie sich durch Worte nicht einmal deutlich ausdrücken. Der Forstmann und der Gärtner, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, kennen die Gewächse, mit denen sie umgehen, genau, aber nach sinnlichen Eindrücken, die für sie allein Klarheit haben, die sie aber Andern nicht deutlich machen können. Der wissenschaftliche Botaniker dagegen beschreibt mit wenig Worten die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten einer Pflanze dergestalt, daß, wer nur die Kunstsprache versteht, sie sich im Geiste vorstellen, und obgleich er sie zum ersten Male sieht, sie doch sogleich bestimmen kann. Die Systeme der Botanik oder die Anordnungen der Pflanzen und Gruppen sind theils nothwendig, theils willkührlich. Es gibt eine nothwendige Anordnung, welches die ist, welche die Natur anerkennt und wonach sie verfährt. So sehen wir, daß Gräser, Palmen, Farrenkräuter, Doldenpflanzen, schoten- und hülsentragende eigene Gruppen ausmachen, die nothwendig sind, weil die Natur sie gebildet hat. Ein solches Natursystem ist das wahre Ideal der Botanik; dies aufzustellen ist der höchste Zweck der größten Botaniker aller Zeiten gewesen. Aber es fehlt bis jetzt nicht allein an einem leitenden Princip bei dieser Anordnung, sondern wir müssen auch deswegen darauf Verzicht leisten, weil wir erst, wie oben bemerkt wurde,

den dritten Theil der sämmtlichen Gewächse des Erdbodens kennen (die unendliche Menge der Meergewächse ungerechnet), und da wir das Ganze nicht überschauen, auch die Lücken nicht wahrnehmen können, die bei unserer Anordnung bleiben müssen. Auf welche Weise also und von welchem obersten Grundsatze geleitet, wir die natürliche Anordnung vorzunehmen haben, das ist die große Aufgabe, die noch nicht gelös't ist. Vorgeschlagen hat Jussieu dazu den verhältnißmäßigen Stand der Staubfäden gegen das Pistill; allein dieser Stand ist veränderlicher und weniger natürlich, als man glaubt. Besser ist, unser Unvermögen, die Gruppen nach einem obersten Grundsatze anzuordnen, ohne Bedenken zu gestehen, als willkürlich ein Princip aufzustellen, welches die Natur nicht anerkennt. Zur Zeit haben wir bloße Bruchstücke des Natursystems, und müssen daher nothwendig dem künstlichen Systeme den Vorzug geben. Die Foderung der Vernunft, Einheit in die Mannichfaltigkeit zu bringen, ist unerlaßlich. Befriedigt wird diese Foderung am sichersten, wenn wir einen und denselben Grundsatz aufstellen, der durch alle Theile des Systems durchgreift und alle mit einander verbindet. Ob dabei die Anordnung immer natürlich ist, kann uns weniger wichtig seyn, als daß wir mit einem Blicke alles überschauen und den Unterricht erleichtern. Diesem Bedürfnisse hat niemand besser abgeholfen, als Linné, der als obersten Grundsatz seines künstlichen Systems die Verhältnisse der Befruchtungstheile aufstellt. Daß diese Theile die wichtigsten sind, wird niemand in Abrede stellen, der bedenkt, daß der Zweck der Vegetation durch sie erreicht wird. Freilich sind sie nicht zu jeder Zeit, sondern nur im vollkommnen Zustande der Pflanze entwickelt; freilich sind sie oft sehr klein, und müssen mit bewaffneten Augen aufgesucht werden; allein die Natur hat in die Verhältnisse dieser Theile eine so große Beständigkeit gelegt, daß man darüber erstaunen muß. Nicht die Zahl der Staubfäden ist es allein, welche die Grundlage des linné'schen Systems ausmacht; denn diese für sich betrachtet ist den Veränderungen unterworfen. Daher auch Georg Ad. Suckow, Stafn und Rebentisch nicht wohl thaten, daß sie die bloße Zahl als Norm aufstellten. Die sämmtlichen Verhältnisse der Staubfäden gegen sich und gegen die weiblichen Theile sind es, die Linné als obersten Grundsatz annahm und auf die folgerechteste Art durchführte. Ihre Trennung von den weiblichen Theilen oder ihre Verwachsung mit denselben, die Verwachsung der Staubfäden oder der Antheren, die verschiedene Länge der erstern, ihr Stand auf dem Fruchtboden oder auf dem Kelche, und endlich die Zahl; das sind die Verhältnisse, die als leitendes Princip dienen. Man kann gegen den Werth und die Anwendbarkeit des linné'schen Systems mancherlei Einwürfe machen, ohne daß seine Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit dadurch widerlegt werden. Es ist ein künstliches und begnügt sich, als solches, mit der Annahme weniger aber wesentlicher Theile, unbekümmert, ob die Natur in allen übrigen die Uebereinstimmung der wesentlichen Theile ausdrücke. Darum stehen Obstbäume und niedrige, unscheinbare Kräuter (Prunus, Pyrus, und Aizoon) neben einander; darum sind sehr verwandte Pflanzen, die Gräser, in vier Classen zerstreut (in der dritten, sechsten, ein- und dreiundzwanzigsten). Diese Mängel theilt jedes künstliche System mit dem linné'schen. Dessen ungeachtet bleibt es unentbehrlich und äußerst nützlich zum Unterrichte, da seine Richtigkeit und Consequenz es ungemein empfehlen, und da es, außer einigen französischen Botanikern, allgemein angenommen ist. Man muß Verzicht darauf leisten, ein besseres erfinden zu wollen, das, wenn es auch

erfunden würde, doch nicht allgemein angenommen und durch die wichtigsten Werke in der Wissenschaft so sanctionirt wäre, als das linnaeische. Außer der Kenntniß der Kunstsprache und des Systems muß man das Studium der Botanik mit Untersuchung der Natur selbst beginnen. Wanderungen im Freien und Anlegung einer Sammlung getrockneter Pflanzen sind die Haupterfodernisse, um Fortschritte zu machen. Eine solche Sammlung kommt dem Gedächtnisse zu Hülfe, sichert die Untersuchungen durch Vergleichung und vergegenwärtigt zu allen Zeiten die Natur. Sie ist weder mühsam noch kostbar anzulegen. Man merke sich dabei folgende Regeln: die Pflanzen müssen, so viel als möglich, vollständig mit allen ihren Theilen abgeschnitten werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme sie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe sie entweder in einer Blechbüchse oder in einer Mappe mit Löschpapier nach Hause, lege sie alsdann zwischen Löschpapier, mit Brettern und Steinen beschwert, an einen luftigen, trocknen Ort, oder lege sie in Folianten, die man enge zusammen in den Bücherschrank stellt. Sind sie sehr saftig, so brühe man sie erst ein Paar Minuten in kochendem Wasser, oder platte sie mit einem heißen Bügeleisen zwischen Löschpapier. Sind sie völlig trocken, so ordne man sie, lege sie in Bogen Schreibpapier und schreibe die systematischen Namen nebst dem Fundorte darauf. Eine solche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchsehen bewahrt, erhält sich mehrere Menschenalter hindurch; ja, man hat Pflanzensammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen sind. Sind die Pflanzen genau und richtig bestimmt, sind sie selten und in bedeutender Zahl, so hat eine solche Sammlung einen hohen Werth, und der Botaniker kann ihrer so wenig entbehren, als der Geistliche der Bibel, der Arzt der Apotheke und der Richter des Gesetzbuches. Die eigenen Untersuchungen der Pflanzen fodern besondere Hülfsmittel, unter denen der literarische Apparat obenan steht. Kein Fach menschlicher Kenntniß fodert einen größern und kostbarern Vorrath von Büchern, als die Botanik. Denn zur sichern Bestimmung der Pflanzen wird erfodert, daß man ihre Beschreibung und Abbildung in zum Theil seltenen und theuren Werken vergleiche. Der Botaniker von Profession kann derselben so wenig entbehren, daß er, um eine vollständige Bibliothek seines Faches sich anzuschaffen, ein Capital von fast 12,000 Thalern anwenden muß. Jacquins unentbehrliche Werke kosten allein über 1000 Tahler. Wer nicht so viel daran wenden kann, oder wer bloß Liebhaber ist, begnügt sich mit einer guten Flor seiner Gegend, mit Röhlings Flor Deutschlands, mit Kochs Handbuch, mit Persoon synopsis. Will man etwas vollständiger sich belehren, so würde Willdenows Ausgabe der species plantarum, und unter den Kupferwerken Sturms deutsche Flor und Schkuhrs Handbuch hinreichen. Eine faßliche Uebersicht der ganzen Wissenschaft, auch der unvollkommenen Gewächse, gewährt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen. Aus diesen Werken und bei dieser Untersuchung wird man einsehen lernen, daß die botanische Kenntniß unmöglich bloß in der Fertigkeit bestehe, eine Menge Pflanzen mit ihrem systematischen Namen zu benennen, und ihren Platz im Systeme zu bestimmen. Es gehört mehr dazu. Genaue und kritische Unterscheidung der Arten, Kenntniß der Charaktere, der Gattungen und Arten, Fertigkeit in der Bestimmung derselben, das sind die Erfordernisse, welche der echte Botaniker zu befriedigen sucht, wenn er bloß den historischen Theil der Wissenschaft bearbeitet. Gedächtniß und

Urtheilskraft werden auf gleiche Weise in Anspruch genommen, und die Uebung dieser Geisteskräfte ist einer der größten Vortheile, die dieses Studium gewährt. Aber der Botaniker soll nicht bei den äußern Formen stehen bleiben: er soll die Natur, den Bau und die Verrichtungen der Gewächse erforschen, und sich um philosophische Kenntniß dieser Geschöpfe bekümmern. Diese Physik der Gewächse hat zwei Grundstützen: Anatomie und Chemie. Beide sind unentbehrlich, da sie die Bedingungen angeben, unter welchen das Leben der Pflanzen sich so oder anders gestaltet. Aber keine von beiden Kenntnissen muß mit der eigentlichen Physik der Gewächse verwechselt werden. Diese entwickelt die Gesetze des Lebens und der Geschäfte der einzelnen Theile aus höhern Grundsätzen, obgleich sie überall gesteht, ohne jene Grundstützen keine Fortschritte machen zu können. Die Anatomie der Gewächse besteht in der Zergliederung und mikroskopischen Untersuchung ihres innern Baues. Wegen der Zartheit der Theile ist der Gebrauch eines guten, zusammengesetzten Mikroskops unentbehrlich. Es hat dieser Theil der Botanik seine eigene Schwierigkeiten. Nicht nur die Auswahl eines zweckmäßigen, hinlänglich vergrößernden Mikroskops, nicht nur die Fertigkeit im Zerlegen, sondern vor allen Dingen die Beobachtung selbst, die völlige Freiheit von Vorurtheilen, die Geduld und Sorgfalt in Wiederholung derselben Beobachtung unter abgeänderten Umständen, die Fähigkeit, unbefangen aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen; dies alles ist offenbar nicht jedermanns, sondern nur dessen Sache, der mit angeborner Anlage hinlängliche Uebung verbindet. Wir sind jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß es in vollkommnern Gewächsen dreierlei von einander verschiedene und dennoch wahrscheinlich in einander übergehende Urformen des Baues gibt: die Zellform, die Röhrenform und die Schraubenform. Die Zellform ist die niedrigste; in den unvollkommensten Pflanzen schwankt sie noch; entwickelt tritt sie erst in den Lichenen und Moosen hervor. In der keimenden Pflanze ist sie die erste. Sie durchflicht in der Folge alle Theile, und zeigt sich auf der grünen Oberfläche der Gewächse, etwas abgeändert, mit besondern Oeffnungen, die wahrscheinlich die Luftstoffe aufnehmen und zubereiten. Ganz einfach ist das Zellgewebe in dem Marke und der grünen Rinde der Bäume; in der letztern finden sich auch die Canäle für die eigenthümlichen, harzigen oder milchichten Säfte der Gewächse, die daher zum zelligen Baue gehören. Die Röhrenform besteht aus den feinsten, wie Fasern erscheinenden Röhren, die, an den Enden zugespitzt, auf einander liegen, und entweder parallel neben einander fortlaufen, oder sich (im Baste der Bäume) mannichfach verflechten. Sie sind die eigentlichen Werkzeuge, worin die Säfte aufsteigen. Sie entwickeln sich schon bei niedern Pflanzen, in Moosen, und sind in höhern allezeit da anzutreffen, wo der Auftrieb der Säfte befördert werden soll. Die Schraubenform ist die höchste, und scheint das Werkzeug zu seyn, dessen sich die Lebenskraft der Gewächse bedient, um höhere Verrichtungen zu bewirken. Erst in den Farrenkräutern erscheint sie, obgleich unvollkommen. In den übrigen Gewächsen ist sie an die Röhrenform gefesselt, so daß sie dieser den eigentlichen lebendigen Antrieb zu geben scheint. In den Gräsern, Palmen, Lilien, Farrenkräutern stehen die Schraubengänge in abgesonderten Bündeln; in den meisten übrigen Pflanzen, die mit zwei Saamenlappen aufgehen, ziehen sie sich in zusammenhängenden Ringen um das Mark her, und machen den Splint und das Holz, zugleich mit den Röhren aus dem Zellgewebe, aus. In jungen Pflanzen entwickeln sie sich erst dann, wenn die Pflanze stärker zu trei-

ben anfängt, und wenn erst ein Wulst von gedrängtem Zellgewebe sich gebildet hat. Aus einem solchen entwickeln sie sich überall, ohne sich je zu theilen. Sie sind leer von Säften, enthalten bloß Luft oder elastische Flüssigkeiten, welche sie aus den tropfbaren bereiten. Es gibt mannichfache Abänderungen dieser Form: näher dem Marke bleiben sie unverändert; im Holze und bei den niedern Familien der Farrenkräuter, Palmen und Gräser verwachsen sie, und stellen alsdann die sogenannten Treppengänge dar. Eigene große, schlauchförmig, stellenweise erweiterte Canäle mit durchlöcherten Wänden entstehen aus der Wurzel und durchsetzen manche Gewächse, indem sie sich von den eigentlichen Schraubengängen unterscheiden, obgleich sie im Allgemeinen zu dieser Form gehören. Es scheint nach einigen neuern Beobachtungen, als ob diese Formen eine in die andere übergehen. Gestreckte Zellen, kaum noch mit Querwänden versehen, nähern sich eben so sehr der Röhrenform, als die Schraubengänge in den Nerven und Adern der Blätter in die Röhren übergehen; und in einem Moose, dem sphagnum obtusifolium, erscheint das Zellgewebe sogar der Schraubenform ähnlich. Die Chemie der Gewächse lehrt uns die Mischung ihrer Bestandtheile kennen. Wir benutzen diese Kenntniß, um die Gesetze des Lebens auf diese Bedingung zu gründen. Wir suchen zu zeigen, wie aus der einfachen Nahrungsflüssigkeit der Gewächse, dem kohlensauren mit Stickstoff geschwängerten Wasser und den angezogenen Luftstoffen alle und jede nähern Bestandtheile hervorgehen. Um dies zu thun, nehmen wir die Urstoffe dieser Bestandtheile an, welche die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Wohl wissen wir, daß die Scheidekunst nur die Verhältnisse der todten Säfte hervorlockt, und daß ein großer Unterschied zwischen lebenden und todten Säften ist. Wir sehen wohl ein, daß während der Behandlung mit gegenwirkenden Mitteln, und besonders während des Gährens, Verbrennens und Einäscherns, neue Zusammensetzungen erfolgen und mehrere Urstoffe verloren gehen; daß also die Schlüsse, welche die Chemie wagt, immer sehr unsicher und schwankend sind. Aber wir haben zur Zeit kein anderes Mittel in Händen, um den flüchtigen Stoff zu binden und die Zusammensetzung der Säfte in lebenden Körpern zu erforschen, als die Scheidekunst mit ihren groben Handtierungen. Es ist daher die größte Vorsicht nöthig, wenn wir diese Grundstütze der Naturlehre der Gewächse benutzen wollen. Die letztere Wissenschaft, die eigentliche Physik der Pflanzen, betrachtet diese Geschöpfe als lebende und organisirte Körper, die sich im Allgemeinen durch Mischung und Bau von den thierischen Körpern unterscheiden, ohne daß es feste Gränzlinien zwischen beiden Reichen gäbe. Zwar wissen wir, daß die Pflanzen, an den Boden gefesselt und nur zum Theil dem Lichte entgegenstrebend, niedriger stehen als Thiere; daß ihre Mischung einfacher und durch das Vorwalten des Kohlenstoffs von der thierischen Mischung unterschieden ist. Aber wir kennen eine Menge Geschöpfe, die zweifelhaft lassen, zu welchem Reiche sie zu rechnen sind. Es gibt demnach nur ein großes Reich organischer Geschöpfe, welches von dem einfachsten Bauchpilze und von der kopflosen Blase (Acephalocystes) an sich bis zur Krone der Schöpfung, bis zum Menschen erstreckt, denselben Lebensgesetzen gehorcht und auf dieselbe Weise von Außendingen erregt wird. Das Aufsteigen der Säfte in der Pflanze, der Vorgang der Ernährung und der Absonderung eigenthümlicher Säfte, die Erzeugung besonderer Stoffe, des Eisens, des Kalks und der Kieselerde, sie sind eben so gut Wirkungen des Lebens, als der Schlaf der Pflanzen, die Blumenuhr, das Zucken der Blätter des Hedysa-

um gyrans und das Zusammenfallen der Mimosen bei der Berührung. Wir haben in neuern Zeiten die Einwirkung der großen Agenten der Natur, des Lichts, der Wärme, der Electricität, des Sauerstoffs auf die Pflanzen näher untersucht. Mit Ausnahme der Berührungs-Elektricität oder des Galvanismus, dessen Einfluß auf die Pflanzen noch zweifelhaft scheint, wirkten die andern allgemeinen Agenten zum Theil zwar chemisch, aber vorzugsweise dynamisch. Der Sauerstoff von der Pflanze angezogen, wird weniger ihrer Substanz angeeignet, als dazu verwandt, Kohlensäure zu bilden, welche wiederum durch die Vegetation zersetzt, den Sauerstoff an der grünen Oberfläche fahren läßt, nachdem der Kohlenstoff der Pflanzensubstanz angeeignet ist. Zu dem letztern Vorgange trägt hauptsächlich das Sonnenlicht bei, welches, als der kräftigste Lebensreiz, alle organischen Körper in Thätigkeit setzt, und, indem es eine Veränderung der Bestandtheile bewirkt, die Ernährung befördert und die Mischung der Pflanzen erhält. Die Wärme wirkt zum Theil chemisch auf die Pflanzen, zum Theil setzt sie ihre höheren Thätigkeiten in Bewegung und vermittelt das Leben, indem sie allen Säften einen höhern Umfang gibt und die Zersetzung befördert. Von der künstlichen Electricität muß man keinen Schluß auf die natürliche, unmerkliche Electricität der Atmosphäre machen. Die letztere ist sehr wirksam, ohne sich durch gewöhnliche Electrometer zu verrathen; daher auch Volta sagt: in den niedern Luftschichten, darin Pflanzen leben, betrage das Maß der Electricität kaum ein bis zwei Grade des Electrometers. Aber wenn man bedenkt, wie selbst bei den gewaltsamen Ausströmungen der überschüssigen Luftelectricität im Blitze de Luc dennoch wenig Abweichungen des Electrometers bemerken konnte, und wie Gewitterregen und Nächte, in denen es blitzet, ungemein stark die Vegetation erregen und oft so überreizen, daß das Verscheinen oder Verbleichen des Getraides auf flach gepflügten und frisch gedüngten Aeckern davon hergeleitet wird, so kann man nicht anstehen, dem großen Agenten der Luftelektricität sehr wichtigen Einfluß auf die Pflanzen zuzuschreiben. Beweise für das höhere Leben der Pflanzen finden wir vorzüglich in dem Umstande, daß kein einziger Bestandtheil des Bodens unverändert in sie übergeht. Pflanzen, die auf Salzboden wachsen, enthalten nicht Kochsalz, sondern sauerkleesaure Sode in ihrer Mischung, und zwar mehr als der Boden enthält. Bäume, die auf dürrem Sande wachsen, liefern in dem Holze eine bedeutende Menge Kalk, den sie aus dem Boden nicht aufnehmen konnten. Kein Salz und kein vorgebliches Oel geht als solches in die Pflanze über. Daher beruht der Fruchtwechsel in der englischen Landwirthschaft auf der richtigen Auswahl solcher Früchte, die das quantitative Verhältnis der Urstoffe des Bodens so verändern, als es die Natur einer jeden Art erfodert. Daher paßt Waizen auf Hackfrüchte, aber nie auf Gerste; daher gedeiht der Lein nicht nach Hülsenfrüchten, aber wohl nach Hanf, obgleich kein Hanf auf Lein folgen darf. Wir müssen auf das sorgfältigste die täglichen Erfahrungen zu Rathe ziehen, um die Gesetze des Pflanzenlebens darauf gründen zu können. Wir müssen nicht müde werden, die thierische Natur und die noch wenig beachtete Natur der Zoophyten mit den Pflanzen zu vergleichen, um so zu Resultaten zu kommen, welche die Begründung der Physik der Gewächse vorbereiten können. Als literarisches Hülfsmittel dieses wichtigen Faches kann Sprengels Werk von dem Baue und der Natur der Gewächse als das vollständigste genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächse haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Senebier,

Saussüre und Schrader in Berlin bearbeitet. — Noch [illegible] wir zuletzt einen kurzen Ueberblick der Geschichte dieser Wissenschaft [illegible] ihrem ganzen Umfange geben. Von den beiden Haupttheilen der [illegible]tanik ist der philosophische der ältere. Ehe die griechischen Philoso[illegible] daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächse zu unterscheiden, untersuchten sie die Lebensgesetze der Pflanzen, ihren Unterschied von [illegible] Thieren, und, so weit es mit unbewaffneten Augen geschehen konnte, den Bau der Pflanzen. Theophrast von Ephesus ist der Schöpfer der philosophischen Botanik, die er nach einem großen und eigentlichen Plane bearbeitete. Er fand keinen Nachfolger bis in die neueren Zeiten. Seine Nachfolger, besonders die Alexandriner, welche die [illegible]ste Gelegenheit dazu hatten, vernachlässigten dies Studium so sehr, [illegible] sie höchstens die Arznei- und Giftpflanzen kennen lernten, aber un[illegible]ständig und ohne einen Gedanken an systematische Ordnung beschrieben. Aus ihren Schriften und aus eigenen Bemerkungen setzte Dioskorides von Anazarba im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung [illegible] Werk zusammen, welches mangelhafte Beschreibungen von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verfasser wichtiger ist, als naturgemäße Schilderung oder systematische Anordnung. [illegible] Werk blieb, durch syrische, arabische und latinobarbarische Uebersetzungen entstellt, fünfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle botanischer Kenntniß. Die persischen und arabischen Aerzte setzten ungefähr zweihundert den Griechen unbekannte Pflanzen hinzu, und es war [illegible] der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherstellung der Wissenschaften auf 1400 beschränkt. Deutschland hat das Verdienst, die [illegible]sche Botanik zuerst begründet zu haben. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioskorides, wenn man die Gewächse Deutschlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen derer, [illegible] Dioskorides Beschreibungen auf deutsche Pflanzen anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunschweig, Otho Braunfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Conr. Geßner zu dem Entschluß, unabhängig von Dioskorides die Gewächse des Vaterlandes zu untersuchen und in Holzschnitten abzubilden. Der zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerst den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die wesentlichen seyen, und daß man danach die Pflanzen eintheilen müsse. Ihnen folgten im sechszehnten Jahrhunderte die Italiäner Pet. Matthiolus, Andr. Cäsalpinus, Prosp. Alpini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Clusius und Lobelius, [illegible] als Sammler der Franzose Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutschen Joach. Camerarius, Tabernämontanus und Joh. Bauchin, dessen Bruder Caspar nicht allein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen vermehrte, sondern auch die durch Willkür in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymie zu berichtigen suchte. Dies sind die Väter der Botanik, [illegible] deren classischen Werken man hinaufsteigen muß, wenn man mit Sicherheit eine Pflanze vollständig bestimmen will. Durch die Anstrengungen dieser Männer war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schon bis auf 5500 angewachsen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermehrung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauchin wählten eine willkührliche, zum Theil natürliche Anordnung, indem sie Bäume, Gräser, Farrenkräuter, Lilien und ähnliche Familien aufstellten, aber ohne sich um ein leitendes Princip zu bekümmern. Andr. Cäsalpinus war der erste, der, [illegible] Conr. Geßners Vorschlag, die Frucht und die wesentlichen Theile

es Samens als Gründe einer Classification aufführte, welche bei vielen seiner Nachfolger, die man Fructisten nennt, die herrschende Norm geblieben ist. Im siebzehnten Jahrhunderte wurde diese Methode von Rob. Morison und Joh. Ray dergestalt verbessert und ausgebildet, daß der letztere schon auf die Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rücksicht nahm, Rivinus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ihre unregelmäßige Gestalt, und Tournefort die Aehnlichkeit der Blumenkrone mit andern Gegenständen als Norm erkannten. Unterdessen wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Morison, Plukenet, Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumier vermehrt. Es wurde im siebzehnten Jahrhunderte durch Grew und Malpighi der Grund der Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie der Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegründet, und das verschiedene Geschlecht derselben von Grew, Morland und Rud. Jac. Camerarius entdeckt. Diese Entdeckung suchte Micheli sogar auf niedere Organismen, auf Moose, Flechten und Schwämme anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzensammlern Rumphius, Parkinson, Sloane, Flacourt, Commelyn, Burbaum, Ammann und Feuillée verdankte der unsterbliche Linné theils die Idee zur Gründung seines Systems, welches ganz auf den Verhältnissen der Befruchtungstheile beruhte, theils die Kenntniß einer sehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei der ersten Ausgabe seiner Species plantarum 7300 Arten, bei der zweiten Ausgabe 8800. Wenn man aber bedenkt, daß ein mäßiges Herbarium jetzt schon 11 bis 12,000 Arten enthält, so muß man über den Zuwachs des Pflanzenvorraths seit sechzig Jahren erstaunen. Linné's Gedanken von den beiderlei Geschlechtern der Pflanzen wurden in der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf unvollkommene Gewächse weiter ausgedehnt. Das System ward von Adanson, Alston und Haller bestritten, von Schreber, Scopoli, Crantz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im achtzehnten Jahrhunderte die zahlreichsten Entdeckungen in der Pflanzenwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Forskel, Forster, Hassequist, Browne, Jacquin, Aublet, Commerson, Stahl, Swartz, Aiton gemacht. Es wurde die Physik der Gewächse von Bonnet, Du Hamel, Hill, Kölreuter und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen bereichert, und so näherte sich die Botanik der Gestalt, in welcher wir sie gegenwärtig erblicken. Die Geschichte dieser Wissenschaft hat Sprengel vollständig in seiner Historia rei herbariae erzählt. nt.

Botanybay, s. Neuholland.

Both (Johann und Andreas), geboren zu Utrecht gegen 1610, waren die Söhne eines Glasmalers, der sie in den Anfangsgründen der Zeichenkunst unterrichtete. Sie bildeten sich darauf in der Schule Abraham Blömaerts und gingen noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte diesen zum Muster; Andreas zog die Porträtmalerei vor und folgte der Manier von Bamboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung sie zu entgegengesetzten Gattungen führte, so wußte die Freundschaft, welche sie beseelte, ihre Pinsel zu gemeinschaftlichen Werken zu vereinigen. So malte Andreas Both in den Landschaften seines Bruders die Figuren, und beide wußten sich mit so viel Uebereinstimmung und Einsicht gegenseitig geltend zu machen, daß man nicht vermuthen konnte, daß ihre Gemälde von zwei verschieden Händen herrührten. Dieser Ver-

bindung ausgezeichneter Talente gelang es, Claude Lorrain die
zu halten. Man bemerkte in den Werken Johanns eine größere
tigkeit, und besonders schöne ausgezeichnete Gesichter, voll Geist und
heit; auch lobte man daran die schöne Ausführung, schöne Lich
und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht
gelblichen Farbenton vorgeworfen, der sich von der Natur entfernt,
wohl dieser Fehler nicht immer Statt findet. Der Ruf Johanns
durch die Zeit bestätigt worden und sein Verdienst sowohl als sein
enthalt in dem Vaterlande der Künste haben ihm den Namen B
aus Italien erworben. Nur der Tod konnte beide Brüder
nen. Andreas ertrank zu Venedig im J. 1650. Johann, untröst
darüber, verließ Italien, und kam nach Utrecht zurück, wo er bald
nem Bruder folgte. Man schätzt die Blätter, welche Johann
selbst nach seinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothnien, Botten, ist eine große Landschaft und Statthaltersch
in der schwedischen Provinz Nordland, und liegt an beiden Seiten de
bothnischen Meerbusens. Es wird eingetheilt in West- und Ostbotten
Jenes hat 38,000 dieses 67,000 Einwohner. Zu Westbotten gehört
das nördliche angränzende Lappland mit ungefähr 8000 Einwohnern
Ungeachtet der Kälte ist der Boden fruchtbar und hat hinreichenden
Getraidebau. — Der bothnische Meerbusen ist der nördlich
Theil der Ostsee zwischen Schweden und Finnland, der von der Pr
vinz Bothnien den Namen hat.

Böttcher (Johann Friedrich), der Erfinder des Meißner Por
zellans, war in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Schl
im Voigtlande geboren. Er war anfangs als Gehülfe eines Apothekers
in Berlin, wurde aber genöthigt zu entfliehen, weil er in dem Ru
stand, daß er die Kunst Gold zu machen verstehe, und kam nach Sach
sen. Der damalige Churfürst und König von Polen, Friedrich Au
gust II., ließ ihn nach Dresden kommen, und befragte ihn, ob er Gold
zu machen verstehe, welches er aber standhaft läugnete. Der König, de
dieser Antwort weniger traute, als wenn er vielleicht ja geantwortet
hätte, ließ ihn auf die Festung Königstein bringen, und gab Befehl, de
Gefangenen auszuforschen. Hier machte nun Böttcher Versuche
und entdeckte ungefähr im Jahr 1703 die Masse des Porzellans, da
Sachsen eine ergiebige Quelle des Reichthums eröffnete. Anfangs
wurde es in Dresden verfertigt, aber im Jahr 1710 in Meißen ein
Fabrik errichtet, worin Böttcher bis an seinen Tod, der den 14ten
März 1719 erfolgte, das Verfahren zu vervollkommnen bemüht war.
Der König hatte ihn zur Belohnung in den Adelstand erheben lassen.

Böttiger (Carl August), Hofrath und Pagen-Studien-Di
rector zu Dresden, ist 1760 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande
geboren, wo sein Vater Conrector war. Den wichtigern Theil seiner
Laufbahn begann er 1792 als Director des Gymnasiums zu Weimar,
wo er auch zugleich als wirklicher Consistorialrath angestellt wurde.
Nachdem er hier bis zum J. 1797 beiden Aemtern mit Ruhm und
Nutzen vorgestanden, wurde er als Studiendirector der Pagen
mit Hofrathstitel nach Dresden berufen, welches Amt er bis jetzt be
kleidet. Was den wissenschaftlichen und schriftstellerischen Charakter
dieses gelehrten und berühmten Mannes anbetrifft, so muß ihm die un
parteiische Kritik eine große Kenntniß alter und neuer Sprachen, so wie
der alten und neuen Literatur, die ausgebreitetste Belesenheit und eine
wahrhaft umfassende Gelehrsamkeit zugestehen. Diese Vorzüge, welche
von einem vortrefflichen Gedächtniß unterstützt werden, haben ihn in den

Stand gesetzt, viele Felder des menschlichen Wissens mit großem Erfolge anzubauen. Unter diesen nennen wir insbesondere die Alterthumskunde und die Mythologie, in welchen beiden Wissenschaften es ihm sehr häufig gelungen ist, theils Dunkelheiten völlig aufzuhellen, theils auch durch glückliche Combinationen künftigen Bearbeitern dieser Wissenschaften den Weg zu bahnen. Auch über die Schauspielkunst hat er seine Forschungen verbreitet und seine Ideen darüber mitgetheilt, indem er nicht allein die Mechanik der griechischen und römischen Theater beleuchtet, sondern auch in der Entwickelung des ifflandischen Spiels theilweise die eigentliche Schauspielkunst der Neuern abgehandelt. Wenn die tiefere Kritik in diesem Werke keine eigentlichen Aufschlüsse über die Kunst selbst zu finden im Stande ist, so wird man dagegen gezwungen, demselben sehr verdienstvolle Einzelheiten zuzugestehen; Einzelheiten, die in der That nicht selten so erschöpfend sind, daß sie manchen Kritikern ein streng gedachtes Ganze geschienen haben. In Dresden suchte und fand Böttiger Gelegenheit, seine archäologischen und antiquarischen Kenntnisse durch das lebendige Studium der Antike zu vervollkommnen. Früchte dieses Studiums waren seine dresdner Antikengallerie bei Fackelerleuchtung, die Andeutungen zu 24 Vorträgen, seine Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer vornehmen Römerin, durch welches Werk Böttiger besonders das weibliche gebildete Publikum für sich gewann, was auch eine strenge Kritik daran auszusetzen haben möchte, und viele andere einzelne Abhandlungen, die in Zeitschriften zerstreut stehen. Diese, so wie alle seine übrigen Werke beurkunden ganz die Eigenschaften, die wir oben, als das organische Wesen seines literarischen Charakters ausmachend, angaben. — Es gibt übrigens auch Kritiker, welche behaupten, daß Böttigers schriftstellerisches Verdienst sehr oft sich dahin verirre, nicht allein das Nöthige, sondern auch das Ueberflüssige zu sagen, überhaupt aber dem Leser wenig zum eigenen Denken übrig zu lassen. Andere machen ihm Vorwürfe darüber, daß er die ernsten Wissenschaften zu sehr ins Leben hinüberziehe und popularisire; — daß er sich, sein Wissen und Studium nicht großen und würdigen Gegenständen widme, sondern seine Kräfte und seine Zeit in geschniegelten Almanachs-, Zeitungs- oder Journalartikeln versplittere. Einige werfen ihm noch Haschen nach Witz, Suchen nach Humor und Affectation bei seinen gelehrten Citaten vor; noch Andere rechnen ihm seine Universalität, von der er wenigstens oft brillirende Beispiele gegeben hat und nicht aufhört zu geben, als ein Unrecht an. In allen diesen und ähnlichen Urtheilen, über den eben so gefeierten als auch wohl beneideten Mann mag einige Wahrheit liegen; wir gesellen uns aber gern zu denen, die dem so vielseitig gebildeten, und für alles, was Wissenschaft und Kunst in allen ihren Zweigen und Theilen befördern kann, rastlos thätigen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen. — Wir führen noch an, daß er es ist, der seit einer Reihe von Jahren in der Allgemeinen Zeitung die geist- und kenntnißreiche Uebersicht der Meßgeschäfte lieferte. Ueberdiß hat er mehrere Jahre lang Wielands deutschen Merkur redigirt und ihn mit vielen eigenen gehaltvollen Aufsätzen ausgestattet. — Von ihm rührten auch bis zum Jahre 1806 die Commentare zu den englischen Caricaturen im Journal London und Paris her. Er entwickelte bei diesen eine Kenntniß der innern Verhältnisse Englands und der politischen Parteien dieses Landes, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß, da er nie in England war, und sich solche Kenntnisse gewöhnlich nicht durch Bücher, sondern nur durchs Leben erwerben lassen.

Bouchardon (Edme), war 1698 zu Chaumont in Bassigni geboren. Sein Vater, der Bildhauer und Architekt war, begünstigte frühzeitig seine Neigung zur Zeichenkunst, von der er zur Malerei überging. Er verfertigte mehrere Copien, ohne jedoch seine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Da er indeß Willens war, sich der Bildhauerei zu widmen, verließ er seine glückliche Lage im Schooße seiner Familie, und ging nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Coustou trat. Bald gewann er den großen Preis und ward königlicher Pensionair in Rom. Hier studirte er seine Kunst theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Rafael und Dominichino. Er verfertigte mehrere Büsten und sollte das Grabmal Clemens XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Er verfertigte unter andern hier eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorstellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois stand; ferner nahm er Theil an der Ausbesserung der Fontaine Neptuns zu Versailles. Im J. 1736 folgte er Chauffourier als Zeichner der Akademie der schönen Künste. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren sollten, zehn an der Zahl. Auch sieht man in dieser Kirche von ihm das Grabmal der Herzogin von Lauraguais. Die Fontaine in der Straße Grenelle, welche 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, ist ganz sein Werk, und gilt für sein Meisterstück. Ein erwachsener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte Bouchardon die Zeichnungen, nach welchen die Kupferstiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwig XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße zwölf Jahre an diesem Werke, und lieferte besonders in dem Pferde ein Muster der Vollkommenheit, das man allem entgegensetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweisen hat. Bouchardon starb im J. 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; seine Compositionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geist und Ausdruck in seine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor. Man möchte im Allgemeinen seinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünschen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen sind kräftig und kühn, später nahm er eine geleckteте und feinere Manier an, um sich dem Zeitgeschmack anzupassen. Sein Aeußeres war schwerfällig, ungeschickt und nichtssagend. Von seinen Schülern ist nur Louis-Claude Basse bekannt, welcher 1772 starb. Bouchardons Leben hat Caylus geschrieben.

Boucher (François), erster Maler des Königs und Director der Malerakademie, war zu Paris im Jahr 1704 geboren und starb 1770. Als ein Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den ersten akademischen Preis. Nachdem er zu Rom die großen Vorbilder studirt hatte, kam er nach Paris zurück, und wurde von dem Publicum der Maler der Grazien genannt; eine Benennung, die er durch seine Gemälde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leisten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geschmack seines Zeitalters angesteckt hätte. Eine glückliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen sind incorrect, seine Farben nicht gehörig verschmolzen, und besonders seine Carnation so grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf

ziele; mit einem Worte, er ist als der Zerstörer der französischen Schule anzusehen. Als Mensch und Gesellschafter hingegen verdient er alles Lob. Er kannte weder Neid noch Geiz, und ermunterte junge Künstler aus allen Kräften. Mit welcher unendlichen Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweis't die fast ungeheure Menge seiner Gemälde und Zeichnungen, von welchen letztere sich auf mehr als 10,000 belaufen mögen. Er radirte selbst einige Blätter, nach ihm aber hat man unzählige Kupferstiche.

Boufflers (Stan. Ritter von), einer der vierzig von der französischen Akademie, Großbaillif von Nancy, Deputirter des Adels dieser Stadt bei der General-Ständeversammlung, jetzt Mitglied des Nationalinstituts, Legionär 2c. Er war anfangs zum geistlichen Stande bestimmt gewesen, hatte aber den Militärstand vorgezogen, war Husarenrittmeister geworden, und hatte einigen Feldzügen des siebenjährigen Kriegs und der blutigen Schlacht von Ameneburg beigewohnt. Er bekleidete auch einen militärischen Posten auf der Insel St. Louis an der afrikanischen Küste. Doch hatte diese Laufbahn ihn nicht abgehalten, sich auch mit den Wissenschaften zu beschäftigen; und lange vor der Revolution machte er sich schon durch seine artigen Verse bekannt, ohne daß er ein Werk von Bedeutung erscheinen ließ. In der Nationalversammlung zeichnete er sich nicht aus. 1792 zog er sich nach Berlin zurück, ward daselbst vom Prinzen Heinrich aufgenommen, und durch dessen Vermittelung zum Mitglied der berliner Akademie ernannt. Er heirathete Frau von Sabran, und kam im April 1800 nach Paris zurück, wo er seine Gedichte neu herausgab. 1804 war er als Mitglied der alten Akademie in das Nationalinstitut aufgenommen worden. Der hervorstechende Charakter seiner Poesien ist Leichtigkeit und Grazie.

Bouffon, s. Buffone.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, ward 1729 zu Paris geboren. Er studirte auf der dortigen Universität, und zeigte früh ein seltenes Fassungsvermögen, das ihn in Sprachen und Wissenschaften gleich glückliche Fortschritte machen ließ. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Familie widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch darum den Plan, einen seiner Neigung angemessenen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ sich zum Militär einschreiben und gab vierzehn Tage danach ein Werk über die Integralrechnung heraus. So gründete er seinen Ruf als Gelehrter, ehe er noch in die militärische Laufbahn eintrat, die er so glänzend zurücklegte. Die Geschichte seines Lebens setzt in Erstaunen durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigt hat, und durch die Menge der Ereignisse, welche sie ausfüllen. Im Jahr 1753 trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Sarre-Louis commandirte; in dem Winter desselben Jahres ging er als Gesandtschaftssecretär nach London und ward während seines kurzen Aufenthalts daselbst Mitglied der königlichen Gesellschaft. Im September 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück, und setzte seine Dienste in derselben Eigenschaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canada's aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitains im März 1756 von Brest ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine englische Flotille und

war durch Rath und Beispiel im Juni 1758 die Hauptursache, daß ein Detachement von 5000 Mann Franzosen einer englischen Armee von 24000 Mann mit Erfolg widerstand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouverneur von Canada sich zu schwach sah, um das Land zu vertheidigen, schickte er Bougainville an den Hof nach Frankreich, die Lage der Sachen zu berichten und Verstärkung zu fodern. Er reis'te im November 1756 ab und kehrte im Januar 1759 zurück, nachdem ihn der König zum Obersten und St. Ludwigsritter ernannt hatte. Der Marquis von Montcalm ernannte ihn bei seiner Rückkehr zum Commandanten der Grenadiere und Volontaire und befahl ihm, mit zwei Corps den Rückzug der französischen Armee auf Quebeck zu decken, welches Bougainville mit Tapferkeit und Geschicklichkeit ausführte. Nachdem die Schlacht vom 10 September 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schicksal der Colonie entschieden hatte, kehrte Bougainville nach Frankreich zurück und diente in dem Feldzug von 1761 mit Auszeichnung unter Choiseul-Stainville in Deutschland, bis der Friede auch hier seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Um neuen Ruhm zu erwerben, sehen wir ihn jetzt als Seefahrer auftreten, und auch als solchen eine Ueberlegenheit des Genies zeigen, die ihn unter die berühmtesten Seefahrer Frankreichs erhebt. Er zeigte den Einwohnern von St. Malo die Vortheile, die sie von einem Etablissement auf den maluinischen Inseln ziehen könnten, bewog sie zu Ausrüstung einiger Schiffe und übernahm die Ausführung selbst. Der König gab ihm seinen Beifall, ernannte ihn zum Schiffscapitain und erlaubte ihm, auf seine Kosten eine Niederlassung auf diesen Inseln anzulegen. Bougainville segelte 1763 mit seiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inseln geltend machten und Frankreich ihnen nachgeben zu müssen glaubte, erhielt Bougainville den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Kostenersatz, die Rückgabe der Inseln zu bewirken. Er lief zu dem Ende den 15ten December 1766 mit einer Fregatte und einem Flütschiff von St. Malo aus und machte in Folge dieser Expedition eine Reise um die Welt, von der er den 16ten März 1769 glücklich in St. Malo wieder zurückkam, und mittelst welcher er die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Im nordamerikanischen Kriege commandirte er mit der größten Auszeichnung mehrere Linienschiffe, ward 1779 Chef einer Eskadre und in dem folgenden Jahre Marechal de camp in den Landarmeen. Als im Jahre 1790 die Seeleute zu Brest einen Aufstand erregt hatten, ward Bougainville zur Stillung desselben abgeschickt; aber in jenen Zeiten der Raserei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht, und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt zog er sich, nachdem er länger als 40 Jahre seinem Vaterlande mit Ruhm gedient hatte, von dem öffentlichen Schauplatze zurück, und lebte bis an das Ende seiner Tage allein den Wissenschaften. Im Jahr 1796 zum Mitgliede des Instituts und in der Folge auch des Bureau's der Längenmessungen ernannt, nahm er an den Arbeiten dieser beiden gelehrten Gesellschaften Theil, ward zuletzt noch Senator und starb in seinem 89sten Jahre am 3ten August 1811. Er war zugleich von den liebenswürdigsten Sitten; dienstfertig, freigebig und in jeder Rücksicht der höchsten Achtung würdig. Bis in sein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geistes ungeschwächt behalten.

Bouillé (François Claude Marquis de), ein berühmter französischer General, der sich früher in dem Nordamerikanischen Kriege glänzend ausgezeichnet und einen großen Antheil an der Flucht des

[K]önigs nach Varennes (am 21sten Juni 1791) hatte. Die Anstalten, [w]elche er zur Deckung derselben getroffen hatte, wurden so bedächtig [a]usgeführt, daß das Unternehmen allerdings gelungen seyn würde, wenn [n]icht die Zaghaftigkeit des Königs, und sein ausdrückliches Verbot, [k]eine Gewalt zu brauchen, alles vereitelt hätte. Entweder mußte die [g]anze Reise unterbleiben, oder, da sie einmal unternommen war, Gewalt [d]er Waffen angewendet werden, um sie glücklich zu beendigen. Bouillé, [d]er sich ein Jahr vorher bei den Unruhen in Nancy als warmen Pa[t]rioten gezeigt, und sie so glücklich gedämpft hatte, daß die National[v]ersammlung ihm die lautesten Beweise ihrer Achtung darüber zuer[k]annte, mußte jetzt in aller Eil über die Gränze fliehen, um nicht den [K]opf als Verräther zu verlieren. Er ging mit seinem Sohne nach den [N]iederlanden, begab sich, nachdem er von Luxemburg aus einen sehr [d]rohenden Brief an die Nationalversammlung geschrieben hatte, nach [W]ien, und trat bald darauf in die Dienste des Königs von Schweden, [G]ustavs III., der ihn sehr hoch schätzte, und in dessen Namen er [a]uch den französischen Prinzen damals Unterstützung versprach. Nach [d]em Tode dieses Monarchen ging Bouillé nach England, wo er die [s]chätzbaren Memoiren über die Französische Revolution [h]erausgab, welche auch, aus dem Englischen übersetzt, in Hamburg 1798 [e]rschienen. Sein Tod erfolgte zu London 1803.

Boulevards (oder Wälle), gehören unter die berühmtesten [u]nd besuchtesten Spaziergänge in Paris. Sie gehen fast um die ganze Stadt herum, und sind in der Mitte für Wagen, auf beiden Seiten [f]ür Fußgänger eingerichtet, und mit schönen Gebäuden, Schauspielhäu[s]ern u. s. f. geziert.

Boulogne, eine Handelsstadt nebst einem Hafen in der ehemali[g]en Picardie, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement Pas de Calais. Vor dem J. 1802 waren hier gegen 10,500 Einwoh[n]er; diese Zahl hat sich aber seit den Rüstungen gegen England sehr [v]ermehrt. Von hier ist die bequemste Ueberfahrt nach England, daher [h]atte Napoleon den Ort zum Sammelplatz der Truppen bestimmt, mit [d]enen er eine Landung auf England unternehmen zu wollen vorgab. Der sonst sehr seichte Hafen wurde tiefer gemacht, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zum Uebersetzen der Mannschaft gebaut, die Stadt und der Hafen wurden befestigt und in einen guten Vertheidi[g]ungsstand gesetzt; so daß auch alle Versuche der Engländer mit Bom[b]ardiren und Beschießen durch congrevsche Racketen fruchtlos waren. Diese Rüstungen währten bis 1805. Der in diesem Jahre mit Oester[r]eich ausgebrochene Krieg rief Napoleon mit seinen Heeren auf einen [a]ndern Schauplatz, und seitdem ist von einer Landung auf England, [d]ie stets von Sachverständigen als kaum ausführbar betrachtet wurde, [n]icht mehr die Rede gewesen.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Ta[l]enten den regsten Eifer, den reinsten Patriotismus verband, und in je[d]er Hinsicht verdient, daß sein Name rühmlich genannt werde. Er [w]ard geboren zu Birmingham am 14ten September 1728, und erzogen [i]n einer Privatlehranstalt zu St. Johns Chapel unter der Leitung von [A]nsted. Boultons Vater, der sich durch eine neue und sinnreiche Art [i]n Stahl einzulegen bekannt gemacht und dadurch ein großes Vermö[g]en erworben hatte, starb, als sein Sohn kaum 17 Jahre alt war. Dieser verfolgte die Bahn des Vaters, und legte mit einem Aufwand [v]on 9000 Pfund sehr ausgedehnte Fabrikgebäude an, wozu er zu Soho

bedeutende Grundstücke an sich kaufte. Seine speculirende Thätigkeit leitete ihn auf manche schöne, nützliche und große Unternehmungen. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen, und bald waren im In- und Auslande die schönsten Zimmerverzierungen aus der Fabrik zu Soho; bei ihm wurden von den kostbarsten Oelgemälden die täuschendsten Copien genommen, wobei Boulton die Methode eines gewissen Egginton befolgte, der in der Folge durch seine Glasmalereien sich einen Ruf erwarb. Mit James Watt von Glasgow, der im J. 1769 ein Patent über eine Dampfmaschine erhielt, in Verbindung, legte Boulton eine Fabrik für Dampfmaschinen an, die jetzt noch in den vorzüglichsten Bergwerken und Manufacturen Großbritaniens angewendet werden. Im J. 1788 machte er zuerst Versuche mit einer Münzmühle; sie gelangen vollkommen. Diese Mühle setzt acht Maschinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben besorgt wird, und in einer Minute 70 bis 90 Kupfermünzen prägt. Die Compagnie von Sierra Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die Ostindische Compagnie viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiserinn Catharina sandte Boulton dem Kaiser Paul I. einige der seltensten Stücke seiner Fabrikation, und erhielt dafür, nebst einem verbindlichen Danksagungsschreiben, eine schöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, so wie auch alle neuere Russische Münzen. Boulton und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch sie den Dampfmaschinen eine so hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Scheffel Newcastler Steinkohlen 6000 Oxhöfte Wasser 10 Fuß hoch treibt, und eben das bewirkt, was 10 Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vergl. Dampfmaschinen.) Dieser Mann, dessen Thätigkeit für das Industriewesen und die Kunst den entschiedensten Nutzen gehabt hat, und der Tausenden durch seine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verschaffte, starb im August 1809. Im Vaterlande, wie in der Ferne hat man seine großen Verdienste anerkannt. Er war Mitglied der königl. Societäten der Wissenschaften zu London und Edinburg, der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg und mehrerer andern gelehrten Anstalten. Sechs hundert Arbeiter, die eine bei dieser Gelegenheit geschlagene silberne Medaille erhielten, folgten dem Leichenzuge. Er hatte ein hohes aber ungeschwächtes Alter erreicht, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter. 1.

Bourbon (Charles, Duc de), so berühmt unter dem Namen des Connetables von Bourbon, war ein Sohn Gilberts, Grafen von Montpensier und Clara's von Gonzaga. Geboren im Jahre 1489 empfing er in seinem 26sten Jahre von Franz I. das Schwert des Connetables, da er sich in einer so kriegerischen Zeit bereits durch glänzende Thaten ausgezeichnet hatte. Stets auf dem gefährlichsten Posten, trotzte er dem Tode mit einer Kaltblütigkeit, die seine Waffengefährten zur Bewunderung hinriß. In der Schlacht von Marignan trieb er seinen Muth bis zur Unbesonnenheit, und verdankte seine Rettung nur den Anstrengungen, die man für ihn machte. Als Vicekönig von Mailand gewann er aller Herzen durch Sanftmuth und Leutseligkeit. Nichts gebrach seinem Glücke und seinem Ruhme, als eine Ungerechtigkeit, die sein König ihm hätte ersparen sollen, ihn Frankreich und seinen Pflichten raubte, und das Haus Bourbon in eine Ungunst setzte, die bis zum Ende der Regierung Heinrichs III. fortdauerte. Sey es nun, daß die Herzogin von Angoulême, die Mutter Franz I., wie einige Schriftsteller ihr vorwerfen, für den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte

eren Verschmähung sie nicht dulden konnte; sey es, daß sie bloß von habsucht verleitet, die Domänen Carls von Bourbon in Anspruch nahm, nd einen Prozeß darüber gegen ihn gewann; genug, sie wollte eine örmliche Schenkung Ludwigs XII. umstoßen. Der Connetable zu stolz, m sich seiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt zu sehen, em er bisher mit Eifer gedient hatte, gab den Vorschlägen Gehör, velche ihm von Carl V. und dem Könige von England gemacht wuren. Die Vortheile, welche man ihm bot, genügten seinem Ehrgeiz; dennoch zögerte er mit der Vollziehung so lange, daß Franz I. über die Unterhandlungen Argwohn schöpfte. Eine offene Erklärung konnte Frankreich einen Helden und dem Könige einen treuen Diener erhalten. Das Schicksal wollte es anders, und Bourbon entfernte sich, während iner seiner Edelleute gemächlich unter seinem Namen und in seiner Kleidung eine Reise in einer Senfte machte. Er erfuhr das Schicksal Aller, die zu einem fremden Fürsten übergehen; wohl aufgenommen, so ange man seiner bedurfte, bewacht, um sich seiner zu versichern, der Verachtung der spanischen Granden, der Eifersucht der Generale Carls V. Preis gegeben, ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als seine Tapferkeit und Reue; aber diese Tapferkeit reichte hin, ihm ine Armee zu geben und den Kaiser zu einem ehrenvollen Betragen gegen ihn zu nöthigen. Er war bereits außerhalb Frankreich, als Franz I. ihm das Connetableschwert und den Orden abfodern ließ; seine Antwort verräth den ganzen Schmerz seiner Seele: „den Degen hat mir der König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Chantelles gelassen, unter meinem Kopfkissen.“ Seine Flucht schon war ein Unglück für Frankreich, denn sie hemmte Franz I., der nach Italien zu gehen im Begriffe war. Er sandte den Admiral Bonnivet dahin, der nur Niederlagen erlitt, und dessen Arrieregarde von dem Connetable geschlagen ward. Zum General der kaiserlichen Truppen ernannt, belagerte Bourbon zwar vergeblich Marseille, aber er trug zu der Niederlage bei Pavia bei. Als er hörte, daß sein König gefangen nach Madrid geführt worden sey, ging er selbst dahin, um nicht in dem Vergleiche der beiden Monarchen vergessen zu werden, dessen Abschluß aber Carl V. verzögerte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß er auf das Wort des Kaisers nicht rechnen dürfe, der ihm seine Schwester zur Gemahlin versprochen hatte. Gezwungen, seinen Unwillen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete Italien durch das Schrecken seiner Waffen, und machte sich durch seine Macht selbst dem Kaiser verdächtig, der, um ihn zu schwächen, ihm Geld und und andere Bedürfnisse vorenthielt. Um die Auflösung seines Heeres zu verhindern, führte es Bourbon zur Belagerung von Rom, dessen Plünderung er ihm versprach. Als er der erste hier die Bresche bestieg, ward er den 6ten Mai 1527 von einer Kugel getroffen und starb ohne Nachkommenschaft im 38sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam ward nach Gaeta gebracht, wo seine Soldaten ihm ein prächtiges Grabmal errichteten, welches nachher zerstört worden ist. So endigte ein Mann, dem die Natur keine von den Eigenschaften versagt hatte, welche einen Helden machen. Man führt an, daß zu der Zeit, wo er noch nicht daran dachte, seinem angebornen Könige und seinem Vaterlande zu entsagen, er oft die Antwort eines gasconischen Edelmanns angeführt habe, die dieser Carl VII. auf die Frage gegeben, ob irgend etwas ihn seinem Dienste untreu machen könne: „nichts, Sire, selbst nicht das Anerbieten dreier Kronen, wie die Ihrige, wohl aber eine Beschimpfung.“

Bourbon (Haus). Am 21sten Mai 987 starb Ludwig V., König von Frankreich, genannt „qui nihil fecit," und mit ihm erlosch der Stamm der Carolinger; denn sein Oheim Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, der eigentliche rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine mächtige Gegenpartei, unter dem Vorwande, daß er um Lothringens willen Vasall des Kaisers Otto geworden sey, vom Throne verdrängt, welchen nun Hugo Capet bestieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Roberts des Starken und Sohn Hugo's des Großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. Durch diese Erhebung ward die Pairschaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynastie begründet, deren Haupt-Stamm acht Jahrhunderte hindurch den französischen Königsthron besaß, während eine der Seitenlinien über hundert Jahre lang Spanien beherrschte, und zugleich das Königreich beider Sicilien und Etrurien im Besitze der Capetinger sich befanden. Aber der tosende Sturm der Zeit riß die Krone von ihren Häuptern, und während nur noch der Thron Ferdinands IV. zu Palermo, von den Engländern unterstützt, als eine kümmerliche Ruine alter Größe dastand, waren die Prinzen von dem französischen Hause im Auslande zerstreut, und die von den spanischen zum Theil in Gefangenschaft gehalten. Die Macht des Usurpators, der Meister ihrer Länder war, schien sich auch so unerschütterlich zu befestigen, daß alle Hoffnungen für die Unterdrückten untergingen, bis endlich, in der neuesten Zeit, durch einen wundersamen Wechsel der Ereignisse, ihnen unversehens der Stern eines bessern Glückes aufging, und die verlornen Thronen für sie wieder gewonnen wurden. Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte sich nach dem mütterlichen Stammhause, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus diesem entsprossen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon; beide sah man abwechselnd auf dem Throne Frankreichs, so wie es die Umstände und das Recht erfoderten. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn Königs Philipp III.; diese Carls Sohn, Philipp VI. (von Valois), gelangt zur Krone, nachdem Carl IV., der Schöne, der letzte aus dem ältesten Hauptzweige des capetingischen Gesammtstammes, verstorben war. Dies geschah 1328. Die Branche Bourbon stammt von Robert, Grafen von Clermont, durch seine Verbindung mit Beatrix, Erbin der Baronie Bourbon, indem sein ältester Sohn Ludwig vom Könige Carl II. zum Herzog von Bourbon und Pair des Reichs erhoben, und mit dieser Begebenheit der Name Bourbon der erbliche Geschlechtsname wurde. Als nach dem Tode Heinrichs III. (ehemaligen Königs von Polen) die Linie Valois erloschen war, bestieg (1598) jenes Roberts Abkömmling in der neunten Generation, der große Heinrich IV., der Freund des Volks, den Thron Frankreichs. Sein Oheim Anton ward durch seine Gemahlin Johanna von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, das Heinrich IV. nachmals auf immer mit Frankreich vereinigte, König von Navarra, dessen jüngerer Bruder Ludwig I. der erste Prinz von Condé ward. Aus ihrer Nachkommenschaft kamen die zwei Hauptlinien der Bourbons, nämlich die königliche und condéische. Die königliche trennte sich wieder in zwei Branchen durch die beiden Söhne Königs Ludwig III., da der ältere, Ludwig XIV., den Hauptast fortsetzte, der mit dessen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V. in die ältere oder eigentlich königlich französische, und in die jüngere oder königlich spani-

che sich theilte, während der Jüngere, Philipp I., das Haus Orleans stiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Jene ältere Branche war die, welche den Scepter Frankreichs durch die Revolution verlor, als der letzte König aus der Capetingischen Dynastie, Ludwig XVI., auf dem Blutgerüste sein Leben aushauchte (1793), und sein Sohn, der Dauphin, (1795) im Tempelthurmgefängniß zu Paris gestorben war. Seit diesem letztern Todesfalle nannte sich der hinterbliebene ältere Bruder des enthaupteten Königs, der Graf von Provence, Ludwig XVIII.; aber seine Ansprüche, so wie seine Protestation gegen Napoleons Thronbesteigung, die er am 6ten Juni 1804 aus Warschau erließ, blieben lange kraftlos. Von dieser Branche sind gegenwärtig noch vorhanden: 1. Der eben erwähnte Ludwig XVIII., (s. d. Art.) Stanislaus Xaver Ludwig, geb. am 17ten November 1755, vordem Graf von Provence und Monsieur, verließ Frankreich am 20sten Junius 1791, lebte bis Ende 1797 unter dem Namen Graf von Lille theils in Verona, theils in Schwaben, dann zu Blankenburg, seit 1798 zu Mietau, dann seit 1801 zu Warschau, ging 1804 nach Calmar in Schweden, und von da abermals nach dem Schlosse Blankenfeld bei Mietau, wo er bis 1807 blieb, sodann aber über Memel und Carlskrona nach England überschiffte. Seine Gemahlin war Marie Josephine Louise von Savoyen, Tochter des Königs Victor Amadeus III, von Sardinien, seit 1774 Madame genannt, lebte seit 1790 erst zu Turin, und sodann zu Budweis in Böhmen, seit dem 3ten Junius 1798 zu Mietau, seit 1801 als Gräfin von Lille abwechselnd zu Pyrmont, Schirensee im Holsteinischen, oder auf dem waldeckischen Schlosse Wildungen, begab sich 1803 nach Töplitz, von da nach Warschau, im März 1805 aber nach Blankenfeld bei Mietau und endlich 1807 nach England, wo sie gestorben ist. 2. Die hinterlassene Tochter Königs Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette (Erzherzogin von Oesterreich), Maria Theresia Charlotte, geboren den 19ten December 1778, sonst Madame royale; sie ward am 13ten August 1792 mit in den Tempel als Gefangene gebracht, am 20sten December 1795 aber entlassen, worauf sie auch sogleich, mit Bewilligung der damaligen Directorialregierung, Paris verließ, und zu Riechen bei Basel an die österreichischen Bevollmächtigten ausgeliefert wurde (am 26sten Dec.); seitdem lebte sie bis 1799 zu Mietau, von wo sie ihren Oheim auf seinen Wanderungen begleitete. Sie ist seit dem 10ten Junius 1799 an ihren Vetter, den Herzog von Angoulème, Ludwig Anton, vermählt, und genoß, während ihrer Entfernung aus Frankreich, die jährl. Zinsen eines Capitals von 1400,000 Livres, welches, von der Hinterlassenschaft ihrer Mutter, in Wiener Bank-Obligationen niedergelegt war. 3. Der Bruder Ludwigs XVIII., Carl Philipp, ehemals Graf von Artois, jetzt Monsieur (welchen Titel jedesmal der zweite königliche Prinz führt), geboren am 9ten October 1757, lebte seit 1796 meistens zu Edinburgh in Schottland, wo er den Palast der alten schottischen Könige, Holy-Rood-House, bewohnte, und erhielt von England eine jährliche Pension von 15,000 Pf. St. Er ist Witwer seit 1805 von Marie Theresie von Savoyen, des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien Tochter. Noch leben zwei Kinder aus dieser Ehe, Ludwig Anton, Herzog von Angoulème, geboren am 6ten August 1775, und Carl Ferdinand, Herzog von Berry, geboren am 24sten Januar 1778. Ferner lebt von des Königs Ludwig XIV. außerehelicher Nachkommenschaft die Tochter des am 4ten März 1791

verstorbenen Ludwigs Johann von Bourbon, Herzogs von Penthievre, Louise Marie Adelheid, geboren am 13ten März 1753 (sonst Mademoiselle de Penthievre genannt), jetzt Witwe von Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, und hielt sich bisher in Spanien auf. — Die jüngere Branche, die königlich spanische nämlich behauptete, nach dem Sturze der französischen Herrscherfamilie Thron und Reich mit einer Sicherheit, die eine ähnliche Katastrophe für sie nicht ahnen ließ. Aber Napoleon hatte auch ihren Untergang beschlossen, und durch Ränke und Gewaltstreiche der schändlichsten Art gelang es ihm, im Jahr 1808 die Verzichtleistung des Königes Carls IV. und seiner sämmtlichen Prinzen, auf den spanischen Thron zu erzwingen. Wie das Verbrechen vollbracht wurde, welchen Widerstand die spanische Nation der ihr aufgedrungenen fremden Gewalt leistete, und wie nach einem Laufe von sieben Jahren, die Bourbons wieder zu dem verlornen Throne gelangten, davon wird unter dem Artikel Spanien das Nähere berichtet werden. Diese Branche stammt, wie schon gesagt von Philipp, dem jüngern Enkel Ludwigs XIV. ab, der nach dem utrechter Frieden, welcher den spanischen dreizehnjährigen Successionskrieg beendigte, unter dem Namen Philipp V. den spanischen Thron bestieg und dessen Nachkommen in der Folge im Königreiche beider Sicilien, zu Parma, Piacenza, Guastalla und zuletzt auch in Etrurien herrschten. Aus dieser Linie sind gegenwärtig noch vorhanden: 1. Carl IV. (s. d. Art.) resignirter König von Spanien, geboren in Neapel am 12. November 1748, cedirte alle seine Rechte an Napoleon am 8ten Mai 1808, und lebte erst mit seiner Gemahlin Marie Louise, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geboren am 9ten December 1751 zu Compiegne in Frankreich, dann in Marseille, und jetzt in Rom. Die noch lebenden Kinder sind: a) Charlotte Joachime, Gemahlin des Regenten von Portugal und Brasilien. b) Marie Louise Jos. Antoine, resignirte Königin von Etrurien, Witwe von Ludwig, Infant von Spanien, ehemaligem König von Etrurien. c) Deren Kinder, Carl Ludwig, Infant von Spanien, resignirter König von Etrurien, geboren zu Madrid am 23sten Dec. 1799, und Marie Louise Charlotte, geboren am 1sten October 1802 auf der Ueberfahrt von Livorno nach Barcelona. d) Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien: Marie Antoine Josephe, Prinzessin von Parma, bei den Ursulinerinnen zu Parma, und Charlotte Mar. Ferdin., Prinzessin von Parma, seit 1804 zu Rom. e) Ferdinand Mar. Franz, Prinz von Asturien, geboren am 14ten October 1784, sechs Wochen lang im Jahre 1808 unter dem Namen Ferdinand VII. König von Spanien, verzichtete nebst seinen Brüdern auf die spanische Krone durch die Declaration aus Bordeaux vom 12ten Mai 1808, und lebte nachher als Gefangener zu Valency in Frankreich, bis er 1814 seinen Thron wieder bestieg. (s. d. Art. Ferdinand VII. f) Carl Mar. Jos. Isidor, erlangte durch die madrider Convention vom 21sten März 1801 die Anwartschaft auf Etrurien. g) Marie Isabelle, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. h) Franz de Paula Anton Maria. Von des Königs Carl IV. Geschwistern leben noch: a) Ferdinand IV., König beider Sicilien, seit 1814 Wittwer. b) Dessen Kinder: Franz Januar Joseph, geboren 1777, Herzog von Apulien, Kronprinz von Sicilien, mit vier Kindern aus seiner Ehe mit Isabelle von Spanien; Marie Amalie (die übrigen sind mit unten unter Bourbon Orleans.) c) Anton Pascal. Von des Königs Ferdinand IV. verstorbenem Bruder Gabriel Franz Anton Xaver existirt noch ein Sohn

Peter Carl Anton, Infant von Spanien, der im November 1807 mit dem portugiesischen Hofe, wo er seit 1790 erzogen worden war, nach Brasilien ging, und im Jahre 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Therese, Johanns VI., Regenten von Brasilien, Tochter, sich vermählte. Aus der Ehe seines Oheims Ludwig Anton Jacob, Grafen von Cinchon, mit Therese de Vallabrigay Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragonischen Capitains der Infanterie, leben: a) Don Ludwig Maria von Bourbon, Erzbischof von Toledo; b) Caroline Josephine Antoine, Gemahlin des Don Manuel Godoy, des berüchtigten Friedensfürsten, und c) Marie Louise von Bourbon. Mit diesen schließt sich jetzt die königliche Branche, in so weit sie von Ludwig XIV. abstammt. Der zweite Ast derselben, welcher von Ludwigs XIV. Bruder Philipp I. abstammt, und das Haus Orleans bildet, indem es von diesem Philipp an bis 1793 das Herzogthum oder die Pairie Orleans besessen hat, zählt gegenwärtig sechs Mitglieder, nämlich 1. den Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, seit derselben Egalité genannt, wie sein Vater), geboren am 6ten October 1773, welcher nebst seinen Brüdern 1797 aus dem Verhafte zu Marseille entlassen wurde, sich mit ihnen nach Philadelphia, dann, nach geschehener Aussöhnung mit den französischen Prinzen des Hauses Bourbon, nach England (1800), hierauf nach Gibraltar (1808) begab, seit 1809 aber in Palermo lebte; 2. dessen Gemahlin Maria Christine Therese, König Ferdinands IV. von Sicilien Tochter; 3. Eugenie Adelheid Louise, sonst Madame de Chartres, jetzt in Spanien; 4. deren Gemahl Leopold Joh. Joseph, Prinz von Sicilien; 5. Mar. Louise Adelheid, Witwe von Ludw. Philipp Joseph, Herzog von Orleans (Philipp Egalité nach der Revolution), gestorben 1793 unter der Guillotine, welche in der Folge nach Spanien deportirt wurde, und zu Barcelona vom jährl. Ertrage der ihr restituirten Güter lebte, welcher mit 100,000 Liv. aus dem Schatze von Frankreich ihr gewährt wurde; 6. Louise Marie Therese Mathildis, Madame d'Orleans, geschiedene Gemahlin vom Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé. — Die condéische Linie, die zweite Hauptlinie der Bourbons, die, wie wir bereits erzählt haben, von Ludwig I., dem ersten Prinzen von Condé abstammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von diesem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Aeste zerspalten, indem nämlich 1. Ludwig II. den Ast Bourbon-Condé und 2. Arnaud, Prinz von Conty, den Ast von Bourbon-Conty stiftete. Aus dem Aste Condé existiren noch fünf Mitglieder, nämlich a) Herzog Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von Condé; b) dessen zweite Gemahlin Mar. Catharine, geschiedene Gemahlin von Honorati III., Fürsten von Monaco; c) Ludwig Heinrich Joseph, Herzog von Bourbon, Sohn des vorherigen, lebte in England von einer englischen Pension von 80,000 Liv. jährlich, geschiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louise Marie Therese Mathildis; d) Louise Adelheid, Prinzessin von Condé, jetzt in England, in einem zu Norfolk tolerirten Kloster; e) Herzogs Ludwig Joseph Schwester, Anna Henriette von Verneuil. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber in der Folge legitimirte Töchter, von denen die eine, Charlotte Margar. Elis., als legitimirte Mademoiselle de Bourbon den jetzigen königl. dänischen Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete). Von dem zweiten Aste, Bourbon-Conty, leben noch: Ludwig Franz Joseph von Bourbon, Prinz von Conty, lebte zu Barcelona in Spa-

nien, von einer Pension von 25,000 Liv., die ihm aus dem französischen Schatze vom Ertrage seiner ehemaligen Güter gezahlt wurde. — Die bekannte Gräfin von Mont-Cair-Zain, deren Namen das Anagramm von den Namen ihrer Aeltern, des Prinzen Ludwig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von Mazarin, enthält, gehört auch noch als wilder Sprößling zu diesem Aste; als außerehelich geboren, ward sie von Ludwig XV. 1772 legitimirt und am 7ten October 1-?8 in der Abtei St. Antoine getauft; im Jahre 1799 lebte sie noch zu Paris als Directorin einer weiblichen Erziehungsanstalt, und foderte ihrer Abkunft wegen von der französischen Regierung eine Pension. — So lebten die Bourbons eine lange Reihe von Jahren hindurch in der Zerstreuung und im Elende. Aber in den siegreichen Feldzügen von 1812 und 1813 gingen ihnen neue Hoffnungen auf, welche der Erfolg schneller und vollkommener erfüllte, als man irgend hätte erwarten können. Denn wenn auch gleich Napoleons Macht in Deutschland und Italien vernichtet war, und der gewaltige Strom der verbündeten Völker unwiderstehlich gegen die Gränzen Frankreichs andrang, so war es doch nicht wahrscheinlich, daß man den Sieg bis zum Umsturze des neuen Kaiserthrons und zur Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge werde verfolgen können, zumal da ein solches Resultat den Absichten des Wiener Hofes nicht gemäß schien, und in Frankreich keine den Bourbons besonders günstige Stimmung voraus zu setzen stand. Indessen beharrte das englische Cabinet unerschütterlich auf seinem immer behaupteten Grundsatze, daß es für die Ruhe von Europa keine Gewährschaft, so wie für die Ordnung seiner zerrütteten Verhältnisse keine sichere Grundlage gebe, wenn nicht die napoleonische Dynastie gestürzt, und Frankreich an seine alte Herrscherfamilie zurückgestellt werde. Im Vertrauen auf den Sinn und die Kraft dieser Regierung verließen deßhalb, sobald die Angriffe auf die französische Gränze begonnen hatten, (Jan. 1814)., der Graf von Artois und die Herzoge von Angoulême und Berry, seine Söhne, die brittische Insel, um dem Schauplatze der Ereignisse näher zu seyn. Der Herzog von Angoulême begab sich zu Wellingtons Armee nach Spanien, und später, als dieselbe in Frankreich eingerückt war, nach Bordeaux. Der Herzog von Berry ging nach der Insel Jersey, um den günstigen Zeitpunkt zur Landung wahrzunehmen, wenn sich in Bretagne oder in der Vendee eine Parthie für die Bourbons erklären würde. Der Graf von Artois aber landete in Holland und ging über Frankfurt und Freyburg zuerst nach Basel, wo er am 7ten Febr. anlangte. Hier ließ er eine schon am 1sten Febr. 1813 von Ludwig XVIII. zu Hartwell unterzeichnete Proclamation drucken, worin die Franzosen, unter den beruhigendsten Zusicherungen, ermahnt wurden, sich ihrem rechtmäßigen Regenten zu unterwerfen. Diese Proclamation fand jedoch keine weite Verbreitung, und war auch nicht in dem Sinne der verbündeten Mächte, welche in den nachher zu Chatillon eröffneten Unterhandlungen die Erhaltung Frankreichs für die napoleonische Dynastie noch immer als eine Grundlage des Friedens gelten lassen wollten. Indessen ging Artois von Basel nach Vesoul, wo er am 20sten Febr. eintraf und von dem Volke mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen wurde. Als aber die Unterhandlungen zu Chatillon an Napoleons unbeugsamen Ehrgeiz, so wie an seiner Unredlichkeit scheiterten, wurde der Begriff immer mehr herrschend, daß der Zweck des Bundes nur durch seine Entthronung erreicht werden könne. Jetzt begab sich Artois nach Nancy, (19ten März), wo er von dem russischen General-Gouverneur v. Alopäus feyerlich empfangen wurde,

und erließ eine neue Proclamation an das französische Volk. Am 31. März ergab sich Paris den Verbündeten; sogleich erschienen die weissen Cocarden unter der Menge, und das Geschrey: Es lebe Ludwig XVIII., erfüllte die Straßen. Am 6ten April decretirte der Senat, daß die Nation Ludwig den XVIII. und nach ihm die andern Glieder des bourbonischen Hauses auf den Thron rufe. Am 12. April hielt der Graf von Artois, in der Eigenschaft eines Lieutenant Général des Königreichs, seinen feyerlichen Einzug in Paris. Am 25. April landete der König, begleitet von der Herzogin von Angoulème, dem Prinzen Condé und dem Herzoge von Bourbon, in Calais. Zu Compiegne wurde er von den Deputationen der höchsten Staatsbehörden und von mehrern Marschällen empfangen. Am 3ten Mai langte er, unter den höchsten Bezeugungen der Freude, der Verehrung und der Treue in der Hauptstadt an. Am 27. Mai zog der Herzog von Angoulème daselbst ein; früher schon waren die Herzoge von Berry und Orleans angekommen. So war das Haus der Bourbons wieder in sein altes Recht eingesetzt, und die Welt sah die Nation, welche sich an ihm so sehr versündigt hatte, wieder mit ihm versöhnt. Aber nicht eines Jahres Frist hindurch dauerte der Besitz des wieder errungenen väterlichen Erbes. Napoleon erhub sich von seiner Felseninsel, und begünstigt von der die öffentliche Meynung überstimmenden Gewalt des Militärs gelang es ihm, schnell in das Innere von Frankreich einzudringen, (s. die Art. Frankreich und Napoleon) und eine große Macht um sich zu versammeln. Umsonst traf die Regierung die umfassendsten Maßregeln; umsonst stellten sich sämmtliche Prinzen des Hauses an die Spitze der Truppen; der Anmaßer zog unwiderstehlich gegen die Hauptstadt heran. In der Nacht vom 19ten auf den 20sten März reiste der König von Paris ab, begab sich nach Lille, und da er bald ganz Frankreich von sich abfallen sah, wandte er sich in die Niederlande, und schlug seinen Sitz in Gent auf, wo sich die meisten Personen seines Hauses um ihn versammelten; doch blieben die verwitwete Herzogin von Orleans und die Herzogin von Bourbon in Frankreich zurück. Der Herzog von Angoulème, der sich, als diese Ereignisse eintraten, mit seiner Gemahlin im südlichen Frankreich befand, und sich dort thätig bemühte, das Land in der Treue gegen den König zu erhalten, hatte das Unglück, mit den Anhängern Napoleons capituliren zu müssen, wobey er jedoch erhielt, daß er in dem Hafen zu Cette, sich auf einem schwedischen Fahrzeuge einschiffen durfte, da er dann über Barcellona nach Madrid ging. Die Herzogin hatte sich früher schon von Bordeaux aus, auf englische Schiffe gerettet. Doch bald machte der Schlag bey la Belle Alliance dem Werke Napoleons ein Ende; sogleich brach Ludwig XVIII. mit dem Grafen von Artois und dem Herzoge von Berry von Gent auf, um sein Reich wieder in Besitz zu nehmen, und schon am 8ten Juli zog er wieder in Paris ein, wo sich nach und nach die Glieder seines Geschlechtes aufs Neue um ihn versammelten. So ward durch festen Sinn der verbündeten Monarchen und durch die Tapferkeit ihrer Völker das Haus Bourbon zum zweiten Male auf dem altväterlichen Throne wieder hergestellt; aber wenn, vermöge der in den neuesten Pariser Verträgen bestimmten Maaßregeln, dieser Besitz auch sicher scheint, so läßt sich doch von der in Frankreich fortdauernden Verschiedenheit der Meinungen und der Interessen, und der noch bey Weitem nicht gestillten Erregung der Leidenschaften kaum erwarten, daß er vor der Hand wenigstens ganz ruhig und ungestört seyn werde.

Bourbon (Insel), oder seit der Revolution Réunion, liegt

unter dem 21sten Grade 24 Min. südlicher Breite, und dem 74sten Grade der Länge, und enthält einen Flächenraum von hundert Quadratmeilen. Ihr Ursprung ist vulkanisch. Das Clima ist trefflich, und der Boden da, wo er sich bearbeiten läßt, überaus fruchtbar. Die Einwohner dieser Insel sind theils Weiße und Abkömmlinge von Weißen oder Creolen, theils Neger. Die Zahl der erstern beläuft sich auf 6000, die der Schwarzen auf 27,000. Die entlaufenen oder Maron-Neger, die sich in den Gebüschen verbargen und von da aus die Plantagen plünderten, sind nach und nach ganz ausgerottet worden. Bourbon ward von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt. Der Ursprung der Colonie steht mit den ersten Niederlassungen der Franzosen auf Madagascar in Verbindung. Mehrere Franzosen gingen, wegen des dortigen ungesunden Clima's, im Jahre 1664 auf diese kleine noch unbewohnte Insel über; die Bevölkerung stieg, als die Niederlassungen auf Madagascar sich auflös'ten. Jetzt erhielt die Insel den Namen Bourbon. Bald ward sie wichtig, und die französisch-ostindische Handelsgesellschaft legte 1634 eine Handelsloge daselbst an. In der Folge wurde sie dieser Gesellschaft, und 1764 der französischen Regierung unmittelbar unterwürfig, bis sie durch die erste Nationalversammlung völlige Handelsfreiheit erhielt. Der Bau des Kaffee's wurde ums Jahr 1718 hier erheblich, und 1776 zählte man über acht Millionen Bäume; doch soll er seitdem abgenommen haben.

Bourdaloue (Louis), einer der berühmtesten Kanzelredner Frankreichs, geboren zu Bourges im Jahre 1632, war sechzehn Jahre alt, als er in die Gesellschaft Jesu trat, zu deren schönsten Zierden er einst gehören sollte. Hier vollendete er seine Studien. Seine Lehrer, die früh seine Talente erkannten, vertrauten ihm nach und nach den Lehrstuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philosophie und der theologischen Moral. Nach diesen verschiedenen Aemtern bestieg er die Kanzel, auf der er um so mehr glänzte, als er ganz im Gegensatze der geschmacklosen und weitschweifigen Prediger seiner Zeit, mit kraftvoller und echt religiöser Beredsamkeit die Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer der Menschen bekämpfte. Dies geschah um das Jahr 1669, in der glänzendsten Zeit Ludwigs XIV. In jener Epoche des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo man nur von den Siegen eines Turenne, von den Festen zu Versailles, von den Meisterwerken Corneille's und Racine's, von den Aufmunterungen aller Künste und dem Fluge sprechen hörte, den nach allen Seiten hin der menschliche Geist nahm, trat Bourdaloue mitten unter diesen Bezauberungen auf, und weit entfernt, die Wirkungen derselben zu schwächen, erhöhten die Würde seines Worts und der Ernst seiner Beredsamkeit vielmehr ihren Glanz. Ludwig XIV. rief ihn zuerst im Advent 1670 an den Hof, und Bourdaloue fand so großen Beifall, daß er zu zehn verschiedenen Malen an den Hof berufen wurde, da selten derselbe Prediger drei Mal berufen ward. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er nach Languedoc geschickt, um den Protestanten die Wahrheiten des catholischen Glaubens anschaulich zu machen, und er wußte bei diesem mißlichen Geschäfte die Würde seines Priesteramts mit den heiligen Rechten der Menschheit vollkommen zu vereinigen. In den letztern Jahren seines Lebens entsagte Bourdaloue der Kanzel, und widmete seine Sorgfalt Hospitälern, Gefängnissen und frommen Anstalten. Seine kraftvollen Reden und seine gefälligen Sitten verfehlten nie ihren Zweck. Er wußte seinen Vortrag dem Fassungsvermögen derer jedesmal anzupassen, denen er Rath oder Trost ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem

Gelehrten, Dialectiker mit dem Geistreichen ging er siegreich aus allen Verhältnissen hervor, in welche ihn Nächstenliebe, heiliger Eifer und die Pflichten seines Standes versetzten. Von allen gleich geliebt, übte er eine Art von Herrschaft über die Geister aus. Keine Rücksicht konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit untreu machen. Er starb mitten unter der Ausübung seiner Pflichten den 13ten Mai 1704. Bourdaloue ist als der Reformator der Kanzel und der Gründer echter religiöser Beredsamkeit in Frankreich anzusehen. Auch dem Ausländer sind seine Reden durch Uebersetzungen bekannt geworden, und haben den verdienten Beifall gefunden.

Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la), geboren 1699 zu St. Malo, wurde frühzeitig für das Seewesen gebildet, und mußte schon im zehnten Jahre das Steuerruder zu führen. Bald zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn der König zum General-Gouverneur von Isle de France und Bourbon ernannte. Beide Besitzungen wurden unter seiner Verwaltung in den blühendsten Zustand versetzt. In dem Kriege von 1741, wo die Engländer in Indien herrschten, wo eine englische Escadre auf der See kreuzte und viele Prisen machte, faßte Bourdonnaye, um diesem Unfuge zu stören, den kühnen Entschluß, eine kleine Flotte auszurüsten und sich mit derselben den weitern Fortschritten jener Escadre zu widersetzen. Er lief deßhalb mit neun Kriegsschiffen von Bourbon aus, griff die Escadre an, zerstreute sie, und unternahm die Belagerung von Madras. Der Platz capitulirte im September 1746 und die Besiegten zahlten ein Lösegeld von ungefähr neun Millionen. Obgleich die Regierung den gemessensten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung auf dem festen Lande zu behaupten, und Bourdonnaye also, indem er dieses Lösegeld annahm, nur jenem Befehle streng nachgekommen war, so ward er dennoch der Verrätherei angeklagt, und beschuldigt, sich vom Feinde bestechen lassen und demselben ein zu geringes Lösegeld auferlegt zu haben. So sprach die über seinen Reichthum erwachte Mißgunst. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François Dupleix (s. d.), cassirte nämlich die Capitulation, bemächtigte sich der Schiffe Bourdonnaye's und wollte diesen sogar selbst verhaften lassen. Ja, er erstattete im Namen des Directoriums der indischen Compagnie über dessen Benehmen einen so nachtheiligen Bericht nach Paris, daß Bourdonnaye zum Lohne seiner Thaten, als er dorthin zurückkehrte, in die Bastille gesetzt wurde. Nachdem der Prozeß desselben vier Jahre gedauert hatte, ward endlich seine Unschuld anerkannt und mit der Freiheit erhielt Bourdonnaye auch zugleich seine Würden wieder. Doch tödteten ihn im Jahre 1754, eben als man auch seinem Todfeinde Dupleix angefangen hatte, den Prozeß zu machen, der Kummer und die Folgen der langen Gefangenschaft. Seine Privatangelegenheiten standen besser, als die Angelegenheiten der Compagnie, welches er selbst daher erklärte, daß er bei jenen stets seinem eignen Gutdünken, bei diesen aber den Vorschriften der Compagnie gefolgt wäre. In diesen wenigen Worten liegt sein ganzes Verhältniß zu seinen öffentlichen Angelegenheiten klar und deutlich vor Augen. Bourdonnaye's Witwe erhielt jährlich eine Pension von 2400 Livres, als ein Andenken an ihren Gemahl, der (wie die eignen Worte des Rescripts sich ausdrücken) keine Belohnung für so viele geleistete Dienste und keine Entschuldigung für so viel erlittenes Unrecht bei seinem Leben erhalten hatte.

Bourgogne (Louis, Duc de) wurde am 6ten August 1682 zu Versailles geboren und war der Sohn des Dauphins, des Sohns Lud-

wigs XIV. und der Prinzessinn Anne von Bayern. Schon in seiner frühesten Jugend, sagen gleichzeitige Schriftsteller, zeigte er sich von einer furchtbaren Seite, und entwickelte offenbar Züge eines grausamen Gemüths. Er war hartherzig, zornig, eigensinnig bis zum Uebermaße, leidenschaftlich für alle Genüsse, zur Grausamkeit geneigt, und verspottete ohne Schonung und mit ungewöhnlichem Scharfsinne die Lächerlichkeiten derjenigen, die in seiner Nähe waren, so wie seine Antworten, selbst wenn er im Zorne war, stets mit Sicherheit das rechte Ziel trafen. So gesinnt war schon vom siebenten Jahre der Prinz, dessen Erziehung Fenelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut wurde. Diese Männer waren allerdings im Stande, gegen so große Verwöhnungen anzukämpfen, so wie sie denn überhaupt alles anwandten, um, wo möglich, so verderbliche Neigungen eines Prinzen, der zum Regieren bestimmt war, zum Guten zu führen. Ein Wunder verdient es genannt zu werden (wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt), daß durch die Bemühungen dieser Leute in sehr kurzer Zeit so große Fehler in vollkommen entgegengesetzte Tugenden verwandelt wurden. Aus dieser Verwandlung ging nämlich ein liebenswürdiger, menschlich gesinnter, bescheidener Prinz hervor, der seinen Verpflichtungen oblag und sie alle treulich erfüllte. Voll Bewunderung und Zutraun für seinen Lehrer überließ sich der junge Prinz den ernstesten Beschäftigungen und schrieb bereits in seinem zehnten Jahre Latein, so wie er auch schon in eben diesem Alter die schwersten Auctoren mit Leichtigkeit und Genauigkeit übersetzte. Im elften Jahre hatte er bereits den ganzen Livius gelesen, den Commentar des Cäsar übersetzt, und eine Uebersetzung des Tacitus begonnen, welche er in der Folge beendete, die sich aber nach seinem Tode nicht vorgefunden hat. Diese ungewöhnlichen Erwartungen, welche der Prinz erregte, veranlaßten seine Lehrer, der ganzen Nation von den seltenen Eigenschaften und Anlagen des Prinzen feierlich Rechenschaft abzulegen. Gerade in dieser Zeit war es, als Fenelon zum Unterrichte seines Eleven den Plan zu seinem Telemach machte, welchen er dem Prinzen, sobald die Erziehung desselben beendigt seyn würde, überreichen wollte. Als der Prinz funfzehn Jahre alt war, wurde Fenelon vom Hofe verbannt und nur auf inständige Verwendung des Prinzen in so fern begnadigt, daß er den Titel eines Lehrers des Prinzen fortwährend führen durfte. Nichts desto weniger setzte Fenelon seinen Unterricht bei dem Prinzen fort, indem er demselben durch Beauvilliers Vermittlung von Zeit zu Zeit schriftliche Unterweisungen übersandte. Der Prinz selbst behielt fortwährend für Fenelon ein ehrfurchtvolles und dankbares Gefühl, schrieb ihm, jedoch nur sehr heimlich und mit vieler Vorsicht. Im J. 1697 heirathete er die Prinzessin Adelheid von Savoyen, eine Dame, deren liebenswürdige und geistvolle Eigenschaften die Zierde des ganzen Hofes ausmachten und welche stets von ihrem Gemahle mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt wurde. Von nun an begann die militärische Laufbahn des Prinzen. Im Jahre 1698 ließ Ludwig XIV. zur militärischen Ausbildung seines Enkels ein Lustlager bei Compiegne aufschlagen, und ertheilte demselben hernach im Jahr 1702 den Befehl über die Armee in Flandern, welchen er unter dem Beistande des Marschalls Bouflers führte, und wo er Gelegenheit fand, sich in einem Cavalleriegefecht nahe bei Nimwegen durch Entschlossenheit und Muth sehr zu seinem Vortheile auszuzeichnen. Im Jahre 1703 wurde er zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland ernannt, wo er, unter Vaubans Leitung, sich Alt-Breysachs bemächtigte. Hierauf erhielt er im Jahre 1707 das Commando über die Armee an den Gränzen Italiens, übernahm dasselbe aber nicht, weil der Marschall

on Tessé den Feind bereits gezwungen hatte, die Belagerung von Tou-
on aufzuheben und sich nach Piemont zurückzuziehen. Nun aber ward
er Prinz, und zwar unter den allerbedenklichsten Umständen, nämlich
ach der Niederlage bei Hochstädt und Turin, zum Oberbefehlshaber
er Armeen in Flandern ernannt und mit Verhaltungsbefehlen, welche
hn vom Herzoge von Vendôme abhängig machten, Marlborough und
em Prinzen Eugen entgegengestellt. Die Mißverständnisse, welche sich
leich anfangs zwischen dem Prinzen und Vendôme erhoben, zogen die
raurigsten Folgen nach sich, und diesen ist besonders die Niederlage
ei Oudenarde und die Eroberung von Lille zuzuschreiben, welche letztere
Stadt, ungeachtet sich Bouflers während vier Monate auf das helden-
üthigste darin vertheidigte und trotz der schönsten Armee, welche Frank-
eich damals in das Feld gestellt hatte, gezwungen wurde zu capituliren.
Dieser Feldzug des J. 1708 bleibt, man muß es gestehen, ein Flecken
n der Geschichte des Herzogs von Bourgogne, so wie es denn auch
icht zu bezweifeln ist, daß die umsichtige und stets zaudernde Besorg-
iß desselben, welche von der Lebhaftigkeit Vendôme's nicht mit fort-
erissen werden konnte, den feindlichen Feldherren ein großes Ueber-
gewicht verlieh. Ganz Frankreich klagte ihn laut als den Urheber die-
er Unglücksfälle an und gab dieselben nicht bloß seinem furchtsamen
Charakter, sondern auch insbesondere seiner zu weit getriebenen Religio-
ität Schuld, welche letztere sehr oft Ursach gewesen war, daß er, selbst
n den entscheidendsten Augenblicken mit religiösen Zweifeln beschäftigt,
ogar einstens in allem Ernste bei Fenelon schriftlich anfragte, ob er
vohl sein Hauptquartier in einem Nonnenkloster aufschlagen dürfe? In
Wahrheit, wie konnte auch ein Prinz, welcher den Krieg aus Büchern
annte, welcher, durchdrungen von Ehrfurcht und selbst von Demuth
ür den Willen des Königs, diesem bei jeder Bewegung des Feindes
Couriere übersandte, gegen die Thätigkeit und die vereinigten Talente
ines Eugen und Marlborough kämpfen? Nichts desto weniger schien
s, als ob es dem Prinzen gelungen wäre, sich in Betreff seiner Kriegs-
internehmungen bei dem Könige zu rechtfertigen; Vendôme hingegen,
der sich gegen den künftigen Thronfolger mit einer seltenen Unbeschei-
denheit benommen hatte, fiel in Ungnade, wurde jedoch von der Gegen-
partei, besonders von dem Vater des Dauphin, der seinem Sohne die
bessere Erziehung nicht verzeihen konnte, auf eine auffallende Weise be-
günstigt. Kurz darauf, im Jahr 1711, wurde der Herzog von Bour-
gogne durch den Tod seines Vaters zum wirklichen Dauphin, und nun
erst fing er an, nachdem er den Zwang, in welchem er bis dahin ge-
halten, von sich abgeworfen hatte, die Aufmerksamkeit des ganzen Ho-
fes auf sich zu ziehen und sich dergestalt das Zutrauen des Königs zu
erwerben, daß dieser, obgleich sehr eifersüchtig auf sein Ansehen, ihn
dennoch zum Reichsgehülfen annahm und allen seinen Ministern anbe-
fahl, mit demselben zu arbeiten. Ganz Frankreich erwartete nun von
den Tugenden und den vortrefflichen Anlagen des Prinzen eine langer-
sehnte und dem Lande so ersprießliche Ruhe, als dieser plötzlich am
18ten Februar 1712 von einer unerklärbaren und plötzlichen Krankheit
hinweggerafft wurde, nachdem sechs Tage vorher seine Gemahlin und
zwanzig Tage vorher sein ältester Sohn ein Opfer derselben Krankheit
geworden waren. In weniger als einem Jahre hatte Frankreich vier
Dauphins gesehen, und sogar der jüngste Sohn des Herzogs von Bour-
gogne, nun der einzige Erbe des Throns, nachmals Ludwig XV., schwebte
n der augenscheinlichsten Gefahr. Laut klagte die öffentliche Stimme
den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten von Frankreich,
als den Urheber aller dieser Unglücksfälle an.

Bourgogne, s. Burgund.

Bourgoing (Jean François de). — Der am 20sten Juli 1811 zu Carlsbad verstorbene franz. kaiserl. Gesandte am dresdner Hofe, Baron von Bourgoing, war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter und allgemein wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner ausgebreiteten Kenntnisse geschätzter Gelehrter. Er war zu Nevers geboren und hat ein Alter von ungefähr 75 Jahren erreicht. — Nachdem er die militärische Laufbahn, die er in seinen frühern Jahren betreten, verlassen hatte, widmete er sich der Diplomatik und wurde zuerst als Legationssecretär unter Montmorins Gesandtschaft am Hofe zu Madrid angestellt. Hier lebte er neun Jahre und erwarb sich dadurch eine sehr genaue Kenntniß von Spanien, wovon seine vortreffliche Reise in Spanien den redendsten Beweis gibt. Es sind davon drei französische Ausgaben und fast in allen europäischen Sprachen Uebersetzungen erschienen. In der Folge wurde er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Minister zu den Fürsten und Ständen des niedersächsischen Kreises nach Hamburg geschickt, wo er den 1sten April 1789 einen Handels- und Schifffahrts-Tractat mit Hamburg abschloß. Er erwarb sich bei dieser Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 wurde er als französischer Gesandter an den spanischen Hof gesandt, hatte aber mit vielen Hindernissen zu kämpfen, bevor er angenommen wurde. Erst als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Ministerium gefolgt war, wurde er in seiner Eigenschaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Spanien und Frankreich ward Bourgoing zurückberufen, und lebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er sich den Wissenschaften und der Redaction eines Journals widmete. Endlich wurde er nach der Revolution des 9ten Nov. 1799 (des 18ten Brumairs) der diplomatischen Laufbahn zurückgegeben, und am Ende des Jahrs als Botschafter nach Copenhagen geschickt, von wo er 1801 in derselben Eigenschaft nach Stockholm ging. Auch hier, so wie in Copenhagen, erwarb er sich durch seine Tugenden und schätzbaren Kenntnisse allgemeine Achtung, und die Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunst überreichte ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Bei den ersten Mißhelligkeiten, welche 1804 zwischen Frankreich und Schweden eintraten, wurde er zurückberufen und lebte nun wieder einige Jahre den Wissenschaften in Paris, bis er zum Gesandten am dresdner Hofe ernannt wurde. Er erhielt vom Kaiser die Würde eines Reichsbarons. 1804 war er schon zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt worden. Außer seiner vortrefflichen Beschreibung von Spanien, gab er auch die Reise des Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Von seiner Kenntniß der deutschen Sprache zeugen seine Uebersetzungen von Batsch Botanik für Frauenzimmer, Archenholz Geschichte der Flibustier und mehreren anderen Schriften.

Bourignon (Antoinette), wurde am 13ten Januar 1616 zu Lille geboren, und kam dergestalt von der Natur verhäßlicht zur Welt, daß ihre Familie Rath unter sich hielt, ob man das Kind, gleich einem Ungeheuer, nicht ersticken solle. Auch war ihr sich frühzeitig sehr glänzend entwickelnder Verstand nicht vermögend, die Häßlichkeit ihrer Gestalt vergessen zu machen. Das Lesen mystischer Bücher und der Geschichte der ersten Christen erhitzte ihre Einbildungskraft dergestalt, daß sie Erscheinungen zu haben vorgab und sich berufen fühlte, den reinen, einfachen Geist des Evangeliums wiederherzustellen. In ihrem zwanzigsten Jahre wollte man sie verheirathen; aber im Augenblicke, wo zu der Ceremonie selbst geschritten werden sollte, entfloh sie in Mannskleidern. Durch die Vermittlung des Erzbischofs von Cambray kam sie in das Kloster des hei-

igen Simphorius, wo sie ihre Meinungen verbreitete, einige Nonnen ür dieselben gewann, und sich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei sah. Eben wollte sie mit ihren Proselytinnen entfliehen, als der Beichtvater des Klosters dies Vorhaben entdeckte und die Bourignon ıus der Stadt jagen ließ. Nun durchstreifte diese das Land, und wurde, ıls ihr die beträchtliche Erbschaft ihres Vaters zugefallen war, zur Vorsteherin des Hospitals Notre-Dame-des-sept-Plaies zu Lille ernannt. Hier hatte sie neue Erscheinungen, und glaubte nichts als Zauberer und öse Geister zu erblicken. Dadurch gerieth ihr der Kopf dergestalt in Verwirrung, daß die Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreis'te sie Flandern, Brabant, Holland, und kam endlich nach Amsterdam, wo sich damals viel Religionsneurer aufhielten, und wo die Bourignon deßhalb anfangs einiges Aufsehen erregte. Ihr Haus diente allen Religionssecten zum Versammlungsorte, und es gab keine Thorheit, die nicht in demselben ausgeübt wurde. Als sie nun aber auch hre religiösen Träumereien in die Politik übertragen wollte, da stand ınsere wackre Heldin auf dem Punkte, arretirt zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holstein zu entfliehen. Diese herumirrende Lebensart mußte sie nothwendig vielen Gefahren aussetzen, ob sie gleich behauptete, in Gegenmittel gegen jede Art von Beleidigung zu besitzen. Denn sie var nicht allein an und für sich selbst sehr keusch, sondern sie glaubte auch denjenigen Personen, die sich ihr näherten, die Keuschheit ebenfalls mitutheilen. Dies letztere wird man nach dem, was wir oben von ihren persönlichen Reizen gesagt haben, leicht zu glauben geneigt seyn. Dennoch ist es erwiesen, daß sie zu verschiedenen Malen die heftigste Liebe eingeflößt hat. So, z. B., verliebte sich ein gewisser Seb. Saulien in ie, der, nachdem er sie zu verführen versucht hatte, sie endlich heirathen, und als sie auch dies ausschlug, ihr gar Gewalt anthun wollte. Vorher hatte schon der Anverwandte eines Pfarrers in der Gegend von Lille denselben Versuch gemacht, und endlich mußten sich gar die Gesetze ins Mittel schlagen, um die Ehre dieses außerordentlichen Mädchens außer Gefahr zu bringen. Schon im sechzigsten Jahre, hatte sie noch nichts an der Lebendigkeit und Thätigkeit des Geistes verloren. Da die Verbreitung ihrer Lehre zu langsam von Statten ging, so ließ sie unter ihren Augen beinahe alle ihre Werke in französischer, deutscher und flamändischer Sprache drucken. Noch einmal sollte sie die Aufmerksamkeit der öffentlichen Gerichte auf sich ziehen; sie befand sich nämlich eben an der Spitze einer zahlreichen Religionssecte, die sich jedoch streng verborgen hielt, als das Verbot an sie erging, von der Druckerei, die sie in ihrem Hause hatte, Gebrauch zu machen. Da sie jedoch keinen Gehorsam leistete, schaffte man sie fort. Sie reis'te ab, indem sie ihre Druckerei nebst ihren Papieren auf einem Wagen mit sich führte. Zu Strasburg wäre sie bald als Zauberin vom Volke gesteinigt worden. Auch aus Hamburg wurde sie fortgejagt, worauf sie sich nach Ostfriesland begab, wo sie der Baron von Lutzburg zur Vorsteherin eines Hospitals einsetzte. Aber auch von hier wurde sie ihres unruhigen Geistes wegen verwiesen, und starb endlich am 30sten October 1680 auf ihrer Rückreise nach Holland zu Franecker. Was den eigentlichen Geist ihrer Lehre anbetraf, so behauptete sie, daß die wahre Kirche erloschen sey, daß Gott ihr aber befohlen habe, dieselbe wieder aufzurichten. Diese sonderbare Person war übrigens von lebhaftem, durchdringendem Geiste; ihr Styl besaß Leichtigkeit und hinreißende Beredsamkeit. Sie hat nahe an 22 dicke Bände eigener Werke hinterlassen.

Boursault (Edme), geboren zu Muci-l'Eveque in Bourgogne im Jahre 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf, und kam 1651 nach

Paris, ohne mehr als das Patois seiner Provinz zu verstehen. Hier lernte er französisch sprechen und schreiben, und brachte es in kurzem so weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufassen. Dieses Buch, betitelt La véritable étude des Souverains, gefiel dem Könige dergestalt, daß er Boursault zum Unterlehrer seines Sohnes ernannte. Boursault schlug die Stelle aus, weil er kein Latein verstehe. Aus demselben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In seiner Jugend hatte er eine Zeitung in Versen unternommen, welche den König und den ganzen Hof sehr belustigte, und ihm eine Pension von 2000 Franken eintrug. Da er aber eines Tages ein lustiges Abenteuer, das einem Capuziner begegnet war, zum Besten gegeben hatte, bewirkte der Beichtvater der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne den Schutz des großen Condé würde Boursault selbst in die Bastille gesetzt worden seyn. Eine andere Zeitung wurde wegen zweier boshaften Verse auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen stand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehrere seiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, unter andern Le Mercure galant, Esope à la ville und Esope à la cour. Seine beiden Tragödien Marie Stuart und Germanicus, von welcher letztern Pierre Corneille sehr günstig urtheilte, sind völlig vergessen. Boursault hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er machte eine abscheuliche Kritik von der Ecole des femmes unter dem Titel: Le portrait de peintre, und Molière züchtigte ihn dafür in seinem Impromptu de Versailles. Um sich an Boileau zu rächen, der ihn in seinen Satiren angebracht hatte, schrieb er ein Lustspiel, unter dem Titel: Satyre des satyres, dessen Aufführung aber Boileau verhinderte. Boursault nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau sich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Friedrichsd'or anzunehmen. Dieser, von einer solchen Großmuth gerührt, schenkte ihm seine Freundschaft, und strich den Namen Boursault aus seinen Satiren weg. Boursault starb zu Monluçon im Jahre 1701. Sein Theater enthält sechzehn Stücke; ferner hat man von ihm folgende Werke: Le prince de Condé; Le Marquis de Chavigny; Artémise et Poliante; Ne pas croire ce qu'on voit; Lettres à Babet und Lettres nouvelles, accompagnées de fables etc.

Boussole heißt die Magnetnadel mit ihrem Gehäuse; auch versteht man darunter einen ganzen zu Messungen bestimmten Apparat, einen Meßtisch, weil die Boussole einen Haupttheil desselben ausmacht.

Boxen ist eine eigene Art von Faustkämpfen, die zu den nationellen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehören. Es gibt eigene Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden Anderer ausfechten, theils sich unter einander in einem Kreise von Zuschauern bekämpfen. Die Boxkunst besteht in der Fertigkeit, sich selbst zu decken und dem Gegner Stöße, besonders auf den Unterleib mit der Faust beizubringen. Sie hat gewisse Regeln und Observanzen, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht schlagen. Gewöhnlich sind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet. Derjenige, der zuerst den Wunsch erklärt, aufhören zu wollen, ist der Ueberwundene.

Boydell (John), geboren 1730, verdient einen Platz in der Kunstgeschichte Englands wegen des Einflusses, den seine großen Unternehmungen auf die Fortschritte der Künste in diesem Lande gehabt haben. Die wichtigste ist ohne Zweifel seine Gallerie Shakspea-

:e's, für die er alle großen Maler und Kupferstecher seiner Zeit arbei-
ten ließ, und auf die er Millionen verwandte. Er gab außerdem viele andere Sammlungen von Kupferstichen heraus, unter welchen sich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiserin Catharina an sich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von höchstem Interesse, welches unter dem Namen Liber veritatis bekannt ist, und aus einem Facsimile des köstlichen Bandes besteht, in welchem Claude Lorrain zum Andenken eine Zeichnung von allen seinen Gemählden niederlegte, und dessen Original der Herzog von Devonshire besitzt. Endlich führen wir noch an seine Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6 Vol. (von denen die beiden ersten Bände trefflich sind.) Boydell genoß der höchsten Achtung, und war Sheriff und Lord-major. Er starb 1804.

Boyeldieu (Adrien), geboren zu Rouen gegen das Jahr 1770, ist ein Zögling von Broche, Organisten an der dortigen Domkirche. Gegen das Jahr 1795 kam er nach Paris, und machte sich bald durch sein Talent als Clavierspieler und Romanzencomponist bekannt. In letzterer Eigenschaft fand er außerordentlichen Beifall, und seine Romanzen, S'il est vrai que d'être deux, Le menestrel u. a. waren in Aller Munde. Er wurde beim Conservatorium als Professor des Pianoforte angestellt, und bildete hier treffliche Zöglinge und in großer Anzahl; er war einige Zeit Capellmeister des Kaisers von Rußland, befindet sich aber jetzt wieder in Paris. Für das Theater hat er folgende komische Opern geschrieben: La famille suisse, Zoraime et Zulmar, Montbreuil et Verville, La dot de Suzette, Les méprises espagnoles, Benjowsky, Ma tante Aurore und le Calife de Bagdad. Boyeldieu glänzt vorzüglich in der Romanze, und ist unter den Componisten, was Moncrif unter den Dichtern Frankreichs ist.

Boyle (Robert), ein berühmter englischer Philosoph, geboren zu Lismore in Irland im Jahre 1626, war der siebente Sohn von Richard, Graf von Cork und Orrery, der ihn einer Amme auf dem Lande mit dem Auftrage übergab, ihn zu erziehen, als ob er ihr Kind wäre. Dessen ungeachtet hatte er stets eine schwache und kränkliche Constitution. Er zeigte in seinen ersten Studien einen sehr entschiedenen Geschmack für die Wissenschaften. Im Jahre 1638 beschloß sein Vater, ihn, unter der Leitung eines verständigen und unterrichteten Mannes, reisen zu lassen. Sie gingen durch Frankreich nach Genf, wo sie ihre Studien mehrere Jahre lang fortsetzten. Im Jahre 1641 reis'te Robert nach Italien, wo er jedoch nicht lange verweilte. Als er sich 1642 in Marseille aufhielt, hörte er von dem Ausbruche der Rebellion in Irland. Er gerieth dadurch in Geldverlegenheiten, die ihm erst 1644 nach England zurückzukehren erlaubten. Inzwischen hatte ihn der Tod seines Vaters in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt. Er zog sich auf ein Landgut in Stalbridge zurück, wo er sich eifrigst mit den Wissenschaften, besonders mit der Physik und Chemie, beschäftigte. Er war eines der ersten Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft, welche sich 1645 bildete, und anfangs unter dem Namen eines philosophischen Collegiums ihre Versammlungen hielt, nachher aber vor den bürgerlichen Unruhen nach Oxford flüchtete, und nach der Wiederherstellung der Regierung von Carl II. unter dem Namen der königlichen Gesellschaft bestätigt wurde. Robert Boyle beschäftigte sich während seines Aufenthalts zu Oxford mit der Vervollkommnung der von Otto von Guerike erfundenen Luftpumpe, die er zu lehrreichen Versuchen über die Luft und andere Substanzen anwandte. Der aristotelischen Philosophie kämpfte er entgegen, da er,

wie Baco, den Weg der Erfahrung für den einzig zuverlässigen hielt, um die Wahrheit zu finden. Allen Systemen feind, erhob er sich auch gegen die damals angenommene Lehre der Chemiker, welche das Salz, den Schwefel und Mercur für die Grundstoffe der Körper ausgaben, und zeigte durch die Erfahrung die Unstatthaftigkeit dieser Hypothese. Er gab in der Materie nur rein mechanische Eigenschaften zu. Jedes Jahr seines Lebens ward durch neue Versuche bezeichnet, welche dazu dienten, Irrthümer zu vernichten und zu allgemeinern Wahrheiten zu führen. Ihm verdankt man die erste genaue Kenntniß von der Einsaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke; Beobachtungen, die lange nachher der neuern Chemie zur Basis gedient haben. Im Allgemeinen ist er der erste Führer derer, welche die chemischen Phänomene der Luft studirten, und der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendish und Priestley gewesen. Robert Boyle war eben so thätig für die Religion als für die Philosophie, und entwickelte dabei Geistesfähigkeiten, die selten in einem harmonischen Vereine gefunden werden. In allen seinen philosophischen Arbeiten zeigte er einen geraden, methodischen, nur auf die Erfahrung fußenden Geist. Dabei aber besaß er eine lebhafte, bewegliche, zu phantastischen Ideen hingezogene Phantasie, welche in seiner frühen Jugend durch die Lectüre des Amadis von Gallien auf eine Weise geweckt worden war, daß der Einfluß davon stets sichtbar blieb. Schon von Natur war Boyle zur Schwermuth geneigt, und diese Stimmung ward durch mehrere Ereignisse noch vermehrt. Besonders machte der Anblick der großen Karthause zu Grenoble, die Wildheit der Gegend, so wie das strenge einsiedlerische Leben der Geistlichen daselbst einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, so sagt er selbst, habe, seine tiefe Schwermuth benutzend, seine Seele mit Schrecken erfüllt, und ihm Zweifel gegen einige Hauptdogmen der Religion eingeflößt. Dieser Zustand war ihm so unerträglich, daß er sich versucht fühlte, durch einen freiwilligen Tod sich davon zu befreien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. Indem er sich im Glauben zu stärken suchte, fand er die bis auf ihn erschienenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für seinen Geist nicht hinreichend. Um selbst die Werke im Originale kennen zu lernen, welche die Grundlage derselben sind, unternahm er das Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Hebräischen, und verband sich auf das innigste mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Thomas Berlow u. s. w. Das Resultat dieser Studien war eine Ueberzeugung, die sich theils in theologischen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er stiftete öffentliche Lehrstunden, um neue Beweise für die Lehrsätze der christlichen Religion vorzutragen, und dieser Stiftung verdanken wir die schönen Reden Samuel Clarke's über das Daseyn Gottes. Er beförderte die Missionsanstalten in Indien, und ließ die Bibel auf seine Kosten ins Irländische und Galische übersetzen und drucken. Mit seinen religiösen Grundsätzen verband er die reinsten Sitten, eine seltene Bescheidenheit, Wohlthätigkeit und Eigennützigkeit. So lange er lebte, stand er in der höchsten Achtung. Er starb zu London 1691, und ward in der Westminsterabtei beerdigt.

Verzeichniß

der

im ersten Bande enthaltenen Artikel.

A Seite 1
Aachen —
Aachner Friede —
Aeacus 2
Aargau —
Abbé 3
Abbilden —
Abbt —
Abdera —
Abdruck 4
Abel 5
Abelard —
Abend 7
Abendmahl —
Abensberg 10
Abenteuerlich 11
Aberglaube 13
Aberli —
Aberwitz —
Abgaben 14
Abgötterei 15
Abguß 16
Ab intestato 17
Abirrung des Lichts —
Ablaß —
Ablauf 18
Ablegen —
Abprotzen 19
Abraham —
Abraham a Santa Clara 20
Abschicht —
Absolut —
Absonderungsvermögen 21
Abstammung d. Menschengeschlechts —
Abstand 22
Absteigende Linie 22
Absteigung —
Abstract —
Abstrebekraft 23
Abstufung —
Abt —
Abtakeln —
Abukir —
Abulfeda 24
Abweichung 25
Abyssinien —
Abzugsrecht 26
Acatholici —
Accent —
Acceptant 27
Accessit 28
Accidens —
Accise —
Accommodation 29
Accompagnement —
Accord —
Accord 30
Achäer —
Achat 31
Achenwall —
Acheron 32
Achilles 32
Achilles Tatius 33
Achmet III. —
Achromatisch 34
Acht —
Acidum —
Ackerbau —
Ackermann 35
Acre —
Acrostichon 36
Act —
Actie —
Action 37
Actium —
Activhandel —
Acton —
Acustik 39
Adagio —
Adam 40
Adam —
Adams 41
Adams 42
Adanson 43
Adäquat 44
Addington —
Addison 45
Adel 48
Adelstan 50
Adelung 51
Adept 52
Aderlaß —
Adern 55
Ades —
Adhäsion —
Aedilen 56
Adjustiren —
Adjutant —
Adler 57
Admet —
Admiral —
Adonis 58
Adonisch —
Adoption —
Adrastea 59
Adriatisches Meer —
Advocat —
Adyton 60
Aërodynamik 61
Aërolithen —
Aërostat —

Aërostatik 64
Affect —
Affectation 65
Affiliiren —
Affinität —
Affry —
Afrika 66
Agamemnon 69
Aganippe 70
Agathodämon —
Agathon —
Agende —
Agent —
Aegeria —
Agesiläus —
Aegeus —
Aggregat 71
Aegide —
Agio —
Aegisthus —
Aglaja —
Agnaten —
Agnes Sorel —
Agnus Dei 72
Agon —
Agrarische Gesetze —
Agrippina —
Aegypten —
Aegypten. (Landung u. Feldzug der Franzosen in) 73
Ahnen 90
Ahnung —
Ahriman 91
Ajax —
Aiguillon 92
Aissé —
Akademie 93
Akbar 95
Akenside —
Aktäon 96
Alabaster —
Alamanni —
Alarich 97
Alaun 98
Alba 99
Albani 101
Albanien —
Alberoni —
Albert 102
Albingenser 103
Albini —
Albino 104
Albinus —
Albion 105
Alboin —
Albrecht I. —
Albrecht II. 108
Albrechtsberger 109
Albuquerque —
Alcalde 110
Alcäus —
Alceste —
Alchymie —
Alcibiades 113
Alcides 116
Alcmäon —
Alcudia —
Alcuinus 117
Aldobrandini 118
Alekto —
Alemannen —
Alembert d' 119
Aleppo 121
Alexander der Große —
Alexander Newski 126
Alexander VI. —
Alexander I. 127
Alexandria 131
Alexandriner 132
Alexandrinisches Zeitalter —
Alexis 133
Alfieri —
Alfred 136
Algarotti 138
Algebra 139
Algier —
Alicante 140
Alkali —
Alkamenes 141
Alkmar —
Alkohol —
Alla Breve —
Allah 142
Alle für Einen —
Allegorie —
Allegri 146
Allegro 147
Allemande —
Allianz —
Alligation —
Alliteration 148
Allodium —
Allrunen 149
Alluvionsrecht —
Almanach —
Almarco —
Almeida 149
Almosen 150
Aloiden —
Alp —
Alpen 151
Alphabet 152
Alpheus —
Alphons III. 152
Alphons X. —
Alphons V. 153
Alphons I. 154
Alphons V. 155
Alt —
Altar 156
Altenburg —
Alter 157
Alterthümer 160
Altona 162
Altranstädter Frieden —
Alxinger —
Amadis —
Amalgama 163
Amalia 165
Amalthea 166
Amarant —
Amathus —
Amazonen —
Ambassadeur 167
Amboina —
Ambra —
Ambrosia —
Ambrosius —
Amerigo Vespucci —
Amerika 169
Amethyst 171
Ameublement 172
Amiens —
Aemilius Paulus —
Amiot —
Amman 173
Ammon —
Amnestie —
Amor 174
Amortisiren —
Amphibie 176
Amphictyonengericht —
Amphion 177
Amphitheater —
Amphitrite —
Amphitruo —
Amputation 178
Amsterdam 179
Amulet 180

Amurath I. 180
Amurath II. —
Anabaptisten 181
Anacharsis —
Anachoret —
Anachronism —
Anaclasis —
Anadyomene —
Anagramm 182
Anakreon —
Analogie —
Analysis 183
Anamorphose 184
Anapäst —
Anarchie —
Anathema —
Anatomie —
Anaxagoras 187
Andante —
Andreä —
Andreas 188
Andromache —
Andromeda —
Aeneas 189
Anesidemus 190
Aneorisma —
Anfossi —
Angarien 191
Angeborne Begriffe —
Angeborne Neigungen —
Angeln —
Angelo (Michael) —
Angenehm 193
Anglaise —
Anglicanische Kirche —
Angriff 194
Anhalt 196
Ankarström 197
Anker 198
Anlage 199
Anleihen —
Anmuth 200
Anna von England —
Anna Iwanowna 201
Annaten 202
Annomination —
Annuitäten —
Anodyna 203
Anomalie —
Anordnung —
Anorganisch 204
Anquetil du Perron —
Ansatz 205
Anschauung —
Anschauungslehre 206
Anson 208
Anspach 209
Anstand —
Ansteckung 210
Antäus —
Antenor —
Anteros —
Anthologie —
Anthropoliten 211
Anthropologie —
Anthropomorphismus —
Anticaglien —
Antigone —
Antik 212
Antillen 217
Antinomie —
Antinous —
Antiochus 218
Antiope 219
Antipathie —
Antiphlogistische Chemie —
Antiphonie 220
Antiphrasis —
Antipoden —
Antiquitäten —
Antisthenes —
Antithese —
Antitrinitarier 221
Antoinette —
Antoninus Pius 225
Antoninus (Marcus Aurelius) —
Antonius 226
Antwerpen 230
Anubis —
Anville d' 231
Anwurf 232
Anziehung —
Aeolier 233
Aeolus —
Aeolsharfe 234
Aeon —
Apanage —
Apathie —
Apelles —
Apenninen 235
Aphrodite —
Apicius 236
Apis —
Apokalypse —
Apokryph. Bücher 237
Apodiktisch 237
Apollo —
Apollonius 238
Apolog 240
Apophthegma —
Apoplexie —
Apostasie —
Apostel —
A posteriori —
Apostolisch —
Apostroph 241
Apothekerkunst —
Apotheose 244
Appellation 245
Appische Straße —
Appius Claudius —
Applicatur 246
Approchen —
Apraxin —
A priori 247
Apulejus —
Aquäduct —
Aquarel 248
Aqua Tinta —
Aqua Toffana 249
Aequator —
Aequinoctium 250
Arabesken —
Arabien —
Arabische Literatur 252
Arachne 257
Arachnologie —
Aragon —
Arak 260
Aranda —
Aräometer —
Ararat 261
Arbitrage —
Arc (Jeanne d') —
Arcade —
Arcanum —
Arcesilaus —
Archaïsmus 262
Archäologie —
Archenholz 263
Archilochus 265
Archimandrit —
Archimedes —
Archipelagus 266
Architektonik 267
Architrab —
Archonten —
Arcis sur Aube —
Arçon —

Are 268
Are —
Areopagus —
Arethusa —
Aretino —
Argandische Lampe 270
Argens d' —
Argonauten 271
Argus 274
Ariadne —
Arianer 275
Arie 276
Arion —
Arioso —
Ariosto 277
Arisch El 278
Aristarch —
Aristides —
Aristipp 279
Aristokratie 280
Aristomenes —
Aristophanes 281
Aristoteles 282
Arithmetik 283
Arkadien —
Arkadische Gesellschaft 284
Arkwright —
Armada —
Armbrust —
Armée 285
Armenien —
Armenwesen 287
Armfelt 289
Arminianer 290
Arminius —
Armuth 294
Arnaud —
Arnauten 295
Arnd —
Arnold —
Arrende 296
Arria —
Arrieregarde —
Arsenik —
Artemis 297
Artemisia —
Arterien —
Arthritisch —
Arthur 298
Artikel 299
Artillerie —
Artois 300
Arundelianische Marmor 301
Aruspex 301
Arzneikunde —
Arzt 304
As 308
Asbest —
Ascanius 309
Asceten —
Asche —
Aschermittwoch 310
Aeschines —
Aeschylus —
Aesculap 311
Asen 312
Asien —
Asklepiadeische Verse 318
Asmodi —
Aesop —
Asparn 319
Aspasia 321
Aspecte 322
Asphyxie —
Assas 323
Assassinen —
Assecuranz —
Assiento-Tractat —
Assignat 324
Assimilation —
Assisengericht 325
Assonanz —
Assoziation der Ideen —
Assyrien 326
Asthenie 327
Aesthetik —
Aesthetisch 331
Asträa 332
Astrognosie —
Astrolabium —
Astrologie 333
Astronomie 334
Asyl 341
Atabalipa 342
Atalanta —
Ate —
Athalia —
Athamas 343
Atheismus —
Athen 344
Athene 345
Aether —
Aethiologie —
Aethiopier —
Athleten —
Athmen 346
Athos —
Atalantis 346
Atlas 347
Atmosphäre —
Atmosphärische Luft 348
Aetna 349
Aetolier —
Atomen —
Atonie —
Atreus [illegible]
Atropos —
Attika —
Attika 352
Attila —
Attitüden 354
Attraction 358
Attribut —
Atys 361
Aetzkraft —
Aetzkunst 362
Aubaine (droit d') —
Audebert —
Auditeur 363
Auerstädt —
Auferstehung 365
Auffodern —
Aufgang der Sterne 366
Aufgebot —
Aufklärung —
Auflage 367
Auflösung —
Aufnehmen 368
Aufriß —
Aufruhr —
Aufsteigung 369
Auftritt, Aufzug —
Auge 370
Augenmaß 372
Augereau —
Augias 374
Augsburg —
Augsburgische Confession —
Augurn 375
August II. —
August III. 380
August (Friedrich) 381
Augustinus 385
Augustus 387
Aurengzeyb 391
Aurora 392
Ausbeute —
Ausbruch —
Ausdruck —
Ausdünstung 393
Ausfall 394

Ausgedinge 395
Auslegung —
Ausonius —
Auspicien 396
Aussatz —
Außenwerke 397
Aussüßen —
Ausstellung —
Austerlitz 399
Austrägal-Inst. 402
Australien —
Auswanderung 403
Auswechselung 404
Authentisch —
Autocratie —
Auto da Fé —
Autodidakten —
Automat 405
Autonomie 406
Auvergne —
Avanien 407
Avantgarde —
Avarie 408
Averani —
Avernus —
Avers 409
Avignon —
Avocatorien —
Axe —
Axiom 410
Azimuth —
Azoren 411
Azur —
Azzara —

B 412
Baake —
Baarrecht —
Babet 413
Babo —
Babylonien —
Baccalaureus 414
Bacchius —
Bacchus —
Bacchylides 416
Baccio della Porta —
Bacciochi 417
Bach —
Bachaumont 418
Backhuysen 419
Baco (Franz) —
Baco (Roger) 422
Baden 424
Baden-Baden 427
Bäder 428
Baert 431
Bagdad —
Baggesen 432
Bagration —
Bahama-Inseln 433
Bahrt —
Bailly 435
Bairaktar 437
Baizen —
Bajaderen —
Bajazet I. 438
Bajazzo 739
Balaniten —
Balbek —
Balboa —
Balde 440
Balearen —
Ballade 441
Ballei —
Ballet —
Ballist —
Ballistik —
Ballspiel 442
Balsame —
Balsamiren 443
Baltimore —
Baltisches Meer —
Balzac 444
Bamberg —
Bambocciaden 445
Band —
Bandello —
Bandwurm 446
Bank 447
Banks 448
Bann —
Banner —
Bannerherr 449
Bannus —
Banquerott —
Banquette —
Banti —
Bär —
Baratier —
Barbados 450
Barbarei —
Barbaren 451
Barbetten —
Bärbiton —
Barbou —
Barby —
Barca —
Barcarolles —
Barcelona 452
Barclay de Tolly —
Barden 452
Bardiet 453
Bardili 454
Barère 455
Barfüßer-Mönche 456
Bariton —
Barlow —
Barmen 457
Barmherzige Brüder —
Barnabiten —
Barnes —
Barneveldt 458
Barometer 459
Baron (M.) 461
Baron —
Barras 462
Barre 463
Barri du —
Barrieretractat 464
Barros 465
Bar sur Aube —
Bart 466
Barthelemy (J. J.) 467
Barthelemy (F.) 468
Barthelemy —
Bartholomäer —
Bartholomäusnacht —
Bartolozzi —
Basalt 469
Baschkiren —
Basedow 470
Basel —
Basilica 471
Basilisk 472
Basilius 471
Basis 472
Baskerville —
Basquen —
Basrelief —
Baß 473
Bassa —
Basselisse —
Basse-taille —
Bassethorn 474
Bassompierre —
Bastard 475
Bastia —
Bastille —
Bastion —
Bataillon 476
Batarde —
Bätaver —

Batavia 476
Bath 477
Bathos —
Bathyll —
Batrachomyomachie —
Batterie 478
Batteur —
Battoni 481
Bauart —
Bauchredner 482
Bauer —
Bauernkrieg —
Baukunst 484
Baukunst (Geschichte der) 489
Baum 49[illegible]
Baumannshöhle 496
Baumgarten (A. G.) —
Baumgarten (J. S.) 497
Baumschlag 498
Baumwerk —
Baumwolle 499
Baumwollenspinnmaschinen 500
Baurisse —
Bautzen —
Bautzen (Schlacht bei) 501
Bavius 503
Baxter —
Bay —
Bayard —
Bayern 506
Bayle 518
Baylen (Capitulation von) 520
Bayonne 521
Bayreuth 522
Bazar 523
Beattie —
Beaucaire —
Beauharnais (A.) —
Beauharnais (F.) 524
Beaumarchais —
Beaumont (Fr.) 527
Beaumont (Mad.) 528
Beaune —
Beaurepaire —
Beccaria (C.) —
Beccaria (G. B.) 529
Becher 530
Beck —
Becken 531
Becker (W. G.) 531
Becker (R. Z.) 533
Becker (B.) 534
Becket —
Beckmann 536
Bedeckter Weg —
Bedeutung —
Bedienung des Geschützes 538
Bedienung —
Bedlam —
Beduinen —
Beelzebub 539
Beerdigung —
Beethoven 540
Befehlen 541
Befestigungskunst 542
Befruchtung —
Befugniß 543
Beg 544
Begehrungsvermögen —
Begeisterung —
Beglaubigungsschreiben 546
Begleitung —
Beglerbeg 547
Begnadigungsrecht —
Begräbnißplätze —
Begreifen 549
Begriff —
Beguinen 551
Behaim —
Behandlung 552
Beichte 553
Beil 554
Beilbrief 555
Beiram —
Beireis —
Beiwerk 556
Beiwort —
Beizen 557
Belagerung —
Belehnung —
Belemniten 558
Beleuchtung —
Belgier —
Belgrad 559
Belial —
Belisar —
Belle-Alliance 561
Belleisle 563
Bellerophon —
Bellona 566
Belloy 565
Belohnung 567
Belt 568
Belvedere —
Bembo 569
Benares 571
Bench 572
Benda (H. G.) —
Benda (Fr.) —
Benda (Joh.) 573
Benda (G.) —
Benda (J.) 575
Benda (A. Fr.) —
Bender —
Benedict XIV. —
Benedictiner 577
Bengalen —
Bengel —
Benjowsky 578
Bennigsen 579
Benserade 580
Bentley —
Benzel-Sternau 581
Beobachtung —
Bepunkten 583
Berchtold 584
Beredsamkeit 585
Berengar 586
Berenhorst —
Berenice 587
Berennen —
Berezina —
Berg 589
Bergamo 593
Bergbau —
Berge 594
Bergen 597
Berghem —
Bergmann 598
Bergstraße 599
Berill —
Bering —
Berkeley 600
Berlichingen 601
Berlin 602
Berlin (Decret von) 604
Berline —
Berliner Blau —
Bern —
Bernadotte 606
Bernard —
Bernburg 607
Bernhard (St.) —
Bernhard 608
Bernhardiner 610

Bernhardsberg 610
Berni 611
Bernier 612
Bernini 614
Bernis 617
Bernouilli 619
Bernstein 621
Bernstorf —
Berquin 623
Berthier 624
Berthoud 625
Bertoli 626
Berton (P. M.) —
Berton (H. M.) 627
Bertuch —
Beruf 629
Berwick 631
Besatzung 632
Besborodko —
Beschneidung —
Besenval 633
Besessene —
Besitz 634
Bessières —
Bestimmung des Menschen 635
Bestreichen 636
Bestuchef —
Betel 637
Bethleem 638
Bethlehem —
Bethlehem —
Betrug —
Betrug der Sinne 639
Bettelmönche 640
Bettinelli —
Beurtheilung 642
Beutel —
Bevölkerung 643
Bevölkerungspolitik —
Bewahrungsanstalten 644
Bewegliche Feste 645
Bewegung —
Beweis 646
Bewußtseyn 649
Beylegen 650
Beys —
Bezifferung —
Bianchini 651
Bias 652
Bibiena 653
Bibel 654
Bibl. Alterthümer 655
Biblische Erdkunde 655
Bielefeld —
Bienenrecht 656
Bier 657
Bierey 659
Biester 660
Bievre 661
Bigamie —
Bilanz —
Bild 662
Bildende Künste —
Bilderlehre —
Bilderstürmer —
Bildhauerei 663
Bildhauer der Griechen 667
Bildhauer der Römer 673
Bildhauer der Neuern 674
Bildhauer der Deutschen 680
Bildlich —
Bildnerei 681
Bildsäule 688
Bildung —
Bildungstrieb 692
Bill 693
Billington —
Binocular-Telescop 694
Binomisch —
Biographie —
Biologie —
Bion —
Biornstahl 695
Biren 696
Birmingham 697
Biron —
Biron 699
Biscaya —
Biscuit —
Bischof —
Bischofswerder 701
Bister —
Bitaubé —
Bithynien 702
Bivouac —
Bizarr —
Black 704
Blackfisch —
Blackstone —
Blair 705
Blake 706
Blake 707
Blanchard 707
Blanco 708
Blangini —
Blankenburg —
Blason 709
Blatt —
Blattern 710
Blaufarbenwerk 711
Blech 713
Blei 714
Bleichen —
Bleiweiß 715
Bleiwurf —
Bleizucker —
Blendungen 716
Blick —
Blinde —
Blitz 718
Blitzableiter 720
Bloch 721
Blockhäuser —
Blockiren —
Blocksberg —
Blondel 722
Bloomfield —
Blücher 723
Blum 726
Blumauer —
Blume 727
Blumenbach 728
Blumenhandel 729
Blumenorden 730
Blumenstück —
Blut 731
Blutader 732
Blutbereitung —
Bluthochzeit —
Blutschande 734
Blutsfreundschaft —
Bluttaufe 735
Boccaccio —
Boccage 737
Boccherini 738
Bocchetta 739
Böckeln —
Bode —
Bodensee 740
Bodmer —
Bodmerei 742
Bodoni —
Boerhaave —
Boëthius 746
Bogen 747
Bogengang —

Bogeninstrumente 747
Bogenschuß 748
Bogenstellung —
Bogenstrich —
Böhme —
Böhmen 753
Böhmische Brüder 755
Böhmische Steine 757
Boileau —
Bolero 760
Bolingbrocke —
Bollwerk - 764
Bologna —
Bombardiren 765
Bombast —
Bombay —
Bomben —
Bonaparte (Familie) 766
Bonaparte (Lucian) —
Bonaparte (M.L.) 768
Bonchamp —
Bondi 771
Bonifaz (heil.) —
Bonifaz VIII. 772
Bonnet 774
Bonneval —
Bononischer Stein 777
Bonstetten 778
Bonzen —
Bootes 778
Böotien 779
Bora —
Borda 782
Bordeaux 783
Boreas —
Borghese —
Borghese (Villa) 784
Borgia —
Born 786
Borneo —
Borodino 787
Borromäische Inseln 788
Börse —
Borysthenes —
Boscan 89
Böschung —
Böse —
Bosnien 791
Bosporus —
Bosse 792
Bossuet —
Bostanschi 793
Bostellen —
Boston —
Botanik 795
Botanibay 803
Both —
Bothnien 804
Böttcher
Böttiger
Bouchardon
Boucher
Boufflers
Bouffon
Bougainville
Bouillé
Boulevards
Boulogne
Boulton
Bourbon (Ch. Duc de)
Bourbon (Haus)
Bourbon (Insel)
Bourdaloue
Bourdonnaye
Bourgogne (L. Duc de)
Bourgogne
Bourgoing
Bourignon
Boursault
Boussole
Boxen
Boydell
Boydeldieu
Boyle

804
—
n 806
—
807
—
ile —
808
s 809
—
—
Th. Dur
810
Hans) 812
Insel) 817
e 818
ne 819
e (L. Dur
822
e —
s —
n —
r 823
824
—
—
en 825
—

A 507401 DUPL